Vernunft- und schriftmäsiges

Schutz- Trutz-

und

Vertheidigungs-Libell

für den

Wirtembergischen Adel,

gegen

die demokratischen und jakobinischen
Belialssöhne unser Zeit,

kurz und einfältig gestellt,

von

Sebastian Käsbohrer
p. t. Schulmeister zu Ganslosen.

Waldangelloch und Leipzig im Jahre
1797.

Wer die wahrheit geygt, dem ſchlegt man
die geigen an Kopf!

Sprüchwörter und ſchöne Klügreden etc. etc.
8. Frankf. 1560.

Wie — iſt *Saul* auch unter den Propheten? — So wird mancher meiner höchſt- und hochzuverehrenden Landsleute, bey dem Anblicke dieſes kleinen und einfältigen Opuſculums, ausrufen, und es nicht wenig kühn und anmaſſend finden, daſs ein unbedeutender Ludimagiſter auf dem Lande, ſich ſo unberufen in Staatsaffairen mengt, und ſich unter das Heer der Herren und Frauen hineindringt, mit deren Liſte der wohlſeelige Herr Profeſſor *Haug* das deutſche, und in ſpecie das *wirtembergiſche Publikum*, noch kurz vor ſeinem Ableben, beſchenkt hat. Jedoch wird dieſe Verwunderung bald verſchwinden,

wenn es meinen Landsleuten nur beliebt, ſich zu erinnern, daſs die Litterarhiſtorie, und beſonders das *gelehrte Wirtemberg*, mehrere Männer und Weiber aufführt, welche in ihrer bürgerlichen Lage weit weniger Beruf zur Schriftſtellerey fanden, als meine Wenigkeit, — und daſs der Schulmeiſter zu *Gainsloſen* eine dem gelehrten Stande weit näher verwandte Beſtimmung begleitet, als zum Beyſpiel der Schultheiſs *Mangold* zu *Suppingen*, oder der Herr Lammwirth *Steeb* zu *Tübingen*, oder der Herr Peruquieur *Neufer* zu *Heidenheim*, oder die Frau Stadtſchreiberin *Knör* zu *Göppingen*.

Ich halte die Schriftſtellerey für eine *freye Kunſt*, wie zum Beyſpiel das Seiltanzen, oder das Taſchenſpielen, oder das Quackſalben, und ſie iſt, nach meiner Meinung, es mag ſie treiben, wer da will, mit

jedem

jedem Stande verträglich. Sie ehrt und ſchändet auch keinen Stand, ſondern immer nur die Perſon, die ſich mit derſelben abgiebt.

Die itzige Zeit, und der Gegenſtand, über den ich zu ſchreiben mich unterwinde, werden mich aber noch mehr als alles das entſchuldigen, wenn meine lieben Leſer ſehen, daſs es Feuereifer für die gute Sache einer gelästerten Klaſſe, heiliger Zorn über die politiſchen Häretiker und Häreſiarchen unſrer Zeit, Exploſion des reinſten Patriotiſmus, und Wärme für die ewigen Rechte einer turnier- und ſtiftsmäſsigen Abkunft ſind, die mir die Feder in die Hand geben, und mir eben ſo nachdrüklich, wie der Mann mit den meſſingnen Füſſen und den flammenden Augen, dem Jünger in der *Apokalypſe* zurufen: „Schreibe, was da iſt, und was geſchehen ſoll! — “

Seitdem unſer gnädigſter Landesherr geruhet hat, nach einer altherkommlichen Formalität, ſeine *treugehorſamſten Prälaten und Landſchaft* zu einer allgemeinen Verſammlung zuſammen zu ruffen, könnte man das Wort des ſchelmiſchen *Anſelmus Rabioſus*, daſs *Wirtemberg* das Land der *Schreiber* ſey, in einem höhern Sinne nehmen, und unter den leztern *Schriftſteller* verſtehen, — und doch wäre es noch treffend. Denn, ſeit dem nimmt ſich's ein jeder heraus, ſeine Stimme und ſein Stimmlein über die Angelegenheiten des Vaterlandes öffentlich zu erheben, — und ſchon machen unſre *Landtagsſchriften* eine kleine Bibliothek aus, worüber ſogar der Herr Profeſſor *Maier* in *Tübingen* bereits einen *kritiſchen Index* geliefert hat. Dieſes Schriftenheer will mir aber ſchlechterdings nicht in Kopf, und ſo oft ich in dem Wochenblatte ein neues Contingent zu demſelben angekündigt finde, flieſst mir allemal die

Galle

Galle über. Das haben ſich auch meine Schulkinder bereits gemerkt; denn wenn ich mit einem zornigen Geſichte unter ihnen auftrete, oder den Backel ſtärker als gewöhnlich gebrauche, ſo ſtecken ſie gleich die Köpfe in einander, und ſagen zuſammen: Hat gewiſs wieder einer drunten in *Stuttgardt* geſchriftſtellert! — Gibt es aber auch etwas alberners, als dieſes Schriftſtellern? Denn wozu iſt der Herzog, und die Regierung, und die Landſchaft da, wenn uns jeder armſeelige Federfuchſer ſchon ſagen kann, was uns gut iſt? — Und iſt es nicht die gröbſte Beleidigung gegen Herzog, Regierung, und Landſchaft, wenn man ihren Berathſchlagungen und Reſolutionen ſo mit einem ungeforderten Gutachten zuvor kommt, und ihnen damit gerade zu unter die Naſe ſagt: Seht, wir ſind geſcheuter als ihr!

Das iſt eine Frucht der gott- und heilloſen *franzöſiſchen Revolution*, von der nicht nur

mein

mein Lieblingsbuch die *Apokalypſe* geweiſſagt, ſondern auch die Empörung des *Abſalons* gegen ſeinen frommen Vater *David* ein *Vorbild* geweſen iſt. Dieſe Revolution hat vielen Leuten auch in unſerm Lande die Köpfe verdreht, und da ſie ſahen, daſs in *Frankreich* die verkehrte Welt geſpielt wurde, ſo wollten ſie es in *Deutſchland* gerne nachmachen, damit ſie ſo, *bello modo*, aus ihrem itzigen lumpenhaften Zuſtande ſich herausſchwingen, und zu Reichthum und Ehren gelangen könnten. Daher predigen ſie das Evangelium der Aufklärung auf den Dächern, und behaupten die abſcheulichen Sätze, die groſſen Herren ſeyen um des Volks willen da, und die Menſchen ſeyen alle einander gleich, was doch durch die Erfahrung und Geſchichte ſo laut widerlegt wird, daſs man ſiehet, dieſe Leute ſeyen recht wie *Pharao* dem Gerichte der Verſtockung übergeben. Zwar fiengen ſie an eine Weile kleinlaut zu werden, als ſie die-

ſchrecklichen Folgen ſahen, welche die teufliſche Philoſophie des verfluchten *Voltaire*, des heidniſchen *Montesquieu*, und des verrükten *Rouſſeau* in Frankreich hervorbrachte. Aber ſeitdem der Landtag angekündigt worden, werden ſie mit einem male wieder laut, wollen mit Gewalt aus demſelben eine *franzöſiſche Nationalverſammlung* machen, träumen von Menſchenrechten, Repräſentation, Conſtitution, und wie die Modeausdrücke weiter heiſſen, und ſprechen dem Grundſatze unverſchämt Hohn, der doch von jeher praktiſch in *Wirtemberg* gegolten hat: Daſs nämlich Land und Leute ein unumſchränktes Eigenthum des Herzogs ſeyen.

Zu dieſem Wiedererwachen des Empörungsgeiſtes hat die unerwartete Erſcheinung eines demokratiſchen Geſpenſtes viel beygetragen, das ſeit Jahren auf unſere hochgelehrte Herren gar vielen Einfluſs hatte. Als

nämlich

nämlich die französischen Räuberhorden ihren ungebetenen Besuch bey uns abstatteten, kam der Erzjakobiner *Cotta* wieder ins Land, dem der höchstselige *Herzog Ludwig* einst die Wahrheit tüchtig gesagt, und ihn dadurch zu dem erbittertsten Feinde derselben gemacht hat. Dieser *Cotta* sammelte unsere *Jakobinerlein* um sich her, blies ihnen, gleich dem Feinde, neues Gift ein, stärkte ihren Glauben und ihre Hoffnung, und — als er weg war, so erhuben sie ihre Stimme, brüllten, gleich den Baalspfaffen: Freyheit und Gleichheit! und schrieben — Landtagsschriften.

Alle diese Herren schienen einen Bund mit einander gemacht zu haben, unsern Adel auf das frevenlichste anzutasten, die schwersten Beschuldigungen auf ihn zu wälzen, und laut zu behaupten, dass man denselben nicht anders, als nach der Weise des *Wienerschubes*, aus dem Lande hinausschieben soll. Die Lästerer!

sterer! Beweisen sie damit nicht ihre französisch-demokratischen Grundsätze, die doch längst von Kaiser und Reich mit Galgen und Rad verpönt sind, — und ihren angemessenen Stolz, mit dem sie unsre gnädigen Herren und Frauen aus dem Lande verdringen, sich ihrer Stellen bemächtigen, und uns dann fein hübsch tyranniſiren möchten?

Ich weiſs nicht, wie es kommt, daſs unſer Adel bisher zu all diesem Unwesen so mausestille gesessen, und sich so geduldig h läſtern und verläumden lassen. Zwar begreife ich wohl, wie es ein Mann von stiftsmäſsiger Abkunft unter seiner Würde finden kann, sich mit einem aus dem Pöbel herumzubalgen, und der Löwe müſste seine Anſprüche an das Königthum im Thierreiche aufgeben, wenn er mit den Mäusen oder Fröschen einen Kampf eingehen wollte. Aber in unſerm Falle machen es die Mäuſe gar zu arg, und schon

sind

ſind ſie durch das groſsmüthige Stilleliegen des Löwen ſo impertinent geworden, daſs ſie ihm die Augen zerkratzen, in den Rachen hofieren, und triumphirend ausrufen: „ſeht er hat ſeine ganze Kraft verloren!“ Deſshalb ſollten unſre *gnädige* Herren endlich doch zur Fehde aufſtehen, und dem unpartheiiſchen Publikum, in einer gründlichen *Deduction* beweiſen, daſs ihre Vorrechte durch göttliche und menſchliche Geſetze geheiliget ſind, und daſs ſie niemand antaſten, ja bezweifeln könne, ohne ſich des *Jakobinismus*, des *Arianismus*, des *Manichäismus*, und der *Atheiſterey* ſchuldig zu machen. Sie haben ſelbſt in ihrer Mitte Leute genug, die dieſen Beweis mit der höchſten Evidenz zu führen im Stande wären, und beſonders hat der Herr Lieutenant *Eugen von Scheler* durch ſeine bisher edirten claſſiſchen *opera hiſtorica & poëtica* ſattſam dargethan, daſs niemand eine beſſere Apologie ſeines Ordens, weder *in ligata*

ligata noch *illigata*, liefern könnte, als eben er. In der Hoffnung ein solches Werk bald zu sehen, betrachte ich diese meine unbedeutende Schutz- und Trutzschrift nur als einen *Prodromus* desselben, und mache damit höchstens auf das kleine Verdienst Anspruch, die Gemüther auf diese vollkommene Apologie einstweilen vorzubereiten, vor der alle unsere *anti-equestrischen Diatriben* und *Schediasmen* verschwinden werden, wie Seifenblasen, oder Tabaksrauch.

Etliche unserer jakobinischen Schreyer hatten nicht Muth genug, sich öffentlich zu nennen, sondern versteckten sich, im Bewustseyn ihrer schlechten Sache hinter die spanische Wand der *Anonymität*, wie jeder andere Pasquillant auch, oder wie die falschen Münzer. Daraus erhellet es klar genug, dass sie selbst von der Unzulässigkeit ihres Systems überzeugt sind; denn leuchtete es ihnen als

Wahr-

Wahrheit in die Augen, ſo würden ſie ſich gewiſs weder ſchämen, noch fürchten, es ohne Verhüllung ihrer Perſonen zu verkünden. Nur der berüchtigte Profeſſor *Spittler* zu *Göttingen*, der längſt als ein religiöſer Ketzer bekannt iſt, und in ſeinen hiſtoriſchen Büchern ſich zum Advokaten aller Häretiker und Schismatiker, von den *Nikolaiten* bis auf *Leſſing* herab, aufwirft, erröthete nicht, ſeinen Namen auf die Scharteke zu ſetzen, worinn er ſeine hochweiſe Stimme über die neueſte Lage unſeres Landes ertheilet. Daraus erhellet aber weiter nichts, als daſs er unter den *revolutionairen Philoſophaſtern*, die leider! *Wirtemberg* auch hervorgebracht hat, wie es Tollbeere und Giftſchwämme hervorbringt, der frechſte und unverſchämteſte iſt. Was läſst ſich auch erwarten von einem Manne, der ſo wenig Devotion für die zweyte Perſon in der Gottheit hat, daſs er ſeine Kirchengeſchichte mit der Blasphemie anfangen

gen konnte: „Vor achtzehnhundert Jahren lebte ein Jude, Namens Jesus!“

Sowohl dieser Herr *Spittler*, als auch seine Consorten, wissen sich ausserordentlich viel mit der Bemerkung, dass der Adel in Wirtemberg keinen besondern Stand ausmache, dass er eigentlich gar nicht zum Lande gehöre, dass die Glieder desselben lauter Ausländer seyen, und dass, setzen sie hinzu, nothfolglich die Aemter, die sie begleiten, von ihnen gegen die Gesetze erschlichen worden, und ihnen von dem Landtage wieder abgenommen werden müssen. — Der lezte Punkt klärt den Sinn dieser Herren auf. Sie wollen den Adel unterdrücken, damit sie seine Stellen erhaschen. So deutlich das ist, so kann doch eine, zur Steuer der Wahrheit, näher geführte Beleuchtung ihrer Einwürfe nicht unnüz seyn, wobey aber mit der gröfsten Ordnung zu Werke gegangen werden muss. Denn *ordo est mater studiosorum*, pflegte mein ehemali-

ger Lehrer, der selige Herr Præceptor *Mebold* in *Schorndorf* zu sagen, bey dem ich fünf Jahre, weniger eilf Monate in die Schule gegangen bin.

Bekanntlich gehört das heut zu Tage zum Modeton, besonders seit dem *Henning* und *Ewald* ihre giftigen Bücher gegen die *Herren von* geschrieben haben, und wer nicht nach dem Lieblingsausdruk des seeligen Doctors *Bahrdt* für einen Schaafskopf gelten will, muss in denselben einstimmen, — zu behaupten, dass dem Adel an sich kein Respekt und keine Ehre gebühre, und dass er in dem Urtheile eines vernünftigen Mannes keinen Schuss Pulver werth sey, wenn nicht Verdienste und Tugenden denselben verherrlichen. Das klingt nun freylich sehr schön, und ich muss es gestehen, dass, auch nach dem Urtheile meiner einfältigen Schulmeistersvernunft, Verdienst und Tugend vortreffliche Dinge sind, und einen jeden Stand ehren, vom

Für-

Fürſten bis auf den Nachtwächter herunter. Aber mit welcher Blindheit dieſe Herren geſchlagen ſind, daſs ſie nicht einſehen, daſs der Reſpect, auf den der Adel Anſpruch macht, ſich am Ende doch auf Tugend und Verdienſte gründe, weil das Wörtlein *von* urſprünglich eine Belohnung derſelben iſt! Zwar könnte man hiegegen einwenden, daſs die Ahnen eines *Nobilis* ihm freylich ihre Güter und Würden hinterlaſſen, daſs er aber um deſswillen nicht auch der Erbe ihrer moraliſchen Eigenſchaften ſey. Ich gebe das zu, obgleich in der Ordnung, von einem tapfern Löwen kein furchtſamer Haſe, und von einem kühnen Adler keine ſcheue Fledermaus erzeugt wird. Aber geſezt die Natur weiche auch von ihrer Regel ab, iſt es nicht unbillig, über der Schwäche des Sohnes das Verdienſt des Vaters zu vergeſſen? Und iſt es nicht immer lobenswerth und recht, die Tugend zu ehren, wenn dieſe

Ehre auch gleich einem ſolchen erwieſen wird, der ſie nicht wegen ſeines perſönlichen Werths, ſondern nur wegen ſeiner Abſtammung verdient?

Doch für diejenigen, welchen dieſer Beweis zu ſpizfindig und zu ſcharfſinnig lautet, — der auch, mit aller Beſcheidenheit ſey es geſtanden, nicht in meinem eigenen Kopfe gewachſen iſt — mag die Bemerkung genug ſeyn, daſs die *heilige Schrift* ſelbſt, ausdrüklich auf die Gerechtigkeit der durch die Geburt erlangten Vorzuge hindeutet. Würde wohl in der altteſtamentiſchen Zeit ein ſo groſſer Werth auf die Herkunft aus *Abrahams* Samen gelegt, und ſo genau über der ſtrengen Ordnung in Anſehung der Geſchlechtsregiſter gehalten worden ſeyn, wenn man nicht den Grundſaz, auf dem die Rechte des Adels beruhen, für gültig angeſehen hätte? Auch beruhet die Verheiſſung und die Drohung, welche der Geſezgeber auf *Sinai* sei-

nem *Codex* angehängt hat, ganz auf dieſem Grundſatze. Denn ſtekte das Gute und das Böſe dem Menſchen nicht im Geblüte, wie hätte *Moſes* den Jehovah ſagen laſſen können, daſs er die Sünden der Väter an den Kindern heimſuchen werde, bis ins dritte und vierte Glied; daſs er hingegen denen, die ihn lieben, wohlthue, bis ins tauſendſte Glied? — Wem das nicht einleuchtet, der gehe hin, und laſſe ſich den Staar ſtechen.

Auch in der Geſchichte des Weltheilandes finden ſich deutliche Spuren von dem hohen Werthe eines noblen Urſprungs. Unter den Juden war lauter Pöbel; daher fand er unter ihnen ſo wenig Glauben, und ſo viel Haſs. Hingegen ſind die wenigen römiſchen Cavaliere, die in ſeiner Geſchichte auftreten, lauter Männer von Ehre und Rechtſchaffenheit. *Pontius Pilatus*, der nur ein bischen weniger Hofmann hätte ſeyn dürfen, und der Mord auf *Golgatha* wäre unterblieben, —

der

der Hauptmann von *Capernaum*, der ſo voll Glaubens war, und nach ächter Ritterweiſe ſchon Kirchen dotirte, — der Capitain, der unter dem Kreuze ein ſo ſchönes Zeugniſs für den Gerichteten ablegte, — das waren lauter *Herren von.*

Jedoch dem ſey wie ihm wolle, der Adel hat einmal ſein *Prärogativ* vor dem Bürgerſtande, und das iſt ihm durch Herkommen, Geſetze, Reichsabſchiede, und den Willen der regierenden Häupter eingeräumt, — folglich iſt es Pflicht und Schuldigkeit, es zu anerkennen, und zu ehren. Ich bin der Meinung, daſs man auch im politiſchen, wie im religiöſen, die Vernunft unter den Gehorſam des Glaubens zwingen, und alles für wahr, recht, gut und heilig halten müſſe, was der Fürſt einmal dafür erklärt hat. Dadurch allein wird Ruhe in der Geſellſchaft erhalten. Will aber ein jeder grübeln, und die Verordnungen des Landesherrn vor ſeinen Richterſtuhl

ſtuhl ziehen und meiſtern, dann giebt es Auftritte wie in *Frankreich*, oder wie in *Wirtemberg* zur Zeit des *armen Konzen*, und am Ende weiſs niemand mehr, wer Koch oder Keller iſt. — Seyt unterthan *aller* menſchlichen Ordnung um des Herrn willen! ſagt der Apoſtel, und das iſt das *primum principium*, in der Staatsphiloſophie des Schulmeiſters von *Gansloſen*, und jedes andern rechtlichen Mannes.

Ich bin es nicht in Abrede, daſs mancher bürgerliche Mann ein weiſerer und ein beſſerer Menſch ſeyn kann, als mancher Adeliche, und ich glaube auch, daſs eben um deſswillen die lieben Alten, in unſern *Dikaſterien*, neben der adelichen Bank noch die Bank der Gelehrten geſezt haben, damit, wenn der *Adel* allein zur Entſcheidung einer Sache nicht zureicht, die leztre hinzutrete, und die Schwachheit der erſtern unterſtüze. Aber um deſswillen kann doch der Bürger auf kei-

nen Vorzug vor dem Edelmann Anſpruch machen. Denn wollte man die Menſchen immer nach Maaſsgabe ihrer Einſichten und ihrer Tugenden placiren, ſo wäre ein ewiges Abſchaffen und Anſtellen im Lande, die unbärtige Jugend verdränge überall das Alter, und die Söhne der angeſehenſten und reichſten Eltern würden oft kaum eine Hauptzollerey oder eine Kaſtenknechtsſtelle erlangen. Aber ſo treten, von Rechtswegen, zum Verdienſte, Gewohnheit, Vetterſchaften, Heirathen, Geſchenke, Maitreſſen, Hofgunſt, und dergleichen Dinge hinzu, und bringen, in Gottes Namen, alles wieder ins richtige Geleis. Mein Proviſor ſpielt ſeinen Generalbaſs ſo gut als der ſeelige *Stötzel*, und verſteht ſeine Geometrie troz dem Herrn *Pfleiderer* in *Tübingen*, und im Rechnen iſt *Schmalzried* nur ein Stümper gegen ihn. Ich aber kann ihm in allen dieſen Stücken das Waſſer nicht bieten. Mein Herr Vicarius verſteht ſein Hebräiſch

bräiſch ſo gut als *Schnurrer*; im Griechiſchen iſt er ſo fix und fertig, als der ſeelige *Bengel*; in der Dichtkunſt dorfen *Conz* und *Stäudlin* und *Magenau* neben ihm nicht mukſen; und wenn er auf ſeiner Kanzel ſteht, ſo glaube ich immer, der ſeelige Hofprediger *Storr* habe ihm ſeinen Geiſt zurükgelaſſen, wie *Elias* ſeinem Diener ſeinen Mantel. Mein Herr Pfarrer ſagt es ſelbſt, im ganzen Lande ſey nicht ſeines Gleichen. Wer wird nun aber um deſswillen verlangen, daſs man mich und den Herrn Pfarrer caſſiren, und unſre Dienſte den beyden beſagten jungen Laffen geben ſoll? Und auf ſo was läuft doch immer das Geſchrey der hochweiſen Herren hinaus, die dem Adel ſtets das Verdienſt entgegen ſetzen. Die Narren! Sie werden doch die Welt nicht umkehren. Und ſeit Adams Falle hat ſie in ihrem Laufe ſich unabänderlich nach der Regel gerichtet: *Wer reit der reit, wer leit der leit!*

Daſs

Dafs mir aber ja niemand mit der Verläumdung angeſtochen komme, dafs unſre hohe Nobleſſe über dem Vertrauen auf ihre Standesvorzüge das Streben nach Vorzügen des Geiſtes und Herzens vergeſſe, oder gering achte, und dafs derſelben überall kein Verdienſt zukomme, wenn man nicht dem zufälligen Glanz, den ihr die Geburt ertheilet, *improprie* dieſen Namen beylegen will. Ich habe es bereits mit aller Aufrichtigkeit eines ehrlichen Mannes zugeſtanden, dafs der Adel manchmal ausarte; und ſo läugne ich es auch nicht, dafs es unter dem unſrigen manche Kammerherren, Staabsofficiere, Räthe und Oberſtallmeiſter giebt, die, hätte der Zufall ſie nicht begünſtigt, vielleicht kaum Stadtknechte oder Bettelvögte geworden wären. Auch bin ich der Meinung, wenn einer mit Lug und Trug umgeht, falſche Handſchriften ausſteilt, ehrlichen Männern ihre Weiber verführt, das Verdienſt drükt und unterdrükt,

den

den armen Mann plagt und ſchindet, die Religion und ihre Diener verſpottet, ſeine Dienſtboten und Handwerksleute nicht bezahlt, und den Landesherrn und die Geſetze verhöhnet, ſo iſt er ein Schurke, er ſey wohl oder ſchlecht geboren, ſowohl als die gnädige oder ungnädige Frau eine Hure iſt, die mit ihrem Leibe einen Handel treibt, oder die Schildwache vor der Thüre ihres Hauſes zu einem Beſuche hinter die Gardinen einladet. Da iſt allzumal kein Unterſchied — wer ſchlecht iſt, bleibt ſchlecht, er ſey auch, wer er wolle. Daſs aber ſolche ſchlechte Menſchen, in dem Orden, wovon wir reden, lauter Ausnahmen von der Regel ſeyen, wird ein jeder bald einſehen, der ſich die Mühe geben will, mit dem *Decalogus* in der Hand, eine Muſterung unſerer adelichen Mitbürger und Mitbürgerinnen vorzunehmen. Indeſs verdienen aber auch ſelbſt dieſe Ausnahmen Schonung und Entſchuldigung, weil man

bey-

beynahe voraussetzen darf, dass die Reize zum Laster unüberwindlich seyn müssen, wenn das Geblute und das Adelsgepräge nichts dagegen vermögen. Auch gebührt ihnen, jener Fehler unerachtet, noch immer dasselbe Maass von Ehre und Achtung, als wenn sie die besten Menschen wären, weil sich ihre Ansprüche auf Ehre auf ihre äusserliche Würde gründen, und jeder um derselben willen verbunden ist, die innere wenigstens zu vermuthen, wenn es gleich an den Merkmalen derselben mangeln sollte. Ueberdiess tritt hier noch das Gesez des Christenthums Vorzugsweise ein, das uns gebietet, von den Fehlern unsers Nächsten mit Nachsicht zu urtheilen, sie wo möglich zu entschuldigen, und wo das nicht angeht, den Mantel der Liebe über sie hinzuwerfen.

Unsre *Jakobiner* häufen Widersprüche auf Widersprüche, und geberden sich bey der An-

Anklage unſrer gnädigen Herrſchaften nichts anders, als die Juden vor dem hohen Rathe zu *Jeruſalem*, als ſie mit falſchen Zeugniſſen gegen unſern Erlöſer procedirten. Sie ſagen: unſer Land hat keinen Adel, — *id quod lubentiſſime concedo*; und dann ſagen ſie wieder: unſre Edelleute ſind lauter Ausländer, folglich gehört ihnen bey uns kein Brod. Wie ſie da *ad abſurdum* kommen, — gerade wie ſo mancher naſeweiſe Magiſter in *Tübingen*, der es mit dem hochgelehrten Herrn Profeſſor *Plouquet* diſputando aufnahm. Wenn das Land keinen Adel hat, wo ſoll dann, ums Himmels willen! der Herzog ſeine adeliche Dienerſchaft hernehmen? Selbſt machen kann er ſie nicht, weil ihm mit neugebackenem Werke nichts gedient iſt, und aus dem *Monde*, oder aus dem *Jupiter* kann er ſie auch nicht verſchreiben. Aber da ſind einige gleich mit der unverſchämten Ausflucht da, er brauche gar keine Cavaliers, er könne ſich

und fein Land von eitel bürgerlichen Officianten bedienen laſſen. Die Narren bedenken nicht, daſs der Adel für die Fürſten ein ſo unentbehrliches Bedürfniſs ſey, wie das Waſſer für den Fiſch, oder die Luft für den Dudelſackpfeifer. Haben ja ſogar die kleinſten Fürſten, wie man ſogleich aus dem *ſchwäbiſchen Addreſskalender* ſehen kann, wenn man nur die Artikel *Oettingen* und *Hohenzollern* aufſchlagen will, eine Menge Adels um ſich her; und ein ſo groſſer Herr, wie unſer gnädigſter Herzog iſt, ſoll ſich in Anſehung des Hofglanzes von dieſen kleinen übertreffen laſſen, und ſich in einem ewigen Kraiſe von Pöbel herumdrehen? — Himmel, was das für ein Spektakel wäre, wenn z. Beyſp. ſeine Durchlaucht, der Fürſt von *Sigmaringen*, oder der Prinz von *Hohenlohe-Bartenſtein* einen Beſuch an unſerm Hofe machten, umgeben von ſtandesmäſsigen Leuten, und der Herzog erſchiene mit einem armſeligen Bürger zur

Seite?

Seite! Oder wenn ein Gesandter von *Petersburg* oder *Wien* kame, und er mufste von einem *Doctor Juris* oder von einem *Magister liberalium artium*, *Serenissimo* vorgeführt werden? Würden wir damit nicht vor der ganzen Welt lächerlich und verächtlich? Und würde nicht jede Person aus einem guten Hause unsern Hof fliehen, wie einen Ort, in dem die Pest grassirt? Wahrlich! ich bin nur ein Schulmeister in *Gansloſen*; aber ich schämte mich in mein Herz hinein, ein *Wirtemberger* zu seyn und zu heissen, wenn mein gnädigster Landesherr sich von Kammerherren und Hofjunkern bedienen lassen mufste, deren Väter vielleicht Schuhe geflikt, oder Haar gekräuselt, oder Branntewein ausgezapft haben.

Ueber alles dieses, welch eine himmelschreyende, Verstand und Herz empörende, Unbilligkeit begehen nicht unsre Pseudopatrioten,

triotism, mit der Forderung, dafs es dem Herzog als ein Verbrechen angerechnet werden müsse, wenn er Ausländer in seine Dienste wählte! — Er, der Herzog, ist der vornehmste Herr in ganz *Würtemberg*, und der Eigenthümer des Landes, dem alles was darinn lebet und webet, mit Haut und Haaren angehört. Und diesem grossen Herrn will man ein Recht streitig machen, das sich der schlechteste und ärmste seiner Unterthanen nicht nehmen läßt! Der Weingärtner kann sich einen Knecht aus der *Pfalz*, der Gastgeber einen Keller aus *Wien*, der Kaufmann einen Bedienten aus *Holland*, der Apotheker ein Subjekt aus *Straßburg*, und der Oberamtmann eine Hausjungfer aus *Heilbronn* kommen lassen, und niemanden fällt es ein, nur die geringste Einwendung dagegen zu machen. Aber wenn sich der Herzog einen Kammerherrn aus *Hannover*, einen General aus *Pommern*, einen Regierungsrath aus *Sachsen*,

einen Präsidenten vom Kanton *Kocher*, und einen Oberforstmeister aus *Meklenburg* verschreibt, so fangen unsre Demokraten ein Geschrey und einen Lermen an, als wenn der Türk auf wäre, oder als wenn die halbe Stadt im Feuer stünde. — „Wozu die Fremdlinge! Es giebt Leute genug im Lande!“ — Wahr! aber könnte der Weingärtner, der Gastgeber, der Apotheker, der Kaufmann und der Oberamtmann seine Leute nicht auch im Lande haben, und doch darf sich niemand unterstehen ihm diese aufzudringen. Doch man kennt euch Vögel an euern Federn! Ihr verrathet euch überall. Ihr wollt den Herzog zu einem Sklaven machen, damit ihr Herren werdet. Die Fremdlinge soll man verbannen, damit ihr, in ihren Stellen, als Kammerherren, Generäle, Regierungsräthe, Präsidenten, und Oberforstmeister glänzen könnet. Aber da lasst euch nur den Appetit vergehen! Ich werde wohl eher *Special* zu *Göppingen*, oder *Prä-*

ker zu *Adelberg*, als einer von euch nur Edelknabe oder Jagdjunker.

Es ist ein Unterschied, brüllen unsre politischen *Sophisten*, zwischen Staatsbeamten, und simplen Domestiken, und das Hereinziehen der Fremdlinge ist in *Wirtemberg* verfassungswidrig.

Da hätten wir sie wieder bey den Ohren ihres Systems. Die Fürsten sollen zu blossen Kettenkönigen herabgewürdiget werden, und in ihrem Lande weniger zu befehlen haben, als jeder ehrliche Bürger in seinem Hause. Das verräth ihre eigennützigen, tyrannischen Plane. Denn je mehr sie die grossen Herren einschränken, desto weiter hoffen sie ihre Herrschaft auszudehnen. Zwar haben wir in *Wirtemberg* eine Art von Constitution, die der Hof respektiren soll. Aber das ist alles eitel Larivari. Der *Tübinger Vertrag*,

und

und unſre andern Privilegien, ſind alte Papiere, die wohl beſtaubt im Archive liegen, und, bloſs um der Form willen, von Herr- und Landſchaft noch manchmal allegirt werden, damit das Volk ſich einbilde, es ſey frey. Wozu ſollten wir auch einen Fürſten haben, wenn er nicht thun dürfte, was er wollte? Müſste er ſich nach Geſetzen und Verträgen richten, und von ſeinem Thun und Laſſen Rede und Antwort geben, was wäre er alsdann weiter, als der Doge von *Venedig*, oder als der Bürgermeiſter von *Weilerſtadt*? Eben um deſswillen iſt er ein Fürſt, daſs er niemand weder über noch neben ſich hat, daſs er ganz nach Willkühr handeln kann, und daſs er von ſeinen Handlungen keinen andern Grund anzuführen ſchuldig iſt, als ſeinen *gnädigſten Willen und Meinung*; — und ſo iſt es auch von jeher *in praxi* in *Wirtemberg* gehalten worden. Iſt der Regent mit irgend einer Beſchränkung umgeben, ſo wird der

Sonne, eine Republik; aber die Republicken sind vom Vater dem Teufel, wie die neueste Geschichte von *Frankreich* sattsam bezeuget. Hingegen die unbeschränkte Monarchie, ist der Erfahrung, der Vernunft, und der Schrift gemäss. Gleichwie nur ein Gott ist, so soll auch in jedem Lande nur ein Herr seyn.

Wenn man in unsrer Vaterlandsgeschichte rückwärts gehet, so muss man, bey meiner Ehre, das höchstraurige Schikfal jener Böse-wichte haben, welche an der Hausthüre des frommen *Loths* nicht anders gepocht haben, als die Franzosen diesen Sommer an unsern Thüren pochten, wenn man sich bey den ersten Blicken nicht schon überzeugt, dass der Adel immer der gröste Segen für *Wirtemberg* gewesen sey. Ich könnte das mit einer Menge von Beyspielen, besonders aus der ersten Regierungsperiode des höchstseeligen Herzogs *Karl*, da noch die Grafen von

Mont-

Montmartin und *Pappenheim* an unſerm Hofe waren, beweiſen, wenn ich nicht befürchtete, die Beſcheidenheit derjenigen hohen Häuſer zu beleidigen, welche bey dieſer Gelegenheit genannt werden müſsten. Ich könnte auch auf der Leiter der Geſchichte noch weiter hinaufſteigen, und die glük- und ſegensvolle Zeit des Herzogs *Eberhard Ludwig* in Anregung bringen, wo durch eine auswärtige adeliche Dame, die Frau Landhofmeiſterinn Gräfinn von *Würben* Excellenz, welche aus *Meklenburg*, einem Lande, aus dem ſchon ſo viel Heil nach *Wirtemberg* kam, abſtammte, — Freude die Fülle über unſre Väter ausgegoſſen wurde. Aber ich weiſe jeden unpartheiiſchen Leſer auf das itzt florirende hohe Perſonale unſrer Nobleſſe, und es wird keiner in Abrede ſeyn können, daſs wir in allen Balleyen und Chargen, beſonders aber in dem Corpore unſrer Oberforſtmeiſter, mit ſo vielen weiſen, einſichtsvollen,

unei-

uneigennützigen, redlichen, rechtschaffenen, thätigen und bescheidenen Männern gesegnet sind, dass wir dem Himmel nicht genug für sie danken können, und dass ihnen gegen über ihre Lästerer verstummen müssen, wie meine Kirchenuhr zur Zeit des Thauwetters.

Wollte man aber auch von ihrer Amtsthätigkeit ganz stille schweigen, und ihren öffentlichen Charakter gar nicht in Anschlag bringen, so verdienten sie doch schon wegen ihres Einflusses auf unseren Volksgeist, unsre Sitten, und unsre äussern Verhältnisse, als eine kostbare Perle in der wirtembergischen Krone betrachtet zu werden, — und Schande und Hohn müsse jeden treffen, der unverschämt genug ist, diese Perle mit Koth zu beschmieren. Sie sind für uns die Tongeber in Sachen der Cultur und des Geschmaks; sie sind der Kanal, durch den alle neue Moden nach *Wirtemberg* geleitet werden; sie ver-

verdringen durch ihr Beyſpiel die alte Rauigkeit der Sitten, die man ſonſt unſchiklich genug alte Redlichkeit genannt hat; ſie halten den Pöbel im Zaum, daſs er beſcheiden und demüthig bleibe; ſie gründeten den Geiſt der Kühnheit und der Tapferkeit, der unſer Militär, wie beſonders die Ereigniſſe von *Kehl* bezeugen, vor allen übrigen deutſchen Truppen auszeichnet; durch ihre Vorſorge wimmeln unſre Geburge von Hirſchen, unſre Wälder von Wildſchweinen, und unſre Getraidfelder von Haſen; ſie beſtimmen die Wahl der Stücke für unſer Schauſpiel mit einem Geſchmak, als wären ſie alle bey *Leſſing* in die Schule gegangen; von ihnen lernen unſre Mädchen Galanterie und Gefälligkeit; ſie geben dem Handelsſtande Gelegenheit zu profitabeln Wechſelgeſchäften; durch ſie nähren ſich unſre Trödler, unſre Geldnegocianten, und unſre Makerau's; bey ihnen bringt der Capitaliſt ſein Geld zu den höch-

ſten

[illegible] Zinsen an; sie tragen viel zur Bevölkerung des Landes bey, und man hat einem ehemaligen Oberforstmeister — seine Bescheidenheit verbeut mir seinen Namen zu nennen — nachgerechnet, dass durch ihn die Seelenzahl von Wirtemberg mit 172 Köpfen vermehrt worden sey. Und eine Classe, die uns so nüzlich ist, sollten wir verlästern oder gar verdringen lassen können? — Und doch bleiben wir bey allen diesen Anstalten ihrer Feinde so unthätig? Ach, dass wir unsre Trägheit nicht zu spät bereuen! Man hat einst in einem gewissen Lande die Sperlinge ausgerottet, weil man glaubte, man müsse ihnen ein zu hohes Kostgeld bezahlen. Aber als sie weg waren, kamen Gewürme und Insecten die Menge, und frassen das Getraide gar auf. Dasselbe Schiksal erwartete uns, wenn wir die Dinge nach dem Kopfe unsrer Adelsantagonisten gehen liessen.

Diese

Dieſe Herren haben auch ſo wenig Sinn für Schönheit und Eleganz, als der Fiſch für's Harfenſpiel. Wer ſollte doch wohl dem Adel feind ſeyn können, wenn er nur einmal nach *Stuttgardt* hineinkommt, und da die ſchönen Herren und Frauen und Fräulein am Hofe ihr Weſen treiben ſieht, geſchmükt mit Sternen und Ordensbändern, mit hohen Friſuren und goldgeſtikten Kleidern, — wenn er ſieht, wie ſie da ſo holdſelig mit einander reden, und ſich ſo künſtlich verbeugen, wie ſie unſerm gnädigen Landesvater die Hände unter den Schooſs legen, wie ſie ſich beym Kommen und Gehen ſo inniglich herzen und küſſen, wie die adelichen Officiere ganz friedlich mit Chapeaupas-Hüten und in ſeidnen Strümpfen auf der Planie herum ſpazieren, wie ſie franzöſiſch mit einander parliren wie unſer einer deutſch, wie ihre Kutſchen einherraſſeln, und Laufer, und Vorreuter, und brennende Fackeln voraus, wie

der gnädigen Fräulein Zucht und Keuschheit aus den Augen leuchtet, als wodurch alle die Lügen widerlegt werden, die ihnen der lose Bärengitter in seinen *Wirtembergischen epistolis obscurorum* nachgesagt hat, — wenn man das alles so mit ansieht, wahrlich! so muss es einen freuen und ergötzen, für's Vaterland und für seinen Herrn, und man kann sich schwerlich erwehren, den Unholden zu fluchen, die auf der gräßlichen Prätension bestehen, dass — das alles nicht so seyn sollte.

Doch mögen sie immerhin lermen, schreyen, lästern, demonstriren und philosophiren, sie werden von ihrer Fehde gegen den Adel doch nicht weniger schimpflich zurücke kommen, als die *Franzosen* aus der Schlacht bey *Rossbach*. Man wird ihr Geschrey entweder grosmüthig verachten, oder sie, wenn sie es zu arg machen, weidlich auf die Finger klopfen,

und

und denn dem Gelächter und dem Spotte des gesamten Publicums Preis geben, und die Buben auf der Gasse werden ihnen nachlaufen, und ihnen den Gruss entgegen rufen: Glük zu dem Siege der Helden mit den Waffen von Papier!

Inzwischen ist es doch möglich, dass selbst unter unsern Landtagsdeputirten, einer oder der andere von ihrem Gifte angestekt seyn, und sich's in den Sinn kommen lassen dürfte, einst eine Einleitung zu einem *crimen laesae* gegen unsre hohe Noblesse zu machen. Ja es ist noch weiter möglich, da in unsrer Landschaft lauter Pöbel sizt, der in der Ordnung die Standespersonen immer beneidet, und ihnen daher bey jeder Gelegenheit eins versezt, dass eine solche Einleitung Approbation finden, und ernste Debatten veranlassen könnte. Man wird sich dabey um so weniger fürchten, da bisher unsre hohe Obrigkeit

bey dem unverantwortlichen Anzüglichkeiten gegen den Adel, ſo gleichgültig geblieben iſt, als ob ſie, wie der *Jupiter* des Erzſpötters *Lucian*, Opium eingenommen hätte. Aber geſezt auch die Herren in der Landſchaft machten ſeiner Durchlaucht ſo gar eine Propoſition dieſer Art, was würden ſie damit bewürken? Nichts weiter als die Antwort: „Stekt eure Naſen in den Brief hinein, in dem ich euch zuſammen berufen habe, und da werdet ihr finden, daſs ihr nicht hier ſeyt, um über Regierungsaffairen zu deliberiren, und mich zu meiſtern, ſondern lediglich dazu, daſs ihr die Summe unter einander repartirt, die ich zu eurer Rettung an die Franzoſen bezahlt habe. Um alles übrige habt ihr euch gar nicht zu kümmern. Dafür bin ich Herzog, daſs ich euch Geſetze gebe, nicht daſs ich ſie von euch annehme.“ Mit vielen tiefen Bükklingen würden ſich dann die *treugehorſamſten Prälaten und Landſchaft* mit

ihrem

ihrem Beſcheide zurücke ziehen, und der Adel würde zur Seite, triumphirend über den Sieg ſeiner guten Sache, in die Hände klatſchen.

Dieſer iſt für jeden Fall gedekt; aber um deſswillen ſollten doch ſeine Feinde ihrer gerechten Strafe nicht entgehen. Man beſtraft den Mordbrenner, wenn gleich das Feuer, das er angelegt hat, wieder gelöſcht worden iſt. Denn der *Animus*, ſagen die Geſetze, iſt ſo verdammlich, als das *Factum*, und, ſezt die Bibel hinzu, wer ein Weib *nur* anſiehet, ihr zu begehren, hat ſchon die Ehe mit ihr gebrochen! Deſshalb ſollte unſer Adel von Rechtswegen auf *Satisfaction* klagen, und da er ſelbſt in allen unſern Collegien mitſizt und mitwürkt, ſo könnte ihm dieſe auch nicht fehlen. Die ſämtlichen aufrühriſchen und verläumderiſchen *Opuſcula* unſrer *jakobiniſchen Autoren* ſollten

ſamt

ſamt und ſonders von der Hand des Scharfrichters, unter dem Galgen, verbrannt, und ihre Aſche in den *Neckar* geworfen werden, damit ſamt derſelben auch die darinn gepredigten Grundſätze hinunterſchwimmen, ins Weltmeer, und darinn vergraben werden auf ewig. Gegen die Verfaſſer derſelben aber könnte mit Caſſation, Leibesſtrafe, Zuchthaus oder Veſtungsarreſt vorgefahren werden, ihnen ſelbſt zum wohlverdienten Lohne, andern aber zum abſcheulichen Exempel. Beſonders möchte ich zu der leztern Art von Strafe vorzüglich rathen, weil wir ſchon mehrere Vorgänge *in caſibus ſimilibus* haben, wo ſie mit allem gewünſchten Erfolge angewendet worden iſt. Der naſeweiſe Verfaſſer *Nicodemus Friſchlin*, den man mit Recht den Groſsvater aller wirtembergiſchen Adelsfeinde nennen kann, wurde wegen ſeiner Paſquille über die Ritterſchaft nach *Hohen-Urach* geſezt, und als der Sebelm von da entfliehen wollte,

wollte, so ist das Seil gebrochen, sein Madensack über die Felsen hinabgestürzt, mitten entzwey geborsten, und hat alle seine Eingeweide ausgeschüttet. Und bey unserm Denken hat der glorwürdigst regierende Herzog *Karl* — zum unauslöschlichen Ruhme der wirtembergischen Policey — den nicht minder naseweisen Zeitungsschreiber *Schubart*, den Gott seelig haben wolle, auf den *Asberg* setzen lassen, wo er in den zehen Jahren seines Arrestes so zahm geworden, wie eine Taube, und so mürbe, wie die Aepfel um Weihnachten. — So muss man die unberufenen Welt- und Staatsverbesserer züchtigen, und so bekommt die Welt und der Staat am bäldesten Ruhe vor ihnen.

So lange, bis es unserm gnädigsten Landesvater gefällt, gegen seine ungerathenen Söhne den *Staab Wehe* zu gebrauchen, bleibt es die Pflicht eines jeden biedern *Wirtembergers* ihnen die Nativität zu stellen, sie brüderlich

derlich zu beſtrafen, und laut für die vornehmen Herren und Frauen zu zeugen, die ihren *ſanscalottiſchen* Augen ein ſo groſſes Aergerniſs ſind. Hoffentlich wird der *Schulmeiſter von Ganslosen* nicht der einzige bleiben, der dieſe Pflicht öffentlich erfüllte. Sollte aber dieſer unwahrſcheinliche Fall eintreten, ſo iſt er auch der einzige unter allen ſeinen Mitbürgern, der zu ſeiner Beruhigung mit dem frommen *Calvinus*, als er den Trinitätsläugner *Michael Servet* verbrennen lieſs, mit dem heiterſten Aufblicke zu Gott, ſagen kann:

Servavi animam meam!

3

Herzliches und aufrichtiges

Trost-

und

Condolenz-Schreiben

an den guten Mann,

welcher

über dem Trutzlibell für den Wirtembergischen

Adel,

im Angesichte des ehrlöblichen Publicums,

bittre Thränen vergossen hat,

erlassen

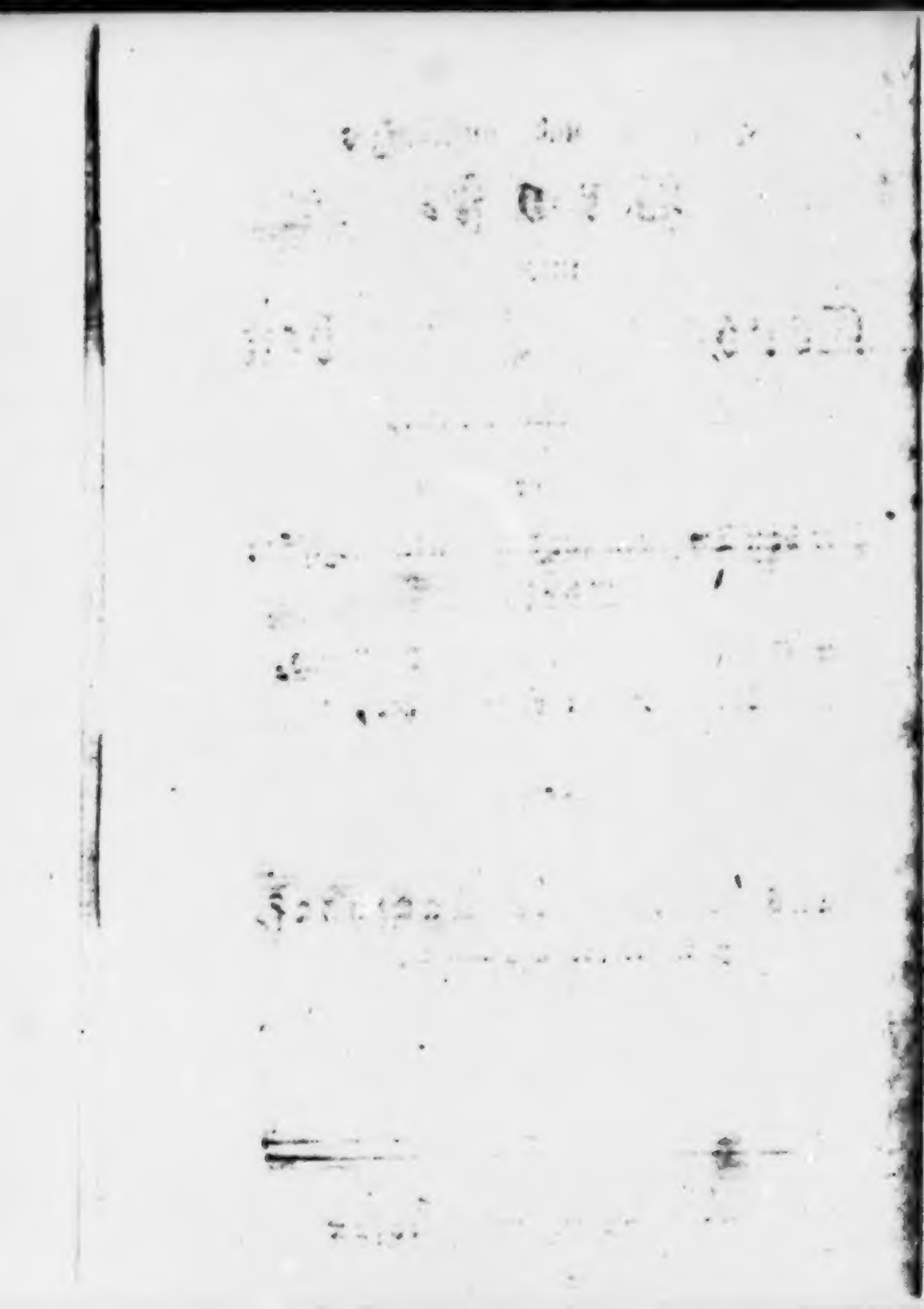
von

Hans Willibald Panzhaaf,

p. t. Provisor in Gansloſen.

Rummelshausen und Hebsack

im Merz 1797.



Wie kann ich doch, als Gottes Kind,
Den ſchwachen Bruder haſſen —?

Wirtemb. Geſangb. S. 152.

Lasse dichs nicht wundern, mein lieber, unbekannter, weinender Mann! daß ich, ein kleines kaum bemerktes Licht in unserm lieben Vaterlande, — ich Hans Willibald Panzhaaf, der Zeit wohlbestallter Provisor zu Ganoloſen, — daß ich mich unterwinde vor dir zu erscheinen, nicht mit der streitlustigen Miene des litterarischen Klopffechters, sondern mit der freundlichen, holden Geberde, die einem ländlichen Schulsubjekte so wohl ansteht, und die überhaupt ein jeder in seiner Gewalt haben muß, wenn er

das dictum biblicum überall in seinem ganzen Umfange erfüllen will: Freuet euch mit den Frölichen, und weinet mit den Weinenden! — Lasse dichs nicht wundern, daß meine Wenigkeit als Schuzredner des Mannes auftritt, über den du so bittre Thränen geweinet hast! Höre erst in Geduld eine wahre und klare Beschreibung des Eindrukes, den du mit deinem Libro Tristium auf meinen hochzuverehrenden Herrn Sebastian gemacht hast, und dann wirst du es ihm vergeben, daß er es nicht in eigener Person mit dir aufnimmt, sondern sich meiner als eines Stellvertretters, oder, wenn du lieber willst, als eines Schnupftuches, bedient, um dir die Zähren aus deinen wunden Augen abzutroknen.

So bald deine Flugschrift von Stuttgart nach Ganoloſen herauf geflogen war, — denn, mit

mit deiner Erlaubniß, Flugschriften gehen nicht, nach der Weise der Quadrupedum, zu Fuß, oder laufen nicht herum, wie du auf deinem Titelblatte behauptest, — so entstand ein Lermen, ein Zanken, ein Poltern, ein Unwesen, in unserm friedlichen Schulhause, als hätte man die Frau im Ehebruche ergriffen, oder als wäre dem Herrn der pädagogische Zauberstaab, id est, sein Bakel, gestohlen worden. Mein ehrenwerther Herr Sebastian lief, mit dem Antikäsobohrer in der Hand, gleich einem Unsinnigen im Hause herum, und brüllte, bald unten im Keller, bald hinten auf dem Abtritte, bald oben zum Taubenschlag hinaus: „Lauter Mißverstand, Eitel Mißverstand!" — und empfand er, bei der Fortsezung der Lektüre deines Klageliedes, wieder einen neuen tüchtigen Hieb, so rief er überlaut: „Wahrlich das habe ich nicht verdient! — Hole der Teufel die Schriftstel-

ſtellerey?" — Dabei folgte ihm ſein Plaggeiſt und Hauskreuz, ſeine alte Apollonia, unaufhörlich auf dem Fuſſe nach, und bellte immer hinter ihm drein: „Hab' ichs dir nicht geſagt! Warum bliebeſt du nicht bei deinem Leiſten? Das iſt eine gerechte Strafe für deinen verfluchten Schulmeiſtersſtolz!"

Gegen Abend begann die in dem bedrangten, gemißhandelten, und mißverſtandenen Manne aufrähriſch gemachte Materia peccans ſich zu ſezen, und ſogleich zeigten ſich Anwandlungen eines Durchlaufes, die auch bald ſo heftig wurden, daß man hätte glauben ſollen, er habe den ganzen Rhebarbar-Vorrath des Herrn Apothekers Lutzen zu Göppingen aufgefreſſen. Darüber nahm das Grämeln, und Necken, und Bellen des alten Rippes noch mehr überhand. „Sey nicht wunderlich, närriſches Weib, gab

er

„er ihr aber im ächt sokratischen Ehemannssinn
„zur Antwort; — eine solche Explosion des gei-
„stigen Brennstoffes ist in der gelehrten Welt
„nichts ungewöhnliches. So oft der Doktor
„Bahrdt mit einer neuen pelagianischen oder
„socinianischen Kezerey angestochen kam, wur-
„de sein Collega, der hochwürdige Herr Doktor
„Benner zu Giessen, mit einer eben so hefti-
„gen Diarrhee befallen, und hättest du nur die
„geringste Kenntniß der Historia litteraria, so
„würden dich noch eine Menge anderer Beispiele
„überführen, daß das etwas ganz gemeines ist.“

Am folgenden Morgen sagte mir der Herr Ludimagister: „Hört Provisor, ich lasse mich
„nun nicht mehr ein. Denn zum ersten ist mir,
„durch diß lose Stük, die Schriftstellerey für
„immer entleidet; und — gelehrte Streitigkeiten
„sind schon gar meine Sache nicht, weil sie ge-

„wöhn-

„wöhnlich so unwürdig geführt werden, wie die
„Kriege der Straſſenjungen, und weil niemand
„so friedliebend ist, als ich. Wollt ihr eine
„Lanze brechen, Provisor! so sey es euch er-
„laubt. Ihr habt euch in mein System einstu-
„diert, und seyd mit demselben so vertraut, wie
„der Spielmann mit seiner Geige. Daher thut
„das gute Werk, und übernehmet meine Ver-
„theidigung. Es bleibet euch dabei die Behand-
„lung der Sache ganz überlassen; nur lasset
„euch den Geist der Liebe beherrschen. Auch
„wird es, da der ganze Handel auf einem Miß-
„verstande beruht, gut seyn, wenn ihr erst
„Reinholds Buch, von den Mißverständnis-
„sen in der Philosophie, consultirt, damit
„ihr so viel möglich ins Klare kommt, alles
„wohl auseinander sezt, und dem klagenden Je-
„remias den Staar des Verstandes so glüklich
„stecht, als der Herr Doktor und Leibchirurgus
„Klein,

„Klein, schon so manchen Staar des leiblichen „Auges gestochen hat.“

Dieses feige Zurüktretten des Herrn Käs-bohrers von dem Kampfplaze hat seine Ursache. Nicht als ob ihm das Zürnen seiner Appel den Muth genommen hätte, oder als ob er sich zu schwach fühlte, seine Rechtfertigung zu führen, oder als ob er sich gutwillig überwinden gäbe; — nein! durch dein Motto hast du ihn entwaffnet. Du verräthst durch dasselbe, daß du mit dem Degen eben so gut, und wie ich glaube, noch viel besser, umzuspringen weißt, als mit der Feder, und so bald so ein alter, im Staube der Schule erlahmter Ludimagister, von dem Schärfen der Waffen hört, — wer kanns ihm verübeln, wenn ihm dann das Herz in den Hosensak fällt? Treibe ich den Handel weiter fort, dachte er, so könnte mirs dieser rüstige

Held,

Held, ſobald ich einmal nach Stuttgart hinunter käme, eben ſo machen, wie es der ſelige Ritter Ulrich von Hutten dem berüchtigten Ketzermeiſter Hochſtraten, zu Hall in den Niederlanden gemacht hat; — ich hetze alſo meinen Proviſor hin, der hat einen breiten Rücken! — Und, ſiehe! der Proviſor ließ ſich hetzen. Denn ob ich gleich weit entfernt bin, dich für einen Ulrich von Hutten zu halten, wovon auch in deiner herumlaufenden Flugſchrift keine Spur zu finden iſt, ſo traue ich dir doch ſo viele Menſchenliebe zu, daß ich hoffe, im Falle eines tête à tête, eben ſo mit einem: Leben wir, ſo leben wir dem Herrn! hinwegzukommen, als es dem geängſteten Hochſtraten gelungen iſt.

Ich hoffe diß um ſo mehr, da ich ganz im Geiſte der Liebe vor dir erſcheine, und unter uns

eigent-

eigentlich kein Zwiespalt herrscht, als nur derjenige, den du, ich weiß nicht durch welchen unglüklichen Zufall, aus der Luft gegriffen hast. Ich werde nicht gegen dich wüten und toben, wie der heilige Weislinger, der Edle von Bandel, und der Pater Aloysius Merz; ich werde nicht mit dem Eselskinnbaken der Polemik drein schlagen, wie der theologische Simson zu Hamburg; ich werde nicht mit Schimpfwörtern um mich werfen, wie der ehrsame Friz Nikel zu Berlin; ich werde dich nicht im christlichen Eifer dem Lord Satan empfehlen, wie die Herrn aus dem Klubb der reinen Lehre; ich werde keinen abgenützten Recensentenwiz über dich ausgiessen, wie die losen Vehmrichter zu Jena; ich werde dich nicht in epigrammatischen Xenien lästern, wie der litterarische Sylla Friedrich Schiller; ich werde dich nicht so unbarmherzig zum Gelächter machen, wie es der seelige Ritter Zimmer-

mermann, deinem Kollega, dem Herrn Chirurgus Obereit gethan hat; auch werde ich dir meine Refutation nicht durch den Henkersknecht insinuiren, wie es die Weise des wohlseeligen Pietistenfeindes Johann Friedrich Meyer, an der Mündung der Elbe, war. Nein, ich werde dich freundlich und aufrichtig zu rechte weisen. Ich werde dich, wo es seyn muß, brüderlich bestrafen. Ich werde dich trösten. Ich werde deine Thränen troknen. Ich werde dir beweisen, daß nur die Liebe bessert. Ich weide feurige Kohlen auf dein Haupt sammeln.

Zwar handle ich damit, du lieber Jeremias! nicht in deinem Geiste. Denn, in der sonderbaren Meinung, daß der Schulmeister von Ganslosen mit der hohen Noblesse nur seinen Spaß zu treiben beliebe, legst du die schwersten Beschuldigungen auf ihn, und stellst ihn dar als

einen

einen Frevler, der den Pranger, den Staupbe-
ſen, die Veſtung, und weiß der Himmel was
ſonſt noch, verdienet hätte — Das wolle dir
Gott verzeihen, du Mann mit deinem ſcharfen
Degen!

Im Anfange deiner Adelsapologie machſt du
meinem Herrn Sebaſtian groſſe Complimente,
oder, um in deiner Sprache zu reden, du wirfſt
ſie ihm vor Augen, und ſtoſſeſt ſie ihm ans
Herz. Aber du vereinigeſt dabei zwei Dinge,
die ſchlechterdings unvereinbar ſind, und eben
ſo gegen das principium contradictionis, den
untrüglichen, ontologiſchen Probierſtein aller
Wahrheit, anprellen, als dein Syſtem gegen die
Philoſophie des argen Monarchomachi Tho-
mas Payne. Du ſagſt, Sebaſtian Adelbohrer
ſey ein talentvoller Mann, und zwo Zeilen wei-
ter unten, nimmſt du die Möglichkeit an, daß

er keinen Verſtand habe. Siehe, das iſt genau eine ſolche Behauptung, wie die Theorie in dem Syſteme des heiligen Auguſtins — der Menſch habe keinen eigenen Willen, und doch werde er durch eigene Schuld verdammt. Indeß will ich dir das vergeben, und auf dich den Spruch des frommen Horatii anwenden, daß auch der gute Homer manchmal dormitire, ob ich wohl dabei geſtehen muß, daß ich, dieſen Punkt abgerechnet, nicht die mindeſte Aehnlichkeit zwiſchen dir und Homeren finde. — Aber warum ſchilteſt du den Ludimagiſter einen Jakobiner und Pasquillanten, — ihn, der doch ſelbſt im Truzlibell ſo brennend gegen den Jakobinismus geeifert, und keinen Menſchen an ſeiner Ehre angegriffen, und ganz freimüthig ſeinen Namen vor die Stirne ſeiner Schrift gepräget hat, — lauter Umſtände, vermöge deren ihm jene Titel mit eben ſo vielem Unrecht zukommen, als ſo manchem

Herrn

Herrn von, der Titel der Excellenz, und so manchem Special der Titel der Hochwürdigkeit. — Wie willst du das verantworten, loser Sünder? Oder fühlst du dein Verbrechen, und sind deine Thränen — Bußthränen? In diesem Falle sey dir vergeben!

Doch deine Thränen gefallen mir überhaupt nicht, Thränen eines Mannes! — Pfuy! Ein Mann muß nicht weinen, am wenigsten ein solcher, der wie du, mit dem Symbole geschärfter Waffen vor dem Publikum erscheinet! Ein Mann muß fest und entschlossen seyn, muß widerstehen und handeln, muß dem Bösen männlichen Troz bieten, — das Weinen aber muß er den Kindern, den empfindsamen Mädchen, den alten Weibern, und den süssen Herrn überlassen, die sich nach dem Muster des armen Siegwarts, und anderer Helden aus der idealischen

Welt unſrer Romandichter, gebildet haben. Zwiſchen dem Degen in deinem Motto, und den Thränen auf deinem Titel iſt dir ein abſcheulicher Kontraſt, — und du muſt es dir in der That gefallen laſſen, daß den erſtern das Publikum ſo lange für eine bloſſe Popanz, oder für ſo ein Ding, wie die tanzenden ſtupiden Bäume hält, bis du demſelben eine urkundlich beſagte Reſignation derjenigen Franzoſenköpfe inſinuirt haben wirſt, welche du dieſen Sommer damit abgehauen haſt.

Doch absint odiosa! Mein Herr Ludimagiſter will alle dieſe Dinge mit Stillſchweigen übergangen wiſſen, und es iſt nicht mein Beruf, deine Thränen noch mehr zu reizen. Afflictis non est addenda afflictio! pflegte der Herr Staabsamtmann auf meinem vorigen Proviſorate immer zu ſagen, wenn ein Mädchen das Unglük hatte,

contra ordinem legalem Mutter zu werden. Und dabey solls denn auch bleiben.

Aber wie kontest du ums Himmels willen, mein lieber Thränenmann! so viel Gift und Galle über den armen Küster von Ganolosen ausspeien, über ihn, mit dem du doch durchaus einer Meinung bist, und in Absicht auf Staatsphilosophie so genau eintönest, wie der Baß und der Discant meiner Orgel. Du bist für den politischen Köhlerglauben, er auch; du verfluchest alle Beschränkung der Obergewalt, er auch; du hältst den Adel für das Salz der Erde, er auch; du beweisest seine Prärogative aus Vernunftgründen, er aus Gründen der Schrift; du hältst jeden für einen Majestätsschänder, der seine Rechte bezweifelt, er auch; du rufst den Arm der Obrigkeit gegen unsre Sechskreuzer-Autoren auf, er auch; du bestehst darauf, es soll alles

bleiben, wie es ist, und er auch. Wie konntest du einem Manne so bitter böse werden, der so ganz mit dir einstimmet? Die lieben alten haben gesagt, der consensus animorum gebähre die Freundschaft; hier aber gebahr er den Haß. Ueberall vereinigen die Systeme die Menschen; hier haben sie dieselben getrennt. — Und das alles aus dem abenteuerlichen Mißverstande, indem du dich beredetest, das sey nur ein Spaß, was der Schulmeister von Gansloſen geschrieben, da doch Wahrheit, Ernst und Eifer so durchaus über sein opusculum ausgegossen sind, als der Puder über dein Haupt, oder der Stahl über deinen Degen.

Ich habe sehr viel Respekt für die Schärfe deiner Gehörorgane, Nachbar Jeremies! indem du in deinen Threnis versicherst, daß du den Rauch durch den Schornstein hinauf rollen hörest,

eines

eines Vorzuges, deß ich mich nicht rühmen kan. Aber wie es gewöhnlich geht, übermäßige Schärfe eines Organs, ist gemeiniglich mit einer übermäßigen Schwäche der andern verbunden, und so ist auch dein Auge ein Schalk, indem es dir nicht darstellte, was doch so deutlich im Büchlein geschrieben stehet, und du bestätigest durch dein Exempel, mehr als alle Recensenten, die seit dem Patriarchen Photius, zu Konstantinopel, bis auf Schützen, und Hübnern, und den Redakteur der Tübinger gelehrten Zeitung, herunter, Recensionen gemacht haben, die Exclamation des Erzvogels Lichtenberg zu Göttingen: „Mein Gott! wenn ein Kopf und ein „Buch zusammen stossen, und es klingt hohl, ist „es denn allemal im Buche? — "

Diese Erklärungen mögen dich, mein Freund! von deinen Irrthümmern überführen, und dich

belehren, wie sehr du dem guten Ludimagister von Gansloser Unrecht gethan hast, indem du ihm eine Meinung zum Verbrechen machtest, die doch auch die deinige ist, und ihn eines Frevels beschuldigtest, den er nicht minder verabscheut, als du selbst. Nun möge es dir wie Schuppen von deinen Augen fallen, und du mögest einsehen, daß es ein blosses Hirngespenst war, worüber du dich so jämmerlich geängstet, und so bitterlich geweinet hast. Gleichwie der seelige ehrenfeste Ritter Don Quixotte gegen Windmühlen kämpfte, die ihm seine kranke Phantasey als geharnischte Riesen und Ungeheuer darstellte, so zogest auch du gegen ein Trugbild zu Felde, das nirgends existirte, als in deinem Kopfe. Doch, nein! du wareſt nicht so ritterlich gesinnt, wie der Held des Cervantes; du kämpftest mit dem Wehre der Weiber, mit Thränen. Gürte nun deine Waffen ab! Sey wieder getrost! Weine

nicht

nicht mehr! Laß deine hypochondrische Laune fahren, und sey heiter und gutes Muthes. Wer wollte sich auch noch ängsten, wenn man aus einem Traume erwacht ist, in dem einen der Alp gedrükt hat?

Doch deute mirs nicht übel, lieber, guter Kumpan! daß ich, ein unbedeutender, schlechter Dorfprovisor, dir, der du ein Herr mit Stok und Degen bist, in diesem superidren Tone, Muth und Trost einspreche. Sieh' einmal geschieht das aus Menschenliebe. Ach, ich möchte überall gerne alle Thränen troknen, und überall Freude um mich her verbreiten. Denn was ist das bischen Leben, in dieser wunderlichen Welt, wenn man sichs erst noch durch Gram und Grillen verkümmern will? Ich bin in diesem Punkte weder Stoiker, noch Cyniker; ich halte es mit Epikur und Aristipp, und glaube, daß die Philo-

sophie des Alcibiades, und die Kunst des Apicius, tausendmal mehr werth waren, als der Tiefsinn des Aristotel, und als alle Rechnungen und Schlüsse unsers seelig verhungerten Reppelers. Zum andern aber bin ich des Tröstens schon so gewohnt, von meinen Parentationen her, die ich nun seit zehen Jahren, bald oben, bald unten, im Lande, vor den Gräbern unsrer Mitchristen halte, daß mir, wenn ich ins Trösten hinein komme, die Worte fliessen, wie dem Demosthenes seine Phillippiden, und ich gleich so eifrig und geschwäzig werde, wie der seelige Brastberger, wenn er in seinen Predigten auf die Dogmata gravia von der Gnade und von der Wiedergeburt kam. — Und endlich ist es herzlich gut gemeint. Drum, Bruder! sey getrost! Höre auf zu weinen! Schäme dich! Steht doch, bey Gott! nichts garstiger zusammen, als eine Wasserperle im Augenwinkel, und ein Degen an der Seite!

Doch

Doch muß ich dir, mein lieber Freund! noch ein Wort der Erinnerung ans Herz legen, das dir vielleicht weniger behagen wird, als alles vorhergehende. Aber das ist nun einmal meine Weise. Ich sage Jedermann freimüthig die Wahrheit, sie mag nun beissen oder nicht, und diese Eigenschaft ist mir, ohne Ruhm zu melden, so natürlich, daß ich gewiß eben so dreiste als der Prälat Osiander, der Frau Gräfinn von Grävenitz, und überhaupt einer jeden andern gnädigst privilegirten Leibhure, declarirt haben würde: „Weib! ohne dein Andenken wird kein Va„terunser gebetet! Endiget sich doch jedes, mit „dem: Erlöse uns vom Uebel!"

Was nun jenen kritischen Punkt anbelangt, so meinen wir, ich und mein Herr Ludimagister, du hätteſt besser gethan, wenn du dich gar nicht auf die Vertheidigung des Adels eingelassen, und

ihn unserthalber lieber mit dem Schwerdte, als mit der Feder verfochten hättest, indem du zu seiner Rechtfertigung solche Gründe anführst, die zwar an sich alle recht und gut sind, aber von einem sophistischen und pfiffigen Antiaristokraten gar leicht verdreht werden können. Einige dieser Gründe sind auch so ganz auf Sand gelegt, daß wir in der That eine Weile ernstlich der Vermuthung nachhiengen, ob du das Verbrechen, deß du den alten Rädelsführer beschuldigest, nicht selbst begangen, und die Vorzüge der Noblesse zur Zielscheide deines Spottes gemacht habest? Aber, mein Freund! nichts schadet einer guten Sache mehr, als eine schlechte Apologie, und wir wissen es aus Erfahrung, daß sich das Ueberhandnehmen des Sozinianismus in unserm Lande, von dem Jahre an datire, in dem der Herr Doktor Uhland zu Tübingen, seine Dissertation, de filio Dei mundi conditore, herausge-

geben hat. Auch werden überall die Weisen und Klugen selbst gegen das Vortreflichste mißtrauisch, so bald die Kinder und Unmündigen ihr Lob zu demselben hinauf lallen.

Doch ich will ad speciem gehen!

Zuerst behauptest du, der Pöbel sey um kein Haar besser, oder habe im Durchschnitte keine Unze mehr wahren Menschenwerth, als der Adel. Aber, siehe, das ist schon ein Haupt-Fehlgriff, der dir ohne deine oben gerügte aufferordentliche Blödsichtigkeit, — über die ich dich auch von ganzem Herzen bedaure, — kaum hätte widerfahren können. Denn das darf bey unserm Systeme durchaus nicht zugeben, daß der Bürgerstand dem Adel, in Absicht auf die Vorzüge des Geistes und Herzens gleich sey, sondern man muß unverwankt auf dem Prinzip bestehen: Der Adel ist von besserer Natur, als das Volk. Gibt

men deinen Satz zu, so schärft man den Jakobinern selbst ihre Waffen, und du stehest wie der Butter an der Sonne, wenn dir einer aus ihrer Gilde einwendet: „Sind die Herrn von nicht „besser als wir, warum wollen sie denn mehr „seyn? Ein blosser Zufall ist also das Funda„ment ihrer Prärogative? und mit diesem Zu„falle kommen sie, das Verdienst zu verdringen. „Die Vernunft verdammt sie, in den Verlust „aller ihrer Ehren, und wenn der Despotismus „in Verbindung mit der Unvernunft, sie bei „denselben schüzt, so sprechen wir mit dem wei„sen Fontenelle: Unsre Häupter neugen sich vor „euch, nicht aber unsre Herzen!„ — Siehe, Freund! wie viel du der guten Sache vergibst?

Darauf führst du ein Beispiel — ein kleines Beispiel sagst du — von einer hochmüthigen Thorschreibers Tochter an, und — was beweisest du

damit?

damit? Anders nichts, als daß es unter dem Bürgerstande auch hochmüthige Leute gebe. Und das wird keiner unsrer Antiaristokraten läugnen, dir aber dabei entgegen halten, daß sie nicht von einzelnen kleinen oder grossen Beispielen, sondern von dem Geiste des Stolzes und Uebermuthes sprechen, der über die ganze Klasse des Adels ausgegossen sey, und aus seinen bürgerlichen Vorrechten, seinem Gemeingeiste, und seiner Erziehung, so nothwendig folge, als aus dem Gebrauche der Klistiere, ceteris paribus der Stuhlgang. Da hätte also dein Gegner wieder gewonnen Spiel, und du müßtest — fortweinen. O das besagte kleine Beispiel hätte sich treflich für unser System nüzen lassen, wenn es cum grano salis behandelt worden wäre. — Die Thorschreibers Tochter will nur wieder ein Schreibereisubjekt heirathen. Das, mit noch einigen andern ähnlichen Exempeln aufgestuzt, müßte

einen herrlichen Beweis abgeben, für den Satz, daß der Ahnenstolz unter den Bürgerlichen so wohl zu Hause sey, als unter den Edelleuten, nur daß er dort in einem etwas veränderten Zuschnitte erscheint. Und dieser wichtige Erfahrungssatz liesse sich treflich ausmontiren, und in ein Stahl- und Eisen-festes Brustwehr für unsre hohe Noblesse einrichten. Nur sollte jene Frauensperson — ein bischen pöbelhaft ausgedrükt, Nachbar Jeremies! — keine Thorschreibers Tochter seyn. Denn wenn Beyspiele recht illustriren und wirken sollen, so muß man sie so viel möglich aus der Nähe nehmen. In Wirtemberg aber gibt es, so viel ich weiß, keine Thorschreiber.

Auf das gefällt es dir, eine umständliche Untersuchung über die Frage, anzustellen: ob es gut, und dem Besten des Ganzen zuträglich sey, wenn der Pöbel sich in Staatsgeschäfte mische.

und besonders bei der Wahl des Staatsbeamten seine Stimme gebe? Aber auch da bist du wieder auf einen Abweg verirrt, und auch da gibst du der Jakobinerbrut das Heft in die Hand.

Die Heerde kann ein für allemal dem Hirten nicht vorschreiben, wie er sie weiden soll; vielweniger kann sie den alten abschaffen, und durch Stimmenmehrheit einen neuen wählen. Auch beweißt, wie du richtig bemerkst, die Geschichte klärlich, daß alle Demokratieen, von den griechischen Freystaaten an, bis auf die kleinen Kantone in Helvetien, und bis auf das Babel des achtzehnten Jahrhunderts, bis auf Frankreich herab, nichts als ein confusum chaos sind, wo, statt des mit Sternen und Orden gezierten Aristokratismus, die Tyranney in Lumpen ihr Wesen treibt, und, nach Pfeffels Fabel, die Tonne des Diogenes zerschlägt, während der erstre dem eigensinnigen Narren beschei-

den

den aus der Sonne geht. Aber wozu diese politische Diatribe in einer Schrift über den Adel, und in specie über den Wirtembergischen Adel? Denn die beyden Punkte, von der Einschränkung der Rechte des leztern, und von der Wahlfreyheit des Volks, sind von einander ganz unabhängig, und indem du den einen mit dem andern vermischest, so begehst du die Sünde, welche in den Schulen der Philosophen μετάβασις εἰς ἄλλο γένος genannt wird, und von den Richtern des guten Geschmakes längst mit dem literarischen Staupbesen verpönt ist. Es ist auch noch niemand auf den albernen Gedanken gekommen, Wirtemberg in eine Demokratie umzuschaffen, und auf die Ruine des Adels eine Volksregierung, nach franzöſischer Art und Kunst, zu erbauen. Mit wem streitest du also hier? Wahrlich wieder mit donquixottischen Windmühlen.

Du fällst dazu noch in deine alte Ursünde,

und behaupteſt ſogar mit dürren Worten, gelehrte und rechtſchaffene Männer aus dem Bürgerſtande ſeyen ſchon durch ihren Charakter geadelt, und um deſſelben willen berechtigt, in den erſten Stellen im Staate mit zu ſprechen. — Aber, Freund! wo denkſt du hin? Gerade das, und nichts anders behaupten ja unſre Jakobiner auch, und wandelſt folglich mit ihnen auf einem Wege. — O ich möchte dich über dieſe unbeſonnene Verrätherey noch weit ärger ſchelten, als du den guten Sebaſtian geſcholten haſt, wenn ich nicht unverwandt auf den bibliſchen Pharus hinblikte: Nur die Liebe beſſert!

Die Geſchichte vom Koriolan wäre, nach meiner geringen Einſicht, lieber weggeblieben. Einmal iſt ſie eine uralte, bekannte, abgedroſchene Geſchichte, wenn ſie gleich weder in der Hiſtoriologie, die wir in unſern Trivial-Schulen leſen, noch in Klemms Elementarbuch,

noch in Hausleuthners Chreſtomathie ſtehet. Zum andern thun wir viel beſſer daran, wenn wir ſie nicht in den Mund nehmen, weil ſie eben kein ſchikliches Ingredienz zu einer Refutation unſrer Adelsfeinde iſt. Koriolan, ſagen ſie, beweißt, daß der Geſchlechtsſtolz lieber das Vaterland aufopfert, als ſich ſelbſt, und daß die Stimme eines elenden Weibes von gutem Hauſe über denſelben weit mehr vermag, als die vereinte Stimme eines ganzen Volkes. Und meyneſt du, dieſe Herrn haben mit dieſer Inſtanz ſehr unrecht? Wenn man aus der Geſchichte argumentiren will, Freund! ſo muß man weit und ſcharf ſehen, und die Charaktere fixiren, wie der junge Cavalier das Bürgermädchen auf dem Spaziergange, ſonſt kommt eitel Lumpenwerk heraus.

Auch deine andern Beyſpiele, mit denen du den Satz erhärten willſt, daß brave Leute aus der Bürgerklaſſe, wenn ſie von den Groſſen verfolgt wur-

wurden, selten Trost und Hülfe bei ihren Mitbrüdern fanden, — ist ein neuer unglüklicher Mißgriff. Wozu diese unschikliche Erinnerung an die Härte des Adels gegen das Verdienst im Mittelstande, in einer Apologie für den erstern? Werden dir unsre Demokraten nicht die ganz natürliche Antwort geben: Welches ist der schlechtere Theil, der, welcher den verdienstvollen Mann unschuldig verfolgt, oder der, welcher aus Unmacht und Druck, nichts thun kann, als mit ihm weinen? — Wie kann auch der Adel sich für besser halten, als der Bürgerstand, wenn in einem Lande, wo der eine neben dem andern steht, ein verdienstvoller Mann verhungert? Wächst dabei nicht dem erstern ein grösserer Vorwurf zu als diesem, da er weit mehr Mittel hat, die Armuth zu nähren, und ihr aufzuhelfen? —

Von demselben Gehalte, ist auch deine Entdeckung, daß kein Adelicher mit dem Bettelstabe

gehe,

gehe. Das ist grundfalsch. Schon oft klingelte es vor unsrer Thüre, und auf unser: Wer da? erfolgte eine ganz demüthige Bitte um ein Almosen, für den verabschiedeten Hauptmann von Lumpenthal, Herrn auf Schelmenburg und Bettelsee! — Wäre deine Entdeckung aber auch gegründet, müßte dann nicht eine umständliche Deduction das erste seyn, worinn du bewiesest, daß die hohe Noblesse ihre Bettler nicht aus Stolz, der seine Klasse nicht beschimpfen lassen will, sondern aus wahrer Menschenliebe unterstütze? — So verhält es sich mit deinen Exempeln, Freund! Drum sitze noch eine Weile zu Schotts und Röslers Füssen, und laß dir erst das historisch-philosophische Sehorgan schärfen, sonst bist du immer in Gefahr, noch öfter im Geiste des alten Dorfpredigers zu concludiren, der da gesagt hat: „Gleichwie der Löwe ein grimmiges Thier ist, also sollen wir auch in einem neuen Leben wandeln!“ Ende

Endlich hast du auch darinn recht, mein Freund! wenn du auf der Behauptung bestehest, daß niemand den Fürsten hindern könne, seine adelichen Diener aus fernen Landen kommen zu lassen, sollte es auch, wie du meynest, aus einer ganz unbekannten Insel auf der Südsee, oder im nördlichen Ocean seyn. Denn das folgt aus dem Begriffe der absoluten Monarchie, welche wir, ich, du, und der Schulmeister zu Ganslosen, für die einzig vernünftige, einzig gerechte, und einzig dauerhafte Staatsform halten. Aber so richtig deine Resultate sind, so höckericht und krumm sind die Wege, auf denen du dazu gelangst, welches freylich, bei deinem oben besagten Leibesgebrechen, nicht wohl anders seyn kann. Wie schön und evident hat mein Herr Sebastian in seinem opusculum jene Befugniß des Fürsten gerechtfertigt? Aber du verschmähest seinen simplen, natürlichen Gang, und machst den sonderbaren Schluß: Da es Thorheit wäre, aus einem Lande auszuwandern, in dem man sein Glük gemacht hat, so — muß auch der fremde Adel in Wirtemberg in seinem Elle bleiben.

Him-

Himmel! welch' eine Materie und welch' eine Form! — Solltest du es denn nicht begreifen, wie dir die Enkel des Nikodemus Frischlin hier in die Flanke kommen können? Sie sprechen ja nicht von dem, was der Adel thun, sondern von dem, was er leiden soll, nicht vom Auswandern, sondern vom Hinausstossen, nicht vom Wollen, sondern vom Müssen, nicht von Freyheit, sondern vom Zwang. Oder hast du hier mit Gegnern streiten wollen, die unsre fremden Cavaliers wieder in ihr Vaterland zurükrufen? Aber, Freund! diese Gegner sind, unter uns gesagt, nur imaginair, und man hat bis diese Stunde ihre Stimme in Wirtemberg nie gehört.

Sieh, lieber, guter Mann! so steht es mit deiner Apologie, und es ist mir von Herzen leid, daß es nicht besser damit steht. Ich weiß nicht, ob du nach meinen Demonstrationen die Schwächen deines Händewerks anerkennen wirst, und ich zweifle auch daran; denn unsre Eigenliebe ist ein Schalk, und so oft wir etwas Geistiges oder Körperliches producirt haben, so steht sie im Hintergrunde, und ruft uns zu: Siehe, es ist

sehr

ſehr gut! — Deßhalb bin ich es auch zufrieden', wenn du nicht zur Erkenntniß deiner Sünden gelangſt. Denn ich kenne das menſchliche Herz aus eigener Erfahrung, und haſſe dabei allen Zwang des Glaubens und des Urtheils, wie Gift und Peſtilenz, und halte es, in Anſehung des leztern Punkts, mit dem Erzzweifler Bayle, ohne eben wie er ein Manichäer zu ſeyn, der da geſagt hat: Der Irrende habe ſo viel Recht zu ſeinem Irrthum, als der andere zur Wahrheit!

Uebrigens bin ich dir von ganzem Herzen gut, und habe dich auch deſſelben von meinem Herrn Ludimagiſter zu verſichern, der dir zugleich die verbindlichſte Dankſagung für die vielen Ehren erſtatten läßt, die du ihm im Anfange deiner Threnodie bezeugſt, und in die du welterhin deine Pillen eingewickelt haſt. Wir wünſchen nichts mehr, als dich von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen, um dir dann mündlich zu erklären, was du für ein braver, wackerer, feſter, in Schwerdt- und Federkriegen tapferer Ritter biſt.

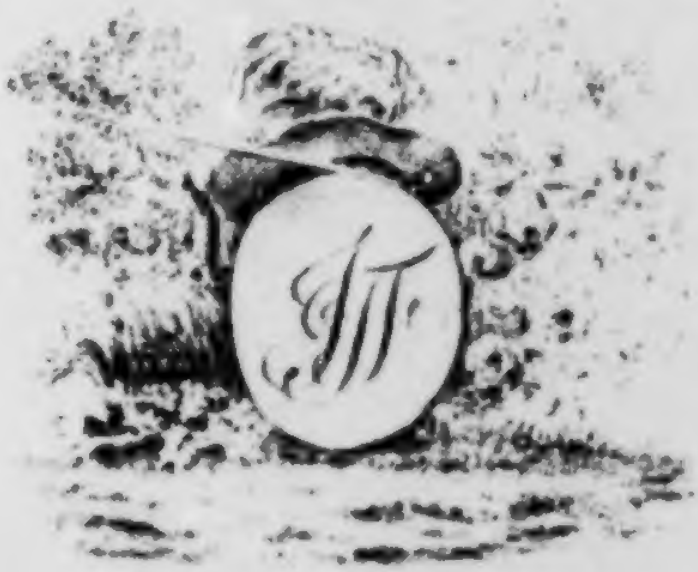
Schluß.

Schlüßlich kann ich mich nicht erwehren, dir noch ein Wort ins Ohr zu ſagen. Der ganze Geiſt, der in deinem Büchlein wehet, und die Art, wie du dich gegen den alten Rädebohrer geberdeſt, und dann noch dein Allegat aus Hagedorn, beweiſen, daß du ein vornehmer Herr biſt, und folglich in nicht zu verachtenden Connexionen ſteheſt. Ich aber bin, wie du ſieheſt, zwar nur ein ſchlechter Dorfprovisor, aber um deswillen kein Pinſel und kein Schurke, und deiner Protection nicht unwürdig. Nun iſt mir das Proviſorleben von ganzem Herzen entleidet, und ich ſehne mich recht ernſtlich nach einem Schuldienſt, er ſey ſo klein als er wolle, damit ich doch endlich einmal mein eigener Herr werde, und in den Stand komme, den Rath des Apoſtels zu erfüllen, der da meynt, es ſey beſſer freyen, als Brunſt leiden. Da ich glaube, daß du durch deine Empfehlung zur Tilgung dieſer Brunſt beitragen könneſt, ſo bitte ich dich recht ſehr darum. Dann könnte es geſchehen, daß du wieder Thränen eines Mannes ſäheſt, — aber Thränen des Dankes und der Freude! —

Herwart,
der
Eiferſüchtige.

Auszüge
aus ſeinem Tagbuche.

Von dem Verfaſſer
Oßwalds des Menſchenhaſſers.



Baſel,
bey Johann Jakob Flick, 1797.

Dieſer Nachlaß aus den Papieren des unglüklichen Herwarts hat ein gedoppeltes Intereſſe; als Beytrag zur Geſchichte des menſchlichen Herzens, — und als Darſtellung eines warnenden Beyſpiels, für diejenigen, die Empfänglichkeit für die Leidenſchaft haben, durch die er gefallen iſt.

Es hätte ſich aus demſelben eine lange Erzählung zuſammen ſetzen laſſen, wodurch vielleicht das Anziehende der Begebenheiten um ſehr vieles gehoben, und der Blik des Leſers auf ihren ſittlichen Nuzen feſter fixirt worden wäre. Aber es würde ſchwehr geweſen ſeyn, bey dieſer Behandlung, die Wahrheit ganz treu und rein darzuſtellen, und den Helden in der Geſtalt aufzuführen, in der er in ſeinen eigenen Aufſäzen erſcheint. Und in

dieſer Geſtalt intereſſirt er doch diejenigen, die ihn verſtehen, am meiſten; auf die andern aber würden ſeine Geſinnungen, und Schikſale keinen dauernden Eindruk machen, wären ſie durch ſchriftſtelleriſche Kunſt auch noch ſo ſehr gehoben.

Von ſeinen lezten Stunden konnte ſein eigenes Zeugniß nicht hinter ihm bleiben. Die Geſchichte dieſer traurigen Periode iſt nach den Berichten ſeiner Hausgenoſſen erzählt.

Ein Traum hat den armen Herwart um die ganze Ruhe ſeines Lebens gebracht, und ihn endlich in die kalten Arme des Todes hingeworfen. Siehe zu, Leſer! daß du wacheſt! —

Neubronn in Schwaben,
am 1 Jänner. 1797.

J. G. Pahl.

Auszüge
aus
Herwarts Tagbuche.

Am 28 März.

Es war diesen Abend so lustig und heiter, wie wenn der Frühling schon, in seiner ganzen entzükenden Schönheit, bey uns angekommen wäre. Wir fuhren deßhalb nicht mit den andern zurük, sondern giengen zu Fuß.

Vielleicht, ich weiß es selbst nicht, war die Witterung bloß Vorwand; denn es ist mir nie recht wohl, und ich genieſſe mein Glük bey weitem nicht vollkommen, wenn ich nicht allein bey ihr bin. Die andern Menschen sind nun für mich alle überflüssig. Mein Herz hängt sich mit seiner ganzen Kraft an sie, und erschöpft sich in ihr, daß es sonst an nichts mehr ein Interesse nehmen kann.

Sie ſagt, ſo gehe es auch ihr, und ich bemerke es wohl, daß ſie immer die Einſamkeit ſucht, das heißt, diejenige, in die ich mich mit ihr theile.

Die Heiterkeit des Abends hatte eine Menge Menſchen ins Freye gelokt. Wir giengen durch die Linden, wo es von Spaziergängern wimmelte. Mehrere Herren und Damen, die uns ſeit unſrer Verheirathung nicht geſehen haben mochten, ſchielten uns verſtohlen nach, und andre betrachteten uns, mit angelegentlicher Sorgfalt, mit bewafneten und unbewafneten Augen. Als wir hinter ihnen weg waren, flüſterte ſie mir ins Ohr: ich konnte ſonſt das Angaffen nicht leiden, und ſeit zweyen Tagen thut es mir ſo wohl! warum das, meine liebe Julie? fiel ich ein. Weil ich, erwiederte ſie ſchalkhaft, mich bereede, daß mich die Gaffer und Gafferinnen alle beneiden. — Daß ich ihr für dieß herrliche Geſtändniß nicht einen langen Kuß auf ihre holden Lippen drüken durfte!

Ich gestand ihr Nichts. Aber wenn ich an ihrer Seite gehe, oder fahre, möchte ich es allen Kindern auf der Gasse sagen: sie ist mein Weib!

Am 1 April.

Der Himmel ist uns günstig. Die Abreise ist nun auf die Mitte des Monats festgesetzt, und wenn die Witterung so gut bleibt, wie sie seit dreyen Tagen ist, so begreife ich nicht, was uns noch länger in dieser lermenden, geräuschvollen und doch so langweiligen Stadt hinhalten könnte. O wie froh will ich seyn, wenn ich frey athmen kann, und, los von allen Fesseln der Convention und der Vorurtheile, nur dir lebe, göttliche, einzige Julie!

Dieser Tag war mir der lästigsten einer, und hat meine und ihre Sehnsucht nach Freyheit auf das höchste gespannt. Vormittag waren einige Staatsvisiten zu machen, was das albernste und abgeschmakteste Geschäfte

unter der Sonne ist. Wir eilten so gut wir konnten, und als wir herum waren, schüttelten wir den Staub von unsern Füssen. Wie sich doch die Menschen so viel unnöthigen Zwang auflegen, und sich so plagen mögen, mit Gebräuchen, die nach ihrer aller Ueberzeugung doch nichts als Larve, Träume, und Illusionen sind? der Mann dem Realität und Wahrheit theuer sind, wie übel ist er in der großen Welt daran? in der kleinen möchte er noch besser fortkommen. Ach stiege der Tag morgen schon herauf, der mich in ihren Schooß führen wird!

Man machte in einigen Häusern fade, pöbelhafte Anmerkungen, über das neue Ehestandsleben und dergleichen, die sich größtentheils in alberne Zweydeutigkeiten auflösten. Ich verzog bey allen diesen Aeusserungen des Aberwitzes auch nicht eine Miene, und bestrafte durch meinen Ernst die Abgeschmaktheit der Witzlinge. Seit ich Julien kenne, ist mir alles Alltägliche gar unerträglich. Es

dünket mich, als dürfte in ihrem Gesichtskraise nichts erscheinen, und nichts gedacht werden, was nicht den Stempel der Würde, der Originalität, und der Vollkommenheit trägt.

Auf den Abend ward Souper und Ball am Hofe angesagt. Ach! wir hätten so gerne auf die Gnade des Fürsten Verzicht gethan; aber das war in unsern Verhältnissen nicht thunlich. Unsere guten Alten hätten das als die grösste Unartigkeit betrachtet, und der vornehme Pöbel hätte gesagt: die Leutchen sind noch verliebt! Ich will aber immer so handeln, daß mich dieser in Nichts mit sich vergleichen kann.

Aus dem Balle wurde, zum Glüke, nichts. In dem Augenblike als er angehen sollte, kam die Nachricht von dem Tode der alten Landgräfinn. Die fürstlichen Personen entfernten sich alle plözlich; und die übrigen, mußten doch wahrlich auch, und sollte es nur aus unterthänigster Devotion geschehen, die

Köpfe hängen. Wie ſehr mir das recht war! denn ſeit ich Julien habe, dünkt mich immer, die ſtrenge Moral, erlaube keinem Weibe mit jemand anders zu tanzen, als mit ihrem Manne. Wenigſtens wäre es mir kein behaglicher Anblik geweſen, ſie mit dieſem und jenem, der oft nicht werth iſt, ihr ins Geſicht zu ſchauen, Arm in Arm, im Saale herumwalzen zu ſehen. Es giebt Männer die kein Frauenzimmer berühren können, ohne ſolche Empfindungen, die bloß der Thierheit eigen ſind. Himmel! was könnte mich mehr empören, als wenn ich wüßte, daß Julie für manchen das Mittel zur Erregung dieſer Empfindungen wäre?

Ich unterhielt mich lange mit einem Emigre, einem ſehr verſtändigen Mann, von äuſſerſt viel Lebhaftigkeit, geſellſchaftlichem Talente, und geradem Sinn. Wir ſprachen, von der Lage ſeines Vaterlandes, und von dem Schikſale ſeiner Familie. Seine Frau, ſagte er, ſey aus Gram über den Verluſt

ihres Vermögens, und aus Heimweh, in Koblenz, gestorben. Gestorben! — bey diesem Worte fiel mir's Centner schwehr aufs Herz: Julie ist sterblich! Und dieser plötzliche Funke meiner Phantasie zündete so schnell, daß ich von diesem Augenblike an, ganz verstimmt war. Es fiel mir eine bekannte Stelle aus Epiktet ein: wisse daß das Gefäß zerbrechlich ist, an das du dein Herz hängst!

Um eilf Uhr gieng schon alles auseinander. Die Damen und Fräulein, und die Herrn, die das Spiel lieben, erzählten sich die Treppe herunter, daß der Tod der Alten heute alles schändlich verdorben habe. Ich lachte in die Faust, und Julie auch, und es schmeichelte uns nicht wenig, daß wir unter einem ganzen Haufen mißvergnügter Menschen, die einzigen Vergnügten waren.

Am 2 April.

Ich gieng ihre Bibliothek durch.

Auch hier verbürgt es ihre Wahl, wie sie überall nach Wahrheit und Würde ringt, und nie das bloß Schimmernde und Angenehme dem Guten und Nützlichen vorzieht. Ich fand in der ganzen Sammlung keinen Roman, als die von Hermes, und die Meisterwerke unsres launigten Müllers. Schauspiele hat sie gar nicht. Sie seyen, sagte sie, zum Sehen und nicht zum Lesen, gemacht; und sie liebe auch das erstere nicht; man komme darüber allmählig aus der wirklichen Welt hinaus. Zur Unterhaltung lese sie Historiker, Reisebeschreibungen, und populare Physiker, die sie mir zeigte. Das übrige war alles ernsthaft-moralisch und religiös, — Zollikofer, Marezoll, Campe, Engel, Weise, Gellert, Garve, Salzmann, Wieland ꝛc.

Ich nahm einen Band von Agathon heraus. Indem ich das Buch öffnete, fiel mir folgende Stelle auf: " Es mag immer viel Verblendung, viel Ueberspanntes, und

Schimäriſches in der Liebe ſeyn, aber gewiß ihre Freuden ſind doch keine Einbildung. Ich fühlte es, und fühle es noch, wie ich mein Daſeyn fühle, daß es wahre Freuden ſind, ſo wahr in ihrer Art, als die Freuden der Tugend! Und warum ſollte es unmöglich ſeyn, Liebe und Tugend miteinander zu verbinden? Sie beyde zu genieſſen, o! dieß würde erſt vollkommene Glükſeligkeit ſeyn." Ich las ſie ihr vor. Ja, rief ſie entzükt aus; indem ſie mich in ihre Arme ſchloß, dieß würde erſt vollkommene Glükſeligkeit ſeyn. Ich drükte ſie an meinen Buſen, ſahe gen Himmel, und ſprach: wen Gott lieb hat, dem gebe er ein ſolches Weib!

Abends kam ein Bote vom Gute, mit der Nachricht, daß der Verwalter geſtorben ſey.

Ich überlaſſe es Ihnen, ſagte der Papa, wen Sie zu dieſer Stelle wählen wollen. Ueberhaupt ſind alle altenſteiniſchen Angelegenheiten, von nun an, durchaus Ihre Sache.

Aber, fragte Julie, wer wird für die arme Wittwe, und ihre Kinder sorgen?

Diese Frage kam mir unerwartet; und aus Juliens Munde machte sie meinem Herzen viel Freude. Aus dem Munde eines jeden andern hätte sie mich, zumal in diesem Tone, aufs höchste beleidigt.

Am 5 April.

" Sie hat all' meinen Sinn gefangen genommen! " sagt Werther von Lotten, und man kann, wie ich nun sehe, den Zustand eines liebenden Herzens nicht treffender malen, als es in diesem einzigen, gewaltigen Zuge geschehen ist.

Seit ich sie liebe, ist sie das erste und letzte Objekt meines Geistes, in dem all' mein Denken und Wollen zusammen fließt. Ich habe ehemals auch geliebt, aber was war das gegen die Liebe zu Julien?

Ihr Bild begleitet mich überall, wachend und im Traume. Ich bin ganz in sie ver-

ſenkt, und alles — alles iſt mir in dem Maaße gleichgültiger, je weniger ich eine Seite daran finden kann, die ſie in einen Zuſammenhang mit ihr ſetzt. Ja mein Herz hängt ſo einzig an ihr, daß es gar keinen Sinn mehr hat, für das Gute anderer Menſchen. Ueber dem Anſchauen der einen Vollkommenheit, vergeſſe ich daß es noch Vollkommenheiten neben ihr giebt. Hier ſehe ich den Grundſtein aller Tyranney der Liebe.

Am 5 April Abends.

Der Emigre hat mich in Verlegenheit geſetzt. Ich kann ihn wohl leiden — und das iſt nun alles, wozu ich gegen einen Menſchen auſſer Julien fähig bin — und auf das hinein machte er mir einen ſonderbaren Vorſchlag: er, ein Ludwigsritter und Baron, der vor wenigen Jahren noch tauſend Louisd'ors Einkünfte hatte, und an dem erſten Hofe von Europa eine Rolle

ſpielte, — will mein Verwalter werden. Ich ſtellte ihm alles vor, was ſich über ſo einen Antrag nur ſagen ließ. Aber er beſtand darauf, es hänge von mir ab, einen unglüklichen Mann glüklich zu machen. Glauben Sie, ſagte er, ich ſey ſo wenig Philoſoph, daß ich, um zufrieden zu ſeyn, tauſend Louisd'ors Einkünfte haben müßte; Nahrung und Kleidung genügt mir! Ob ich nun ſchon über das lachte, ſo ward ich doch durch die geſchmeidige Art, und durch die überredende Deklamation des Mannes ſo eingenommen, daß es mir ſchien, als wäre die Sache thunlich. Aber das war bloß eine durch ſeine Beredſamkeit erregte Betäubung. Der Papa erklärte ſich ſehr ernſthaft gegen ihn, und Julie — ich miſche mich nie, ſprach ſie in dergleichen Dinge, aber den Emigre möchte ich um alles nicht auf dem Gute haben. Du weißt es, daß ich die franzöſiſche Nation nicht liebe; am wenigſten den franzöſiſchen Adel. — Damit war ſein

Urtheil

Urtheil gesprochen. Ich schrieb ihm, daß sich gegen seinen Vorschlag Schwierigkeiten erheben, die nicht zu überwinden sehen. Er kam selbst, drükte mir die Hand, und sagte mir mit dem kunstlosesten Ausdruke von Hingebung und Ruhe: Lassen Sie mir nur Ihre Freundschaft, und ich werde doch nicht unglüklich seyn!

Unter den Ausgewanderten, habe ich schon Züge von Standhaftigkeit bey den verzweifeltsten Aussichten, und Größe im Elende gesehen, die ich eher für übermenschlich gehalten hätte. Julie möchte aber gar zu gerne den Eindruk derselben schwächen. Sie behauptet unverrükt, jene Standhaftigkeit sey in tausend Fällen entweder bloß Maske, oder Leichtsinn, bis sie nur in einem für Tugend gelten könne, gepflanzt durch den Hinblik auf Grundsätze, und auf das Gesetz der Sittlichkeit. — Sie ist ungerecht gegen diese Unglüklichen.

Am 6 April.

Ich. Nein, Julie, es giebt keine Liebe ohne Eifersucht.

Sie. Aber mich beleidigst du durch nichts mehr, als durch diese Leidenschaft.

Ich. Du verkennst meinen eigentlichen Sinn, liebes Weib! — O, wenn ich glaubte, daß der Beyfall irgend eines andern Mannes für dich ein Zwek seyn könnte, — wahrlich! dann sprächʼ ich in einem andern Tone, und handelte wie ein Wüthender.

Sie. Ich weiß in der That nicht, was du eigentlich willst, Herwart!

Ich. Laß mich ruhig mit dir sprechen, liebes Weib, und aufrichtig. Du kennst den Major, seinen Charakter, und seinen Ruf, nicht wahr?

Sie. Ich kenne ihn.

Ich. Und doch sprachest du mit ihm, so hold und freundlich; — ja du knüpftest selbst ein Gespräch mit ihm an, und sitztest dich sogar an seine Seite nieder. Dafür

schlug er, so bald ich weg war, den Arm um dich, und wollte dich zu sich herüber ziehen. Würde das letztre wohl geschehen seyn, wenn das erstre nicht vorhergegangen wäre?

Sie. Das weiß ich eben nicht; — aber ich habe ihn mit Verachtung zurükgestossen; folglich konnte mir seine Liebkosung nicht angenehm seyn.

Ich. Davon ist keine Rede, Julie! Aber du hast dich doch so betragen, daß er hoffte — nicht zurüke gestossen zu werden.

Sie. Das mag seyn. Doch nun weiß er, daß er sich in mir getäuscht hat.

Ich. Beruhiget dich das, bey dem Bewußtseyn, daß er es doch wenigstens eine Zeit lang für möglich hielt, dich für seine Lust zu gewinnen?

Sie. Wenn er das wirklich für möglich hielt, und zwar aus dem Grunde, den du voraussetzest, so finde ich mich sehr gedemüthigt.

Ich. Wie konnteſt du dich aber, einem ſo berüchtigten Manne gegen über, ſo unvorſichtig betragen?

Sie. Es war — ich weiß ſelbſt nicht, was, — Unüberlegtheit, und die Meynung, ein Weib dürfe freyer handeln, als ein Mädchen, weil ſie weniger Gefahr ausgeſetzt iſt, als dieſes.

Ich. Himmel, welch' eine Meynung! Iſt nicht der Fall gerade umgekehrt?

Sie. Die Erfahrung hat mich weiſe gemacht. Eine Erinnerung dieſer Art werde ich heute das erſte und letzte mal von dir erhalten haben.

Ich. Wohl mir dann! — Ach! mein Herz leidet viel.

Sie. Solteſt du meine Treue bezweifeln können, beßter Herwart?

Ich. Das nicht, Julie! Aber es erregt in einem rechtlichen Manne eine marternde Empfindung, wenn er ſieht wie ein verworfener Wollüſtling, die Geliebte ſeines

Herzens zum Ziele seiner schändlichen Anschläge macht, — und mehr, wenn diese Anschläge durch die Unvorsichtigkeit und dem Leichtsinn seiner Geliebten selbst gewekt werden.

Sie. Ach ich vergehe bey dem Gedanken, in dir eine schmerzhafte Empfindung erregt zu haben.

Ich. Wäre ich nicht überzeugt, Julie, daß deine Tugend so rein ist, als die Tugend eines Engels, dieser Tag liesse — ein unvertilgbares Brandmahl in meinem Herzen zurük.

Am 10 April.

Das war ein heftiger Zank zwischen Julien und dem Emigre. Er sprach mit feurigem Enthusiasmus für seine Nation, und für seine Klasse, und Julie, mit derselben Heftigkeit gegen sie. Ja sie wurde, so geschikt der geschmeidige Franzos seine Pillen auch einzuwikeln wußte, am Ende gar bitter.

Er that Abends ſehr beleidigt gegen Lorchen. Er möchte doch wiſſen, warum er der Baronne ſo ganz ungenießbar ſey. Sie mache in allem ſeine Widerſacherinn, und den Handel mit dem Verwaltersamte habe ſie ihm auch verdorben. Sagen Sie mir doch, fragte er zuletzt, womit ich mich ihr gefällig machen kann?

Das werden Sie am beßten erfahren, verſetzte das ſchelmiſche Mädchen, wenn Sie ſich die Mühe nehmen wollen, ſie ſelbſt zu fragen.

Sollteſt doch ein wenig ſanfter, und ſchonender ſeyn, gegen einen Armen, hülfloſen Fremdling, den das Schikſal ſo tief ins Elend geſtürzt hat, — ſagte ich ihr heute Abends.

Sie erwiederte mit einem Anſchein von Entrüſtung: die Franzoſen ſind mir alle unerträglich; keiner aber mehr als dieſer fade, naſeweiſe, heuchleriſche Emigre. Und daß er unglüklich iſt, — warum iſt er nicht zu Hauſe geblieben!

Ich hätte nie geglaubt, daß ein so gutes Geschöpf, einen Menschen, von dem es doch nicht beleidigt ist, und dessen Schiksal so sehr um Schonung fleht, in diesem Grade hassen könnte.

Am 13 April.

Der neue Verwalter ist ein selbstdenkender, aufgeklärter Mann, von einem redlichen, festen, und gesetzten Charakter. So einen Mann wollte ich eigentlich in der Einsamkeit des ländlichen Lebens zum Gefährten, zum Rathgeber, zum Vertrauten, zum Freunde haben.

Er ist Lorchens Vater, und mir von Julien empfohlen.

Er habe sich bisher, erzählte mir diese, auf dem mühseligen Pfade seines Lebens, kümmerlich und stille durchgedrungen, sich durch seinen Kopf nothdürftig ernährt, und unter den bittern Erfahrungen seines männlichen Alters, eine Grösse und Würde des

Herzens erworben, wie man sie selten finde. Diese Schilderung machte mir den Mann interessant. Denn solchen Menschen, von denen ich weiß, daß sie in der Schule des Elends erzogen worden sind, nahe ich mich immer mit einem sehr günstigen Vorurtheile. Hier ward es vollkommen bestättigt.

Ich suchte ihn in seiner Wohnung auf, und fand ihn in der Vorstadt, im fünften Stokwerke. Sein Zimmer war reinlich, aber dürftig. Er arbeitete an einem Tische, auf dem viele Papiere und Bücher umher lagen. Zween Knaben saßen neben ihm; es waren seine Söhne; seine Gattinn war in der Küche beschäfftiget. Eine lange hagere Figur, ein grosses feuervolles Auge, tiefer Ernst, und ein würdiger Anstand, — verkündigten mir keinen Menschen von der Heerstrasse. Er kannte mich nicht. Ich fieng ein gleichgültiges Gespräch an.

Er. Die Dienstbarkeit fürchte ich. Deßhalb habe ich auch ein Leben voll Mühe,

Arbeit und Sorgen der Gemächlichkeit und dem sicherern Wohlstand vorgezogen, womit in der Regel, die Abhängigkeit der Männer gelohnt ist, die in den Diensten des Staates stehen.

Ich. Finden Sie aber doch ihr Fortkommen in dieser Stadt, wo es so viele Leute giebt, die in Ihren Geschäfften mit Ihnen concurriren?

Er. Redlichkeit und Betriebsamkeit lassen niemand darben. So lange ich gesund bin, werde ich die Meinigen schon ernähren können. Auf unglükliche Zufälle muß man sich aber nicht im voraus bange seyn lassen; dadurch reibt man seine Kräfte auf, und man ist unvermögend sie zu tragen, wenn sie wirklich eintretten.

Ich. Was sind Ihre hauptsächlichsten Geschäffte?

Er. Ich gebe Unterricht in einigen vornehmen Häusern, — ich decopire Aktenstüke, ich korrigiere in den Buchdrukereyen, ich ver-

faſſe ab und zu, wohl ſelbſt ein Buch, und ſchreibe regelmäſſig eine Zeitung, worinn den Bewohnern des Landes die Neuigkeiten in der Reſidenz kund gethan werden. Hier das letzte Blatt! die Zeitung cirkuliert, wie Sie ſehen, nur handſchriftlich.

Ich fieng an zu leſen. So gleich fiel mir eine Stelle auf, die niemand mehr intereſſiren konnte, als gerade mich ſelbſt:

" Familien-Nachrichten. Das Fräulein Julie von Rechenthal, die einzige Tochter unſres vortrefflichen Regierungspräſidenten, geadelt durch den glänzendſten Verſtand und das tugendhafteſte Herz, hat ſich mit einem kurländiſchen Kavalier, einem Baron von Herwart, der bisher als Rittmeiſter in ruſſiſchen Dienſten geſtanden, vermählt. Dadurch kommen die ſämtlichen Güter des Rechenthaliſchen Hauſes auf eine neue Familie; die Herrſchaft Altenſtein iſt bereits

an das junge Ehepaar abgetretten worden, auf welcher daſſelbe auch in Zukunft leben wird. Man ſagt ſehr viel gutes von dem Herrn von Herwart, und gründet darauf die Hoffnung, daß durch ihn die allgemeine Achtung, welche von jeher den Namen der Rechenthale begleitet hat, erhalten werden wird. "

Kennen Sie das Fräulein Julie? fragte ich den Zeitungsſchreiber.

Er. Ich kenne ſie. Meine Tochter iſt in ihren Dienſten.

Ich. Sie ſcheint nach Ihrer Schilderung ein liebenswürdiges Frauenzimmer zu ſeyn.

Er. Dazu gehört nicht viel. Julie iſt aber mehr, ſie iſt edel, tugendhaft, ehrwürdig.

Ich. Und ihr Gemahl?

Er. Ein glüklicher Mann wenigſtens, ſeinen Charakter kenne ich nicht.

Ich. Sie sehen den Baron von Herwart vor sich.

Er. (Ohne die mindeste Ueberraschung.) Wohl Ihnen! Ihnen ist ein schönes Loos gefallen. Werden Sie desselben werth!

Diese letzten Worte sprach der Mann mit einem Nachdruk, und mit einer Würde aus, die einen kalten Schauer über meinen ganzen Körper ergoß.

Ich leitete das Gespräch auf meine eigentliche Absicht ein. Er hatte eine Menge Bedenklichkeiten. Er besitze zu so einem Posten nicht die nöthigen Erfahrungskenntnisse, er tauge nicht in die Nähe der Vornehmen, er wisse nicht wie ihm das Landleben zuschlagen werde, er glaube in seinem itzigen Wirkungskraise nützlicher zu seyn, er habe eine unüberwindliche Abneigung gegen Diensiverhältnisse dieser Art.

Ich widerlegte alle diese Zweifel. Aber er sagte mir ganz rund und unbefangen, in solchen Fällen könne kein Mensch der

Rathgeber des andern seyn. Ich gewann aber doch so viel über ihn, daß er mir versprach, die Sache zu überlegen. In seinen Reden blikte überall so viel gesetzte, männliche Denkungsart, reiner sittlicher Sinn, und Emporhebung über conventionelle Formen und eigennützige Rüksichten, hindurch, daß ich ihn mit dem festen Entschlusse verließ, alles zu thun, um ihn zu gewinnen.

Heute kam er mit der Erklärung: er wolle es versuchen. Es war mir, als hätte ich das große Loos gezogen, oder einen feindlichen General gefangen genommen. Denn wahrlich! es giebt keinen grössern Triumpf, als einen edlen Menschen sich anzuketten, und eigen zu machen.

Der Verdacht, ob seine Bedenklichkeiten, die er bey meinem Antrage äusserte, nicht bloß erkünstelt waren, um seine Person in einer wichtigen Gestalt darzustellen, war zu natürlich, als daß er nicht in mir hätte rege werden müssen. Aber er widerlegte ihn

vollkommen, durch eine Erklärung, die so offen, so redlich, und so einleuchtend war, daß sie unmöglich in den Mund eines Mannes kommen konnte, der sich mit den elenden Künsten der Verstellung abgiebt.

Wollte ich ohne Rükſicht auf meine Familie handeln, ſagte er, ſo würde ich in meinen bisherigen Verhältniſſen bleiben. Denn es iſt doch immer vernünftiger auf einem Poſten zu verharren, auf dem man es zur Noth aushalten kann, als in einen andern zu tretten, von dem man nicht weiß, ob er nicht noch ſchlimmer ſeyn wird. In dieſem Falle giebt nur die Erfahrung eine ſichere Erkenntniß; der bloße Anblik des neuen Poſtens aus der Ferne führt höchſtens zur Wahrſcheinlichkeit; Wahrſcheinlichkeiten ſind aber trüglich. Ich bringe meiner Gattinn und meinen Kindern ein Opfer. Die Zukunft däucht ihnen weniger gefährlich, wenn meine Arbeit durch eine beſtimmte Beſoldung belohnt wird. Dieſer Glaube hat auch

viel für sich. Und ich müßte ein schlechter Vater seyn, wenn ich nicht zum Besten der Meinigen einiges leiden, und einigem entsagen könnte.

Julie ist in die Art und in den Ton dieses Mannes ganz verliebt, und ich nicht minder. Der Papa schüttelte den Kopf ein wenig. Der Aktenstaub hat sich auch bey ihm, wie bey so manchem andern ehrlichen Mann auf die Nerven gelegt, und sie für das wahrhaft Gute und Große, ein wenig stumpf gemacht. Er glaubte Eigendünkel und Schwärmerey zu wittern, wo doch in der That nichts als gerechte Zuversicht auf sich selbst, und ein durch Eigennutz und Welt-ton unverdorbener, schnurgerader Gang der Gesinnungen, und Vorstellungen zu finden ist. Ich danke Gott, daß er mir einen solchen Mann geschenkt hat, und daß ihn Julie versteht. Könnte sie ihn verstehen, wenn sie nicht mit ihm eintönte? — Und warum versteht ihn der Papa nicht? —

Am 15 April.

Der Emigre macht Miene, uns auf das Gut zu begleiten, und von dort nach Koblenz zu gehen. Dagegen hat Julie allerhand Einwendungen. Doch, sagt sie, ein paar Tage wolle sie sich diese Ueberlast noch gefallen lassen, wenn sie nur dann seiner los werde. — Sonderbar ist der Zusammenhang unsrer Meynungen und Urtheile, die sehr oft, wenn wir glauben, daß sie auf den vernünftigsten Gründen ruhen, mechanische Wirkungen jugendlicher Eindrüke sind, gegen welche die einleuchtendsten Erfahrungen, und die deutlichsten Beweise nichts vermögen. Da haben die Franzosen im siebenjährigen Kriege, pour s'amuser, dem Papa ein Schloß verbrannt, und seit dem ist in der Rechenthalischen Familie, alles was zwischen dem Rheine und den Pyrennäen lebt und webt, lauter Spitzbuben Volk. Ich sprach neulich, um etwas zur Milderung dieses harten Urtheils beyzutragen, von Hein-

rich

rich dem Vierten, von Fenelon, von Paskal, von Rousseau, von der grossen That des Obristen Assas. — Wollen Sie mich nicht böse machen, zürnte der Alte, so schweigen Sie von den Franzosen. Sie sind lauter Schurken!

Depraz ist wirklich ein braver, liebenswürdiger Mann, voll Verstand und Kenntnissen, von der einnehmendsten Artigkeit, und — wie es scheint, aus Instinkt sehr rechtschaffen. Nur zwey Dinge mißfallen mir an ihm. Einmal spottet er mit einer beleidigenden Leichtfertigkeit über alle Religion, ohne sich zu erinnern, daß sie uns doch in tausend Fällen des Lebens, bald ein unentbehrliches Hülfsmittel zur Sicherung unsrer Moralität, bald ein eben so unentbehrlicher Stab in den Stürmen des Elends ist. Ueberhaupt ziemt Spott einem Manne nie; am wenigsten über einen Gegenstand dessen relative Wichtigkeit doch jeder anerkennen wird. — Zum andern urtheilt er so allge-

mein, wegwerfend über den ſittlichen Werth der Weiber, daß man oft auf die ehmals in ſeinem Vaterlande ventilirte Frage zurükkommen möchte: ob ſie auch Menſchen ſeyen? In Anſehung des letztern Punktes, macht er ſich noch dazu einer groſſen Inconſequenz ſchuldig. Denn es iſt noch gar nicht lange, daß er bey jeder Veranlaſſung den Apologeten dieſes Geſchlechtes machte.

Beydes iſt wohl Nationalfehler. Depraz hat überhaupt in ſeinem Charakter viele Gallicismen.

Am 16 April.

Es war eine groſſe Geſellſchaft beyſammen. Die Erbprinzeſſinn ließ nicht ab, bis Julie darein willigte, den Hymnus an die Freude zu ſingen. Das gute Kind war in Verlegenheit. Ich gab ihr einen Wink, daß ſie das Verlangen der Geſellſchaft nicht ablehnen dürfe; denn hätte ſie zu den erſten Waigerungen der Beſcheidenheit noch

mehr hinzu gethan, so würde sie das Ansehen einer eigensinnig-stolzen Künstlerinn erlangt haben, die sich kostbar zu machen sucht Sie sang unvergleichlich — mit einer Geschmeidigkeit und Reinheit der Stimme, mit einem Gefühl, mit einer Wahrheit — die Männern und Weibern Thränen entlokte; — und als sie endete, füllte ein wildes Beyfallklatschen und Bravorufen den Saal.

Dieß erregte in mir eine von Freude und Mißbehagen gemischte Empfindung, in der aber das letztere so weit hervorstach daß ich mich auf der Stelle entschloß, nicht mehr zu zugeben, daß Julie mit ihrem Talente so öffentlich glänze. Denn könnte sie dadurch nicht bey manchen Menschen ein viel zu grosses Interesse für sich erweken, als daß es mir lieb wäre? Ist überdieß Julie nicht auch ein Weib? Und können Weiber so laute, allgemeine Aeusserungen des Beyfalls immer ertragen? —

Sie scheint dieß alles selbst gefühlt zu haben. Als wir auf unser Zimmer kamen, sprach sie zu mir: Ich trette dir nicht ohne Angst unter die Augen. Vielleicht bin ich bey dir in den Verdacht der Eitelkeit gekommen. Ich war in einem Falle wo ich mir nicht zu rathen wußte, weil ich auf jedem Wege deine Mißbilligung fürchtete. Doch du vergiebst mir Herwart, nicht wahr? Ach ich möchte gerne der ganzen Welt Haß auf mich laden, wenn ich nur dir dadurch mehr gefiele! Das gute Weib!

Am 17 April.

Depraz war vor Tische bey ihr auf dem Zimmer. Sie sprachen sehr heftig mit einander. Ich vernahm es deutlich, daß sie ihm in zürnendem Tone sagte: die Männer sind mir alle gleichgültig; bis auf einen; Sie aber sind mir noch etwas weniger.

Dieß machte mich aufmerksam. Ich examinirte Lorchen. Sie wisse nichts,

als daß der Franzos ein unerträglicher Hasenfuß sey. Julie war entrüstet. Nichts specielles führte sie an, sondern nur die allgemeinen Beschuldigungen, er sey so fad, so zudringlich, und so charakterlos.

Wahrlich, ich müßte mißtrauisch gegen ihn werden, wenn ich nicht von seiner eiskalten Gleichgültigkeit gegen alle Weiber insgesammt überzeugt wäre, und wenn ich nicht wüßte, daß ihn Julie, durch ihre Härte, unendlich weit von sich entfernt hielte. Sonderbar! Ich bin ein sehr reizbarer Ehemann, in diesem Punkte. Eine Miene kann mich empören; und diesem Fremdling traue ich durchaus nichts böses zu. Von Juliens Treue überzeugt, kann mich freylich nichts beunruhigen, als die Entehrung die ihr, nach meinem Gefühle wiederführe, wenn irgend ein verächtlicher Wohllüstling Anschläge auf sie machen würde. Aber ein solcher Gedanke kommt nicht in das Herz des geschäfftevollen, unstäten, truglosen Franzosen.

Am 18 April.

An dem Streite nahm niemand ſo viel Intereſſe als ich. Noch nie hatte der Emigre ſo ſtandhaft und ſo ernſt behauptet, die Weiber ſeyen alle wandelbar in der Liebe, und ſo unzuverläßig, daß überall keine feſte Ueberzeugung von ihrer Treue ſtatt finden könne. Er führte ſeinen Satz mit der ihm eigenen überſtröhmenden Beredtſamkeit durch, und verfocht ihn mit einem Heere von Gründen und Scheingründen, wozu ihm bald die Natur des Weibes, bald die Geſchichte, die Waffen lehnen mußten. Treue beruhe auf Feſtigkeit und Beharrlichkeit, und dieſe auf dem Uebergewichte vernünftiger Maximen; die Weiber aber hängen bloß von ſinnlichen Eindrüken ab, und ſtehen unter dem unvermeidlichen Zwange der Empfindung. Armer Mark Aurel, endete er, wie ſüß träumeſt du von dem ehelichen Glüke, und von der Unſchuld deiner Fauſtina, — und du biſt unter dem Heere ihrer Anbeter gerade der letzte!

Ich fühlte bey dieſer Deklamation einen empor wallenden Unwillen, der bey mir unvermeidlich war, da ich mich nicht erwehren kann, von allem was ich über Weiber höre und leſe, ſogleich die Anwendung auf Julien zu machen. Der Emigre ſchien mir, durch jene allgemeinen Richterſprüche, dieſes tugendhafte Geſchöpf zu läſtern. Es war mir ſchon weit oben, daß ich ihn gefragt hätte, ob er all' das auch von ihr gelten laße? — Zum Glüke fiel es mir noch bey, daß dieß eine ſehr alberne Frage ſeyn würde.

Der Verwalter ſchnitt ſaure Geſichter, ſchoß ab und zu einen Blik voll Mißfallen auf den Emigre, und ſprach zu allem kein Wort. Aber Ihre Meynung möchte ich nun doch auch hören, mein lieber Gotthard! ſagte ich zu ihm. Der Herr Devraz, erwiederte er, ſpricht in dem Tone eines alliſchenden Beobachters. Ich geſtehe meine Schwäche. Meine Erfahrungen leiten mich nie zu einem allgemeinen Urtheile; ſie geben

mir bloß Bruchstüke. Was kann ich also weiter thun, als im Gefühle meines Unvermögens zu hören, und schweigen. — Dieß bescheidene Wort schien dem Franzosen nicht zu behagen.

Der Papa lächelte. Ich glaube, sprach er, an weibliche Tugend, wenigstens in unserm Lande; in Frankreich ist sie freylich eine Chimäre. Aber ich halte sie doch für eine schwache, zarte Pflanze, die man vorsichtig pflegen, und mit einer Umzäumung umgeben, oder auch wohl mit einer Glasscheibe bedeken muß, daß die Thiere des Feldes sie nicht abfressen, und die Schmetterlinge sich nicht darauf setzen.

Auf das pfiff der Welsche in die Luft, und deklamirte, hohnlachend, die Verse aus Moliere:

— Les vérouills et les grilles
Sont de foibles garants de la vertu des Filles!

Am 19 April.

Morgen reiſen wir ab. Wie froh ich bin, daß wir endlich wegkommen, aus dieſer Stadt, und von dieſen Menſchen, wo ſo wenig Nahrung, und ſo wenig Troſt für mich zu finden iſt. Ich will allein ſeyn, mit Julien, und dann iſt mir wohl. Das menſchliche Herz iſt ſich in ſeinen Aeuſſerungen überall gleich. So vergräbt ſich der Geizige zwiſchen vier Wänden, und nur da glaubt er ſeiner Schätze froh zu ſeyn.

Seit ich ſie liebe, iſt mir in der Athmoſphäre derjenigen, von denen der liebe ſeelige Sturz ſagt, es ſey bey ihnen, wie auf König Williams Schillingen, kaum ein Gepräge mehr kenntlich, ſie beſuchen ſich täglich ohne Liebe, und verlaſſen ſich ohne Kummer, ſie gleiten über alles hinweg, ſie nehmen an nichts Theil, ſie ſchleppen ihre Zeit, unter Spielen und Schmauſen, wie eine Bürde, fort, — — ſeit ich ſie liebe, iſt mir in der Athmoſphäre dieſer Menſchen

nimmer wohl. Ich habe einen gefunden, der mir für alle genügt: die andern können mir ſchätzenswerth ſeyn; aber die Würdigkeit zu dieſer Schätzung finde ich nicht in dieſen Pallästen. Ich will ſie ſuchen unter den Söhnen und Töchtern des Landes, und da werde ich ſie auch finden. Auf den Alpengebürgen weilt wohlthätige Fruchtbarkeit in den Thälern, und die Gipfel bleiben kahl.

Wie wunderbar mich der Himmel geführt hat, und wie ſeelig!

O es waren ganz andere Plane, die ich einſt zu meinem Glüke entwarf, als ich an der Hand meines Vaters nach Petersburg wanderte, und dort zu den Fahnen der großen Monarchinn ſchwur. Da hieß mich der Theuere redlich und brav ſeyn, und mein Herz beſtätigte ſein Gebot, und jagte mich auf der Bahn der Ehre nach einem glänzenden Ziele hin. Bald eröffnete ſich mir dieſe Bahn. Ich zog mit den Heeren meines neuen Va-

terlandes dem Feinde entgegen, ich focht an den Ufern des Bogs und des Dniepers, mein Blut floß vor Oczakow, ich sahe Gustavs kühne Thaten in der Nähe, und ich stieg eilig fort auf der Stuffenleiter des Glüks. Es ward Friede, und in der Muße, die ich nach großer Arbeit erlangte, trieb ich die Künste des Krieges nach wissenschaftlichem Fuße. Oeffentliches Lob, Achtung in meinem Zirkel, das Beyfallächeln meiner Monarchinn, und die Gunst ihrer Günstlinge — thaten vor mir eine herrliche Zukunft auf. Ich war glüklich in der That, und noch mehr in der Hoffnung.

Eine alte Verwandtschaft knüpfte die Familie der Herwarte und der Rechenthale an einander, und da die leztre dem Erlöschen nahe war, so sollte durch meine und Juliens Verbindung, ihr dämmerndes Licht in die helle Flamme der erstern überfliessen.

Ich war an den Rheinſtrohm geeilt, und als Freywilliger Clairfaits Fahnen nachgefolgt, — und hier traf mich der Ruf, zum Genuſſe der ſtillen Freuden des häuslichen Lebens. Ungerne drang ich mich aus den prächtigen Luftgebilden heraus; die meine Einbildungskraft um mich her geſchaffen hatte.

Ich wußte noch nicht, was ich dagegen vertauſchen würde, und vor einer politiſchen Heirath ekelte mir.

Aber ich kam, ich ſah, und ward — beſiegt.

Ich kehre nun von der Unruhe des Weltlebens, von den Unternehmungen des kühnen Jünglingsalters, von den großen Ausſichten auf den Schauplatz des Staates und des Kriegs, zu dem friedlichen, harmloſen Leben des Hausvaters und des Gatten zurük, und ſuche und finde eine weit höhere Glükſeligkeit, als mir in dem Genuſſe der Welt, im Geklirre der Waffen, und im Gewühle des Hofes nie zu Theil geworden ſeyn würde,

in Juliens Tugend, und in ihrer Liebe, und in dem kleinen Wirkungskraise, in dem es mir so leicht seyn wird, Sittlichkeit, Segen und Trost auszubreiten.

Zwar ist mir das Verhältniß, in das ich nun trete, neu, und es wird auch, wie jede Lage des Erdbewohners ihre lästige Seite haben. Aber ich will für meine Unterthanen ein Vater seyn, ich will für Julien leben, ich will im Genusse der Natur mich ergötzen, ich will in der Einsamkeit des Landes Weisheit lernen und üben, — und da ich alles dieses kann, was ich will, so gehört ja wenig Kraft und wenig Verläugnung dazu, unter so vielem Guten auch manchmal einen Tropfen Galle hinunterzuschlürfen.

Der Werth des Menschen hängt nicht von dem ab, was er leidet, sondern was er thut, und besitzt er wahren Werth, so wird er sich auch alles; was er leidet, erträglich machen können.

Ach! ſie iſt ſo ein gutes, herrliches Weib!

Ich überraſchte ſie auf ihrem Zimmer. Sie ſchrieb. Schnell fuhr ſie mit dem Papiere hinweg. Ich ergriff es. " Sollte mein Julchen vor mir ein Geheimniß haben können?" Beſchämt überließ ſie's mir. Es war eine Anweiſung an den Kaufmann R** für drey arme Predigerswittwen, jeder monatlich 5 Reichsthaler zu bezahlen. Sie war verdrüßlich, als ich ihr es wieder zurüke gab. Die linke, meynte ſie, müſſe in ſolchen Fällen nie wiſſen, was die rechte thue!

Ich erzählte — was ich nun nicht mehr thun würde, aber es geſchah in der erſten Aufwallung der Freude, den Auftritt auf meinem Zimmer. Gotthard blikte gen Himmel, mit einer Thräne im Auge. Der Emigre aber lächelte höhniſch, und ſprach dazu ein Paar Worte im unausſtehlichſten Komplimenten-Tone. Als ich in ihn drang, geſtand er mir, er ſey gegen die [illegible]nſchliche

Tugend ſehr mißtrauiſch, am meiſten aber gegen die, die ſich zu verbergen ſuche, und ſich doch nicht verberge. Gotthard blikte ihm mit einem ſtrafenden Ernſt ins Geſicht, und ſprach im heftigen Tone: Ich halte es mit Ihrem Landsmanne Rouſſeau. Unter allen Handlungen des Alexanders, den man den Großen nannte, ſagt er, bewundere ich keine mehr, als die Zuverſicht, womit er den Becher aus der Hand des Philippus austrank. Denn das war Glaube an die Tugend.

Am 20 April.

Wir reisten vor Tages Anbruch ab. Julie mochte proteſtiren, wie Sie wollte, Depraz begleitete uns. Sie, er, ich, und Gotthard fuhren zuſammen. Lorchen und die Domeſtiken giengen mit dem zweyten Wagen. Es war ein lieblicher Morgen und ein ſchöner Tag.

Als ich mit Julie zur Trauung hinausfuhr, zu dem frommen Pastor von Stellenheim, da war mir's eben so zu Muthe, wie heute. Sonst in meinem Leben nie.

Altenstein däuchte mich ein Paradis, in dem sogar der Stand der Unschuld nicht fehlte.

Ich redete mit Julien von meinen Erwartungen und Entwürfen; da rükte sie fester an mich, drükte mir die Hand, und that — wie Kinder, wenn das Christfest nahe ist.

Der infame Franzose mußte uns aber wieder ein Gewirre in unsre Rechnung machen. Haben Sie, fieng er aus dem Stegreife an, den Landprediger von Wakefield gelesen? Und erinnern Sie sich noch einer Stelle, die vortreflich auf Ihre itzigen Empfindungen paßt?

Es ist zu viel Schönes in dem Buche, als daß man alles merken könnte; aber die Stelle möchte ich hören! sagte ich.

" Die Stunden, die wir mit der Aus-
„ ſicht auf künftiges Glük hinbringen, ſind
„ vergnügender, als der wirkliche Genuß.
„ Im erſten Falle kochen wir die Speiſen
„ nach unſerm Apetitte, im andern kocht
„ die Natur für uns."

Wahr und ſchön, verſezte Gotthard, aber — fuhr er, der dem Franzoſen nie unbedingten Beyfall giebt, fort — zur Unzeit angebracht. Man muß, ſprach er weiter, den Menſchen nie eine unſchuldige Freude verderben, ſollte ſie auch nur erträumt ſeyn. Die Welt wäre das in der That, was die lieben Alten ſie ſo gerne genannt haben, ein Jammerthal, wenn alle erträumten Freuden aus ihr verwieſen werden ſollten.

Es begann ein philoſophiſches Geſpräch über dieſen Gegenſtand, das immer weiter führte, und den Emigre und den Verwalter immer weiter von einander entfernte. Der letztre brach es aber plözlich ab, als er bemerkte, daß der erſtere weniger mit Gründen,

als mit Witz und Antitheſen ſtritt, in die nur ſelten ein ſchwaches Wetterleuchten des Verſtandes fiel. Unſer Streit iſt vergeblich, ſprach Gotthard, — Zeno und Epikur werden ſich nimmermehr vereinigen, und damit Punktum!

Wir kamen ſchnell durchs Land. Wir würden längſtens Abends um 3 Uhr in Altenſtein angekommen ſeyn, wenn uns nicht ein kleines Unglük verſpätet hätte.

Wo ſich der Weg von der Landſtraſſe ins Thal hineinlenkt, geht es eine ſteinigte Anhöhe hinunter. Der Kutſcher fuhr, mit dem ſchwer beladenen Wagen, raſch daraus los, und — da lagen wir. Das eine hinter Rad zerbrach in Stüke. Julie erholte ſich ſchnell wieder, von dem Schreken der ſie ergriffen hatte. Wir ſchikten den Kutſcher in das nächſte Dorf, um ein anderes Rad abzuholen, ſetzten uns zuſammen auf den Raſen am Wege, und — lachten einander aus.

Indem wir so saſſen, kam ein Herr, im Jagdhabit, den ein Jäger begleitete, zu Fuß bey uns vorüber. Er ſchien eben auf der Spur eines Wildes zu ſeyn, und ſich nicht um uns zu intereſſiren. Wer wohl dieſer ſeyn mag, ſagte ich als er vorbey war, zu Julien, welche ihn nicht bemerkt hatte, indem ſie ſich mit der Zurechtlegung ihres durch den Sturz des Wagens in Unordnung gebrachten Kleides beſchäfftigte. Sie blikte auf, ſchrie überlaut: Wallenberg! — er ſah ſich um, Gott Julie! Julie! — und ſo lagen ſie einander in den Armen.

Ich trat auch hinzu, um zu ſehen, was es werden wollte, und hörte: das ſey der Herr Baron von Wallenberg, der in Juliens Hauſe erzogen worden, und nun eine Meile von Altenſtein, auf ſeinen Gütern, lebe. Er umarmte mich eben ſo feurig, und wünſchte ſich und mir Glük, zur neuen Nachbarſchaft. Ueber eine Weile bemerkte er auch Gotthardeu, den er

mit einem Händedruk grüßte, und seinen lieben Alten nannte. Er blieb bey uns, bis das Rad zurechte gemacht war, und versprach, Morgen auf den Mittag, mit seiner Familie zu uns zu kommen. Ehe wir einsaßen, umarmte er mich, und Julien, und den Franzosen, und so schieden wir von einander.

Diese neue Bekanntschaft ließ in meinem Herzen ein mißbehagliches Gefühl zurük, das mich ziemlich verstimmte, und mir meine Hoffnung, voll friedlichen, heitern, frohen Sinnes, in mein neues Wohnhaus einzuziehen, gewissermaßen verdarb.

Der Herr Baron von Wallenberg ist nun einmal mein Mann nicht. Gegen die gewaltigen Jäger vor dem Herrn, und das ist er nach seinem eigenen wörtlichen Zeugnisse, habe ich schon im voraus eine gewisse Abneigung, weil man bey Menschen, welche an ewiger Zerstöhrung im Thierreiche, die oft ganz zweklos und grausam ist, ein Vergnügen finden, keinen zarten, feinen

Sinn, für das Höhere, das dem vernünftigen Geschöpfe Vorzugsweise geziemt, voraus[illegible] kann. — Dann ist sein Aeusseres so abgezirkelt-niedlich, sein Gespräch so fad, sein Ton so trivial, und sein Auge so tükisch — daß ich in ihm keinen Zug von dem Ideale derer finde, mit denen ich eintöne, und Freund seyn möchte. Ueberdieß — warum ließ er es bey Gotthardeu, den er doch als einen der edelsten Menschen kennen mußte, bey einem blossen Händedruk bewenden, während er die andern alle der Reihe nach umarmte. Sicher wiederfuhr dem Emigre diese Ehre bloß wegen seines Ludwigskreuzes, — und jenem war sie versagt, weil durch ihn die Gesellschaft ein oeuvre melé wurde.

Julie — ich bin auch nicht mit ihr zufrieden. Es war ein wenig undelikat, daß sie ihm so feurig entgegen flog. Oder war etwa die Ueberraschung zu groß, als daß sie sich erst über die Forderungen des Wohlanständigen hätte besinnen können. Freylich,

meyne ich, dieſer Punkt ſoll den Frauenzimmern ſtets ſo gegenwärtig ſeyn, daß keine Ueberraſchung in der Welt, ihnen denſelben entrüken könnte.

Es iſt eine garſtige Sitte in dieſem Lande, daß ſich Männer und Weiber ſo wild umarmen!

Depraz iſt ein ſchlauer Fuchs. Iſt es ſchon lange her, daß Sie dieſen Herrn von Wallenberg kennen? fragte er Julien ſehr bedeutend. Sie ſchien ſeinen Sinn ſo wohl zu faſſen, als ich. Ich halte kein Tagebuch über meine Bekanntſchaften, ſprach ſie und lächelte zu mir herum.

Wir kamen erſt in der Nacht auf dem Gute an. Der Schulze, an der Spitze ſeiner Bürgerſchaft, empfieng mich an der Schloßbrüke, und hielt eine kurze Anrede, die mich durch ihre gutmüthige Traulichkeit bis zu Thränen rührte. Einige Mädchen überreichten Julien einen Korb voll Flachs, und einen Blumenkranz, den ſie ihr, naiv genug,

auf den Kopf setzten. Ringsumher brannten viele Fakeln. Alles drang sich hinzu, die neue Herrschaft zu sehen. Ich hörte viele Stimmen laut in dem Haufen sprechen: Gott segne ihn! Gott segne sie! — und dieß Gott segne war doch tausendmal mehr werth, als das erkaufte und ertrozte Vivat, das in so mancher Residenz, aus dem Munde der Sklaven, der Schmeichler, der Lohndiener, der Volksverräther, und anderer Schurken schallet.

Das war eine festliche Stunde. An Wallenbergen dachte ich in derselben nicht.

Am 21 April.

Es lief Vormittags ein Schreiben von Wallenbergen an Julie ein, worauf sie mir sagte, daß derselbe wegen einer von dem Grafen von Z** veranstalteten Jagd nicht kommen werde. Madame Etikette forderte dann, daß wir ihm einen Besuch auf

morgen ankündigten. Den Brief gab mir Julie nicht! Ich war so dumm, daß ich mich das im Kopfe wurmen ließ. Ich forderte ihn, und fand — daß es nicht der Mühe werth war, ihn zu fordern. Erst bey dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß Wallenberg verheirathet ist; — ein Umstand, nach dem ich mich zuvor nicht erkundiget hatte, weil ich, ich weiß selbst nicht warum? entschieden voraussetzte, er sey unverheirathet.

Das Gut gefällt mir sehr wohl. Da liegt auf einem Hügel ein kleines Schloß, in antikem Stile gebaut, mit einigen Nebengebäuden und einer Ringmauer umgeben. Von dem Thore an erstrekt sich das Dörfchen, auf beyden Seiten des Weges, hinunter ins Thal, bis an die Brüke des Flusses, der in demselbem hinschleicht. Man sieht auf dem Schlosse weit umher im Lande, und zählt wohl zwanzig kleine und größere Oerter, und aus sechs Dörfern hört man das Thurmgeläute. Hinter dem Schlosse dehnt sich der

Garten aus, der alle Anlage hat etwas Schö-nes zu werden, — und weiterhin erheben sich waldigte Gebürge. Als ich heute früh von meiner Julie aufstand, und die schöne Gegend sah, geschmükt mit den Reizen des Frühlings, und die Menschen hinausziehen aufs Feld, hinter ihrem Vieh, und die Vögel scherzend und singend auf den Bäumen vor meinem Fenster, und den feyerlichen Klang des Geläutes hörte, von Morgen und Abend, und den dünnen Nebel verfolgte, der auf dem Thale hinschwebte, — da war's mir, als sey ich in einem großen Tempel Gottes, ich faltete die Hände, ich sah gen Himmel, ich betete: Herr! du hast großes an mir gethan; deß bin ich fröhlich!

Schade, daß bald darauf ein Regengewölke hinter den Bergen empor stieg, und allmählich den ganzen Himmel überzog. Wir mußten den Tag über zu Hause bleiben.

Nach Tische kamen die Frauen aus dem Dorfe, und brachten Julien, nach ihrer

Weiſe, wie ſie es nannten, ein Geſchenke ins Haus, die eine einen Korb voll Eyer, die andere ein Gebünde Flachs, die dritte einen Teller voll Butter. Sie grüßten das liebe Weib freundlich und vertraut, erkundigten ſich fleiſſig nach dem Befinden des Herrn Papa, und verwunderten ſich zum Theile darüber, daß das Fräulein Julie ſo groß und ſtark geworden, — und daß ſie einen Herrn, mit einem Schnurrbarte habe nehmen wollen. Wir hatten viel Freude mit dieſen guten Frauen, und Hans erhielt denſelben Tag noch den Auftrag, dem gnädigen Herrn den Schnurrbart hinwegzuſcheeren.

Auch der Pfarrer ermangelte nicht, uns — ut ajunt — ſeine Aufwartung zu machen, — ein unbedeutender Menſch, dem ich die einträglichſte Prälatur in den Staaten ſeiner Durchlaucht des Herzogs wünſchte. Er that ſo demüthig und kriechend wie ein Kapuziner, ſprach nichts, als was man ihn fragte, gab zu allem Recht, was ich ſagte, und drükte

ſich ſo künſtlich und übertrieben bedachtſam aus, als ob er einem Despoten gegen über ſtünde, der mit Leben und Tod zu ſcherzen gewohnt iſt. Giebt es etwas verächtlicheres, als Menſchen von dieſem Schlage? Sie verläugnen aus Eigennutz ihre Perſönlichkeit, und ſind in Freud und Leid für die andern bloße Nullen. Auch werden ſie leicht Verräther an der Wahrheit und an der Tugend, und laßen in der Welt alles ſeinen Gang gehen, kriechen auf allen Vieren, und ſehen immer nur darauf, daß ſie von dem Strohme der Dinge nicht umgeworfen werden. O du edler Gotthard! wie groß, wie ehrwürdig erſcheinſt du mit deinem hohen, redlichen, freyen Sinne, und mit deiner Mannskraft und Feſtigkeit, neben dieſem ſchwachen, ſchmeichelnden, wetterwendiſchen, gewürmartigen Diener Gottes!

Für mich iſt er ein großer Stein des Anſtoſſes. Er paßt durchaus nicht in meine Plane. Es ſoll mein erſtes ſeyn, den Papa

zu bitten, daß er es durch ſeinen Einfluß einleite, daß er wieder in das Land zurükgezogen werde. Ich bin in keines meiner Ideale ſo ſehr verliebt, als in dasjenige, was ich aus dem herrlichen Werke des weiſen Peſtalozzi abgezogen habe, um ſittliches und religiöſes Licht unter meine Unterthanen zu bringen. Aber wie kann ich in dem Geiſte eines Arners wirken, wenn nicht ein Pfarrer von Bonal mit mir wirket?

Am 22 April.

Wir fuhren alle zuſammen zu Wallenbergen hinüber. Er erzählte uns viel von der geſtrigen Jagd, und von Waidmanns Art und Kunſt, was uns nicht im geringſten intereſſirte. Er hat eine artige Frau; aber ſie ſcheint mißvergnügt. Sie ſey ein Gänschen, ſagte Julie; und dieſes Urtheil beleidigte mich. Wir hielten uns nur eine Stunde auf. Das abgeſchmakte Embraßiren ſcheint an dieſem Hofe Ton zu ſeyn. Ich

embraßirte aber seine Frau nicht. Darüber nekte mich der Emigre, — der mit Adlersblikken in das Innere der Menschen sieht.

Auf dem Rükwege ward viel über Wallenbergen gezankt. Julie nahm seine Parthey mit sehr viel Wärme, und Gotthard war auf ihrer Seite. Ich sprach gegen ihn und der Emigre sekundirte mich. Er sey ein Alletagsmensch wenigstens, meynte ich; — ein Mensch ohne Kultur und ohne Charakter, am Gängelbande der Sinnlichkeit einhertaumelnd, sezte Depraz hinzu, — und dieser ist ein geübter Menschenbeobachter, auf dessen Wort man sich in einem solchen Falle verlaßen darf. Julie blies das alles über's Haus hinüber.

Wallenberg, behauptete sie, sey ein biderer, redlicher Mann, ein Menschenfreund, der alles um sich her gern glüklich machen möchte, ein Freund der Religion, und wegen seines gesellschaftlichen Talents allgemein beliebt. Sie kenne ihn von Ju-

gend auf, und wir bloß vom Anſehen. Sie getraue ſich für ſein Herz zu bürgen. Es ſey ungerecht, einen Mann zu verdammen, den man bloß im Vorbeygehen ein paar mal bemerkt habe.

Sie können, bemerkte Gotthard, einſtweilen bloß ſagen, wie er Ihnen gefällt, über das was er in der That iſt, kommt Ihnen kein Urtheil zu. Man kann bloß von der Geſtalt und von der Farbe einer Pflanze ſprechen, ſo lange man ihre Früchte noch nicht geſehen hat. Ich kenne den Baron ſchon lange; ich halte ihn für keinen großen, aber für einen ſehr guten Mann.

Giebt es noch mehr Herrn ſeines Namens? fragte der Emigre.

Er iſt der einzige, erwiederte Gotthard.

Tant pis, fuhr der erſtre fort. Ich habe in Mainz ein Mädchen kennen gelernt, die ſich mit einem kleinen Kinde im tiefſten Elende befand, und vom Almoſen lebte.

Der Vater ihres Kindes, sagte sie, sey ein Baron von Wallenberg. Sie sey bey seiner Frau in Diensten gewesen, und nachdem er ihrer satt geworden, habe er sie mit der gefühlloseſten Grausamkeit verstossen.

Das ist unmöglich, das ist Verläumdung! rief Julie in der äusserſten Entrüstung aus, und bewies in einer langen Deduktion, daß Wallenberg die Zofe seiner Frau nicht geschwängert haben könne. Gotthard schwieg stille, vermuthlich weil er einsah, daß sich der mathematiſchen Evidenz dieſes Unmöglichkeitsbeweiſes nichts neues mehr beyſetzen laße. Depraz wurde wider seine Gewohnheit ernſthaft. Sie haben, sagte er, mehr Intereſſe für Ihren Freund, als ich. Die Sache wird durch Ihren Glauben oder Unglauben nicht verändert. Indeß hat sie ihre Richtigkeit!

Abends meldete mir der Schulze, daß sich heute eine groſſe Schlägerey, wobey viel Blut geflossen, über der Frage, in der

Schenke, erhoben habe: ob man dem gnädigen Herrn vor der Huldigung nicht eine Art von Kapitulation vorlegen wolle? Eine Frage die von einigen demokratischen Schwindelköpfen vorgeschlagen, und annehmlich gemacht worden sey. Die Urheber des Streits liegen bereits im Thurm.

Dieses Ereigniß macht mir nicht wenig Kummer.

Ich bin nun erst zwey Tage hier, und schon weiß ich aus Erfahrung. "Daß die „ Speisen viel besser sind, wenn wir sie nach „ unserm Apetit kochen, als wenn sie die „ Natur für uns kocht."

Und das Schlimmste — Julie ist mir weniger Trost, als sonst. Ich weiß nicht warum? — ich gestehe mir es etwa nicht? — Doch weg mit allem Mißtrauen. Oder sollte auch in dieser Ehe die Gewohnheit die erste Wärme allmählich abkühlen können, daß sie endlich in starre Kälte übergehe?

Nein,

Nein, gewiß nicht! — Kann ich doch keinen Augenblik von ihr entfernt seyn, und immer ist's mir, als ob ich sie schützen müsse, daß man sie mir nicht raube.

Am 29 April.

Im Gewühle der Geschäffte und Zerstreuungen, habe ich mein Tagebuch vernachlässiget. Nur das wichtigste als Supplement!

Der Handel mit den Bauern ist beygelegt. Ich versöhnte die Zänker mit einander, und erließ ihnen die Strafe. Ich sagte ihnen, ich könne mich nicht überwinden, meine Regierung mit Strafen anzufangen; sie sollen mir's aber in die Hand versprechen, künftig friedlich unter einander zu leben. Das war ihnen unerwartet, und gefiel ihnen. Sie schüttelten mir traulich die Rechte, und versicherten mich, ich sey ein recht braver, guter Herr.

Vor der Huldigung verſammelte ich ſie alle, auf dem Saale des Schloſſes, und fragte ſie, ob ſie ſich über nichts zu beſchwehren hätten. Ueber nichts, gar nichts, antworteten ſie; und ſie hoffen, daß es ferner auch ſo gut gehen werde, wie bey dem alten Herrn. Ich redete darauf ein langes und breites mit ihnen, in väterlichem Tone, wie gut ich es meyne, wie ich nur ihr Beſtes beziele, und wie ich Gehorſam und Rechtſchaffenheit von ihnen erwarte. Deß waren ſie alle zufrieden, und ſagten einander, die Treppe hinunter: der alte Herr habe das Fräulein Julie recht gut angebracht, — und ſo ſey es für ſie auch gut. — Von einer Kapitulation war weit und breit keine Rede.

Ich gab der Huldigung eine ungewöhnliche Feyerlichkeit. Das rührte die guten Leute. Wenn nur des Pfarrers Predigt weniger nach dem ſechszehnten Jahrhundert geſchmekt hätte. Was hier abgieng, ward zum Glüke, durch Gotthards Rede erſetzt.

Auch Julie erhielt den Handſchlag. — Da ſaß ſie, in der Mitte ihrer Unterthanen, und ihr Angeſicht glänzte, wie eines Engels Angeſicht.

Die ſämmtlichen Unterthanen, wurden auf meine Koſten, in der Schenke, geſpeiſt. Den Junggeſellen und Mädchen gab ich Muſik und Tanz.

Auf dem Schloſſe war großes Diner und Ball. Ich hatte die Nachbarſchaft eingeladen, — für mich lauter neue Bekanntſchaften, und darunter einige ſehr anziehende.

Julie machte die Königinn des Feſtes, mit außerordentlicher Würde.

Die Herrn und Damen tanzten tief in die Nacht. Wallenberg ſpielte eine Hauptrolle. Er iſt ein guter Tänzer, und weiß, dem Frauenzimmer gegen über zu imponiren. Seine Gattinn war heiterer, als ſie gewöhnlich ſeyn ſoll. Sie leide, hörte ich, viel an Hypochondrie, und er habe zu wenig

Stätigkeit und Selbſtſtändigkeit, um ſie nach ihrem Charakter zu behandeln.

Der Emigre fand viel Beyfall, und empfieng eine Menge Einladungen, die er auch annehmen wird. Denn es iſt bloß darum zu thun, daß er das Leben hinſchleppe, und die Koblenzer Angelegenheiten mögen nicht ſehr dringend ſeyn.

Die folgenden Tage arbeitete ich mit Gottharden in der Regiſtratur. Wir haben viel zu thun, um uns in das Lokal einzuſtudieren, das von beyden keiner kennt. Wir bereiten die Forſte, die Vorwerke, die Seen, und die auswärtigen Beſitzungen. Alles war im beßten Stande.

Gott hat mir einen ſchönen Flek ſeiner Erde zum Spielraume angewieſen.

Am 1 Mai.

Depraz. Baron! Sie erwarten von dem ſchwächern Theile mehr, als wir, der ſtärkere, zu leiſten im Stande ſind.

Ich. Und doch bleibe ich dabey! Ein Weib, die ihre Liebe nicht einzig und ausschliessend ihrem Manne widmet, ist — die rohe Sinnlichkeit bleibe auch noch so weit entfernt — treulos und verdammlich. Sie soll niemand lieben können, und für keine Liebe empfänglich seyn, als für die eine, der sie Gegenliebe geschwohren hat.

Er. Wie Sie sich nicht, in Ihrem heiligen Tugendeifer verirren? — Sie soll niemand lieben können! Als ob Liebe von einem freyen Entschlusse abhänge. — Unser Wille nimmt wohl Gesetze von unsern Neigungen, und Empfindungen an, diese aber nie von jenem.

Ich. Mit ihrer verdammten Philosophie! Sie rauben der Menschheit ihr eigenes Gepräge, und würdigen sie zur Thierheit herab.

Er. Wenn ich Ihnen auch nach der Philosophie der Kompendien zugebe, daß die Vernunft etwas über unsre Neigungen ver-

mag, was gewinnen Sie damit? — Das räumen Sie mir wohl ein, daß es ein sehr schwehres Kunststük sey, die Neigung unter den Gehorsam der Vernunft zu zwingen. Wie können Sie aber dieses Kunststük, dem empfindsamen, flatterhaften, leichtsinnigen, eiteln Geschöpfen zutrauen, deren Apologie Sie übernommen haben?

Ich. So ein allgemeines Raisonnement verdient keine Widerlegung.

Er. Es mag auch Ausnahmen geben; was trägt das der Regel ein? Aber sicher sind sie in unserm Falle selten. Auch das gewissenhafteste Weib hält die ersten Regungen der Liebe für unschuldige Freundschaft, oder für lobenswürdige Empfindungen des Wohlwollens; sie schleichen sich, unter dieser Maske, immer tiefer in das Herz ein; sie bethören es; sie nehmen es gefangen; es herrscht die heisseste Liebe, und sie verläugnet ihren Namen.

Ich. Aber, Baron! ein Wort im Ernſt: Haben Sie Ihre Gemahlinn unter die Regel geſetzt?

Er. Allerdings. Liebes Weibchen, ſagte ich ihr, ich bin kein Thor, daß ich glauben ſollte du könnteſt Meiſter deines Herzens ſeyn. Ich will dir kein Geſetz geben, deſſen Erfüllung ich für unmöglich halte. Aber eines erlaube mir. Thue nicht mehr, als du mir ſelbſt zu vergeben bereit biſt, — und damit ließ ich es gut ſeyn, und hoffte das Beſte.

Ich. Sie waren, fürwahr! kein eiferſüchtiger Ehemann.

Er. Vor dieſer Thorheit hat mich der liebe Gott bewahrt.

Ich. Thorheit?

Er. Entweder gründet ſich die Eiferſucht auf einen ſichern, oder einen falſchen Verdacht. Im letztern Falle iſt ſie ein peinigender Irthum, und im erſtern, was beſſert man damit?

Hier kam Gotthard. Ich erklärte ihm unſern Gegenſtand.

Das Syſtem des Emigre, meynte er, enthalte bey vielem Uebertriebenen und Einſeitigen, manches Wahre. Es ſey für das weibliche Herz die ſchwerſte Kunſt, dem Einſchleichen fremder Liebe vorzubeugen. Man vergebe ſich ſo gerne das Beginnen derſelben; wenn aber ein Saame einmal gewurzelt habe, ſo treibe er auch ſein Gewächſe. Männerklugheit könne dieſer Gefahr bey Weibern am beſten wehren. Nur ſezte er hinzu, müſſen ſich die Männer hüten, ſich ein zu vollkommenes Ideal von weiblicher Tugend zu machen. Daraus quelle für ſie viele Pein und Unzufriedenheit, und wenn die Erfahrung allzuweit hinter dieſem Ideale zurüke bleibe, oft der Verluſt ihrer ganzen Lebensruhe. Menſchen bleiben immer Menſchen, und Vorzugsweiſe bleiben es die Weiber!

Iſt mein Ideal von weiblicher Tugend nicht auch in den Regionen über den Sternen aufgegriffen?

Am 6 Mai.

Ich verliere viel Zeit in dieſer ländlichen Wohnung, wo ich ſie ſo ganz in meiner Gewalt zu haben, und ſo gewiſſenhaft zu nützen glaubte.

Da iſt der verfluchte Conventionston, und das herzloſe Viſitennehmen und Viſitengeben, ſo gut als in der Stadt, und glaube ich eine Stunde Ruhe zu haben, ſo führt der Unſtern den faden Wallenberg her, begleitet von einem Heere von Hunden, und da muß ich hinſitzen, und ſein albernes Geſchwätz anhören, und mir die Stunden durch Alteweibermährchen, und Bauernphiloſophie, und Landjunkerwitz verkümmern laßen, und noch obendrein ſehen, wie Julie das alles ſchön und artig findet, und den irrenden Ritter ihren Freund nennt.

Ich glaube an die Reinigkeit ihres Herzens. Aber von den Freundſchaften zwiſchen Weibern und Männern halte ich nicht viel. Ein haarfeiner Unterſchied ſcheidet ſie von der Liebe.

Was iſt aber eine ſo feine Gränze, in einer Sache, wo Empfindung und Vernunft gegen einander zu Felde liegen. So was kleines diſputirt die erſtere der letztern tauſendmal hinweg!

Der Emigre iſt heute fort, und macht eine Kreuz, und Querfahrt durchs Land. Erſt bleibt er einige Tage bey Wallenbergen, und da werde ich denn doch vor dem neuen Nimrod eine Weile Ruhe bekommen. Nach ein paar Wochen wird er wieder eintreffen, und dann, wie er ſagt, nach Koblenz gehen.

Abends.

Wenn ich meine Meynung frey über Wallenbergen ſage, ſo nimmt Julie ſeine Parthie, — ſie, die ſonſt in allem ſo rein mit mir eintönte. — Das macht mir manche unruhige Stunde; aber ich kämpfe gegen meinen Mißmuth, und zwinge mich zum Unglauben, wo ſo viele Gründe Glauben fordern.

Eine seichte Ueberzeugung, die der Wille diktirt! —

Am 7 Mai.

Unaufhörlich verfolgt mich der Gedanke, daß ich nicht glüklich bin, — daß ich es wenigstens nicht in dem Maaße bin, als ich es seyn könnte, und als ich es ehemals war; Und doch, wenn ich alles prüfe und zergliedere, finde ich nichts, was mich eigentlich bängen und beunruhigen sollte.

Ach! — mein Uebermaaß an Phantasie ist mir tausendmal eine Ruthe, bis es mir nur einmal eine Rose beut. Da drükt, und peinigt, und foltert sie mich, durch schwermüthige Bilder und Dichtungen, und rükt alles Gute meines Schiksals von mir hinweg, und stellt dann an die Stelle desselben eine schrekliche Reihe scheußlicher Gestalten, die mich ängsten bis auf den Tod. Sie verfolgen mich überall, und unstät und flüchtig, eil ich von einer Ekе des Hauses in die andere, wie der

Mörder, der den Bluträcher auf ſeiner Spuhr wittert.

Und was iſt all' dieſer Gram und dieſes Seelenleiden? — Wahn, Einbildungen, Träume, Hirngeſpinſte ſinds, die mich beunruhigen.

Ich will ein Mann ſeyn, und über mich herrſchen. — Ihr ſprecht von der Herrſchaft über die Neigungen Warum gedenket ihr nie der Herrſchaft über die Phantaſie? —

Am 10 Mai.

Der Abend war ſchön. Die Sonne ſank prachtvoll hinter dem Gebürge nieder. Alles lebte und regte ſich in der Natur. Lieblich dufteten die Blumen auf den Wieſen, und die Blüthen der Bäume. "Es iſt doch ſchön, o Gott! in deinem Reiche!" ſprach ich, und drükte Julien an mein Herz, und ein lebendiges Gefühl durchſtröhmte mich von ihrem Werthe, von ihrer Tugend, von ihrer treuen Liebe.

Sie hat immer einige Kinder aus dem Dorfe um ſich. Sie ſpielten zu ihren Füßen im Sande, in dem Bosket. Der Küſter zog die Bettgloke, und damit ſtanden die Kleinen auf, falteten die Hände, und beteten:

Segne uns, lieber Gott! uns und alle Menſchen. Schaffe unſerm lieben gnädigen Herrn viele Freude. Bewahre unſer Dorf und das ganze Land vor allem Böſen. Gieb daß wir immer frömmer werden, und daß kein ſündlicher Gedanke in unſre Herzen komme. Amen.

Sie küßten ihr die Hände, und gaben ihr gute Nacht.

Wer hat euch dieſes Gebet gelehrt, Kinder? fragte ich ſie.

Die liebe, gnädige Frau, antworteten ſie alle zuſammen.

Hat euch die gnädige Frau lieb? fuhr ich fort.

Ja, erwiederten ſie, wenn wir hübſch fromm ſind.

Und was erzählt ihr euren Aeltern zu Hauſe von ihr?

Daß ſie eine liebe gnädige Frau ſey, ſagte Hänschen, — und daß wir ſie recht lieb haben, ſetzte Gretchen hinzu. Ja! Ja! ſagten die übrigen.

O wie ſchön klang dieſes Lob, das ihr in dem Munde der Unmündigen bereitet war?

Am 11 Mai.

Seit der Emigre bey Wallenberg iſt, kam dieſer nicht mehr herüber. Aber heute ſchikte er Julien einen Brief, und ſie antwortete ihm auf der Stelle.

Daß er alſo, wenn er nicht kommen kann, wenigſtens ſchreiben muß, — und daß ſie ſo flugs antwortet!

Wenn er nur ein anderer Menſch wäre: ein Mann von Charakter und Grundſätzen. Aber ſo — ach! die bloß guten Leute, ſind gerade die ſchlechteſten. Ich frage Jedermann, ſo im Stillen, und mit der Miene

der Gleichgültigkeit, was er für ein Mann sey? O heißt es, er ist ein guter Herr, ein recht guter Herr, und so freundlich, und milde, und waker. Aber was ist das Alles?

Gotthard legte mir einen umständlichen Plan vor, wie das Gut in der kameralischen Rükficht verbessert, und die Unterthanen allmählich der Menschlichkeit näher geführt werden können? — der Menschlichkeit? Vielleicht sind sie ihr näher, als die andern, die in ihre Verfeinerung und in ihre Laster den Zweck der Menschheit setzen.

Ich las den Entwurf durch. Er ist ein schönes Gemälde. Da wird viel von Schulverbesserung, von Erziehung, von Religionsvortrag, von Volkslekture, von Volksfesten, so wie auch von Gemeindevertheilung, Stallfütterung, Bienenzucht, Baumkultur, Forstverwaltung und dergleichen Tingen gesprochen, was mir alles so gut einleuchtete, als das Einmal Eins. Aber ich erschreke, wenn ich mich erinnere, daß ich irgend etwas unter-

nehmen ſoll; weil es mir deucht, als ſey alle meine Kraft gelähmt. Ich legte den Entwurf bey Seite.

Dazu habe ich ihn nicht gemacht, ſprach Gotthard.

Ich. Gut Ding will Weile haben.

Er. Das war ſonſt nicht Ihr Wahlſpruch.

Ich. Ach! ich bin nicht mehr der Alte.

Er. Das merke ich ſeit einigen Tagen. Aber was fehlt Ihnen?

Ich. Ich weiß es ſelbſt nicht.

Er. Deſto ſchlimmer. — Ich bin getäuſcht.

Ich. Und Sie ſind mein einziger Troſt.

Er. Wie kann der Arzt heilen, wenn er die Krankheit nicht kennt?

Ich. Ich bin unheilbar.

Er. Wehe mir!

Ich. Und mir! Er gieng und ich weinte.

Es giebt kein ſchwehreres Leiden, als das, welches man ſich ſelbſt nicht geſteht, und noch

weniger

weniger andern geſtehen will. Da nagt der Gram und der Schmerz unaufhörlich fort, und man weiß ihnen kein Mittel entgegen zu ſetzen, weil, wie Gotthard ſagte, die richtige Kenntniß der Krankheit, die erſte Bedingung ihrer Heilung iſt.

Ich ſchikte ihm ein Billet ins Amthaus, und gab ihm unumſchränkte Vollmacht, alles zu thun. Denn für einen Mann wie er, giebt es keine größere Kränkung, als wenn er ſich gehindert ſieht, das Gute zu ſtiften, das er bezwekt. Er ſchikte es mir aber wieder zurük, und ſchrieb dazu: Ohne Ihre Mitwirkung kann in Rechenthal nichts Gutes geſchehen, und wenn Ihre Kräfte, wie Sie meynen, ſchlaff ſind, ſo ſehen Sie zu, daß Sie ſie üben, ſonſt könnten ſie gar erlahmen.

Armer Gotthard! — Wirſt du die Blindheit heilen, wenn du dem Blinden ſagſt, er ſoll ſehen?

Am 18 Mai.

Alle Tage iſt er wieder da. Mein Trübſinn nimmt immer mehr überhand. Sie ſind viel allein bey einander; aber ich bin zu ſtolz, als daß ich ſie verfolge.

Ich habe die Kunſt der Verſtellung nie verſtanden. Nun übe ich ſie täglich.

Julie iſt ſo ganz die alte, ſo unbefangen, und ſo heiter, daß ich von ihrer Rechtſchaffenheit vollkommen überzeugt bin. Aber ihm ſagte neulich, bey einer erheblichen Gelegenheit, der Graf von St**: Man kennt deine Federn, loſer Vogel! Das verſtand ich.

Am 19 Mai.

Es kam mich äuſſerſt hart an, ihr das Anliegen meines Herzens zu geſtehen. Ich fürchtete, ihr ein großes Unrecht zu thun, oder, falls ſie ſich nicht befriedigend zu rechtfertigen vermöchte, meine Unruhe noch zu vermehren. Aber ſie ließ nicht von mir ab.

Ich vergehe, Herwart! ich vergehe, sprach sie, in einem herzdurchschneidenden Tone. Ich sehe dich tief bekümmert. Du bist in ein geheimes Leiden versunken. Und ich soll nicht die Vertraute deines Leidens seyn dürfen? Womit habe ich das verdient?

Ich. Ach, Julie! laß mich. Ich leide bloß an Einbildungen.

Sie. Um so weniger solltest du dich vor mir verbergen. Du hast alle wahre Liebe abgelegt, wenn du etwas Geheimes vor mir haben kannst.

Ich. Ich möchte mich niemand mittheilen, als dir. Du würdest mich trösten. Aber ich kann nicht, Julie, ich kann nicht.

Sie. Was könnte dich hindern, beßter Herwart!

Ich. Ich beleidige dich.

Sie. Du kannst mich nicht beleidigen. Erinnerst du dich der Stunde nicht mehr, in der ich dir sagte, ich könnte dir alles vergeben, als nur Untreue nicht.

Ich. Nein, Julie, ich behalte meinen Kummer für mich. Und dazu — ich bin durch ein Wort, das du ſpracheſt, beruhigt.

Sie. Ich verſtehe dich nicht.

Ich. Wer keine Untreue vergeben kann, kann auch keine begehen.

Sie. Unbegreiflich. — Du wirſt doch nicht — —

Ich. O mein Kind, aller Verdacht gegen dich iſt ferne von mir. Ich kenne dein Herz. Aber —

Sie. Aber?

Ich. Gegen Wallenbergen ſollteſt du doch gleichgültiger ſeyn?

Sie. Iſt's doch das nicht, worüber du dich grämſt?

Ich. Dieß und ſonſt nichts. Hebe dieſen Stein, Julie, und ich bin wieder glüklich.

Sie. Herwart, ich erſtaune.

Ich. Kein Erſtaunen. Verſprich mir nur dieß, liebes Weib!

Sie. Ach, daß mich ein Argwohn dieser Art treffen soll! — Gott, hast du denn kein Mittel, um die verkannte Unschuld zu rechtfertigen? Doch ich vertheidige mich nicht, es sey dann, daß ich dich dadurch beruhigen könnte.

Ich. Du verstehest mich nicht, Julie! Für einen Argwohn gegen deine Tugend ist mein Herz unzugänglich. Aber, sieh, du weißt es, dieser Wallenberg ist mir unerträglich — und doch findest du so viel Behagen an ihm. Er kommt so oft, und schreibt auch wohl. Wie leicht könnte das die Welt mißdeuten, zumal da sein Ruf nicht der beßte ist. Und eine zweydeutige Sage über dich, könnte niemand mehr kränken als mich.

Sie. Er soll mein Angesicht nicht mehr sehen. Doch das muß ich noch sagen, daß er so wenig Argwohn verdient, als ich.

Ich. Das kann Julie so genau eben nicht wissen. Wie leicht kann dein offenes,

zwangloſes, freundliches Betragen, ſo unſchuldig es auch iſt, Hoffnungen in ihm erregen, die dir — doch nicht gleichgültig ſeyn dürften?

Sie. Ich kann nicht in ſein Inneres bliken; aber ſein Benehmen rechtfertiget ihn vollkommen gegen einen ſolchen Verdacht. Indeß bleibt es dabey, er ſoll mein Angeſicht nicht mehr ſehen.

Ich. Das verlange ich nicht. Er ſoll vielmehr, an deinem Betragen, nicht das Mindeſte von dem merken, was in meinem Innern vorgeht. Denn ich möchte um Alles nicht in den Ruf eines eiferſüchtigen Ehemanns kommen.

Sie. Aber dann bleibt dein Argwohn derſelbe.

Ich. Ich bin beruhigt, Julie, und ich ſchwöhre dir, daß ich es bin.

Sie. Ach dieſe Ruhe iſt nicht dauernd. Laß mich Wallenbergen fliehen.

Ich. Das nicht. Du bist klug genug, ihn so entfernt von dir zu halten, daß meine schwache Seite geschont wird.

Sie. Ich will es versuchen. Aber lieber Mann! sage mir die Wahrheit, Ist dieser Argwohn dein eigener Einfall, oder ist er dir von jemand eingeschwätzt worden?

Ich. Wer sollte sich unterstehen, dich bey mir verdächtig zu machen?

Sie. So was läßt sich oft auf Schleichwegen thun.

Ich. Auch hier geschah es nicht.

Sie. Es könnte aber vielleicht doch das Interesse, oder die Leidenschaft manches Menschen erheischen, uns zu entzweyen.

Ich. Wir bleiben ewig eins!

Sie. Wir bleiben eins — und von Liebe glühend, hieng sie an meinem Halse.

Am 13 Mai.

Ich bin ganz ruhig. Gott sey gepriesen, der mir diese Ruhe gegeben hat!

An ihrer Treue habe ich nie gezweifelt. Es hätte bloß Verirrung, oder, plötzliche Vernachläßigung des Herzens seyn müßen; aber damit kommt man noch nicht bis zum Falle; man verbessert auch den Fehltritt schnell wieder, und hütet sich um so sorgfältiger dafür.

Sie liebt mich bis zur höchsten Schwärmerey, und wahrlich! das Weib des Pätus, und die Gemahlinn des Seneka sollten sie nicht an Heroismus übertreffen. Dabey ist sie so tugendhaft, und ihre Tugend so fest verwahrt, durch das Schutzwehr der Religion! Seit ich sie kenne, habe ich sie noch über keiner Handlung, ja nicht einmal über einer Absicht getroffen, wodurch sie das Gesetz der Moralität, das die Vernunft verkündiget, wissentlich übertreten hätte.

Und sie sollte einen solchen Verdacht verdienen?

Sie scheint dem Dichter zu dem Gemählde gesessen zu seyn:

— — — nicht eine Begierde
Niederer Wollust befleckt die immer heitere Seele.
Neben ihr geht, wie ein schützender Engel,
in weissem Gewande,
Sicher die Unschuld einher; die unbeleidigte Keuschheit
Krönt sie mit einem blühenden Kranz.

Und doch können solche Einbildungen mich beunruhigen? — Was ich für ein Thor bin! Freylich müßte auch schon eine unreine Absicht von Wallenbergs Seite mich kränken. Aber ihr Wort bürgt mir für seinen reinen Sinn. Sie hat nie eine Lüge gesagt.

Er kommt noch täglich. Sie beträgt sich mit viel Weisheit. Ich kann ihn seit dem auch besser leiden.

Der Sachwalter der Ehebrecherinn ist ein feiner, scharfsinniger Kopf, und ein philosophischer Menschenbeobachter, deßen Urtheile Respekt verdienen. Gott behüte mich vor Processen; aber sollte die Zukunft meinen Wunsch vereiteln, so werde ich mich niemand als diesem braven Manne anvertrauen. Auch Gotthard, der sich den Menschen nur sehr langsam und vorsichtig nähert, gestand mir: er sey durch die Kraft seines Verstandes, und durch die Gestalt der höchsten Rechtschaffenheit, in der er einherwandlet, bestochen worden, daß er, was sonst nie geschehe, in dem ersten Augenblike seiner Bekanntschaft, angefangen habe, ihn zu lieben.

Aber eines seiner Urtheile fiel mir schwehr aufs Herz, und führte einige alte Vorstellungen, die mir durch diesen verhaßten Handel wieder aufs Neue näher gerükt waren, in meine Seele zurük, die alle Ruhe aus derselben verscheuchen. Ich halte, sagte er, meine Clientinn für schuldig, wenn auch

gleich der Schein für sie spricht. Denn es haben mich, während meiner praktischen Laufbahn, sehr viele Erfahrungen gelehrt, daß das weibliche Geschlecht, in diesem Punkte, äusserst künstlich zu betrügen weiß, und daß das höchste Maaß scheinbarer Unschuld, das täuschendste Ansehen von Tugend, und die feyerlichsten Schwühre, sehr oft weiter nichts als Larve der frechsten Bosheit sind. Sie lächeln vielleicht über mich setzte er hinzu, aber ich bin meiner Sache so gewiß, daß ich mich eben um deßwillen, weil ich keine sichere Ueberzeugung von der Festigkeit der weiblichen Tugend, für möglich halte, nie entschliessen werde, der Mann eines Weibes zu seyn. Denn ich bin in diesem Punkte äusserst delikat.

Wir machten ihm viele Einwürfe, und besonders war Julie sehr beredt, die Ehre ihres Geschlechtes zu vertheidigen. Aber er zükte die Achsel, und sah uns mit einem Blike an, der zu verrathen schien, daß er

uns, über unsre Leichtgläubigkeit, bedaure. Ich spreche von meiner Erfahrung, sagte er, und ich kann einen Entschluß in einer Sache, die für meine Lebensruhe so wichtig ist, doch bloß auf sie bauen.

So problematisch sollte also die weibliche Tugend seyn? — Ich wünsche, daß er das alles nicht — oder doch nicht so entscheidend gesagt hätte.

Am 2 Jun.

Mein Plagegeist verfolgt mich aufs neue. — Ich kann ihm nicht entfliehen, wo ich auch hinfliehe, und kein Gift ist für ihn stark genug.

Ich habe Peregrine Pikle mit in den Garten genommen. Ich wäre darüber eingeschlafen, wenn mich anders die Gespenster hinter mir her, schlafen liessen. Ich ließ Siegfrieden von Lindenberg holen, weil ich mich nun als Landedelmann recht in die Scenen hinein zu denken glaubte.

Aber es war alles falsch, fad, ungesalzen, — wie die Predigten meines Pfarrers.

So wahr ist es, was der treffliche Lichtenberg sagt: Mein Gott! wenn ein Kopf und ein Buch zusammen stossen, und es klingt hohl, — ist es denn immer im Buche? —

Am 8 Jun.

Ich soll an den Hof nach L**. reisen, um die Lehen über Altenstein zu empfangen. Ich werde vielleicht vierzehn Tage aussen bleiben müssen.

So lange von einem jungen Weibe entfernt zu seyn, — und sie zugleich täglich von einem Manne besucht zu wissen, deßen Absichten Mißtrauen verdienen, der vielleicht eben in diesem Zeitraume, wo die Entfernung auch die Herzen weiter trennen könnte, als es recht ist, die letzten kühnsten Versuche, zur Vollbringung seines Anschlages machen dürfte, — und ihn vielleicht um so gewisser

vollbringt, da dieſes junge Weib unbewacht, und ungewarnt iſt, — — dieſe Beſorgniſſe fuhren ſtürmend in meinem Kopfe umher, und verleiteten mich zu einem dummen Streiche, durch den ich mir nur hinten drein ſelbſt lächerlich werde.

Gut, daß mich niemand über meiner Thorheit ertappte! Ich würde das allgemeine Geſpötte. Dieſe verdammte Leidenſchaft bringt mich ganz aus meinem Charakter hinaus.

Daß Wallenberg heute Abends kommen würde, wußte ich ſo ziemlich gewiß, und daß man in dem Garten zuſammenſitzt, iſt wenigſtens Gewohnheit, wenn ich dabey bin. Ich beſchloß alſo, ſie für dießmal zu belauſchen.

Ich ſagte Julien, daß ich ein Geſchäfte im Eichwalde beſtellt habe, und nahm den Hut. — " Aber wenn Wallenberg kömmt? — " Bis dorthin hoffe ich wieder zurük zu ſeyn, erwiederte ich. Ich gieng

durch

durch das Schloßthor hinaus, wandte aber an der Mauer gleich wieder um, schlich in den Garten herein, in das Gartenhaus, stieg von hinten durch das Dach, und setzte mich unter demselben nieder, wo ich unbeobachtet alles hören konnte, was unten gesprochen wurde. Ich saß wenige Minuten, als Julie herein kam, und eine Arie aus der Zauberflöte trillerte, die sie seit heute und gestern auf dem Flügel studiert. Ueber eine Weile wurde es stille. Ich bemerkte eine Ritze im Boden, durch die ich hinunter sehen konnte. Sie saß auf dem Kanapee, und las.

Bald kam Wallenberg herein. Er küßte ihr die Hand — denn das Umarmen ist bello modo abgestellt worden — und fragte nach mir. Sie hieß ihn sitzen. Man sprach eine Weile vom Wetter, von dem Befinden der Frau von Wallenberg, von dem Eigensinn und der Habsucht des Arztes in der nächsten Stadt, dann von meiner Reise,

und von dergleichen unbedeutenden Dingen mehr. Julie hatte angefangen zu striken, und er spielte unter dem Gespräche bald mit seinem Uhrbande, bald mit seinem Hunde, bald zielte er mit seinem Gewehre nach einem Gegenstande im Garten, bald rieb er daßelbe mit dem Schnupftuche. Sie waren so unbefangen und so gleichgültig beysammen, wie Kinder, und so unschuldig, wie Sokrates und Alcibiades.

Auf Wallenbergs Vorschlag ward beschlossen, mir entgegen zu gehen. Sogleich brach man auf, und als sie weg waren verließ ich eiligst meinen Posten, flog um den Garten herum, und begegnete ihnen unter der Thüre.

Es fehlte weiter nichts zu meiner Beruhigung. Wenn ich auch nur eine zweydeutige Miene gesehen, oder ein verdächtiges Wort gehört hätte? — Aber sie waren, und sind sich ganz gleichgültig.

Es ärgert mich, daß ich sie auf diese Probe gestellt habe; aber vermuthlich nur deßhalb, weil sie mir meine Ungerechtigkeit und meine Thorheit so fühlbar dargethan hat. — Doch ich habe nun Ruhe, und ihr hätte auf keine andere Weise so volle Gerechtigkeit wiederfahren können.

Soll ich ihr aber dieß Kunststük entdeken? — Es fällt mir schwehr, etwas vor ihr zu verbergen, sey es auch was es wolle. Aber gebe ich ihr damit nicht eine lächerliche Blösse? Und werde ich sie, durch ein so weit getriebenes Mißtrauen nicht beleidigen? — Ich will schweigen.

Am 9 Jun.

Es ist mir wohl, recht wohl, und ich bin wieder mit mir eins. — Ich habe Gotthards Plan zur Bildung und Beglükung meines Völkchens vor mich genommen, und mit aller Aufmerksamkeit durchgegangen. Er stellt ein treffliches Ideal dar, und ich

glaube auch, daß es ſich ausführen laßen dürfte. Aber ich begreife wohl, daß ich zu dem letztern eigentlich der Mann noch nicht bin. Von Jugend auf im Stadt- und Hofleben umher getrieben, und ſpäter im Geräuſche der Waffen betäubt, weiß ich noch nicht recht, was dem Landvolke frommt, und noch viel weniger, wie ihm dieſes zu verſchaffen iſt. Aber ich will es beobachten, und mich mit ſeinen Verhältnißen bekannt machen, und über meine Erfahrungen mit meinem bischen Philoſophie herkommen, — dann wird ſich allmählig ſchon alles fügen. Ich empfinde in meinem Herzen einen gewaltigen Drang, meine Unterthanen aus dem Pfuhle der Roheit, der Unſittlichkeit, und des Elends empor zu heben, und ich weiß es nun, mit welchem Gefühle, Heinrich der Vierte, jedem Franzoſen alle Sonntage ein Huhn in ſeinem Topfe, gewünſcht haben mochte. Ich werde ſchamroth, wenn ich mich erinnere, daß ich erſt itzt ſo lebhaft an

meine Pflicht gedenke. Bisher hatte der eigennützige Trieb mich für meine Sphäre unnütz gemacht; — das waren die eiteln Grillen, die meine Imagination erschuf, und in mir alle Kraft abspannten. Die erträumte Furcht, ich leide eine Ungerechtigkeit, machten mich zu einer unfruchtbaren Pflanze, und indem ich mir unaufhörliche Leiden bereitete, hatte ich keine Zeit, keinen Muth, und keine Fähigkeit zu handeln. — So können die albernsten Geburten einer kranken Seele dem Menschen seinen Zielpunkt gänzlich verrüken, und ihn in eine Nulle umschaffen, für den Kreis, der ihm angewiesen ist.

Am 10 Jun.

Ich weiß nicht wie es kam, daß Gotthard diesen Streit mit dem Pfarrer so lange fortsetzen mochte. Denn da kämpfte Kraft gegen Schwäche, Philosophie gegen Schwärmerey, Vernunft gegen blinden Glauben, und Licht gegen Finsterniß. Aber

Gotthards klare, bestimmte, konsequente Räsonnements waren wenigstens für mich nicht ganz vergeblich, ob ich gleich seit einiger Zeit mit diesem Punkte im Reinen zu seyn glaube.

Die Trennungen zwischen dem Deismus und dem Christianismus entstehen im Grunde doch bloß über eine historische Frage, die der Sache selbst, sie werde auch entschieden, wie sie wolle, keinen Eintrag thut. Folglich kann darüber jeder nach dem Maaße seiner eigenen Erkenntniß entscheiden, ohne daß der andere berechtigt wäre, ihn um deßwillen einer Ketzerey zu beschuldigen. Es weist auch einen jeden schon sein Bedürfniß zu der einen oder andern Erkenntnißquelle hin; diesem behagt Ueberzeugung durch Gründe, und jenem Glauben an Autorität. Wenn sie nur beyde finden, was sie suchen; dann kann der Weg des einen dem andern gleichgültig seyn. Seyen die Wege auch verschieden; am Ende kommen sie doch auf

demſelben Punkte zuſammen, ſehen ſich wieder und fallen ſich in die Arme.

Durch das ewige Streiten über Geſchichte, Form, und Schaale der Religion, geht der Hauptgeſichtspunkt verlohren, aus dem man ſie betrachten muß, und aus dem ſie auch allein in ihrer wahren Geſtalt erſcheint, daß ſie nähmlich nichts Abſolutes ſondern etwas Bedingtes iſt, daß ſie an und für ſich keinen höhern Werth hat, als jede andere Erkenntniß, und daß ſie ihren Werth erſt durch das Maaß ihrer Hinwirkung auf den Zwek erhält, den ſie bezielt.

Für dieſen Zwek iſt auch ihre Geſchichte ganz gleichgültig. Wer hat je die Geſchichte des Sokrates für einen weſentlichen Theil ſeines Syſtems gehalten? Bedarf die Darſtellung, Befeſtigung, und Anwendung deßelben eines einzigen Datums aus dem Leben ſeines Urhebers? Und könnte einer nicht ein ſehr würdiger Schüler des Sokrates ſeyn, ohne von ſeinem Dämon etwas zu wiſſen,

oder ohne ihn für etwas mehr zu halten, als gutmüthige, wohlgemeynte Schwärmerey? — Die Wahrheit bleibt ewig unabhängig von den Personen, die sie gelehrt haben. Wer hat sich auch je, um einer geometrischen Demonstration ein Gewicht zu geben, auf die Elemente des Euklides, oder auf Käſtners Lehrbücher berufen? —

So glaube ich auch, daß der Christianismus bestehen kann, ohne Geschichte, und daß mancher Vernunftgläubige ein besserer Christ seyn kann, als der eifrigste Vertheidiger der Geschichte, oder als alle knechtische Anhänger des Buchstabens zusammen genommen. Herbert von Cherbury, der diese Geschichte für sehr problematisch hielt, hat sicher mehr im Geiste des großen Mannes von Nazareth gewirkt und gehandelt, als die meisten seiner Gegner, und der Grundstein seines Systems, daß Tugend die Seele der Religion sey, war der Lehre Jesu gewiß weit gemäßer, als die Behauptungen

des heiligen Auguſtins und aller ſeiner Nachfolger.

Ich nahm in meinen religiöſen Ueberzeugungen einen großen Umweg, bis ich endlich auf den Punkt gelangte, auf dem ich nun ſtehe, und auf dem ich wohl auch verharren werde, bis in meinen Tod. Ich gieng von dem geſchichtlichen Glauben zum theoretiſchen Räſonnement über, und als mich dieſes in die troſtloſen Abgründe des Scepticiſmus hinſtürzte, ſo hub mich der Vernunftglaube wieder empor, und gab mir die Ruhe und Sicherheit, die meine Vernunft vergeblich in der Geſchichte, und mein Herz eben ſo vergeblich in der Demonſtration geſucht hatte. Seit ich dieſen Weg vollendet habe, iſt es Friede in mir, und ich befinde mich im Beſitze all' der Kraft zum Handeln und zum Leiden, die jeder von ſeiner Religion erwartet, und die ſie nur den wenigſten ertheilt.

Ein Geſetz in mir, verpflichtet mich zur Tugend! — Dieſer Satz iſt

die Basis und das Fundament meiner Religion; und er ist so wahr, so einleuchtend, so allgemein bestätigt, daß ihr von allen denjenigen Menschen, denen über diese Angelegenheiten ein Urtheil zukommt, noch kein einziger verworfen, und noch viel weniger das Gegentheil desselben behauptet hat. Dieser Satz postuliert aber das Daseyn Gottes, und die Fortdauer des Menschen, nach dem Tode, so nothwendig, daß er überall nicht gedacht werden kann, ohne daß zugleich die Idee dieser Folgen, von selbst aus ihm hervorspränge. Denn das Gesetz in mir kann nicht vorhanden seyn, ohne einen Gesetzgeber ausser mir; und es wäre eine bloße Täuschung, wenn nicht ein Richter das Schikſal des Menschen in ein gerechtes Verhältniß mit seiner Achtung für dasselbe brächte.

So baue ich Religion auf eine unumstößliche Thatsache, und auf ihr steht sie unerschütterlich.

So erhebe ich das Heiligſte, was überall exiſtiert, die Bedingung aller Vollkommenheit in dem Reiche der Geiſter, den Zwek meines Daſeyns, — die Moralität, auf die Stuffe, die ihr gebührt, und ſo wird ſie mir am ehrwürdigſten.

So erſcheint mir die Gottheit im herrlichſten Lichte, und in dem Verhältniſſe durch das ihre Idee für mich am nützlichſten wird.

So erhebe ich mich, im Gefühle meines Werths, über den körperlichen Stoff, in den mein Geiſt gekleidet iſt, und ſehe in mir, den Abdruk des höchſten Urbildes.

So wandle ich muthig, um Sünde und Elend zu bekämpfen, auf dem ſchönen Pfade der Entwiklung immer weiter, alle Räthſel in Gottes Weltregierung löſen ſich vor mir auf, und ich nähere mich immer mehr der Möglichkeit, mit Sokrates das große Glük zu genieſſen, das in der Wahrnehmung liegt, daß ich täglich beſſer werde.

Tugend — Gott — Unſterblichkeit — dieſe Trinität iſt mein Glaube, mein Troſt, meine Hoffnung, — und das Bild, das ich anbete.

Am 12 Juni.

Ich habe die Reiſe in zweyen Tagen vollendet, und bin dieſen Abend in der Reſidenz meines Lehnsherrn angekommen.

Ich war und bin noch ungewöhnlich heiter. Nur als wir an der Stelle vorüberfuhren, wo ich die erſte Bekanntſchaft mit Wallenbergen machte, und wo ihm Julie ſo gierig entgegen flog, da gieng mir ein Stich durchs Herz. Das war eine unwillkührliche Regung meines Mißtrauens, die ich aber bald überwand. Alles, was ich bisher, für und gegen ſie, geſehen, gehört, und gedacht hatte, durchflog meine Seele, und ließ in ihr das tröſtende Reſultat zurüke: es war alles eitel Wahn von meiner Seite, allzuzarte Delikateße einer jungen Liebe, Wir-

kung eines übertriebenen Ideals von weibli-cher Züchtigkeit, — und sie ist so treu, so keusch, so edel, daß ich, statt Mißtrauen in sie zu setzen, vielmehr das zu meinem steten Bestreben machen sollte, ihrer werth zu werden.

So hängt unsere Laune, so hängen die Gesichtspunkte, aus denen wir die Dinge betrachten, so hängen unsre Urtheile, so hängt der ganze Gang unsrer Seele, größtentheils von dem Tone ab, auf den unser Körper, durch äussere und innere Umstände, gestimmt ist, und die Bemerkung des witzigen Kopfes hat viel Wahrheit, welcher gesagt hat, daß die versteckten Hämorrhoiden des Kardinals Richelieu, den Marschall von Marilak das Leben, und den Marschall von Bassompierre die Freyheit gekostet haben. — Jenes so leicht gefaßte Resultat, dieses volle, warme Zutrauen zu ihr, diese Freyheit von jeder bängenden Empfindung, — wo kam das alles her, als von der Schön-

heit des Morgens, von der ſtärkenden verjüngenden Kraft der Luft, von dem muntern Leben und Weben der ganzen Natur, von der ſanften Bewegung des Wagens, und von der friedlichen, mittheilenden Heiterkeit meines lieben Gotthards?

Es ſchlugen ſich zwey Reiſegefährten zu uns, welche ich nicht ohne Befriedigung für mein Herz, in unſre Geſellſchaft aufnahm. Ein junger Mann, in einem kaiſerlichen Soldatenroke, und eine Weibsperſon, die noch keine zwanzig Jahre haben mochte, zogen ſchwehr bepakt, die Straße neben uns her. Wir waren ausgeſtiegen. Ich habe nicht bald ein ſo offenes, gerades, Zutrauen erwekendes Geſicht geſehen, als das Geſicht dieſes Jünglings. Er ſey, ſagte er, der Sohn eines wohlhabenden Landmannes aus Mähren, und habe unter dem Infanteriregiment Kaiſer am Rhein gedient. Sein jüngerer Bruder ſey für ihn unter das Regiment getreten, und er gehe nun nach Hauſe, um

das Gut seines abgelebten Vaters zu übernehmen, die Weibsperson sey seine Frau. Sie haben vor 14 Tagen zu Mainz Hochzeit gehalten, und nun folge sie ihm nach in sein Vaterland.

Sie war die Züchtigkeit selbst, und es entstand aus der Art, wie in ihrem Aeussern diese Tugend mit der Liebe zu ihrem Gatten zusammenfloß, ein äusserst reizendes Gemische, von liebenswürdiger Weiblichkeit. Da sah sie ab und zu dem lieben Manne mit einem freundlichen Lächeln ins Gesichte, und warf dann einen eiligen Blik auf mich und Gotthard en, ob wir sie nicht bemerkt hätten, und ob wir das nicht wittern, was sie fühlte. Darüber ward ich dem jungen Weibe herzlich gut, und bot ihnen, bis in die Residenz, meinen Wagen an.

Dieß Anerbieten überraschte sie. Er fixirte mich mit einem spähenden Blike, gleich als fürchtete er, meine Güte möchte nicht ganz uninteressirt seyn. Sein Besorgniß war aber

nicht überwiegend. Sie warfen die Bündel in den Korb, und saßen ein. Ich hielt sie auf der Reise frey. Sie küßten mir beyde die Hand, als wir uns trennten, und er sagte mit großer Herzlichkeit: ich bin schon weit und breit in der Welt herumgekommen; aber einen so guten Herrn habe ich nirgends angetroffen. Gott lohne es Ihnen, und segne Sie!

O, ihr Großen der Erde! was sind die Lobgesänge eurer Hofpoeten, die Schmeicheleyen eurer Söldner, die Prologe eurer Schauspieler, und die Umschriften auf den Ehrensäulen, die ihr euch zum Theile selbst errichtet, — gegen ein so treues, redliches, wahres Wort der Dankbarkeit?

Gotthard machte, nach seiner Weise, einen langen Kommentar über unsre Reisegefährten. — Alles was er sprach, soll doch nicht verlohren gehen!

„ Humanität, Freundlichkeit, Liebe — seyen so schöne Tugenden, für die Menschen

aus

aus den höhern Klaſſen, und doch ſo ſelten unter ihnen. Sie betrachten den niedrigern und ärmern Theil ihres Geſchlechtes, wie einen Ameiſenhaufen, gegen den man noch barmherzig iſt, wenn man ihn nicht zerſtöhrt. Der Schimmer ihres Standes, die Gewohnheit immer nur in ihrem Kreiſe zu bleiben, ihre verkehrte Erziehung, ihr zurükſtoſſender Uebermuth, und ihre verächtliche Weichlichkeit — machen ſie gleichgültig und kalt gegen ihre ärmern Brüder, und betäuben ihr Gewiſſen und ihr Gefühl gegen alle Anſprüche, zu denen ſie, als ihre Mitmenſchen, berechtigt ſind. — Tauſende wären an dieſen guten Wandersleuten vorüber gegangen, wie an einer umgeſtürzten Bildſäule, oder an dem Leichname eines durch den Jäger getödteten Thieres. Ach! eine freundliche Miene, ein gefälliges Wort, ein theilnehmender Blik, eine Wohlthat, die den vornehmen Mann ſo wenig koſtet, als mich die Priſe Tobak, die ich Ihnen hier biete, — kann dem ar-

mern oft unaussprechliche Freude machen, und der heilsamste Balsam auf seine Wunden seyn. — Daß diese vornehme Herrn und Frauen es nicht wissen sollen, mit wie wenigem sie so viel thun können, — und daß sie es, wenn sie's auch wissen, nicht der Mühe werth halten, es zu thun! —"

In diesem Stüke habe ich schon viel von Julien gelernt. Der Kriegsdienst der Vornehmen macht Vorzugsweise nicht nur gleichgültig gegen die Volksklasse, sondern so gar hart und unempfindlich. Aber sie hat durch ihre Sanftmuth, durch ihre Milde, und durch ihre Gefälligkeit, mein stumpfes Gefühl wieder geschärft, und mich besonders durch ihre freundliche Herablassung zu unsern Unterthanen gelehrt, überall Menschen zu sehen, die nicht um deßwillen unter mir stehen, weil sie weniger werth sind, als ich, sondern weil die wunderliche Laune des Zufalls sie weniger günstig behandelt hat. Menschenverachtung ist unwürdig, sinnlos, verdammlich; sie ist

das aber alles im höchsten Grade, wenn irgend ein äusserer Stempel, er heisse wie er wolle, sie erzeugt.

„Die Liebe, fuhr Gotthard fort, ist eine so allgemeine Empfindung, daß sie im Charakter der Menschheit wesentlich scheint. Wir, die wir uns mit Philosophie abgeben, und durch Lektüre und feinern Umgang eine gewisse Kultur erlangt zu haben glauben, sind oft geneigt, uns zu bereden, daß reine, geistige Liebe, was man sonst die platonische nennt, nur uns eigen sey, daß sie aber bey der Volksklasse durch die Sinnlichkeit verschlungen werde. Wer will diese Liebe finden, wenn er sie bey unsern Gefährten nicht bemerkt hat? — Sie ist bey ihnen vielleicht nicht die Liebe unsrer Romane, aber die reine, lautere Liebe der Natur, die treu und fest ist, wie das Wort des Gerechten, die sich ganz aufopfert, die sich nichts vergiebt und alles leidet, die wenig spricht aber viel empfindet, die sich nicht in Thränen, Seuf-

gern, und Elegien ergiest, aber ſich deſto inniger ankettet. — Die Sinnlichkeit — ſie ſchweift wohl weiter aus in Palläſten, als in Hütten. Bedarf es noch eines Beweiſes dafür, wenn man ſich nur einmal an den Sprachgebrauch der Vornehmern erinnert hat, der nun überall die Wolluſt Liebe nennt."

„ Haben Sie wohl auch den Blik, voll argwöhniſcher Vorſicht bemerkt, den der Reiſende auf Sie warf, als Sie ihm und ſeinem Weibe einen Platz in ihrem Wagen anboten? — Das war Eiferſucht, die die Liebe begleitet, wie der Schatten das Licht. Aber jener Blik war eine demüthigende Strafe für die ganze Klaſſe der Vornehmen. Denn ſagte Ihnen der liebende Ehemann, der, wie er ſelbſt bemerkte, weit und breit in der Welt herumgekommen war, und folglich wiſſen mußte, was ſich von ihren Bewohnern erwarten ließ, ſagte er Ihnen nicht damit: Ihr Herrn, ich kenne euch. Ihr bietet dem Armen nie freywillig eine Wohlthat an, ohne einen Gewinn

dadurch zu beziehen. Und welcher Gewinn kann hier zu erwerben ſtehen, als dieß junge, reizende Weib? —"

Am 13 Juni.

Wir arbeiteten den Tag über in unſern Akten, um alles in der Ordnung einzuleiten. Ich meldete mich bey dem Lehnskanzler und bey Hofe. Ich werde vielleicht länger hier ſeyn .. als es mir lieb iſt.

Ich habe einen langen Brief an Julien geſchrieben, ihr umſtändlich die Geſchichte meiner Reiſe erzählt, und ihr alles mitgetheilt und geſtanden, was ſeit geſtern und vorgeſtern in meinem Innern vorgegangen iſt. Sonderbar! Seit ich nicht bey ihr bin, verjüngt ſich meine Liebe, und ich ſehe nun erſt, wie unentbehrlich ſie mir iſt. Da verfolgte ich ihr Bild unaufhörlich, — nur ärgere ich mich darüber, daß meine Einbildungskraft, der es doch ſonſt an Lebhaftigkeit nicht gebricht, ſo ungeſchikt iſt, daß es ihr um alles

nicht gelingen will, es ganz treffend und rein darzuſtellen. Ich ſehe ſie wandeln in ihrem ganzen Reize, durch die Zimmer meines Hauſes; ich höre das ſüße Lispeln ihrer Stimme; ich fühle ihren ſanften Händedruk; mein Geiſt folgt ihr unaufhörlich nach, in all' die Oerter, in denen er ſie eben zu finden hofft. Kein Mißtrauen in ihre Treue, und — in ihre Klugheit plagt mich mehr, und ich ſage mir nun ſelbſt, mit aller Ueberzeugung, von ihrer makelloſen Reinigkeit:

— — — Define tuta veneni:
Deque fide certa, ſit tibi certa fides.

Ja ihre Tugend bildet ſich ſo ehrwürdig vor mir ab, und gebietet mir ſo nachdrükliche Achtung, daß ich erröthe bey der Erinnerung, daß ich je etwas Arges von ihr gedacht habe.

O wollt ihr, die ihr beginnet euch gleichgültig zu werden, eure Liebe mit dem Feuer ihres erſten Entſtehens beleben, ſo trennt euch, und — vereinigt euch wieder! Ja dieſe Stunde des Wiederſehens wird mir ſo ſeelig

ſeyn, als je eine, die mir durch Juliens Trefflichkeit ward.

Ich beſuchte Abends das Schauſpiel. Man gab eines von jenen Stüken, gegen die ich immer im Voraus ſchon eingenommen bin, weil ſie ſich beynahe alle, in gleichem Maaße, an Philoſophie, Moralität, und Geſchmak verſündigen, und überall nur auf das Ueberſpannte, Schwärmeriſche und Heroiſche hin wirken, was man doch in der Welt ſo wenig brauchen kann, — ein Ritterſtük, welches, wenn ich nicht irre, Richterſpruch und Gewiſſensruhe betittelt iſt. Es hob ſich durch nichts über das Heer ſeiner Genoſſen empor, ſondern drehte ſich, eben ſo wie ſie, immer um die nämlichen Empfindungen, Vorſtellungen und Situationen herum, amüſirte die Zuſchauer durch viel Raſen. Schwöhren, Betrügen und Morden, und wimmelte von den lächerlichſten Anachronismen und Coſtümsfehlern, ſo daß ſo gar die Ritter, aus der Periode des Konradins

von Schwaben, von elektrischen Schlägen sprachen. Aber die Schauspieler bedekten durch ihre Kunst, so viel möglich, die Blösen des Dichters, und gaben seinem Produkte doch so viel Interesse, daß ich durch einige Scenen mein Herz gewaltig afficiert fand.

Ein Ritter gab den Befehl seine Gattinn zu tödten, weil sie bey ihm wegen Untreue verläumdet ward, von einem Böswichte — wie es vielleicht ausser dem Theater keinen giebt — der sich dadurch, wegen ihrer Sprödigkeit gegen ihn selbst, an ihr rächen wollte. Das Weib wußte ihre Rolle mit einer Wahrheit und Natur durchzuführen, die mir einigemal Thränen entlokte, — und je unwillkührlicher diese waren, jemehr ich mich ihrer schämte, desto gröſer war der Triumf ihrer Kunst. Mit welch einer Gröſe sie ihren Lästerer verachtete, mit welch' einer Ruhe sie sich dem ungerechten Schiksale hingab, mit welch' einer Wehmuth sie den betrogenen

Gatten bedauerte, mit welch' einer Herrlichkeit sie die Würde der Tugend behauptete — das wird mir alles unvergeßlich bleiben.

Zumal mir! Denn ich sahe in ihr nicht Jutta, sondern Julien, und jedes Wort, was sie zu ihrer Rechtfertigung sprach, drükte mein Herz Centner schwehr, und es war mir immer, als spräche die einzige, unter dieser Maske der Vorzeit.

Ich legte, als das Schauspiel geendet war, meine Rechte auf meine Brust, und sprach, und schwuhr: Verflucht sey jeder Gedanke, der sich künftig in mir reget, gegen sie.

Am 14 Juni.

Ich erwartete sicher einen Brief von ihr. Aber vergeblich! — Ein heftiges Ungewitter hat diese Nacht die Ströhme angeschwellt, und die Brüken zerstöhrt, daß die Posten nicht paßiren können. Vielleicht seyen morgen, sagte man mir, die Straßen noch unbrauchbar. — Ich ward sehr entrüstet, und —

was mir selbst sonderbar däuchtet — so klar auch das wahre Hinderniß vor mir lag, so suchte ich doch gestissentlich einen Grund, um die Schuld auf sie wälzen zu können und es war mir leid, daß ich keinen fand. — Wird doch nichts leichter beleidigt, und braust nichts schneller auf, bey dem Argwohn, daß es verkannt sey, als ein liebendes Herz!

Am 15 Juni.

An diesem Hofe geht es wunderlich zu. — Der Fürst ist ein guter Mann, und — was die bloß guten Menschen gewöhnlich sind. — ohne Charakter, ohne Selbstständigkeit, ohne ein hervorstechendes Talent, voll Hang zu sinnlichen Zerstreuungen und Vergnügungen, und in der Hand einiger Verräther, das Werkzeug zur Unterdrükung und Aussaugung seines Volkes. Da diese Verräther, nach dem Ausdruke des Montesquieu, nichts so sehr fürchten, als seine Tugend, und keinen zuverlässigern Grund ihrer Hoffnungen kennen,

als seine Schwachheiten, so haben sie keine größere Sorge als die, die in seinem Charakter liegenden Anlagen zu der erstern, soviel möglich zu verheeren, und die letztern immer mehr zu vergrößern. Ein unglüklicher Mann, um den lauter solche Menschen herstehen, die alle darauf los arbeiten, das Gepräge der Menschheit an ihm auszulöschen, und ihn zu einem bloßen Automat herabzuwürdigen! — Sie haben ihre Absicht erreicht. Der Fürst ist an diesem Hofe gerade die unbedeutendste Person. Die Minister beherrschen ihn eben so unumschränkt, als sein Volk, und die übrigen Großen des Landes kriechen, betrügen, bestechen, heucheln, und verrathen aus allen Kräften, um sich so weit es seyn kann, mit den erstern so wohl in ihre Herrschaft, als in ihren Raub zu theilen. Hier sieht man das treffendste Gegenstük zu dem Axiom des Cicero: Die Regierung ist nicht da, um das Glük derer zu machen, die sie führen, sondern derer, die unter ihnen stehen.

Seit einem Jahre haben die Miniſter für gut befunden, dem Fürſten eine Mätreſſe anzuhängen, weil ihn einmal die Laune angewandelt hatte, ſich einige Angelegenheiten referiren zu laßen. " Wir müſſen ihn mit etwas anderem beſchäfftigen, " war die Reſolution in dem Collegium der Verräther, und ſogleich verſchrieb man eine geübte Verführerinn aus Venedig, und dieſe hat nun ſein ganzes Herz. Die Miniſter bereuen aber ſchon lange ihren Schritt ſelbſt. Denn in allem, worein die Mätreſſe ſich miſcht, gebietet ſie nicht nur dem Fürſten, ſondern auch durch ihn, den Dikaſterien, und dann zieht ſie, wie ein deutſcher Schriftſteller von einem ähnlichen Regimente ſagt, die politiſche Uhr auf, nach der männiglich ſich richten muß; — dann iſt ſie das Horn des Oberons, das den Regenten, wie den Bettler tanzen macht; aber dem Regenten fehlt der Becher Oberons.

Es war mir ein herzdurchschneidender Anblik, als ich heute, bey der Tafel den Fürsten sitzen sah, zu seiner Linken seine Gemahlinn, und zur Rechten die gnädigst angestellte Leibhure, — wie er sich immer zu dieser herum neigte, ihr von seinem Teller vorlegte, und mit ihr aus einem Glase trank, — wie ihr alles schmeichelte, alles ihren Reizen und ihrem Witze huldigte, — wie sie sich, im Gefühle ihres Gewichtes und ihres Triumfes über die gute Fürstinn, aufblähte, — wie diese schweigend und kummervoll da saß, und doch, im Bewußtseyn ihrer Tugend, die Buhlerinn verachtete; — dieß alles drang mir durch's Herz, und Abscheu gegen den Fürsten und seine Vertraute, und schmerzendes Mitleiden mit der guten Fürstinn, machten mir diesen Tag zu einem der trübsten.

Ich hatte Abends die Ehre dieser unglüklichen Dame aufzuwarten. Vor sechs Jahren schon, als sie noch Prinzessinn war,

hatte ich ihre Bekanntschaft an dem Hofe zu M**. gemacht. Sie erinnerte sich meiner noch vollkommen; sogar eine kleine Rekerey, die sich damals ihre Schwester gegen mich erlaubte, war ihr noch im Andenken. Sie erkundigte sich mit sehr viel Güte, nach meinen bisherigen Schikfalen, nach meiner itzigen Lage, und besonders nach Julien. Ich schilderte ihr das Glük meines ehelichen Lebens, mit einem Eifer, der, ihr gegen über, vielleicht nicht delikat war. Aber mein Feuer erweichte sie. Sie sah die Hofdame an, die bey ihr saß, ließ eine Thräne fallen, und sprach: wohl Ihnen! Ich kenne ihr Glük. Manche Dinge lernt man nicht besser schätzen, als wenn man sie entbehrt.

Das war mir unerwartet, und ich verstummte. Noch ein Paar gleichgültige Fragen — und dann verließ sie, mit dem sichtbarsten Ausdruke von Beklemmung, das Zimmer. Es war kein minderer Grad derselben Empfindung, womit ich sie mit meinen

Blikken verfolgte, und in meine Wohnung zurük fuhr. Aber als ich anfieng, nach dem natürlichen Gange der menschlichen Seele, die nie lange bey dem Fremden weilt, um immer wieder in sich selbst zurükzukehren, mich mit ihr zu vergleichen, und mir den ganzen hohen Werth meiner Julie vergegenwärtigte, so schlug mein Herz wieder freudiger, und zu wiederholten malen sprach ich laut: ich danke Gott, der sie mir gegeben hat, ich danke Gott!

Am 16 Jun.

Was das für eine Gerede, und für ein Lermen, und für ein Jubel durch die ganze Stadt ist!

Die Mätresse hat sich gestern Abends in einen Wagen gesetzt, um auf das Lustschloß zu fahren, — und kaum war sie außer der Stadt, so machten die bestochenen Postillione linksum, und unter dem Schutze der Nacht, verschwand sie. Die Minister, ihres Ein-

ſuſſes müde, hatten ihr eine Falle gelegt; aber die Buhlerinn, noch viel ſchlauer als ſie, brachte ihre erworbenen Reichthümer heimlich über die Gränze, und in dem Augenblike, in dem die Maſchinen ſpielen ſollten, machte ſie ſich aus dem Staube. Im Grunde haben nun alle Partheyen ihren Zwek erreicht. Die Miniſter ſind ihrer los; ſie hat ſich bereichert; nur der Fürſt wird, was er freylich längſt war, vor dem ganzen Lande lächerlich.

Dieſen Abend ſagte mir der Graf Andreoli, der einer der erſten Günſtlinge des verlaſſenen Liebhabers iſt, die Sache könne für das Ganze ſehr wohlthätige Folgen haben. Der Fürſt ſey erſt äuſſerſt entrüſtet geweſen. Seine Gemahlinn habe dieſe Stimmung benützt, und ihm mit Ernſt und Würde, alle die Wahrheiten gepredigt, an welche dieſer Auftritt von ſelbſt erinnert. Er ſey darüber in Thränen zerfloſſen. Er habe ſich

vor die Stirne geſchlagen. Er habe die Fürſtinn umarmt, und um Vergebung gebeten, und ſie habe ihm, edel und groß, vergeben. Morgen werde dieſe Verſöhnung, durch ein glänzendes Feſt am Hofe gefeyert.

Aber ich vergaß die Mätreſſe, und den Fürſten, und ſeine Gemahlinn, und ihren Adel und ihre Größe, als, in dieſem Augenblike, der Bediente in das Zimmer trat, und mir zwey Briefe von Julien brachte. — Was war das für ein freudiges Leben, für ein Entzüken, für ein Wonnetaumel, womit ich dieſe Briefe, nicht erbrach, ſondern aufriß, nicht las, ſondern verſchlang, und dann, als Andreoli weg war, an meinen Mund drükte, und wieder las, und in meinem Buſen verbarg — !

Wie könnte ich mir das Vergnügen verſagen, ſie abzuſchreiben, und als Denkmahl einer ſeltenen Freude, in dieſem Tagebuche aufzubewahren?

I.

Seit zweyen Tagen habe ich dich nicht, beßter Mann! und ſchon wird es mir unerträglich, dich zu miſſen. Ach! die Zeit, bis du wieder kommſt, dehnt ſich vor mir aus, wie eine Ewigkeit. Ich zähle Stunden und Minuten, und ſie dünken mich unzählbar. Erſt ſeit deiner Abreiſe kenne ich deinen ganzen vollen Werth; wenigſtens deinen Werth für mich.

Geſtern iſt der Emigre mit Wallenbergen hier angekommen. Was mir das für ein Streich war? Und dann noch das Aergſte! Er bleibe hier, bis zu deiner Rükkunft, weil er, in einer wichtigen Angelegenheit, deines Rathes, und deiner Mitwirkung bedürfe. So iſt ſelten unter der Sonne ein Unfall allein! Und doch kann ich ihn nicht fortweiſen, und gegen alle Aeuſſerungen meines Verdruſſes und meines Unwillens, iſt er taub. Dieſer Menſch iſt mir von der Vorſehung recht zur Geiſſel gegeben.

Wallenberg hielt sich etwas über eine Stunde auf. Wir sprachen uns im Garten, als mir eben die Pfarrerinn einen Besuch machte.

Sieh! das sind alle meine Neuigkeiten. Aber es interessirt mich auf der Welt nichts mehr, als du, und alles außer mir, wird mir gleichgültiger, je mehr ich das Glük erkenne, dich zu haben.

Ich beschäfftige mich wenig mit Lektüre. In diesem Zustande hafftet mein Geist an nichts, und nichts hafftet an ihm. Ich setzte mich auf dem Zimmer vor dein Portrait, krame in deinen Büchern und Papieren, arbeite an deiner Wäsche, sehe auf die Strasse hinaus, auf der du herkommen wirst, laufe aus dem Hause in den Garten, und von dem Garten wieder zurük, erzähle Lorchen von dir, — und so schleichen mir die Stunden langsam vorüber.

Ach wenn du nur bester Herwart! wenn du nur wieder hier wärest, — oder

wenn ich nur erſt ein Briefchen von dir hätte! dieſer kleine Troſt ſoll mir genügen, bis aufs weitere. Jetzt bin ich ganz troſtlos.

Dein treues Weib,

Julie.

II.

Gottlob! daß ich einen Brief von dir habe, Herwart. Aber warum haſt du den erſten Poſttag verſäumt? — Man hat mir geſagt, die Ströhme ſeyen ausgetretten, und haben die Wege überſchwemmt. Ich weiß nicht, ob dieſer Grund dich entſchuldigt. Doch da ich nun deinen Brief habe, bin ich zufrieden, und ich vergebe dir.

Aber daß ich recht böſe auf dich war — wie ſollte ich das läugnen können? Ich gieng dem Jungen, der das Paket brachte,

bis an den Berg entgegen; aber es war leer. Ich ſchikte den Gärtner in der Nacht noch in die Stadt, und ließ auf der Poſt fragen, ob nichts vergeſſen worden? Auch er kam leer. Ich ward äuſſerſt mißmuthig. Lorchen entſchuldigte dich, mit ihrer ganzen Kunſt. Aber das war alles vergeblich.

Doch nun bin ich dir wieder gut; — oder vielleicht war ich dir eigentlich nie böſe, ſondern vielmehr dem unbekannten Hinderniſſe, das ſich zwiſchen uns geſtellt hatte. — O es war eine reiche Vergeltung meines Unmuths, als ich dieſes Briefchen ſo voll Liebe, voll heißer, inniger Liebe erhielt.

Der Emigre iſt noch hier. Wallenberg kam auch ein Paar mal herüber, und einmal übernachtete er, wegen des hefftigen Gewitters, das Abends ausbrach, und die ganze Nacht fortdauerte. Er ſchlief aber bey Depraz: die Herrn foupirten auf dem Saale. Ich mußte mich ſchon um 5 Uhr,

wegen meiner fortdauernden Zahnſchmerzen, von ihnen entfernen. Lorchen ſchläft, ſeit deiner Abreiſe, auf meinem Zimmer.

Das Gewitter hat mir viele Bangigkeit gemacht, für unſer Gut. Es begann mit Schloßen, die aber bald wieder, ohne Schaden, aufhörten.

Ach, kämeſt du doch bald, lieber Herwart! — und wo möglich ſchreibe mir zuvor noch einmal. Ich bin ſo ſchwermüthig, ſo gebeugt, ſo harmvoll! Es wird mir kein Troſt ohne dich. Ich begreife es nun, was ich eher manchmal gehört habe, daß ein Weib ohne ihren Mann nichts ſey, — oder höchſtens ein Docht ohne Oel, wenn ſie anders einzig dieſem Manne leben will.

Du biſt immer um mich, Herwart! doch nicht du, ſondern nur dein Bild. Aber dieß begleitete mich ja auch, wenn du tod wäreſt, — und du lebſt.

Ich laße dich nicht mehr allein reiſen. Dieſen Entſchluß bricht nichts.

Ich bin voll Unmuth, und allen Menſchen feind. Gott wolle es mir vergeben! du ſieheſt, wie ſehr ich, ohne dich, verirre. Drum komme bald, theurer Mann! Doch ich will ſehen, ob du mir erſt noch ſchreibſt?

Wenn du nur da biſt, dann will ich wieder zufrieden ſeyn. Denn meine Zufriedenheit beruhet nur auf einer Bedingung, — auf dir und deiner Liebe. O möchte dieſe Liebe nur dem hundertſten Theile der Meinigen gleichen; dann wäre niemand ſo glüklich, als

Deine

Julie.

Am 17 Jun.

Ich ſchrieb einen langen Brief an mein liebes Weib; und goß mein ganzes Herz vor ihr aus.

Morgen werden meine Geschäffte geendigt seyn, und nach dreyen Tagen, werde ich sie wieder sehen. Ich erhielt ein paar Zeilen von dem Emigre, worinn er mir sagte: daß ich ihm den Tag meiner Rükkunft bestimmen möchte, und daß er dann Julien zu dem Grafen von St**. führen werde, wo ich sie überraschen könnte. Das gefiel mir.

Andreoli versicherte mich, der Fürst und die Fürstinn seyen nun vollkommen versöhnt, und von ihrer Seite alles vorige vergessen, und vergeben. Das Fest aber unterbleibe, weil man ihm begreiflich gemacht habe, daß von demselben eben kein vortheilhafter Eindruk auf das Volk zu erwarten stehe, indem die Verläumdung die Frage aufwerfen könnte; zu wessen Ehre denn diese Feyer eigentlich veranstaltet sey? — dafür gieng alles auf das Landhaus nach N** ab. Der Fürst fuhr das erste mal mit seiner Gemahlinn wieder in einem Wagen. Es erhub sich darüber ein lauter Jubel unter

dem Volke. Denn sie ist sehr beliebt, wie sie es auch verdient.

" Aber das irrt mich doch, daß sie eine Beleidigung, die so schändlich und so verdammlich ist, so schnell vergeben konnte," — bemerkte ich.

Das soll Sie nicht irren, erwiederte der Graf hastig; sie ist zu edel, ihre Moralität ist zu rein, als daß dieser auffallende Zug von Verläugnung und Aufopferung, irgend einen andern Grund haben könnte, als die ächteste Tugend.

„ Ich weiß nicht, wendete ich ein, ob es nicht Beleidigungen giebt, deren Vergebung auch das strengste Gesetz nicht erheischt. Ueberlegen Sie, Freund! was es heißt, dem Treulosen die Hand wieder bieten, nachdem er über sein Verbrechen so zu Schanden geworden, daß er selbst das Urtheil über sich sprechen muß. Hätte er freywillig umgekehrt, so erschiene die Sache noch von einer erträglichern Seite. Aber so scheinet die Fürstinn

ungerecht gegen sich selbst, indem sie gegen ihren Gatten sehr großmüthig handelt. Wenigstens — und das ist in solchen Fällen immer mein Probierstein — fühle ich in mir eben kein Verlangen, so gehandelt zu haben, wie sie. Und ich bin überzeugt, daß es überall keine Pflicht giebt, die uns zwänge, einen Bund wieder zu erneuern, der von dem andern Theile so schändlich gebrochen worden ist, ob ich wohl einräume, daß wir nie die Erlaubniß haben, uns an ihm zu rächen."

Andreoli gestand, daß er sich für unfähig halte, in demselben Falle, so zu handeln. Aber was würde mich daran hindern? fuhr er fort. Sicher nicht die Stimme irgend eines Gesetzes; sondern Eigenliebe, Selbstsucht und Stolz. Hingegen weiß ich, daß das Gesetz mich auffordert, überall die Spuhr zu verfolgen, auf der ich das sittlich Gute entspringen sehe, und diese Aufforderung hat allein unsre treffliche Fürstinn zu dieser Bereitwilligkeit, wieder mit ihm zu leben, be-

stimmt. Würde sie fortfahren zu zürnen, so hätte der Fürst morgen eine andere Mätresse, und alles Böse, was die Italienerinn mit sich genommen hat, kehrte vielleicht zehnfach wieder zurük. Aber so wird dieses nicht nur gehindert, sondern es tritt noch die Wahrscheinlichkeit ein, daß der Fürst, bey dem Einflusse unter dem er itzt steht, sehr viel Gutes stiften werde. Deßhalb gab das edle Weib die Ansprüche des Egoismus auf, um dadurch die Hoffnung einer bessern Zukunft für den Staat zu erkaufen.

„ Wenn dieß, erwiederte ich, der Bestimmungsgrund ihrer Handlung war, so beuge ich mich tief vor ihr, und erstaune um so mehr über diese moralische Größe, je weniger ich es mir selbst zutraue, sie je zu erreichen."

Und doch, setzte Gotthard hinzu, sind wir noch bey weitem keine rein moralisch-gute Menschen, so lange es uns an Stärke

gebricht, alle Ansprüche unsres Ichs den Forderungen des Gesetzes unterzuordnen.

Am 18 Juni.

Unsre Geschäffte wurden diesen Vormittag geendigt, und morgen reisen wir ab. Noch zwey Tage, und — ich bin wieder bey Julien.

Ich habe heute noch eine, in einem gewissen Sinne, interessante Bekanntschaft gemacht; — und ich weiß nicht, ob ich es bedauren, oder ob ich mich darüber freuen soll, daß ich sie nicht schon eher gemacht habe. Mein Aufenthalt in dieser Residenz wäre mir in diesem Falle angenehmer geworden; aber vielleicht hätte ich sie nicht mit dieser Ruhe, und mit dieser Sehnsucht nach meiner Heimath verlassen.

Julie hat hier eine Freundinn, die Gemahlinn des Oberforstmeisters von Lilienthal, die ich, auf ihre Bitte, besuchen

sollte. Ich weiß selbst nicht, warum ich diesen Besuch bis auf diesen letzten Tag aufgeschoben habe. — Jedoch, es war gut, daß es geschehen ist.

Die Frau von Lilienthal gehört unter diejenigen Frauenzimmer, welche eine so große Macht von Reizen in sich vereinigen, daß sie über jede Mannsperson gebieten, wenn auch diese gleich vernünftig und ernst genug ist, um sich nicht in sie zu verlieben. Jugend, Schönheit, Bildung, Artigkeit, Witz, gutes Herz und eine an Koketterie gränzende Gefälligkeit, machen sie nach dem einstimmigen Urtheile aller Kenner und Nichtkenner, zu der ersten Dame des Hofes, und kein Neid, keine Kabalen, selbst ihre leichtsinnige Unvorsichtigkeit konnten sie nicht aus diesem Range verdringen, ward sie auch manchmal angetastet, so blieb ihr doch immer der Sieg, und dieser verstärkte nothwendig ihren Glanz aufs Neue.

Ihr Gemahl war, mit dem Hofe, auf das Landhaus gegangen.

Ich ward bey ihrem Anblike ſo überraſcht, daß ich eine Weile die Rolle des Blöden ſpielte, bis es mir endlich gelang, neben dieſer Allgewalt von Reiz und Grazie, meine eigene Würde zu behaupten, und das freundliche, liebevolle, anſchmiegende Betragen, dieſes einzigen Weibes, ſchiklich zu erwiedern.

Ich weiß nicht, ob ſie ſich gegen alle Männer ſo verhält, wie gegen mich; und ich bin gutmüthig und eitel genug, es zu bezweifeln. Sie machte mir die — verbindlichſten Vorwürfe darüber, daß ich itzt erſt komme, ſie zu beſuchen; ſie ſetzte ſich ſo dicht an meine Seite, als wären wir längſt die Vertrauteſten; ſie ſah mir ſo gerade und ſo frey ins Geſicht, wie es nur die höchſte Unſchuld, oder die höchſte Frechheit thun kann; ſie ergriff wohl gar meine Hand und drükte ſie, und ſprach viel Schmeichelndes, mit der Miene der zuverſichtlichſten Ueberzeugung.

und wie sie das alles so herrlich kleidete, wie sie dabey jeden Anschein des Unschiklichen so gut zu vermeiden wußte, wie sie ihre Reize so ungekünstelt bemerkbar machte, wie sie alles was ich sprach auf die treffendste Art erwiederte, wie sie mir durch ihr offenes, hingebendes Betragen mein ganzes Herz abstahl, so daß ich es, ohne den mindesten Rükhalt, vor ihr hätte ergiessen mögen, wie ihr jeder innere und äussere Vorzug ihres Geschlechtes zu Gebote stand, um damit zu glänzen, und wie sie über ihre ganze Weise zu sprechen und zu handeln, durch das Gepräge der liebenswürdigsten Gutmüthigkeit, die Farbe des Sittlich-Schönen verbreitete, — — das erinnerte mich alles an die Schilderungen der Griechen, aus der Periode des Perikles, in denen sie die Zauberkräfte der athenienfischen Schönen mahlen.

Einem solchen Weibe gegen über begreift man, wie Herkules für seine Omphale spinnen, Alexander für die Reize der

Perſianerinn ſeine Eroberungen hingeben, und Heinrich der Vierte für ſeine ſchöne Gabriele die Schlacht bey Ivry aufopfern konnte.

Ich ward bezaubert — ein andrer Ausdruk wäre hier nicht paſſend — durch ſo viele Schönheit, daß ich kämpfen mußte, mit mir ſelbſt, um nicht eine Empfindung in mir erwachen zu laßen, durch die ich ungerecht gegen meine Julie geworden wäre. Aber trotz dieſes Kampfes, war ich doch ſchwach genug, meine Hand nicht nur in der ihrigen liegen zu laßen, ſondern ſie mit meinem Arm zu umſchlingen, ſie ein paarmal auf den Mund zu küſſen, ihre körperlichen und geiſtigen Vollkommenheiten zu preiſen, und — da ich mich nicht von ihr trennen konnte — das Schauſpiel zu verſäumen. Wir wollen uns recht gut bleiben, ſagte ſie, als ich gieng, und da ein widriges Geſchik uns ſo weit von einander entfernt hält, ſo wollen wir uns

deſto

deſto öffter ſchreiben. Ich verſprach ihr das; aber ich werde es kaum halten.

So iſt der Menſch! — Ein Spielball in der Hand der Sinnlichkeit, die ihn bald in die Höhe, bald in die Tiefe ſchleudert, je nachdem es ihr gefällt; und wenn ſeine Federkraft dem Druke auch widerſteht, ſo wirket ſie am Ende doch ſelbſt dazu, ihn zu verſtärken.

Ich mache mir nun viele Vorwürfe über mein Betragen. Ich hätte fliehen, ich hätte den Miſogyn machen, ich hätte all' dieſen trügeriſchen Schimmer verachten ſollen. Zwar habe ich der Menſchlichkeit, durch die göttliche Kraft in mir, Widerſtand geleiſtet, und einen Sieg erfochten, den tauſende mit Freuden verſchmäht hätten; und ich bin beſſer als dieſe tauſende. Aber ach! ich ſehe doch daß es Wahn iſt, was ich bisher geglaubt habe, daß es dieſer Feind gar nicht mehr mit mir aufnehmen würde.

Wenn ich den Fall umkehre, und Julien in meine Lage ſetze, — wenn mich das Gefühl meiner eigenen Schwäche erinnert, daß auch ſie für einen Eindruk dieſer Art nicht unempfänglich ſeyn dürfte, — und daß bey ihr zur Menſchlichkeit noch die Weiblichkeit hinzukommt, — ſo wird mir bange, für ſie und mich, und ich möchte das Schikſal anklagen, das Anſprüche in dem Menſchen erregt, deren Erfüllung ſeine Natur vereitelt. Zwar bin ich gewiß, daß ſie, in meinem Falle, eben ſo wie ich, die Sinnlichkeit bekämpfen, und durch ihre Tugend zurükeſchlagen würde; aber ſchon die Nothwendigkeit eines ſolchen Kampfes könnte mich um meine ganze Lebensruhe bringen.

Ich bin ſehr unzufrieden mit mir ſelbſt. Es dünkt mich, ich habe eine kleine Untreue gegen ſie begangen. Zwar ſagt mir mein Gewiſſen, daß ich bloß einem gewaltſamen, unüberwindlichen Zwange unterlegen bin. Aber dieſe Entſchuldigung iſt doch unzureichend. Denn

wenn ich mir die Frage vorlege: ob mich Julie durch dieſelbe mit ſich ausſöhnen würde? — ſo werde ich ſchamroth und ſtumm.

Und was mich denn am meiſten bängt; — Sollte ſie mehr vermögen, als ich?

An dem Schauſpiele habe ich nichts verlohren. Man hab: ſagt mir Gotthard, ein handſchriftliches Stük gegebn, in dem die Geſchichte der Lukretia dargeſtellt worden. Das hätte meinen Ekel erregt. Denn ich halte dieſe ſo oft, und ſo einſeitig geprieſene Römerinn, für nicht vielmehr werth, als den Böſewicht, der ſie geſchändet hat. Denn ſie verkaufte Unſchuld und Treue um den Tand des Nachruhms, und gab ihren Leib einem verächtlichen Wohllüſtling preis, um nach ihrem Tode nicht als die Liebhaberinn eines Sklaven gebrandmarkt zu werden. Ein Weib, die ſich, in ihrem Falle, nicht hätte von dem Tarquinier tödten laßen, dürfte nicht mein Weib ſeyn.

Um Mitternacht reiſen wir ab. Dann kommen wir morgen noch zu dem Grafen von St** und Julie findet uns, ſie treffe ſo früh ein, als ſie wolle.

Ein Brief von Julien an ihre ehemalige Gouvernante und die Antwort darauf.

I.

Werde ich wohl nöthig haben, meine liebe, edle Freundinn! mein langes Stillſchweigen zu entſchuldigen?

Sie begreifen, wie viel es zu ſchlichten und anzuordnen giebt, bis man eine neue Haushaltung, zumal auf dem Lande, ins Reine bringt, wie da der Geiſt unaufhörlich zerſtreut und beſchäfftigt iſt; wie einem bald die Zeit, bald die Laune zum Schreiben fehlt; und wie ein neues Eheweib ihre leeren Stunden, doch jemand anders ſchuldig iſt, als ihren entfernten Freundinnen! Doch nun ſind dieſe

Hindernisse meistentheils aus dem Wege geräumt, und es soll künftig eine meiner angenehmsten Erholungen seyn, mich mit Ihnen zu unterhalten, und dadurch immer mehr von Ihnen zu lernen.

Aber diesen Brief schreibe ich Ihnen in einer sehr schwermüthigen Stunde. Ach! ich habe Ihres Rathes und Ihrer Hülfe nie mehr bedurft, als eben itzt. Und ausser Ihnen mag ich mich keinem Menschen in der ganzen weiten Welt anvertrauen. Sogar bey Ihnen fürchte ich durch meine Geständnisse zu verliehren.

Ueber meinen Herwart habe ich keine Klage. Vielmehr bin ich durch ihn recht glüklich. Er ist der beßte Mann, voll hoher auf Grundsätze gebauter Rechtschaffenheit, voll Weisheit und gebildeten Verstandes, und voll reiner, herzlicher Liebe zu mir. Daß er viel Hang zur Eifersucht hat, das vergebe ich ihm gern. Denn ist diese Eifersucht nicht der sicherste Bürge seiner Liebe? Auch ist er viel zu vernünftig, als daß sie je bey ihm

zu der Thorheit ausarten könnte, die sich gewöhnlich mit ihr vereiniget. — Mit einem Worte: ich hätte nicht glüklicher verheirathet werden können, als an ihn, und ich danke Gott täglich, daß ich ihn habe.

Aber von einer andern Seite werden mir namenlose Leiden bereitet, — und eben von dieser Seite fürchte ich, daß die besagte Leidenschaft meines Gatten, für mich nur allzu drükend werden dürfte.

Sie kennen, meine Freundinn! den Emigre, den Herwart, kurz vor unsrer Abreise in mein elterliches Haus brachte, und der dann mit uns hieher auf das Gut gereist ist. Dieser Mensch benahm sich damals schon auf eine sehr zudringliche Weise gegen mich, daß ich bald seine Absicht, nicht bloß der Freund meines Mannes zu seyn, bemerkte. Ich wurde von Stund an ernsthaft und zurükhaltend gegen ihn, und hoffte dadurch seine Erwartungen niederzuschlagen, ehe er sich unterstände, sie deutlich gegen mich zu

äuſſern. Aber er ſchien den Sinn meines Betragens nicht zu faſſen, und drang ſich mir immer kühner zu, je mehr ich ihn zurükſtieß. Endlich wurde er ſogar unverſchämt. Er verfolgte mich überall hin, wo er mich allein wußte, und da ich ihm mit der größten Vorſicht auswich, ſo gelang es ihm ein einzigesmal, mich auf meinem Zimmer anzufallen. Er wollte mich in ſeine Arme ſchließen, und fieng an von Liebe, Aufopferung und Verzweiflung zu ſprechen. Ich kam in die äuſſerſte Entrüſtung; ich rang mich los; ich ſchrie und ſchimpfte überlaut. Dann fieng er an zu weinen, bat mich um Verzeihung, und beſchwuhr mich, bey allem was heilig iſt, ihn nicht an meinen Gatten zu verrathen, weil er ihm in ſeinem itzigen hülfloſen Zuſtande unentbehrlich ſey. Verließe ihn dieſer, ſetzte er hinzu, ſo bleibe ihm nichts übrig, als ſich eine Kugel durch den Kopf zu ſchieſſen. Ich werde aber meine Hände nicht in ſeinem Blute waſchen wollen.

Aus Mitleiden verſprach ich ihm Still-ſchweigen und Vergebung, rükte ihm ſeine Undankbarkeit gegen ſeinen Wohlthäter nach-drüklich vor, und verließ ihn mit einem Blike, der ihm die ganze Verachtung ver-kündigte, deren er werth war.

Natürlich wurde mir hiedurch dieſer Menſch unerträglich. Aber in Herwarts Gunſt hatte er ſich, durch ſeine ſchlaue Ver-ſtellung, ſo feſte geſezt, daß ihn nichts daraus verdringen konnte. Zu meinem gro-ßen Mißfallen reiste er mit uns auf das Gut, und blieb etliche Tage. Zwar hatte ich ſeit jenem Auftritte keine Urſache mehr, mich über ſein Betragen zu beſchwehren. Dem ungeachtet war mir ein ſchwehrer Stein vom Herzen weg, als er uns neulich verließ, ob er gleich nur auf baldiges Wiederſehen Abſchied nahm.

Vor wenigen Tagen begab ſich mein Gatte, in Geſchäfften, an den Hof nach L** von wo er nächſtens wieder zurükkom-

men wird. Kaum war er fort, und der Emigre erſchien in Altenſtein. Es ward mir ſogleich bange, als ich ihn ſah, und es dünkte mich entſchieden, daß er nicht ohne Urſache gerade zu dieſer Zeit käme. Er habe, ſagte er, Herwarten über eine wichtige Angelegenheit zu ſprechen, und er müße mich bitten, ihm zu erlauben, daß er ihn erwarten dürfte. Ich benahm mich ſehr behutſam gegen ihn. Ich war ſo gar hart und rauh, und ein jeder anderer hätte mich in dem erſten Augenblike wieder verlaſſen. Nicht ſo dieſer Böſewicht!

Unter der Larve der Zuvorkommung und der Höflichkeit drang er ſich mir überall zu, und that ſo ſchmeichelnd und kriechend, daß es den höchſten Grad von Niederträchtigkeit vorausſetzte, ſo zu handeln, gegen einen Menſchen, von dem man ſich ſo tief verachtet ſieht. Je mehr ich ſeine Anſchläge witterte, deſto ſchnöder behandelte ich ihn. Aber — er wollte das Aeuſſerſte wagen.

Er kam, als ich mich noch im Nachtgewande befand, auf mein Schlafzimmer, und ehe ich noch ein Wort ſprechen konnte, lag er vor mir auf den Knien, ergriff meine Hand, und flehte: Erbarmen, einem Unglüklichen! — Ich riß meine Hand zurüke, und ſtieß einen Strohm beleidigender Schmähungen über ihn aus. Er zog eine Piſtole aus ſeinem Buſen, und wimmerte: Entſcheiden Sie über mein Leben! Ich lachte ihn hämiſch aus, und eilte ins andere Zimmer. Er flog mir nach.

" Laß mich, Undankbarer! rief ich, dein Lohn ſoll dir werden! " — Er lag wieder auf den Knien; aber auf dieß Wort ſtand er auf, und ſprach: Ich hoffe nun von Ihnen keine Erhörung mehr; aber werden Sie mich verrathen? " Ja das werde ich, erwiederte ich; eine ſolche Schlange ſoll der gute Herwart nicht länger in ſeinem Buſen nähren! " Ich wollte fort eilen, aber mit ſtaffem Arm hielt er mich feſte, und erklärte

te mir, mit gesetzter Gebehrde, und zürnender Stimme: " Ihre Vorurtheile sind unbesiegbar; das weiß ich nun. Aber warum wollen Sie meine Liebe, wenn Sie ihr auch keine Gegenliebe zugedacht haben, mit Haß erwiedern? Doch ich bitte um nichts. Sie haben mir gedroht, daß Sie mich Ihrem Gemahle verrathen werden. Mögen Sie es thun! Aber ich sage Ihnen, Madame! ich werde mich schreklich an Ihnen rächen. Sie kennen Ihren Gemahl; er ist eifersüchtig, und die Eifersucht glaubt alles. Ich ziehe mich zurük, und schreibe ihm dann, daß ich in Ihnen alles gefunden habe, was ich suchte. Dann sollen Sie sehen, daß Sie mich nicht umsonst des letzten Trostes in meinem Unglüke beraubt haben. "

Sie sehen, meine Beste! wie mich dieser abscheuliche Mensch verstrikt hat. Er kennt die schwache Seite meines Gatten, und dadurch bin ich in seiner Gewalt. Oder glauben Sie, daß ich noch frey sey?

Es iſt meinem Herzen, beynahe unmöglich, die Sache vor meinem redlichen, lieben Manne zu verſchweigen. Soll ich ein Geheimniß vor ihm haben, ſo verurtheilt mich mein eigenes Gewiſſen, daß ich ſeiner Liebe unwerth ſey, und ich wandle nicht anders um ihn her, als der Dieb um denjenigen, den er beraubt hat. Entdeke ich ihm aber mein Geheimniß, und der Frevler erfüllt ſeine Drohung, dann ſehe ich ſeines und meines Elendes gar kein Ende. Ich kenne Herwarten. Er wird die Verläumdung glauben.

Sehen Sie, Beſte! in welcher Noth ich bin. Helfen Sie mir, rathen Sie mir, und laßen Sie mich nicht lange in meinem itzigen zweifelvollen, peinigenden Zuſtande. Von Herzen

Die Ihrige

Julie.

11.

Sie glauben es kaum, meine theure, gnädige Frau! wie sehnlich ich einen Brief von Ihnen erwartet habe, und als meine Erwartung erfüllt war, sahe ich meine Unruhe nur noch vermehrt. Doch dieß war nur die Wirkung des ersten Eindrukes, den Ihre Erzählung auf mich machte. Ich habe sie nun aufmerksam überlegt, und die ganze Sache dünkt mich zu unerheblich, als daß Sie sich durch dieselbe das Glük verkümmern laßen sollten, das Ihnen an der Seite Ihres vortrefflichen Gemahls zu Theil wird.

Sie haben ein ruhiges Gewissen, und dieser Umstand kann zum voraus alle Besorgniße, und alle kleinmüthige Furcht von Ihnen entfernen. Sie wißen, wie oft ich Ihnen gesagt habe, daß wir eigentlich nie Ursache haben, uns vor der Zukunft bange seyn zu laßen, als nur dann, wenn wir

durch Fehltritte und Verbrechen, den Weg vor uns her ſelbſt verdorben haben. Ward er durch wirkende Kräfte außer uns mühlich und ſchlecht gemacht, ſo hilft uns doch gemeiniglich unſre Tugend, und die Zuverſicht auf dieſelbe, weiter, und wir werden die Klüfte, die ſich vor uns äufthun, leicht überſchreiten können, wenn wir nur die Kraft nicht hinweggeworfen haben, die uns dazu gegeben iſt. Dieſe Kraft ſteht und fällt aber mit unſrer Moralität.

Der Franzos iſt ein großer Böſewicht, und ein ſehr gefährlicher Menſch. Wenden Sie alles an, ihn von Altenſtein zu entfernen. Ich dächte, bey der großen Liebe, die Ihr Gemahl für ſie fühlt, ſollte Ihnen dieß nicht ſehr ſchwehr ſeyn. Stellen Sie ihm vor, daß Sie ihn unerträglich finden, daß er ſeiner Freundſchaft unwürdig ſey, daß es viele beſſere Menſchen gebe, die ſeine Unterſtützung verdienen, daß er an dieſem ſeine Wohlthaten verſchwende, daß Sie in

die Erfüllung dieſer Bitte einen Beweis ſeiner Zärtlichkeit ſetzen, ꝛc. ꝛc. ꝛc. Sie ſind klug genug, ſo was einzuleiten, und die Umſtände für Ihre Abſicht zu benutzen.

Aber die Hauptſache verſchweigen Sie. Ich traue dieſem böſen Menſchen alle Fähigkeit zu, ſeine Drohung zu erfüllen. — Und ſollte er durch ſeine Verläumdung Ihren Gemahl auch nicht überzeugen, ſo wäre er und Sie doch ſchon unglüklich genug, wenn dadurch in ihm nur die Unterſuchung erregt würde: ob es möglich wäre, daß Sie ſo was hätten thun können? — Ich fürchte aber ſogar, bey ſeinem Charakter, würde er dem Lügner glauben, und dann — wehe Ihnen beyden!

Verbergen Sie alſo dieſe verhaßte Sache immerhin vor ihm. Es iſt recht, und ich lobe es ſehr, daß es Ihnen ſchwehr fällt, etwas Geheimes vor ihm zu haben, und ich ſehe hierinn das ächte Merkmahl der wahren Liebe, die mit ihrem Gegenſtande immer

in eins zuſammen flieſſen, und ſich ganz mit ihm identificieren will. Aber laßen Sie ſich es nicht beunruhigen, wenn Sie in dieſem Falle, eine Ausnahme machen. Verbergen Sie doch eine Sache vor ihm, die er gar wohl wißen dürfte, wenn Sie gewiß wären, daß er ſie mit der erforderlichen Kaltblütigkeit beurtheilen könnte! Und dann verbergen Sie dieſe Sache nicht gerade zu, um Ihret willen, ſondern hauptſächlich um ſeine Ruhe zu ſchonen! Freylich würde ich meinen Rath ſogleich zurüknehmen, wenn zu befürchten ſtünde, daß ihm dieſer unangenehme Auftritt, auch ohne Ihr Geſtändniß, bekannt werden dürfte. Zu dieſer Furcht ſcheinen wir aber keinen Grund zu haben, weil niemand von dem Geheimniß weiß, als Sie und der Emigre.

Endlich lernen Sie, meine Liebe! aus dieſer Geſchichte eine theuere Wahrheit, nämlich die: daß Weibern gedoppelte Vorſicht im Umgange mit Männern nöthig ſey,

um in dieſen keine Erwartungen zu erregen, deren Erfüllung die Pflicht verbeut. Ich glaube nicht, daß Sie dem Emigre eine Blöſſe gegeben haben; um deſto mehr ſehen Sie zu, daß Sie ins künftige niemand anders eine geben.

Laßen Sie itzt nur das Ihre Hauptſache ſeyn, den Welſchen auf eine gute Art aus dem Hauſe zu bringen. Iſt er einmal weg, ſo ſind wahrſcheinlich auch die Folgen vertilgt, welche ſeine Bosheit ſpäter für Sie haben könnte.

Leben Sie ganz Ihrem Gatten, ſchonen Sie ſeiner Schwachheit, ſchätzen Sie ſeine Vorzüge, und behalten Sie in allem ein reines Gewiſſen, ſo wird Ihnen die Gegenwart ſtets erträglich, und die Zukunft nie fürchterlich ſeyn.

Roſalie D**.

Am 20 Juni.

Ach es waren nur wenige Stunden der Hoffnung und der Zufriedenheit, die mir auf meiner Reiſe zu Theil wurden! Und nicht auf feſte Wahrheit ſtützte ſich dieſe Zufriedenheit; nein, ſie war das Gebilde einer heitern Stimmung, und des Egoismus, der alles glaubt und hofft, was er wünſcht. — Die düſtere ſchwehrmüthige Nacht des Grams und der Troſtloſigkeit ſteigt mit einem male wieder an meinem Horizonte herauf, und die letzten Strahlen des frohern Tages, die ich durch einen optiſchen Betrug erblikte, ſind verſchwunden.

Geſtern ſchon fieng mein Unmuth an wiederzukehren. Der Charakter und das Betragen der Frau von Lilienthal hat mich an dem ganzen weiblichen Geſchlechte irre gemacht. Es war vielleicht ein übereilter Schluß, der um eines einzigen ungeſunden Gliedes willen, den ganzen Körper für krank erklärte. Aber hängt denn der Friede

in uns, nicht mehr von unſrer Meinung von dem Werthe der Dinge ab, als von ihrer wirklichen Beſchaffenheit? Ich habe wohl eher über das ſtrenge Urtheil gelacht, das Aeneas Silvius über die Weiber fällt. Aber heute wiederholte ich in allem Ernſt, unzählliche Male ſeinen Spruch: Nullus amor feminae diu durat; nihil incertius amore feminino; fallax eſt animal mulier, vanium, crudele, absque fide, plenum dolis!

Ich hatte in dem Hauſe des Grafen von St** übernachtet. Voll Sehnſucht harrte ich Julien entgegen. Ich hoffte von ihrem Anblike die Zerſtreuung meines ganzen Trübſinnes. Depraz, ſagte mir der Graf, ſey geſtern erſt hier geweſen, und habe ihn verſichert, er werde heute wieder kommen.

Der Vormittag gieng unter leeren Hoffnungen vorüber. Man ſpeiste. Man ſtand bald auf. Ich ſah tauſend mal im Thale hinauf. Es ward Abend. Ich konnte meinen

Unwillen nicht me[illegible] verbergen. Man lachte mich aus. Endlich ſagte die Gräfinn, mit einer Miene voll ſtechenden Spottes: Vielleicht hat die Frau Gemahlinn Beſuch von dem Herrn von Wallenberg? vor dem hüten Sie ſich, ſetzte der Graf in leichtſinnig-ſcherzendem Tone hinzu: der dürfte Ihnen ins Gehäge gehen! — Ich war meiner noch mächtig genug, um meine Wuth zu verbeiſſen, und ließ anſpannen.

Ach! das war ein ſchreckliches Gewirre von Unmuth, Empörung, Haß, Rache, und Verzweiflung, das in meinem Innern tobte, indem wir das Thal hinauf fuhren!

Dicht an Altenſtein begegnete mir der Emigre, mit der Jagdflinte. Aber warum kommen Sie nicht? rief ich ihm von weitem entgegen. — Es war unthunlich, antwortete er; die gnädige Frau ward von Wallenbergen beſucht, und da ſie nicht Miene machte, meinen Vorſchlag anzunehmen, ſo hielt ich es für unſchiklich noch ein

mal daran zu erinnern. — Auf das erreichte mein Zorn den höchſten Grad. Ich ſprang aus dem Wagen, und gieng mit Depraz hinter dem Dorfe, den Schloßberg hinan. Ich ſondirte ihn, ſo fein, als ich es in dieſem Zuſtande fähig war. Er ſchien aber meinen Verdacht zu ahnden, und wich mir vorſichtig aus. Unter dem Thore ſchikte ich ihn dem Wagen entgegen, um meine Frau allein ſprechen zu können.

Raſch öffnete ich die Thüre. Sie ſaß am Tiſche, und hatte meine Briefe vor ſich liegen. Mit einem lauten Schrey fuhr ſie auf, und an meinen Hals. Ich ſtieß ſie zurük, indem ich im ſchreklichſten Tone brüllte: Entferne dich, Treuloſe! deine Tüke ſind nun am Tage!

Sie ſank halb unmächtig auf den Seſſel zurük. Gott, jammerte ſie, ich vergehe! was iſt das?

Mit wildem Ungeſtümme warf ich mich auf das Kanape nieder. Wehe mir! zürnte

ich; Flüch dem Tage, der mich in dieſes Land brachte, und an dieſes Weibes Seite.

Langſam erhub ſie ſich wieder, nahete ſich mir, und begann bitterlich zu weinen. Herwart, Herwart, ſprach ſie, Gott vergebe es dir, daß du mich ſo verkennſt, und ſo ungehört verdammſt. Ach, dieſer ſo lange erſehnte Augenblik, wie ſchreklich iſt er mir verdorben worden! —

Schweige! fuhr ich fort; du kannſt deine Schande nicht länger verbergen. Das ganze Land ſpricht von dir und Wallenbergen, und auf mich wälzt man die Schande, die euch gebührt. Deine Leidenſchaft iſt ſo wild, daß du ſie nicht mehr zu verſchleyern vermagſt. Da läßeſt du mich deiner vergeblich bey dem Grafen harren, um nur keinen Augenblik für den Genoſſen deiner Ausſchweifungen zu verliehren. O! ich Elender! Giebt es keinen Barmherzigen, der meinen Leiden ein Ende macht?

" Ach! ich begreife das Alles nicht Gott! im Himmel, du kennſt meine Unſchuld, und du wirſt ſie an den Tag bringen."

Ja Gott kennt dich; er iſt dein Richter. Er wird mich rächen.

" O Herwart!, kannſt du mich für untreu halten? — Und kannſt du ſo grauſam ſeyn, und mir keine Vertheidigung geſtatten — ſie trat indem ſie das ſprach näher zu mir, und erhub ihre Hände, als wollte ſie mich umarmen. Ich ſchleuderte ſie zurük, eilte hinaus, und verſchloß mich in mein Zimmer.

Wie mir da war, wie es in meinem Innern ſtürmte und tobte, wie ich ihr, wie ich der ganzen Menſchheit fluchte, wie ich das Schikſal verwünſchte, das mich an ſie gekettet hat, wie ich Anſchläge faßte und wieder verwarf, wie ich in mir den Elendeſten unter der Sonne ſah, — — welche Sprache könnte das alles ſchildern?

Endlich kam Gotthard. Er hatte ſchon auf der Reiſe meinen Unmuth bemerkt, und der Grund deſſelben konnte ihm nicht verborgen bleiben. Nun aber fand er mich, in einer halben Raſerey.

Was fehlt Ihnen, Herr Baron? fragte er mich erstaunt.

Ich bedarf eines Freundes, und eines Vertrauten, erwiederte ich, und das sind Sie mir längst. Ich erzählte ihm dann, ohne die mindeste Zurükhaltung, alles, was mich so aufgebracht hatte, und verbarg ihm auch nichts von dem, was zwischen mir und Julien vorgegangen war.

Er war äusserst bekümmert, und besonders mit der Heftigkeit meiner Leidenschaft, und mit der Härte, womit ich Julien behandelt hatte, sehr unzufrieden. Er sprach ungefähr folgendes: Mein Verdacht gegen Wallenbergen sey ganz ungegründet; davon sey er so fest überzeugt, als von der Gegenwart des Tages. Denn wenn seine Vorstellung von Wallenbergs Charakter treffend sey, und dieser Charakter habe gar nichts verstektes, so sey ein Anschlag dieser Art in ihm durchaus unmöglich. Was die Wäschereyen der Gräfinn und des Grafen

betreffe, so verdienen sie die Rücksicht eines vernünftigen Mannes nicht. Er sey wegen seiner Frivolität, und sie wegen ihrer Lästersucht längst berüchtigt. Er betrachte die Menschen stets in dem Gesichtspunkte, auf den ihn sein Charakter hinweise, und könne folglich niemand etwas Gutes zutrauen. Sie aber finde in seinen Urtheilen für ihre Schooßsünde Nahrung, folglich könne bey diesen Menschen die unschuldigste Handlung zu einem bösen Gerüchte Anlaß geben. Daß mir aber Julie nicht entgegen gefahren sey, das erkläre er aus ihrer bekannten Antipathie gegen den Franzosen. Wallenberg sey die Ursache davon nicht gewesen. Dafür bürge er.

Ich ließ Depraz heraufrufen, und hörte ihn. Er sagte: Er habe Julien den Vorschlag gemacht, mit ihm zu dem Grafen hinüberzureisen; sie habe aber die Ausführung desselben von einem Tage zu dem andern verschoben. Seinen Zweck habe er ihr nicht angeben können, weil sonst die Sache selbst,

nämlich die Ueberraſchung, hinweggefallen wäre.

Da haben wirs, fuhr Gotthard fort, als ſich der Emigre auf meine Bitte, entfernt hatte; meine Erklärung iſt unwiderſprechlich. Das leuchtete mir auch ein, und mein Verſtand ſprach ſie, in Anſehung des erſten Punktes frey.

Aber der andere — wer hätte mir da völlige, feſte Beruhigung verſchaffen können? — Doch hatte meine Empörung ſich gelegt, und ich fühlte, daß ich Julien, da ich ihr in einem Punkte Unrecht gethan hatte, wohl auch in dem andern Unrecht thun konnte.

Gotthard benützte dieſe ſanftere Stimmung meiner Seele. Sie müßen ſich verſöhnen, ſprach er. Sie haben Ihrem edlen Weibe eine große Beleidigung bewieſen. Oder ſchämen Sie ſich, einem guten Menſchen die Hand zu reichen, gegen den Sie ungerecht geweſen ſind? Er gieng und kam plötzlich wieder, mit Julien zur Seite. Ein un-

widerſtehlicher Zug raſſte mich von dem Stuhle auf, ich ſchloß ſie in meine Arme, ſie weinte laut, und ich weinte auch.

Wir erklärten uns gegenſeitig. Wegen Wallenbergs, ſagte ſie wieder, vertheidige ſie ſich nicht; eines Theils ſey es unter ihrer Würde, und über dieß ſcheine doch jedes Wort vergeblich verſchwendet. Aber ſie beſtehe unverrükt darauf, daß ich ihm, unter einem ſchiklichen Vorwande, das Haus verbieten ſoll. Ich räumte ihr das ein, ob ich es gleich, ohne neue Gefahr für meine Ehre nicht werde erfüllen können. Die Gräfinn und ihren Mann, fuhr ſie fort, habe ſie längſt verachtet, und kein Menſch ſey ſo gut, daß er ihrer Läſterſucht entgienge. Und was die Einholung betreffe, ſetzte ſie hinzu, ſo halte ſie das für einen Streich des Emigre; denn ſie traue dieſem Menſchen noch weit mehr Böſes zu? — Da irrt ſie ſich aber gewiß. Denn ich begreife nicht, was Devray für eine Urſache haben könnte, unſern Hausfrieden zu ſtöhren.

Wir wurden wieder ganz eins, und ſie vergab mir auf eine edle Art, die mich rührte und beſchämte.

Am 21 Juni.

Ach ich bin nicht beruhigt! — Das war geſtern nichts als eine vorübergehende Betäubung hervorgebracht, durch Gotthards Beredtſamkeit, durch ihren Anſchein von Unſchuld, und durch meine Liebe zu ihr. Wer bürgt mir dafür, daß Gotthards Verſicherungen Wahrheit, und Juliens äuſſerer Schein mehr als Maske ſey? Und macht mich meine Liebe zu ihr, und mein Streben nach Ruhe nicht leichtgläubig, wenn es ihre Unſchuld gilt?

Geſetzt aber auch, ſie wäre ſo engelrein, als ſie zu ſeyn behauptet, iſt es nicht ſchon kränkend genug für mich, wenn nur die Welt darauf beſteht, daß ſie es nicht ſey? Eben hieraus entſpringt mein meiſtes Leiden. Ich könnte ihr vielleicht eine Untreue vergeben,

wenn es nur niemand wüßte. Aber daß ich die Schande eines betrogenen Ehemannes tragen ſoll, darüber empört ſich all' mein Gefühl. Und dieſe Schande könnte mir ja auch aufgebürdet werden, wenn ſie unſchuldig wäre, — und ach! ſie liegt wirklich ſchon auf mir.

Die Menſchen meynen es nie beſſer mit einander, und werden nie vertrauter, als wenn ſie ſich, nach einem vorhergegangenen Zwieſpalt, herzlich ausgeſöhnt haben. So gieng es mir und ihr in der vergangenen Nacht. In dieſer Stunde des engſten Zuſammenfließens der Herzen geſtand ſie mir, daß ſie ſich für ſchwanger halte. Unter andern Umſtänden hätte mich dieſe Verkündigung mit der höchſten Freude erfüllt, und ich harrte ihr auch eher mit der ungeduldigſten Sehnſucht entgegen. Aber ſo — erſchrak ich darüber, und es war mir, als wenn es nicht ſeyn ſollte. Alle Freude unter der Sonne wird mir in Leid verwandelt.

Meine Schwermuth trieb mich in die Einsiedeley, in den Eichwald hinaus. Sie folgte mir nach. Ich klagte ihr, unverstellt all' meine Leiden. Sie schmiegte sich an meine Brust, und weinte; — und wenn ich dann so ihr Bild, voll Reinigkeit und Unschuld, vor mir sehe, so kann ich nichts böses mehr glauben, und ich zürne über mich selbst, daß ich so mißtrauisch bin. Ich versprach ihr volles Zutrauen, aber um dasselbe auch in der Entfernung von ihr zu behaupten, bat ich sie ihre Unschuld zu beschwören, und sie legte die Hand auf die Brust, sah freudig gen Himmel, und sprach laut:

> Zeitlicher und ewiger Fluch, deine Ungnade du allsehender Richter, und alles Unheil und Elend, das dein Mund dem Verbrecher gedrohet hat, komme über mich, und über das Kind, das in meinem Schooße dem Leben entgegen reifet, — bin ich nicht so rein von Wallenber-

gen, als es mein Gatte, und als es die höchste Treue ehelicher Liebe fordert!

Ich gieng getröstet mit ihr in das Schloß zurüke.

Depraz will in russische Dienste treten, und bittet mich um meine Verwendung bey dem Minister dieses Hofes in Berlin, an welchen ich deßhalb heute geschrieben habe. Julie macht seine Entfernung zur Bedingung aller Versprechungen, die ich von ihr fordere. Ich gab ihr mein Wort, daß die Erklärung des Ministers seinen Aufenthalt bey uns, in jedem Falle enden müße.

Am 22 Juni.

Wallenberg kam Vormittag herüber. Ich spielte die Rolle des Unbefangenen, ob ich gleich nichts weniger war, als das. Julie ließ sich nicht vor ihm sehen. — War das Schonung gegen mich, oder das Regen eines bösen Gewissens?

Ach! — auch ihre Schwüre reiſſen mich nicht aus dieſem Zuſtande von Unruhe und Beſorgniß heraus; ſie ſenken mich vielmehr noch tiefer in denſelben hinein. Es ſprechen ſo viele Zeugniſſe gegen ſie, und für ſie kein einziges, als das welches ſie ſich ſelbſt giebt. Und ich weiß eben nicht, ob dieſes gerade dadurch zuverläſſiger wird, daß ſie es beſchwöhrt.

Gotthard ſpricht viel allein mit ihr. Ich ſehe nun überall nichts, als Verrätherey. Sollte dieſe auch nicht wirklich auſſer mir, ſondern nur in meinem Organe ſeyn, bin ich um deßwillen weniger unglüklich?

Am 23 Juni.

Der Knabe der Frau von Wallenberg brachte ihr folgendes Billet:

" Schiken Sie mir ſogleich meine Bücher. Ich kann ſie nicht länger entbehren."

E. v. W.

Welch' ein Brief! — und wie kontraſtirend mit dem Tone der vorigen! O ich kenne die Taſte, welche dieſen Ton angeſchlagen hat! Armes Weib, du biſt die Genoſſinn meiner Leiden! das iſt ſicher.

Julie lächelte nur dazu. "Wer weiß, an welcher Grille ſich eben itzt ihr hypochondriſcher Sinn weiden mag?" — Daß ſie dieſe Grille nicht errathen ſollte, — und daß ſie ſo leichtſinnig davon ſprechen konnte?

Je mehr ich alles pro und contra erwäge, deſto größer erſcheint ihre Schuld. Und iſt ſie auch unſchuldig, ſo kann doch nichts meinen Stolz verſöhnen, der ſo ſehr beleidigt iſt, durch die Stimme des Publikums.

Ich bin verlohren, für mich ſelbſt und für die Welt, und vegetire nicht anders, als der unfruchtbare Stengel auf der Haide, den der Sturm lange hin und her beugt, bis er ihn endlich abknikt.

Am 25 Juni.

Ich vermochte es nicht mehr, meinen Gram allein zu tragen. Ich wollte Rath und Troſt bey Gottharden ſuchen; aber ich halte ihn meines Vertrauens unwürdig. Denn warum nimmt er immer ihre Parthie ſo leidenſchaftlich? warum wirft er alle Gründe gegen ſie ſo ſchnöde hinweg? warum ſpricht er ſo enthuſiaſtiſch für ihre Tugend, er der doch gegen die Tugend andrer Menſchen ſo mißtrauiſch iſt? Auch ſpricht er in eben dieſem Tone für Wallenbergen, und — kannte ihn ſchon ehe er hieher kam? Und warum drang ſie ſo nachdrüklich darauf, daß er Verwalter werden ſollte? — Scheint hier nicht ein geheimer Plan hindurch zu bliken, der darauf hinzielt, mich aufzuopfern? Vielleicht thue ich Gottharden unrecht; aber ich kann mit ihm nicht mehr von Herzen ſprechen.

Ich entdekte mich dem Emigre. Ich ſuchte eine Ausſicht in hellere Regionen, und

ach! die ſchwärzeſte Mitternacht breitete ſich vor mir aus.

Er. Ich merke es ſchon lange, daß Sie ſich mit ſolchen Grillen ſchleppen. — Laßen Sie eine Leidenſchaft fahren, wodurch Sie ſich Ihr ganzes Lebensglük verderben, und auch ſo viele Menſchen um ſich her unglüklich machen.

Ich. Das iſt bald geſagt.

Er. Sie ſind Weltmann und Philoſoph, und peinigen ſich mit einem Grame, der im Grunde doch auf einer bloßen Einbildung beruhet. Oder ſollten Sie nicht wißen, daß die Begriffe von ehelicher Treue bloß konventionell ſind, und keine feſte, allgemein gültige Grundlage haben. Die Türken und Chineſer ſperren ihre Weiber in ewige Gefängniſſe ein, und verſtatten kaum verſchnittenen Mannsperſonen den Zutritt zu ihnen. Hingegen der Grönländer lehnt dem Fremdling, der ihn beſucht, ſeine ſchöne Hälfte mit Freuden auf eine Nacht, und findet ſich äuſſerſt

beleidigt, wenn er ſeine Höflichkeit verſchmäht ſieht. Iſt es nicht Thorheit, den Rigorismus der wärmern Zone, auf Koſten ſeiner Ruhe, den Begriffen der kältern vorzuziehen? Und das hängt, dünkt mich, doch bloß von unſerm Wollen ab.

Ich. Mit ſolchen Gründen beruhigen Sie mich nicht. Ich erlaße Ihnen auch gerne Ihr ganzes Syſtem, zu dem Sie mich doch nie bekehren werden. Ich will von Ihnen bloß Gewißheit, die in allen Fällen erträglicher iſt, als der Zweifel. Ich bitte Sie um alles, ſagen Sie mir, was Sie von Wallenbergen und Julien wiſſen.

Er. Ich weiß nichts, als was alle Welt weiß, daß Wallenberg oft nach Altenſtein kommt, und daß er nicht kommen würde, wenn er nicht angenehm wäre.

Ich. Alſo glauben Sie, er komme in der Abſicht, die ich vorausſetze?

Er. Mein Glaube thut zur Sache nichts, und wenn ich Ihnen auch ſagte, was ich

glaube, ſo wüßten Sie doch von der Sache ſo wenig als zuvor.

Ich. Infamer Spötter! Sagen Sie mir, was Sie wiſſen.

Er. Was kann ich wiſſen? — Haben Sie je Zeugen dazu genommen, wenn Sie einem Mädchen, oder einem Weibe den Hof gemacht haben?

Ich. Ich habe nie einem Weibe den Hof gemacht. Aber ich ſehe, daß Sie das bey Wallenbergen vorausſetzen. Was haben Sie für einen Grund dazu?

Er. Weil es jedermann vorausſetzt; ſonſt, wahrlich! keinen.

Ich. Sie wiſſen mehr. Sie haben Julien in ſeinen Armen geſehen, — haben geſehen, daß er ſie geküßt hat?

Er. Was iſt ein Kuß? Ein Thor, der ſeinem Weibe nicht ſo viel vergeben kann!

Ich. Sie wiſſen noch mehr!

Er. Ich weiß nichts — und ich muß Sie ein für allemal bitten, daß Sie aufhören,

mich auf dieſe Probe zu ſetzen. Ich werde nie ein Verräther werden, am wenigſten aber an einem Menſchen, dem ich ſo viel Dank ſchuldig bin, als Ihrer Gemahlinn. Und, bey Gott! wenn ich ſie noch größerer Verbrechen ſchuldig wüßte, ich würde ſchweigen, und ſie helfen zudeken; denn ſie iſt meine Wohlthäterinn.

Ich. Auch wenn Sie mir dadurch eine Wohlthat erweiſen könnten?

Er. Wenn ich etwas böſes von Julien wüßte, wie könnte die Entdekung deſſelben für Sie eine Wohlthat ſeyn?

Ich. Ich habe es Ihnen ſchon geſagt, der Zweifel iſt quälender als die Gewißheit.

Er. Sie irren ſich. Es iſt erträglicher, das Unglük zu fürchten, als es wirklich zu leiden, weil uns im erſtern Falle noch immer der Troſt der Hoffnung bleibt. Doch verſchonen Sie mich, und fragen Sie andere Leute, die mehr wiſſen als ich, und denen durch keine Pflicht Stillſchweigen auferlegt iſt.

Ich. Andre Leute? — Also wissen mehr Leute von dieser Sache?

Er. Es scheint. — Doch ich spreche nun kein Wort weiter, und bitte Sie, daß Sie Ihre romanhaften Begriffe von weiblicher Treue fahren laßen, und die Menschen nehmen, wie sie sind, und ihnen Fehler und Schwachheiten vergeben lernen, die sie alle begehen.

Bedarf es nun auch eines Zeugnisses gegen Julien? — Alle meine bessern Hoffnungen waren Wahn, meine Tröstungen waren Phantome einer blinden Liebe, Gotthards Versicherungen waren Betrug, ihr Schwur war Lüge.

Aber was soll ich nun thun?

Für mein Unglük giebt es keinen Rath. Länger mit ihr zu leben, heißt länger den Spott der Leichtsinnigen, und die Verachtung der Rechtschaffenen seyn. — Fliehen! — wohin? Und was angeben zum Grunde meiner Flucht? werde ich nicht dadurch meine

Unruhe vermehren? — Und wird mich die Welt nicht einer ſchändlichen Feigheit beſchuldigen? — Sie verſtoßen! — Aber womit mich rechtfertigen? Und dann ſteh ich doch bey alle dem noch immer unter der Gewalt ihrer verfluchten Zauberkraft, die meinen Arm lähmt, ſo oft er ſich ausſtrekt, ſie anzutaſten. — Für mein Unglük giebt es keinen Rath.

Am 26 Juni.

Was das für ein harmvoller, peinigender, unerträglicher Zuſtand iſt! Unaufhörlich nagt der Gram an meinem Herzen, — unaufhörlich eilen meine Plagegeiſter mit ihren Geiſſeln hinter mir her, — und bey niemand darf ich einen Balſam ſuchen für meine Wunden. Bey ihr nicht; ſie iſt meine Mörderinn, und ſie ſchwört tauſend falſche Schwüre, daß ſie es nicht ſey. Bey Gotthard en nicht; er hat der Weisheit und der Tugend ihr Gewand geſtohlen, mich zu be-

trügen, und iſt in ihr Geheimniß der Bosheit eingeweiht. Nicht bey dem Pfarrer; denn er verſteht mich nicht, und hat keine Kraft, mich zu unterſtützen. Nicht bey der Welt; denn ſie würde mich verſpotten, und — Depraz iſt zur Zeit der Noth, durch die politiſche Form ſeines Charakters, unbrauchbar.

Ich drüke meinen Kummer in mich, bis das Gefäß, das ihn auffammelt, zerberſtet.

Ich ſchlief dieſe Nacht in ihren Armen. Sie ahndet meine Entdekungen und meinen Unmuth. Aber ich ſchweige; denn was ſie auch ſagt und ſchwört, ſie überredet mich nicht mehr vom Gegentheil. Ich bin ernſt, kalt, und verſchloſſen, ihr gegen über, und ſie thut, als wenn ſie mich fürchtete. Das iſt Gottes Stimme in ihr, das Gewiſſen, das ihr gebietet: zittere vor dem Manne, den du ſo grauſam hinopferſt durch deine Untreue!

Aber haſſen kann ich ſie nicht! — Nicht ein rauhes Wort kann ich ihr ſagen. So ſchwach, ſo feig, ſo elend bin ich geworden, durch die Leidenſchaft, die ihre trügeriſchen

Reize in mir erwekt haben. Noch habe ich nicht alle ihre Ketten abgeworfen.

Am 27 Jun.

Alles iſt graus, und fürchterlich, und tod um mich. Die Menſchen — ich ſcheue ſie alle. Die Natur — ſie ſcheint meiner zu ſpotten. Die Treuloſigkeit dieſes einen ſtellt mir die erſtern alle als treulos dar; und indem mich die Schönheit der leztern zu einem Genuſſe einladet, deſſen ich unfähig bin, ſo ſehe ich mich durch ſie geäfft. Ich wandle unſtät und flüchtig umher, und ſuche Ruhe und Troſt, und haſche nach dem Schatten.

Er kam heute herüber. Als ich ihn im Felde hereinreiten ſah, ſchlich ich hinweg. Sie hat ihn geſprochen. Ich habe nicht gefragt: was? und auf ihre Erzählungen habe ich auch nicht gehorcht.

Am 29 Juni.

Ich möchte ſie noch immer ſo gerne losſprechen! Aber wenn ich alles für und gegen ſie aufrechne, ſo ſpringt ihr Urtheil hervor, es ſey denn, wie es manchmal geſchieht, ich mache es wie die Kinder, die vor dem Kaminfeger die Augen verſchließen, in der Hoffnung, daß er ſie dann nicht ſehe. Die Gründe für ſie — was ſind ſie anders, als ein Produkt des Wunſches, daß die Gründe gegen ſie falſch ſeyn möchten? Dieſe aber hängen, wenn ich jenen Wunſch unterdrüke, ſo genau zuſammen, und beweiſen ihre Schuld ſo einleuchtend, als irgend eine Demonſtration, auf welche unſre Gerichte die Todesurtheile bauen. — Nein, ich kann der ſchrecklichen Gewißheit nicht mehr entfliehen: ſie iſt ſchuldig!

Und iſt das gewiß — o wer iſt je ungerechter dem Hohne der Menſchen ausgeſetzt, je grauſamer in ſeinen Eingeweiden zerfleiſcht, je unbarmherziger um ſein ganzes Lebenswohl

gebracht worden, als ich? O, wie froh habe ich meine Arme nach ihr ausgestrekt, als man mir sagte: sie ist dein! Wie fest hat mein Herz sich an das ihrige gehängt? Welch' eine treue Liebe gegen sie hat in diesem Herzen gewurzelt? Wie viel Glanz und Glük der Erde habe ich für sie aufgeopfert? Welch' seeliges Leben habe ich erwartet an ihrer Seite? — — und was ward mir für all' das? Ein Giftetrunk, der langsam meinen Körper verzehren, und mich hinmartern soll zum frühen Grabe! Verflucht seyst du, Weib des Trugs! wenn du das bist, was ich ahnde!

Am 30 Jun.

Das ist ein ewiges Kämpfen und Ringen in meinem Herzen zwischen Schein und Wahrheit, zwischen Liebe und Haß, zwischen Hoffnung und Furcht, und bald muß der Kampfplatz eine Wüste werden, die nichts mehr empfängt, und nichts mehr hervorbringt.

Ach diese Nacht! — sie schlief so ruhig neben mir, und ich grämete mich mit meinen gerechten Sorgen, und war vielleicht unter allen Leidenden, in deren Thränen sich die Strahlen des Mondes spiegelten, der Elendeste.

Und noch immer giebt es Augenblike, wo ich denke, es könnte doch seyn, daß alles nur Chimäre wäre! Aber eben das treibt meinen Gram aufs höchste. Wenn sich dann, nach diesem Schimmer von Troste, das Bild ihrer Schuld plözlich in seiner ganzen gräßlichen Gestalt vor mich stellt, so werde ich um so kleiner und gebeugter, und fühle mein Unglük erst in seiner ganzen Größe.

Wenn es in dem Reiche Gottes einen Teufel giebt, so bin ich in seine Macht gegeben.

Eines solchen Lebens bin ich müde. Könnte ich sterben!

Sie vermeidet es geflissentlich seinen Namen zu nennen; und wenn je von ihm die

Rede iſt, ſo ſcheint ſie verlegen, und ſieht mich verſtohlen an, gleich als wollte ſie aus meinen Augen leſen, was ſie ſagen, und nicht ſagen ſollte.

Wer iſt ſo wenig Menſchenkenner, um hier nicht das Geſtändniß ihrer Schuld zu ſehen!

Wenn ſie in das Fenſter gegen Morgen tritt, ſo meyne ich, ſie ſehe nach ihm hinüber. Wenn ſie heiter iſt, ſo dünkt ſie mich leichtſinnig bey meinen Leiden. Iſt ſie düſter, ſo glaube ich, ſie traure um ihn. — Sehe ich fröhliche Menſchen, ſo kömmt es mir vor, als ſpotteten ſie meiner; und ſprechen zwey oder drey allein mit einander, ſo fürchte ich, ſie erzählen ſich die Geſchichte von Julien und Wallenberg. Sieht mir einer ins Geſicht, ſo ſchlage ich beſchämt die Augen nieder, weil mich's dünkt, er betrachte mich, um zu ſehen, wie ich meine Mißhandlungen trage?

Das ist eine fürchterliche Zerrüttung, die das Bewußtseyn einer erlittenen Untreue anstiftet.

Am 1 Jul.

Sie verfolgt mich unaufhörlich, und hat sie mich erhascht, so dringt sie mit Ungestümm in mich, um mir mein ganzes Herz abzufragen. Aber ich weise sie kalt und oft gebietend hinweg, und dann entfernt sie sich mit dem Anscheine, als wäre sie tief beleidigt, und mit Thränen. Aber ihre Thränen bestechen mich nicht mehr. Ich habe nun so viel über mich gewonnen, daß ich hart gegen sie seyn kann.

Heute trieb sie es aufs Aeusserste. Sie fiel mir um den Hals, sie schrie überlaut, und als ich bey allem, was sie redete und that, starr blieb, wie Eis, so warf sie sich nieder, krümmte sich auf der Erde, und gebehrdete sich wie ein Mensch, den die Verzweiflung unsinnig gemacht hat. " Ach Gott!

rief ſie aus, kannſt du denn kein Zeichen geben, um mich zu rechtfertigen? Du Allwiſſender, du weißt es, daß ich nie einen Mann auſſer ihm geliebt habe, und daß ich, ſeit ich ihn liebe, die andern alle haſſe. Und doch kannſt du es zugeben, daß ich ſo verkannt und gepeiniget werde!" Ich hub ſie von der Erde auf, und ſprach: Sey zufrieden, Julie! und laß dein Gewiſſen deinen Troſt ſeyn!

Ich hielt ſie in dieſem Augenblike für unſchuldig, — und in dem nächſten wieder für ſchuldig. So woge ich umher auf dem ungeſtümmen Meere der Zweifel und der Troſtloſigkeit, wie die Trümmer des zerbrochenen Schiffes auf dem Ocean. Ich habe nie die Pein meiner Lage mehr gefühlt, als heute. Da wurde es mir recht klar, daß überall kein Mittel denkbar iſt, mein Herz wieder ins Gleichgewicht zu bringen, und daß ich dazu verurtheilt bin, ewig ins Eitle fortzukämpfen,

kämpfen, bis Mühe und Schweiß mich endlich verzehrt haben.

Ich ritt Abends in die Stadt, und wieder zurük.

Am 2 Jul.

Gotthard kam zu mir in die Einsiedeley heraus. Es entspann sich ein heftiges Gespräch zwischen uns beyden, wobey von meiner Seite der Ton nur allzu merklich durch den Verdacht gestimmt ward, daß er mit Julien einverstanden sey, der mir täglich neue überwiegende Wahrscheinlichkeit zu erhalten däucht.

Ich habe Ihr Zutrauen verlohren sprach er. Freilich, ich verdenke es Ihnen nicht. Sie handeln nicht mehr frey, seitdem sie der Sklave dieser unglüklichen Leidenschaft geworden sind. Ach daß ich kein Mittel kenne, Sie aus dieser schimpflichen Sklaverey herauszureissen! Aber es scheint Ihnen in derselben zu behagen.

Ich. Nein; wahrlich nicht.

Er. Aber warum verſchließen Sie Ihren Verſtand ſo hartnäkig, vor allen Gründen, die Sie von der Tugend Ihrer Gemahlinn überzeugen könnten?

Ich. Ueberzeugen? Hätten Sie einen ſolchen Grund, ſo bedürfte es alles dieſes Geredes nicht.

Er. Ihre Leidenſchaft hat ſie unbelehrlich gemacht; und Sie werfen alles muthwillig hinweg, was man Ihnen entgegen ſetzt.

Ich. Die Wahrheit läßt ſich nicht hinwegwerfen. Mein Urtheil über Julie ſprinat von ſelbſt aus den Thatſachen hervor, auf die ich es baue.

Er. Urtheile, welche auf Thatſachen beruhen, haben nie ein ſo feſtes Fundament, daß ſich gar nichts gegen ſie einwenden ließe. Da muß man immer das pro und das contra zuſammen ſtellen, und zuſehen, auf welche Seite die Wagſchaale ſinkt.

Ich. Sie ſinkt immer auf der Ihrigen.

Er. Aber nicht durch das Gewicht, sondern weil Ihre Leidenschaft sie niederdrükt.

Ich. Haben Sie mich lieb, Gotthard! so laßen Sie mir meine Grillen.

Er. Das heißt: laßen Sie mich ein Thor und ein Unmensch seyn.

Ich. Vergeßen Sie sich nicht, Freund! — Aber warum bin ich ein Unmensch?

Er. Weil Sie Ihr edles Weib zu tod peinigen, und — was noch mehr ist — sie an der Tugend und an der Menschheit irre machen.

Ich. Wenn das leztere ein Zusaz von Ihnen ist, so hat sie das erstere verdient.

Er. Ihre Thorheit macht Sie grausam. Gnädiger Herr, Sie sind sehr unglüklich!

Ich. Das bin ich — aber meiner Leiden Ziel ist nahe.

Auch den Emigre scheinen sie an mich abgeordnet zu haben. Aber seine Vorstellungen sind mir unerträglich. Ich soll Ruhe um meine Achtung für die Tugend erkaufen.

Verflucht ſey ein ſolcher Gedanke. — Schweigen Sie, ſagte ich ihm ſehr entrüſtet, oder haben Sie mir dieſe Wunde aufgeriſſen, um mir zu zeigen, daß Sie auch im Stande ſeyen, ſie zu heilen?

Am 3 Jul.

Ich gräme und peinige mich Tag und Nacht, und kein Strahl von Troſt fällt in das Dunkel meiner Schwehrmuth.

Eine Schandthat hat ſie mit Wallenbergen nicht begangen. Das iſt nicht möglich. — Aber die Welt ſagt es, und glaubt es, und damit iſt die Sache dieſelbe.

Wird dir's Freude machen, lieber Herwart! ſagte ſie heute zu mir, wenn ich entbunden werde? — Ich umſchlang ſie mit meinem Arm, ſank an ihren Buſen, und weinte über mein Unglük.

Am 6 Jul.

Das Geheimniß der Bosheit iſt am Tage. Nun iſt mein Schikſal entſchieden. Dieſes Schlages bedurfte es noch.

Ich erhielt folgenden Brief:

Vielleicht wiſſen Sie es nicht, mein Herr von Herwart! was Sie nun durch dieſes Briefchen erfahren; und ich bitte Sie um Verzeihung, wenn ich die erſte bin, die ſie durch die Entdekung eines verhaßten Geheimniſſes beunruhigt. — Mein Mann und Ihre Gattinn lieben ſich! Ich habe ſchon alles verſucht, was ein armes, hülfloſes Weib in meiner Lage thun kann, um ihn von ihr zurüke zu halten. Aber ich habe durch meine Thränen und durch meine Bitten nichts bewirkt, als Spott, Hohn, und ſogar Mißhandlungen gegen meine Perſon. Sie ſcheinen bey dieſer Sache, falls ſie Ihnen bekannt iſt, gleichgültig zu ſeyn. Wohl Ihnen,

wenn Sie das können! Iſt dieſe Vermuthung gegründet, ſo bitte ich Sie, daß Sie aus Mitleiden mit mir, die Zuſammenkünfte dieſes Paars aufheben. Doch wenn Sie auch Ihrer Frau ſo was vergeben können, ſo erfordert es doch ihre eigene Ehre, es nicht länger zu dulden. Denn das ganze Land ſpricht und ſpottet über Sie und mich — und das iſt Ihnen ſchwehrlich gleichgültig. Vergeben Sie mir eine Bitte, die ich bey dem groſſen Kummer, den ich leide, nicht mehr unterdrüken konnte, und ſagen Sie Ihrer Gattinn, daß ich ſie einſt vor einem allſehenden und gerechten Richter anklagen werde, über all' den Jammer, in den Sie mich geſtürzt hat.

Lotte von Wallenberg
geb. von Rohlwitz.

Mit diesem Tage hört das Tagebuch des unglüklichen Herwarts auf, und man fand nichts mehr von seiner Hand, aus der folgenden Periode, zween Zettel, ohne Datum, ausgenommen, welche erst nach dem Empfange des obigen Billets geschrieben scheinen.

Hier sind sie:

I.

Wenn ihr die Skorpione auf einen Heerd setzet, und zündet rings um sie her, ein Feuer an, so suchet sie erst auf allen Seiten einen Ausweg, und wenn sie denn siehet, daß nirgends einer zu finden ist, so tödtet sie sich selbst durch ihren Stich. —

Ich weiß nicht, ob diese Bemerkung gegründet ist, und ich habe sie von einem sehr unphilosophischen Beobachter. (*) —

*) Vermuthlich aus Reißlern, der diese naturhistorische Fabel in seiner Reisebeschreibung erzählt.

A. d. H.

Aber wenn ſie auch falſch iſt, würdet ihr der Skorpione, in dem angegebenen Falle, nicht rathen, ſie zu beſtätigen?

" Bleibe auf deinem Poſten! " ſagt das Compendium. Aber wo hat der Schöpfer erklärt, daß dieſe Erde, und daß gerade der Mittelpunkt in dieſem Feuerkreiſe mein Poſten ſey? — Wenn dieſer Grundſatz gültig iſt, ſo darf ich überall nicht handeln, ſondern immer nur leiden, und er verbindet mich hiedurch, meine Perſönlichkeit und meine ganze Würde aufzugeben. Mein Poſten iſt die Welt, und dieſe verlaße ich auch durch den Tod nicht. Ich wandre bloß aus einer Region in die andere.

" Aber deine Fortdauer iſt nur Hoffnung! " Für mich iſt ſie Gewißheit.

" Der Feige nur flieht vor dem Leiden. " — Ein ſchlechter Feldherr, der die gänzliche Aufopferung ſeines Heeres, einem Rükzuge vorzieht, durch den er den beßten Theil deßelben gerettet haben würde. Und iſt es

nicht klüger, dem Leiden zu entfliehen, als in demſelben ſeine höchſten Anlagen aufreiben laßen, und ein ſchlechter und unnützer Menſch zu werden? — Wer ſollte ſich auch unterſtehen, Zeno, Cato. Porcia, Arria, Beaurepaire, und ſo manchen andern, der es für beßer hielt, auszuwandern, aus dieſer Erde, als ſchlecht auf derſelben, zu leben, — der Feigheit zu beſchuldigen?

" Du biſt der Welt dein Leben ſchuldig. " — Als ob ich nicht mehr in der Welt wäre, wenn ich ſterbe? — Und bin ich in dieſem Zuſtande des Unmuths, des Grams, und des Argwohns der Welt zu etwas nütze?

" Julie wird verzweifeln. " Verdammt ſie ihr Gewiſſen, ſo iſt das ihr gerechter Lohn; iſt ſie aber unſchuldig, ſo ſchützt ſie eben dieſes Gewiſſen.

" Aber das Kind unter ihrem Herzen — ? " — Es wird einſt manche Thräne mir nachweinen, und mein Geiſt wird es

umſchweben, wenn es auf meinem Grabe den Namen ſeines Vaters nennt. — So ſtolz bin ich nicht, zu glauben, daß es, um ein gu'er Menſch zu werden, gerade meiner bedürfe.

Ich kann nicht mehr wirken und handeln in dieſem Leben, ſeine Laſt drükt mich nieder, und um ſie länger zu tragen, habe ich keine Kraft.

Mein Schöpfer ruft mir. Ich folge ihm!

I I.

Ob ich fortdaure, oder nicht fortdaure, — es iſt in jedem Falle beßer für mich, weil ich in jedem von meinen Leiden frey werde. Doch will ich nicht fragen, was nützlich für mich iſt, und was mir behagt, ſondern was mir die Pflicht erlaubt. Und es däucht mir, wenn ich im Tode ganz zernichtet würde, ſo geböte ſie mir, zu bleiben. Denn die völlige Zerſtöhrung einer vernünftigen iſt ein

Uebel an ſich, deßen Herbeyführung die Pflicht unmöglich erlauben kann.

Aber dieſe Kraft wird nicht zerſtöhrt, wenn ich ſterbe. Ich werfe nur die Hülle derſelben weg, und ſie ſchwingt ſich eben dadurch zu gröſſerer Freyheit und Vollkommenheit empor.

Mich kann nichts mehr retten, als der Tod — und er eröffnet mir eine ſo tröſtliche Ausſicht, daß ich weinen möchte für Freude, wenn ich hinblike in ſie. Da lege ich alle meine Gebrechen und Schwachheiten ab, und wandle mit erneuerter Kraft fort, auf der unendlichen Bahn der Entwiklung. Da ſehe ich zurük auf dieß elende Erdenleben, wie der Arbeiter im Steinbruche auf einen mühevollen Tag, — und hin in die herrliche Zukunft, mit einer Hoffnung, die mich nie mehr täuſchen wird, wie die Hoffnungen dieſes Lebens.

Wär' ich ſchon frey! — die Stunde iſt nahe. Wo eine ſo ſchwere Laſt drükt, und

ſo viel Wonne lokt, — o da müßen ihre Schreken leicht zu überwinden ſeyn!

Herwart machte aus dem unglüklichen Briefe, der ſeinen Entſchluß zur Reife gebracht zu haben ſcheint, vor jedermann ein Geheimniß. Doch war aus einigen ſeiner Aeuſſerungen zu ſchlieſſen, daß ſein Verdacht eine neue Beſtätigung erhalten haben müßte. Er ſchikte Wallenbergen ein Billet, des Innhalts: Er möchte acht Tage lang ſein Haus meiden; den Grund dieſer Bitte, werde er am Ende dieſes Zeitraums erfahren, und er hoffe zu ihm, daß er ihm dieſelbe dann auch vergeben werde. — Und als Gotthard bald darauf einen neuen Verſuch machte, ihn von Juliens Unſchuld zu überführen, ſo erklärte er ſich rund und beſtimmt gegen ihn: jedes Wort ſey vergeblich; er habe nun Beweiſe, daß die Sache auſſer allem Zweifel ſey.

Julie hatte viel Verdacht gegen den Franzoſen geſchöpft, und verſchiedentlich ge-

gen Gotthardeu geäuſſert, ſie vermuthe, daß derſelbe dieß Feuer der Eiferſucht, in ihm wo nicht angefacht, doch wenigſtens unterhalten habe. Aber Gotthard widerſprach es, und bewies ihr, wie viel der Emigre, ſelbſt in ſeiner Gegenwart, mit ihrem Gemahl, um ſeiner Beruhigung willen, geſprochen habe. Von dem ſchwermüthigen und argwöhniſchen Charakter der Frau von Wallenberg ließ ſich mit Grunde, noch weit mehr Böſes erwarten. Als deßhalb bemerkt wurde, daß ſie mit dem Baron Briefe wechſle, ſo ſprach jedermann den Franzoſen los, und wälzte alle Schuld auf ſie.

Herwart war ſeit dem Empfange ihres Briefes merklich verändert. Zuvor hatte er ſich doch noch bemüht, öffentlich heiter zu ſcheinen, wenn es ihm gleich nicht immer gelang. Er war auch noch für Juliens Vorſtellungen und Thränen empfänglich, und forderte ſie manchmal ſelbſt auf, ſich zu vertheidigen, weil er, wie er ſagte, ihr gegen über,

von alle dem nichts glauben könnte, was er fürchtete. — Aber nun wurde er mit einem male düſter und ſcheu gegen alle Menſchen; er ſuchte ſtets allein zu ſeyn. Gegen das Geſinde ward er, was zuvor nie geſchah, oft heftig und aufbrauſend, und wenn Leute aus dem Dorfe kamen, um mit ihm zu ſprechen, ſo ließ er ihnen ſagen, er ſey krank. Den Tag über war er meiſtens in der Einſiedeley, ſaß unbeſchäftigt auf der Bank, und heftete den Blik auf die Erde. Oft hörte ihn der Gärtner laut ſchluchzen und weinen. Er ſchlief auch nicht mehr in Juliens Zimmer, ſondern in dem Gartenhauſe.

Sein Trübſinn hatte ſich über alle ſeine Leute verbreitet. Es war im Schloße ſo ſtille und ſo traurig, als wenn ein Todter darinn läge.

Julie litt nicht weniger als er. Zwar blieb ihr der Troſt, daß ſie unſchuldig leide; aber bey ihrem zarten moraliſchen Gefühle, war für ſie das Mißtrauen ihres Gatten

gerade das Empfindlichste, was sie treffen konnte; und die Wahrnehmung des schrecklichen Grames, der den Mann aufrieb, den sie so innig liebte, stimmte ihren Schmerz bis zum Unerträglichen.

Er behandelte sie auch damals noch, als er seinen Verdacht zur Gewißheit erhoben glaubte, mit Schonung, und sagte ihr nicht ein einziges hartes Wort. Vielmehr bestand er, so wie zuvor darauf, seine Liebe sey stets dieselbe, und könnte er es über sich gewinnen, sie abzulegen, so wäre ihm geholfen. Nur wich er ihr immer sorgfältiger aus, und erklärte ihr einigemal, sie möchte sich nicht mehr vertheidigen, denn nun sey es vergebens.

Einige Besuche aus der Nachbarschaft zwangen ihn, seine Einsamkeit auf wenige Stunden zu verlaßen. Aber er war troken, finster und unruhig. Seine Freunde kannten ihn nicht mehr. Er hatte sonst Leben und Traulichkeit in alle Gesellschaften gebracht.

Von seinem Entschlusse ließ er nicht das Mindeste merken. Zwar sagte er einst Gotthardden, der ihn über die Lage seines Herzens bemitleidete: Ich bin bald am Ende! und das sagte er mit einem Anscheine von großer Freudigkeit. Aber Gotthard verstand den Sinn dieser Worte erst, nachdem er seine That vollbracht hatte.

Julie befand sich an einem Abend, in dem Kreise ihrer Kinder, in ihrer Lieblingslaube. Er trat hinzu, wie es scheint, in der Absicht sie zu belauschen. Sie saß auf dem Stuhle. Die Kleinen knieten um sie her, und sie betete mit ihnen:

> Gott! solltest du auch die Stimme der Unmündigen verschmähen? Ach laße meine Unschuld an den Tag kommen, und überzeuge ihn davon. Du bist ein guter Gott! Rette ihn und mich von diesem großen Leiden. Du kennst meine Unschuld. Entdeke sie ihm! Wie freudig werden wir dich dann preisen! Amen.

Er

Er vernahm dieſe Worte. Er ſtürzte in die Laube, und umarmte und küßte ſie. Aber zur Rede konnte ſie nicht kommen. Er riß ſich plötzlich wieder los. — Das war der letzte Kuß, den Julie von Herwarten erhalten hat.

Am 12 Julii war er den ganzen Tag allein, und äuſſerſt ſchwehrmüthig. Er gieng ſogar nicht zu Tiſche. Abends ſpät kam er zu ihr herein ins Schloß, und ſprach in Lorchens Gegenwart über einige gleichgültige Dinge mit ihr. Dann ſchloß er ſich über eine Stunde in ſein Zimmer ein, und um 10 Uhr begab er ſich in das Gartenhaus. Der Gärtner ſchlief gewöhnlich in einem andern Zimmer neben ihm. Als er ausgekleidet war, ließ er ſich ein Glas Waſſer bringen, und befahl dann dem Gärtner, daß er ſich entfernen ſollte. Dieſer bemerkte, daß in ihm etwas auſſerordentliches vorgehe, und beobachtete ihn eine Weile durch die Glasthüre. Er ſahe, wie er ſich zum Lichte ſetzte, und anfieng zu leſen.

Er ſtand öfters vom Leſen auf, gieng heftig im Zimmer auf und ab; etlichemal faltete er die Hände, und ſprach laut: ich bin unſterblich! Dann trank er das Glas Waſſer auf einen Zug aus, und warf ſich auf das Bett. — Der Gärtner entfernte ſich.

Nach Mitternacht hörte er ihn laut ächzen. Er eilte in das Schlafzimmer. Was fehlt Ihnen, gnädiger Herr! ſprach er. Ich bin krank, erwiederte Herwart; zünde das Licht an. Gott! Sie ſind ſehr krank, ſprach der Gärtner, als er das Licht hereinbrachte, denn er war bleich wie der Tod, und mit kaltem Schweiß bedekt. Seine Glieder bewegten ſich konvulſiviſch, und die Augen waren fürchterlich herausgetrieben. Ich werde ſterben, lieber Alter! ſprach er zum Gärtner; ich leide unbeſchreiblichen Schmerz; aber es wird bald vorüber ſeyn. Rufe meine Frau und Gottharden!

Nach wenigen Minuten kamen dieſe herbey. Auch Lorchen und der Emigre

wurden durch den Gärtner gewekt. Julie zitterte, als ob sie ahndete, was geschehen war. Ein Eilbote gieng unvorzüglich zu dem Arzte in die Stadt ab.

Ich sterbe Julie! sprach er; siehe dieses Glas! Aus ihm trank ich den Trunk des Todes! Meine Leiden waren mir länger unerträglich. Ich habe mich vergiftet! Julie sank unmächtig nieder. Man mußte sie hinwegtragen. Auch er fiel in eine lange Betäubung. Ihr Anblik hatte ihn gewaltig erschüttert.

Man holte den Chirurgus herbey, und zwang ihm Gegengift ein. Es erfolgte ein langes Erbrechen. Er kam wieder zu sich, und ward ruhiger. Er riß Gotthardeu gewaltsam auf sich hin, und sprach laut: Er ist bitter, Gotthard! der Tod ist bitter. Die Umstehenden weinten und klagten, und rangen die Hände, und Depraz saß, wie versteinert, in einer Ese des Zimmers.

Julie hatte ſich wieder erholt. Man wollte ſie, wegen der Schwangerſchaft, nicht mehr zu ihm laßen. Aber ſie war einer Raſenden gleich; ſie ſchleuderte ihre Hüter von ſich hinweg, drang in das Zimmer, warf ſich auf ſeinen Körper hin, und machte durch die fürchterlichſten Ausbrüche von Verzweiflung für ihr Leben beſorgt. Er lag da in den ſchreklichſten Konvulſionen, ohne Bewußtſeyn. Der Arzt kam. Er ließ' das unglükliche Weib mit Gewalt hinwegbringen.

Alle Verſuche ihn zu retten, waren unnüz. Das Gift hatte ſchon zu lange in ſeinem Körper gewirkt. — Er wurde ruhiger, und phantaſierte, und ſprach oft ihren Namen aus.

Die Innwohner des Dorfes liefen haufenweiſe herbey, und beklagten das traurige Schikſal ihres guten Herrn, und flehten, auf der Teraſſe des Hauſes, zu dem lieben Gott, ob er ihnen denſelben nicht noch ſchenken wollte.

Der Emigre war in der Verwirrung verſchwunden.

Um acht Uhr ſchloſſen ſich ſeine Augen. Er röchelte. Gotthard legte ſeine Hand auf ſeine Bruſt, und ſprach: Du biſt ein edler Menſch geweſen! Dein feines ſittliches Gefühl hat dich grauſam gemacht, gegen dich ſelbſt, und gegen alle die dich lieben. Wandle hinüber in die Gefilde des Lichtes, und werde ſeliger, als du es hienieden nicht warſt. Der Richter wird die That, durch die du dich gegen ihn empörteſt, auslöſchen, aus ſeinem Buche, und ſie wird, neben dem vielen Guten, was du thateſt, vergeſſen ſeyn, auf ewig! — Unter dieſen Worten verſchied er.

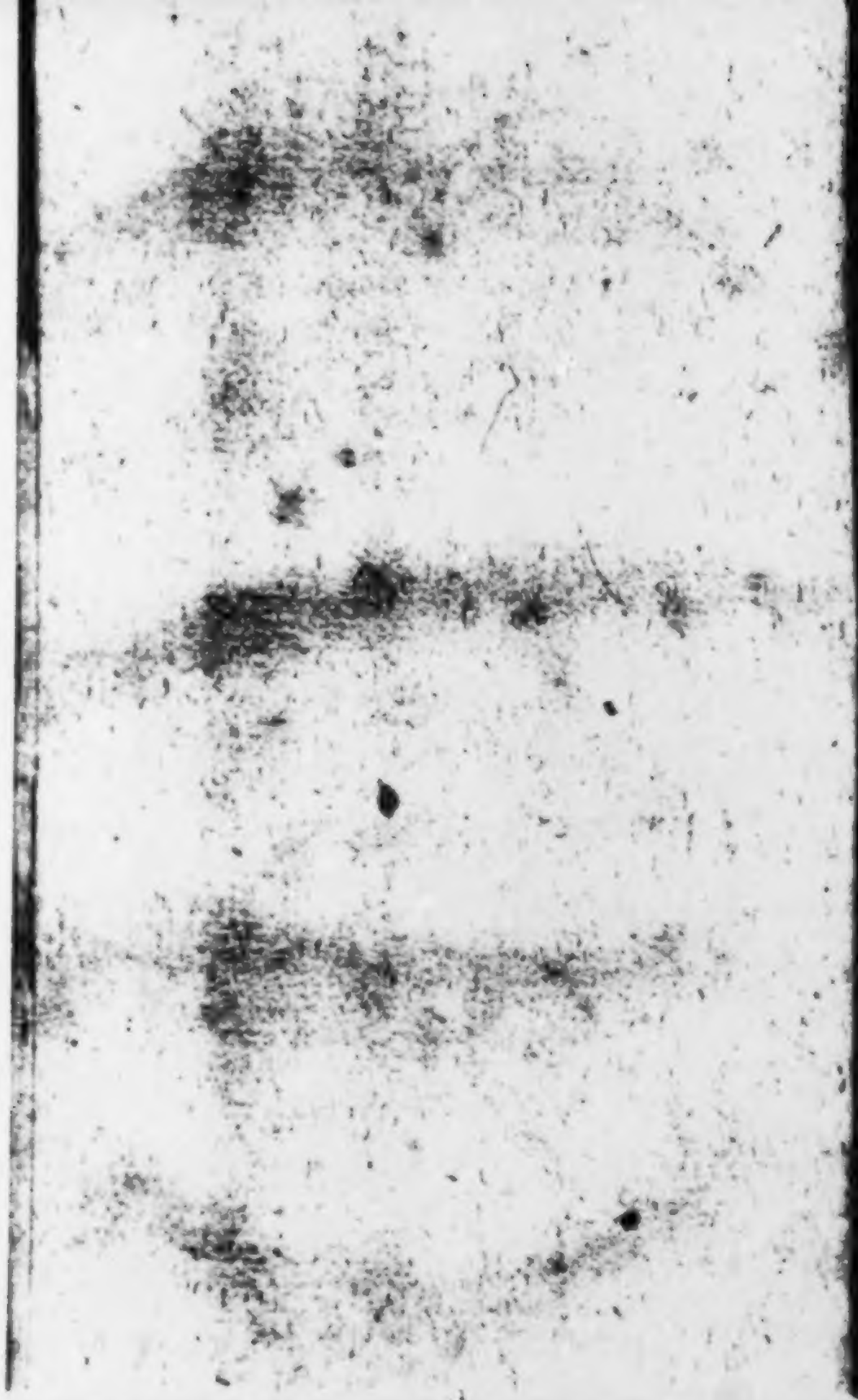
In der folgenden Nacht wurde ſein Leichnam in aller Stille, in dem Chore der Schloßkapelle beygeſetzt.

Drey Tage ſpäter erhielt Julie folgenden Brief:

" Daß er ſich tödten ſollte, das war meine Meynung nicht, und ich bedaure ihn aufrich-

tig. Aber Sie haben durch Ihren ſtolzen Eigenſinn meinen Zorn gereizt, und um mich an Ihnen zu rächen, habe ich die Flamme der Eiferſucht in ſeinem Herzen angezündet. Ich habe Wallenbergen bey ihm verläumdet; ich habe ihn gegen das weibliche Geſchlecht überhaupt mißtrauiſch gemacht; ich habe ſeine Zweifel gegen Ihre Treue in ihm geſtärkt; ich habe ihn mit der Ueberraſchung in dem Hauſe des Grafen von St** geäfft; ich habe in dieſem Hauſe Ihren guten Namen geſchändet, ich habe die Frau von Wallenberg gegen Sie in Harniſch gebracht; — ich habe, wie Sie ſehen, meinen Zwek nur allzugut erreicht. Doch damit Sie nicht glauben, ich könne meiner Rache kein Ziel ſetzen, ſo haben Sie hier das Atteſtat: Sie ſind unſchuldig!"

"Depraz."



Mein lezztes Wort

über

den Adel

Vom

Käsbohrer.

Ganslosen,
gedrukt mit meiner selbst eigenen Handdruckerey.
1797.

Tröstet, tröstet mein Volk, spricht euer Gott, redet mit Jerusalem freundlich, und prediget ihr, daß ihre Ritterschaft ein Ende hat.

Jesaias.

Claudite jam rivulos pueri, sat prata biberunt!

VIRGIL.

Dem

Herrn Baron Jobſt von S**

Verfaſſer des Sendſchreibens

an die

wirtenbergiſchen Adelsfeinde,

ſubmiſſeſt dedizirt.

Was doch das unbedeutende, argloſe, lamm-fromme, herzlich gutgemeynte Schutz- Truz- und Vertheidigungslibell für den wirtenbergiſchen Adel, für einen ſchrecklichen Lermen, in unſerm lieben Vaterlande erregt hat! — Dort klatſcht ein ſtürmiſcher, wilder Pöbel-haufe

haufen in die Hände, und preist den Geist und den Muth des alten Rösbohrers; — dort probiert ein tapferer Ritter aus dem Neckargau an ihm die Schneide seines Degens; — hier hukt ein anderer in der Ofeneke, und heult Rotz und Wasser in das Bächlein hinein; — und der edle Junker Jobst von S. erklettert mit Lebensgefahr, die Spitze des Thurms an der Stiftskirche in Stuttgart, und kräht, daß ihm die Kehle zerbersten möchte, in die Stadt hinab: „Der Schulmeister von Ganslosen ist ein Schurke!“

Ich bin in einiger Verlegenheit, indem ich mich anschicke, diesem hoch zu venerirenden gnädigen Herrn, in aller Unterthänigkeit, meine schriftlich-devoteste Aufwartung zu machen. Denn da er nicht geruhet hat, auf seinem Sendschreiben an die Adelsfeinde, seinen

Rang

Rang und Charakter anzugeben, so sind, von meiner Seite, Fehler gegen die Etikette, welche bekanntlich die hohe Noblesse höher anrechnet, als Mord, Ehebruch, Hurerey, Unreinigkeit, Völlerey, Fressen, Saufen, und alle übrigen Werke des Fleisches, — unvermeidlich. Denn ich weiß nun nicht, habe ich einen simplen Ihre Gnaden, oder eine Excellenz vor mir, und, im lezterm Falle, bin ich ganz unwissend, ob es eine Staats- oder Kriegs- oder Hof- oder Jagd- oder Stallercellenz ist. Eben so wenig weiß ich, ob ich einem General oder einem Fahnenjunker, einem Kammerherrn oder einem Edelknaben, einem Staatsminister oder einem Stuttgarter Gymnasiasten gegenüber stehe. Und dann läßt mich zu alle dem Junker Jobst auch noch darinn unwissend, ob er den wirtembergischen grossen Orden, oder, mit dem Herrn Baron von Stein in Pfedelbach den Or-

den

den Jesu Christi trägt. Sollte ich also gegen irgend eines von diesen Dingen anstossen, so haben Sie sich's selbst zuzuschreiben, mein lieber Gnädiger Herr! — Auch ein Schema genealogicum, das heißt, (oder verstehen Sie Latein?) ein Stammbaum von unserm Herrn Professor Müller gestochen, und in Ebners Offizin illuminirt, wäre, als Titelkupfer, im Sendschreiben am rechten Ort gestanden, in dem doch das Hauptfundament der Ehre eines Edelmanns, in dem Maasse seiner Lebensläufe, in aufsteigender Linie liegt.

In einer Sache, wo es gar keiner Exspektoration bedurft hätte, sind Sie, mein Junker Jobst, gerade am offenherzigsten. Sie haben, gestehen Sie, keine Unterthanen und keine Güter. Das war ein allotrion, das Sie hätten verschweigen sollen, weil Sie damit Ihrem Respekt ein gewaltiges versetzen. Denn ein Edelmann ohne Gü-

ter

ter ist — eine Orgel ohne Pfeiffen, eine Geldkasse mit Heberling gefüllt, ein Bartscheerer ohne Kunden, eine Scheide ohne Degen, ein Büffel ohne Hörner, eine Mistgabel ohne Stiel, ein Bischoff in partibus infidelium, — kurz, ein Ding, dem, wie wir Philosophen sprechen, sein character distinctivus fehlt. — Sie sehen hieraus, mein Junker Jobst, was Sie für ein Ding sind!

Doch seyen Sie, wer Sie wollen, das gilt vor einem weisen Manne, zumal vor einem christlichen Diogenes, und vor dem alten Sebastian Käsbohrer, in der Hauptsache, gleich viel. — Und Sie seyen, wer Sie wollen, wie werden Sie die Schimpfwörter und die Injurien verantworten, die Sie, in ihrem patriotischen Furor, diesem redlichen Alter, anhängen? Sie nennen ihn einen Schurken, einen Pasquillanten, und einen Mann von boshaftem

Her-

Herzen. Nun sagt zwar der Weise von Sinope mit allem Rechte, unsre Meynungen von einander können uns nicht schlechter machen, als wir in der That sind, — und damit finde ich mich vollkommen beruhigt, wenn naseweise Laffen, oder alberne Gecken, oder lästersüchtige Böswichte (Stammbäume und Orden kommen dabey nicht in Betracht,) meinen Freymuth Frechheit, meinen Frohsinn Leichtfertigkeit, und meine Laune fades Geplauder nennen. Aber könnten Sie sich wohl auch so leicht beruhigen, Junker Jobst, wenn ich Sie eben so schamlos, und so unadelich-roh, wie Sie mich, einen erbärmlichen Schwätzer, einen ehrlosen Lästerer, einen Vomiren erregenden Schriftsteller, und einen jämmerlichen Philosophaster nennen wollte? — Und ich würde Sie vielleicht all' das nennen, wenn Ihnen nicht das Adelsgepräge die licentia poetica ertheilte, welche zu deutsch die Freyheit

der

der Narren genennt wird. Oder sollte Ihnen die Redensart unbekannt seyn: Il raisonne cavalierement!

Auch Sie führen Ihre Adelsapologie eben so seicht und verkehrt, wie Ihr Herr Vetter, Schwager und Oheim Jeremias von Thränenmann; nur daß dieser überall mehr Gutherzigkeit und Humanität verräth, und mit dem heiligen Petrus Buszähren weint, während sie mit ihm dem Malchus das Ohr abhauen.

Wie albern ist gleich das Exordium Ihrer Predigt! der Adel erscheine durch die Anstaunungen seiner Widersacher in einer bedeutendern Gestalt, und das illustriren Sie, durch das Beyspiel von Nicolai und Schiller. Als ob der Adel nicht schon Ansehen und Gewicht genug hätte? — Und dann welches Kompliment machen Sie meiner Wenigkeit, indem Sie mich mit

Schil-

Schillern vergleichen? — Ach ihr arme Junker! ich, der ich kein Schiller bin, sage euch, die ihr keine Nicolai's seyd, ihr wollet schlechterdings nicht begreifen, was zu eurem Frieden dienet!

Jobst ist der Meynung, das was den Bürgerstand am Adel am meisten irre, und wodurch sich jener von diesem am empfindlichsten gedrükt fühle, sey sein Stolz, und dann beginnt er eine lange, von den trivialsten Abgeschmaktheiten strotzende Predigt, über den uralten Text:

Gleich wird des Adels Stolz sich geben,
Wenn eure Kriecherey sich giebt!

Allein hier haben Sie, mein gestrenger Herr! Zween Fehler gemacht, die Ihre Tüchtigkeit, als Vertheidiger Ihrer Klasse zu handeln, sehr verdächtig machen. — Einmal räumen Sie Ihren Gegnern alle ihre Behauptungen vom Adelsstolze ein, erklären ihnen, ihre Beschuldigungen,

seyen

seyen vollkommen gegründet, und errdthen so gar nicht, noch die abscheuliche Albernheit hinzu zu thun, „daß Sie sich selbst auf Ihren Adel etwas einbilden.“ — Was brauchen wir weiter Zeugniß, werden da unsre Demokraten triumphirend ausrufen, wir haben's selbst gehört aus seinem Munde. — Zum andern aber ist jener Stolz bey weitem nicht die Hauptbeschwerde über eure Kaste in Wirtenberg. Es sind ganz andere Dinge, worüber man klagt. So wenig man den Indianer beneidet, wenn er sich mit der um seinen Hals hängenden Korallenschnur brüstet, so wenig beneidet euch ein Vernünftiger um euer von, oder um eure Sterne, oder um eure Ordensbänder. Und wollte irgend ein Einfältiger einen Werth in diese Dinge setzen, so steht ja in der Welt nichts leichter zu erwerben, als sie. Es hat ehemals ein gewisser Baron von Wöhlin zu Augspurg, der die Würde eines

Co-

Comitis palatini majoris begleitete, die Edelleute zu Duzenden gemacht, das Stück um 25 Gulden. Freylich Güter hat er ihnen nicht dazu gegeben; aber daß diese kein ingrediens absolute necessarium seyen, beweiset ja selbst das Exempel des gnädigen Junkers Jobsten.

Es ist eine Hauptbeschuldigung, die die demokratische Parthey auf die aristokratische wälzt, daß der Uebermuth und die stolze Bürgerverachtung des Adels, eine nothwendige Folge seiner Natur, Verfassung, und seiner Vorrechte seye, und jeder Apologet desselben, hat daher hauptsächlich darauf zu sehen, daß er diesen Einwurf entkräfte, und mit Gründen und Scheingründen zu nichte mache. Aber was thut mein Junker Jobst? — Er giebt den Einwurf in seinem ganzen Umfange zu, und sagt so gar, mit dürren Worten: „Die Hofmeister mögen es beynahe

anfangen, wie sie wollen, so können sie doch das Wachsthum jenes Stolzes nicht unterdrücken." — Armer Vertheidiger! wie du nicht aus der Schule schwatzest! du wirst hiedurch selbst der Verräther deiner Kaste, und verdienst um deßwillen aus ihrer Mitte hinausgestossen zu werden.

Darauf machen Sie dem Bürgerstande allerhand Vorwürfe, und tasten besonders das weibliche Geschlecht an, und zwar so unverschämt, daß Ihre Worte nichts weniger und nichts mehr besagen, als alle unsre Weiber und unsre Töchter seyen eure Huren, so bald ihr nur wollt! Nun entstehet aber die Frage, ob es nicht leicht zu beweisen sey, daß so vielen Damen und Fräulein von rüstigen Bürgersjünglingen, von Friseuren, von Lakaien, von Reutknechten, und von Schildwachten bedient werden, als meinetwegen Frauen und Jungfern von gnädigen Herren?

ren? Und dann zeigt sich noch der erhebliche Unterschied, daß sich die leztern dadurch die Verachtung aller ihrer Mitbürger und Mitbürgerinnen zuziehen, während die erstern bey ihrer Klasse höchstens in den Ruf der Galanterie *) kommen. Der Punkt von den Stuttgarter Schönheiten aber beweißt, daß Junker Jobst kein Haar besser ist, als meine Wenigkeit. Oder habe ich meine Leute genauer bezeichnet, als er hier die Seinigen? Ist das weniger boshaft, weniger pasquillantisch, als irgend ein Zug im Trutzlibell? — Und endlich, welch' ein grosser Beweis ist es, für die Würde einer Klasse, der aus der Erscheinung geführet wird, daß ihr die Huren nachlaufen? —

Ueberhaupt, gestrenger Herr! muß ich ein für allemal erinnern, daß wir uns, in unsern Adels-

*) Doch auch bei manchen in den Ruf der Bestialität.

Anmerkung des Setzers.

Adelsapologieen auf den Punkt von dem moralischen Werthe nie einlassen dürfen. Der Bürgerstand lauft uns hier auf alle Fälle den Rang ab. Sagt ihr, daß ihr besser seyd, als die Bürger, so fordern diese Beweise; sagt ihr aber, wir sind wenigstens so gut, — so machen sie die hämische Instanz: und doch habt ihr überall den Vorzug vor uns, seyd privilegirt, begleitet die ersten Aemter, bezieht die fettesten Besoldungen, und wir bleiben, auch bei dem grösten Verdienste, hinter euch zurüke. Ist das alles etwas anders, als Ungerechtigkeit, Vorurtheil, und Usurpation? Und dann steht ihr, und hängt die Köpfe, und verstummt. Also kein Wort weiter vom moralischen Werthe! Wir sind alle arme Sünder, wir seyen wohl oder schlecht geboren.

Was den krummen Rüken des Käsbohrers anbelangt, und die tiefen Bäklinge, mit denen

er

er die adelichen Herrn und Frauen salutiren soll, — so hält er es mit dem apostolischen Nota bene: Ehre, dem Ehre gebühret! — bleibt aber mit seinem Rükgrade überall in einer der geraden Linie weit näheren Richtung, als so mancher alte und junge Herr Baron, den der Hausherr an die Bezahlung der Miethe, oder der Kaufmann an einen verfallenen Wechsel, oder die fille de joye an das gnädigst bewilligte Honorar — erinnert.

Doch absint odiosa & allatria! — Ihr Sendschreiben, Junker Jobst! ist ein abermaliger Beweis, daß ihr Herrn saut und sonders nicht wißt,*) von was eigentlich in den izigen Streitigkeiten die Rede ist, und gegen was ihr euch

*) Oder vielmehr nicht wissen wollt — Anm. des Setzers.

euch eigentlich vertheidigen müßt. Die Volksstimme in Wirtenberg hat sich schreklich gegen euch erhoben; aber nicht gegen euren Stolz, nicht gegen eure Kinderspiele, nicht gegen eure Reichthümer, und auch nicht gegen eure Abentheuer hinter den Gardinen der öffentlichen Frauen. Von all' diesen Sachen spricht kein Patriot ein Wort; man lacht höchstens darüber. Ich will euch, die eigentlichen Beschwerden, die man gegen euch erhebt, aufdeken, und sie porismatisch an einander reihen, damit ihr desto leichter ins Klare kommt, — und euch so die Waffen zeigen, mit welchen eure Gegner gegen euch fechten. Möget ihr sie dann, mit eurer ganzen Tapferkeit anfallen!

X.

Es kann Niemand irgend ein Staatsdienst aufgetragen werden, er sey denn ein geborner Bürger.

Der Fall, daß gerade kein Bürger zu einem vakanten Amte die erforderliche Tüchtigkeit haben könnte, ist möglich, und veranlaßt eine Ausnahme von der Regel. Unsre gnädigen Herrn thun aber klüglich, wenn sie sich nie auf diesen Fall berufen.

2.

Adelich oder unadelich macht hier keinen Unterschied; — folglich begleiten alle adelichen Fremdlinge in Wirtenberg ihre Stellen mit Unrecht.

Hier könnte man einwenden: Haben doch auch unser Spittler, Ständlen, Plank, Seifer, Pfaff, Paulus ꝛc. auswärtig Stellen erlangt? — Freilich, wegen ihrer Verdienste. Aber statt dieses innern Gepräges haben unsre fremden Generäls,

Ober-

Oberforstmeister, Regierungsräthe ꝛc. ein nicht minder schätzbares äusseres, ist est, den Adel.

3.

Der Landtag hat also darauf anzutragen, daß sie samt und sonders entlassen werden.

Anzutragen? — Wer wird ihm das verwehren?

4.

Anders verhält es sich mit den Adelichen, die wirklich eingeborne Bürger sind, wie z. B. die Ribder, Urkäll, Scheler, Gaisberg, Warenbühler ꝛc. oder auch mit den Vasallen, z. B. Kniestätt, Gültlingen, Holz, Jugger, Wöllwarth ꝛc. — diesen

sen ist man, so wie einem jeden andern tauglichen Kandidaten, Brod schuldig.

5.

Aber die Bürger müssen eine vollkommen freye Konkurrenz mit ihnen haben, indem dem Adel, da er keinen besondern Stand in Wirtenberg ausmacht, und als solcher von unsrer Verfassung ganz ignorirt wird, nicht der mindeste Vorzug vor ihnen gebührt.

Wer wird auch mit der Canaille konkurriren wollen? — Sich unter die Flele mischen? sich von den Säuen fressen lassen? —

6.

Alle die Beschränkungen, welche bisher dem Adel gewisse Stellen aus-

ausschliessend angewiesen haben, werden also, als konstitutionswidrig, aufgehoben.

Ja, so bald es nemlich gefällt.

7.

Die Hofdienste gehören zur Oekonomie des Herzogs, so ferne er Privatmann ist. Diese kann er vergeben an wen er will. Doch ist es von seiner Billigkeit zu erwarten, daß er auch sie künftig nur mit Innländern besezte.

Ja! nach euren Begriffen von Billigkeit nemlich.

Sehen Sie hier, mein gestrenger Junker! das wahre objectum litis, worauf es eigentlich und allein ankommt. Hier eröfnet sich Ihnen, und jedem andern Ihrer Genossen ein schönes

Feld,

Feld, um an der Demokratenbrut zum Ritter zu werden.

Ein Magistrat im Unterlande hat erst kürzlich, aus patriotischem Eifer, einen Preis von 100 Dukaten für denjenigen ausgesezt, der diese Säze am bündigsten widerlegt. Wie, wenn Sie einen Kampf bestünden! die 100 Dukaten könnten Ihnen doch nicht unwillkommen seyn, besonders wenn Sie etwa auch einer von denen sind, denen bei den neuesten Finanzoperationen unsers Hofes ein Thtil ihrer Gage gestrichen worden ist; ein Unglük, das Ihnen bei dem Mangel des oben angegebenen characteris distinctivi nobilitatis gedoppelt lästig seyn müßte. Zwar muß ich Ihnen gestehen, daß meinem Provisor auch nach diesem Gewinn gelüstet, und daß er seine Schrift wohl schon ganz geendigt hätte, wenn er nicht heute nach Beutelsspach abgereist

wäre,

wäre, wo die Ortsvorsteher Miene machen, ihm ihren vakanten Schuldienst aufzutragen; — und da könnte es etwa seyn, daß Sie sich schämten, mit einem Provisor zu konkurriren. Ein bischen mehr scharfe Vernunft, Philosophie, Sprachrichtigkeit und Orthographie müßte aber freilich, unmaßgeblich, in der Preißschrift aufgewendet werden, als im Sendschreiben!

Schlüßlich empfehle ich mich, gestrenger Junker! Ihrer hohen Huld; Sie aber empfehle ich der Gnade der neun Schwestern, mit denen Sie auf einem weniger vertrauten Fuß zu stehen scheinen, als mit den ersten Schönheiten von Stuttgart, — ich empfehle Sie dem Mitleiden der Recensenten, der Nachsicht der hohen Noblesse, dem Erbarmen des Pöbels, und der Großmuth — Ihrer Glaubiger!

Eduard's

Wiedergeburt,

oder die

Entwicklung des religiösen Lebens.

Religion der Gottheit! du heilige Menschenfreundinn —
Bester Segen des Himmels, wie Gott, dein Stifter, unsterblich,
Wenn dein ewiger Strahl in edlere Seelen sich senket!

Klopstock.

Herausgegeben
von
Johann Gottfried Pahl.

Erster Band.

München, bei Ignaz Joseph Lentner,
Buchhändler zum schönen Thurme. 1811.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Das Elend dieser Zeit, das immer deutlicher als Resultat des innern Verderbnisses der itzigen Generation sich ankündigt, und die neben demselben glücklicher Weise erwachende Anerkenntniß der Armseligkeit des Stolzes,

in dem lange genug der einseitig gebildete und vorherrschende Verstand sich gebrüstet hat, bringen überall die Religiosität — die Krone und die Vollendung aller menschlichen Kultur — wieder zu Ehren, und viele, die eher sie mit kalter Gleichgültigkeit verachtet, oder denen sie Aergernifs und Thorheit gewesen war, legen nun beschämt das Zeugnifs ab, dafs sich für die zertrettene, trostlose Menschheit keine Rettung, so wie kein Hülfsmittel zu neuer Erhebung ihrer Kraft weiter finde, als in den Armen der Verkannten.

Es ist der Zweck dieser Schrift, nicht nur zur Erhaltung und Förderung dieser Stimmung in empfänglichen Gemüthern mitzuwirken, sondern auch durch Darstellung der Elemente, der Bedingungen und der Entwicklung des religiösen Lebens, denjenigen zu einer reinen und klaren Ansicht desselben zu verhelfen, denen die Macht eines bösen Zeitgeistes noch immer die Standpunkte verrückt, und den Gesichtskreis trübt.

Für kundige Leser ist die Bemerkung überflüssig, dafs der Werth die-

ser Schrift nicht in der Anlage der in ihr erzählten Geschichte zu suchen sey; so wie der unkundige, der in der Lektüre auf nichts höheres ausgeht, als auf Abentheuer, hier seine Rechnung nicht findet. Es sollte und durfte kein Interesse hervortretten, durch welches das Bild des geistigen Lebens verdunkelt, oder das erregte Gefühl des Absoluten und Unendlichen geschwächt werden könnte, und die Geschichte durfte keinen Charakter annehmen, durch den sie aufgehört hätte, diesem höhern Interesse zu dienen.

Kaum dürfte der Vorwurf, der gegen ähnliche Versuche nun so oft erhoben wird, den Verfasser treffen, dafs die Klarheit der Idee unter dem Ringen um den erschöpfenden Ausdruck, oder durch die nach dem Anschein der Tiefe strebende Eitelkeit, verloren gegangen sey. Da es ohne Licht kein Leben giebt, so wäre dieser Verlust unersetzlich, und die Philosophie hat ihre Aufgabe nicht vollständig gelöst, so lange sie nicht vermag, den auf dem Standpunkte der Wissenschaft gefafsten Begriff, aus der Sprache der

Schule, in die Sprache der Welt zu übersetzen.

Affalterbach im Würtemberg.
am 10. Dec. 1810.

J. G. Pahl.

Erstes Buch.

Der Stand der Unschuld.

Unschuld, wenn von keinem Flor gedunkelt,
Immer strahlender in jedem Au,
Deine Freude, deine Seelenruh'
In der Bläue schöner Augen funkelt,
Was ist himmlischer, als du?

Barthess.

In den nördlichen Gegenden von Schwaben wird der Name des alten Freyherrn von Hollach, von einem grossen Theile der Bewohner, noch immer mit Achtung und Dank genannt. Er hatte dort, als er seine rühmliche Dienstlaufbahn plötzlich abgeschnitten sah, den Abend seines Lebens, auf seinem väterlichen Gute, in stiller und nützlicher Thätigkeit zugebracht, und durch Weisheit und Edelmuth die allgemeine Liebe gewonnen. Die vortrefflichsten wirthschaftlichen Einrichtungen auf seinen Besitzungen, mehrere Tausend von seiner Hand gepflanzte Obstbäume, ein neues zweckmässig angelegtes Schulgebäude, ein so fest gegründeter Wohlstand bey seinen Unterthanen, dafs selbst die Gräuel und die Zerstöhrungen

dieser Tage ihn kaum erschüttern konnten, und ein schönes Monument, das ohne Aufforderung die dankbare Gemeinde ihm auf ihrem Dorfkirchhofe errichtet hat, zeugen noch immer von der humanen und wohlthätigen Anwendung seines Lebens, und mit einem religiösen Gefühle nennen die wackern Landleute, die er gebildet und beglückt hat, seinen Namen, gleich als sprächen sie den Namen eines Heiligen aus. — Und dieser edle und geliebte Mann war mein Vater.

Menschen von eitelm Sinne, die den Werth der Thätigkeit nach dem Glanze messen, den ihre Erzeugnisse, und die Kraft, die in ihr verwendet wird, verbreiten, haben es für einen Mifston in seinem Leben gehalten, dafs er freywillig aus einem grossen Wirkungskreise heraustratt, um sich in der beschränkten und niedrigen Sphäre eines auf seinem Gute lebenden Reichsritters zu bewegen, gleich als wäre er an seiner Kraft verzweifelt, noch länger das Grosse zu beherrschen und zu lenken. In der Tha hatte er beynahe fünf und zwanzig Jahre lange, im unbeschränkten Besitze des landesherrlichen Zutrauens, das Für-

stenthum Wildenberg, im eigentlichen Sinne, regiert, und er legte das Ruder nieder, während alle Welt ihn aufforderte und beschwur, seine Hand demselben nicht zu entziehen. Aber ein Mann von solchem Ernst und solcher Besonnenheit, der überdiefs gewissenhaft die Beziehungen alles Thuns und Leidens auf das höhere Leben beachtet, macht einen Schritt von dieser Wichtigkeit nicht, ohne dafs er seine Gründe sich klar entwickelte; nur der Glanz, den man in einem grossen Beruf um sich verbreitet, oder der Ruhm, der nur auf hervorragenden Standpunkten erreichbar ist, mochte in seiner Ueberlegung am wenigsten, oder vielleicht gar nicht berücksichtigt seyn.

Als der alte Fürst von Wildenberg meinen Vater an die Spitze der Geschäfte stellte, befand sich das Land in der traurigsten Zerrüttung. Die Gesetze waren vergessen und vernachlässigt. In allen Zweigen der Verwaltung herrschten die ärgerlichsten Mifsbräuche. Die unwürdigsten Menschen hatten sich in die bedeutendsten Staatsämter eingeschlichen. Die polizeylichen Anstalten und die öffentlichen Institute

lagen traurig darnieder. Alle Geschäfte giengen einen lahmen, mühsamen, unaufhörlich gehemmten Gang. Die Regierung hatte kein Ansehen. Eine ungeheure Schuldenlast drückte die landesherrlichen Kassen. — Man mufste es zugestehen, dafs der Fürst diesen jämmerlichen Zustand der Dinge selbst verschuldet hatte, zwar nicht durch bösen Willen oder harten Sinn, aber durch Mangel an Selbstständigkeit, und durch sein weiches, wankendes Gemüth. Dagegen blieb ihm das seltene Lob, dafs er, um dem Uebel zu steuern, es sich abgewinnen konnte, sich selbst zu verleugnen, und auf alles, was die Eitelkeit erstrebt, zu verzichten, auf dafs das Gute wieder hergestellt werde. „Seyen Sie, lieber Holbach! sprach er, der Schöpfer einer neuen Ordnung der Dinge. Ich will, dafs das Böse ausgerottet werde, und mein Haus und mein Land zum alten Wohlstande zurück kehre. Aber ich vermag es nicht, dieſs Werk zu beginnen, noch weniger es zu vollenden. Ich ergebe mich Ihrem Verstande und Ihrer bewährten Rechtschaffenheit. Ueber die Zwecke, die wir beziehen, können wir uns nie mifsverstehen; aber die Mittel aber erkenne stets unabhängig

Ihre Ueberzeugung.“ So gab mein Vater dem guten Fürsten seine Hand, und nie soll er das schöne Wort des Wohlwollens und der Entsagung von ihm gebrochen.

An Versuchungen zu einem solchen Bruche konnte es nicht fehlen. Die Operation der Wiederherstellung war ein langer, heftiger Kampf gegen den Eigennutz, den Stolz, die Trägheit, den Zunftgeist und gegen das ungelehrige Vorurtheil, und im Bunde mit diesen erhuben sich unversöhnlich der Neid und die gekränkte Eitelkeit, bald durch List und Ränke, bald durch Verläumdungen und Gewalt wirkend, gegen den Reformator. Aber dieser verstand es, durch Festigkeit und Klugheit, alle Anfälle und Stürme, welche die Feinde der guten Sache erhuben, abzuschlagen, und das leutsame Herz des Fürsten gegen ihre Einflüsse zu verwahren. Immer mehr entwaffnete sie der allgemeine Glaube an seine Rechtschaffenheit, und bald bildete sich, aus den Besten des Landes, ein edlerer Bund, vor dessen öffentlicher und geheimer Macht die seinige Bosheit verzweifelte. Dem löblichen Beginnen wurde in allen Zweigen der Ver-

waltung der schönste Seegen. Die Seufzer der Bedrückten verstummten. Alle öffentlichen Anstalten schichten sich zu neuer Blüthe an. Die Gewerbe, der Ackerbau und die Erziehung zeigten das erfreulichste Gedeihen. Der Fürst sah sich umgeben, von einem ihn liebenden und ihn segnenden Volke. In allen Akten der Regierung that sich ein selbstständiges kräftiges Leben und ein Achtung erregender Charakter kund. Solche Früchte trug die Organisation des Staates in einer Zeit, wo dieser Name noch nicht erfunden war, aber auch unter Umständen, wo man an die Sache, die er bezeichnete, nicht die Befugniss knüpfte, das urkundliche Recht für allgemeine Grundsätze aufzuopfern, und Gesetze und Verträge zum Dienste des Nützlichen zu verlezzen. Was auf diese Weise der Verstand ersonnen und ein bestimmter und gerechter Wille ausgeführt hatte, dessen ward mit Eifer und Sparsamkeit gepflegt, und die Fortsezzung desselben Fleises in einer langen Reihe von Jahren gab der neuen Schöpfung Festigkeit und dauernden Bestand.

Der schnelle Tod des Fürsten zerriss das schöne Band, das meinen Vater an ihn und an sein Land geknüpft hatte. Der Erbprinz, bisher in den Kriegsdiensten der grössern Mächte umherziehend, und durch seinen unbeständigen Charakter und seinen Hang zur Verschwendung keine erfreuliche Hoffnungen gewährend, kam herbey und bestieg den Thron. Er erkannte allerdings die Verdienste meines Vaters, und bat ihn, als er bey seiner Ankunft im Angesichte einer unermeßlichen Volksmenge ihn, mit thränendem Auge, umarmte, um die Treue und die Anhänglichkeit, die er dem Regimentsvorfahrer gewidmet hatte. Aber es wurde bald ersichtlich, daß nun in allem ein neuer Geist herrschend werden sollte, der von einigen, den Fürsten umgebenden Jugendfreunden ausging, denen es an gutem Willen eben so sehr fehlte, als an reifer Einsicht. Es erfolgten Entscheidungen über die wichtigsten Gegenstände ohne die mindeste Rücksprache mit der obersten Staatsbehörde. Was bisher heiliger Grundsatz, oder festes System gewesen war, wurde leichtsinnig verletzt. Bey dem Aufwand am Hofe achtete man nicht mehr auf die bescheidenen Etats,

Man vermehrte das Militär, die Dienerschaft, den Stall und das Jagdpersonal, und unternahm einige kostbare Bauten. Die Betrüger und die Glücksritter freuten sich der bessern Zeit, die für sie gekommen war; die rechtlichen Leute schüttelten die Köpfe; und mein Vater bewies in einer umständlichen Vorstellung, was bey einer solchen Weise aus dem Hause und dem Lande werden müsse. Aber kalt und bestimmt erwiederte der Fürst: er habe bey seiner Thronbesteigung beschlossen, selbst zu regieren, und so sey es die Sache seiner Diener ihm nur dann zu rathen, wenn er ihren Rath verlange. — Das war ein hartes Wort für einen alten getreuen Diener, der unter der lautesten Zustimmung seines Herzens auf seine lange Dienstlaufbahn zurücke blicken konnte; und wie hatte die Menschlichkeit es zu ertragen vermocht, wo es durch eine vieljährige Gewohnheit Gesetz geworden war, den eigenen Willen geltend zu machen? Mein Vater glaubte von nun an dem Lande und dem Regenten nicht mehr nützlich seyn zu können; auch wollte er sich des Schmerzens überheben, den der Anblick der Zerstöhrung seines mit so viel Fleifs und Liebe geschaffenen Werks

in ihm erregen mufste. Er bath den Fürsten ihn seiner Pflichten zu entbinden, auf dafs er, in der ländlichen Stille seiner väterlichen Heymath, endlich sich und den Seinen leben könnte.

Ich war damals zehn Jahre alt, ein Knabe voll jugendlicher Lebendigkeit, und nichts weniger als blöden Blicks, wenn es darauf ankam, die Erscheinungen in der Welt der Erwachsenen zu beobachten. Die Bewegungen, welche der Entschlufs des verehrten Familienhauptes im Hause veranlafsten, entgingen mir nicht; auch wurde meinem Vorwitz bald deren Ursache kund. Ich bemerkte, wie der feste, männliche, entscheidende Charakter meines Vaters mit dem sanften, duldenden, zarten Sinne der frommen Mutter in diesem Handel mifstönte, und wie der letztre sich jenem fügte, nicht aus Ueberzeugung, aber nicht minder herzlich aus Achtung und Liebe. Es drang alles in den unerschütterlichen Mann, selbst die Stammsverwandten des Regenten, die Landstände, die Dicasterien, — um ihn auf einem Posten zu erhalten, auf dem nur er in Kraft und Würde zu stehen schien; aber alle Vor-

stellungen und alle Bitten vermochten nicht seinen Entschluſs wankend zu machen. Auch der Fürst erklärte ihm, in sehr verbindlichen Ausdrücken, wie sehr er seine Verdienste anerkenne, und wie leid es ihm sey, ihn zu missen, und warf ihm einen lebenslänglichen, ansehnlichen Gehalt aus, den er aber sogleich der Kasse anwies, die er zur Verbesserung der Besoldungen der Landschullehrer errichtet hatte. Die Standhaftigkeit meines Vaters erfüllte meine angelegentlichsten Wünsche. Eine Reise von fünfzig Meilen, und das Leben in einer neuen Welt, zumal auf der altväterlichen Burg, von der die jugendliche Phantasie immer so viel gedichtet hatte, eröffnete dem lebhaften Geiste des Knaben so manche schöne Aussicht. In dieselben Wünsche theilten sich meine beyden Schwestern, von denen die eine vier, die andere drey Jahre älter war, als ich. Darum fuhren wir, während die ihr Inneres verbergende freundliche Mutter den schweigenden Ernst des Vaters zu erheitern und zur Rede zu bringen suchte, in gesprächiger Freudigkeit und Hoffnung, durch die Thore der Residenz hinaus.

* * *

Wir hatten den gröfsten Theil der Reise zurück gelegt, und unter den belehrenden Bemerkungen des kenntnifsreichen Vaters viele Städte und Gegenden gesehen, als wir einst beym Mittagsmahle von einem alten Freunde und Verwandten unsers Hauses, den Grafen von Hohenthal, der, in der Nähe auf seinen Gütern wohnend, von unserer Ankunft Nachricht erhalten hatte, überrascht wurden. Man empfieng sich auf beyden Seiten mit der herzlichsten Freude, wiederholte viele angenehme Erinnerungen aus der frühern Zeit und entwarf Plane, wie man sich nun in der Zukunft, nach der bisherigen langen Trennung desto öfter sehen werde. Der Graf erregte besonders meine Aufmerksamkeit. Denn ich hatte ihn bald abgemerkt, dafs er sich in seiner Jugend, in Kriegen zu Wasser und zu Lande, viel versucht, und mehr als einen Erdtheil gesehen hatte; und mehr bedurfte es damals nicht, um bey mir das höchste Interesse zu gewinnen; überdiefs war er ein jovialischer, gutmüthiger, gesprächiger Alter, der auch nicht vergafs uns horchenden Kindern manchmal ein fröhliches oder wichtiges Wort zu sagen.

„Aber, wie wird es dir gehen, lieber, alter Freund! sprach er zu meinem Vater, wenn Du nach Deinem Hollach kömmst, mitten heraus aus der grossen Welt und aus einem geschäftvollen Leben, in die Stille des Landes, und wo für unser einen die Kreise der Thätigkeit so enge geschlossen sind?“

Was den Verlust der grossen Welt anbetrifft, darüber werde ich mich wohl zu trösten wissen. Ihre Schmach, ihr Elend und ihre Täuschungen sind mir nur zu sehr kund geworden.

„Das ist wahr! Es ist ein sonderbares Leben, in diesen sogenannten höhern Sphären, in denen mancher Thor seinen Himmel sucht, während sie für den ernsten und gesetzten Mann zur Hölle werden. Scheint doch in ihnen eine allgemeine Verabredung zu bestehen, wie man sich gegenseitig die Weile recht lange machen und sich recht tüchtig betrügen —“

und wie man immer das Gegentheil von dem scheinen wolle, was man nicht ist. —

Freylich sind die Menschen allenthalben dieselben, und die Triebfedern und Zwecke des Handelns sind in der kleinen Welt keine andern, als in der grossen. Aber es lebt sich auf alle Fälle sicherer und ruhiger, in jener als in dieser; denn dort ist der Betrug nicht so sinnreich, als hier, und Recht und Wahrheit gelten noch immer mehr, als ihr erheuchelter Schein. Deßwegen hoffe ich in der Mitte meines Völkchens Entschädigung zu finden, für manches, was mich bisher gekränkt, empört und gedemüthigt hat.

„Die wirst Du auch finden, wenn gleich unsre Bauern keine Gefsnerischen Hirten sind. Aber ich gestehe Dir, daſs ich im Anfange, als ich auf meinen Gütern mich niederliefs, oft mit mir selbst in Verlegenheit kam. Ich war ein neuer Einsiedler, der vielleicht die Freuden und den Genuſs der Welt vergessen konnte, aber nicht ihre Geschäfte und die Antriebe, die sie dem Geiste zur Thätigkeit giebt. Ich muſste erst die Aufgaben erfinden, an denen meine Kraft sich üben sollte, um des Mifsbehagens los zu werden, das mich sehr unglücklich machte. Ich bin in dieser Hin-

sicht, wegen Dir, mein Freund! in keiner Sorge, zumal Du eine Hülfe weiter hast, als ich, in deiner vortrefflichen Familie. Aber die Sache ist für Dich auch schwerer. Bey Dir ist angestrengte Arbeit, vom Morgen bis in die Nacht, und Beschäftigung mit grossen Gegenständen, durch eine lange Gewohnheit zum Bedürfnisse geworden. Ich hatte blofs einen Ersatz für den mechanischen Dienst des Soldaten und für das unendliche Mancherley des Weltlebens zu suchen."

Ich meyne gerade für diesen Verlust sey der Ersatz in der Einsamkeit am schwersten zu finden; um zu arbeiten läfst sie uns ja noch immer Raum, aber an Gaben, um uns zu zerstreuen, ist sie sehr dürftig. Freylich hat der Schritt von einer Art der Thätigkeit zu einer andern, zumal wenn er aus der Höhe in die Tiefe geht, viel Bedenkliches; und ich habe auch bey der Niederlegung meiner Aemter diesen Umstand, und besonders das Verhältnifs meiner Kräfte zu demselben genau erwogen. Ich bin, wie ich glaube, ohne Selbsttäuschung mit mir hierüber einig geworden. Namentlich das Herabsteigen aus der hö-

hern Sphäre in eine niedrigere hat mich, wie du mir vielleicht zutraust, am wenigsten interessirt. Man darf nur auf einem solchen Posten stehen, um es inne zu werden, dafs es oft der albernste Wahn ist, der auf diese Weise Hohes und Niedriges unterscheidet. Nicht die Summe oder der Umfang des menschlichen Wirkens giebt demselben seinen Werth und seinen Lohn, sondern einzig die Gesinnung, aus der es hervor geht.

„Das ist ein schöner Grundsatz; den schreibe dir hinter's Ohr, du kleiner, naseweiser Eduard. — Manchmal ist der Sergeant achtungswürdiger, und auch zufriedener, als der Obrist."

Ich habe für mein künftiges Leben, und für das neue Element, in dem ich mich nun bewegen werde, bereits meine Plane entworfen; und ich hoffe, dafs es da nicht an Erregung zur Thätigkeit und an Interesse fehlen soll. Vor allem nehmen zwo grosse Pflichten mich in Anspruch, nämlich die hausväterliche Sorge für die Verbesserung meines Guts, und dann die Erziehung meiner Kinder. Bisher ge-

stattete mir die höhere Verbindlichkeit für den Staat kaum Augenblicke, um in diesen Beziehungen zu seyn, was ich sollte, und was ich nach der Neigung meines Herzens so gerne gewesen wäre. Ich kehre, wie einige edle Männer im Alterthum, von dem Rathhause zum Pfluge, und aus dem Getümmel des politischen Lebens in den Schoos meiner Familie zurück. Und unter der Pflege der Gaben der Natur und in der Mitte der Seinen, — wie könnte man da verlegen seyn um nützliche und ununterbrochene Beschäftigung, oder wie könnte man den Frieden vermissen, den das Bewufstseyn treuer Berufserfüllung einem frommen Gemüthe gewährt?

„Ja, die Landwirthschaft hat ihre eigenen Reize. Sie werden nicht in dem Augenblicke bemerkbar, in dem man anfängt, sich mit ihr zu befassen; vielmehr stöfst uns manches von ihr zurück, zumal der Charakter der Menschen, deren man als Gehülfen bedarf, und das Mifslingen der Versuche, die der Anfänger der Versuche, ohne hinreichende Kenntnifs, und gewöhnlich mit desto grösserer Zuversicht macht. Aber man mufs sich das Lehrgeld

nicht verdriessen lassen, und überhaupt das Werk mit Bescheidenheit und Resignation beginnen, dann wird es bald eine reiche Quelle von Vergnügen und Seegen, und man stiftet, durch sein Beyspiel, unsäglich viel Löbliches und Gutes um sich her."

Wenigstens hoffe ich, manches Schlimme besser zu machen. Ich habe seit zehn Jahren meine Güter nicht mehr gesehen, und was ich damals verfügte, ist entweder gar nicht, oder nur sehr unvollkommen ausgeführt worden. Zwar der itzige Beamte hat Einsicht, Eifer und Liebe zum Guten genug, um nicht gemeine Hoffnungen zu erregen; aber gründliche und durchgreifende Verbesserungen, die das Ganze erfassen und umbilden, waren durch ihn allein nicht möglich. Meine Absicht beschränkt sich nicht blofs auf mein unmittelbares Eigenthum, zu dem Zwecke des wachsenden Ertrags; sondern ich möchte durch Gesetz, Lehre und Beyspiel alle meine Unterthanen wohlhabend, glücklich und zufrieden und was dieser Wirkung nothwendig voraus geht, verständig, arbeitsam und religiös machen.

„Ha! welch' eine Aufgabe! Sie ist schön und edel; und Du übernimmst mit ihr eine Arbeit, die tüchtige Kräfte und Muth und Fleifs fordert. Möge sie dir gelingen!“

Doch haben die Erfahrungen meines Lebens mich gelehrt, dafs man die Belohnung pflichtmässiger und wohlwollender Unternehmungen ja nicht im Gelingen suchen dürfe. Man mufs lernen, gegen die Erfolge seines Strebens gleichgültig zu seyn; alles hängt am guten Sinn, an der redlichen Meynung und am gewissenhaften Fleisse, und führen uns diese nicht zum Ziele, so bleibt uns doch das Bewufstseyn, dafs wir verdient hätten, bey demselben anzulangen. Und das wird auch mir genügen, wenn ich auf meinem Gute entweder nichts oder nur sehr wenig von dem verwirkliche, was itzt meinem Sinne vorschwebt. Aber das gestehe ich, dafs es mir schwerer seyn würde, mich darüber zu beruhigen, wenn ich den pädagogischen Fleifs, der als das Erste und Heiligste in meinen Lebensplanen liegt, auch nur an einem meiner Kinder sollte mifslingen sehen; denn es gieng gerade die schönste aller meiner Hoffnungen zu Grunde.

„Zu dieser Besorgniſs werden diese lieben Kinder Dir nie eine Veranlassung geben. Auch können von der schönen Blüthe, die bereits in ihnen sich entwickelt hat, die guten Früchte nicht aussen bleiben. Daſs Du sie keinem andern, als nur einem bewährten Erzieher anvertrauen wirst, das versteht sich ohnehin von selbst.“

Was wirst Du zu dem enormen Grade von Eigenliebe sagen, mein Freund! die mich in Ansehung dieses Punktes erfüllt? Ich kann es mir unmöglich abgewinnen, meine Kinder an jemand anders abzutreten; ich werde von nun an selbst ihr Erzieher seyn. Ich war es bisher schon, aber freylich in meiner Lage auf eine sehr unvollkommene Weise; die Hauptsorge blieb der guten Mutter überlassen, und der Unterricht einigen Meistern, der indessen immer unter ihren Augen gegeben wurde. Auf dem Gute aber werde ich auch das Geschäft des Lehrers, und zwar in seinem ganzen Umfange übernehmen, und auch dazu sind bereits sehr genaue und umständliche Plane gemacht. — So wird es mir, wie Du siehst, in Hollach an Arbeit nicht fehlen, und

jeder Stunde des Tages wird ihre Aufgabe zugetheilt seyn, wie in Wildenberg. Es steht dahin, ob die Lebensanwendung, der ich entgegen gehe, nicht eben so edel und verdienstlich ist, als die, welche ich aufgegeben habe; auf alle Fälle wird mein Herz in jener mehr Trost, Zufriedenheit und Genugthuung finden, als es in dieser gefunden hat.

Was hier mein Vater über seine pädagogischen Vorsätze sprach, erregte meine ganze Aufmerksamkeit. Ich hatte noch nicht daran gedacht, wie es in Ansehung meiner und meiner Schwestern auf dem Gute werde gehalten werden. „Ich werde von nun an selbst der Erzieher meiner Kinder seyn!“ — Das klang etwas seltsam in meinen Ohren. Mit einer aus Furcht und Hoffnung gemischten Empfindung sah ich dem Aufschlusse des Räthsels entgegen.

* * *

Wir Kinder erhuben ein lautes Freudengeschrey, ungeduldig schlugen unsre Herzen, als uns der Vater auf einen alten, über den Wald hervor ragenden Thurm aufmerksam

machte, mit den Worten: „Hier, Kinder, seht ihr die Zinnen der Burg Hollach.“ Der Weg zog sich über ein langes Ackergefilde, und dann einen waldigten Hügel, in das fruchtbare und freundliche Thal hinab, in dem ich nachher die seligsten Tage meines irrdischen Daseyns durchlebt habe. Bald kam der Amtmann, begleitet von einigen wackern Bürgern des Dorfes zu Pferde entgegen. Jener war uns nicht fremde; denn er hatte mehrere Jahre als Sekretär im elterlichen Hause gelebt; unter diesen fanden sich einige ältere Bekannte meines Vaters, die ihm mit Thränen die Hand küfsten, und ihm treuherzig versicherten, wie sehr es sie freue, dafs nun die gnädige Herrschaft unter ihnen wohnen wolle. Im Dorfe war die Strasse links und rechts mit freundlichen Gesichtern erfüllt, und ein Haufe neugieriger Buben folgte dem Wagen nach. Es gieng den Berg hinan, und heimathlich empfieng uns der alte Wohnsitz der geliebten Väter.

Zum Glücke war es frühe genug am Tage, dafs ich mit meinen Schwestern das neue Local, das uns aufgenommen hatte, noch er-

kunden konnte. Wir liefen durch alle Zimmer des Schlosses, wir machten unsre physiognomischen Bemerkungen über die alten Familienbildnisse, die in dem Saale aufgehängt waren, wir erstiegen den hohen Thurm und freuten uns der herrlichen Aussicht, wir priesen die Sicherheit, welche der tiefe Schlofsgraben und die starken Ringmauern uns gewährten, wir durcheilten den Garten und die Meiereygebäude, und — ich und Fanny fanden alles einzig und unvergleichlich, während jedoch Adelheid, der nicht nur das weitere Jahr des Alters, sondern auch die vorzügliche natürliche Ausstattung einen schärfern Blick verliehen hatte, unsere Lobsprüche und unsere Bewunderung da und dort beschränken, oder berichtigen zu müssen glaubte. Es giengen noch einige Tage über den Einrichtungen des Hauses hin, und wir hatten unterdessen den freyen Lauf, von dem denn auch unser Vorwitz den befsten Gebrauch zu machen nicht versäumte.

Bald begann der Vater zur Ausführung des Vorsatzes zu schreiten, den er, nach seinen Aeusserungen gegen den Grafen von Hohen-

thal, in Anschung unserer Erziehung gefafst hatte. Seine Sorge sollte aber vorzüglich mir gewidmet seyn. Die Schwestern wohnten auch hier, so wie in Wildenberg, auf dem Zimmer der Mutter, und es bedurfte sicher für die Bildung ihrer Herzen nicht viel weiter, als die Nähe dieses tugendhaften Weibes; ich aber erhielt meine Wohnung auf dem väterlichen Zimmer, auf das denn auch in den Stunden des Unterrichts die Töchter herbey kamen. Für diese Stunden ward eine genaue Ordnung entworfen; pünktlich wurde dieselbe befolgt: kein Hausgeschäft, kein Besuch und kein Gegenbesuch durfte sie unterbrechen. Mit Ernst und Liebe wurde die neue Einrichtung uns angekündigt; mit Freude und Dank nahmen wir sie auf; nie hatte ein Lehrer aufmerksamere und ergebenere Zöglinge; aber vielleicht ist auch wenigen Zöglingen das Glück eines solchen Erziehers geworden.

Die Strenge, mit der mein Vater über der für sein Unterrichtsgeschäft gemachten Tagesordnung hielt, brachte es mit sich, dafs mancher, der gekommen war, um ihn zu sprechen, bald längere, bald kürzere Zeit warten

mufste, bis er gerade seinen Vortrag unterbrach. So gieng denn bald die Rede aus in die Nachbarschaft, die hier mit Befremden und dort mit Erstaunen wiederholt wurde: der vormalige Staatsminister sitze auf seinem Gute und informire seine Kinder. Wenn er recht rüstig das Waidwerk getrieben, oder einen Fohlenhof angelegt, oder in seinem Garten chinesische und japanische Häuser gebaut, oder auch gar nichts gethan hätte, so würde keine Seele eine Bemerkung darüber gemacht haben; aber das nahm man ihm übel, dafs er die Freyheit, die ihm geworden war, dazu benützte, den edelsten Beruf des Menschen an seinen Kindern zu erfüllen; zum klaren Beweise, wie viel mächtiger das Vorurtheil und der durch den Aussenschein der Dinge gegebene Begriff die menschlichen Urtheile richte und bestimme, als die Kraft der Vernunft. Hätte man darüber eine Bedenklichkeit geäussert, ob wohl ein Mann, der so viele Jahre die Laufbahn des Staatsdieners, in einer so erhabenen Region, verfolgt habe, als praktischer Erzieher, nicht in ein ihm ganz fremdes Gebiet versetzt sey? — so wäre das wohl der Rede werth gewesen; wie denn die Bedenklichkeit

bey sehr vielen nur allzu gut begründet seyn mochte. Aber sie ist es nicht bey allen. Wer die grosse Kunst gelernt hat, unabhängig von den Umständen, sich selbst sein Gesetz zu geben, und dem Rufe seines Willens zu folgen, ohne Rücksicht auf den Genufs oder die Bequemlichkeit, die er verheifst, der wird auch leisten, was er will. Freylich sind Menschen von dieser Kraft und Freyheit selten; die meisten sind schwach und gebunden durch die Macht der Angewöhnung, und so vermag die Stimme der Pflicht nichts über sie, so bald sie etwas fodert, was ihnen nicht leicht und geläufig ist. Und doch kommt oft alles nur darauf an, dafs wir fröhlich und muthig zum Werke schreiten, und was uns aus der Ferne unüberwindlich dünkt, zerfällt manchmal in Staub, so bald wir es mit Zuversicht und Entschlossenheit berühren.

So lange man in dem schönen Geschäfte der Erziehung noch ein Neuling ist, stöfst man, besonders in der Bearbeitung der intellectuellen Kräfte, täglich auf unerwartete Bemerkungen und auf Schwierigkeiten, die den Lehrer zwingen, bald den oft mit grosser Si-

eben heit genommenen Gang zu ändern, bald mit Verwerfung alles dessen, was schon geschehen ist, den Weg wieder von Vorne anzufangen; und man gelangt zu keiner festen und bewährten Methode, wenn sie nicht die Ausbeute vieler Erfahrungen und Versuche eines scharf beobachtenden Geistes ist. Auch giebt es eine Menge kleiner, aber um defswillen nicht unbedeutender Vortheile und Künste zur Förderung der Verstandes-Entwicklung, die man nur durch die Ausübung sich erwirbt; und für jedes Fach des Wifsbaren finden sich eigene Wege, auf denen seine Vorstellung in der Seele am leichtesten und am klarsten erregt wird. Es versteht sich, dafs diese Bemerkungen meinem Vater nicht entgehen konnten, so wie, dafs er sich der ächten und fruchtbaren Weise des Lehrers erst allmählig durch das Lehren selbst bemächtigt hat. Aber über Grundsätze des Unterrichts, in so ferne die Natur des Erkenntnifsvermögens und der Zweck seiner Bildung sie aufstellt, war er, vor angefangener Arbeit längst mit sich im Klaren und er hatte sie in ein System geordnet, das, da es fest begründet und konsequent ausgeführt war, durch die in der Erfahrungswelt

fallenden Töne in seinem Wesen keine Modifikation, wohl aber in seinen Bestandtheilen nähere Bestimmungen und Berichtigungen erhalten hatte.

Er hielt es nicht mit den Pädagogen unsrer Zeit, die, wie es scheint, in einer Art von Verschwörung gegen das Gedächtnifs begriffen, entweder diese Kraft der Seele vernachlässigen zu dürfen glauben, oder wenigstens jede auch nur mit der mindesten Anstrengung verbundene Kultur derselben aus ihren Schulen verbannen. Ueberzeugt, dafs jede bildsame Anlage des innern Menschen auch die Bildung, deren sie fähig ist, erhalten müsse, dafs das Ideal der Erziehung nur durch die Entwicklung aller vorhandenen Kräfte verwirklicht werde, konnte er keine der letztern brach liegen lassen, am wenigsten aber diejenige, in welcher aller Reichthum des Geistes nieder gelegt ist, und die den edlern Stoff des Denkens, der nicht blofs durch die augenblickliche Empfindung des äussern Sinnes erworben wird, aufbewahrt. Er überliefs es deshalb nicht dem blossen Zufalle, dafs das, was von uns gehört oder gelesen ward, in

unsrer Erinnerung haften blieb; sondern jede Vorstellung, durch welche der Schatz unsrer Kenntnisse vermehrt werden sollte, mufsten wir uns, nachdem wir den deutlichen Begriff von ihr erworben hatten, zum geistigen Eigenthum machen, und zwar nicht im Dunkel des halben Wissens schwebend, oder in fragmentarischer Ungestalt, sondern in möglichster Klarheit und Vollendung; wobey der Werth dessen, was man auf solche Weise erwarb, nicht nach der Menge, sondern nach dem Gehalte des Erworbenen berechnet ward. Bey dieser Manier konnte man freylich durch halbe Aufmerksamkeit, oder durch blosse Passivität nicht weit gelangen; es mufste Ernst und Fleifs angewendet, es mufste dem Vergnügen und der Bequemlichkeit manche Stunde entzogen, es mufste, im eigentlichen Verstande, gelernt werden. Von solchem Fleisse konnte ein Lehrer die Seinen nicht entbinden, der durch eine lange Erfahrung daran gewöhnt war, das Leben nicht als einen fortgesetzten Genufs, oder seine Thätigkeit als ein unterhaltendes Spiel zu betrachten; der im Gegentheile immer die Bemerkung im Munde führte, es gebe für den Menschen kein schätzenswerthes

Gut, das nicht durch ernstes Streben und Arbeit errungen sey, und keine seiner Kräfte gelange zur vollen Entwicklung, als durch Anstrengung und Kämpfe. Deſshalb, fuhr er fort, müsse man den Menschen von Kindheit an regelmässigen Fleiſs gewöhnen, und ihn mit der Kunst und mit dem Glücke des Selbsterwerbens bekannt machen. Nur dadurch werde er auf die rechte Art für das Leben vorbereitet, und gegen die Täuschungen und Verlegenheiten bewahrt, in welche der Zufall täglich diejenigen stürzt, welche, in schwächlicher Abhängigkeit von ihm, keine selbstständige Kraft und keinen festen Willen haben.

Man glaube indessen nicht, dafs unser Lehrer um deſswillen auf das Extrem sich verirrte, welches dem Systeme der Bequemlichkeit entgegengesetzt ist. Wir lernten nicht um des Lernens willen; es ward ein höherer Zweck erstrebt, als der, welcher in der Fülle und in der Mannigfaltigkeit des Wissens liegt. Denn das Wissen an sich oder der höchste Reichthum des Gedächtnisses hat keinen Werth; es liegt alles an der Kraft des Geistes, das Wissen zu ordnen und zu formen, und an der

Weisheit, es zu verwalten. Diese Kraft zu erregen, zu entwickeln, zu stärken und auszubilden, — das war der letzte Zweck, auf den aller uns gegebene Unterricht hinstrebte. Der Mensch, als Vernunftwesen, ist bey weitem noch nicht Meister des ihm angewiesenen Gebietes, wenn blos die Erscheinung in der Aussenwelt in seinem Sinne sich spiegelt, und sein Geist das ihm auf solche Weise dargestellte Bild derselben anschaut; dieser Geist soll nicht nur die Gestalt der Erscheinung fassen, sondern auch ihren Sinn begreifen, er soll den Zusammenhang der Einzelnheiten überschauen, er soll aus dem Mannigfaltigen ein harmonisches Ganze bilden, er soll vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen sich erheben, und sein klarer Gedanke soll anlangen auf dem Punkte, auf dem beyde Welten in reiner Einheit zusammen fallen. Das alles gelingt ihm nicht durch das blosse Wissen; es ist der wissenschaftliche Geist der es vollendet. Derselbe beruhigt sich nicht mit der Anschauung des Gegebenen oder mit leerer Erkenntnifs der Thatsache; sein forschender Blick strebt unaufhörlich, in das innere der Dinge einzudringen, er bringt, was

der

der Sinn ihm gewährt, auf seine Probe, er untersucht die Gründe und die Folgen der Erscheinungen, er trennt und verbindet, zerstöhrt und baut aus eigener Macht, und ruhet nicht, bis die Welt dargestellt ist, die ihm genügt, und deren Schöpfer er in sich selbst sieht. Durch ihn verwandelt er die Erkenntnifs in sein Eigenthum, und durch sein Licht erscheint ihm das Leben, aus der Dunkelheit, in welcher dem Sinne es sich darstellt, hervor tretend, als ein Ganzes, sich bewegend nach einem alle seine Theile umfassenden Plane.

Dafs uns dieses Licht aufgehen möchte, darauf war alles berechnet, was für unsre intellektuelle Bildung geschah. Was dem Gedächtnisse eingeprägt ward, gieng immer erst durch die Probe des Verstandes, und galt nie für einen Gewinn von absolutem Gehalte, ob es wohl hoch genug angeschlagen wurde, als Material und Erregungs- und Bildungsmittel für den Geist. Aber darauf kam es an, dafs dieser, in so ferne das Denken seine Aufgabe ist, zur Selbstständigkeit gelangte, welche darinn besteht, dafs er, der Trägheit sowohl als

fremder Autorität entwunden, nicht nur sich der Gründe alles Erkannten bewufst ist, sondern auch diese Gründe aus sich selbst hervor bringt. Zu diesem Ende ward, nicht nur in den Stunden des Unterrichtes, sondern auch im gewöhnlichen Umgange mit den guten Eltern, jede Veranlassung benützt, um den Funken des Denkens immer mehr anzufachen; man machte uns begreiflich, wie kein Gegenstand erkannt werde, durch die blosse Anschauung; man gewöhnte uns, bey dieser nie stille zu stehen, sondern immer die Entdeckung zu versuchen, wie das von ihr Gegebene bedingt und begründet sey; man reizte durch anziehende Objekte den Sinn der Prüfung und des Forschens; man liefs dieselbe vor uns entstehen und vergehen, damit die Möglichkeit ihres Daseyns uns klar wurde; was in unsern Aeusserungen einseitig, oder oberflächlich oder unbestimmt war, wurde berichtigt, oder was im Gedanken sich nicht aufhellen wollte, mit sokratischer Kunst zum Lichte gebracht; und zu diesen Uebungen gab vor Allem die Grammatik und die Mefskunst den Stoff; aber man wufste ihn nicht minder zu finden in dem gemeinen Leben, in den

Scheuern der Landleute, in den Werkstätten der Professionisten, und in der herrlich um uns her lebenden Natur.

* * *

Was mein Vater über eine höhere Aufgabe der Erziehung dachte, durch welche die Bildung des Menschen erst vollendet wird, indem sie das Ganze seiner geistigen Anlagen, in seiner Harmonie, zur Entwicklung bringt, und zum Streben auf den erhabensten und letzten Zwecke des Lebens erregt, wiederhole ich am besten mit seinen eigenen Worten, wie ich sie, vermuthlich zu dieser Zeit niedergeschrieben, in seinen Papieren fand.

„Die moralische Erziehung ist allerdings die Hauptsache; wenigstens ist mit der intellektuellen Kultur, die, wenn jene ausgeschlossen würde, nur zeitlichem Interesse dienen könnte, der Weg kaum zur Hälfte vollendet. Aber die gemeine Weise ist auch hier nicht die meinige; am wenigsten die, bey welcher vorausgesetzt wird, dafs man den Menschen zur Tugend erziehen könne, indem man blos

die Achtung für das Gesetz in ihm zum Leben bringt. Dafs es keine Tugend gebe, wenn sie nicht auf diese Achtung begründet ist, und dafs alles legale Handeln, das auf dem Boden der Ehrbegierde, des Eigennutzes und der Klugheit überhaupt erwächst, oder auch aus glücklicher Temperamentsanlage hervor geht, nicht viel mehr werth sey, als die Untugend, — wer möchte diefs bezweifeln? Aber wenn ich meinen Kindern unaufhörlich das Gebot der Pflicht wiederhole, und es ihnen als den nothwendigen Ausspruch der Vernunft darstelle, kann ihnen diefs Muth und Neigung geben, diesem Ausspruche zu folgen, gegen den ihre sinnliche Natur und so viele Versuchungen, so oft und so gewaltig sich erklären? Und wie können sie Achtung gewinnen für eine Stimme, von der sie nicht wissen, woher sie kommt, und für ein Gesetz, dessen treuen Befolgern keine Verheissung gegeben ist?"

„Ich kann überhaupt nichts von dem Gerede von Tugend und Sittlichkeit halten, es mag nun an die Jugend oder an die Erwachsenen gerichtet seyn; und ich bin es gewifs, dafs

dadurch noch kein Mensch tugendhaft geworden ist. Habt ihr dabey die Besserung oder Vervollkommnung irgend eines Individuums im Auge, so mufs euch diefs nothwendig fehlschlagen, wenn ihr für euere Sache keine Bewegungsgründe anführt. Denn der Wille des Menschen folgt ewig dem sinnlichen Antriebe, wenn ihn nicht ein Antrieb anderer Art auf die entgegen gesetzte Seite lenkt. Nehmt ihr aber Motife zu Hülfe, so können es keine andern seyn, als solche, die seinen Eigennutz ansprechen, und dann ist es keine Tugend, was ihr hervorbringt, der letztre suche nun seinen Vortheil in der sinnlichen oder in der übersinnlichen Welt; sondern der Mensch entschliefst sich zu einer veränderten Handlungsweise, weil sich ihm die Aussicht eröffnet, dafs er mit ihr besser zu rechte kommen werde, als mit der, welche er vorhin befolgt hat. Ueberdiefs besteht man mit Ermunterungsgründen dieser Art selten bey Ehren. Ihr sagt euern Zöglingen, die Tugend mache den Menschen glücklich, sie erhebe ihn zur Würde und zum Ansehen vor der Welt, sie sichere seine zeitliche Existenz, sie erwerbe ihm Freunde und Wohlthäter, sie bewahre

ihn vor tausend Leiden und Gefahren. Euere Zöglinge werden euch das gutmüthig glauben; aber so bald sie es im Weltleben versuchen, tugendhaft zu seyn, wird ihr Glaube wanken. Fragt jeden, der im Ernst rechtschaffen ist, und er wird euch sagen, dafs alle diese Verheissungen eitle Lügen sind.

„Glücklicher Weise bedarf es dieser Behelfe nicht, die, wie man sieht, entweder umsonst angewendet werden, oder gerade zu dem Gegentheile dessen führen, was wir wollen. Seht zu, dafs euere Zöglinge religiös werden, und sie werden auch tugendhaft seyn; denn die Tugend ist der nothwendige Effekt der religiösen Gesinnung, und beyde sind schlechterdings von einander unzertrennlich. Was ihr die moralische Anlage des Menschen heifst, ist nichts anders als ein lauter Ruf seiner geistigen Natur zur Religiosität, und ihr bezeichnet sie auf jene Weise, weil euch die Frucht des Baumes deutlicher in die Augen fallt, als ihr Stamm. Dafs uns die Sinnenwelt mit allen ihren Reizen und Genüssen nimmer genügt, dafs wir es uns nicht verbergen können, wir seyen doch noch mehr als

gesteigerte Thiere, dafs eine Sehnsucht in uns lebt, höhere Stufen des Daseyns zu ersteigen, als die, welche die Zeitlichkeit uns darbietet, dafs wir uns selbst achten und verachten, loben und verdammen, je nachdem wir der geheimen, in uns sprechenden Stimme folgen oder widerstreben, die meistens mit der Stimme des Eigennutzes mifstönet, dafs überall in uns und ausser uns eine unsichtbare Macht uns anspricht, die nicht in der Natur, sondern über sie ist, dafs wir Liebe, Hoffnung, Vertrauen zu dem Höhern fassen können, was wir ahnen, wenn es uns gleich ein ewiges Geheimnifs bleibt, dafs unser Leben nur Sinn und Einklang in unserm Bewufstseyn erhält, wenn wir die Auflösung seiner Räthsel in diesem Heiligthum suchen, — — beweist dies nicht alles auch eine Anlage in unserm Geiste, die, wenn sie in der That vorhanden ist, uns auffordert, ihre Entwicklung zu versuchen? Ja es bedarf keiner Anregung von aussen; sie bricht von selbst mit Macht hervor. Darum fällt der rohe Mensch, wenn diesem Drange seines innersten kein Licht und keine Leitung zu Theil wird, vor der Sonne und den Gestirnen nieder, und er-

reicht sein geistiges Auge den Unsichtbaren nicht, so bildet er sich einen Gott aus Holz und Stein.“

„Durch die Entwicklung und Ausbildung dieser Anlage kömmt die höhere Natur des Menschen zum Leben und zur Herrschaft, und die Thierheit tritt in das untergeordnete Verhältnifs zurück, das ihr in Beziehung auf die Vernunft angewiesen ist. Der Mensch sieht seines Daseyns Zweck nicht mehr in den Schranken des Zeitlichen und Bedingten; er glänzt ihm entgegen im Ewigen und Absoluten. Von ihm sind nun alle seine Bestrebungen und Lebensäusserungen abhängig; das Gefühl seiner Würde und Bestimmung leitet entscheidend sein Wollen und Handeln. Die sichtbare Welt ist ihm nur das Bild oder der Spiegel der unsichtbaren; seine Heimath findet er in dieser. Der einzige Gegenstand seiner Liebe ist Gott, in dem alles Wahre, Schöne und Gute sich vereinigt, und Gottes Absicht und Wille ist sein Gesetz. Zeitliche Zwecke geben für seine Handlungen keine Richtschnur, wenn sie oder ihre Mittel nicht mit jenem heiligen Willen eintönen. Sein

Herz, erfüllt mit den Gefühlen der Andacht, der Demuth und der Zuversicht zu Gott, kann aller Genüsse der Welt entrathen, indem es reichlich gesättigt ist, durch die Quelle der Seeligkeit, die in ihm fliefst. — Ist diese Gesinnung in dem Menschen geweckt, so bedarf es wohl keiner Anleitungen und Ermunterungen zum sittlichen Handeln für ihn. Denn die Moralität geht aus dem lebendigen Glauben an Gott von selbst hervor, wie die Frucht aus der Pflanze. Wer da fühlt, dafs er für das Unendliche und Ewige berufen sey, wie könnte der durch das Sinnliche und Zeitliche sich bestimmen lassen? Wer seine Ruhe einzig in der Vereinigung mit dem Heiligen zu finden glaubt, wie könnte der dem Unheiligen sich ergeben? Wer im irdischen Daseyn nur eine Vorbereitung zu dem Himmlischen sieht, wie könnte der nach Maximen handeln, die die Hoffnung des Letztern zerstören? — Und der tugendhafte Sinn kann unmöglich fester wurzeln, als in dem Gemüthe, das von Ehrfurcht und Liebe zu Gott und von dem Glauben an eine höhere Welt kräftig ergriffen ist; denn nichts gewährt ihm so viel Muth, Zuversicht und Stärke, als das lebendige Gefühl

des unendlichen Wesens, das dem Menschen nicht nur Gesetzgeber und Vergelter, sondern auch Vorbild und Vater ist."

„Wird es mir gelingen, ein solches Leben des Geistes in meinen Kindern anzufachen, so habe ich an ihnen das höchste und letzte Problem der Erziehung aufgelöst; und dieses Leben kann auf keine andere Weise offenbar werden, als durch tugendhafte Gesinnungen und Handlungen, weil deren Gegentheil dasselbe entweder nothwendig ausschliefst, oder vernichtet. Unsre Alten haben ihre Zöglinge unaufhörlich zur Gottesfurcht und Frömmigkeit ermuntert, und durch diese Bezeichnungen den Begriff ausgedrückt, dafs der moralische Sinn von der Religionsidee ausgehen, durch sie belebt, und auf sie gewurzelt seyn müsse. Die Neuern haben sich dieser Ausdrücke entschlagen, wie es scheint, in der stolzen Meinung, wir seyen nun so weit gekommen, dafs unsre Tugend keiner Stütze mehr bedürfe. Wir wissen, welche Geschlechte aus den Schulen der Alten und der Neuern hervorgegangen sind, und so haben beyde Theorieen durch die Erfahrung erprobt, wie

viel und wie wenig sie taugen. Noch immer mag jeder die Probe an sich selber machen, was sein Herz stärker anspreche, das kategorisch gebietende „Sollen“ des Gesetzes, oder die im fernen morgenländischen Alterthum erschallende Stimme vom Himmel: „ich bin der allmächtige Gott; wandle vor mir und sey fromm!“

* * *

Dieſs alles hätte mein Vater nicht geschrieben, wäre nicht die Religion eine grosse Angelegenheit seines Herzens gewesen; sie war ihm aber noch mehr, sie war das Princip und der Hebel seines Lebens, was sie denn auch für jeden Menschen seyn muſs, von dem der innere, geheime Sinn dieses Lebens begriffen worden ist. Man hat oft, besonders während er noch auf seiner ministeriellen Laufbahn wandelte, diese religiöse Stimmung seltsam gefunden, an einem Manne, dessen Geist in so grossen Geschäften geübt ward, gleich als ob das Grosse im irdischen Leben sich nicht vertrüge mit der Achtsamkeit auf die Ansprüche, welche die übersinnliche Welt an den

Menschen macht; und einige unbedeutende Leute spotteten sogar, weil es damals in manchen Kreisen Mode war, den Freygeist zu spielen über diesen Aberglauben, ohne jedoch die Rechtlichkeit und die redliche Gesinnung, die mit demselben, zu ihrer Verwunderung, im Vereine standen, anzutasten. Allerdings ist die Erscheinung im Stande der Geschäftsleute, besonders solcher, die nicht blos mit der Feder, sondern auch mit dem Kopfe und dem Gemüthe arbeiten, nicht gewöhnlich; wie sich denn auch bey ihnen alles vereinigt, um ihren Geist ausschliessend an zeitliche Interessen zu heften, und im Ueberlegen und Handeln der Maxime der Klugheit zur vollen Souverainetät zu verhelfen. Es war dem Ernst und der Festigkeit meines Vaters gelungen, diese Gefahren zu überwinden, und in seinem Innern das Licht zu erhalten, das alles Zeitliche im Ewigen verklärt. Dabey liefs es ihm die Vorsehung an Versuchungen und Demüthigungen nicht fehlen, die ihn recht lebhaft daran erinnerten, dafs jenes Licht nicht entbehrlich sey, und dafs man nicht verzagen dürfe, so lange es nur noch in den Finsternissen des Lebens scheint.

Von ihm war der religiöse Geist über die ganze Familie, als deren verehrtes Haupt wir ihn kennen, ausgegangen; er hatte besonders die gute Mutter des Hauses erfüllt, in der er in derselben Lebendigkeit, aber noch holder und lieblicher, als in dem Vater sich offenbarte; auch das Gesinde, das entweder in dem Hause aufgewachsen, oder durch langen Dienst in demselben heimisch geworden war, unterschied sich recht merklich durch redlichen und frommen Sinn und ehrbares Betragen von dem grossen Haufen. Seit wir in Hollach angekommen waren, sahen wir auch den Vater an den Religionsübungen der Familie regelmässig Antheil nehmen, was in Wildenberg nur selten geschehen war. Die Gebete und Betrachtungen in den Morgenstunden, welche eher die Mutter, im Kreise ihrer Kinder vorgelesen hatte, pflegte er nun, in der Versammlung des ganzen Hauses selbst vorzulesen. So ward es auch von ihm in der sonntäglichen Erbauungsstunde gehalten, zu welcher gleichfalls die gesammte Familie sich bey ihm einfand. Auch sah man ihn dem öffentlichen Gottesdienste, begleitet von seinen Zöglingen, gewöhnlich beywohnen. Oft gieng

er in die Schule und lehrte und ermahnte die Kleinen; oft besuchte er die Kranken, sie tröstend und ermunternd. Alle Familienfeste und andere Tage des Jahres, an die man wichtige Erinnerungen zu knüpfen gewohnt ist, wurden durch eine religiöse Feyer eröffnet. Der Abendmahlsgenuſs verkündigte einen Tag ernster Stille, und ungestörter, frommer Kontemplation. — Das war freylich alles nicht im Geiste dieser Zeit, und es war unbegreiflich in dem Hause eines Weltmanns, eines reichen Gutsbesitzers und eines ehemaligen Staatsministers. Aber hättet ihr die Ordnung und den Frieden dieses Hauses gesehen, die herzliche Liebe und Gegenliebe, welche die Glieder desselben an einander ketteten, und die unschuldige und genügsame Fröhlichkeit, welche alle erfüllte, — ihr hättet unmöglich des Sinnes spotten können, für den diese fromme Betrachtungen und Uebungen Bedürfnis waren.

Der Vorwurf, welcher der religiösen Stimmung nicht selten gemacht wird, daſs sie in dem Menschen den Sinn für die Freuden des Lebens tödte, und sein Gemüth in einen dü-

stern, traurigen Ernst hülle, wurde, wenigstens in unsrer Familie, auf keine Weise veranlafst. Er mag manchen vielleicht redlichen Verehrern der himmlischen Wahrheit gegen über gerecht seyn, aber nicht als ob er diese Wahrheit selbst träfe, sondern blos, weil sie mifsverstanden, oder durch die Deutungen eines trüben Organs oder eines strengen Charakters entstellt wird. Freylich ist die gemeine Sinnenlust und das blos auf Genufs berechnete Leben, mit der religiösen Ansicht unverträglich; aber wir werden für die Entsagungen, die uns diese zumuthet, reichlich entschädigt, durch den heitern Sinn, den nur sie geben kann, indem sie gerade die reinsten, edelsten und dauernsten Freuden uns darbietet, unsern Besitz von aller Zufälligkeit unabhängig macht, und eine Menge neuer Quellen von geistigem Genusse eröffnet, die für den Weltmenschen unzugänglich sind. Dadurch wurde auch unser Haus ein Sitz des Frohsinns und des Friedens. Es ward nichts verschmäht, was der Schöpfer den Menschen zur Freude gegeben; nur war die Weise und das Maafs des Genusses immer dem sittlichen Gefühle untergeordnet. Was die Natur, die

Kunst, die Wissenschaft und der Umgang zur Verschönerung und Erheiterung des Lebens gewähren, wurde dankbar empfangen, und mit Weisheit genossen. Wir waren glücklich und fröhlich, zufrieden mit der Gegenwart und getrost in Ansehung der Zukunft.

Die feyerliche Haltung und der freywillige Verzicht auf unschuldige Lebensfreuden, sind auch oft nur das Werk der Eitelkeit, die sich dadurch unterscheiden, und den höhern Adel bemerkbar machen will, den man durch die Bildung des innern Menschen erringt; und aus derselben unreinen Quelle geht auch bey vielen das stete Deklamiren von Gott und göttlichen Dingen und das unaufhörliche Wiederholen der Religionsidee im gemeinen Leben hervor, wodurch indessen, selbst wenn der redliche Sinn sich darinn ausspricht, weder bey Glaubigen, noch bey Unglaubigen viel Nutzen geschafft wird. Es war in unsrer Familie die theologisch - ascetische Sprache ganz unbekannt; Gott und des Menschen Verhältnifs zu ihm waren nie Gegenstand der gewöhnlichen Unterhaltung; nie fielen ins Gespräch Phrasen oder Bemerkungen im Tone

der

der Predigt oder des Katechismus; auch hörte man nirgends weniger von Tugend und Laster, von Hölle und Himmel reden; man seufzte nicht über die im Argen liegende Welt; und man hielt den Heroën für Wahrheit und Recht keine Lobreden. Und dieſs alles verrieth nichts weniger, als einen Mangel an Lebendigkeit des religiösen Gedankens und Gefühls; es bewies im Gegentheil, daſs die Würde und die Heiligkeit des einen und des andern in ihrer Fülle begriffen ward. Die Religion ist ein Licht, das im Innersten des Menschen scheinet. Es wird nicht dadurch offen, daſs seine Strahlen in das Dunkel des sinnlichen Lebens hervor brechen, und das Gemeine durchdringen; sein Daseyn bewährt sich blos mittelbarer Weise durch seine Wirkungen. Wer die Ideen, auf denen sie beruht, unaufhörlich im Munde führet, ist schwerlich von dem Gefühle ihres hohen Werths ergriffen; wer mit dem Gemeinen sie vermischt, hat kaum ihre Heiligkeit erkannt. Die Gottheit und die Ewigkeit sollen in unsern Herzen leben, sie sollen unser Gemüth erfüllen, sie sollen unsern Willen bestimmen und leiten; aber das Bewuſstseyn, das von

ihnen in uns vorhanden ist, soll sich nicht aussprechen, als in der Stunde der Weihe und der Andacht, und das Gefühl, das sie erregen, soll nicht offenbar werden im Worte, als da, wo reine und offene Herzen sich finden, um mit ihm einzutönen. Das Heilige kann nicht Stoff der Unterhaltung seyn, ohne dafs es herab gewürdigt wird, und in Kreisen, in denen Sinnlichkeit das allgemeine Lebensprincip ist, kann das Uebersinnliche nicht zur Sprache kommen, ohne dafs es hier zur Aergernifs und dort zur Thorheit werde.

Auch war der religiöse Geist, der sich in dieser Familie ergossen hatte, nicht an ein Dogma, oder überhaupt an eine scharfsinnig ausgedachte und genau bestimmte Theorie geknüpft, was bey seiner Ausartung nicht selten erfolgt, da er durch das Wort oder den Buchstaben zu ersetzen wähnt, was ihm an entwickelter Kraft gebricht. Die Religiosität hat weder in ihrer Entstehung, noch in ihrer Natur etwas mit der Wissenschaft gemein: zwar offenbart die Vernunft die Ideen, auf denen sie beruht, aber sie bedürfen weder einer wissenschaftlichen Demonstration, noch

einer systematischen Anordnung; sondern es ergreift sie das Gefühl, und in ihm werden sie lebendig und kräftig, und so wäre jeder Beweis für die Realität ihrer Objekte überflüssig. Ein unwiderstehliches Bedürfniss unsrer geistigen Natur zwingt uns, an ihnen zu haften, oder, wenn wir gleichgültig gegen sie geworden sind, immer wieder zu ihnen zurück zu kehren; und es ist nicht der wissenschaftliche Geist, der dieses Bedürfniss in uns anregt, sondern es ist das Gemüth, dem der Glaube an Gott und an das übersinnliche Leben unentbehrlich erscheint. Und in diesem Glauben liegt das Wesen der Religiosität. Zwar ertragen die besagten Ideen, wie alles, was die Vernunft aus sich selbst schafft, oder aus den Erscheinungen der Aussenwelt ableitet, die wissenschaftliche Behandlung; aber was durch sie ausgemittelt wird, kann nie wesentliche Bedingung der religiösen Gesinnung seyn, weil diese im Innern des Menschen von selbst erwächst; es kann den religiösen Begriff bestimmen, erläutern, berichtigen, und klar aussprechen; aber es kann ihn weder hervor bringen, noch beleben. Wo dieser Begriff vorhanden und von dem Gefühle

erfafst ist, da findet sich Religion, unabhängig von der Ausbildung oder Form, die er durch den Dienst der intellektuellen Kraft erhalten hat, und die Verschiedenheit der Vorstellungsarten an sich erregt keine Entzweyung, indem sie nur das Zufällige betrifft, während die Religiösen aller Zeiten und aller Kirchen, in dem Glauben an Gott und an eine über der Sinnenwelt liegende Bestimmung sich vereinigen, in welchem Glauben der Charakter aller Religion und die Bedingungen aller religiösen Gesinnung begründet sind.

Bey diesen Ansichten konnte sich mein Vater nicht in die eigensinnige und verderbliche Meynung mancher Eiferer theilen, welche darauf bestehen, dafs nur ein Weg zu der einen Wahrheit führe, und dafs, wie ihre Eigenliebe hinzu setzt, dieser eine Weg derjenige sey, auf dem sie selber wandeln. Im Gegentheile wiederholte er es oft und ausdrücklich (um unsre jugendlichen Herzen von der Ungerechtigkeit und den Greueln der Unduldsamkeit, so wie von der Armseligkeit des blosen Buchstabenwesens recht sicher zu bewahren): „die himmlische Wahrheit strahle, für

alle zugänglich, auf dem Sonnenhügel des Glaubens, und es seyen unzählige Wege, die zu ihr führen; auch hänge das Heil nicht daran, ob dieser oder jener Weg eingeschlagen werde, sondern einzig an der Klarheit, Lebendigkeit und Kraft, womit man sie zu seinem Eigenthume mache"; aber fuhr er fort, es sey beynahe ungedenkbar, dass ein redliches Gemüth, das nach dem Lichte des höhern Lebens sich sehnet, es in den Offenbarungen des Christenthums, erblicken sollte, ohne, mit Verzichtleistung auf jede andere Hülfe, anbetend und hingebend, seine Vollkommenheit und Göttlichkeit anzuerkennen. Denn das Christenthum war ihm mehr als Lehre, oder als hohe, edle Philosophie; er sah in ihm, das Räthsel der Weltgeschichte gelöst, und ihren unbegreiflichen Sinn erklärt, was vor und nach ihm oft versucht, aber von der beschränkten Naturkraft nie geleistet ward; und Christus war ihm mehr, als was der Aberglaube und der Unglaube je in ihm sah, nicht blos Prophet und Wunderthäter, sondern der Vermittler zwischen dem Sinnlichen und Uebersinnlichen, der Versöhner des Gemeinen mit dem Heiligen, der Held

in dem auf dem hohen Standpunkte der Idealität gefafsten Epos der allgemeinen Menschengeschichte.

Unter dem Einflusse solcher Umgebungen, und an der Hand eines solchen Lehrers verlebte ich, die Jahre meiner frühern Jugend. Wir wissen, dafs zur Entwicklung des moralischen Menschen die Unterweisung blose Nachhülfe, und die Ermunterung so wie die Strafe blos Verstärkung eines schon in den Bewegungen begriffenen Keims ist; dagegen bildet sich der Mensch beynahe unfehlbar nach den Mustern, die vor ihm stehen, zumal, wenn er gegen diese mit Liebe und Vertrauen erfüllt ist, und wenn er, was gleichfalls auf unserm ländlichen Sitze der Fall war, selten in Berührung mit solchen kömmt, die von seinen Mustern sich unterscheiden. In der That erhielt ich auch, so wie meine Schwestern, wenig eigentlichen Religionsunterricht; von Uebungen des Gedächtnisses, vermittelst religiösen Stoffes, — auf dessen Kosten sie auch gewöhnlich getrieben werden — war ohnehin keine Rede. Dagegen wurden wir auf dem praktischen Wege gelehrt, Gott in der Natur

und in der Geschichte zu suchen und zu finden; die Geschichte der Bibel und das Leben Jesu machten uns die Ideen und Empfindungen verständlich, die in unsern Andachtsübungen zur Sprache kamen; treffliche Gnomen aus der Schrift und die salbungsvollsten Hymnen wurden in unsre Tagebücher eingeschrieben, oder so oft wiederholt, dafs wir sie endlich auswendig wufsten; der herrschende Ton des Hauses und der Charakter der geliebten Eltern hielten uns unaufhörlich die höhern Regionen des Daseyns vor, denen der Mensch aus den Beschränkungen des irdischen Lebens entgegen strebt. So wurden wir daran gewöhnt, das Bewufstseyn von Gott und Ewigkeit, in seiner Verklärung durch den Geist des Christenthums, nicht als Gegenstand intellektueller Thätigkeit anzusehen; es erschien uns, entkleidet von der Hülle, worein der Buchstabe es zwingt, als etwas Lebendiges, Wirksames, dem Menschen nothwendig Gegebenes, dessen Kraft an dem Herzen und aus ihm in allen Aeusserungen des Willens sich erweisen sollte.

Wir wissen, dafs unser Erzieher die sitt-

liche Gesinnung, in der Wirklichkeit, nicht als für sich bestehend dachte, was sie vielleicht in der Idee seyn mag, sondern sie erschien ihm, als das Produkt der Religiosität, und mit ihr unzertrennlich verbunden; wobey sich jedoch selbst versteht, dafs hier der Grund in seiner reinen Aechtheit voraus gesetzt, und was oft statt desselben sich geltend zu machen sucht, Schwärmerey oder leere theologische Erkenntnifs, gänzlich ausgeschlossen ward. Defswegen wurde recht plannässig die religiöse, oder — weil sie darinn in ihrer höchsten Vollkommenheit erscheint, — die christliche Erziehung betrieben, in der Gewifsheit, dafs dann ihr nothwendiges Resultat, die sittliche Güte und der rechtliche Sinn nicht aussen bleiben konnten. So kam der Zuchtmeister, der in eines jeden Menschen Herzen lebt, in uns zum Ansehen und zur Macht; es bedurfte keiner Ermahnungen und keiner Warnungen; die, da ihre Gründe im irdischen Leben liegen, ohnehin keine Tugend hervor bringen können; auch wo wir nicht beobachtet waren, oder wo die Uebertrettung keinen Nachtheil drohte, stand warnend der allgegenwärtige Gesetzgeber und Vergelter vor uns.

Das hohe Ideal moralischer Vollkommenheit, das in Christo der Welt erschien, und der rührende Ruf zur Heiligung, der aus seinem Werke an die Menschheit ergeht, konnte nicht in unserm Bewufstseyn erlöschen, da jeder Tag das eine und das andere in uns erneuerte; und des Vaters und der Mutter Liebe liessen uns nicht kaltsinnig gegen die Weisheit werden, in denen wir ihres Lebens ganzen Charakter sahen, und die sie so ehrwürdig und so gut machte. Auf diesem Wege wird die Tugend allein wahres Eigenthum des Menschen; er bedarf, um sie zu üben, keines gesetzlichen Zutrauens, oder keiner, seinen Willen unterjochenden, Gebote mehr; sie quillt von selbst aus seinem Herzen hervor, und wird ihm, da in diesem alles Arge untergeht, zur Natur.

* * *

Ob gleich mein Vater die Erziehung seiner Kinder, zumal in so ferne ihre Zwecke in der höhern Anlage gesucht wurden, zu seinem eigenen Berufe gemacht hatte, so wär es doch wünschenswerth für ihn, dafs der

gute und redliche Mann, der in Hollach das Lehramt der Religion begleitete, auch in seinem Theile, wenigstens durch seine öffentlichen Religionsvorträge und bey gegebenen Veranlassungen im Umgange, für dasselbe Ziel auf uns wirken möchte. Aber dieser Wunsch wurde ihm nicht ganz erfüllt; im Gegentheile gab es in der Ansicht Beyder Dissonanzen, welche für unser Haus grosse Verlegenheiten herbey führen konnten, die man um so lieber vermieden hätte, da der wackere Prediger Steinberg, durch Charakter und Verdienste, nicht gemeine Ansprüche auf Aufmerksamkeit und Achtung hatte. Ueberdiefs war es ein altes, bewährtes Band, das ihn mit unsrer Familie verknüpfte. Seit der Reformation hatten, in ununterbrochener Linie, seine Väter an der Kirche zu Hollach gelehrt; er hatte, auf Schulen und Universitäten, seinen Studienlauf an der Seite meines Vaters gemacht; ein fleissiger Briefwechsel setzte das Verkehr der Jugendfreunde bis in das Alter fort; er hatte aus Liebe zu diesen Verhältnissen Anträge zu viel reichlichern Versorgungen ausgeschlagen. Es wäre grau-

sam gewesen, einem solchen Mann auch nur eine scheinbare Kränkung zu erweisen.

Von der Religion, die er bekannte, durchdrungen, strebte er mit unermüdbarem Fleisse, seinen Glauben und seine Gefühle, allen Individuen der Gemeine mitzutheilen, die ihm anvertraut war; auch in allen seinen Verhältnissen war er, seiner ihn herzlich liebenden Heerde, Vorbild und Muster. Aber unglücklicher Weise unterschied er nicht scharf genug, den Buchstaben und den Geist der Religion, den theoretischen Begriff und die wirksame Kraft; und indem er beydes mit einander versetzte, brachte er in das Wesen der Religiosität ein fremdes Ingrediens, wodurch dasselbe befleckt und sein Einfluss gehemmt und geschwächt wurde. Wer sich die christliche Religionstheorie nicht in der Integrität und mit allen den Bestimmungen vorstellte, wie sie in seiner Seele lag, durfte vor seinem Richterstuhle das Lob der Rechtglaubigkeit nicht erwarten; und er hatte es keinen Hehl, dass das wahre Christenthum, mit allen seinen beseeligenden Wirkungen, in dem Menschen erlösche, wenn er die wörtliche Inge-

bung der Religionsurkunden bezweifle, oder in seinen Begriffen von der höhern Natur Jesu, von den Bestimmungen des Athanasius abweiche, oder für die Verdammten eine Rettung hoffe, oder die unmittelbaren Wirkungen der Gnade verwerfe. Zwar in seinen Religionsvorträgen war, wie es auch die Natur einer auf Belebung des Gefühls und des Willens berechneten Unterweisung mit sich bringt, dieser strenge Dogmatismus nicht das herrschende Princip; im Gegentheile überwog der lebendige Sinn für Besserung und Beruhigung die theoretische Vorstellung, und freylich nicht ohne Inkonsequenz, brachte er in allen seinen aufmerksamen Zuhörern das Bewufstseyn zu Stande, dafs das wahre Christenthum nicht in dem Begriffe, den das Erkenntnifsvermögen von seinen Lehren auffafst, sondern in der Gesinnung begründet sey, die sein Geist in den Herzen schafft. Indessen wurden solche erbauliche, rührende und ergreifende Darstellungen doch manchmal durch eifrige Apologieen dieser oder jener Vorstellungsart, oder durch dringende Anpreisungen des blosen Buchstabens unterbrochen, die bey dem Zutrauen, das der Mann verdiente, und

bey seinem nicht gemeinen Redner-Talente, um so fester haften mufsten. In dem Katechismusunterrichte aber, der ihn schon durch seine Form tiefer in das System hineinführte, erschien dieser Fehler auf eine auffallendere Weise. Es war recht eigentlich darauf angelegt, seinen Zöglingen die genau bestimmte und auf ewig geschlossene Religionstheorie anzueignen, die ihm als einzig möglicher Stoff der Rechtglaubigkeit, und als nothwendige Bedingung des guten und seeligen Lebens erschien.

Es mag für diejenigen, deren Bestimmung die Sorge für die religiöse Kultur eines kleinern oder grössern Theils ihrer Zeitgenossen ist, schwer seyn, sich gegen die Verirrung zu bewahren, von der wir hier einen sehr achtungswürdigen Mann befangen sehen. Da man einmal voraussetzt, dafs die religiösen Ideen und Gefühle nicht anders als durch Unterricht geweckt und erhalten werden können, so wird der, dem ihre Pflege einst anvertraut werden soll, gleichfalls durch Unterricht zu seinem Berufe vorbereitet: und dadurch geschieht es, dafs die gedachten Ideen in wis-

senschaftlicher Form vor ihm aufgehen, dafs er gewöhnt wird, sie nur in dieser zu sehen, dafs nicht sein Herz, sondern ausschliessend die intellektuelle Kraft sich derselben bemächtigt, und dafs es folglich auch nur diese ist, die nach ihren Gesetzen sie ordnet, bestimmt und über sie erkennt. Dadurch wird die Religion Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung; bey dem, was aus ihrem Kreise das Bewufstseyn aufnimmt, liegt alles daran, ob und wie es theoretisch begründet sey; und was unter der Probe der Spekulation nicht besteht, mufs nothwendig als falsch, unfruchtbar oder schädlich verworfen werden. So hängt denn alles am Begriffe; wo er nicht in seiner Reinheit und mit der angenommenen Bestimmung besteht, da ist auch keine Veredlung und keine Seeligkeit. Dieſs voraus gesetzt verfährt man ganz folgerecht, wenn man alle diejenigen hafst und verdammt, die nicht unsres Glaubens sind, und wenn der rechte Glaube am höchsten angeschlagen wird, weil ohne ihn die Gottseligkeit doch nicht gedenkbar ist. Zum Glücke wurde dem guten Pastor Steinberg die Ehre der Konsequenz nicht zu Theil, wie denn der Irthum, der auf

dem Wege unbefangenen Nachdenkens aufgegriffen worden, oft an dem arglosen und wohlwollenden Herzen zu Schanden wird. Er bestand unerschütterlich darauf, dafs ein Katholik, oder ein Nichtchrist nur durch einen ausserordentlichen Akt der göttlichen Gnade, ein Socinianer, oder ein vom Christenthum abgefallener Deist aber, nie der künftigen Seeligkeit theilhaftig werden könne; demungeachtet schlug sein liebendes Herz für alle Menschen, ohne Rücksicht auf ihr kirchliches Bekenntnifs, und von den Hungernden, die er gespeist, und von den Nackenden, die er gekleidet hat, mochte er wohl nie einen gefragt haben, ob er sich die Abendmahls-Theorie streng nach Wittenbergischen Begriffen vorstelle. Eben so führte er das Wort, dafs der Gerechte seines Glaubens lebe, seinen Sinn genau nach dem rohen Buchstaben deutend, immer im Munde: und doch hatte er in sich ein ganz anderes Leben hergestellt, als das ist, welches dieser rohe Buchstabe anfachen könnte.

Mein Vater war wohl zu nichts weniger, als zum Apostel eigner Ueberzeugungen auf-

gelegt; theils weil das Bemühen, Proselyten zu machen, an sich schon seinem Systeme widersprochen hätte, theils weil er wufste, dafs Religionsmeynungen gewöhnlich nur dann abgelegt oder modificirt werden, wenn der Mensch durch eigenes Nachdenken ihre Blösen entdeckt. Demungeachtet versuchte er es verschiedentlich, auf eine vorsichtige Art, und dem redlichen, die Wahrheit von Herzen erstrebenden Sinne des Mannes vertrauend, dieses Nachdenken in Steinbergen wenigstens zu wecken. Er bewies ihm, dafs nicht das Meynen oder Wissen, sondern einzig die Gesinnung den Charakter der Religiosität ausmachen; dafs Glaube, Hoffnung und Liebe unabhängig von den theoretischen Bestimmungen der Theologen bestehen; dafs Vorstellungsarten und dogmatische Begriffe etwas ganz anders seyen, als die allgemeinen Fundamentalideen, die aller Religion zu Grunde liegen; dafs Christus unter den Heiden mehr Glauben gefunden habe, als in Israel; dafs die Resultate wissenschaftlicher Untersuchungen für das religiöse Leben nie wesentlich seyn können, weil nur die wenigsten sie fassen, und weil sie, wie alles menschliche,

liche, wandelbar seyen; dafs man durch das Dringen auf Zeichen und Begriffe in Gefahr komme, das eine Wahre und den Geist zu verlieren; dafs der reine Wille und das lebendige Gefühl der übersinnlichen Welt, wozu das Christenthum den Menschen bilde, durchaus nicht durch die Operationen des Verstandes, und eben so wenig durch die Annahme der von ihm gegebenen Erklärungen dieser oder jener Vernunftidee, hergestellt werden können. Aber alle diese Bemerkungen konnten nichts wirken, entweder weil sie nicht begriffen wurden, oder weil ein Effekt von ihnen nur unter der Voraussetzung möglich war, dafs das ganze Gebäude einstürzte, das in den Vorstellungen des Gegners bestand. Alle seine Begriffe seyen, versicherte er, durch die in der Schrift laut gewordenen Orakel ausgesprochen; was von Gott auf solche Weise verkündigt sey, müsse pflichtmässig geglaubt werden; die Wahrheit sey ein Heiligthum an sich, und unabhängig von dem Zusammenhange ihrer Erkenntnifs mit dem Leben; es sey möglich, dafs er in der Erklärung des Schriftsinns sich irre, aber es entbinde ihn diese Möglichkeit nicht von der Pflicht, seiner Ueberzeu-

gung zu folgen, und sie als die einzig richtige zu verbreiten; die Vernunft habe ohnehin keine Stimme, wenn von geoffenbarten Wahrheiten die Rede sey, und gewöhnlich verstecke sich hinter ihr, um den Menschen von dem Wege der Wahrheit abzuführen, der böse Geist. Was liefs sich hier mit der Hoffnung eines auch nur mittelmässigen Erfolges entgegen sagen? Es hätte einer gänzlichen intellektuellen Wiedergeburt, eines in seinem Systeme alt gewordenen Mannes bedurft, und diese liefs sich am wenigsten erwarten, da es sich um religiöse Ueberzeugungen handelte, für deren Erhaltung die Eigenliebe eben so durch das Organ des Gewissens spricht, als, nach der Meynung des Predigers, in einem andern Falle, der Teufel durch das Organ der Vernunft.

In seinem eigentlichen Kreise, als Volkslehrer, mochte Steinberg durch die Strenge seiner dogmatischen Vorstellungen wohl keinen Schaden stiften; wenigstens hätte die entgegengesetzte, und in seiner Amtsführung wirklich angewandte Ansicht, unfehlbar weit grössere Gefahren herbey geführt. Der ge-

meine Mann, nicht an das Nachdenken über ideellen Stoff gewöhnt, und deſshalb für denselben nur empfänglich, wenn er an Bilder oder Thatsachen geknüpft ist, kann die religiösen Ideen nicht in ihrer Reinheit auffassen, und eben so wenig aus sich selbst hervor bringen. Als ein Akt des göttlichen Willens ihm gegeben, müssen sie in der Geschichte ihrer Mittheilung verfliessen. Das Wort, in welchem sie ausgesprochen sind, muſs ihm eben so heilig seyn, als sein Sinn, weil es gleichen göttlichen Ursprungs ist; und das Wunderbare und Geheimnifsvolle kann ihn nicht irren, im Gegentheile muſs es ihn noch mehr erregen und begeistern, gerade weil es höher ist, als die Natur. Deſshalb will die ächte Lehrweisheit, daſs der Vortrag der Religion an ein ungebildetes Publikum sich nicht mit künstlichen und scharfsinnigen Erklärungen des Schriftsinns, und eben so wenig mit feinen Unterscheidungen der Vorstellung von ihrem Gegenstande beschäftige; nicht nur, daſs beydes nicht begriffen würde, es dürfte gleichfalls durch das erstre die Achtung für den Ausspruch der Schrift überhaupt geschwächt, und durch das andere ein Geist des

Grübelns und des Zweifelns erregt werden, der bey so geringer Kraft und Uebung in der Spekulation, wie wir sie bey dem grossen Haufen voraus setzen, gedoppelt verderblich seyn müfste. Darum, meynen wir, möge der Volkslehrer immerhin auf Berichtigung der Begriffe, und zumal auf Ausrottung des Aberglaubens hin arbeiten; aber er nehme dem Volke keine an sich unschädliche irrige Meynung, mit der Gefahr, dafs es dadurch auch die Wahrheit einbüssen könnte; er lasse ihm das Bild, die Parabel oder die Geschichte, worein es seine Ueberzeugung kleidet, nur dafs er jene immer mehr zu veredeln strebe; er mache es nicht irre, in seinem Begriff von der Nothwendigkeit, allen Aussprüchen der Religionsurkunde zu glauben, weil mit dem Glauben auch das Wollen und das Handeln fallen würde. In diesen Geiste lehrte und wirkte der Prediger unsers Dorfes, nur dafs die Form reiner Lehre nicht Bequemung nach dem Bedürfnisse, sondern reine, volle Ueberzeugung war; und er hat durch seinen biblischen Styl, seine warme Bildersprache, seine Schriftbeweise, seine das Gefühl und die Phantasie erregende, Wärme, und seine stete Beziehung

des zeitlichen Lebens auf das ewige, gewifs unendlich mehr ausgerichtet, als je alle nach dem Ruhme der Schönheit und Korrektheit strebenden Deklamatoren, als alle rüstigen Aufklärer, und als alle kalten Moralisten.

Diese unverkennbar glückliche Praxis bey einer unstreitig fehlerhaften Theorie mochte wohl das meiste dazu beygetragen haben, dafs mein Vater, jedoch nicht ohne zögern, sich entschlofs, mich, in dem vierzehnten Jahre meines Alters, an dem Unterrichte Antheil nehmen zu lassen, den der Prediger den Kindern des Dorfs vor der Konfirmation ertheilte. Auch bot die Sache selbst einige Seiten dar, deren Betrachtung das Bedenkliche derselben, zumal bey einem Manne, der das religiöse Leben vielleicht oft auf Kosten des religiösen Begriffs erhub, um viel vermindern konnte. Einmal kommt es gewifs bey der Unterweisung in den Lehren der Religion doch nicht so wohl auf die Vorstellungsarten und Bestimmungen derselben, die ohnehin meistens bald wieder in dem jugendlichen Gemüthe verfliegen, als auf den Geist an, in dem sie vorgetragen werden, und auf das religiöse Gefühl,

das in dem Lehrer vorhanden ist, und von ihm auf die Zuhörer übergehen soll. Bleibt auch dieser oder jener schwankende, schiefe oder rohe Begriff in dem Verstande des Zöglings zurück, so darf man noch immerhin dessen Berichtigung hoffen, wenn nämlich, wie bey uns, mit dem erhaltenen Unterrichte die Bildung nicht als geschlossen betrachtet, sondern immer weiter fortgesetzt wird. Ueberdiefs ist der Vortheil, den für den Zweck der religiösen Bildung ein Lehrer von lebendigem Sinne für die himmlische Wahrheit und von warmem Eifer für ihre Verbreitung und Befruchtung gewährt, so grofs, dafs einzelne Schattenpunkte, die da und dort in seiner Theorie erschienen, in Vergleichung mit jenen als ganz unbedeutend verschwinden.

* * *

Ich erinnere mich noch sehr lebhaft, mit welcher Freude ich die Ankündigung vernahm, dafs ich nun, in ziemlich zahlreicher Gesellschaft, die Unterrichtsstunden des Predigers werde besuchen dürfen. Schon um ihrer Neuheit willen, war mir die Sache inte-

ressant; auch war ich dem frommen, freundlichen Alten vom Herzen gut; überdiefs hatte ich öfters bey seinen Katechisationen in der Kirche zugehört, wo es mir denn nicht entgieng, wie sehr ich, wenn ich zugleich unter den Lehrlingen mich befände, mit meiner ausgebreitetern Erkenntnifs und mit meinem offeneren Kopfe, neben ihnen, glänzen könnte. Dabey versäumte mein Vater nicht, mir die Sache aus einem höhern Standpunkte zu zeigen, auf dem dieser Unterricht als nähere Vorbereitung zum religiösen Leben, als Befestigung und Begründung der bisher erlangten Ueberzeugungen, und als Einleitung zum vollen Genufs der Bürgerrechte, in dem durch Christum gepflanzten moralischen Staat erscheinen. Zudem erhielt ich noch die bestimmte Weisung, alles mit der gröfsten Aufmerksamkeit aufzufassen und zu durchdenken, weil das in jeder Stunde behandelte Lehrstück zu Hause, in der Gesellschaft der Schwestern, und unter der Leitung des Vaters wiederholt werden sollte.

Ein zusammenhängender Unterricht in den Lehren des Christenthums war auch in der

That Bedürfnifs für mich. Denn was in dieser Hinsicht mir bisher zu Theil geworden war, hatte unter sich, bey aller Trefflichkeit des Einzelnen, keine feste Verbindung, und meine Vorstellungen waren zum Theil einseitig, lückenhaft und unbefestigt. Ich fieng an, mir dieser Unvollkommenheit bewufst zu werden. In den Lehrstunden, die mir gegeben wurden, galt das Wissen, oder die Fülle der Kenntnisse nur für einen untergeordneten Zweck, alles war darauf berechnet, die Kraft, welche die Kenntnisse aufnimmt, zu stärken, und die, welche sie ordnet und verwaltet, zu schärfen, und zu erhöhen. Ich konnte mich defshalb auch in Hinsicht auf die ideale Welt mit dem zerrissenen und schwankenden Begriffe nicht beruhigen; ich fieng an, einzusehen, wie viel in meinen Vorstellungen dunkel, unbestimmt und unbegründet sey. Ueber manches, was meine jugendliche Phantasie aufs Aeusserste erregte, und eben so sehr mein Herz ergrieff, vermochte ich mir nicht Rechenschaft zu geben. Viele Worte sprachen mit grosser Macht mich an, aber ich konnte von ihnen keinen klaren Sinn gewinnen. Ich war kein Zweifler; aber ich ahnete die Mög-

lichkeit und die Nothwendigkeit, dafs mir noch ein helleres Licht aufgienge. Diesen Dienst, hoffte ich, sollte mir der ehrwürdige Steinberg leisten.

Bey der Aufmerksamkeit, welche diese Erwartungen in mir erregten, und bey der bisher schon erhaltenen Angewöhnung, auf den Grund alles Gedachten zu achten, und alle Vorstellungen in einen nothwendigen Zusammenhang zu ordnen, entgieng mir die Konsequenz nicht, die unser Lehrer in seinem Vortrage zu erreichen suchte, und die auch wirklich in seiner Ansicht der Religion bestand. Von dem Grundsatze ausgehend, dafs die Bibel ein Werk unmittelbarer göttlicher Offenbarung sey, und dafs folglich ihr wörtlicher Sinn die Vorstellung gebe, die die Menschen sich von Gott und göttlichen Dingen machen müssen, leitete er aus ihr die Lehren ab, welche die Theorie des Christenthums bilden, und so bald dargethan ward, dafs das abgeleitete rein aus der Quelle geschöpft sey, so bedurfte es für dessen Realität keines Beweises weiter. Die Lehre erschien als Thatsache, welche unerschütterlich begründet war, so

bald aus ihrer Darstellung hervor gieng, dafs in ihr der Ausspruch des Zeugen, ohne irgend einen seinen Sinn ändernden Einflufs, wiederholt worden sey. Dadurch wurde zugleich alles Menschliche, alles Wandelbare und alles Zufällige von ihr ausgeschlossen, und sie trat in einem herrlichen Lichte hervor, nicht als Resultat dürftiger Erdenweisheit, sondern als Wort Gottes und als eine Stimme aus dem Himmel; welches Licht um so mächtiger vor meinen Augen strahlte, da der Lehrer nicht versäumte, auf den Kontrast aufmerksam zu machen, in welchem dasselbe mit der kümmerlich dämmernden Lampe der natürlichen Vernunft stand. Die freyere Ansicht des Schriftsinnes, gebaut auf die Voraussetzung, dafs alle Offenbarung, so wie überhaupt jede Lehre, durch Orts- und Zeitverhältnisse, Formen annehmen müsse, die ihrem Geiste nicht nothwendig eigenthümlich sind, kann nie dieselbe Festigkeit, Bestimmtheit und Kraft erlangen, weil es doch immer wieder das beschränkte menschliche Vermögen ist, welches die Scheidung des Ausserwesentlichen und Zufälligen von dem Wesentlichen und Nothwendigen vernimmt.

Aber wir wissen auch, dafs Consequenz nicht immer das Merkmahl der Wahrheit ist. Sie beweist zwar, dafs in unserm Verfahren die Gesetze des Denkens streng erfüllt werden; aber ihr Ruhm würde uns auch zu Theil; wenn der Stoff des Denkens nur erträumet wäre.

Diesen Unterschied machte ich damals noch nicht. Der Charakter von Einheit und Festigkeit, der in dem gegebenen Unterrichte sich ankündigte, und der religiöse Geist; welcher über demselben schwebte, nahmen mich zu sehr in Anspruch, als dafs ich hätte es für möglich halten können, dafs auf dem Wege, den ein so starkes Licht erhellte, und auf dem ein so frommer Führer uns geleitete, je der Fufs des Wandelnden straucheln könnte. Auch war dem jugendlichen Gemüthe, in dem die Phantasie vorherrschend ihr Daseyn erwies, eine solche Theologie willkommen, welche einen unermefslichen Reichthum historischer Notitzen aus der übersinnlichen Welt mittheilte, und dadurch so viel Stoff zum Ahnen, Dichten, Glauben und Hoffen gewährte; besonders zog mich die in ihr gegebene Dar-

stellung von dem einen Lauf von Jahrtausenden erfüllenden, ein bildliches Gepräge von Poesie tragenden Kampf des bösen und des guten Princips; und von dem endlichen glorreichen Siege des letzterm über das erstere, im höchsten Grade zu, und bald mit Staunen, bald mit Entzücken weilte mein Blick auf den heroischen Gestalten, die in diesem erhabenen Epos zum Vorschein kamen; demungeachtet hörte der reflektirende Verstand nicht auf, seine Rechte anzusprechen. Manches war im geraden Widerspruche mit meinen bisherigen Ueberzeugungen und Gefühlen; manches bot mir diesen Widerspruch in sich selbst dar; manches schien durch das Zeugnifs des äussern Sinnes vernichtet; manches wollte dem Zeugnisse des innern Sinnes sich nicht anbequemen. Aber meine Achtung für den Geist des Lehrers erlaubte mir nicht, den Grund dieser Dunkelheiten und Widersprüche anderswo zu suchen, als in meiner eigenen Kurzsichtigkeit und Unempfänglichkeit, und wenn ich ihm meine Zweifel vorlegte, geschah es immer mit der gewissen Zuversicht, dafs es ihm ein leichtes seyn werde, sie vollkommen zu entkräften. Wo man mit solcher Gelch-

rigkeit der Zurechtweisung entgegen kömmt, bedarf es für sie keines grossen Aufwandes von Gründen.

Die stolze oder die geistlose Orthodoxie erträgt keinen Einwurf und keinen Zweifel, und sie weifst alles, was mifstönend mit ihren Orakelsprüchen bemerkt wird, kurz und entscheidend durch die Behauptung zurück, das sey ein Widerstreben gegen die Wahrheit, erregt durch die geheimen Einflüsse des immer geschäftigen bösen Geistes. So vornehm und streng benahm sich aber der wohlmeynende Steinberg nicht. Er schien im Gegentheile meine Bemerkungen und Bedenklichkeiten gern zu vernehmen, er entwickelte und prüfte sie mit freundlicher Gesprächigkeit, und er liefs nicht ab, bis er die deutliche und bestimmte Vorstellung in mir hergestellt hatte, in der sein Sinn rein und genau aufgefafst war. Doch kam er meistens immer wieder auf die Hauptidee zurück, auf der im Grunde sein ganzes System beruhte, dafs nämlich Vernunft und Offenbahrung die beyden einander entgegen gesetzten Extreme einer Linie seyen, die sich unaufhörlich widerstre-

ben, und sich gegenseitig zu zerstören suchen; daſs aber der Glaube, als das Princip des geistigen Lebens die Entzweyung vermittle, und durch die Zurückweisung der Vernunft in ihre eigentliche Sphäre, den Menschen zum Vollgenusse des Lichtes und der Seeligkeit verhelfe, welche die Offenbahrung gewährt. — Gewiſs ertrug diese Ansicht eine sehr befriedigende Deutung; aber so wie ich sie verstand, und wie der Lehrer sie verstanden haben wollte, war sie falsch, indem Vernunft und Offenbahrung nicht im Gegensatze mit einander stehen können, vielmehr die letztre durch die erstre erst möglich wird. Dabey führte sie, in diesem Sinne genommen, nothwendig zu einem Mifsvertrauen gegen die Vernunft, ja zu einer Verachtung derselben, die den Menschen der Gefahr aussetzen, alles Licht und allen Segen der Religion in den Irrgängen des Aberglaubens und der Schwärmerey einzubüssen, wenn nicht eine glückliche Inkonsequenz, oder das nur schwache Leben des religiösen Bewufstseyn ihn rettete.

Die Vorstellungen, die ich durch Steinbergs Unterricht empfieng, kamen in den

Wiederholungen desselben, die mein Vater nach jeder Stunde, mit mir und den Schwestern vorzunehmen pflegte, immer wieder zur Sprache. Wir wissen, wie sehr die Ansichten Beyder von einander divergirten, und so mochte wohl der letztre sehr viel zu bestimmen, zu berichtigen und zu mildern finden. Indessen versteht es sich von selbst, dafs in dieser Beziehung mit äusserster Vorsicht zu Werke gegangen, und alles vermieden wurde, was die Wiederholung, als eine Kontrole des Unterrichts hätte darstellen können; im Gegentheile erschien sie, als eine Nachhülfe desselben, veranstaltet zu dem Zwecke, dafs die in ihm mitgetheilten Ideen noch mehr aufgehellt, belebt und befestigt werden möchten. Auch darinn blieb mein Vater seinen Grundsätzen getreu. Er suchte und fand die Religion, nicht in der Theorie, welche die Spekulation von ihren Offenbarungen sich bildet, sondern in dem lebendigen Gefühle der unsichtbaren Welt und ihrer Gesetze; und er war es gewifs, dafs da, wo dieses Gefühl erregt und erhalten worden, die Theorie, die für jeden Bedürfnifs ist, von selbst erwachsen, so wie, dafs sie einen um so höhern Grad

von Klarheit und Sicherheit erlangen werde, je schärfer und geübter das Denkvermögen ist, welches sie darstellt. Deshalb liefs er manche Vorstellungsart, die nicht die seinige war, stehen, und manchen Begriff, der vielleicht einer Berichtigung bedurfte, unberichtigt; damit nicht in uns die Meynung erregt würde, die Religion liege im Wissen, und damit nicht durch das Niederreissen des Aussenwerks die Erschütterung das ganze Gebäude ergreife. Unterdessen wurde diese Schonung nur solchen Vorstellungsarten zu Theil, die dem Geiste der Religiosität nicht zuwider waren, und noch immer eine demselben gemässe Deutung ertrugen: denn der grobe Irrthum, oder der gefährliche Begriff konnten nicht bestehen, wo so ernstlich auf Licht in der Erkenntnifs und auf Veredlung des Willens gestrebt ward.

Aber, wie es überhaupt dem Menschen selten gelingt, in der Anwendung einer Wahrheit, von der er überzeugt ist, nie die Gränze zu überschreiten, welche die Vernunft vorzeichnet, so mochte die Duldsamkeit meines Vaters, in Hinsicht auf manche theologische

gische Lehren, die mir damals vorgetragen wurden, vielleicht zu grofs gewesen seyn. Die Darstellungen der strengern protestantischen Dogmatik, so wie sie in den Schulen des siebenzehnten Jahrhunderts gebildet war, von dem Verderben der moralischen Natur des Menschen, von seiner gänzlichen Passivität in der Wiederherstellung, von den unmittelbaren Wirkungen der Gnade auf sein Herz, von dem Glauben der Unmündigen, von der Kraft des Gebets in zeitlichen Dingen, von der wesentlichen Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahle etc. erhalten zwar in einem erleuchteten Verstande, und in einem frommen Gemüthe einen ächt religiösen Sinn, und diesen voraus gesetzt, werden sie für den Menschen Erregungen und Mittel zum höchsten Geistesgenusse. Aber wenn blos der Buchstabe begriffen, und die Erklärung des in ihm verhüllten Geheimnisses versäumt wird, so werden sie Quellen und Stützpunkte des Aberglaubens und des Wahns, und fördern das Erstarren des Geistes in der todten Form und das Dahinsterben aller selbstständigen Kraft. Jener ihr tieferer Sinn war meinem Vater nicht verborgen; auch unterliefs er nicht, uns

ihn zu enthüllen. Aber der freye Blick in das Geheimniſs konnte mir nicht gelingen, da Steinbergs Eifer mich zu fest an seine Hülle hettete, und da die Kraft, die gegen das Innere des Heiligthums mich zog, schwächer war und mit minderm Vortheil wirkte, als die, welche mich auf seiner Schwelle hinhielt,

Es kamen freylich auf diese Weise viele Begriffe in meinen Kopf, welche die Probe einer gründlichen Prüfung nicht aushielten, und die mir auch in der That nachher vielfach schädlich wurden, besonders in so ferne durch sie die Angriffe, welche Leichtsinn und Freygeisterey auf meinen Glauben machten, gerade ihre gröfste Stärke erhielten. Und doch war der Unterricht des wackern Predigers, durch die Macht, mit der derselbe das Herz ansprach, und das religiöse Bewufstseyn belebte, für mich sehr viel und unendlich mehr werth, als die reinste wissenschaftliche Darstellung, die nur auf Berichtigung der theoretischen Ansicht gestrebt, das Herz aber leer gelassen hätte; welcher Vortheil um so höher anzuschlagen war, da damals die nach-

her so jämmerlich zerstöhrende Weise unter den deutschen Theologen schon zu herrschen begann, vermöge deren sie die Bildung zur Religion durch einseitige Bearbeitung des Denkvermögens zu Stande zu bringen trachteten, und das religiöse Leben einzig und ausschliessend durch die Klarheit der Begriffe anzufachen wähnten. Steinberg versäumte auch diese nicht; nur fehlte seinem Begriffe oft die Realität. Dagegen bezog sich sein Unterricht immer bestimmt und unmittelbar auf das Herz seiner Schüler; nie verschwand, durch das Streben auf Berichtigung der Vorstellungen, der höhere Sinn der Lehre; mit herzlichem Gebete wurden die Stunden angefangen und geendigt; und mit herzlichen Ermahnungen und Warnungen der Vortrag gehoben; alles war darauf gerichtet, das Gefühl von Gottes Liebe und Allgegenwart, und von dem Ziele, für das er den Menschen geschaffen, zu wecken und zu beleben; jedes Wort empfieng durch die ehrwürdige Gestalt, den väterlichen Ton und den frommen Sinn des Mannes Feyerlichkeit und Salbung; es war in uns allen das Bewufstseyn klar, dafs wir eigentlich nicht bey ihm seyen, um zu lernen, son-

dern um durch den Geist des Christenthums, den er uns einhauchte, fromm und seelig zu werden.

* * *

Wo das religiöse Bewufstseyn kräftig und lebendig besteht, kann unmöglich die Einförmigkeit und Kälte, die in den meisten protestantischen Kirchen dem öffentlichen Gottesdienste alle Würde und Feyerlichkeit entzieht, gefallen. Mein Vater und Steinberg fühlten defshalb auf gleiche Weise das Bedürfnifs, das in dieser Beziehung beynahe überall noch unerledigt ist, und sie beklagten mit Betrübnifs den Verlust so vieler wirksamen Eindrücke auf die Herzen, die durch das entgegen gesetzte Bestreben hervor gebracht werden müfsten. Es soll ja von der öffentlichen Gottesverehrung alles ferne seyn, was blos als eitles Gepräge glänzt, was durch Ueberladung den Schönheitssinn beleidigt, und was die Empfindung betäubt, dafs die höhere Bedeutung des Bildes dem Verstande verloren geht. Aber wenn das Gebäude, in dem die Gemeine sich versammelt, um die Herzen zu dem Ewi-

gen sich zu erheben, durch Dürftigkeit, Finsternifs und Schmutzigkeit die Sinne beleidigt und das Gemüth niederdrückt, — wenn der Gottesdienst an eine gemeine, alltägliche Form geknüpft, nie etwas Neues oder Erhebendes darbietet, — wenn man immer mit der Gewifsheit die Schwelle des Tempels betritt, das tausendmal Gehörte und Geschene wieder zu hören und zu sehen, — wenn die sinnvollsten Handlungen der Religion vernichtet werden, wie ein Handwerk, — wenn im Aeussern nichts das hohe Geheimnifs ankündigt, das hier gefühlt und genossen werden soll, — wenn der Begriff der gemeinsamen Gottesverehrung erlischt, und ihr kein anderer Zweck mehr abgewonnen werden kann, als der, zu lehren und gelehrt zu werden, — — dann geht der Effekt der öffentlichen Anbetung gröfsten Theils verloren, und es erstickt das Leben des Geistes in der leeren, kalten, gewohnten Monotonie.

Wir können es uns nicht verbergen, dafs die katholische Kirche — so vieles auch in ihrer Organisation und in ihrem Dogma mit dem reinen Christianismus mifstönen mag —

in dieser Hinsicht eigenthümliche Mittel habe, um den Sinn und die Phantasie in das höhere Interesse der Religion zu ziehen. Die Idee des Priesterthums ist in ihr durch die des Lehramts nicht erlöscht. In ihren Tempeln einigt sich Schönheit mit Grösse und Pracht. Ihr ganzer Gottesdienst trägt einen feyerlichen und fröhlichen Charakter. Alle Künste wirken zusammen, um ihn zu verherrlichen. In ihren Gebräuchen herrscht vielfältige Abwechslung. Die Menge der Feste giebt dem Gemüthe immer neue Gegenstände. Die Anbetung ist nicht an den Ort und die Zeit gebunden; die Gemeine erhebt ihre preisende Stimme auch im Tempel der Natur, oder in der Stille der Nacht. Die feyerliche Haltung des Priesters bey dem Opfer, die auf dem Altare flammenden Lichter, der durch den Tempel duftende Weihrauch, das mit den ersten Blüthen des Frühlings geschmückte Heiligthum, der in die ernste Stille fallende Triumph des Gesangs — verkündigt es nicht auch dem Rohen und dem Spötter die Nähe der Gottheit? Es ist umsonst, dafs man hierbey bemerkt, auch das Schöne und Mannigfaltige verliere durch die Gewohnheit seine

Kraft, weil es dieselbe doch länger erhalten mufs, als das Gemeine und Einförmige; und mag mancher an dem Aussenwerke haften bleiben, ohne in dessen Inneres einzudringen, so ist diefs doch kein grösseres Uebel, als das, wenn dieses Innere dem andern verschlossen bleibt, weil seine dürftige, zurückstossende Hülle ihn nicht einladet, es zu suchen.

Bey der hohen Begeisterung und Gemüthlichkeit, welche die heroischen Männer belebte, die im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts den Kampf mit dem Pabstthume begannen, müfste uns ihre Strenge gegen Ceremonieen und Bilder, und ihre Zurückführung des Kultus auf eine blose Lehranstalt seltsam vorkommen, wenn es nicht so menschlich wäre, um des Mifsbrauchs willen, auch die Gränzen des Rechten und Zweckmässigen zu verengen. Da in ihrer Zeit das Verderben der Kirche grossen Theils entweder in dem eiteln Gepränge und in dem Mechanismus des Gottesdienstes lag, oder dadurch wenigstens bedeckt wurde, so glaubten sie diese Fehler nicht besser vermeiden zu können, als wenn sie sich so weit als möglich von ihnen ent-

fernten; und da Unwissenheit und Aberglauben die mächtigsten Hindernisse der Aufnahme der reinern, von ihnen wieder gegebenen Ideen waren, so wurde es auf einem sich selbst darbietenden Wege ein Hauptstück ihres Gottesdienstes, durch immer wiederholtes Predigen und Unterrichten das Volk zu erleuchten und in der bessern Erkenntnifs zu befestigen. Ueberhaupt sucht jede im Kampfe sich bildende Parthie, so bald sie mit entschiedenem Muthe ihr Werk unternimmt und fortsetzt, sich von derjenigen, von der sie sich getrennt hat, so weit zu unterscheiden, dafs auch alle Spuren der ehemaligen Gemeinschaft untergehen. Aber es war nicht im Geiste der Reformatoren, dafs der polemische Sinn in Hinsicht auf die Gebräuche auf solche Weise fortdauern, und die Kirche alles Schmucks entkleidet werden sollte, den der Kunstsinn ihr zu gewähren vermochte. Sie zeugten in zürnendem Eifer gegen die Schwärmer, welche die Bilder von den Altären stiessen, und gegen das Diebsgesinde, das die Kirchen der Mittel beraubte, um des Gottesdienstes noch mit äusserer Würde zu pflegen. Sie dichteten selbst erhabene Hymnen zur Ehre der

Gottheit, und liessen das Saitenspiel und die Posaunen in dieselben ertönen. Sie gaben dem Kultus Ordnungen und Gesetze mit dem ausdrücklich erklärten Zweck der Feyerlichkeit, und fanden sogar nichts abergläubisches darinn, dafs der Beter sich selbst, oder der im Kreise der Kinder betende Vater die Seinen mit dem Zeichen des Kreuzes segnete; woraus uns ersichtlich ist, dafs die Feindseligkeit gegen das Sinnliche in der Gottesverehrung weiter führte, als sie selbst wollten, und dafs ihr lebendiges Gefühl des Göttlichen, wenn es sich in der Kirche fortgeerbt hätte, diese nie zu dem kalten, prosaischen Charakter würde haben herniederr sinken lassen, der ihr itzt aufgedrückt ist.

Dafs der Gebildetere, dem zu genügen der Prediger mit ungemeinen Talenten ausgerüstet seyn mufs, in unsern gottesdienstlichen Versammlungen Langeweile hat, dafs der minder Gebildete, der in diesen Versammlungen nur seinen Verstand angesprochen findet, derselben müde wird, und dafs der Rohe dabey blos mechanisch einer Angewöhnung folgt, deren Zweck er sich nicht verdeutlicht, dafs

also die religiösen Uebungen bey allen nur wenig fruchten, — das kommt gröfsten Theils daher, weil die Anregung der Sinne und der Phantasie für die Interessen des höhern Lebens versäumt wird. Man scheint nicht zu überlegen, dafs man nur vermittelst dieser Kräfte auf das innere des Menschen wirkt, und dafs ohne ihre Dazwischenkunft der reine Verstand zwar Begriffe und die Vernunft Ideen schaffen, also wissenschaftliche Erkenntnifs zu Stande kommen, nicht aber das Herz erregt und das Gemüth in Bewegung gesetzt werden könne. Die unsichtbare Welt mufs uns zur Anschauung gebracht, und in voller Lebendigkeit dargestellt, sie mufs von der vereinten Kraft aller unsrer geistigen Anlagen ergriffen und durchdrungen seyn, sonst ist sie für uns nichts als ein dunkler Traum, oder ein in mattem Lichte schwimmendes Bild, ohne Charakter und ohne Kunstwerth.

Diese Betrachtungen hatten meinen Vater veranlafst, unter Mitwirkung des Predigers, in dem gottesdienstlichen Wesen zu Hollach viele Einrichtungen zu treffen, die auf

den Zweck erhöhter Feyerlichkeit und Würde berechnet waren. Das Innere und die Umgebungen der Kirche erhielten mannigfaltige Verschönerungen, die durch edle Einfalt den Beschauer anzogen. Der Begräbnifsplatz ward in einen schönen Baumgarten verwandelt. Mehrere junge Leute wurden im Gesang und in der Musick unterwiesen, um durch sie diesen Theil des Gottesdienstes zu veredeln. In den öffentlichen Kirchenhandlungen war stete Abwechslung. Die Feste wurden mit grossen Feyerlichkeiten begangen; auch hatten die verschiedenen Jahrszeiten, so wie die verschiedenen Alter besondere, ihnen gewidmete, Feyertage. Am Weihnachts- und Osterfeste hatten gottesdienstliche Versammlungen vor dem Aufgange der Sonne statt. Die Feyer des Abendmahls und der Taufe war zur Andeutung des hohen Sinns dieser Gebräuche eingerichtet. Stille, Ordnung, Würde und Heiterkeit charakterisirten alle gottesdienstlichen Versammlungen und Handlungen. — Leicht gewannen diese Einrichtungen, da sie mit Klugheit gemacht wurden, und ihre Urheber das allgemeine Zutrauen genossen, den Beyfall des Volks, und bald wurden auch ihre Wirkungen

sichtbar. Dagegen fehlte es freylich, unter den Weltweisen der Nachbarschaft, an Tadlern und an Spöttern nicht; aber wer in sich die Kraft nicht fühlt, deren Stimme ruhig zu verabscheu'n, unternehme ja nichts für die Sache der Wahrheit und der Religion, weil man derselben nur dadurch mit Erfolg dient, dafs man von der Heerstrasse der Gewohnheit und der Indolenz abweicht.

Auch die Konfirmationshandlung, welche, als Bezeichnung des Uebertritts aus der Kindheit in das Jünglingsalter, und als Aufnahme unter die Zahl der selbstständig überzeugten Bekenner des Christenthums, mit mir und den übrigen Kindern meines Alters vorgenommen wurde, erhielt eine hohe Feyerlichkeit. Die Kirche war mit Maien und Blumen festlich geschmückt. Den Altar zierte ein schönes, das, „lasset die Kindlein zu mir kommen," darstellendes Gemählde. An der Hand der Mütter zogen die Kinder, aus der Schule, in die Kirche, vor deren Thüre der Prediger segnend sie empfieng, und dann vor den Altar führte. Abwechselnd in Chören sangen sie mit den Erwachsenen. Eine rührende Rede

erklärte beyden der Feyer hohen Sinn. Um den Altar knieend empfiengen die Confirmanden nach abgelegtem Glaubens-Bekenntnisse den Segen, umgeben von ihren Eltern und Taufzeugen. Neue Chöre unterbrachen den Akt. Am Schlusse wurde uns das Abendmahl gereicht. Während Lobgesänge aus Blasinstrumenten vom Thurm der Kirche schallten, führten die Mütter freudig die Söhne und Töchter nach Hause.

Dieser Tag hat tiefe und lange unversehrt erhaltene Eindrücke in meiner Seele zurück gelassen; nicht als ob ich von beyden religiösen Handlungen eine wunderbare Wirkung erwartet hätte, sondern weil ihre Bedeutung von mir lebendig gefühlt, und mein Herz durch kräftige Ermahnungen auf dieselben vorbereitet worden war. Die Confirmation erregte in mir das ermunternde und erfreuende Bewufstseyn, dafs ich nun in alle Rechte so wie in alle Pflichten der Bekenner des Christenthums eingetretten, und der Abendmahlsgenufs, dafs ich jener Rechte wirklich theilhaftig geworden sey, und das eine und das andere erhöhte und verstärkte über die Mass-

sen die Freudigkeit meines Glaubens, meine Empfänglichkeit für die Wirkungen der religiösen Lehren und Uebungen, und meinen Eifer, Gutes zu thun und nicht müde zu werden. Es war ein Gefühl in mir, das mir zu sagen schien, ich sey ein neuer Mensch geworden, und ich habe nun die Stufe der Bildung erreicht, nach welcher die bisherige Entwicklung der jugendlichen Kräfte strebte, und von der erst grössere und herrlichere Regionen für meinen Fleifs sich aufthun müfsten; und jenes Gefühl war begleitet von einer Zuversicht, die mich nicht daran zweifeln liefs, dafs mir das Vollkommnere immer mehr gelingen werde, und von Vorsätzen, denen bey ihrer Festigkeit und bey diesem unverwandten Hinblicke auf Gott und seine Hülfe, die Ausführung nicht fehlen konnte. Es bedarf der Bemerkung nicht, dafs meine guten Eltern alles thaten, was sie vermochten, um durch die besagten Religionshandlungen auf solche Weise auf mein Herz zu wirken. Die ernsten Ermahnungen des Vaters und die Thränen der Mutter hatten mich so mächtig ergriffen, dafs auch der Leichtsinn und die Verirrungen des spätern Lebens das Andenken an sie nicht

gänzlich vernichten konnten: und wie hätte ihr Wort an meinem Herzen kraftlos vorüber gehen können, da ich von Kindheit auf ein Zeuge davon gewesen war, wie trefflich ihr Leben den Werth und die Wahrheit desselben bestätigte?

Ueberhaupt war die Stimmung meines Geistes nie reiner, unbefangener, schuldloser und friedlicher, als in dieser Zeit: in mir bildete sich in ihm die übersinnliche Welt in solcher Kraft und Wahrheit ab. Denn wenn auch das männliche Alter vieles gewährt, was die Kindheit vermifst, so hat es doch nie das Bewufstseyn der Unschuld und die ungestöhrte Zuversicht des Glaubens, die wir nur in der letztern besitzen, weil das fortgesetzte Handeln, und die Erfahrungen, die wir an uns selbst und an andern machen, beydes unvermeidlich trüben und stöhren. Es kam kein Zweifel in meine Seele; die Wahrheit, die ich fühlte, war mir ja unmittelbar gewifs. Auch war ich über die theoretische Bestimmung dieser Wahrheit nie verlegen; ich bedurfte ihrer ja nur für mein Herz, und diefs war dann ihr unfehlbarer Ausleger. Die ganze

Natur war für mich ein herrlicher Tempel der Gottheit; in allen Erscheinungen derselben fand ich, staunend, bewundernd und entzückt, ihren Schöpfer und Regenten. Die Weltgeschichte eröffnete sich vor mir, als die Ausführung seines Plans, und so die Geschichte jedes Menschenlebens. Ich vernahm seine Stimme in den Offenbahrungen des Christenthums; durch das Werk Jesu sah ich das gröfste Räthsel des Lebens gelöst. Es kam kein unreiner Gedanke in meine Seele; denn der Heilige, der das Geheimste durchschaut, war mir nahe. Mit inniger Liebe umfafste ich alle Menschen. Aus einem Herzen voll Hoffnung und kindlicher Zuversicht ergossen sich meine Gebete. Wie eine schöne Saat des Frühlings lag mein künftiges Leben vor mir; unter dem Schutze, unter dem ich wandelte, gab es in demselben keine Gefahren, und dem frommen Sinne winkten in ihm die schönsten Früchte. Ich war voll Lust zu allem Guten, und sicher, dafs es mir gelingen mufste. Ueberall flossen mir Quellen der Freude und Seeligkeit; und rein und unversiegbar fliessen sie ja auch nur einem frommen Gemüthe!

* * *

Aber auch in einem Sitze so schuldloser Freude, wie unser Haus es war, kehrt zu ihrer Zeit die Trübsal ein, nicht nur weil alles Menschliche wandelbar und vergänglich ist, sondern auch auf dafs der von der Vorsehung bezielte Zweck erreicht werde, die Menschen zu erinnern, es liege ihre Bestimmung höher, als in dem Genusse irdischen, auch wohl verdienten Glücks. Diese Erinnerung ist auch bey den besten Menschen nicht überflüssig; denn wir sind nie in grösserer Gefahr, den Lohn der Tugend mit ihr selbst zu verwechseln, oder das Gute nie um des Segens willen zu lieben, den es beschehrt, als wenn uns jener Lohn wirklich und ununterbrochen zu Theil wird; und leicht bereden wir uns in glücklichen Tagen, unser getroster Muth sey Vertrauen auf Gott, während er doch weiter nichts ist, als Zuversicht zu dem günstigen Schicksale, das uns noch keine Veranlassung gegeben hat, Mifstrauen gegen seine Führung zu fassen. Wie der religiöse Sinn sich auch äussern mag, so werden wir doch nie seiner Reinheit und seiner Stärke gewifs, als wenn es darauf ankommt, das Sichtbare für das Unsichtbare aufzuopfern.

Wir sassen an einem schwülen Sommerabende in einer Laube des Schlofsgartens beysammen. Mutter und Schwestern waren mit ihren weiblichen Arbeiten beschäftigt, und ich wartete, wie gewöhnlich meines Amtes, als Vorleser. Auch der alte Steinberg kam herbey, und liefs sich in unserm Kreise nieder. Nach einem kurzen Gespräche, hiefs man mich die Lektüre fortsetzen. Kaum hatte ich wieder angefangen, als der ängstliche Ausruf meiner Mutter: „Gott! wird dir übel!“ mich unterbrach. Ich blickte auf, und todtbleich sah ich den geliebten Vater in die Arme des neben ihm sitzenden Predigers sinken. Unsre Bestürzung und unsern Jammer erreicht keine Darstellung. Das Gesicht des Unmächtigen glich dem eines Sterbenden. Es trat Schaum aus dem Munde. Die Augen waren starr. Der Anblick war mir unerträglich. Steinberg nahm ihm die Halsbinde ab, und öffnete die Brustbekleidung. Der Gärtner und die Bedienten kamen voll Schrecken herbey. Man brachte den Leidenden auf das Kanapee. Wehklagend und die Hände ringend standen wir Kinder um ihn her. In heftiger Thätigkeit mühte sich die Mutter, als wär es dem

Ungestümm möglich, ihn ins Leben zurück zu rufen. Der Chirurg des Dorfs machte die übrigen Bekleidungen des Körpers los, und wandte starke Reizmittel an. Er erklärte, der Anfall sey eine Apoplexie, und wie es ihm scheine, nicht tödlich. Das gab uns grossen Trost. Der geliebte Vater begann auch wieder freyer zu athmen. Das Bild des Todes verschwand allmählig aus seinem Gesichte. Er glich einem Schlafenden. Man brachte ihn in das Zimmer des nahen Gartenhauses, wo sie ein Bette für ihn zubereitet hatten. Es erfolgte nach der Bewegung ein heftiges Erbrechen. Er schlug die Augen auf, und sprach einige unverständliche Worte. Dann fieng er wieder an, zu schlummern. Wir störten, durch unser lautes Wehklagen, seine Ruhe. Steinberg veranstaltete, dafs wir in das Schlofs zurückgiengen. Die Mutter blieb mit ihm an dem Bette des Kranken zurück.

Ich brachte die Nacht in der jämmerlichsten Gemüthsstimmung hin. In meinem jugendlichen Frohsinn war der Gedanke, dafs ein so lieber Vater mir verloren gehen könnte, nie in meine Seele gekommen; und nun schien

dieser Verlust unvermeidlich. Auf dem Zimmer der Mutter sassen wir, ich und die Schwestern, in sprachlosen Schmerz versunken, und in bittern Thränen schwimmend. Man verkündigte uns: es sey etwas besser, und der aus der Stadt angekommene Arzt mache einige Hoffnung. Ich warf mich auf mein Bett nieder. Es kam kein Schlaf in meine Augen. Unaufhörlich bat ich zu Gott für die Rettung des Kranken. Ich hatte nie mit dieser Innigkeit und mit dieser Wärme gebetet. Auch fühlte ich mich allmählig beruhigter; nicht aber, als ob in mir die Ergebung hergestellt worden wäre, die sich selbst entsagend, stille dem höhern Willen folgt, sondern weil ich wähnte, dafs ein solches Flehen um Hülfe vor dem Allgütigen nicht unerhört bleiben könne. Es kam auch am andern Morgen der Arzt zu uns herauf, und brachte uns die Nachricht, dafs zwar durch den erlittenen Anfall eine starke Lähmung auf der linken Seite erfolgt sey, die aber nur die äussern Theile betroffen zu haben scheine, und dafs man auf Besserung rechnen dürfe. Zugleich erlaubte er uns, ihn in das Gartenhaus zu begleiten, jedoch unter der Bedingung, dafs alles vermie-

den werden müfste, was das Gemüth des Patienten erschüttern könnte.

Wir fanden diesen in einem erträglichern Zustande, als wir erwartet hatten. Zwar war er sehr erschöpft; aber er reichte uns lächelnd die Hand, und sprach einige freundliche Worte. Wir konnten unsre Thränen nicht unterdrücken. Als er diefs bemerkte, schien er sehr gerührt. Doch suchte er die Empfindung seines Innern vor uns zu verbergen. „Seyd nur getrost, gute Kinder! sprach er; ich meyne, dafs es bald besser mit mir werden soll. Ihr seht ja, dafs ich mich in dieser Nacht um vieles erholt habe. Wir wollen Gott vertrauen. Was er über uns beschliefst, ist das Befste. Wer ihm vertraut, fürchtet nichts, und nie kann die Hoffnung ihm entfallen." Er wollte weiter fortreden; aber wir bemerkten die Mühe, die es ihn kostete. Der Arzt hat ihn, sich nicht anzustrengen. Ich gieng hinaus, um meine Thränen zu verbergen. Es war in meinem Herzen eine unaussprechliche schmerzhafte Regung von Liebe, Dankbarkeit, Theilnahme und Gefühl meiner Unmacht.

Die Standhaftigkeit, welche meine gute Mutter, in diesem schrecklichen, so unversehens über unser Haus herein fallenden Sturm behauptete, war eine schöne Probe des Heldenmuths, zu dem das weibliche, mit Religiosität und Liebe erfüllte Herz sich zu erschwingen vermag. Zwar schlug auch sie der erste Anfall tief nieder; aber der kraftvolle Geist unterstützte die wankende Natur. Ihr war die Grösse der Gefahr weniger verborgen, als uns durch jeden Schein von Hoffnung getrösteten Kindern. Das Leben konnte für sie wenig Werth mehr haben, nach dem Verluste des Mannes, der während einer zwanzig jährigen Ehe ihre Liebe, ihr Stolz und ihre Krone gewesen war, und dem sie überliefs, viel jünger als er, ihre innere Bildung gröfsten Theils verdankte; und welche Last von Sorgen und Verlegenheiten fiele auf sie, wann diese Stütze brach? So tief und schmerzhaft alles diefs ihr Herz empfand, so ward durch die Empfindung ihre Kraft doch nicht gebrochen, daf. sie überhört hätte, was in diesen Augenblicken ihr die Pflicht gebot, und der religiöse Glaube verhiefs. Sie kam nicht von dem Bette des mit sorgsamer Liebe von ihr

gepflegten Kranken. Sie liefs ihn auch keinen Schein ihrer Leiden und Besorgnisse bemerken. Heitere Hoffnung und getroste Ergebung in den Willen der Vorsehung sprach aus allen ihren Aeusserungen. Durch die zärtlichste Theilnahme, durch den Ausdruck ihrer eigenen Zuversicht, und durch treffende Erinnerungen an die Wahrheiten, die, aus dem ewigen Leben herüber strahlend, die Dunkelheiten des Zeitlichen erhellen, beruhigte sie das Gemüth des Leidenden, dem der Abschied aus dem Leben nur wegen des Eindrucks bitter seyn konnte, den er auf seine Familie erwarten liefs. Auch unsre Kraft ward durch das Beyspiel von Stille und Geduld, das sie uns gab, gestärkt; und ob sie wohl vermied, uns durch bestimmte Versicherungen von der Wiedergenesung des geliebten Vaters zu täuschen, schlug sie doch die heftigern Regungen des Schmerzens nieder, durch die Hinweisung auf den weisen und gütigen Willen Gottes, der diesen Weg uns wandeln liefs, und auf den Triumph, der dem thätigen Christenthume in der Verzichtleistung auf zeitliche Zwecke und im stillen Gehorsame unter den Züchtigungen Gottes bereitet ist.

In der That war auch unsre Hoffnung, den Kranken bald wieder im Kreise der Gesunden zu umarmen, nur ein frommer Wunsch unsrer Liebe. Der Arzt hatte unsrer Mutter die ganze Grösse der Gefahr entdeckt, und sie ausdrücklich gebeten, diese Stunden seiner Geistesgegenwart zu benützen, wenn sie sich ihm noch über wichtige Angelegenheiten der Familie mitzutheilen hätte, indem er für ein plötzliches Wiederkommen des ersten Anfalls, welches wahrscheinlich tödtlich seyn würde, nicht haften könnte. Auch diese Ankündigung ertrug das edle, duldende Weib, so grausam sie ihr Innerstes verwundete, mit standhaftem Muthe, und sie verschlofs ihren Inhalt in ihr Herz. Es war kein Grund vorhanden, warum sie denselben den Kindern geradezu hätte mittheilen sollen, die sie allmählich auf das Unvermeidliche vorzubereiten beschlossen hatte; dem Kranken aber, der ja wohl fühlte, was in ihm vorgieng, und der ihr seinen Zustand verbarg, wollte sie die Wahrnehmung erspahren, wie sehr ihr derselbe bekannt sey. Ueberdiefs bedurfte er, um getrost in die neue Periode des menschlichen Seyns überzuschreiten, keiner beleb-

renden oder ermunternden Hülfe. Sein ganzes Leben war eine würdige Vorbereitung zu einem frohen und hoffnungsvollen Sterben gewesen.

Es traten auch wirklich an den beyden folgenden Tagen keine, eine grössere Verschlimmerung des Uebels anzeigende, Erscheinungen ein. Der Kranke war ruhig, er sprach mehr und bestimmter als zuvor, auch schien sein Gemüth nicht trübe. Am vierten Tage, als wir uns frühe an seinem Bette versammelt hatten, um ihn zu begrüssen, sagte er, dafs er heute eine Art Heiterkeit und innern Frieden fühle, wie sie ihm während der Krankheit noch nie zu Theil geworden sey, und dafs er glaube, diese glückliche Stimmung benützen zu müssen, um mit uns noch einmal das Gedächtnifs des Todes Jesu zu feyern. Ich glaubte eine besondere Emphase auf dem „noch einmal“ bemerkt zu haben. Das drang mir ins Herz, und ich fieng wieder an, zu weinen. Aber er fuhr tröstend fort: „Wir wissen nicht, meine lieben Kinder! was Gott über uns beschlossen hat; auch ist ihm alles möglich. Wenn sein weiser Rath es will,

dafs ich euch noch länger erhalten werde, so wird es auch geschehen. Es geschieht nicht in Beziehung auf den nahen Tod, dafs ich mit euch das Abendmahl zu feyern wünsche. Es ist ein Wunsch, der aus meiner Liebe zu euch hervor geht, und die Sehnsucht eines Herzens, das nicht zum Sterben, wohl aber zum Leben einer Stärkung seiner Kräfte zu bedürfen glaubt.“ Man traf die nöthigen Anstalten, um seinen Willen zu erfüllen. Um 11 Uhr erschien der ehrwürdige Steinberg. Innig gerührt umgaben die Gattinn und die Kinder des besten Vaters Krankenbette.

Um die Gemüther nicht zu sehr zu ergreifen, zog der Prediger die Handlung so viel möglich ins Kurze. Er sprach einige tiefgefühlte, treffende Worte, über die Hülfsmittel zur Geduld und Stille im Leiden, die das Gedächtnifs Jesu den Christen gewährt, und endete mit der Vorlesung der Einsetzungsworte, worauf wir alle das Abendmahl aus seinen Händen empfiengen. Dann richtete sich der liebe Leidende, so gut er konnte, in seinem Bette auf, befahl mir und den Schwestern näher herzu zu tretten, und sprach im ge-

rührten, eindringenden Tone zu uns: „Lasset mir die Hoffnung, liebe Kinder! dafs diese Feyer des versöhnenden Todes Jesu euch unvergefslich bleiben werde. Durch sie, wollte ich alles bestätigen und versiegeln, was ich euch, von eurer Kindheit an, von dem hohen veredelnden und beseligenden Werthe des Christenthums gelehrt und eingeprägt habe; ich wollte euch dadurch das Zeugnifs ablegen, dafs der Glaube an die Offenbahrungen Gottes mir auch im Angesichte des Todes noch immer so heilig und so theuer sey, als er es mir in meinem ganzen Leben gewesen ist. Ich würde um euretwillen sorglos sterben können, wenn ich davon gewifs seyn dürfte, dafs ihr diesen Glauben, in eurer Ueberzeugung und in eurer Gesinnung, nie verläugnen werdet, und dafs es nie dem Leichtsinne oder der Verführung gelingen werde, sein Leben in euch zu schwächen; denn durch ihn wird eure Tugend rein und unerschütterlich, und unter allen Erfahrungen der Friede eurer Seelen fest und unzerstöhrbar seyn. Lafst euch durch die Reize des Genusses und durch die Täuschungen der Welt, diefs Kleinod nicht entreissen. Mit ihm gebt ihr eure ganze Würde

und den Grund eurer Seeligkeit dahin, und es erlischt euch, das Licht, das dem Glaubigen die Dunkelheiten und Widersprüche des Lebens zu seiner Beruhigung verklärt. Ich habe, in dem langen Laufe und in den vielfach wechselnden Verhältnissen meines Daseyns, in Freude und Leid, im Dulden und im Handeln viel erfahren: aber ins letzte Resultat aller meiner Erfahrungen blieb immer dasselbe, dafs nämlich das menschliche Leben nichts weiter sey, als ein quälender Traum, und der Mensch nichts weiter, als ein Spielball des grausamen Ungefährs, wenn nicht das himmlische Licht den Sinn des Irdischen und Zeitlichen erhellet. Pfleget, Kinder! mit gewissenhafter Treue dieses Lichtes, dafs es euch nie erlösche; ich lege dann getrost mein Haupt im Sterben nieder, weil meinem väterlichen Herzen die Zuversicht wird, dafs ihr die Bestimmung nicht verfehlt, der ihr geweihet seyd. Habt Gott vor Augen und im Herzen, meine Kinder! und lafst nie in euch das Bewufstseyn untergehen, dafs dieis Leben hienieden nur die Vorschule eines künftigen sey. Vor euch, meine Töchter! wandelt, in ihrer hohen Würde, eure tugendhafte Mutter; sie

sey euer Vorbild, dem ihr, in Liebe und Dankbarkeit, ähnlich zu werden streben sollt. Du aber, Eduard, bist berufen, einst dieses Hauses Haupt zu seyn. Lerne die Grösse dieses Berufes kennen; sey thätig und tapfer für die Wahrheit und für das Recht; wisse, dafs es ohne Tugend keine Ehre giebt; und wenn irgend eine Gefahr deinem Herzen sich nahet, so gedenke deines Vaters." — In Thränen zerfliessend küfsten wir dem edeln Manne die Hände, und, indem er uns segnete, sprach er: „Gott wird mit euch seyn!" Diefs Wort schien uns allen das Wort des Abschieds. Immer weniger vermochten wir die Bewegungen unsres Innern zu hemmen. Steinberg, aus zärtlicher Sorge für den Kranken, vermochte uns, uns von ihm zu trennen.

Auch liefs er sich nicht wehren, den folgenden Nachmittag zur Bestellung seines Hauses anzuwenden, gleich als ob er der Nähe seines Endes gewifs gewesen wäre. Er bat, dafs sich alles entfernen, und nur der Beamte bey ihm bleiben möchte, dem er dann verschiedene, nach seinem Tode zu vollziehende Verordnungen diktirte. Diefs dauerte beynahe

drey Stunden. Während derselben brachten wir alle in dem andern Zimmer des Gartenhauses die Zeit zu. Auf die von jemand gemachte Bemerkung, dafs diese Heiterkeit und freye Thätigkeit der Seelenkräfte doch wohl zu neuen Hoffnungen berechtige, verhehlte der Arzt nicht, es liege in der Natur dieser Krankheit, daſs dem neuen Sturme immer eine vielverheissende Stille vorausgehe, und es sey noch eine Frage, ob nicht das innere Gefühl der sinkenden Kraft diesen charaktervollen Kranken errege, so schleunig als möglich noch alles zu ordnen, was ihm am Herzen liegen mochte. In diesem Falle müfste die erzwungene Anstrengung höchst verderblich für den Rest seines Lebens seyn. — Das dünkte mir ein bestimmt ausgesprochenes Todesurtheil. Ich fiel dem Arzte um den Hals, und rief mit Ungestümm: „So wäre denn keine Hoffnung mehr?“ — „Machen Sie sich, lieber Baron! erwiederte er, auf das Schlimmste gefafst, dann wird es, wenn es wirklich erfolgt, ihnen nicht unerwartet seyn; erfolgt aber das Gegentheil, so ist ihre Freude nur um so grösser.“ — Ich warf mich auf das Sopha hin, und weinte meinen Schmerz aus. Nicht minder

reichlich flossen die Thränen der Schwestern. Der Mutter schien der Arzt seine Ansichten schon früher mitgetheilt zu haben. Sie ermahnte uns zur Geduld.

An dem folgenden Morgen wurde es uns allen nur zu bemerkbar, wie sehr der Kranke durch die Anstrengungen des vorigen Tages sich erschöpft hatte. Es traten immer mehr die Kennzeichen eines allmähligen Ersterbens aller Kräfte ein. Selten öffnete er die Augen: er schien in einem tiefen Schlummer zu liegen, der aber manchmal, durch zuckende Bewegungen des Gesichts und der Glieder unterbrochen wurde. Häufiger und stärker folgten diese Unterbrechungen gegen Mittag. Er sprach, manchmal mit Heftigkeit, unzusammenhängende Worte, von religiösem Inhalte. Schweigend und zerrissenen Herzens sassen wir um sein Bette. Der Arzt erklärte, dass nun alle Hoffnung verloren sey.

Nur zu bald wurde das schreckliche Wort erfüllt. Der Schlummer des Sterbenden wurde immer unruhiger, und die Convulsionen heftiger. Wir sahen, wie er mit dem Tode

zog. Unsre Liebe zu ihm, zwang uns nun selbst den Wunsch ab, dafs sein Kampf möchte geendet seyn. Diesen Wunsch sprach auch Steinberg aus, indem er über ihm betete. Mit der einbrechenden Nacht schien er aufs Neue zu erwachen. Er ergriff die Hand meiner Mutter und sprach: „ich habe viel gelitten, aber nun bin ich des Sieges gewifs! Lebe wohl, meine Liebe! Lebt wohl, meine Kinder! — Gott wird mit euch seyn! — Wir finden uns wieder!“ — Das waren seine letzten Worte. Er fiel in den vorigen Schlummer. Der Athem wurde kürzer. Das brechende Herz regte sich kaum bemerkbar mehr. In Liebe und Andacht sanken wir an seinem Bette auf unsre Kniee nieder. Segnend legte Steinberg seine Hand auf die kalte Stirne und sprach: „Du hast den guten Kampf gekämpfet, du hast den Lauf vollendet, du hast Glauben gehalten; so empfange nun die Krone der Gerechtigkeit! Du frommer, du getreuer Knecht, gehe ein zu deines Herrn Freuden!— Möchte einst unser Tod seyn, wie der Tod dieses Gerechten!“ — So verschied er. Es ward uns schwer, uns von seinem Leichname zu trennen. Aber sein heiliger Schatten beglei-

begleitete uns. Die Nachricht von seinem Tode erfüllte das Dorf und die Gegend umher mit tiefer Trauer. Viele bittere Thränen der Liebe und der Dankbarkeit weihten sein Grab. Sie gaben Zeugniſs, daſs die Tugend nicht stirbt, und jede spätere Erinnerung an seinen Tod vergegenwärtigte den Seinen, den herrlichen Sieg der Religion über die Verwesung und ihre Schrecken.

* * *

In den Erklärungen seines letzten Willens, welche der Vollendete den Tag vor seinem Tode, dem Beamten diktirt hatte, sprach er auch seine Wünsche in Hinsicht auf meine weitere Erziehung und auf die Wahl meines künftigen Berufes aus. Bis in mein achtzehntes Jahr sollte ich, meynte er, auf dem Gute und in dem Kreise der verwaisten Familie bleiben, hauptsächlich um immer mehr in der Gesinnung befestigt zu werden, die in ihr herrschend war, und für deren Erhaltung er in keinem öffentlichen Institute eine hinreichende Bürgschaft zu sehen glaubte. „Die Sorge und das Beyspiel der Mutter, hatte er

gesagt, müfsten für diesen heiligen Zweck mehr leisten, als irgend die pädagogische Kunst.“ Es sollte, mit gewissenhafter Vorsicht, und mit besonderer Achtung auf den sittlichen Charakter des Mannes ein Erzieher für mich gesucht werden, der meine wissenschaftliche Bildung fortsetze, und bis auf den besagten Zeitpunkt mein Freund, Lehrer und Führer sey. Dann könnte ich das akademische Studium beginnen, und in so ferne dasselbe auf Zwecke des gemeinen Lebens gerichtet sey, müfste besonders auf den Erwerb solcher Kenntnisse und Fertigkeiten gesehen werden, deren ich einst als Besitzer und Verwalter des väterlichen Gutes bedürfe. Denn in diesem Kreise sey mir mein eigentlicher und nächster Beruf angewiesen; und auch dieser Beruf erhalte durch den Geist, in dem ich einst seiner warten werde, eine hohe Würde. Er wünsche nicht, dafs ich denselben je einer andern Bestimmung unterordne. Man glaube oft durch die Vorsehung zu grossen Staatsgeschäften und zum Fürstendienste berufen zu seyn; aber es sey gewöhnlich die täuschende Stimme der Eitelkeit, die diesem höherm Ursprung erheuchle.

Es war nach dem unerwarteten Tode des guten und würdigen Familienhaupts im Hause sehr viel zu ordnen und zu schlichten. Eine der dringendsten Angelegenheiten blieb indessen der neue Erzieher. Daß der väterliche Wille mich in dem bisherigen Kreise erhalten wissen wollte, das erfüllte einen wichtigen Wunsch der liebenden Mutter. Nach dem Verluste des Gatten würde er ihr gedoppelt schmerzhaft gewesen seyn, auch noch den Sohn zu entbehren. Sie beauftragte einen würdigen Mann, dem auch in Hinsicht auf den Gegenstand selbst eine hohe Kompetenz des Urtheils zukam, sich in Wildenberg für diese Angelegenheit zu erkundigen und zu verwenden; und bald erfolgte die Nachricht, daß sich ein Erzieher von sehr vorzüglichen Eigenschaften gefunden habe, der bereit sey, meine Führung zu übernehmen. Es war auch kaum ein Monat nach dem Tode des Vaters verflossen, als derselbe bey uns ankam. Er empfahl sich durch sein erstes Erscheinen bey uns allen auf das Beste. Sein gefälliges Aeussere, sein gebildeter Ton, seine Bescheidenheit und sein sanfter Ernst gewannen unser aller Herzen. Das Schicksal hatte freundlich

aber uns gewaltet; und wir erkannten dieß immer dankbarer, je näher wir aus Worten und Thaten den kenntnißreichen, interessanten, edelsinnigen Doktor Heinse kennen lernten.

Er hatte auf einigen Universitäten des nördlichen Deutschlands das Recht studirt, um einst seinem Vaterlande auf der Laufbahn des Geschäftsmanns zu nützen. Aber der praktische Zweck seines Studiums gieng ihm über dem höhern verloren, und es ward die Wissenschaft an sich, nicht aber ihre Anwendung im Leben, worinn sein strebender Geist sein Genügen fand. Deßhalb gewahrte ihm der Beruf des Sachwalters weder Interesse, noch öffentlichen Beyfall, und er schlug den Weg des Lehrers ein, der ihm mehr Befriedigung und mehr Ruhm darbot. Damit befolgte er den Ruf der Natur, die diesen Kopf zur Speculation und den andern zum Handeln organisirt, die selten einem alle ihre Gaben mittheilt, und die sich unerbittlich an jedem rächt, der sich unterwindet, ihrem Willen zu widerstreben. Er umfaßte eine reiche Fülle von klar gedachten und systematisch geordne-

tan Kenntnissen, zumal in dem Fache der Geschichte, des positiven Rechts und der Sprachenkunde; ein lichter, selbstständiger und im Denken geübter Geist beherrschte die grosse Masse des Wissens, und ein ungewöhnliches, durch Fleifs und Uebung veredeltes Talent der Mittheilung machte ihn zu einem Meister im Unterrichte. Daron ergofs sich denn der herrlichste Segen über den lernbegierigen Schüler. Der Stoff und die Methode der Belehrung boten ihm neue Reize dar. Er fühlte, dafs die itzige Weise, in Vergleichung mit der vorigen, umfassender, planmässiger und tiefer war. Ueber die Natur und die Geschichte verbreitete sich ihm ein neues Licht. Die Lektüre der römischen Klassiker ward mit strengerer Achtung auf das Schöne und die feine Schattierungen des Styls getrieben. Auch das Studium der griechischen Sprache wurde begonnen, und mit Glück fortgesetzt. Wie in dem väterlichen Unterrichte ward auch hier nicht das Wissen, sondern die Entfaltung und Erhöhung der intellektuellen Kraft, als Zweck vorangestellt; aber es war eine Empfindung in mir, die mir zu sagen schien, ich sey aus einer niedern

Lehranstalt in eine höhere versetzt worden, oder aus der Dämmerung zum hellen Lichte hindurch gedrungen. Wahrlich! der Erzieher, welcher diese Empfindung zu erregen versteht, hat die Hauptaufgabe des Unterrichts gelöst.

Ein besonderes Verdienst darf ich nicht verschweigen, das sich Heinse, in Beziehung auf wissenschaftliche Bildung um mich erwarb. Ich war damals schon von der unersättlichen, umher schweifenden, mit jeder Kost sich begnügenden Leselust ergriffen, die unter die meistens verkannten, aber um defswillen nicht weniger verderblichen Uebel unserer Zeit gehört. Er hatte diefs kaum bemerkt, als er sich eine besondere Angelegenheit daraus machte, nicht nur meine Begriffe von dem Zweck und Sinn des Lesens zu bestimmen und zu berichtigen, sondern auch meine Lektüre selbst zu ordnen und zu leiten. Er lehrte mich Lektüre und Studium unterscheiden. Beyde verhalten sich, nach seiner Ansicht zu einander, wie der gesellschaftliche Umgang und der eigentliche Unterricht. Gleichwie niemand sich jenem aus-

schliessend widmet, und wenn es seyn kann, jedermann ihn nur in den Kreisen der weisesten und der besten sucht, so müsse auch, behauptete er, die Lektüre nicht als Beruf oder Arbeit, sondern als nützliche Erholung betrachtet werden, nur das allseitig Vollendete und das Klassische müsse unsre Wahl treffen, und man müsse den Muth haben, das Gemeine und das Mittelmässige zu verachten, selbst wenn auch die laute Stimme der Mode dessen Kenntnifs fordere. Das Studium dagegen bezeichne den eigentlichen Beruf des wissenschaftlichen Mannes, welcher aber nicht dadurch erfüllt werde, dafs man dieses oder jenes systematische Werk, dieses oder jenes Meisterstück des Genie's oder hoher Kultur blos lese; sondern man müsse streben, den Geist desselben zu erfassen, durch Nachdenken in seine Tiefen eindringen, durch Vergleichung seine Eigenthümlichkeiten hervor heben, und das Neue und Vortrefliche, was in ihm ist, sich zur Ausbeute machen. Zu diesem Ende erhielt ich die Anweisung, die Hauptmomente oder die gelungensten Stellen aus den Schriften, die wir mit einander durchgiengen, aufzuzeichnen, die Plane der einzel-

nen Abschnitte und ganzer Bücher auszuziehen, mich über gewählte Gegenstände in eigenen Aufsätzen zu versuchen, das Gelesene und Durchdachte in veränderter Form darzustellen, überhaupt immer mit dem Empfangen die Uebung des eigenen Bildens und Hervorbringens zu verbinden, und über alle meine Arbeiten ein umständliches und treues Tagebuch zu führen. Diesem allem konnte der beste Erfolg nicht fehlen. Die Gründlichkeit, Planmässigkeit und Ordnung eines solchen Verfahrens, zumal wenn es lange fortgesetzt wird, giebt dem Geiste nicht nur Licht, Reichthum und gediegene Kraft; es treibt ihn zugleich, durch das unausbleibliche Gefühl des Fortschreitens, zu immer fortgesetzter Thätigkeit; und überdiefs müssen auch die moralischen Anlagen nothwendig dabey gewinnen, wenn in der intellektuellen Einheit, Selbstständigkeit und harmonische Bewegung hergestellt wird.

Wie sehr die Empfänglichkeit für die moralische Veredlung durch geordnete wissenschaftliche Thätigkeit gemehrt werde, davon gab Heinse selbst durch Gesinnung und Wandel die schönste Probe. Die Genüsse und In-

teressen des gemeinen sinnlichen Lebens hatten für ihn nur sehr geringen Reiz. Niemand konnte gleichgültiger entbehren, und niemand machte für den äussern Menschen so wenige Ansprüche. Alle seine Kraft war darauf gerichtet, das Gebiet, das sein Geist umspannte, immer mehr anzubauen und immer weiter auszubreiten, und die Früchte, die er auf demselben sammelte, als Erzieher, und dann in einem grössern Kreise, als Schriftsteller auszustreuen. Mit edelm Muthe zeugte er für die Wahrheit und Recht, und mit warmer Liebe umfaßte er die Menschheit. Er gab mir selten moralische Ermahnungen; aber ich bedurfte deren auch nicht. Denn kräftiger als sie gewirkt haben mochten, sprachen die Bemerkungen mein Herz an, die in dem Unterrichte gelegenheitlich in Beziehung auf das sittliche Gute und Böse gemacht wurden, und der reine, edle Sinn, der in der Lebensansicht und in dem Wandel des treuen Mentors mir vorleuchtete.

Und doch war die Tugend dieses Mannes nicht die schöne Blüthe, die, nur auf dem Boden eines heiligen Willens, das lebendige

Bewufstseyn einer übersinnlichen Welt hervor bringt. Die Richtung seines Geistes auf wissenschaftlichen Fleifs hatte ihn über das Gemeine erhoben, und auch sein Herz für das Höhere und Edle gestimmt, und eine glückliche Naturanlage hatte ihn gegen die Verirrungen verwahrt, in welche, bey heftigerer Reizbarkeit der Neigungen der Unbefestigte hinfällt. Seine Tugend war also in der That nicht das Produkt seines freyen, selbstthätigen Willens, sondern die zufällige Wirkung äusserer und innerer Umstände, und allmählig wurde sie zur Angewöhnung oder zur Fertigkeit, die das Bewufstseyn des Grundes, auf dem das legale Handeln beruht, immer mehr erlöschen. Heinse war gut, unschuldig, wohlmeynend, redlich, human und von reiner Sitte, wie es wenige Menschen sind; aber er war das alles, weil seine Geistesrichtung und sein Temperament sich nicht mit dem Gegentheile vertrugen. Seine Tugend war von ihm nicht errungen; er hatte, ohne sie zu suchen, sie als ein Geschenk erhalten. Die Pflicht war ihm lieb geworden, nicht wegen der reinen Quelle, aus der sie ursprünglich fliefst, sondern weil sie seiner Neigung zusagte. Er

war im höchsten Grade liebenswürdig; er stiftete, wo er konnte, unaussprechlich viel Gutes; er unterschied sich auf die rühmlichste Weise von dem grossen Haufen der feinen und groben Egoisten; aber es waren doch nur liebenswürdige Eigenschaften, es war nicht die Tugend in ihrem wahren Sinne, die ihm die Herzen gewannen.

Es versteht sich, dafs ich dieſs alles nicht bemerkte, als er mir noch zum Führer gegeben war, und eben sowohl, dafs ich es nicht wiederhole, um einen mir ewig theuern Namen zu beflecken; sondern dieſs alles ist deſshalb gesagt, um den Adel der moralischen Bildung des Menschen zu retten gegen seinen Schein, und an einem recht ausgezeichneten Beyspiele zu beweisen, wie auch bey sehr vortrefflichen Menschen, ohne ihr Bewufstseyn, der Schein sich geltend machen, und jenen ächten Adel verdringen könne. Das Heiligthum, aus dem der Ruf der Pflicht an des Menschen Herz erschallet, war dem wackern Heinse verschlossen, und wenn es auch gleich, zumal dem von den Fesseln der rohern Sinnlichkeit befreyten, unmöglich ist,

sich seiner Ahnung zu entschlagen, so ward doch in ihm kein Trieb rege, den Eintritt in dasselbe zu versuchen. Er war kein Verächter der Religion, was ein Mensch von guter Art nie seyn kann; er hatte sogar weder gegen ihre Nothwendigkeit, noch gegen die Realität der von ihr dargestellten Objekte entschieden: und er liefs auch nicht ein leises Wort fallen, das leichtsinnig oder absichtlich ausgesprochen, den Glauben des andern hätte wankend machen können. Aber in seinen Spekulationen über die Erscheinungen und Formen des äussern Lebens und der Natur vertieft, und gewohnt sich immer in der Gränze zu halten, welche der Sinnenwelt gesteckt ist, hatte das über ihr liegende Gebiet der Idealität für ihn kein Interesse, und er nahm sich nicht Zeit und Müne, um sich über dasselbe zu verständigen. Bey einem stille und einförmig dahin fliessenden Lebensgange, den nie heftige Schläge des Schicksals unterbrachen, ward in ihm das Bedürfnifs nicht rege, das den Leidenden und Getäuschten zwingt, sich aus dem Wandelbaren und Vergänglichen in das Bestehende und Ewige zu retten; und das gute Gewissen, das bey

einem so reinen Wandel nicht fehlen konnte, durfte in Hinsicht auf den Gesetzgeber und auf den Richter sorgenloser seyn, als das im Bewufstseyn seiner Verirrungen geängstigte Gemüth. Die Wissenschaft war sein Gott, die Natur und die Geschichte seine Altäre, die spekulirende Vernunft sein Orakel, und das Streben nach Erkenntnifs und Begriff sein Gottesdienst. Da in dieser Art von Thätigkeit weniger Versuchungen zum Bösen sind, als beynahe in einer jeden andern, und da auch jene wenigen die Macht des natürlich guten Herzens und des rechtlichen und edeln Sinnes überwog, so blieb er standhaft dem Guten treu, ohne dafs seine Treue durch das Bewufstseyn gehalten ward: ihr Grund liege in einer höhern Weltordnung, und in dieser erwarte sie auch ihre Vergeltung.

So wurde mir an der Seite dieses Mannes der trefflichste Unterricht; an seiner Hand gelangte ich in dem Vorhofe der Wissenschaften zu einem grossen Reichthume gründlicher Kenntnisse, und was noch mehr war, zu dem Sinn, der sie sammelt, verarbeitet und veredelt; sein Beyspiel lehrte mich, welche Reize

die intellektuelle Kultur habe, und mit welchem Fleisse und welcher Hingabe des Geistes sie getrieben werden müsse, wenn sie die Gränze der Mittelmässigkeit übersteigen soll; und dem jugendlichen Herzen voll Empfänglichkeit gewährte er durch seinen reinen Wandel, seine Menschenliebe, seine Rechtlichkeit, seinen Abscheu gegen Unordnung, Rohheit, Ungerechtigkeit und Bedrückung, so wie durch die edle Art, womit er andre beurtheilte und gegen andere handelte, ein vortreffliches Vorbild. Dafs er in seinen Urtheilen und in seinem Handeln die Beziehung auf das höhere Leben nicht bemerkbar werden liefs, und dafs er auch im Unterrichte von demselben nur gelegentlich und ohne Wärme sprach, — dadurch wurde allerdings seine Erziehungsweise unvollkommen; es fehlte ihr gerade das, was sie vollenden sollte. Doch war es eigentlich nur der entbehrte Gewinn, um den ich ihn anzuklagen hatte. Denn der religiöse Geist, der durch die frühere Bildung mir eingehaucht worden war, verlor während seiner Führung nicht an Lebendigkeit, besonders da der fromme Ton des Hauses und der Eifer der ermahnenden Mutter zusammen

wirkten, ihn zu erhalten; aber er erhielt auch keine neue Stärkung, und das war schon ein grosser Verlust, zumal für mich, der ich um diese Zeit in diejenigen Jahre trat, wo die rasche Entwicklung der physischen Kraft und die daraus entspringende erhöhte Reizbarkeit aller sinnlichen Neigungen, jenen Geist in die gefährlichsten Kämpfe verwickeln.

* * *

Jene drey Jahre, die ich unter der Führung meines Heinse durchlebte, sind mir noch immer, mehr als sonst irgend ein Abschnitt meines vergangenen Lebens, durch erfreuende und beschämende Erinnerungen gegenwärtig. Dieser fröhliche Muth zu allem Guten, diese alle Menschen umfassende herzliche Liebe, dieser rege Sinn für die Schönheit und Ordnung der Natur, diefs auf keiner Täuschung beruhende Gefühl des täglichen Fortschreitens zu grösserer Vollkommenheit, und diefs getroste Vertrauen auf Gott, so wie diese lebendige Empfindung seiner schützenden und stärkenden Nähe — erfüllt mich itzt noch mit Sehnsucht und Entzücken; aber die

Vorstellung, dafs ich später den gröfsten Theil dieser Genüsse hinweg geworfen habe, um mich statt ihrer an elenden Tand und an die Götzen der Welt zu hängen, und dafs der Verlust in mancher Beziehung unwiederbringlich ist, — stöhrt und verkümmert die Erinnerung, und demüthigt und zerknirscht mein Herz, indem sie das traurige Bild der Thorheit, deren Opfer ich geworden bin, mir vor Augen stellt.

Ein froher Sinn und eine rege Empfänglichkeit, überall Nahrung und Genufs für denselben zu finden, ist die gewöhnliche Ausstattung der Jugend. Er ward auch mir in einem hohen Grade zu Theil. Die schöne Natur, die unsern ländlichen Sitz umgab, das friedliche, durch die herzlichste Liebe und Gegenliebe verschönerte Leben im Schoofse meiner Familie, der Umgang mit den guten Menschen, die in Freundschafts- und Dienstverhältnissen zu unserm Hause standen, die fortgesetzte, glücklich gelingende Thätigkeit in meinen Studien, manche kleinere und gröfsere Parthie in benachbarte und entferntere Gegenden, die ich an der Seite des kenntnifs-

nifsreichen Heinse machte, die landwirthschaftlichen Geschäfte und Feste, deren Anblick das Dorf oder auch das Haus darbot, selbst die Erinnerung an die Würde und die Tugenden des unvergefslichen Vaters — waren für mich eben so viele Quellen von Freude, Hoffnung, sanfter und gerührter Empfindung. Im frohen Gefühle des Glücks zu leben, begrüfste ich jeden kommenden Tag; fröhlich in der Arbeit und durch jede Blüthe, die er brachte, entzückt, setzte ich ihn fort; mit lebendigem Danke gegen Gott schlossen meine Augen sich zum Schlafe. Damals begriff ich noch nicht, wie der Satz bezweifelt werden könne, dafs der Mensch zur Freude geschaffen sey, und noch viel weniger, dafs gewöhnlich der Mensch selbst der Zerstöhrer seiner Freude werde.

Allerdings gelingt ein solches ruhiges, hoffnungsvolles Wohlseyn nur dem jugendlichen Gemüthe, nicht nur, weil die physische Organisation es besonders dazu begünstigt, sondern auch, weil es noch des scharfen Blickes entbehrt, der das Leben in seiner wahren Gestalt darstellt. Die Phantasie des Jünglings bildet ihm seine Welt, und sie meynt es im-

mer so gut mit ihm, dafs sie aus ihrer Schöpfung das Böse so viel möglich entfernt, und dagegen im gleichem Verhältnisse das Gute verschönert und steigert; aber bald tritt die Erfahrung, gleich einem feindseeligen Geiste, hinzu, entzieht dem Bilde seine schönsten Reize, und läfst uns endlich von demselben nichts übrig, als das leidige Bewufstseyn, es sey das Leben ein ewiger Kampf widerstreitender Kräfte, und es gebe in ihm keinen Sieg für dessen Gewinn uns eine ewige Bürgschaft werde. — Aber jenes Wohlseyn der Jugend kann auf einem noch tiefern Grunde ruhen, und es gewährt auch dann noch seeligere Gefühle, nämlich auf dem Grunde eines reinen, unverdorbenen Herzens. Das hatte ich mir bis dahin, und noch länger erhalten. Die eigensüchtigen Neigungen, welche die Menschen trennen, entzweyen und vereinzeln, so wie die Begierde nach den Mitteln, durch welche die Sinnlichkeit ihre Lust befriedigt, waren mir fremde und unbekannt. Eine natürliche Anlage zum Wohlwollen liefs mich gerade darinn den gröfsten Genufs finden, dafs ich andern Freude machte, und mein herrschender Sinn für Kunst und Wissenschaft

machte mir jede Entbehrung der thierischen Natur leicht, wenn nur ihm sein Genüge geschah. Es war nichts was mein Gewissen hätte beunruhigen können; jeder Gedanke, der in der sittlichen Hinsicht zweydeutig schien, ward in seinem Aufsteigen schon mit Abscheu verworfen. In diesem Sinne handelten die Menschen, die mich umgaben; ich glaubte, sie müfsten alle so handeln. Wo die Tugend im Herzen der Hebel und Stern des Wollens ist, da sieht man sie auch leichter ausser sich; und nur in dem Herzen, in dem sie herrscht, wäre Friede und Seeligkeit, selbst wenn körperliche Organisation und widrige Erfahrungen nicht dazu dienten, das Wohlseyn zu erregen, oder zu erhalten.

Am reichlichsten ergiefst sich aber diese Seeligkeit aus ihrer reinsten Quelle, aus dem lebendigen Glauben an Gott, zumal wenn dieser in der heitern und fruchtbaren Form des Christenthums gefafst ist. Dieser Glaube war die Krone und der Segen meiner Jugend. Es mochte in meinen Begriffen von der übersinnlichen Welt, und von der Herablassung der Gottheit zur Menschheit vieles seyn, was unter

der Probe der spekulativen Vernunft nicht bestand; auch mochte in meine Gefühle mancher Zug von Schwärmerey sich einmischen; wie ich denn allerdings das Göttliche zu sehr ins Gemeine und Sinnliche herab zog, und überall das Gesetz der Natur der Macht des Wunders unterwarf; — so erhub doch der schwankende Begriff und das schwärmerische Gefühl mein Gemüth über das rohe, thierische Leben, und es ward in mir die Empfänglichkeit für die würdigere und höhere Bildung erhalten. Ueberhaupt entsteht die religiöse Gesinnung in ihrer Reinheit in der Seele des Menschen nicht durch einen plötzlichen Schöpfungsakt, wie wir doch unbilliger Weise voraussetzen, wenn wir diejenigen verachten oder verspotten, in welchen wir noch den Schatten der Sinnlichkeit auf sie fallen sehen; und es kann diese Gesinnung in dem Herzen vorhanden seyn, wenn gleich die Ansicht der theoretischen Vernunft, oder die Art, wie wir uns das Ueberirdische vorstellen, noch mannigfaltiger Berichtigungen bedarf. Ist nur einmal das Gefühl des Göttlichen in dem Menschen erwacht, und seine Nothwendigkeit in ihm zum Bewufstseyn gekommen, so gebührt

ihm schon seine Stelle unter den Auserwählten, es mag auch in seiner Vorstellung jenes Göttliche sich so oder anders gestalten. Ist er nur reinen Sinnes, so wird sich das Gemeine immer mehr von demselben scheiden, und das allenthalben kräftig scheinende Licht wird immer mehr, was ihm noch dunkel ist, erhellen, während auch kein Strahl desselben in die Finsternisse fällt, in welchen der Leichtsinn und die Rohheit wandeln.

Meine Religiosität hatte in jenen schönen Tagen den Charakter von Kindlichkeit, den sie in dem ausgereiften Manne selten erlangt, wenn gleich der Stifter des Christenthums in sie ihre Vollendung setzt. Wie das erste Weltalter, dessen Denkmale uns in den ältesten Schriften der Hebräer aufbewahrt sind, sah ich in der mich umgebenden Welt, nicht die Kräfte der Natur, sondern allenthalben die unsichtbare Kraft, welche über ihnen ist, die Gottheit, wirken. Jede Bewegung erschien mir als Anstalt eines alle Ereignisse auf bestimmte Zwecke berechnenden, unendlichen Verstandes, und als Resultat seines unmittelbaren Einflusses; und es war die höchste

Güte, welche diese Zwecke erwählte, und die höchste Weisheit, welche ihre Erreichung zu Stande brachte. So bildete sich mir die Welt als das Reich Gottes, und in allem, was in ihr bestand und was in ihr sich bewegte, fühlte ich die Nähe ihres Regenten. Er war in mir und ausser mir; im milden Sonnenschein und im zerstöhrenden Sturm kündigte er sich meinem Herzen an; im Rauschen des Baches und im Donner vernahm ich seine Stimme; ich sah im Glück und im Unglück, wie überall sein Wille geschah. Und seinen Willen zu thun, das war meine Freude und mein Glück. Mit Dankbarkeit und Liebe war mein Herz gegen ihn erfüllt, bey dem steten Anblicke seines väterlichen Wirkens, und mit Ehrfurcht durch das Gefühl seiner Heiligkeit, Weisheit und Macht. Mit getroster Zuversicht ergossen sich vor ihm meine Gebete; aber auch mit ruhiger Ergebung in seinen mir unbegreiflichen Rath. Ich war unaussprechlich froh und seelig durch das Bewufstseyn, dafs ich unter seiner schützenden Hand den freundlichen Pfad des Lebens wandle, und dafs die Menschen, die seinen Willen thun, zu ihm in demselben Verhältnisse

stehen, wie die lieben Kinder zu dem lieben Vater.

Bey dieser Ansicht der Welt und des dem frommen Gemüthe offenbahren Geheimnisses, dessen Hülle sie ist, sagten einige Predigt- und Erbauungsbücher von neuern Geschmacke, welche Heinse der Mutter empfohlen hatte, und von denen auch in den der gemeinschaftlichen Andacht gewidmeten Stunden Gebrauch gemacht wurde, meinem Gefühle nicht zu. Ich vermifste in ihnen die Wärme und die Lebendigkeit, womit sonst jede religiöse Betrachtung mein Herz ansprach, und ich fand dieses weit weniger erregt, erfüllt und erhoben, als es sonst durch die Lesung der Erbauungsbücher von einem ältern Ursprunge geschehen war. Dieselbe Erfahrung machten auch die übrigen Glieder der Familie, und wir kamen allmälig wieder zu den alten bewährten Hausfreunden zurück, so dafs unter ihnen den neuen, immer seltener, eine Stimme eingeräumt wurde. Es lag uns nicht daran, durch bestimmte Auffassung des Charakters der ältern und neuern Asceten, und durch die Vergleichung desselben mit unsrer Ansicht

und unserm Bedürfnisse, uns über die Erscheinung zu verständigen: indessen war die Erklärung derselben nicht schwer. Die Neuern, von denen hier die Rede ist, hatten das, was der religiöse Sinn fühlt, in die Sprache des Verstandes übersetzt, was er in lebendiger Gestalt erblickt, in den blosen Begriff verwandelt, was er hofft und glaubt, der Probe des Beweises unterworfen, und was er in seiner Fülle faßt, nur leise und bedenklich berührt. Ihm konnte deßhalb nicht genügen, was sie verhiessen und was sie leisteten; ihr klares und schönes Wort war ihm kein Ersatz für das kraftvolle Leben, das ihn durchdrang. Und wird dieses Leben in der mündlichen oder schriftlichen Darstellung der religiösen Wahrheit vermißt, kann man dann wohl mit Grunde voraussetzen, daß es doch in dem Gemüthe des Meisters vorhanden sey?

Mit dieser reinen und harmonischen Stimmung des Herzens und mit diesem festen, getrosten Glauben an Gott und seine schützende Führung, gieng ich der herannahenden Zeit entgegen, in der ich aus dem Schooße der

geliebten Familie heraus treten sollte, um in der Ferne mich für meinen künftigen Beruf zu bilden. Da zur nämlichen Zeit Heinse in sein Vaterland zurück berufen wurde, um die Direktion einer öffentlichen Lehranstalt zu übernehmen, und die mütterliche Liebe mir einen höhern Grad von moralischer Erstarkung zutraute, als es recht war, so beschlofs man, mich dem akademischen Leben, ohne Begleitung eines Führers zu überlassen. Dieser Entschluss war sehr gewagt; und er war es bey mir gedoppelt, da ich bisher die Welt blos in Holbach und in seinen Umgebungen gesehen hatte, und aus eigner Erfahrung keine der Gefahren kannte, die in ihr, besonders redlichen und wohlwollenden Gemüthern allenthalben entgegen kommen. Mir war das alles gleichgültig; denn ich hoffte die Menschen überall so zu finden, wie ich sie bisher in meiner Nähe gefunden hatte; und die Berührungen mit den Bösen, meynte ich, müfsten sich wohl leicht vermeiden lassen. — Auf alle Fälle mufs die Gefahr der Unabhängigkeit von dem Menschen immer einmal gewagt werden, und oft ist es eine Wohlthat

für ihn, ihr früh zu erliegen, wenn er nämlich noch die Kraft und den Willen rettet, sich wieder zu ermannen.

Zweytes Buch.

Der Sieg des Unglaubens.

O der Helle, die dem armen Schwärmer
Nichts zu zeigen hat, als seine Nacht!
O des Lichtes, das den Glauben ärmer,
Und die Weisheit doch nicht reicher macht!

Tiedge.

Während die Zubereitungen zu meiner Abreise gemacht wurden, erhielt auch das Schicksal meiner Schwester Adelheid, zu ihrem Glück und zu unsrer Freude, seine Entscheidung. Der Baron von Feldheim, der, nachdem er einige Jahre mit grosser Auszeichnung unter den Heeren des Kaisers gedient, und in dieser Laufbahn viel gesehen und erfahren hatte, was für's Leben fruchtbar ist, liefs sich auf seinem, eine halbe Meile von Hollach liegenden Gute nieder; ein Mann von ernstem, festem Charakter, edler Gesinnung und gebildetem Verstande. Er schlofs sich bald vorzugsweise an unser Haus an, und ohne dafs von unsrer Seite eine Absicht dieser Art erwartet ward, bat er um Adelheidens Hand. Die Zustimmung des tugendhaften Mädchens und der Wunsch der Mutter, die Tochter in ihrer Nähe versorgt zu sehen,

liessen keine Bedenklichkeit gegen die Sache entstehen. Das schöne Band ward vor dem Traualtare geheiligt; und die jungen Eheleute beschlossen, mich in die neue Welt einzuführen, der ich so voll Hoffnungen und guter Vorsätze entgegen gieng. Das erleichterte mir den Schmerz des Abschieds und vermehrte in hohem Grade das Vergnügen der Reise. Der alte Fritz, ein treuer, bewährter Diener unsres Hauses, der den gröfsten Theil seines Lebens in demselben zugebracht hatte, ward mir für die ganze Zeit meines akademischen Laufes zum Begleiter mitgegeben. „Wenn es möglich wäre, hatte die Mutter gesagt, dafs das Andenken an deinen Vater und an sein Exempel je in dir erlöschen könnte, so müfste der gute Fritz es immer wieder erneuern."

Es fehlte nicht an Anweisungen, Ermahnungen, Warnungen und Klugheitslehren, für die neue Lebensperiode, an deren Eingang ich stand. Heinse theilte mir einen meisterhaften schriftlichen Plan über die Einrichtung und Ordnung meiner Studien mit, und verband mit demselben einige gehaltvolle, aus

seiner eignen vieljährigen Erfahrung abgezogenen Regeln, über die akademische Lebensweisheit. Der redliche Steinberg machte mich auf die Gefahren, womit der verdorbene Geist der Welt die unverdorbene Jugend bedroht, aufmerksam, und beschwor mich, vor allem den Glauben an die reine Wahrheit der christlichen Offenbahrung gegen die Anfälle des Leichtsinns, der Frivolität und der Freygeisterey treu zu behaupten. Der Amtmann erinnerte mich, mit dem Ernst, zu dem sein Beruf ihn aufforderte, streng bey der mir vorgeschriebenen wirthschaftlichen Ordnung zu bleiben, und nie die Summe, die mir ausgesetzt war, gänzlich zu verbrauchen; denn, setzte der erfahrene und besonnene Mann hinzu, „die ökonomische Zerrüttung ist gewöhnlich auch der Tod des Ehrgefühls und der „Moralität." — Und die gute Mutter, die in solchen ernsthaften Stunden mehr, als sie sprach, in ihren Blicken lesen liefs, umarmte mich beym Abschiede, mit dem zärtlichen Worte: „Du, mein Sohn! bist meines Lebens gröfste Hoffnung! Kommst du weiser und besser wieder, so hat mein Herz das Herrlichste erlangt, was es je wünschen konnte." —

Ihre Hoffnung, gute Mutter! sprach ich, indem ich meine Rechte in die ihrige legte, soll Sie nicht täuschen; das schwöre ich Ihnen!" — und so zog ich tief gerührt von dannen.

Wir kamen nach einer sehr angenehmen, und besonders für einen Neuling, wie ich es war, höchst interessanten Reise von fünf Tagen in Hohenburg an. Die Universität dieser Stadt war damals eine der blühendsten in Deutschland. Der Ruhm ihrer Lehrer, der Glanz und die zweckmässige Einrichtung der öffentlichen Anstalten, und die Annehmlichkeiten, welche die Lage der Stadt und der herrschende Ton gewährten, hatten eine Menge Jünglinge, besonders aus den höhern und reichern Ständen der Heimath und des Auslands herbey gezogen, und es fand jeder im Ueberflusse, was er suchte, sowohl der, welcher gekommen war, um in Zerstreuung und Lustigkeit seiner Jugend froh zu werden, als der andere, der den ellern Zweck seiner Bildung im Auge hatte. Feldheims Bekanntschaften verhalfen mir zu einer bequemen und schönen Wohnung, in dem Hause des Professors

fessors Frohmann, womit noch der viel verheissende Vortheil verknüpft war, dafs ich zugleich, in einer zahlreichen Gesellschaft junger Leute von meiner Klasse, bey diesem vielwissenden, talentvollen und gewandten Manne, der als Philosoph und Historiker einen ausgezeichneten Namen hatte, die Kost empfieng. Die Einrichtungen meines kleinen Hauswesens waren bald gemacht. Auch fehlte es nicht, zumal unter meinen Landsleuten, deren viele hier studirten, an Bekanntschaften und Verbindungen. Nach einem Aufenthalte von acht Tagen reiste Feldheim mit meiner Schwester wieder ab, und ich begann mit Lust und Eifer das geliebte Tagewerk, das mir hier angewiesen war.

Ich glich einem Geitzigen, der mit einem Male in die Mitte unermefslicher Schätze gesetzt, die Freyheit erhalten hat, als Eigenthümer über sie zu walten. Welche herrliche und unerschöpfliche Ernte bot sich hier meinem Sinn für Kunst und Wissenschaft, und meiner regen Lust zu sammeln und zu erwerben dar! Die Ansicht des ersten Lektionsverzeichnisses setzte mich in freudiges Erstau-

nen; und als ich erst gastweise einige Vorlesungen gehört, dann einer Disputirübung beygewohnt, die Schätze der öffentlichen Bibliothek, der Kunst- und Naturaliensammlungen, die Sternwarte und die übrigen für den Unterricht angelegten Institute gesehen hatte — glaubte ich, in eine neue Welt versetzt zu seyn, in der alles dunkel zur höchsten Klarheit empor stieg, und alles Tiefe und Verborgene an den hellsten Tag kam. Ich vermochte nicht, aus einem so reichen Vorrathe zu wählen, was gerade das Dringendste und das Nützlichste für mich war; ich hätte gern alles zugleich verschlungen, da ja alles in gleichem Glanz und Werth vor mir erschien. Doch begriff ich, dafs hier der unersättlichen Neigung nicht zu folgen sey. Heinse's Studienplan und die Rathschläge meines Miethsherrn, dessen Urtheil doch wohl das kompetenteste war, kamen mir zu Hülfe, um aus solchem Ueberflusse zu erlesen, was meiner Empfänglichkeit und meiner Absicht gemäfs war; und so kam wenigstens in meine Vorsätze ein mit Verstand entworfener Plan.

Ausser dem Anblicke dieser so reichlich

mir dargebotenen Schätze von Weisheit und Erkenntnifs, erhub und beglückte mich noch das bald in mir rege werdende Bewufstseyn, von der Erweiterung meines Gesichtskreises und von der neuen Gestalt, in welcher die meisten Gegenstände des Wissens sich in demselben darstellten. Der Privatunterricht hat, bey manchem Vortheile, den er gewähren mag, die sehr nachtheilige Seite, dafs durch ihn der Geist des Zöglings immer in den Raum eingeschränkt bleibt, den der Geist des Lehrers beherrscht, und dafs die individuelle Ansicht des letztern immer die Form bestimmt, in welcher die Vorstellungen und Begriffe in die Seele des erstern kommen. Dadurch wird der Schüler ein bloser Abdruck des Meisters, er bleibt von einer beschränkenden Einseitigkeit befangen, und der umfassende Blick und der selbstständige Gang des Geistes, in denen der wahre wissenschaftliche Charakter liegt, werden ihm nur spät oder gar nie zu Theil. Diese Erfolge mufsten bey mir um so mehr eintreffen, da ich alles, was ich wufste, blos durch den Unterricht zweyer Lehrer erhalten hatte, und da auch das, was ich durch Lektüre erwarb, durch den Sinn, den sie gebil-

det, aufgefaſst, und durch das Organ, das sie zubereitet hatten, angeschaut war. Dagegen gieng mir itzt über alles, was ich schon gründlich wuſste, oder wovon ich nur eine gemeine Kenntniſs hatte, ein neues Licht auf; die Objekte zeigten sich mir von Seiten, auf welchen ich sie vorhin nicht gesehen hatte, manches, was mir eher dunkel gewesen war, erschien mir nun plötzlich in voller Klarheit; aber auch manche Ansicht und manche Ueberzeugung, die ich mit höchster Sicherheit erfaſst hatte, wurde erschüttert, oder zu meiner Beschämung in schmählicher Blöse dargestellt. Es begann eine Gährung in meinem Kopfe, die mich in grosse Thätigkeit setzte; aber sie ward mir ermunternd und erfreulich, weil ich in ihr ein gelingendes Streben zu immer hellerm Lichte wahrnahm.

Diese Gährung ward besonders durch die täglichen Tischgespräche, die unser kenntnisreiche und beredte Wirth einleitete und lenkte, erregt und gefördert. Da unterhielt man sich nicht über die Tagsgeschichte der Stadt, oder über die schimmernden Kleinigkeiten, die in der sogenannten grossen Welt die leeren

Köpfe und die kalten Herzen beschäftigen; eben so wenig ward professormässig demonstrirt oder abgesprochen, oder trockener Stoff aus dem höhern Gebiete der Wissenschaften herbey gezogen. Dagegen besprach man sich offen und frey über Gegenstände des politischen und litterarischen Lebens, der Kunst und der Wissenschaft, der Natur und der Geschichte, theilte sich unbefangen seine Erfahrungen, Meynungen, Zweifel und Urtheile mit, würdigte die neuesten Erscheinungen auf dem Felde der Litteratur und der Politik, und über der Unterhaltung schwebte, gleichsam als der leitende, bestimmende und leuchtende Geist, das klare und sinnvolle Wort des scharfblickenden und gelehrten Präsidenten der Tafel. Zwar wollte ihm gegenüber keiner von uns unwissend, beschränkt, oder kurzsichtig, aber auch eben so wenig vorlaut oder anmassend erscheinen. Deshalb wurde zwar unbefangen und freymüthig gesprochen und geurtheilt, aber besonnen, die Blöse, die man sich zutraute, bedeckt, und ohne Ueberlegung über nichts entschieden; so dass schwankende und halbwahre Bemerkungen, die eine Berichtigung erlitten, wohl zum Vorschein

kamen, die rege Seelenkraft aber in anhaltender Beschäftigung blieb, um nicht offenbar werden zu lassen, was gänzliche Verwerfung verdienen möchte. Hierdurch wurden mir und meinen Genossen diese Tischgespräche noch weit nützlicher, als ein eigentlicher Unterricht, der ohnehin, wenn er in bloser Vorlesung besteht, wenig fruchten kann, weil er den Schüler in eine Passivität versetzt, die alle Selbstständigkeit des Geistes lähmt. Die Kraft des Geistes wird aber nur durch die letztre ausgebildet; denn es ist seine Bestimmung, nicht blos zu empfangen, sondern das Empfangene zu bearbeiten und aus sich selbst zu schaffen, was als eigenthümliches Produkt wieder der Mittheilung werth ist.

Aber so wie in Hinsicht auf die Kreise des Wissens und auf die Fähigkeit des Denkens bey meinem Eintritte in das akademische Leben sich mir eine schönere und interessantere Welt, aufschloss, so eröffnete sich auch meinem Charakter eine neue, von der bisherigen sehr verschiedene Laufbahn. Ich hatte von Jugend auf in dem elterlichen Hause gelebt, umgeben von Menschen, die alle Richtungen

meines Willens bestimmten, und mit sorgsamer Aufmerksamkeit mich auf dem Pfade meines jugendlichen Lebens leiteten. Es war in diesem ihrem Einflusse auf mich kein Zwang, weil das liebende Herz mit Freude den Wünschen der Wohlmeynenden, die zugleich auch die Weisern waren, entgegen kam, und weil mir die Bestimmung weniger durch gesetzliche Vorschriften und ausdrückliche Erinnerungen, als durch leise Winke und durch das verleuchtende Beyspiel gegeben wurde. Demungeachtet fühlte ich stets die Abhängigkeit, in der ich mich befand, wenn sie mir gleich nicht lästig war; ich sah mich unaufhörlich von den Menschen beobachtet, die ein Recht hatten, mir zu befehlen, und denen ich um alles in der Welt nicht mifsfallen wollte: ich stand noch unter der pädagogischen Zucht, deren Natur es mit sich bringt, dafs der Zögling seine Ueberzeugung und seinen Willen dem Ansehen des Erziehers unbedingt unterwerfe. Diese Verhältnisse waren nun alle umgekehrt. Ich war mein eigner Gesetzgeber und Richter geworden, und niemand hatte den Beruf, auf meine Sittlichkeit und auf meine Lebensweise zu achten, als ich selbst. Ich

kann nicht sagen, dafs dieses Bewufstseyn in mir von einer angenehmen Empfindung begleitet war. Die lange Gewohnheit, von andern abzuhängen, hatte mich mifstrauisch gegen mich selbst gemacht; ein leitendes Gestirn oder ein mir vorleuchtendes Muster schien mir ein unvermeidliches Bedürfnifs, und ich suchte das eine und das andere, und nahm vorlieb, wie ich es fand, ohne dafs jedoch der Fund mir auf die Dauer genügte. Doch gelang es mir bald mich dieser Art von Blödsinn zu entschlagen. Denn der Mensch fafst leicht den Muth selbstständig zu seyn, zumal wenn er von solchen umgeben ist, die ihm durch ihr Beyspiel recht kräftig dazu ermuntern; aber sehr oft stürzt er auf diesem Wege in die tiefste Sklaverey. Es war ein grosses Wagestück, mich, in diesem Alter, mit meinem weichen Herzen, und mit meiner Armuth an Menschenkenntnifs und Erfahrung, aller Aufsicht ledig, in diese Jugendwelt hinaus zu stossen, in welcher der Gefahren so viele und so mancherley sind. Gerade der unbefangene und trugiose Sinn bemerkt die Klippen, die ihm hier drohen, am wenigsten; defswegen kommt auch er gewöhnlich mit den schmerz-

haften Wunden aus dem Labyrinthe zurück.

* * *

Der Organismus und das Leben der deutschen Universitäten erheben sich nicht über den eigentlichen und nächsten Zweck dieser Institute, vermöge dessen sie Lehr- oder Unterrichtsanstalten im strengen Sinne seyn sollen, nur mit dem Unterschiede von den niedern Schulen, dass sie vollenden, was diese beginnen, und dass sie in das Allerheiligste des Tempels einführen, dessen Vorhof blos in jenen betreten wird. Wer sollte das Grosse und Edle eines solchen Zweckes nicht anerkennen? Und wer sollte nicht dankbar einräumen, wie viel Licht und Kraft für die intellektuelle Kultur und für die Erweiterung der wissenschaftlichen Erkenntnis von jeher aus diesen Quellen ausgeflossen sey? Aber das blose Lehrinstitut fasst und bildet den Menschen doch nur von einer Seite, indem es ausschliessend auf die intellektuelle Kraft zu wirken strebt, während die übrigen Geistesanlagen von ihm entweder gar nicht, oder nur

zufälliger Weise berührt werden; und es hat alles geleistet, was man rechtlicher Weise ihm zumuthen kann, wenn durch seine Mittel jene Kraft zu der höchst möglichen Entwicklung kommt. Wir machen auch in der That keinen grösseren Anspruch an unsre Universitäten, und wir erklären dieß deutlich, indem wir ihnen unsre Söhne anvertrauen, um auf ihnen nicht sich allseitig zu bilden und zu veredeln, sondern, wie der allgemeine geltende Ausdruck sagt, **um zu studiren.**

Und doch ist in diesen Jünglingen eine noch weit wichtigere und dringendere Angelegenheit unerledigt, als die Bildung ihres Erkenntnißvermögens durch das Studium der Wissenschaft! Es mag das letztre mittelbarer Weise vortheilhaft zur Befriedigung dieses höhern Bedürfnisses wirken; aber wenn es wirklich von höherer Natur ist, warum sollen wir es dem Niedrigern unterordnen, und warum allen Fleiß und alle Achtsamkeit diesem widmen, während wir jenes dem Zufalle überlassen? Aber wir nehmen alle diesen Widerspruch auf unser Gewissen, indem wir in den besagten Instituten lediglich für den Erwerb

von Erkenntnissen und für die Bewerkstelligung des intellektuellen Verdienstes sorgen, unbekümmert ob nicht über diesem Streben das höhere Verdienst verloren gehe, das in der moralischen Anlage des Menschen begründet ist. Und so lange nicht, für edlere Zwecke, mehr verheissen und mehr geleistet wird, können wir es Vätern von gemeinem Sinne kaum verübeln, wenn alle Lehre, die sie ihren Söhnen auf die Universität mitgeben, in die Maxime gefafst ist: mit dem möglichst geringen Aufwande so viel als möglich zu lernen.

Es bedarf der Bemerkung nicht, dafs der Jüngling gewöhnlich in den Jahren, in welchen er die häusliche Zucht verläfst, um das Glück der akademischen Freyheit zu kosten; gerade am meisten eines achtenden und schützenden Begleiters, oder eines Zaumes bedarf, durch welchen die frische, in ungestümmer Heftigkeit sich äussernde Kraft gezügelt werde. Auch ist es einleuchtend, dafs die Gefahr des Verderbnisses und der Verwilderung in dem Verhältnisse zunehme, in welchem die Individuen, deren eines das andere der Ansteckung

aussetzt, sich in irgend einem Kreise vermehren. Aber man scheint weniger zu berücksichtigen, was doch gleich wichtig ist, dafs in der Natur einer **blosen Lehranstalt** selbst ein **mächtig wirkender Grund zur Schwächung und Unterdrückung des moralischen und religiösen Lebens liege.** Wird aller Fleifs auf die Anfachung und Stärkung des Intellektuellen verwendet, so mufs jenes nothwendig versäumt werden; und hat man nur Ermunterungen und Kronen für Erkenntnifs und Wissenschaft, welcher Antrieb wird dann der verkannten und verachteten Tugend? Darum ringt in diesen Kreisen jedermann nach dem Ruhme der Gelehrsamkeit, oder des Fleisses, durch den sie erworben wird, wenn nämlich der Weltsinn oder die rohe Lust nicht alles Menschliche ertödtet hat, und der steht auf dem höchsten erreichbaren Punkte des Beyfalls, dem es gelungen ist, den Namen eines Genie's zu erwerben; dagegen macht Niemand auf das Lob der Tugend Anspruch, weil ein grösseres Lob zu erlangen steht, dessen Besitz so wichtig ist, dafs er sogar die Schmach des Lasters auslöscht. Und wird der Geist des Menschen, so planmässig und fortdauernd, nur in das Gebiet

des Wissens gebannt, und gewöhnt, seine edlere Thätigkeit ausschliessend in den Erwerb von Kenntnissen und in die Spekulation zu setzen, was kann man dann noch für das höhere Leben erwarten, das nicht im Wissen und im theoretischen Denken, sondern im Glauben und Hoffen, und im Streben nach dem Heiligen und Ewigen besteht?

Für dieses höhere Leben sind deßhalb unsre Universitäten eher gefährlich und nachtheilig, als fördernd, so lange sie sich, wie bisher nur auf den Zweck der intellektuellen Bildung, mit gänzlicher Versäumung der moralischen beschränken. Zwar meynen wir nicht, daſs sie zu diesem letztern Behuf in eine Art von Klosterinstitute verwandelt, oder sämtliche studierende Jünglinge in eine sogenannte Pflanzschule zusammen gepfercht werden, um da nach mönchischer oder militärischer Weise irgend einen bestimmten Zuschnitt zu erhalten; denn in solchen Anstalten bildet man gewöhnlich nur entweder Maschinen oder Heuchler, und da das Bewegungsprincip des Ganzen der Zwang ist, so geschieht es nur durch einen glücklichen Zufall,

wenn in ihnen ein selbstständiger, kräftiger, und freyer Charakter sich entwickelt. Aber man hat ja andere Mittel, um für den pädagogischen Zweck auf unsre akademischen Jünglinge zu wirken. Man bringe es ihnen durch Gesetze und Einrichtungen recht klar ins Bewufstseyn, dafs die Universität auch noch die Fortsetzung der moralischen Erziehung beziele, man wehre durch zweckmässige Aufsicht und Anstalten den Ansprüchen des Leichtsinns, der Wildheit und der Liederlichkeit, — man ertheile der Tugend öffentliche Auszeichnungen und Belohnungen, — man ordne besondere Stunden an, in denen der Vortrag nicht auf den Verstand, sondern auf das Herz berechnet ist, — man bringe den öffentlichen Gottesdienst zu Ehren, — man verbinde jeden, der ein Amt begleitet, der Jugend durch Ernst und legales Betragen vorzuleuchten, — man halte ein scharfes Auge auf die Familien, unter denen die studirenden Jünglinge wohnen und leben, — — — und diefs alles, und noch vieles andere, was der eifrige Wille und die Erfahrung zu diesem Ende darbieten, und es wird gewifs seine Früchte bringen.

Aber so wie die Sachen itzt stehen, ist der Eintritt in das akademische Leben einer der bedenklichsten Schritte; es vertraut der sorgende Vater seine schönsten Hoffnungen einem Kahne an, den er, ohne Steuermann, in das unruhig bewegte, klippenvolle Meer hinaus gestossen sieht. Um sein Kind brauchbar, tüchtig und erwerbsfähig zu machen, ist er genöthigt, dessen Unschuld und Tugend auf das Spiel zu setzen. Und wir wissen, wie viele schöne Hoffnungen auf diesem Meere schon untergegangen, und wie viele edle Plane für's Leben an diesen Klippen schon gescheitert sind? —

* * *

Mein Studienlauf in Hohenburg fiel gerade in jene Zeit, wo ganz Deutschland von dem Geschrey von Aufklärung ertönte, und wo die Sprecher der Nation, und noch mehr ihre Nachbeter über der Freude, ein so schönes Wort erfunden zu haben, alles andere, wenn es auch vortrefflicher seyn mochte, so bald es ausser dessen Begriffe lag, unbeachtet liessen. Es war natürlich:

dafs diefs Geschrey sich an den höhern Lehranstalten, unter Lehrern und Schülern, am lautesten erhob, weil von ihnen das unschätzbare Gut ausgehen und sich verbreiten mufste, was durch dasselbe verheissen ward. Defshalb gab es in diesen Regionen kein höheres Prädikat, als das eines aufgeklärten, so wie kein schmählicheres, als das eines finstern Kopfs; man konnte, wenn man sich einmal in den Besitz des erstern gesetzt hatte, bey allen Thorheiten und Fehlern auf Verzeihung rechnen. Aufklärung galt für die Krone aller menschlichen Vollkommenheit, und das Streben, sie in sich und ausser sich herzustellen, so wie, nach dem christlichen Begriffe, die Liebe für den Inbegriff aller Gesetze. — Es war schwer, bey dieser lauten und entscheidenden Aeusserung der öffentlichen Meynung gleichgültig zu bleiben. Denn nur der Rohsinn und die Gemeinheit mochten es verkennen, wie schön und erschöpfend durch jenen Ausdruck eine treffliche, von der Bestimmung des Menschen unzertrennliche Geistesoperation bezeichnet ward. Es findet sich ja der Mensch, dem die Natur auf den Weg des Lebens die Ausstattung durch die blose

An-

Anlage mitgiebt, in einem Zustande von Finsterniß, in der Unwissenheit, Irrthümer und Vorurtheile seinen Verstand umnebeln. Diesem Zustande soll er sich entwenden; er soll unaufhörlich streben, in lichtere Gegenden vorzudringen; er soll beobachten, prüfen, forschen und denken; er soll vor allem seine Vernunft gebrauchen lernen, um von jeder Autorität ausser ihm unabhängig zu werden; sein Denkvermögen soll sich entfalten, zur freysten Thätigkeit und zur reinsten Selbstständigkeit: — und dieß alles können wir nicht bestimmter und sinnvoller zusammen fassen, als durch die Anforderung, sein unwandelbares und stetes Streben müsse darauf gerichtet seyn, sich immer mehr aufzuklären.

Aber in diesem strengen Sinne ward damals das Wort nur von den wenigsten genommen, wie es den meisten Lieblingsausdrücken irgend einer Zeit oder eines Kreises geht, bey denen gewöhnlich entweder gar nichts, oder etwas ganz anderes gedacht wird, als sie aussagen. Der hier wesentliche Begriff des selbstständigen Vernunftgebrauchs wurde wohl von den Jünglingen in meiner Umgebung nicht

mit ihrem Losungsworte verbunden, zumal da ihre Lehrer sich desselben in so vielen Beziehungen und in so grosser Unbestimmtheit bedienten, dafs er nothwendig verloren gehen mufste; und ob wohl Aufklärung, schon dem Wortlaute nach, einen Akt oder eine Operation bezeichnet, an der die intellektuelle Kraft entweder handelnd oder leidend Antheil nimmt, so war doch in den meisten auch dieser Begriff erloschen, und statt desselben die Vorstellung einer Reihe von Sätzen, die durch einen zufälligen äussern Charakter sich verwandt waren, herbey geführt. Es kam defshalb, um für einen aufgeklärten Kopf zu gelten, nicht darauf an, dafs der Geist, durch Anstrengung und Uebung seiner Kraft, zu hellerm Lichte und grösserer Klarheit hindurch drang, sondern alles lag in den Ansichten und Meynungen, an welchen er fest hielt, wenn sie auch gleich nur, ohne die mindeste eigene Prüfung, nachgesprochen waren; und man konnte seiner Stelle unter den Geweihten der Schule gewifs seyn, wenn man alles Alte verwarf und nur dem Neuen huldigte, blos das, was der Sinn empfand und der Verstand begriff, für real gelten liefs, überall nichts

höheres als die Bewegung der mechanischen Naturkraft annahm, und das Nützliche als den obersten Grundsatz des thätigen Lebens voranstellte. Auch abgesehen von dem bedenklichen Gehalte dieser Principien, war, wie man sieht, durch diefs Gerede von Aufklärung für das spekulative Denken nichts gewonnen. Der Geist blieb in derselben Beschränkung, die ihn vorher eingeengt hatte. Er hatte nur eine Tyranney mit einer andern verwechselt; und die neuere schien noch gefahrlicher als die ältere, weil sie ihm mit so vieler Dreistigkeit einbildete, er habe nun zur vollen Freyheit sich erschwungen.

Diese Denkweise mufste, da sie das Gebiet des menschlichen Geistes streng auf das Sinnliche und Begreifliche einschränkte, unvermeidlich der Religiosität nachtheilig werden, die nur dadurch besteht, dafs der Blick auf das Uebersinnliche und Unbegreifliche gerichtet ist. Die Wahrheit, an welche das religiöse Gemüth sich hält, und die seines ganzen Lebens erregende Kraft und Leitstern ist, kann dem Verstande nicht nachgewiesen, oder in dem Lichte, das die niedrigere Stufe der

menschlichen Existenz beleuchtet, dargestellt werden. Es ist nicht die Ueberlegung, die sie erfindet, und nicht die Erkenntnifs, die sie auffafst; sondern sie wird der Vernunft unmittelbar gegeben, wie das Bewufstseyn der eigenen Persönlichkeit, und wir werden ihrer gewifs durch den von unserm innern Gefühle erregten Glauben. Unmöglich kann aber das Uebersinnliche und Geistige da Interesse finden, wo man nur schauen, berühren und geniefsen will; unmöglich kann das, was nur der Glaube fafst, anerkannt und fest gehalten werden, wo die Demonstration als Prüfstein des Gegebenen angenommen ist; und was das Herz uns ankündigt, kann unmöglich ein Gewicht für diejenigen haben, für welche nur das als Wahrheit gilt, was in das Fachwerk ihres Systemes pafst.

Dieser Einfluſs der aufgeklärten Ansicht der Welt in das religiöse Denken, wurde mir in meinen Umgebungen bald genug bemerkbar; und zwar nicht nur aus der herrschenden Gleichgültigkeit gegen die Religion überhaupt, die ja auch aus andern Ursachen hätte entstehen können, sondern besonders aus den Aeusserungen über religiöse Gegenstände, die

ich bald von meinen Freunden, bald in gemischten Gesellschaften, bald in Vorlesungen vernahm; auch an unserm Tische fiel oft, selbst aus dem Munde des Wirths, ein derbes freyes Wort, das meinen Religionsglauben der äussersten Gehaltlosigkeit und Armseligkeit beschuldigte. Es war für mich, bey meiner bisherigen getrosten Ueberzeugung, und bey meiner kindlichen Zuversicht, freylich auffallend und überraschend, wenn ich, mit einer Miene voll Sicherheit und Gewifsheit erklären hörte, die Welt und alles in ihr bewege sich nach einem ewigen und unabänderlichen Gesetze, das Begreifliche sey die nothwendige Bedingung der Wahrheit, das Wesen der Religion bestehe im rein sittlichen Handeln, und der Tugendhafte bedürfe keiner Antriebe aus einer übersinnlichen Welt. Indessen wufste ich doch diese Sätze, so zu bestimmen und zu deuten, dafs sie mit meinen Ansichten weniger dissonirten, als ihr wahrer Sinn erwarten liefs, und dafs die aus ihnen hervor gehenden Folgen gröfsten Theils hinweg fielen. Aber wenn man mir ins Angesicht sagte, dafs ich ein Jahrhundert hinter meinem Zeitalter zurücke sey, weil ich noch

eines Gebethuches bedürfe, — dafs ich im Waisenhause zu Halle erzogen scheine, weil ich in der Bibel lese, — dafs ich einst Bischof bey der Brüdergemeinde werden dürfte, weil ich den öffentlichen Gottesdienst besuche, — und dafs noch kein Strahl von dem Lichte unsrer Zeit in die Nacht meiner Beschränkung gefallen sey, weil die Naturreligion mir keinen Ersatz für das Christenthum gewähre, — — da fühlte ich mich erschüttert und gedemüthigt, und mit Entsetzen betrachtete ich die Menschen, die auf solche Weise das Heiligste verhöhnten.

Aber ich müfste sehr ungerecht gewesen seyn, wenn ich ihre Verirrung der aufgeklärten Denkweise hätte zuschreiben wollen, die ich so laut und so eifrig von Männern preisen hörte, denen ich doch Besseres zuzutrauen berechtigt war. Auch ist ja alles und gerade das Vollkommenste am meisten, dem Mifsbrauche unterworfen, und es giebt keinen Weg in den Tempel der Wahrheit, auf dem man nicht straucheln und abgleiten könnte. Ueberdiefs sind alle Richtungen des Geistes und alle Erwerbe für denselben, die ich mir

in dem Begriffe der Aufklärung zusammen dachte, Selbstdenken, vorurtheilsloses Forschen, freyer Blick, lichtvolle Erkenntnifs, begründete Einsicht, entwickeltes Bewufstseyn — so nothwendig und unvermeidlich, dafs ich nicht von ihnen ablassen konnte, dafs ich im Gegentheile nur in ihnen die Lösung der Aufgabe sah, die durch das Studium der Wissenschaft dem Menschen vorgelegt wird. Aufgeklärt wollte und mufste ich also seyn und immer mehr werden, und ich hatte für meine Religiosität dabey um so weniger Gefahr, da die Wahrheit nothwendiger Weise immer um so mächtiger hervor bricht, je heller das Licht ist, das über ihr strahlt. Und warum sollte ich gesucht haben, den Schein des kostbaren Besitzes der klaren Einsicht zu vermeiden, den ich so ernstlich erstrebte? Freylich in dem Auge der leichtsinnigen Jugend, unter der ich lebte, gieng er durch die Aeusserungen eines frommen Gemüths unwiederbringlich verloren. Aber ohne meine Ueberzeugung zu verläugnen, konnte ich sie ja in meinem Innern bewahren, da ohnehin das unverlangte und laute Bekenntnifs oft nur Ausbruch der geheimen Eitelkeit ist. Auch ver-

dient den Anblick des Göttlichen und Heiligen ein Geschlecht nicht, das es mit Spott und Verachtung aufnimmt. So hoffte ich meinen Glauben, als einen theuern und werthen Schatz, treu in meinem Innern zu bewahren, ohne dafs ich ihn da zur Schau trug, wo er nur Aergernifs und Thorheit war.

* * *

Es lehrte auf der Universität ein alter Professor der Theologie, der durch ausgebreitete und tiefe historische und philologische Gelehrsamkeit einen ausgezeichneten Namen durch ganz Deutschland hatte, und in dieser Hinsicht auch in seinem nächsten Kreise als ein gründlicher und gediegner Mann geachtet war. Aber in Ansehung seines dogmatischen Systems ward von ihm behauptet, er sey nicht mit seinem Zeitalter fortgeschritten, und er hange noch an allen rohen Begriffen und Vorurtheilen, die durch das Licht dieser Zeit in allen selbstdenkenden und hellern Köpfen längst vergangen seyen. Da er es sich nicht abgewinnen konnte, seine Ansichten nach den Ansprüchen der neuern Schulen zu bequemen,

sondern vielmehr dieselben oft mit ungestümmer Heftigkeit vertheidigte, so galt er für einen unduldsamen Eiferer, der seine Kräfte mit dem unwürdigen und vergeblichen Bemühen verzehre, die Finsternifs gegen das unwiderstehlich einbrechende Licht zu verfechten. Ich hatte einige Vorlesungen dieses Mannes besucht, und auch das von ihm verfafste Lehrbuch der christlichen Religionstheorie durchgegangen, und in beyden sprach Wahres und Befreundetes mein Gefühl an, der wissenschaftliche Charakter schien mir sehr ausgereift, gründlich und reich, und ich konnte die Urtheile nicht billigen, die über ihn gefällt wurden. Das Alter und solche Ehrwürdigkeit, gedachte ich, könne unmöglich gefallen unter dieser Jugend, und bey solcher Frivolität. Aber, was ich nicht erwartet hätte, auch aus Frohmanns Munde vernahm ich über ihn die allgemeine Stimme. „An Fülle „und Tiefe der Erudition, sprach er, habe „dieser Mann wenige seines Gleichen: aber „seine Gelehrsamkeit sey ein todter Schatz, „der nicht von einem freyen und kräftigen „Geiste verwaltet werde. Darum könne er „dem Fesseln des Systems sich nicht entwen-

„den, und seine Theologie stehe noch auf dem „Punkte, auf welchem die beschränkten und „geistlosen Kirchenlehrer des siebenzehnten „Jahrhunderts sie hinterlassen haben. Der „reine, hohe Sinn des Christenthums sey für „ihn gänzlich verschlossen.“

Dieses Urtheil brachte mein Gemüth in eine heftige Bewegung, und ich konnte mich nicht erwehren, den gefälligen Wirth zu bitten, dafs er die Bedeutung desselben, so wie die Gründe, auf denen es beruhte, genauer zu entwickeln die Güte haben möchte. Diefs veranlafste von seiner Seite eine umständliche Erklärung über Systemstheologie, Orthodoxie und reines Christenthum, die er, wie es schien, defshalb mit so viel Ausführlichkeit und Bestimmtheit gab, weil er von der mir Schuld gegebenen Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit unterrichtet seyn mochte.

Er leitete die Darstellung seiner Gedanken durch die Bemerkung ein, dafs durch die Bemühungen der Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts der christliche Lehrbegriff nicht zu einer solchen Vollendung gebracht worden

sey, dafs er nicht noch weiterer Untersuchungen und näherer Bestimmungen bedurft hätte, und dafs das Recht der fortgesetzten Untersuchung allen protestantischen Christen aus demselben Grunde zukomme, aus welchem die Stifter dieser Kirche es behauptet hätten. Um zum richtigen Verständnifs der Schrift zu gelangen, seyen diese vieler Hülfsmittel entblöst gewesen, welche die spätern Fortschritte der Wissenschaften gewährt hatten; auch habe ihre Reformation nur auf den Sturz des Pabstthums und seiner Folgen abgezielt, weswegen andere Irrthümer und Vorurtheile, welche für diesen Zweck gleichgültig gewesen, von ihnen unberührt geblieben seyen. Demungeachtet habe man das von ihnen ausgemittelte System als das non plus ultra der christlichen Erkenntnifs vorangestellt, und es gesetzlich als den ewigen, unveränderlichen Lehrbegriff der protestantischen Kirche ausgesprochen. Dieß Joch sey endlich von den Theologen des achtzehnten Jahrhunderts abgeworfen worden; und indem sie das reklamirte Recht der freyen Untersuchung, mit hellerm Geiste und tieferer Einsicht angewendet, seyen sie auch zu reinern und fruchtbarern Resultaten gelangt;

woraus es sich von selbst ergebe, dafs der Charakter der Systemstheologie sich durch Beschränkung, Dürftigkeit und Sklaverey, der des Selbstdenkens aber durch Umsicht, Freyheit und Vernunftmässigkeit ankündige.

Diefs alles leuchtete mir, so wie es da lag, recht gut ein, ob mir gleich der Begriff einer ewig fortdaurenden Reformation neu war. Ich konnte aber demselben, ohne mit mir selbst in Entzweyung zu kommen, nicht widerstehen, weil die Befugnifs und die Pflicht des Menschen, als eines vernünftigen Wesens, in allem seine Ueberzeugung auf deutliches Bewufstseyn zu gründen, einmal von mir anerkannt war. Nur irrte es mich, dafs nach dieser Darstellung vorausgesetzt ward, dafs das religiöse Bewufstseyn nie seiner objektiven Wahrheit gewifs werden könne, und dafs diefs sogar auch von den Lehrern des Christenthums gelten müsse. Ich äusserte hierüber meine Bedenklichkeit, und bemerkte besonders, wie ich es mit der Güte Gottes kaum vereinbar finde, dafs in einem so langen Laufe von Jahrhunderten, die Menschen nicht zur reinen Erkenntnifs ihrer höchsten und heiligsten Interessen sollten gekommen seyn. Aber

dieser Einwurf ward leicht durch die Bemerkung niedergeschlagen, dafs man das Nämliche den Reformatoren und Christo selbst hätte entgegen halten können; und zur Rechtfertigung der ewig über die Menschheit waltenden Güte wurde hinzu gesetzt, dafs das Heil nicht an dem logischen Werthe der Erkenntnifs, sondern lediglich an dem treuen Gebrauch hänge, den man von ihr mache.

Es sey, fuhr Frohmann fort, eine der sonderbarsten und albernsten Verirrungen der Theologen, dafs sie in Hinsicht auf die Lehren der Religion der Vernunft keine Stimme einräumen wollen; und sie gerathen in einen verzweifelten Widerspruch mit sich selbst, indem sie derjenigen Kraft des menschlichen Geistes, in welcher seine Verwandtschaft mit der Gottheit, so wie seine Erhebung über die Thierheit begründet ist, Stillschweigen auferlegen, wenn über das Göttliche erkannt werden soll. Wenn auch die geschriebene Religionsurkunde den Charakter des Uebermenschlichen in ihrem Ursprunge habe, und in der Absicht gegeben sey, die Menschen durch die Mittheilung gewisser Ideen vor dem Irrthum

zu bewahren, so sey und bleibe doch die Vernunft die Bedingung, unter der eine solche Anstalt als möglich gedacht werden könne. Denn sie müsse, da das Wunder des Ursprungs nicht in der Wirkung der Sache fortdauere, über die Gründe der Göttlichkeit jener Urkunde entscheiden, so wie es auch einzig von ihr abhänge, den Sinn derselben zu erklären. Freylich müsse die Vernunft, so bald sie von der Göttlichkeit der Urkunde gewiss geworden, jeden in ihr deutlich ausgesprochenen Satz anerkennen, wenn er auch nicht in das übrige System ihrer Vorstellungen passe, wie wir z. B. Thatsachen in der Natur nicht läugnen können, wenn uns gleich die Möglichkeit ihrer Erscheinung unerklärbar ist. Demungeachtet bleibe die Vernunft der oberste Richter über alles durch eine Offenbahrung Gegebene, und das herrschende Princip in demselben, indem sie über die Gründe, auf welchen die Legitimation des göttlichen Gesandten beruht, erkenne, und dem Worte das er ausspricht, nach ihrer individuellen Empfänglichkeit und Ansicht, diesen oder einen andern Sinn einhauche. Die Sache sey auch durch die Erfahrung bestätigt. Alle christ-

liche Partheyen, so sehr auch ihre Meynungen von einander abweichen und sich widersprechen, beweisen dieselben aus der Schrift, woraus klar erhelle, dafs an der Bildung des religiösen Begriffs die Urkunde weniger Antheil habe, als die ihren Inhalt deutende Vernunft, was auch der Natur der Sache nach nicht anders seyn könne.

Wie sehr kontrastirten diese Bemerkungen mit so manchem warnenden Worte des alten Steinberg, welcher Offenbahrung und Vernunft einander polarisch entgegensetzte, und in Beziehung auf das religiöse Denken, in der letztern nicht viel mehr sah, als einen Irrwisch, der den im Dunkel des Lebens unsichern Tritts dahin gehenden Wanderer, in die Sümpfe des Unglaubens, der Gottlosigkeit und der Verzweiflung führt. So wie es überhaupt wenige Irrthümer giebt, die nicht wieder mit der immer auf die Behauptung ihrer Rechte strebenden Wahrheit zusammenfliessen, so fand sich auch in den beyden einander so schneidend widersprechenden Ansichten des Predigers und des Professors etwas Wahres; nur strahlte dasselbe für ein unbe-

fangenes Gemüth aus der Ansicht des letztern am stärksten hervor, weil es auch in ihr mit grossem Uebergewichte vorhanden war. Zwar kam der Vortheil der Unbefangenheit mir nicht zu statten; denn das hier der Vernunft eingeräumte Recht der letzten Instanz stand in voller Entzweyung mit meiner bisherigen Denkweise. Aber es fehlte mir nicht an gutem Willen, um den Zwiespalt zum Vortheile der Vernunft beyzulegen, und in dem Falle, dafs ich Mifstrauen in mich selbst setzte, auch nicht an Autoritäten, die meine ganze Achtung ansprachen. Namentlich mufste doch ein so lichter und tiefer Denker, wie Frohmann, auf dessen ernsten Sinn kein Einflufs von zweydeutiger Art statt haben konnte, heller und weiter sehen, als der Neuling, dem kaum noch die Morgenröthe des wissenschaftlichen Lebens angebrochen war.

Meine Unruhe gestattete es nicht, dafs hier das Gespräch schon abgebrochen wurde. Ich wünschte vor allem diejenigen Lehren des Systems kennen zu lernen, welche vor dem Prüfungsgeiste der neuern Zeit keine Gnade gefunden haben sollten. Auch hierüber that

Froh-

Frohmann meiner Wifsbegierde Genüge. „Die Lehre von der Dreyeinigkeit sey eine Erfindung der Theologen, und so wie sie von ihnen vorgetragen werde, der Schrift gänzlich fremde, und vor dem Forum der Vernunft baarer Unsinn. Was die Kompendien und die Katechismen vom Teufel wissen, beruhe auf Mifsverstand und Aberglauben, und die teuflischen Einwirkungen auf den Menschen seyen eine Dichtung des Betrugs. Eben so wenig gebe es übernatürliche Wirkungen der Gnade; die Besserung des Menschen erfolge durch die natürliche Kraft des in der Schrift und in der Vernunft erschallenden göttlichen Wortes. Die Lehre von der stellvertretenden Genugthuung sey eine Blasphemie; Gott bedürfe, um versöhnt zu werden, keiner Opfer, und wenn die Apostel in ihrer Darstellung der Religionslehre sich nach den Begriffen der Juden bequemten, so müsse man von ihrem Buchstaben ihren Geist unterscheiden. Man lasse die Strafen der Verdammten ewig dauern, und bedenke nicht, dafs man dadurch Gott den Charakter eines grausamen Tyrannen beylege. Die Lehre von dem wirklichen Genufs des Leibes und Blutes Christi im Abendmahle

werde von der sinnlichen Empfindung entscheidend genug widerlegt, dafs man begreifen müsse, es seyen die für sie angeführten Schriftstellen nicht buchstäblich zu verstehen. Ueberhaupt komme es in der Erklärung der Schrift nicht sowohl auf ihr Wort, als auf den in ihrem gesammten Inhalte herrschenden, Geist an. Die Vorstellung von der wörtlichen Inspiration sey mit der unbefangenen Ansicht der biblischen Bücher, in denen sich sogar historische Unrichtigkeiten und Widersprüche nachweisen lassen, unvereinbar: und ein solcher Einfluss Gottes auf einen schriftlichen oder mündlichen Lehrer sey weder nöthig, noch möglich."

Das war für mich eine viel zu starke Speise, die nothwendig eine ganz andere Wirkung, als die der Stärkung und Nahrung der Kraft hervor bringen mufste. Man sieht, dafs bey allem Reichthum des Geistes und bey allem guten Willen Frohmann von dem Aufklärungseifer ergriffen war, der es zu langweilig fand, den hellern Begriff aus dem Menschen selbst zu entwickeln, und es deshalb auf sein Gewissen nahm, ihm denselben aufzudringen:

woraus unvermeidlich die Gefahr entsteht, dafs mit dem Irrthum auch die Wahrheit verloren gehe, die sich an denselben angeknüpft hat. Die Systemslehren, gegen welche hier so stark und vernichtend gesprochen wurde, mochten ja wohl manche Berichtigung und manche nähere Bestimmung ertragen; aber nimmt man die Ueberzeugung von ihnen einem Gemüthe, dem sie bisher Trost, Hoffnung und Zuversicht in reicher Fülle gewährt hatten, so unbarmherzig hinweg, ohne ihm den schmerzhaften Verlust auf eine beruhigende Weise zu ersetzen, so leistet man ihm gewifs keinen dankenswerthen Dienst. Ich verfiel von diesem Tage an in einen Zustand von Unsicherheit, Mifsmuth und Zweifelhaftigkeit, in dem ich mich recht elend fühlte. Man hatte mich an meinen heiligsten Ueberzeugungen irre gemacht. Ich glich einem Gefangenen, der aus einem Traume voll beglückender Täuschung wieder in der Nacht seines Kerkers erwacht. Alles, was Frohmann gesagt hatte, schien mir so klar und einleuchtend, wenigstens vermochte ich nicht es zu widerlegen; aber was ich bisher geglaubt hatte, war mir ein so theueres Eigenthum, dafs es mir schwer fiel,

mich davon zu trennen. So war die Entzweyung mit mir selbst mich umher. Doch von dem einen war ich sicher, dafs meinem Glauben viel von der Unfehlbarkeit abgehe, die ich ihm bisher treuherzig zugetraut hatte.

* * *

Ich war mit meinen Zweifeln und mit meinen Bedenklichkeiten mir selbst überlassen. Unter meinen jugendlichen Genossen durfte ich dieselben nicht äussern. So was stimmte nicht in ihren Ton, den hier der an dem wissenschaftlichen Buchstabenwerke klebende Verstand, und dort leichtfertige Sinnenlust anschlug. Ich wäre dadurch aufs Neue lächerlich geworden; und noch weit mehr als Insolenz und Verläumdung fürchtete ich den Spott. Doch konnte ich mich nicht erwehren, diese Angelegenheit meines Herzens bey Frohmann wiederholt zur Sprache zu bringen; zwar geschah es immer in dem Tone des nach bloser Erkenntnifs ringenden Verstandes, aber auch immer in der Absicht, dem Herzen die Genüge zu verschaffen, die es mit Kummer entbehrte. Aber je öfter ich diesem

Manne gegenüber diese Saite anschlug, desto mehr fühlte ich sie in mir verstimmt, und desto entscheidender wurde der Sieg seines festen spekulativen Blicks über meinen wankenden Glauben. Er machte mich auf den Universitätsprediger aufmerksam, der eben erst berufen worden, und zuvor schon durch den hohen Ruhm seiner aufgeklärten Denkungsart, seines philosophischen Geistes und seiner seltenen Rednergabe angekündigt war. „Die Vorträge eines solchen Religionslehrers, sagte Frohmann, sind für einen Jüngling von ihrem Charakter vollkommen geeignet, um Tag und Nacht in ihm zu scheiden, und seine Ansicht der übersinnlichen Welt zu fixiren." Wie willkommen war mir ein Mann, von dem man so viel verhiefs!

Der Universitätsprediger übertraf weit die Erwartungen seines Publikums, und so oft er auftrat, erhielt dasselbe neuen Zuwachs, selbst von solchen Menschen, die es sonst für verächtlich oder lächerlich gehalten hatten, dem öffentlichen Gottesdienste beyzuwohnen. Eine edle, würdige Gestalt, ein starkes und biegsames Sprachorgan, und ein reiner Dialekt

empfahl ihn schon derjenigen, deren Beyfall blos durch das Aeussere bestimmt wird. Aber er hatte noch höhere Verdienste. Es herrschte in seinen Vorträgen ein lichter, kräftiger Geist; jeder Gedanke trug, bey der höchsten Klarheit der Darstellung, den Stempel der Konsequenz und der Gründlichkeit; jedem Gegenstande wußte er neue Seiten abzugewinnen; unwiderstehlich zog er den Zuhörer in das Interesse, das er für ihn erregen wollte; es war in ihm ein unaussprechlicher Reichthum von Ideen, die ihm von selbst, ohne vorausgegangene Vorbereitung, herbey zu strömen schienen; es gelang ihm auf gleiche Weise an den Verstand und an das Herz zu sprechen, zu lehren und zu überreden, zu rühren und zu erschüttern; und über alles dieses war er vollkommen Meister der Sprache, die in seinem Munde alle Ausbildung, Rundung und Fülle erhielt, die wir an unsern klassischen Schriftstellern bewundern. Und doch war nicht das Schöne, sondern der Geist das vorherrschende Princip in seinen Reden; es war nicht die Kunst, sondern die durch ihn zur Wirksamkeit gebrachte Macht der

Wahrheit, wodurch seine Zuhörer sich ergriffen fühlten.

Mit welcher gespannten Aufmerksamkeit ich jedes Wort vernahm, was vom diesem beredten Munde ausgesprochen ward! — In so schöner und edler Umkleidung war die religiöse Wahrheit mir noch nie erschienen. Denselben Eindruck bemerkte ich auch bey den meisten Zuhörern. Dieß konnte nicht fehlen; denn der Redner war eigentlich der Mann seines Zeitalters. Er hatte alle Bildung, die dasselbe von demjenigen forderte, dessen Beruf in der Entwicklung und Darstellung der Idee liegt. Seine Vorträge waren genau nach der Empfänglichkeit und dem Bedürfnisse seines Publikums berechnet, und er trug auch kein Bedenken, sich nach dem herrschenden Begriffe zu bequemen, wenn derselbe gleich unsicher oder schwankend war. Da dieses Publikum für das Geheimnißvolle keinen Sinn hatte, so wurde dasselbe immer entweder übergangen, oder in das Gebiet des Begreiflichen herabgezogen; bey der bestimmten Richtung seines Sinnes auf deutliche und entwickelte Vorstellung des Gedachten wurde vor allem

darauf gestrebt, dem Verstande Genüge zu leisten; und da das Wahre nicht gefiel, wenn nicht der Reiz des Schönen über dasselbe ergossen war, so wurde keine der Künste versäumt, durch welche die edle und gefällige Form vor dem gebildeten Gefühle zum Daseyn kömmt. So wurde der Redner der Liebling eines zahlreichen Publikums, nicht um des geistigen Gewinns willen, den er demselben gewährte, sondern weil er das Talent besafs, in seinem Geiste mit ihm zu sprechen.

Christliche Religionsideen, in so ferne sie sich als durch eine unmittelbare Offenbahrung gegeben, von den allgemeinen Aussprüchen der Vernunft unterscheiden, kamen in diesen Vorträgen höchst selten, oder wenigstens ihres eigenthümlichen Charakters entkleidet vor. Zwar wurde Christus oft, und nie ohne den Ausdruck der tiefsten Ehrfurcht genannt; auch hörte man viele Stellen aus den Büchern des alten und neuen Testaments anführen und erörtern; so wie nicht minder die biblische Geschichte benützt wurde, um die Lehre anschaulich und interessant zu machen; aber so oft von Christo die Rede war, erschien er doch

immer nur als Verkündiger einer beglückenden Lehre und als Muster der edelsten Tugend und Geduld, so wie z. B. Sokrates von seinem Schüler Xenophon dargestellt wird; seiner höhern Beglaubigung und seines höhern Ursprungs, so wie seiner Bestimmung als Versöhner der gefallenen Welt wurde dagegen nicht gedacht. Auf gleiche Weise leisteten die angeführten Schriftstellen und die biblische Geschichte keinen Dienst, den nicht auch Excerpte aus andern Büchern oder Beyspiele aus der sogenannten Profangeschichte hätten leisten können: durch sie sollte nämlich die Wahrheit nicht vermittelst einer höhern Autorität belegt, sondern nur stärker ausgesprochen, erläutert und dem Hörer näher gebracht werden. Daraus war es klar, dass das Christenthum in diesen Vorträgen nicht als eine Gabe des Himmels, um die Menschen auf ihrem Wege zur Seligkeit zu unterstützen, hervortrat; es erschien im Gegentheile nur zu der untergeordneten Bestimmung, dass es der von ihm unabhängigen Idee den Eingang in die Gemüther erleichtere, sie verklare, und ihr eine anschauliche Einkleidung leihe.

Da der Redner auch auf die Geschichte der christlichen Religion und ihres Stifters und auf die nur aus dieser Geschichte hervorgehenden Unterscheidungslehren Verzicht leistete, so hatte sein Vortrag nothwendig sehr dürftig werden müssen, wenn er sich streng nur auf religiösen Stoff hätte einschränken wollen. Denn die Ideen von Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit sind, zumal bey gemeinfaßlicher Behandlung bald erschöpft, wenn es blos darauf ankommt, sie aufzuweisen, nicht aber ihre Offenbarung und ihre Bestätigung in der Geschichte des menschlichen Geschlechts darzuthun. Diese Dürftigkeit flechte der Redner, indem er in das Gebiet der Moral auf Beute ausging, die ihm denn auch in demselben nicht fehlen konnte. Die Tugend sey der wahre Gottesdienst — das war der Grundstein seines Systems und der Quell seiner Weisheit. Wer mochte gegen so einen gediegenen Spruch sich erklären. Er hätte ihn noch stärker ausdrücken, er hätte sagen können, Tugend und Religion seyen eins und eben dasselbe. Dieser Satz würde aber einen wahren Sinn nur dann haben, wenn in ihm die Religion als das erste, und

die Tugend als das zweyte gelehrt würde; bey unserm Mann dagegen war es umgekehrt, die Religion erschien ihm blos als die Nothhülfe, oder als die Handlangerinn der Sittlichkeit. Und diese liefs ihn auch an Reichthum und Mannigfaltigkeit in seinen Vorträgen nicht verlegen seyn. Dafür erhielt er das laute, preisende Zeugnifs von seinem Zuhörer: Das sey einmal ein Prediger, der dem gelehrten Manne genüge; eine solche gute, edle Moral vernehme man selten von der Kanzel: der schwebe mit Geist und Kraft auf der Höhe des Zeitalters; so vernünftig wie dieser sprechen nicht die Schriftgelehrten. — Dieses Zeugnifs war gestammelt. Aber der gerühmte Mann hatte unwiderruflich seinen eigentlichen Beruf, ein Religionslehrer zu seyn, abgelegt, und ihn mit dem eines Sittenlehrers vertauscht, vermuthlich ohne dafs es ihm klar geworden war, wie mufste ein Leben verschwendet sey, das darauf verwendet werde, die gute Sitte zu — lehren.

Das viele Schöne und Treffliche, das in den Vorträgen dieses Predigers vorkam, bemächtigte sich meines Verstandes und meines

Herzens in dem Maafse, dafs ich in ihnen wahrhaft vollendete Muster christlicher Weisheit zu sehen glaubte. Wenn auch der eigentlichen Unterscheidungslehren und des Charakteristischen in der Geschichte des Christenthums nicht gedacht wurde, oder das eine und das andere einen von den Gewöhnlichen Vorstellungen abweichenden Sinn erhielt, so vernahm man doch kein polemisches Wort gegen die herrschenden Begriffe, im Gegentheile schien der Redner sie oft auszusprechen und zu bestätigen. Und darin, was das Princip und der Mittelpunkt seiner Lehre war, und worein er den Geist und das Wesen des religiösen Lebens setzte, nämlich die sittlich-gute Gesinnung, — darin mufste ja doch der Altgläubige und der Neugläubige, der Christ und der Nichtchrist mit ihm übereinstimmen. — Ich war und blieb einer seiner fleissigsten Zuhörer, und es gelang mir allmählig die Grundsätze zu fassen, von denen er ausgieng, und mich den Standpunkten anzunähern, von denen er Religion und Christenthum betrachtete. Er tastete keine meiner bisherigen Ueberzeugungen an; aber ich begann zu begreifen, dafs sie minder wichtig seyen, als ich in meiner

Beschränkung sie gedacht hatte. Licht im Verstande und heilige Gesinnung im Herzen vollendete nach seiner Ansicht die menschliche Bildung. Diese Gesinnung war aber unabhängig von den theologischen Erklärungen der Religionsurkunde, und das Daseyn jenes Lichtes wird nicht ersehen, aus den Resultaten, bey denen der Verstand verharrt, sondern aus seiner freyen und selbstständigen Thätigkeit.

Um deßwillen hatte ich meine frühern Ansichten von Gott und seinem durch die Sendung Christi erhöhten Verhältnisse zu der Menschheit bey weitem noch nicht aufgegeben. Ich war allerdings irre an ihnen geworden; auch hielt ich es für kein Verbrechen mehr, sie zu bezweifeln, und an die Möglichkeit einer richtigern und reinern Erkenntniß zu glauben; aber während die spekulirende Vernunft sie einer fortgesetzten Probe unterwarf, behaupteten sie noch immer ihren wohlhergebrachten Besitzstand in meinem Herzen. Sie gereichten mir, je nachdem meine augenblickliche Stimmung es forderte, oder zuletzt zum

Troste, zur Ermunterung und zum Schrecken, und wenn der wissenschaftliche Begriff den vollkommensten Sieg über sie erfochten zu haben schien, war es immer wieder die Macht jenes Herzens, welche die Niederlage nicht vollenden liefs. Zwar wurde, im Hinlaufe der Zeit, ihre Kraft schwächer, weil alles, was mich umgab, zusammen wirkte, um mir das Geheimnifsvolle zu entleiden. Aber auch bey einem sich immer vermindernden Leben des frühern kindlichen Glaubens fand ich mich in einem nichts weniger als behaglichen Zustande. Ich fühlte, dafs ich nicht eins war, mit mir selbst; und dieß Gefühl kann nicht bestehen, ohne die Sehnsucht nach Gewifsheit und innerer Harmonie.

Ich las defshalb einst in dem Verzeichnisse der Vorlesungen mit dem innigsten Vergnügen eine Ankündigung des Universitätspredigers, worinn er die Jünglinge aus allen Fakultäten zu einem Unterrichte in der christlichen Religionslehre einlud, in welchen dieselbe zwar in wissenschaftlichem Geiste, aber erledigt von allem theologischen Beysatz, und mit bestimmter Beziehung auf ihren praktischen Zweck

vorgetragen werden sollte. Diese Ankündigung erregte grosse Sensation, und es fanden sich sehr viele Subscribenten, die aber weniger durch das religiöse Interesse, als durch Vorwitz und Neugierde getrieben worden seyn mochten; denn man sagte es sich laut, dafs in diesen Vorlesungen eine geheime Weihe zu erwarten sey, und dafs das, was der Mann in seinen Predigten nur andeute und leise berühre, hier gänzlich enthüllt, und rein und voll ausgesprochen werden soll. Das erregte und spannte nur noch mehr meine Erwartungen und meine Sehnsucht. Ich war es gewifs, dafs nun durch diese Hülfe mein erschüttertes, zerrissenes und wankendes System endlich fixirt werden müfste.

Er eröffnete die Vorlesungen mit einer Rede, welche als Kunsterzeugnifs unter seine gelungensten Meisterstücke gehörte, und recht mit Fleifs und Liebe ausgearbeitet schien, um grosse Erwartungen zu erregen. „Die weisen Männer aller Zeiten und Völker, versicherte er, die den Beruf ihres Lebens in der Erforschung der religiösen Wahrheit gesehen, haben immer die esoterische und

die exoterische Lehre, das klare, bestimmte Wort für die Geweihten, und dessen sinnliche Umkleidung für den grossen Haufen unterschieden. Christus selbst habe anders gesprochen mit dem jüdischen Pöbel, den die Neugierde um ihn her versammelte, und anders mit seinen Jüngern; und auch den letztern habe er erklärt, wie viel er ihnen noch zu sagen hätte, wenn sie vermöchten, es zu ertragen. Zwar sey die Wahrheit immer dieselbe, und sie sey ein Gemeingut der Menschheit, zu dessen Besitz alle gelangen sollen. Aber der eine stehe ihr näher, als der andere; dieser habe mehr, jener weniger Empfänglichkeit für sie; dieser könne in ihren Tempel eingeführt werden, jener müsse noch auf den Schwellen desselben verharren. Dieſs gelte namentlich auch von den Lehren des Christenthums. In ihrer gänzlichen Reinheit, abgeschieden von ihrer äussern Hülle, fasse der Ungebildete sie nicht, der, wenn er glauben soll, Zeichen und Wunder sehen, und wenn er anbeten soll, Gott in menschlicher Gestalt erblicken müsse. Dem Gebildeten aber sey alles dieſs entbehrlich; vor ihm streife die Wahrheit ihre Hülle ab, und nicht der sie

umgebende Glanz, sondern ihr reiner Strahl dringe in sein geistiges Auge. Der Prediger spreche zu dem grossen Haufen; nach dessen Fassungskraft und Bedürfnifs müsse er also die Lehre formen; und dafs sie willig angenommen und standhaft behauptet werde, müsse er sie mit einem Aussenwerke umgeben, durch das die Sinnlichkeit der Idealität dienstbar gemacht werde. In diesem Kreise denkender und aufgeklärter Jünglinge falle aber das Aussenwerk hinweg, und es erscheine der reine Geist des Christenthums, wie er ewig gewesen, und ewig seyn werde, frey von allen Zusätzen, welche die menschliche Beschränkung ihm angefügt habe. Bisher haben sie durch einen Spiegel in ein dunkles Wort gesehen; nun aber werden sie schauen von Angesicht zu Angesicht."

„Ohne Zweifel, fuhr der vielverheissende Mann fort, werden auch Sie, indem wir diesen Scheidungsprocefs unternehmen, manches als Hülle und Form fallen sehen, was Sie bisher als Geist und Wesen anerkannt, oder woran sie sogar tröstende Hoffnungen und heilige Ueberzeugungen geknüpft haben. Diefs

ist nicht anders zu erwarten, da der frühere Religionsunterricht, den wir auch in den beſsten Schulen erhalten, jener äussern Hülfe nicht entrathen kann, und in der spätern Bildung das religiöse Denken gewöhnlich dergestalt versäumt wird, daſs wir das einmal Erworbene ohne weitere Prüfung beybehalten, und uns desselben als eines guten, bewährten Hausraths bedienen, ohne die Sorge, daſs er verbessert, verschönert und veredelt werde. Das anbrechende Licht bringt nicht nur das verborgene Gute zur Klarheit; es erhellt auch die Blöse dessen, was im Dunkel durch falschen Schein uns getäuscht hat. Man muſs aber männlich verzichten können, auf solche Güter, die nur eingebildet sind; und man muſs Muth haben, sich seines Verstandes zu bedienen. Wir suchen mit freyem Geiste und redlichem Herzen Wahrheit, und sie ist unser höchstes Gut. Stellt in diesem Streben eine gewohnte und geliebte Vorstellung sich uns als Irrthum dar, so erfüllen wir einen Ruf unsrer geistigen Natur und eine unerläſsliche Pflicht, indem wir sie unbedenklich aufopfern. Im Grunde machen wir auch an ihr kein Opfer; denn wenn je durch sie un-

ser Herz etwas entbehren sollte, so findet es immer wieder auf diesem Wege des selbstständigen Vernunftgebrauchs reichen Ersatz.“

Dieses vorbereitende Wort war nichts weniger als überflüssig. Denn mehrere Stunden hindurch beschäftigte sich der fest und kühn einher schreitende Lehrer blos mit Niederreissen und Zerstören, wo denn besonders viel zusammen stürzte, was ich bisher für unberührbar und unerschütterlich gehalten hatte. „Das Christenthum, wurde versichert, habe noch so viele Zusätze aus dem Judenthum, der Protestantismus noch so viele Ueberbleibsel aus dem Katholicismus, die schulgerechte Religionsphilosophie noch so viele Entstellungen aus dem positiven Kirchenglauben, und der herrschende theologische Geist noch so viel Sklavensinn und Engherzigkeit. Dieß alles müsse abgeschieden, entfernt und vernichtet werden; und dann erst könne die Wahrheit in hellen Lichte heraufsteigen, aus der weichenden Nacht.“ — Es erfolgte eine strenge und kühne Kritik, erst über die Beweise für den unmittelbaren göttlichen Ursprung der christlichen Lehre, dann über die Geschichte

ihrer Gründung, und endlich über die Dogmen selbst. Von allen, was ich in Hinsicht auf diese Gegenstände bisher für eben so sicher und unwidersprechlich gehalten hatte, als meine eigene Existenz, wurde beynahe gar nichts gerettet. Die Wunder und die Weissagungen, die Inspiration der heiligen Bücher, das übermenschliche in dem Leben und in den Thaten Jesu, die Autorität, auf welche ich die christliche Lehre so fest begründet sah, — diefs alles fiel dahin, als wenn es nie gewesen wäre, und die Kraft des Siegers erschien so gewaltig und so gerecht, dafs ich gegen ihr Verfahren, bey allem Sträuben des Gemüths, doch nichts Verständiges einzuwenden vermochte. Nur konnte ich, während auf diese Weise die Bahn gebrochen wurde, mich der Besorgnifs nicht erwehren, dafs am Ende wohl gar nichts von religiösem Begriffe übrig bleiben dürfte, und andere Zuhörer, welche die Sache weniger ernsthaft nahmen, als ich, äusserten scherzend: „sie seyen gekommen, um hier ihren Glauben zu stärken, aber es scheine, das Resultat dieses Unterrichts werde kein anderes seyn, als ein wissenschaftlich entwickeltes System der Freygeisterey."

Freygeisterey! — Ich hatte bisher dieses Wort nicht anders als mit Unwillen und Abscheu ausgesprochen, indem ich in der Gesinnung, die es bezeichnet, ein absichtliches Widerstreben gegen Ueberzeugungen sah, die der Mensch nicht verläugnen kann, ohne seine ganze Würde hinweg zu werfen. Aber unser Lehrer rettete die Ehre dieses Wortes.“ — Die Menschen, welche blinde Eiferer bisher mit dem Titel der Freygeister beehrt haben, seyen in der Regel empfänglicher für die Wahrheit und vollkommener in ihrem Besitze gewesen, als diese. Spinoza, Tindal, Voltaire und Rousseau haben doch wohl weiter und tiefer gesehen, als alle ihre Verketzerer. Durch solche kühne und geistvolle Vertheidiger des Lichts habe das Prädikat, das man ihnen zum Unterschiede von den Sklaven des Wahns beygelegt, eine Art von Adel erhalten. Wer dieser Sklaverey sich entziehe, heisse ja mit Recht ein freyer Geist, und die Vernunft behaupte nur dadurch ihren Charakter, dafs sie sich selbstständig entwickle, und dafs sie unabhängig bleibe, von jeder Macht ausser ihr. Freyheit sey das Leben der Intelligenz; Knechtschaft

sey ihr Tod. Ihre Freyheit bestehe aber darinn, dafs sie der Wahrheit nur dann huldige, wenn sie von ihr begriffen und durchschaut sey.“ Diese Vorstellungen verfehlten ihren Zweck an den hörenden Jünglingen nicht. Wer würde nicht die Ehre des freyen Geistes, der Schmach der Beschränkung und der Abhängigkeit vorgezogen haben!

Unser Lehrer liefs uns denn doch auch für das, was er in dem kritischen Theile seines Unterrichts gestürzt und bey Seite geräumt hatte, nicht unentschädigt. Im Gegentheile gab er statt des oft mit Hohn entkräfteten Kirchenglaubens, ein neues System von Religionslehre, dessen Geist jedoch ein ganz anderer war, als der, der in den Lehrbüchern und Katechismen des Christenthums wehet. Der Stifter des letztern war, wie er versicherte, allerdings ein göttlicher Gesandter; aber in keinem andern Sinne, als in dem es jeder andere edel und thätig für die geistige und moralische Kultur der Welt wirkende Mensch auch ist. Einer Offenbahrung, wie die Schultheologen das Wort nehmen, fuhr er fort, bedürfe es überhaupt nicht, da ja das

Licht der Vernunft dem Menschen seine Bestimmung schon verkläre, und es heisse die Gottheit lästern, wenn man annähme, dafs ihre Plane für die Beseeligung der Menschheit erst durch eine spätere Nachhülfe haben verbessert werden müssen. Das Verdienst Christi bestehe darinn, dafs er das Ceremonienwerk des Judenthums und den Götzendienst gestürzt, und die Idee von der Verehrung des einigen wahren Gottes durch tugendhafte Gesinnung gegen den Aberglauben und den Weltsinn gerettet habe. Diese Idee spreche den Geist seiner Lehre aus, und durch ihre Verwirklichung in den Herzen werde das wahre Christenthum hergestellt. Das letztre sey von der Geschichte Jesu ganz unabhängig, welche Geschichte ohnehin, durch die beschränkten Geistesfähigkeiten ihrer Zeugen, in einem sehr entstellten Zustande auf uns gekommen. Wenigstens müsse alles, was in derselben von Zeichen und Wundern erzählt werde, als Zusatz des Aberglaubens abgesondert, oder auf eine die gesunde Vernunft befriedigende Weise erklärt werden. Auch können die in den Urkunden des Christenthums enthaltenen Aussprüche, als solche, nicht für

Religionswahrheiten gelten, weil die Verfasser jener Urkunden keine andere Leitung Gottes genossen haben, als diejenige ist, welche sonst jeder redliche Zeuge der Wahrheit auch geniefst. Die Sache sey schon dadurch klar, weil sich in den biblischen Büchern viele offenbare Irrthümer nachweisen lassen, weil die Apostel einander oft widersprechen, und weil namentlich die Ansichten Christi und die seines Verkündigers Pauli himmelweit von einander abweichen. Die einzige, einzig mögliche und ewige Offenbahrung Gottes sey geschehen und geschehe immer durch die Vernunft. Die verschiedenen durch mehr oder weniger begeisterte Männer in der Zeit erfolgten Stiftungen besonderer Mysterien, Kirchengesellschaften und Sekten, seyen eben so viele Versuche, die von der Vernunft gegebene Religionsidee, rein aufgefafst, darzustellen, und durch ihren klaren und bestimmten Ausspruch gegen alle weitere Entstellungen zu verwahren. Der gelungenste unter diesen Versuchen sey der, der durch Christum unternommen worden; denn dieser edle und weise Lehrer der Wahrheit habe die gedachte Idee am reinsten wieder gegeben, und sie also gebildet,

dafs sie ein Gemeingut aller Menschen werden konnte. Aber um defswillen sey durch ihn das religiöse Denken, in so ferne es die Spekulation beschäftige, nicht abgeschlossen und vollendet. Vielmehr bleibe der Vernunft, wie zuvor, ihr veräusserliches Recht, über die christliche Lehre, so wie über jede andere, in letzter Instanz zu erkennen, und das durch Christum aufgestellte Licht immer mehr anzufachen. Gott und seine Weltregierung, die ins unendliche strebende Bildsamkeit der menschlichen Geistesanlagen, die Fortsetzung des zeitlichen Lebens in einem ewigen, und die sichere Hoffnung eines seeligen Zustandes bedingt durch die moralische Veredlung — Das seyen die Elemente und das Wesen aller vernünftigen Religion, und also auch der christlichen. Alles übrige sey zufällige menschliche Erklärung, Zeitbegriff, Hülle, Form, Buchstabe — und diefs alles möge, je nachdem Fähigkeit und Bedürfnifs es fordern, stehen oder fallen, der Mensch gehe zum höhern Leben ein, wenn nur der Geist bleibe.

Wenn man auch einräumen müfste, dafs diese Darstellung von dem Charakter des Christenthums der Wahrheit näher gewesen, als diejenige, welche die streng an dem Buchstaben des Systems haftenden Theologen vorgetragen haben, so wird man doch kaum läugnen können, dafs das Verfahren des Lehrers zu rasch, zu ungestümm und zu übereilt war, und dafs er dadurch seine Schüler der Gefahr aussetzte, mit den Vorurtheilen, die er ihnen zu benehmen suchte, auch die richtige und fruchtbare Ueberzeugung, die sie noch haben mochten, einzubüssen. Zwar sagt man oft, die Wahrheit sey nie gefährlich; das ist sie auch an sich nicht, und kann es ihrer Natur nach nicht seyn. Aber sie kann es werden durch die Art ihrer Mittheilung, wenn sie nämlich ohne Vorbereitung oder zur Unzeit geschieht, und wenn der Lehrer nicht berechnet, ob der Schüler gehörig dagegen verwahrt sey, sie zu mifsverstehen oder zu mifsbrauchen. Offenbar war in dieser Hinsicht der Mann, der sich erboten hatte, uns ein neues Licht für das religiöse Denken anzuzünden, mit zu viel Sorglosigkeit zu Werke gegangen. Er hatte nicht bedacht, dafs dem blöden Auge

die dämmernde Helle zuträglicher ist, als der helle Sonnenglanz, und dafs man es nicht stärken, dafs man im Gegentheil seine gänzliche Erblindung wagen würde, wenn man mit einemmale das helle Tageslicht in die dunkle Kammer des Kranken fallen lassen wollte. Er hatte angenommen, dafs die Jünglinge, die durch ihn in die Mysterien der höhern Weisheit eingeweiht werden sollten, durch Aberglauben und Vorurtheile aller Art, und durch den geistigen Blödsinn, der weder Lust noch Muth, sich über die Angelegenheiten der unsichtbaren Welt zu verständigen, von dem Tempel jener Weisheit ferne gehalten würden. Aber indem er unternahm, uns gleichsam mit einem Sprunge in denselben zu versetzen, so hatte er sich wohl nicht darüber besonnen, dafs in einem so raschen Gang mancher auf dem Wege verunglücken könnte, dafs die plötzliche Verpflanzung eines Geschöpfs aus einem gewohnten Elemente in ein ganz neues ihre besondern Bedenklichkeiten habe, und dafs, so wie in der physischen Welt, also auch in der moralischen, mehr Bestand in den Erzeugnissen sey, die besonnener und überlegender Fleifs allmälich gebil-

der, als in solchen, welche der überraschende Akt der Macht plötzlich ins Daseyn gebracht habe.

Vor den glänzenden Talenten, dem scharfen Sinne, der siegenden Beredsamkeit und dem begeisterten Tone dieses Lehrers konnte freylich meine bisherige, ohnehin schon in einem mifslichen Zustande wankende Religionstheorie nicht mehr bestehen. Ich vernahm mit Ernst und Interesse sein Wort, und mit achtsamer Emsigkeit folgte ich seiner in strenger Konsequenz geordneten und in hoher Klarheit sich entwickelnden Gedankenreihe nach. Mancher meiner bisherigen Begriffe erschien mir nun in solcher Armseligkeit, dafs ich mich mit Beschämung daran erinnerte, dafs er je mein Eigenthum gewesen; und mancher Satz, der mir eher zum Abscheu oder zur Aergernifs gereicht hat, trat in solcher Wahrheit und Würde vor mir hervor, dafs ich mit derselben Empfindung mich darüber bestrafte, dafs ich ihn nicht früher anerkannt hatte. Und da in dieser Deutung der religiösen und christlichen Idee alles folgerecht sich an einander anschlofs, entfaltete und ver-

einigte, so mufste nothwendig das ganze System derselben von meiner Denkkraft erfafst und in seinem vollen Gehalt und Sinn in mein Bewufstseyn übergetragen werden.

Aber gleichwie das unreine Herz und die herrschende Sinnlichkeit oft die von dem Verstande anerkannte Wahrheit nicht zur Kraft kommen läfst, so straubt sich auch das gute Gemüth gegen dem Irrthum, wenn er gleich dem Verstande unwiderstehlich sich zugedrungen hat, und der bessere Mensch geräth mit sich in denselben Widerspruch, in welchen wir den ungebesserten befangen sehen, und in beyden erscheint das Herz, als die überlegene Kraft. In derselben Entzweyung mit mir selbst, befand ich mich von der Eröffnung dieser Vorlesungen, bis an ihr Ende, und noch lange nachher; nur dafs es dem wissenschaftlichen Geiste immer mehr gelang, die Macht des sittlichen zu entkräften. Eigentlich waren es nun keine theoretischen Zweifel mehr, die in mir gegen die erhaltene Belehrung über Religion und Christenthum sich regten; aber ich konnte doch der errungenen Wahrheit mich nicht erfreuen. Stets

regte sich in mir, ein bald mehr, bald minder lebhaftes Gefühl von Unruhe und Mifsbehagen über dem neuen hellern Lichte. Auch konnte ich mich in manchen Stunden des Bewufstseyns nicht erwehren, dafs in meinen itzigen Ueberzeugungen sich kein Ersatz finde für den getrosten Muth, die kindliche Zuversicht und die sichere Hoffnung, welche die Vorigen mir gewährten. Oft sprach eine geheime leise Stimme in mein Herz, ich möchte die letztern doch zu leichtsinnig aufgegeben, oder durch fremde täuschende Einflüsse berückt, verloren haben. Wenn ich in Gesellschaften, wo das Gespräch auf solche Gegenstände fiel, mit denen, die sich aufgeklärt dünkten, eintönte, und wie sie, die Resultate der freyern Forschungen vertheidigte, so machte ich mir, wenn ich auf mein Zimmer zurückkam, Vorwürfe darüber; und nie konnte ich es mir abgewinnen, über den meinem Verstande aufgedeckten Wahn und Aberglauben zu spotten. Noch immer regte sich die alte Ehrfurcht in mir, wenn Namen, Begriffe und Handlungen genannt wurden, an denen mein Auge nichts Heiliges mehr erblickte; noch immer fühlte ich mich gerührt, bey der Wahr-

nehmung solcher Aeusserungen des Religionsgefühls, die ich nun für Schwärmerey erklärte. Ich war gewifs davon, dafs ich nun das Bessere erkenne; aber der Gewinn war mir noch zu neu, als dafs ich vermocht hätte, ihn unbesorgt und unbefangen zu geniessen.

Unterlassen würde ich eine Ungerechtigkeit begehen, wenn ich das Verdienst oder die Schuld dieser Aenderung meiner Ansicht der Religionslehre ausschliessend den Vorträgen des Universitätspredigers zuschreiben wollte. Zwar waren sie der mächtigste Stofs an das erschütterte Gebäude meines Glaubens, und sie überwanden in mir die Furcht, keinen Ersatz mehr zu erhalten, wenn ich es fallen liesse, so wie durch sie im klaren Begriffe mir dargestellt ward, was zuvor nur rhapsodisch und unbestimmt, oder als Gebilde des Witzes und der Leichtfertigkeit mir vorgeschwebt hatte. Aber es wirkten noch andere Einflüsse auf mich, die dazu beytrugen, die hier gemachte Erregung zu verstärken, und was in diesen Vorlesungen verkündigt ward, zu befestigen und auszubilden. Ich will nicht wiederholen, was bereits gesagt ist, von der damals herrschenden Vergötterung der

theoretischen Vernunft, von dem halbwahren verführerischen Gerede von Aufklärung, von der in meinen Kreisen allgemeinen Mode, den starken Geist zu spielen, und dem gänzlichen Ersterben alles Religionsgefühls bey der Jugend, unter der ich lebte. In einer solchen Zeit und unter solchen Umständen war es wohl nur einem befestigten Gemüthe möglich, seinen Glauben, gegen die Macht der öffentlichen Meynung, des Beyspiels, der Verführung und des Spotts treu zu bewahren. Aber mehr noch, als alles dieses, wirkte die Lektüre auf mich, der ich in den Stunden der Musse, und oft auch in denen, die dem Berufe angehörten, überliefs. Heinse hatte mir über den Gebrauch dieses Bildungsmittel, und besonders über die dabey zu beobachtende Ordnung und Mässigung eine so schöne Instruktion gegeben; aber bald hatte ich mir erlaubt, von derselben abzuweichen, und endlich ward sie, im stets gesättigten und doch immer unersättlichen Genusse ganzlich vergessen. Ich fand in den Händen und auf den Zimmern meiner Freunde eine Menge Bücher, die mich durch ihre Titel und ihren Innhalt anzogen; andere wurden mir bald um dieser

bald

bald um jener Vortrefflichkeit willen auf das Dringendste angepriesen; und wieder andere wurden so häufig gelesen und besprochen, dafs es eine Schande war, sie nicht zu kennen. Bey diesem Eifer, mich zu unterrichten, dieser Vorliebe für alles, was auch nur äusserlich auf wissenschaftliche Bildung zu streben schien, und diesem eitlen Sinne, der vor allem im Wissen und im Mitsprechen über litterarische Gegenstände sich gefiel, konnte ich solcher Verführung nicht widerstehen, und in solchem Reichthume nicht leben, wie bey mittelmässigem Gute. Ich las defshalb alles, was mich als lehrreich, oder schön, oder interessant ansprach, oder was die Mode zu lesen gebot, — und von einem Plane in der Lektüre, war bald keine Rede mehr. Auch waren es nicht die klassischen Werke der Alten und Neuern, die meine Neigung wählte, oder der herrschende Geschmack mir zuschob, sondern die Produkte des Tags, auf deutschem und französischem Boden erwachsen, Journale, Almanache, Romane, Theaterstücke, und populaire Schriften, in denen weder Ernst, noch Gründlichkeit, noch gebildete Form dem um Wahrheit, Schönheit und

Sittlichkeit sich mühenden Geist etwas verhiessen, im Gegentheile leichte Oberflächlichkeit, fragmentares Wissen, kecke Raisonnements, abentheuerliche Dichtung, und das armselige Spiel eines ewigen Mancherley verkündigten, wie tief eine Generation stehen müsse, die an solcher Erbärmlichkeit Wohlgefallen finde. Dem religiösen Sinne konnte eine Lektüre dieser Art am wenigsten zuträglich seyn; denn es war nicht nur der leichtsinnige oder frivole Ton, oder auch der schneidende Spott, womit viele der gelesenen Schriftsteller von dem Heiligen sprachen; auch wirkte nicht nur oft glücklicher Scharfsinn und gewandte Sophisterey auf den Leser, um dieſs Heilige als Geschöpf einer kranken Phantasie, oder als eine Tugend nie aus den Zeiten des Aberglaubens darzustellen; — es war eben so verderblich, daſs diese Schriften den Standpunkt verrückten, auf dem das Leben in seinem abseitigen und tiefen Sinn erscheint, indem in ihnen nur die eine Parthie desselben, nämlich die Sinnliche und die des Genusses gefaſst, die andere aber, nämlich die Geistige gänzlich vernachlässigt, oder als schwärmerischer Traum verhöhnt war, und

indem in ihnen die Spitze der menschlichen Bildung blos in seiner zeitlichen Existenz und in den Bedingungen ihrer Annehmlichkeit hervortrat. Damit wird nicht gesagt, als ob ich nur die Bücher erklärter Spötter und Naturalisten gelesen hätte; von solchen las ich gerade nur sehr wenige; aber herrscht denn da, wo der Glaube an die unsichtbare Kraft, die das Sichtbare bewegt, als Wahn abgebildet, die Tugend nur als Mittel zur Glückseligkeit gepriesen, und ausschliessend der Sinn für Vergnügen, Zerstreuung, Bequemlichkeit und Unterhaltung erregt und beschäftigt wird, nicht auch der Geist des Naturalismus?

Es war defshalb grossen Theils durch diese Art von Lektüre verschuldet, dafs ich im Laufe der Zeit immer mehr von dem irdischen Sinne befangen wurde, der in die Angelegenheiten des zeitlichen Lebens versenkt, sich gänzlich von dem abwendet, was über ihnen ist. Zwar fand dieser Sinn schon eine kräftige Nahrung in dem einseitigen Unterrichte, welcher auf unsrer Schule gegeben wurde, indem er streng bey dem wissenschaftlichen Zwecke verharrte, wodurch noth-

wendig alle Kraft des Geistes ihre Richtung auch nur auf diesen erhielt. Auch fehlte es dem gedachten Sinne nicht an Stärkung und Ermunterung durch Beyspiele, indem alle Thätigkeit der Jugendwelt, die mich umgab, lediglich auf den Genufs berechnet schien, den entweder die Sinnenlust, oder der durch intellektuelle Auszeichnung befriedigte Ehrgeitz gewährt. Aber was in dem Beyspiele mir vorleuchtete, fand in der Lektüre so oft seine Rechtfertigung und Bestätigung, und die Richtung, die der Geist durch den mündlichen Unterricht erhielt, ward befestigt, durch die schriftliche Lehre, die ihn unaufhörlich begleitete. Was zu dieser Wirkung noch besonders beytragen mochte, war das, als mein eigentlicher Beruf, mit Eifer getriebene Studium der Kameralwissenschaften, die, da ihre Aufgabe lediglich in der Sinnenwelt liegt, und ihre Anwendung nur den Gewinn der Hülfsmittel für das sinnliche Leben bezielt, die ganze Kraft des Menschen leicht an dieses eine Leben heften; wodurch zwar der Werth dieser Wissenschaften durchaus nicht herabgesetzt, wohl aber zur Bemerkung gebracht wird, wie in dem einen Gegenstande

des theoretischen Denkens mehr und in dem andern weniger Gefahr sey, für die Entwicklung des innern Menschen.

* * *

Das Gefühl von Mifsbehagen und Unruhe, das mich lange nicht verliefs, so oft eine christliche Religionslehre, die meiner rationalistischen Ansicht aufgeopfert ward, in meine Erinnerung kam, wurde immer mehr abgestumpft, und es bemächtigte sich meiner eine Gleichgültigkeit gegen die religiöse Wahrheit, die mir der kleinste Beweis hätte seyn können, dafs der Sinn für das Ideale in mir immer mehr ersterbe. Dem der Indifferentismus geht nur auf dem Boden eines Herzens auf, das, weil es dem Irdischen sich ausschliessend ergeben hat, das Himmlische keiner Beachtung mehr werth hält, und weil es in den Fesseln der Sinnlichkeit liegt, die Reitze des Uebersinnlichen nicht mehr empfindet. Zwar versteht es sich von selbst, dafs ich meine Kälte gegen die religiöse Wahrheit nicht aus solchen Quellen erklärte; vielmehr sah ich sie recht sicher begründet durch die Voraussetzung: es sey dem Men-

sehen in diesen Regionen der Spekulation überhaupt keine Gewifsheit erreichbar, und da er sich mit allem Streben nach ihr vergeblich bemühe, so sey es das Klügste für ihn, dieses Streben aufzugeben, und ein Dunkel unberührt zu lassen, das von ihm nimmer durchdrungen werden könne. Aber das war blos ein Versuch, eine Verirrung zu beschönigen, deren Schuld durchaus nicht dem die Wahrheit redlich suchenden Denkvermögen, sondern meinem Leichtsinne und meiner Sorglosigkeit in der Verführung zur Last fiel; wie denn das Herz des Menschen sich selten einer Thorheit überläfst, ohne dafs der Verstand mit seinen Sophismen bereit wäre, seine Sache zu führen, oder gar seine Verantwortung auf sich zu nehmen.

Gegen das Daseyn Gottes, die Freyheit des Menschen, die Heiligkeit des Moralgesetzes und die Unsterblichkeit der Seele war nie auch nur ein Zweifel in mir rege geworden, und das seiner Auswüchse entkleidete Urchristenthum galt mir noch immer als ein trefflicher Ausspruch der ewigen und unerschütterlichen Naturreligion. Aber es fand

sich in diesen Thatsachen aus der übersinnlichen Welt keine Kraft mehr für mein Herz; sie erschienen mir blos als wissenschaftliche Begriffe, die man annehmen oder verwerfen konnte, je nachdem sie dem Bewufstseyn mit mehr oder weniger Klarheit aufgegangen waren; und als solche konnten sie auch nicht unvermeidliches Bedürfnifs des Lebens seyn, weil sie sonst allen auf gleiche Weise hätten gegeben seyn müssen. Diese Ansicht zeigte ihre Folgen bald in meiner Gesinnung und in meiner Art zu handeln. Die Erbauungsbücher standen bestäubt auf dem Bücherschranke, die von dem wackern Steinberg so dringend und nach einem weisen Rathe empfohlene Lektüre der Bibel war längst aufgegeben. Die Gottesdienste wurden immer seltener besucht, und nie mehr zu dem Zwecke der Erbauung; von dem Abendmahlsgenusse konnte ohnhin keine Rede weiter seyn, da zuvor schon der Witz der Spötter so sehr durch denselben gereizt worden war. Das Gebet war lange durch die immer aufsteigenden Zweifel gegen die Statthaftigkeit der in ihm ausgesprochenen Ideen gestört und es fehlte ihm immer mehr an Wärme und Empfindung;

es wurden mir so viele Vorurtheile der Schwärmerey und des Unverstands sichtbar, an denen ich eher in seiner Uebung gehangen war; ich erkannte bey demselben keinen vernünftigen Zweck weiter; auch war es kein Bedürfnifs mehr für mein Herz. Wo und wie von der Religion die Rede war, oder ihre Idee in meinem Innern geweckt wurde, nahm das Gefühl keinen Antheil an dem Gegenstande; es bemächtigte sich immer plötzlich der kritische Geist desselben, um darüber zu erkennen, von welchem theoretischen Gehalte er sey. Sein praktisches Interesse war für mich erloschen.

Bey der Erziehung, die ich genossen, und bey dem Charakter, den dieselbe mir angebildet hatte, konnte ein solches schnödes Hinwegwerfen dessen, was bisher so innig in meine Natur verflochten war, nicht Wirkung des blosen Unterrichtes, oder einer nur auf mein Erkenntnifsvermögen bezeichneten Operation seyn. Noch weit mehr trug zu diesem Verluste das moralische Verderbnifs bey, das mich allmälig beschlich, und sich immer mehr meiner bemächtigte; denn dasselbe ist, da es

das Herz vergiftet, in dem die Religion ihre Grundlage und ihren Thron hat, dieser nothwendiger Weise weit gefährlicher, als die falsche oder verführerische Lehre, welcher das feste und sichere Gemüth meistens glücklich widersteht. Nach dem stillen und einsamen Leben in Hollach, bey meinem lebhaften Temperamente und bey meinem weichen, lenksamen Herzen, konnte es mir weder an Sinn für die Zerstreuungen, denen die akademische Jugend sich überläfst, noch an Bereitwilligkeit fehlen, den Einladungen zu denselben zu folgen. Aus dem ersten Schritte ergab sich der zweyte und der dritte; das Beyspiel steckte an; je mehr das Vergnügen genossen ward, desto stärker wurden seine Reize; die innere Stimme vom Werthe der Zeit und von der Wichtigkeit meines Berufes verlor allmälig an Stärke und verstummte endlich gar; und die Eigenliebe bewies mir, dafs das reichliche Talent tausendfach ersetze, was durch die Versäumnifs verloren gehe. Ich besuchte täglich die Gesellschaften der Studierenden und der Officiere von der Garnison, und lernte bald begreifen, dafs eigentlich nur der Vormittag der Arbeit angehöre.

Ich abonnirte bey dem Theater. Ich versäumte keinen Ball und keine Redoute. Ich fehlte selten bey grossen Landparthien. Ich machte Reisen in die benachbarten Städte und während der Sommervakanz in die Bäder. Ich fand Geschmack am Spiel. Ich miethete ein Pferd zu meiner Disposition. Ich begann ein Leben, wie es diejenigen führen, die da wähnen, dafs Zerstreuung und Vergnügen der Zweck des Lebens sey.

Man sollte meynen, dafs gerade dieser Grundsatz den Menschen am tiefsten demüthigen müsste, weil Würde oder Achtung lediglich auf Thätigkeit, nimmer aber auf Genufs begründet ist. Indessen brachte er an mir diese Wirkung nicht hervor; im Gegentheile wurde ich in demselben Verhältnisse eitler, in dem er mein Thun und Lassen bestimmte. Dafs man diese Eitelkeit, die immer mehr meines Herzens Meister wurde, ja nicht mit dem edlen Sinne für Ehre verwechsle, der da strebt, wahrer Achtung durch wahre Verdienste würdig zu werden, und ohne den ein jugendlicher Charakter selten bis zu dem Grade der Ausgezeichneten sich fortbilde.

Zwar war in mir das Bewufstseyn von der Bestimmung des Menschen noch nicht erloschen; ich anerkannte die Würde, welche die moralische Vervollkommnung ihm ertheilt, und die Nothwendigkeit, allen Fleifs auf die Bildung der geistigen Kräfte zu richten, und noch immer regte sich in mir der Trieb, nach dem Besitze der Güter zu trachten, die auf diesem Wege erworben werden. Aber jenes Anerkenntnifs war nicht viel mehr, als eine todte Theorie, und dieser Trieb wurde durch Regungen anderer Art, die mich stärker in Anspruch nahmen, gerechtfertigt. Defshalb, ob ich gleich einräumte, dafs man eigentlich nur durch Tugend etwas gelte, war es mir doch viel weniger um diese, als um die andern Bedingungen des Ansehens zu thun, welche die Welt, aus Irthum und Bequemlichkeit, an die Stelle der Tugend gesetzt hatte, und ich ergab mich sogar der Thorheit derjenigen, welche mit der erlangten Auszeichnung zufrieden sind, wenn sie gleich durch künstlichen Schein und Täuschung erworben worden ist. Defshalb setzte ich einen besondern Werth darein, für einen genialen und kenntnifsreichen Kopf zu gelten, und ich ver-

säumte kein Mittel, das dazu dienen konnte, diese Meynung zu erregen. Meine Zimmer wurden kostbar und geschmackvoll meublirt. Mein Anzug blieb nie hinter der neuesten Mode zurück. Ich rang um den Ruhm eines guten Reiters und eines gewandten Fechters; und da es damals Mode war, Muth und Kraft zu affichiren, und den Schein eines sehr reizbaren Ehrgefühls an sich zu nehmen, so war mir auch die Rolle eines kleinen Eisenfressers nicht fremd. Was die Thorheit und der Weltsinn für löblich und rühmlich achteten, dem strebte meine Eitelheit nach, und es gab für sie kein höheres Ziel als das, in dem Kreise zu gefallen, in dem ich mich bewegte, unbekümmert darum, dafs hier das Urtheil beynahe von lauter Unmündigen und Bethörten gefällt wurde.

Handlungen der Uneigennützigkeit, des Wohlwollens und des Edelmuths machten noch immer tiefe Eindrücke auf mein Herz und rührten mich oft bis zu Thränen. Auch meine jugendlichen Freunde theilten sich mit mir in dieselbe Empfindung. Aber wir bewunderten und priesen die Tugend, ohne

uns zu ihr erheben zu können; wir sahen die höchste der menschlichen Zierden, in ihrem herrlichsten Glanze, in fremdem Besitze, ohne dafs wir die Hand ausgestreckt hätten, um sie uns selbst anzueignen: denn es war doch nur der Grundsatz des gemeinsten Eigennutzes, der unser Wollen und Handeln bestimmte. Dieses eitle Streben nach Lob und Beyfall, diese Bequemung nach dem herrschenden Begriffe, diese sorgsame Vorsicht, in der öffentlichen Meynung nicht zu verlieren, dieses steie Jagen nach Vergnügen und Genufs — was war dieſs alles anders, als Dienst der Eitelkeit, der Selbstsucht und der Eigenliebe, und Realisirung der Lehre, die die Vernichtung alles edeln und hohen Sinnes ist, dafs der Mensch nur sich lebe, und dafs es für ihn kein höheres Gesetz gebe, als die Forderungen seiner sinnlichen Natur. Wie sehr diese Gesinnung sich meiner bemächtigte, wurde, jedoch erst nach langem Sträuben, in einem stehenden Posten meiner Ausgaben sichtbar. Ich hatte nämlich wöchentlich einen Thaler zu wohlthätigen Zwecken bestimmt, und ich blieb meinem Vorsatze treu: oft that ich noch mehr, als er forderte. Aber de

sich meine Bedürfnisse immer vermehrten, und ein Ansinnen um Verstärkung der Wechsel an dem ökonomischen Geiste des Amtmanns scheiterte, so wurde diese Ausgabe gestrichen. Es geschah, wie gesagt, nicht ohne Widerstand meines guten Gemüths, und das Gewissen verbarg mir nicht, dafs ich auf solche Weise an den Armen erspahre, was ich durch unnöthigen Aufwand gebrauche. Auch der gute, alte Fritz, durch dessen Hände bisher meine Almosen vertheilt wurden, machte mir über diese Absonderung in dem Plane meiner Wirthschaft eine mifsbilligende Bemerkung. Ich erlaubte mir die Unredlichkeit ihm zu versichern, dafs ich dieselbe Summe nur für meine arme Studenten bestimmt habe, und es fordere der Anstand, dafs ich ihnen solche selbst zustelle.

Diesem redlichen, frommen Diener entgieng es überhaupt nicht, dafs meine Lebensweise sich immer mehr von dem Beyspiele des eiterlichen Hauses und von den Ermahnungen entfernte, mit denen ich aus demselben entlassen worden bin. Er sah mit Sorglichkeit die Zerstreuungen, denen ich mich hin-

gab: oft wandte er geärgert den Blick hinweg, wenn er leichtsinnige oder leichtfertige Reden aus dem Munde meiner Gesellschafter vernahm; und von meiner Kälte gegen die Religion und ihre Ungebungen gab ich ihm nur zu viele und zu augenscheinliche Beweise. Er hatte freylich das Herz nicht, tadelnd sein Mifsfallen zu äussern; dagegen sprach er desto dreister im Allgemeinen von dem Verderbnifs dieser Jugend und dieser Stadt, verhehlte nicht, was er an meinen Freunden Verwerfliches zu bemerken glaubte, und erinnerte oft an die gute alte Zeit, an die Tugenden des verklärten Vaters und an das unschuldsvolle und selige Leben in Wildenberg und in Hollach. Dabey war er meistens mifsmuthig, bedrückt und grämlich, und mehrere Male hörte ich des Nachts den frommen Alten in seiner Kammer eifrig beten, dafs mich doch Gott glücklich aus den Verführungen dieses Sodoma hinaus geleiten möchte. Diefs alles erschien mir nicht albern oder lächerlich; es war ja das redliche Herz des Mannes, das sich über die Gefahren ängstete, von denen er mich umgeben sah, und wenn ich gleich seine Ueberzeugungen

für irrig hielt, so konnte ich doch nicht erwehren, die trefflichen Wirkungen zu anerkennen, die sie in seiner Gesinnung hervorbrachten. Auch gab es Stunden des Ernsts oder der Rührung, in denen ich mich des Geständnisses nicht erwehren konnte, dafs dieser getroste Glaube und dieser kindliche Sinn doch mehr werth seyen, als das helle Licht meiner Erkenntnifs, bey dem ich im Empfinden und im Handeln so oft die Wärme und die Kraft des innern Lebens vermifste. Wenn ich es mir gleich nicht gestand, so geschah es doch in der That, durch einen geheimen Antrieb bewegt, dafs ich mich vor dem scharfsichtigen und ehrwürdigen Beobachter verbarg, so gut ich konnte; und da Unredlichkeit nicht in meinem Charakter lag, war diefs Bemühen; mein Innerstes zu verhüllen, mir nicht wenig lästig. Aber lieber trieb ich diese mir fremde Kunst, als dafs ich auf den Beyfall eines von mir so sehr geliebten, und so frommen Dieners verzichtet hätte.

Es war für seine Ruhe gut, dafs er nur selten vernahm, was in den lustigen Gesellschafs

schaften, in denen ich mich umher trieb, die Leichtfertigkeit, die Sinnenlust, und die jugendliche Rohheit äusserten; er hätte eine neue Gefahr bemerkt, von der er mich schwerlich bedroht glaubte, und die unter allem, was das Glück eines reinen Herzens vernichten kann, vielleicht das Verderblichste ist. In einem Stande wahrhafter Unschuld war ich, in Hinsicht auf Geschlechtsliebe, aus dem elterlichen Hause ausgegangen. Durch ausdrückliche Belehrung und durch die zufälligen Aeusserungen der guten Menschen, unter denen ich erwuchs, war diese Anlage der menschlichen Natur mir erschienen, in ihrer ordnungsmässigen Entwicklung, als ihr Heiligthum, in ihrer Ausartung aber, als ihr Fluch; und diese Vorstellung hatte so tief in meinem Herzen gewurzelt, dafs ich nicht anders, als mit Abscheu und mit Ekel jeden Ausbruch der thierischen Lust betrachtete. Auch in der ersten Zeit meines akademischen Aufenthaltes vernahm ich immer mit denselben Empfindungen, was über den Mifsbrauch dieser Anlage der leichtsinnige Scherz, oder das unheilbare Verderbnifs äusserten, und nicht selten ward mein Erröthen, oder mein sicht-

barer Widerwillen der Gegenstand litterer Sarkasmen. Aber allmälich lernte ich auch das ertragen; und so gieng mir, wo nicht durch die That, doch durch die Abstumpfung des zarten Sinnes, die Blüthe der Unschuld verloren. Man trug kein Bedenken von seinen Abentheuern auf dem Felde der wilden Lust, von den Künsten, die in ihnen gebraucht wurden, und sogar von den Folgen, die man sich dadurch zugezogen hatte, zu erzählen, und man hatte auf Beyfall und Bewunderung zu rechnen, wenn in solchen Unternehmungen viel Schlauheit und Muth erwiesen war; — und in allen diesen Erzählungen, und in den Bemerkungen, die darüber gemacht wurden, stand immer die Voraussetzung voran: was von der Moralität der Geschlechtsliebe gesprochen werde, sey armseliges Pfaffengerede, und man könne unmöglich fehlen oder verächtlich werden, wenn man befolge, was die Natur dem Jünglinge so dringend ansinne. Zwar fanden diese letztern Behauptungen bey mir keinen Glauben, weil ihre Erbärmlichkeit auch da ersehen werden mufs, wo nur noch ein Funken Wahrheitssinn übrig ist; dagegen wirkten aber die Erzählungen und Bemerkungen.

welche durch sie motivirt werden sollten, desto stärker auf mich. Bald vermochte ich es, sie mit Gleichgültigkeit anzuhören, allmälich fand ich an ihnen Wohlgefallen, und endlich trug ich gar auch, wenigstens durch scherzende Zwischenreden das Meinige dazu bey. Es drangen unreine Bilder in meine Phantasie ein; ich fand Vergnügen in ihrer Betrachtung; die Sinnlichkeit begann ihre Stimme zu erheben: meine Unschuld war dahin. Zwar umschwebte mich um diese Zeit noch immer warnend ein guter Engel, der es nicht geschehen liefs, dafs ich der bösen That mich hingab, und der mich immer wieder zurückriefs, wenn ich sie schon beschlossen hatte. Aber die That war ja nur der Ausbruch eines Verderbens, das mich bereits ergriffen hatte: die Tugend selbst war bereits in mir erstorben; diese letzten Zuckungen ihres Lebensleibes konnten mich nicht mehr retten, gegen die Macht der vorherrschenden Thierheit in der Verführung.

* * *

Man hat gesagt, dafs Plato gewifs ein

Christ geworden seyn würde, wenn er die göttliche Lehre Jesu vernommen hätte, und ein Zeuge seines göttlichen Lebens gewesen wäre. Diese Behauptung ist mehr als ein Spiel der das Christenthum begünstigenden Phantasie, indem wenigstens die Voraussetzung, auf der sie beruht, nicht bestritten werden kann, dafs der Glaube an die Offenbahrungen Jesu, und die Ueberzeugung von den Wahrheiten der Vernunftreligion, von derselben Stimmung des Geistes ausgehen, und dieselbe Empfänglichkeit des Herzens fordern. Wer einen Sinn hat für die Stimme Gottes, der wird sie vernehmen, wo sie auch ertöne, und wer aus den Täuschungen und dem Tande der Zeitlichkeit sich hinaus sehnt, wird das Ewige ergreifen und auf ihm ruhen, wo und wie es sich ihm auch darbiete. Gleichwie das ewige und unwandelbare Schöne in der Natur in den klassischen Werken der Griechen und der Römer rein und treu abgedruckt ist, so findet sich das ewige Wahre der Religion im Christenthume wieder gegeben; weswegen ein jeder aus dieser Quelle es dankbar und freudig schöpfen wird, der schon auf einem andern Wege zu seiner Kenntnifs, oder zu

seiner Ahnung gekommen ist. Aber dieſs alles gilt auch umgekehrt. Niemand ist gleichgültig gegen das Christenthum, er sey es denn gegen die Religion überhaupt, und niemand entschlägt sich des erstern, ohne daſs der zweyte Schritt von selbst folge, in dem er dem Glauben an Gott und an eine übersinnliche Weltordnung überhaupt ungetreu wird. Denn gewöhnlich werfen wir das Christenthum nur deſshalb hinweg, weil uns die Stütze gebrochen ist, auf welcher das religiöse Gefühl in jeder seiner Formen beruht, und diese Stütze sehen wir in dem gelehrigen Sinne für die himmlische Wahrheit und in dem reinen, kindlichen Herzen.

Nachdem ich einmal zu dem deutlichen Bewuſstseyn gekommen war, daſs in der Geschichte des Christenthums nichts sey, was von der gewöhnlichen Regel der Natur abwiche, und daſs Christus durchaus keine höhere Autorisation gehabt habe, als jeder andere Zeuge des Guten und Wahren auch, so glaubte ich, mit der blosen Vernunftreligion wohl zu rechte kommen zu können, und in ihr Ersatz für alles dasjenige zu finden, was mir mein

bisheriger schwärmerischer Supernaturalismus gewährt hatte. Auch war diese Hoffnung gewifs sehr scheinbar; denn alle Hülfsmittel, welche die religiöse Ueberzeugung dem Menschen für seine Besserung und Beruhigung gewährt, liegen doch nur in den Ideen von einer göttlichen Weltregierung und von einem Zustande der Vergeltung nach dem Tode; und indem ich meinen Glauben an den übernatürlichen Ursprung des Christenthums fallen liefs, gab ich um defswillen nicht auch diese Ideen auf. Doch konnte ich bald mir das nicht mehr verbergen, dafs sie mit weniger Klarheit mir vorschwebten, mit weniger Kraft mein Herz ergriffen, und mich überhaupt kälter und gleichgültiger liessen, als zuvor. Ich war unentschlossener und feiger in der Versuchung, unruhiger beym Anblicke der Räthsel, Widersprüche und Ungerechtigkeiten des Schicksals, und ohne Zuversicht bey der Erinnerung an das Grab. Ich erklärte diese Erscheinungen, und täuschte mich über sie, so gut ich konnte; aber, was doch so leicht zu bemerken stand, kam mir nicht in den Sinn, dafs wenig dauernde und feste Kraft in einer Ueberzeugung seyn könne, die sich in ihren

Wirkungen so schwach und unsicher erwies.

Auch der Grund dieser Schwäche ward von mir übersehen. Mein christlicher Glaube war nicht das Resultat des theoretischen Denkens gewesen, und bestand in mir nicht in wissenschaftlicher Form; er hatte meine ganze geistige Natur durchdrungen, und war die belebende Kraft meines Willens und das Licht meines Herzens geworden. Der Gott, auf den er wies, war ihm nicht ein Gegenstand der Erkenntnifs, sondern der Liebe, des Vertrauens in der Anbetung. Er durfte ihn nicht suchen; er war ihm überall gegenwärtig. Und seines Schutzes und seiner Verheissungen war er so gewifs, als der Realität der Sinnenwelt, die ihn und seinen Willen ihm laut verkündigte. Ein solcher Glaube mufste mehr wirken, als die auf dem Wege der Spekulation gefundene Wahrheit, die ihn mir ersetzen sollte. Mochte sie wirklich Wahrheit seyn; sie konnte nie den Charakter verläugnen, den ihr ihr Ursprung aufgedrückt hatte, und der nur auf die Befriedigung des nach Erkenntnifs strebenden Verstandes, nicht

aber auf die Beruhigung und Erregung des Herzens berechnet ist. Mein Christenthum stillte ein Bedürfnifs der moralischen, mein Rationalismus ein Bedürfnifs der intellektuellen Natur; jenes war Gefühl und Leben, dieser Wissenschaft und Reflexion; jenes war unmittelbares Bewufstseyn, dieser aber Resultat vorher gegangener Untersuchung.

Was aber durch Untersuchung ausgemittelt wird, ist nie eines ewigen Bestandes gewifs. Denn bey der redlichsten Absicht, nur der Wahrheit zu huldigen, und bey dem hellsten Lichte, das die Gegenstände verklärt, werden wir nie sicher davon, dafs uns nicht ein falscher Schein täusche. Unsre Erfahrungen erweitern sich; der forschende Sinn wird durch die fortgesetzte Uebung schärfer; wir erheben uns auf neue Standpunkte; die Dinge ändern die Gestalt in der sie uns erst erschienen sind; und die veränderte Gestalt schaft auch unsern Begriff von ihrem Innern um. Auch ist dieser Wandel theoretischer Ansichten unvermeidlich. Denn es hängt nicht von unserm freyen Entschlusse ab, bey einer einmal erlangten Vorstellung zu verharren;

unaufhörlich dringt uns die intellektuelle Natur die Prüfung und die Untersuchung fortzusetzen, und unaufhörlich reizen äussere Eindrücke diesen ihren Trieb, so dafs es ein vergebliches Beginnen wäre, ihm Stillschweigen aufzulegen. Deshalb ist eine Ueberzeugung, die auf dem wissenschaftlichen Wege erlangt worden, nie ein sicheres Gut, und immer erscheint das Geschäft der Spekulation als geschlossen. Nur das aber ist sicher, was, in dem Gefühle bewährt, der Zweifel vergeblich berührt, und was das fromme Herz als sein Eigenthum erlesen hat, und in Liebe bewahrt.

Auch ich wurde es bald inne, wie wankend der Besitz der Ueberzeugungen war, die ich aus dem Schiffbruche meines christlichen Glaubens gerettet hatte, und wie sehr ihnen ein Hort fehle, der es vermochte, sie gegen alle Anstösse zu bewahren, die sie bald in meiner Lektüre, bald in dem gesellschaftlichen Leben, bald auch in meinem eigenen Nachdenken erhielten. Hier vernahm ich die Lehre, dafs nur das Sinnliche dem menschlichen Erkenntnifsvermögen sein Gebiet an-

weise, und dafs alles über dasselbe hinausstrebende Grübeln Thorheit und Schwärmerey sey. Dort ward mit hohem philosophischem Ernst gepredigt, nur die Beschränkung trenne und unterscheide Gott und die Welt; der helle Blick sehe überall nur dasselbe Eine, in dem alles nach ewiger, blinder Naturnothwendigkeit sich bewege. Hier ward der Traum von der Freyheit des menschlichen Willens widerlegt, und dargethan, dafs wir uns mit demselben täuschen, um nicht unsre schmähliche Sklaverey gestehen zu dürfen; und dort wurden die albernen Schwärmer zurecht gewiesen, die in dem geistigen Organismus des Menschen etwas mehr zu sehen wähnen, als das Resultat ihrer physischen Komposition. Zwar erschwang ich mich nie auf die Höhe dieser starken Geister, dafs ich mit ihrer Zuversicht über die von ihnen verhöhnte Wahrheit entschieden hätte. Aber ihre Beweise und ihr Spott wirkten in gleicher Stärke auf mein Urtheil. Ich ward mifstrauisch gegen meine Ansichten. Ich bemerkte in ihnen eine Menge Dunkelheiten, Widersprüche und Schwächen. Ich begriff die Möglichkeit, dafs sie ganz falsch seyn könnten. Ich wufste nicht

mehr, woran ich mich halten, und worauf ich bauen sollte. Ich schwebte auf dem wogenden Meere der Skepsie umher, ohne ein Ufer zu sehen, auf dem ich anlanden, und ohnen einen freundlichen Stern wahrzunehmen, der mich orientiren konnte.

So sank ich in die Schmach und in das Elend des Unglaubens herunter. Ich war kein Gotteslängner, was der Mensch in theoretischer Hinsicht nie werden kann; ich konnte es mir nicht abgewinnen, das innere Leben des Menschen in einem blosen physischen Mechanismus zu suchen; und ich ertrug den Gedanken nicht, dafs der Mensch im Tode vergehe, wie das Vieh. Aber der Gott, den ich mir dachte, wohnte in einem undurchdringlichen Dunkel, in den ihn mein Herz nicht erreichen konnte, und aus dem er nicht auf mich wirkte. Wenn ich es auch nicht wagte, die Freyheit des menschlichen Willens zu läugnen, so hinderte mich doch der Anblick ihrer Schranken, sie fest und freudig zu behaupten; und wenn mir der Geist des Menschen für eine höhere Bestimmung geweiht schien, als die Kraft, welche die Thiere belebt, so ward ich doch dieser Bestimmung

immer gewifs. Und das ist der Zustand des Unglaubens, nicht, dafs man die Wahrheit geradezu verwirft, sondern dafs man, indem man sie ahnet, säumt, sie zu erfassen, dafs man, indem sie uns entgegen leuchtet, den Blick von ihr abwendet, und dafs man, indem sie Glauben, Hoffnung und kindliche Ergebung anspricht, unbeugsam darauf besteht, man wolle sie schauen, begreifen und zergliedern. Und dies ist ein Zustand der Schmach und des Elends, denn in ihm bleibt der Mensch ewig am Vergänglichen und am Gemeinen haften, in dessen Berührung er nie zu der Würde sich empor schwingt, in der der Adel seiner Natur besteht, und ewig müht er sich im Kampfe mit den feindseligen Kräften der Sinnenwelt, ohne den Muth, der ihn des Sieges versicherte, und ohne die Hoffnung einer bessern, vergeltenden Zukunft.

* * *

Etwas über vier Jahre hatte mein akademisches Leben gedauert, und so lange bedurfte es, um die meisten guten Eindrücke meiner frühern Erziehung auszulöschen, die erste Unschuld und den ersten Glauben meines Her-

zens zu beflecken und zu erschüttern, und aus mir einen Zögling des Zeitgeistes zu machen, der, so wie immer, auch damals auf den höhern Lehrinstituten Deutschlands am gewaltigsten herrschte. Für meine intellektuelle Bildung war diese Zeit allerdings nicht verlohren. Zwar der immer mehr wachsende und immer mehr befriedigte Sinn für Vergnügen und Zerstreuung liefs mich in dieser Hinsicht nicht zu der Reife und Gründlichkeit gelangen, die ich bey einem regelmässigen Fleisse erreicht haben würde. Aber die mir natürliche Leichtigkeit im Auffassen und Begreifen des Wifsbaren, verbunden mit einer lebhaften Imagination und einem sehr treuen Gedächtnisse, erhob mich, auch ohne fortgesetzte Anstrengung, über die Region der Mittelmässigkeit, und wenn es sich mein Ehrgeiz zum Ziele gesetzt hatte, irgend einen Gegenstand fest und von allen Seiten zu fassen, vermochte ich es auch einige Tage, dem lustigen Leben zu entsagen, und in mein Zimmer eingesperrt, ohne Ruhe fortzuarbeiten, bis die gegebene Aufgabe vollständig gelöst war. In meinem Berufsfache, den Kameralwissenschaften brachte ich es auf diese Weise

wirklich bis zur systematischen Ansicht; in andern Zweigen der gelehrten Erkenntnifs fehlte es mir auch nicht an Reichthum und Mannigfaltigkeit; aber was ich mir hier erwarb, waren meistens nur wissenschaftliche Trümmer, ohne Klarheit und Verbindung. Die schöne Litteratur der Deutschen und Franzosen kannte ich zwar nicht durch gründliches Studium, aber durch flüchtige Ausfälle in die meisten Gegenden ihres Gebiets, so dafs ich von den befsten Schriftstellern und ihren Werken, im Tone des denkenden Dilletanten, sprechen und urtheilen konnte. In den neuern Sprachen hatte ich bedeutende Fortschritte gemacht, besonders durch die Eitelkeit gereizt, die in ihnen ein Bedürfnifs für das Leben in der grossen Welt wahrnahm. Die Lektüre der Alten, in ihren Grundsprachen, trieb ich immer nachlässiger, was nicht anders kommen konnte, weil in mir der Sinn immer mehr erlosch, der die Hoheit ihres Gemüths und die Schönheit ihrer Kunstwerke lebendig fühlt. — So rhapsodisch und so oberflächlich nun auch mein Wissen war, und so sehr es mir an dem Geiste gebrach, durch dessen Walten erst alle Kenntnifs ihren

höhern, vernünftigen Charakter empfängt, während sie ohne ihn nichts als Buchstabenkram und Gedächtnifswerk ist, so galt ich doch unter den Adelichen, die damals in Hohenburg studirten, für einen der Ausgezeichnetesten. Diefs Urtheil mochte vielleicht richtig seyn; aber man sieht, wie tief die Richter standen, die es fällten, da sie, um das intellektuelle Verdienst zu bestimmen, keinen andern Maafsstab hatten, als die Menge und die Mannigfaltigkeit des Wissens, und etwa noch das, wenn gleich ohne ruhiges Selbstdenken gefafste Bestehen auf den Meynungen der herrschenden Schule.

Diese tumultuarische Art zu studiren, und dieser der fragmentaren Erkenntnifs angedichtete Werth ist nicht ohne nachtheiligen Einflufs auf die Gesinnung des Menschen; und das Verderbnifs, welches mich ergriff, gieng auch zum Theil von dieser Quelle aus; denn derselbe Geist, der in der intellektuellen Bildung, Einheit und Ordnung herstellt und erhält, bringt auch Plan und Zusammenstimmung ins Leben, und wenn er in der einen Anwendung der denkenden Kraft, nämlich im

Streben nach Erkenntnifs, seine Herrschaft begründet hat, so dehnt er sie nothwendig auch auf die andere, nämlich auf die Richtung des Willens aus. Dagegen, wenn bey jener Art von Bildung kein leitender Stern uns vorleuchtet, wenn es dem Zufalle überlassen bleibt, welche Erkenntnifs und wie sie in uns komme, und wenn wir mit der Masse des Wissens uns beruhigen, ohne die Sorge, dafs sie geordnet werde, so kann der verwirrte und zerrissene Vorrath von Vorstellungen und Ideen unmöglich dem unruhigen Herzen Rath und Licht mittheilen, und unmöglich kann dieses in schöner Harmonie sich bewegen, wenn im Verstande lauter Unordnung, Widerstreit und chaotische Verwirrung ist. Nimmer wird der Mensch zur Selbstständigkeit und zur ernsten Achtsamkeit auf seine Bestimmung erzogen, wenn er sich nicht seine Zwecke so viel möglich verdeutlicht, und durch den Gebrauch der weislich gewählten Mittel standhaft sie erstrebt. Er mufs wissen, was er will, und er mufs mit unerschütterlicher Festigkeit wollen was er weifs. Aber diefs bestimmte Bewufstseyn des Höhern — wird er es erreichen, wenn Plan-

mässig-

mässigkeit und Einheit im Niedrigen ihm fremd sind? Und dieser feste Wille — wird er ihm gelingen, wenn er ein Sklave der Gewohnheit geworden ist, von dem zufälligen Herbeyströmen der Begriffe, oder von der Macht der herrschenden Meynung abzuhängen?

So viel indessen Gefahren und Versuchungen in und ausser mir zusammen wirkten, um mein Herz dem Heiligen zu entfremden, und jeden Keim des Guten in ihm zu vernichten, so wurde ich doch nicht lasterhaft; im Gegentheile verabscheute ich die groben Ausbrüche der sinnlichen Rohheit, und zog mich von den Menschen zurück, die sich denselben überliessen. Nie traf mich eine öffentliche Zurechtweisung von Seiten der akademischen Polizey; ich erhielt meine Gesundheit, an der sich die Rasereyen und Verbrechen der andern, oft fürchterlich genug rächten; ich lernte nach und nach meine Einnahme und Ausgabe in ein richtiges Verhältnifs bringen; ich galt für einen Jüngling, in dem zwar die jugendliche Natur in ihrer Kraft und Frische sich entfaltete, der aber in der Thätig-

keit und im Genusse sich innerhalb den rechten Gränzen zu erhalten, und seinem Stande gemäfs zu leben wufste. So liefs ein glückliches Temperament und der noch immer in meinem Innern ertönende Nachklang einer guten Erziehung, mich nicht so tief fallen, wie ich die meisten andern fallen sah. Aber ich war um defswillen nicht viel besser als sie; es wirkte in uns allen dasselbe Gift, nur dafs es in jenen schon eine grössere Zerstörung angerichtet hatte. Schon war in mir die festeste Stütze der Tugend gesunken, nämlich die Furcht vor Gott, und ihr kräftigstes Motif hatte seine Wirksamkeit verloren, nämlich der Hinblick auf ein künftiges Leben; und so wie jene Lasterhaften, sah auch ich alles Heil und aller Thätigkeit Zweck im Zeitlichen, und die Stimme des Gewissens vermochte wenig mehr, so bald die Sinnlichkeit in Widerspruch mit ihr gerieth. Ich war ein eitler, von meinem Wissen aufgeblähter, mit stolzen Planen für das Leben beschäftigter, den hohen Sinn des Daseyns verkennender, immer Genufs und Freude erstrebender Mensch, ausschliessend bewegt von selbstsüchtigen Antrieben, und verblendet durch den thörichten Wahn von

meinem eigenen Werthe. Dafs ich dabey in einem hohen Grade gutherzig war, allen Menschen alles Gute gönnte, und ihnen dazu verhalf, besonders wenn ich mir dadurch selbst nichts abbrach; dafs ich offen, redlich und truglos jedem entgegen kam, und Ungerechtigkeit und Härte aufs Tiefste verabscheute; dafs ich mit Achtung für Weisheit und Rechtschaffenheit erfüllt war, wo und wie ich sie fand, und dafs hohe Züge von Edelmuth, Uneigennützigkeit und Aufopferung mich mächtig ergriffen und entzückten, — das alles berechtigte mich wohl nicht zu diesem Wahne. Ich führte zwar damit den Beweis, dafs die Wirkungen des bessern Geistes, die sich eher an mir geschäftig erwiesen hatten, noch nicht gänzlich zerstört waren; aber mein sonstiges Leben bewährte zugleich, dafs diese Ueberreste einer bessern Gesinnung frühe oder spät auch noch die schwache Kraft verlieren müfsten, die in ihnen seyn mochte.

Ich gieng sicher in meinem Leichtsinne dahin, pflückte jede Blume, die sich am Wege mir darbot, und wenn die Wirklichkeit karg gegen mich zu werden schien, entschädigte

ich mich für ihre Entsagungen durch die Träume meiner Eitelkeit. Aber das selige Gefühl von Unschuld und Zufriedenheit mit mir selbst, das mich früher so sehr beglückt hatte, war nicht mehr in mir, und die hohen Freuden, welche der religiöse Glaube gewährt, mufste mein Unglaube ohnehin entbehren. Ich konnte es mir nicht verbergen, dafs ich durch den letztern viel Friede und Hoffnung verloren hatte, und oft stieg in mir ängstigend der Gedanke auf, ob ich nicht leichtsinnig hinweg geworfen habe, was vielleicht als ein Kleinod hätte bewahrt werden sollen. Auch schwieg mein Gewissen nicht über mein Leben; es machte mir in manchen Stunden auf eine recht demüthigende Weise fühlbar, dafs ich nicht war, wie ich seyn sollte. Zwar wurden diese bessern Regungen immer wieder durch die Eigenliebe; den Leichtsinn und den Anblick der mir umgebenden Beyspiele unterdrückt; nie aber auf eine solche Weise, dafs sie nimmer wieder gekommen wären; sie wandelten im Gegentheile mich oft mit einer Stärke an, die mich in tiefen, quälenden Trübsinn versetzte. Nur erhuben sie sich nie zu einer solchen Macht,

welche die Selbsttäuschung und die Sinnlichkeit besiegt, und mich zu dem Entschlusse gebracht hätte, wieder zum bessern Leben umzukehren. Ohne Ruhe in meinem Innern, ohne eins zu seyn mit mir selbst, und ohne eigene Billigung meiner Gemüthsstimmung, konnte ich unmöglich einer ungestörten Zufriedenheit geniessen. In diesem Zustande kehrte ich von der Akademie in das väterliche Haus zurück, um in neuen Verhältnissen zu versuchen, was die Gesinnung, welche die Freude mir angebildet hatte, leisten würde.

Eduard's
Wiedergeburt,
oder die
Entwicklung des religiösen Lebens.

Religion der Gottheit! du heilige Menschenfreundinn —
Bester Segen des Himmels, wie Gott, dein Stifter, unsterblich,
Wenn dein ewiger Strahl in edlere Seelen sich senket!

KLOPSTOCK.

Herausgegeben
von
Johann Gottfried Pahl.

Zweyter Band.

München, bei Ignaz Joseph Lentner,
Buchhändler zum schönen Thurme. 1814.

Drittes Buch.

Das Erlöschen des sittlichen Sinnes.

— Sinke nicht von deines Wesens Würde!
Kraft dazu ist dir von Gott verlieh'n.

Seume.

Es war an einem schönen Frühlingsabend, als ich, das lachende Thal herauf, der väterlichen Burg mich wieder näherte. Der Anblick der süfsen Heimath hatte für mein Herz etwas unausſprechlich beseeligendes. Jeder Hügel, jeder Baum, jede Hütte erweckte in mir angenehme Erinnerungen aus der froh und unschuldig durchlebten Jugend, und als ich bey dem Lieblingsſpaziergange meines unvergeſslichen Vaters, der auf der Wiese längst dem Flufse, im Schatten ſchlanker Pappeln hinführte, ankam, da war es, als ob der Geist des trefflichen Mannes ſegnend und ermahnend mich umschwebte, und reichlich ergossen sich meine Thränen. Die gute Mutter, die meine Ankunft aus der Ferne bemerkt hatte, kam

mir an das Thor des Schlofshofs entgegen. Noch lag ich tief gerührt in ihren Armen, als Feldheim und Adelheid herbey eilten, und auch ihr herzliches Willkommen mir entgegen jubelten. Wir waren alle innig froh im Genusse des Wiederschens. Adelheid brachte mir zwey blühende Kinder herbey, mit welchen der Himmel ihre glückliche Ehe gesegnet hatte. Fanny fehlte in dem heitern Kreise der Familie. Sie hatte einige Monate früher den Aufenthalt in dem elterlichen Hause mit einer Präbende in einem Damenstifte verwechselt.

Man feyerte meine Ankunft bey einem frohen Mahle, zu dem auch der ehrwürdige Steinberg und der Beamte, mit ihren Familien geladen waren. Ich hatte viel zu erzählen von dem Gange meines akademischen Lebens, von den Bekanntfchaften, die ich gemacht, von den Reisen, die ich während der Vakanzen unternommen, von dem in Hohenburg herrschenden Tone und von der Weise meiner Studien, wobey ich denn auch nicht versäumte, die Kenntnisse und den wifsenfchaftlichen Geist, die ich erworben zu haben

wähnte, hervor ſchimmern zu laſsen. Die Geſellſchaft lieſs mein geſundes, rüſtiges Ausſehen, den beſſern Dialekt der teutſchen Sprache, den ich mir angewöhnt hatte, und die Kenntniſs der neueſten ſchönen und philoſophiſchen Litteratur, die ich in einem Geſpräche mit Steinberg zur Schau brachte, nicht unbemerkt, und der Beamte erklärte, als man die Gläſer auf die Geſundheit des Ankömmlings austieſs: es ſcheine dem doch nicht, daſs das viele Geld, daſs er ſo oft unwillig nach Hohenburg übermacht habe, umſonſt ausgegeben ſey. Jedermann war mit mir zufrieden, zumal die zärtliche Mutter, die nun ihre Sorgen und ihre Ermahnungen nicht verlohren ſah. Freylich hatte ich dieſs Wohlgefallen noch durch nichts verdient, als durch meine Aufſenſeite, die ſo oft das Gegentheil deſſen lügt, was im Innern iſt, und durch die gegebenen Proben, daſs ich reicher an Kenntniſſen von der Univerſität zurückgekommen ſey. Aber gute Menſchen ſind ſelten gegen den Schein des Guten mifstrauiſch, beſonders wenn er diejenigen umgiebt, die ſie lieben; und der Erwerb von Kenntniſſen war ja der eigentliche und nächſte Zweck meiner Sendung nach Hohenburg geweſen.

Es versteht sich, dafs ich in Hollach, und zumal im elterlichen Hause die Revolution nicht bemerkbar werden lassen wollte, die in Ansehung meines religiösen Denkens vorgegangen wär. Unredlichkeit oder Heucheley hatte an diesem Entschlusse keinen Antheil, auch war ich noch nicht so tief gesunken, dafs ich vermocht hätte, das Gegentheil meiner Ueberzeugung aus eigennützigen Absichten zu sagen, oder zu thun. Aber mein Herz hätte es nicht ertragen, durch die Offenbarung meiner Zweifel und meines Unglaubens meine fromme Mutter unglücklich zu machen; denn diefs würde sie im höchsten Grade geworden seyn, wenn ich ihr einen Blick in mein Inneres gestattet hätte. Ueberdiefs fühlte ich gar keinen Beruf in mir, mein Licht vor Andern leuchten zu lassen; theils weil das Ideale überhaupt beynahe alles Interesse bey mir verlohren hatte, theils weil ich es mir nicht verbergen konnte, dafs die Andern in ihren Hoffnungen und in ihrer Erhebung zum Unsichtbaren doch weit getroster, ruhiger und seeliger waren, als ich mit meiner Aufklärung. — Unterdessen entgieng meine Gleichgültigkeit gegen die Religion und die

ausschliefsende Richtung meines Geistes auf die Zwecke des Lebens und auf die nächsten Gründe der Erscheinungen, doch dem forschenden Blicke der besorgten Mutter nicht. Auch hatte ich Fritzen im Verdacht, dafs er — obwohl aus edler Treuherzigkeit und lautern Wohlwollen — nicht reinen Mund gehalten haben mochte. Diefs veranlafste einige liebreiche Erinnerungen, nicht ohne die dabey ausgedrückte Hoffnung des mütterlichen Herzens, dafs das Beyspiel und das Wort des Vaters doch mächtiger seyn müfsten, als die Verführungen und Täuschungen der Welt. Eine solche Liebe konnte ich nicht besser erwiedern, als dadurch, dafs ich alles vermied, was ihre Besorgnisse hätte vermehren oder bestätigen können.

Auch Steinbergen sollte durch mich kein Aergernifs gegeben werden; denn meine Achtung für seine fromme Gesinnung und für seinen redlichen Eifer war durch meine veränderte Denkungsart nicht gemindert worden. Nur schien er gröfseres Mifstrauen gegen mich zu haben, und mein Geheimnifs schärfer zu fassen, als die arglose Mutter; wogegen er

es sich aber auch erlaubte, stärker an mein Herz zu sprechen. Als ich einst sehr viel Rühmliches von der Gelehrsamkeit und dem Charakter eines hohenburgischen Theologen sprach, der bey ihm nicht im Geruche der Rechtglaubigkeit war, erklärte er mir sogar: ein solches Urtheil setze voraus, dafs der, welcher es falle, von dem Gifte angestecht sey, das dieser Gelehrte in seinen Schriften durch ganz Teutschland verbreite; denn, setzte er hinzu, wer die biblische Wahrheit in ihrer Lauterkeit aufgefafst habe, der könne auch in den scheinbaren Tugenden ihrer Gegner nichts anders als Gleisnerey oder Handlungen des gemeinen Ehrgeizes sehen: Eine solche Behauptung war freylich nicht dazu gemacht, mich zu bekehren, oder mir ein System zu empfehlen, zu dessen Gunst sie ausgesprochen war; aber ich trug auch kein Bedenken, sie einem alten und wohlmeynenden Manne zu verzeihen, so wie ich weit von dem vergeblichen Versuche entfernt war, sie zu berichtigen oder zu widerlegen.

Ich hatte für den Aufenthalt in dem heimischen Dorfe viele gute Vorsätze gefafst, und

es fehlte mir auch nicht an Lust, sie auszuführen. Ich wollte hier den Kurs meiner Studien, besonders derjenigen, die zu meinem Berufe gehörten, wiederholen, durch genauere Untersuchung und Bearbeitung einzelner Gegenstände manche Lücken meiner Kenntnisse ausfüllen, die versäumte Lektüre der Alten wieder vornehmen und planmäfsig betreiben, und meine kameralistisch-oekonomische Theorien, durch den Anblick der land- und forstwirthschaftlichen Praxis berichtigen und durch Versuche erproben. Das waren löbliche Entschliessungen, deren rüstige und standhafte Ausführung keine andere, als die besten Erfolge haben konnten. Denn was man auf Universitäten lernt, ist an sich doch nicht viel mehr, als Vorbereitung zum wissenschaftlichen Leben, das erst durch die Selbstthätigkeit des Geistes hergestellt wird, oder rohes Material, das seine Schönheit und Brauchbarkeit von der eigenen Bearbeitung seines Besitzers erwartet; und die Anwendung der erworbenen Kenntnisse gelingt selten, wenn man sie ohne vorgegangene Uebungen und Erfahrungen versucht. Diefs alles war von mir gefühlt und begriffen; ich schritt mit Muth und Hoffnung

zum Werke, und ich war der Erwartung gewifs, dafs das, was auf der hohen Schule zu Hohenburg versäumt worden seyn dürfte, auf der höhern zu Hollach unfehlbar ersetzt werden müfste, zumal, was ich mir denn auch gestand, auf der letztern tausend Veranlassungen nicht statt hatten, die auf der erstern dazu beytrugen, die dem Studium gewidmete Zeit zu verkürzen und den planmäßigen Fleifs zu stören.

Es giengen ein Paar Monate dahin, und es wurde der neuen Lebensordnung mit ziemlicher Treue gefolgt. Aber allmählich erwachte in mir das Gefühl und bald das deutliche Bewufstseyn, dafs Hollach nicht das Element sey, in dem ich zu höherer Tüchtigkeit mich fortbilden, und das angefangene Gebäude meiner Kultur vollenden könnte. Es war ein so kleiner und enger Kreis, in dem ich mich bewegte; es fehlten mir zur Förderung meiner Studien viele Hülfsmittel; es fand sich keine Gelegenheit, um meine Ideen gegen die anderer kenntnifsreicher Leute auszutauschen; Niemand berichtigte meine Ansichten, und Niemand löste meine Zweifel; nichts reizte

den Eifer und der Ehrgeiz fand in dieser kleinen Welt keine Ermunterung; der Beamte war ein bloser Empiriker, an dessen starrem Sinne alle meine Neuerungsvorschläge scheiterten; ich stand isolirt und verlassen mit meinen von Niemand begriffenen Einsichten und Bestrebungen, und dauerte dieser Stand lange fort, so mufste ich endlich in den ungelehrigsten Egoismus und in die armseligste Einseitigkeit verfallen. — Es war in diesen Betrachtungen viel Wahres; aber nicht sie bestimmten meine Sehnsucht, in andere Verhältnifse überzutreten; sondern es versteckte sich hinter sie mein Hang zur Zerstreuung und zum Lebensgenufs, der in Hollach so wenig Nahrung fand, und meine Eitelkeit, die in einem gröfsern Kreise glänzen wollte, als der war, den dieses Dorf und seine Umgebungen darboten. Es war mir zu stille und zu einsam in dem väterlichen Hause, und die Menschen unter denen ich lebte, gewährten mir zu wenig Interesse. Täglich langweilte mich dasselbe Einerley, und machte ich Ausfälle in die Nachbarschaft, so waren es immer wieder nur dieselben Menschen, von diesem beschränkten Gesichtskreise und von diesem

flachen, gemeinen Charakter, unter denen ich mich bewegte. Wenn ich mich auch bemerkt und ausgezeichnet sah, so geschah es doch immer nur von solchen, deren Urtheil für mich keinen Werth hatte, oder wegen Vorzügen, in die ich kein Verdienst setzte. Bey meinem Streben nach hohen Dingen, fand ich in dieser kleinen Welt für meine Kraft kein würdiges Ziel, und bey meiner Lebhaftigkeit und unruhigen Beweglichkeit war dieser beschränkte Raum mir zu enge. Es drückte mich stetes Mifsbehagen und eine trübe Verdrossenheit, so dafs auch das mich nicht mehr ergötzte und befriedigte, was mir bey einer heitern Stimmung des Gemüths vollkommen genügt haben würde. Ich begriff, wie Leute, die der Welt müde geworden sind, Trost und Ruhe in der Stille des Landes suchen und finden können; aber für Jünglinge von reger Kraft erschien mir das Landleben nicht anders, als eine grausame Verbannung, und so sehnte ich mich hinaus aus einem Zustande, der, wie ich glaubte, die Entwicklung meiner Fähigkeiten hemmte, mich in die Gemeinheit zurück warf, und meinen unschuldigsten Neigungen den härtesten Zwang auflegte.

Es war nicht die Meynung meiner Verwandten, dafs ich von nun an mich in Hollach fixiren, meine Bildung als geendigt betrachten, und mich auf das Leben und Wesen eines gemeinen Landjunkers einschränken sollte, der ich denn, wenn nicht weitere Erfahrungen und Uebungen zu den bisherigen hinzu kamen, unfehlbar geworden seyn würde. Vielmehr lag es in ihrem Plane, nachdem ich vor der Hand ein Jahr oder eine noch längere Zeit, der Verdauung und Wiederholung meiner akademischen Studien gewidmet hätte, dafs ich dann mich im Geschäftsleben versuchen, einige Jahre als Volontär in dem Kammerkollegium eines grofsen Herrn arbeiten, und dann nach dieser Vorbereitung erst die Verwaltung der väterlichen Güter antreten sollte. Aber mir war mit der vorgeschlagenen dilatorischen Ausführung dieses Plans nicht gedient. Ich wünschte dieses Einsiedlerleben so bald wie möglich mit der Welt zu verwechseln, und ich liefs nicht ab, meiner Mutter und Feldheim die dringendsten Vorstellungen darüber zu machen. Es gelang mir meine Wünsche früher gekrönt zu sehen, als ich erwartet hatte. Feldheim benützte seine Be-

kanntſchaften in der Residenz des Fürsten von Feigenburg, um mir den Zutritt bey den dortigen Behörden zu verſchaffen. Die Sache fand keine Schwierigkeit. Man machte die Bedingung, daſs ich ungesäumt in meine Stelle einrücken ſollte. Die Bedenklichkeiten der ſorgsamen Mutter wurden beseitiget, ſo gut es sich thun lieſs. Ich ſagte den lieben Leuten in der Heimath mein Lebe wohl, und reiste, begleitet von ihrem Segen, an den Ort meiner Bestimmung ab.

Wie kalt und prosaisch war dieser Abſchied von meiner Seite, in Vergleichung mit demjenigen, den ich einige Jahre früher bey meinem Auszuge auf die Universität genommen hatte. Auch damals war ich voll freudiger Hoffnung der Dinge, die da kommen ſollten, und voll Sehnſucht nach den neuen, interessantern und von meiner Phantasie sehr reizend gebildeten Verhältnissen, denen ich entgegen gieng. Demungeachtet ſchlug mein Herz gewaltig, als ich den Abschiedskuſs von der Mutter und den Schwestern, und den Segen von den Freunden und Dienern des Hauſes empfieng; es flossen meine Thränen reich-

lich bey der letzten Umarmung; und lange war es mir ein tröstender und erholender Genufs, dafs ich mich zurück versetzte, in den Zirkel der Lieben, die ich verlassen hatte. Diefsmal verhielt sich's ganz anders. Ueber der Freude, aus dieser Beengung und Langenweile hinweg zu kommen, und auf einem gröfsern und anziehendern Schauplatze aufzutreten, gedachte ich kaum der Menschen, die ich verliefs. Zwar wünschte ich ihnen alles Gute, und ich versäumte nichts, was die gute Sitte bey Abschiedsscenen fordert. Aber mein Herz fühlte wenig dabey. Es war mir nur um mich und um meine Hoffnungen und Plane zu thun. — So tödtet der Weltsinn die heiligsten und schönsten Gefühle in des Menschen Brust, und so erwächst an ihrer Stelle der roheste und verächtlichste Egoismus.

* * *

Das Fürstenthum Feigenburg war einer der ansehnlichsten, der von geistlichen Regenten verwalteten, teutschen Staaten, welche durch die Stürme der neuesten Zeit auf-

gelöst und zum Eigenthum der erblichen Regenten geworden sind. Der Fürst war in hohem Grade des Rangs und der Macht würdig, wozu er sich erschwungen hatte; ein zärtlicher und ernster Vater seines Volkes, erfüllt von dem Gefühle seines erhabenen Berufs, fest und konsequent in seinen Handlungen, treu und wahr in seinem Charakter, und unermüdet thätig für den Zweck, seinen Unterthanen in allen Zweigen des menschlichen Lebens immer mehr zum Bessern zu verhelfen. Die treffliche Organisation seiner Kollegien, seine weise Gesetzgebung, und der in der Verwaltung herrschende Geist, hatten seinen Dienst zu einer Schule für diejenigen gemacht, die sich der Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten widmeten, weswegen man hier Jünglinge aus allen Gegenden Teutschlands fand, welche herbey gekommen waren, um in diesem Musterstaate die Geschäftslaufbahn zu eröffnen. Bey vorzüglicher Tüchtigkeit fehlte auch solchen Kandidaten die Anstellung nicht, und es ward so bestimmt nur auf das Verdienst gesehen, dafs auch das verschiedene Religionsbekenntnifs durchaus keine Beachtung erhielt. Ein glänzender und reicher Adel um-

gab den Thron des Regenten. Unter den Geſchäftsleuten herrſchte ein reger Wetteifer, ſich gegenſeitig an Thätigkeit und Gründlichkeit in Arbeiten zu übertreffen. Wiſſenſchaften und Künſte ſtanden in der Hauptſtadt in ihrer ſchönſten Blüthe. Kein willkührliches oder eigenſinniges Geſetz hemmte die freye Entwicklung des Lebens. Der über alle Klaſſen der Einwohner verbreitete Wohlſtand hatte in derſelben Allgemeinheit die Herrſchaft eines Luxus begründet, der jedoch nur bey Individuen den Charakter der Unſittlichkeit anzog. Jeder fand ſich hier in ſeinem Elemente, der ſowohl, welcher gekommen war, um durch zweckmäſsige Anwendung ſeiner Kräfte die menſchliche Beſtimmung, begünſtigt von dem Gange der äuſſern Umſtände, zu erfüllen, als der Andere, der dem Leben keinen höhern Zweck abgewinnen konnte, als träge Ruhe oder Genuſs.

Als ich dem Fürſten vorgeſtellt wurde, fühlte ich mich von ſeiner edeln und würdigen Geſtalt, in der Liebe und Ernſt in der ſchönſten Vereinigung ſich ankündigten, innig ergriffen, und die väterlichen Worte, die

er in einem von Huld und Feyerlichkeit gemischten Tone zu mir ſprach, drangen in die Tiefe meines Herzens ein. Er erinnerte sich mit unbeſchreiblicher Freundlichkeit meines Vaters, den er, als er noch Minister in Wildenberg war, bey Gelegenheit eines wichtigen Reichsgeſchäfts hatte kennen lernen, sagte viel zu seinem Lobe, und bemerkte, wie sehr der junge Fürst seinem eignen Interesse und dem des Landes entgegen gehandelt habe, indem er einen so wichtigen und vielwirkenden Mann disgustirte. Hierauf lenkte er das Geſpräch auf mich, und auf die Absicht meines Aufenthalts in seiner Residenz, und ſprach dann mit hoher, ernster Würde: „Ich beſtehe unerbittlich darauf, daſs meine Geſchäftsleute vor allem durch Fleiſs und durch Rechtſchaffenheit sich auszeichnen. Der Träge macht hier kein Glück; der Ungerechte wird nicht einmal geduldet. Und unter Fleiſs verſtehe ich nicht blos Emsigkeit im mechaniſchen Arbeiten, sondern stetes Streben das angewiesene Fach in ſeinem Umfange zu umfassen und in seiner Tiefe zu ergründen. Auch ſetze ich die Rechtſchaffenheit nicht blos in die treue Sorge für meine Interessen, son-

dern überhaupt in den rechtlichen Charakter, der immer, was wahr und gut ist, geltend macht, wenn es auch meinem Nutzen entgegengefetzt wäre. Ueberhaupt ist dem Fürsten nur das nützlich, was mit den Gefetzen einstimmt und das allgemeine Wohl fördert. Denn in der Herstellung dieses Wohls durch die Herrfchaft der Gefetze, liegt feine Bestimmung. Diefs sind meine Grundsätze. Sie sollen Ihnen, lieber Baron! zur Richtfchnur dienen. Dann dürfen Sie meines Wohlwollens gewifs feyn, und was noch mehr ist, sie erwerben sich das Bewufstfeyn, Ihre mir gerühmten Gaben auf eine würdige Weife angewendet zu haben." —

Indem diese Worte noch immer in meinem Innern wiederklangen, und der Ernst, mit dem sie ausgefprochen worden waren, mein Gemüth in Spannung erhielt, tratt ich einige Tage fpäter mein Gefchäft auf dem Büreau des Finanzministers an. Es war im Grunde wenig, was man von mir forderte. Es lief alles auf eine blose Expedition der an diese Stelle einlaufenden und von ihr zurück gehenden Pappiere, und auf die Führung des

über die Geschäfte zu haltenden Registers hinaus; nur selten ward mir die Fertigung irgend eines kleinen Aufsatzes von unbedeutendem Inhalte übertragen. Man konnte hier mit Genauigkeit in der Besorgung der Geschäfte alles leisten, was zu leisten war; dem Genie oder der Gelehrsamkeit blühten keine Kränze. Aber bald ward es mir bemerkbar, wie wenig zuträglich in diesem Berufe das meiste sey, was ich auf der Universität gelernt hatte, welch' eine weite Kluft die Wissenschaft und das Leben von einander trennen, und wie viele neue Kenntnisse, Uebungen und Erfahrungen dazu gehören, um mich auf diesem Posten, und noch mehr auf der Laufbahn, deren Anfangspunkt er war, über das Mittelmäfsige zu erheben. Mein Ehrgeiz liefs mir keine Ruhe, theils um die Blösen zu bedecken, die ich allenthalben noch darbot, theils um so bald wie möglich das Lob vorzüglicher Anlage und Tüchtigkeit und des besten Willens zu verdienen. Ich war einer der fleifsigsten Arbeiter auf dem Bureau. Ich nahm mit Geduld jede Belehrung an, die mir ertheilt wurde. Ich beobachtete mit gespannter Aufmerksamkeit die geübtern Kollegen,

und die herrschenden Manieren und Formen. Ich studierte die Gesetze des Landes. Ich las alle Akten, die mir durch die Hand giengen, und sonst noch das Wichtigse, was sich in dem Archive des Ministers vorfand. Ich schlofs mich an die Räthe und Secretäre des Kammerkollegiums an, die in dem Rufe grofser Geschicklichkeit und Gewandtheit standen. Und durch alle diese Bemühungen brachte ich es in wenigen Monaten so weit, dafs mir der Chef des Departements in Gegenwart des Fürsten seine Zufriedenheit bezeugte, und dafs man mich immer mehr der mechanischen Geschäfte überhob, um mir Ausarbeitungen von mehr und weniger Wichtigkeit anzuvertrauen.

Für wissenschaftlichen Fleifs und sogar für Lektüre fand sich unter diesen Umständen keine Zeit mehr. Auch fehlte es ganzlich an Ermunterung, um diesen frühern Neigungen Gehör zu geben; wie denn gewöhnlich in den Kreifen der Geschäftsleute das Wissen blos durch seine Beziehungen auf das Leben Werth erhält, ohne diese Beziehungen aber gewöhnlich als leerer Zeitvertreib müfsigen Menschen verachtet wird. Diese Ansicht hatte ich den

wackern Leuten, unter denen mir mein Beruf angewiesen war, bald abgemerkt; und um alles in der Welt mochte ich mich ihrer Mifsbilligung nicht ausfetzen, felbst wenn es auch durch eine Art von Thätigkeit geschehen wäre, die sie, nach meiner Ueberzeugung, unrichtig beurtheilten. Unterdessen wurde ich auch hierüber bald mit ihnen eines Sinnes. Denn die sichtbaren und handgreiflichen Resultate, welche das thätige Leben darstellt, bemachtigen sich leicht in einem so hohen Grade des Gemüthes, dafs in ihm der unsichtbare Zweck des Denkens oder der Wissenschaft erst als untergeordnet oder dürftig in den Schatten zurück tritt, und endlich gar verfchwindet.

Dieser Eifer, um auf der Gefchäftslaufbahn Auszeichnung und Ruhm zu erwerben, wurde, wie alles, was mit Enthusiasmus ergriffen wird, allmählich gemäfsigter und kälter. Zwar verlohren die Aussichten, die sich hier meinem Ehrgeize eröffneten, nichts von ihren Reizen. Aber, da mir das meiste, was ich unternahm, leicht gelang, und meine Fortfchritte immer allgemeiner und lauter aner-

kannt wurden; so war ich es gewifs, dafs ich auch bey minderer Anstrengung hier mein Ziel erreichen werde; wie denn in der That die Kunst des Geschäftsmannes keine grofsen Schwierigkeiten darbietet, wenn sie nämlich einem guten und hellen Kopfe, der durch frühern wissenschaftlichen Fleifs aufgeklärt und geübt ist, zur Aufgabe gemacht wird; die Anwendung dieser Kunst aber hängt dann gröfstentheils vom Charakter ab, und dieser erhält seine Bildung in der Schule der Erfahrung. Doch waren es nicht sowohl diese Betrachtungen, welche meinen Bestrebungen eine veränderte Richtung gaben, als der wieder auflebende Sinn für Umgang und Zerstreuung, dem es in dieser Hauptstadt nicht an Reizen und Nahrung fehlte. Nur that sich mir hier eine ganz andere Welt auf, als die akademische, in der ich eher so viel Genufs gefunden hatte. Es war der zahlreiche und glänzende Adel, in dessen Gesellschaften ich eingeführt wurde, und dessen Lebensweise und Ton mir so sehr zusagten, dafs es eine grosse Angelegenheit für mich ward, mir das eine und das andere in der höchsten Vollkommenheit anzueignen. Diese schimmernden, ge-

schmackvollen und prächtigen Formen des äufsern Lebens, diese Zartheit und Feinheit der Sitte und des gegenseitigen Verkehrs, diese Schonung und Aufmerksamkeit im Umgang vereinigt mit dieser Unbefangenheit und Dreistigkeit, diese Kunst überall Interesse zu erregen und zu erhalten, und dann diese Verklärung der Gesellschaft durch die sanftere schönere Hälfte des menschlichen Geschlechts — — dieſs alles stach scharf genug mit der Lebensweise in Hohenburg ab, und sie erschien mir nun, indem ich aus diesen höhern Sphären sie betrachtete, als die erbärmlichste Rohheit und Gemeinheit. Dagegen versäumte ich auch nicht, jeden Genufs, der in den gebildeten Zirkeln, die mich nun aufgenommen hatten, zu erlangen stand, zu suchen und zu erhalten, und ich strebte recht sorgfältig mir die Art von Bildung zu erwerben, die hier die Bedingung des Beyfalls war.

So trieb denn mein äufseres Leben in dem gedoppelten Elemente der Geschäftsthätigkeit und der grofsen Welt sich fort, und ich fühlte mich in demselben nichts weniger als unglücklich. Was aber auf diesem Wege

das innere Leben gewann oder verlohr, war für den besonnenen Beobachter nicht schwer zu berechnen.

* * *

Die Gesellschaft bewilligt den Menschen, die sich dem Staatsdienste widmen, den Vorrang vor ihren übrigen Mitgliedern vermuthlich nicht blos um deswillen, weil es nothwendig ist, dafs die, welche Andern befehlen, auch vor diesen Andern ausgezeichnet seyen. Wenigstens sind noch mehrere nicht minder bedeutende Ursachen vorhanden, die ihnen zu dieser Auszeichnung ein Recht geben. Indem sie unmittelbar für die sichtbaren und unsichtbaren Interessen des Ganzen wirken, erhält ihr Beruf schon einen edlern Charakter, als die Bestimmung derjenigen, die zunächst nur sich und ihren Familien leben; und wenn sie jenen Beruf mit gewissenhafter Thätigkeit erfüllen, werden sie die Wohlthäter ihrer Mitbürger und der Nachwelt in einem Grade, wie es dem Privatmann nur in den seltensten Fällen gelingen kann. Ueberdies ist der Staatsdiener in einem steten ermüdenden und drü-

ckenden Kampfe mit der Ungerechtigkeit, dem Eigensinn, dem Unverstande und dem Undank der Menschen befangen; bei den edelsten Absichten und dem reinsten Eifer mufs er immer erwarten, von einem grofsen Theile seiner Beobachter verkannt zu werden; das Leichteste und Treflichste sieht er oft an der Macht der Gewohnheit oder an armseligen Formen scheitern; und findet er für alle seine Mühen, Sorgen und Aufopferungen eine gerechte Belohnung, so hat er auch das als eine Gunst anzusehen, welche das Glück nur den wenigsten erweist. Endlich — was aber am seltensten in Betrachtung gezogen wird — bietet dieser Beruf sehr grofse und ihm eigenthümliche Gefahren für das innere und höhere Leben des Menschen dar, so dafs der gute Sinn in ungewöhnlicher Festigkeit bestehen, und sich in den mifslichsten Versuchungen bewährt haben mufs, wenn er hier nicht allmählich geschwächt werden, und am Ende gar erlöschen soll. Für einen solchen Verlust hat die Welt keinen Ersatz; aber es ist billig, dafs sie denjenigen auszeichne und ehre, der aus Liebe zu ihr es sich abgewinnt, ihn zu wagen.

Damit wird nicht behauptet, dafs man in andern Bestimmungen, denen der Mensch seine Kräfte widmen kann, ähnlichen Gefahren gänzlich entgehe, oder dafs man an ihnen nicht auch denselben erliege. Die religiöse oder rein sittliche Gesinnung ist überhaupt ein Gut, das in jeder Berührung mit dem Zeitlichen an ein ihm feindseliges Objekt anstöfst, und das seine höchste Vortreflichkeit nur dadurch erreicht, dafs es im Widerstande sich bewährt und veredelt. Alle Sorgen und Arbeiten, denen der Mensch für die Erhaltung und Verbesserung seiner sinnlichen Natur sich unterzieht, setzen ihn deshalb der Gefahr aus, dafs er die geistige vernachläfsige, oder ihre Ansprüche überhöre; und es hat in dieser Hinsicht der Gewerbsmann, der Künstler, der Landwirth, der Besitzer reichlich fliessender Aernten — so gut mit Versuchungen zu kämpfen, als der Staatsdiener. Aber mit Recht wird daran erinnert, dafs diese Versuchungen den letztern gewöhnlich häufiger und mit stärkerer Macht betretten, als jene, und dafs es oft von dem freyen Entschlufse jener abhängt, sie zu vermeiden, während diesem eine un-

erbärmliche Nothwendigkeit gebietet, ihre Anfälle zu erwarten.

So lange der Geschäftsmann noch auf den niedrigern Stufen des Dienstes steht, — und gewöhnlich sieht er sich gerade für den Theil seines Lebens, der für die Bestimmung und Fixirung seines Charakters der entscheidende ist, auf dieselben hingehalten, — gewähren ihm seine Verhältnisse durchaus keine Ermunterungen und keine Hülfsmittel zur Entwicklung der geistigen Kraft: im Gegentheile wirkt alles zusammen, um jeden Gedanken an freyem Aufschwung und Selbstständigkeit in ihm niederzuschlagen. Er darf und soll keine eigene Ansicht haben, nichts erfinden, in nichts von der Heerstrasse abweichen, und nie das Heiligthum der gegebenen Form verletzen. Sein Beruf ist genau darauf beschränkt, mit gänzlicher Verzichtleistung auf eigenes Urtheil, nur fremde Ideen zu bearbeiten, und auch in ihrer Bearbeitung dem vorgezeichneten Buchstaben getreu zu bleiben. Weiß er auch etwas Besseres, als das Gegebene, er darf von demselben keinen Gebrauch machen; man anerkennt viel-

leicht dieses Bessere, aber man behandelt ihn als einen Verbrecher, so bald er es anwendet. Dagegen hat er in dem Verhältnisse auf Beifall und Billigung zu rechnen, indem er allem Selbstdenken entsagt, die Vernunft verläugnet, und in den Ton oder Mifston einstimmt, der einmal angeschlagen wird; und während in diesen Kreisen dem Genie und der Kraft alle Auszeichnung entgeht, wird sie einzig nur dem guten Arbeiter, das heifst, demjenigen, der mechanisch sein Tagwerk vollendet. Es wird niemand behaupten wollen, dafs die Regierungen der Staaten nicht auch ihre Taglöhner haben müfsen; und eben so wenig, dafs in der öffentlichen Verwaltung der Gedanke und die Form frey gegeben werden können. Aber wenn die mechanische Arbeit System geworden ist, und alles unbedingt erliegen mufs unter dem geistlosen Buchstaben, — wird dann nicht in dem, welchem sein Schicksal seinen Beruf unter diesem Joche anweist, allmählich die freie Kraft des Geistes gelähmt und getödtet, der Muth, selbstständig zu denken und zu wollen, niedergedrückt, und der Sinn für das Edle, Würdige und Grofse vernich-

tet? Mag man, indem man dem Menschen zumuthet, seine Vernunft nicht zu gebrauchen, diese Zumuthung immer nur in einer bestimmten Beziehung verstehen; so bald er es sich abgewinnt, oder sich gar daran gewöhnt, euerm Willen dieses Opfer zu bringen, so hat er sich zu einer Entsagung entschlossen, die ihn frühe oder spat in die Fesseln einer unbedingten Knechtschaft schlägt. Es erlöscht in ihm das höhere Gepräge der menschlichen Natur, und er wird ein armseliges Automat, ohne eigenen Blick und eigenen Willen, dessen Lebensäusserungen lediglich von dem Stoffe abhängen, den es von aussen erhält, oder von den Absichten des fremden Verstandes, der es gerichtet hat.

Tritt der Geschäftsmann aus der Sphäre des blosen Mechanikers in Verhältnisse über, in welchen ihm Höheres anvertraut wird, nämlich die Berechtigung, selbst zu denken, und nach eigener Einsicht zu handeln, so ist nicht das Princip der Sittlichkeit, oder irgend ein aus der höhern Natur des Menschen abgeleiteter Grundsatz, der Leitstern seiner Thätigkeit, sondern er soll und muss gerade

durch das Gegentheil dieser höhern Bestimmungen, nämlich durch das Zweckmässige und Nützliche, in seinen Absichten und in seinen Anstrengungen bewegt und geleitet werden. Seine Aufgabe ist in allen Fällen die Erreichung eines Zweckes, der durch das Interesse des Staates nothwendig geworfen und bestimmt ist. Auf diesen Zweck mufs sein ganzer Sinn gerichtet seyn. Ihm gilt sein Nachdenken, sein Forschen, sein Fleifs und sein Eifer. Die Mittel, die zu ihm führen, zu ersinnen und sie glücklich anzuwenden, das ist sein Ruhm und sein Verdienst. Gelingt es ihm denselben zu erreichen, so hat er die Ansprüche des Staates erfüllt; hat er das Unglück ihn zu verfehlen; so ist er von seiner Bestimmung abgeirrt. Die tugendhafte Gesinnung wird dadurch für ihn ganz gleichgültig. Sie ist für ihn keine Bürgschaft des Sieges und keine Verwahrung von der Niederlage; ja oft kann gerade sie das wichtigste Hindernifs seiner Bestrebungen werden. Alles liegt an dem scharfen Blick, an der wichtigen Berechnung, an Muth im Unternehmen, an der Beharrlichkeit und Gewandtheit im Ausführen, folg-

lich an Verstand und Kraft, so dafs aus jenem, als das Verdienst und die Krone des Lebens, Klugheit und aus dieser Tapferkeit erwachse. Nimmt nun der Geschäftsmann diese Denkweise überhaupt in seinen Charakter auf, — und was ist leichter, als dafs der Mensch mit dem Elemente verschmelze, in das sein Beruf ihn gesetzt hat? — dann tritt das sittliche Gefühl in seinem Innern zurücke; das Licht, das ihm den Weg in höhere Regionen erhellt, erlöscht; es hat nur das Sichtbare, das Gegenwärtige und das Begreifliche Interesse für ihn; sein Wille ist für keine Triebfeder mehr empfänglich, als für die des Nützlichen, die höchste Entwicklung der menschlichen Natur findet er in der Klugheit, die Tugend hat für ihn nur in so ferne einen Werth, als sie zur Erreichung seiner Zwecke dienlich ist; und wie könnte der noch zum Gefühle einer übersinnlichen Welt sich erheben, der im Einwirken auf das Sinnliche und in dessen Genufs das Ziel aller menschlichen Bestrebungen sieht?

Nothwendiger Weise gerathen in einem Berufe oft das Rechte und das Nützliche, die

Tugend und die Klugheit, der Verstand und das Gewissen miteinander in Entzweyung. Es ist klar, dafs in diesem Falle der rechtschaffene Mann, dem das Böse, das ihn umgiebt, sich noch nicht angebildet hat, wisse, was zu thun, sey. Aber dafs nur dieser rechtschaffene Mann, indem er dem Antriebe des guten Geistes folgt, nicht auf Lob und Belohnung rechne; er ist vielmehr in Gefahr, dafs Verachtung, Geringschätzung und Spott ihn treffe; und scheitert der Zweck, den die Macht durch ihn erreichen will, an seiner Gewissenhaftigkeit, so wird ihn diese nicht gegen solche Folgen schützen, die von Rechts wegen nur dem Verbrechen drohen sollen. Man entschuldigt hier das Mifslingen der Entwürfe nicht mit der moralischen Unmöglichkeit ihrer Ausführung; und man verhehlt es nicht, dafs die Moral des Privatlebens nur von beschränkten und engherzigen Menschen auf das öffentliche übergetragen werde. Defshalb verzeiht man es dem Staatsdiener, wenn er anders scheint, als er ist, wenn er die Wahrheit verbirgt, wenn er der Macht alles für erlaubt hält, was sie zu bewerkstelligen vermag, wenn er die Unwissen-

heit und die Schwäche seines Gegners benützt, um ihn im Namen des Staates zu betrügen, und wenn er in seinem Handeln den Begriff des Rechts in dem des Zuträglichen untergehen läfst; aber niemand wird es ihm verzeihen, wenn er aus Mangel an Einsicht oder Besonnenheit fehlt, wenn er versäumt, Zeit und Umstände zu benützen, wenn er von seinem Gegner sich bethören oder betrügen läfst, oder wenn er in der Ausführung eines Auftrages erliegt. Ist er nur schlau, gewandt, thätig, vorsichtig, kühn und seinem Posten gewachsen, so erwarten ihn alle Auszeichnungen, mit welchen der Staat seine Diener lohnt, mag es auch mit seiner Moralität stehen, wie es will.

Unterdessen legen die Regierungen nie das Geständnifs ab, und wollen auch nie, selbst im Verkehr mit Auswärtigen, das Ansehen haben, dafs sie ungerecht handeln. Defshalb wird selten ein Staatsdiener ausdrücklich bevollmächtigt, die Regel des Rechts zu verletzen; dagegen bleibt er bestimmt und auf immer von der Regel der Billigkeit und überhaupt von dem Gesetze des Wohlwollens und

der Humanität dispensirt. Die Regenten der Staaten müssen begreifen, dafs der gesellschaftliche Verein in dem Augenblicke sich auflösen würde, in dem sie die Idee des Rechts für ungültig erklärten; es ist also ihr eigenes Interesse, was sie auffordert, darauf zu bestehen, dafs von ihren Stellvertrettern diese Idee in ihrer Achtung erhalten, und die aus ihr hervorgehende Maxime von ihnen befolgt werde. Würden sie aber ihre Diener verpflichten, in ihren Handlungen sich durch die Antriebe der Güte und des Wohlwollens bestimmen zu lassen, so hätte der Beruf derselben keine Gränze mehr, es wäre der Willkühr die freye Bahn geöffnet, und unaufhörlich würde das allgemeine Beste zum Vortheile der Individuen aufgeopfert. Darum macht man an die Moralität des öffentlichen Beamten, als solchen, keinen höhern Anspruch, als den, dafs er gerecht sey. Theilnehmend, milde, schonend — mag er als Mensch seyn; aber er handelt gegen den Sinn seines Kommittenten, wenn er diese Eigenschaft auf seinen öffentlichen Charakter überträgt. Er hat darob zu wachen, dafs geschehe, was Recht ist, und er mufs darauf

bestehen, dafs es geschehe, ohne Rücksicht auf die Folgen, die daraus hervorgehen. Es gebührt ihm nicht, die Anwendung des Gesetzes nach den Personen oder nach den Umständen zu modificiren, einzig der Buchstabe giebt ihm Ziel und Maafs. Er darf durch keine Thräne gerührt, nicht durch das Flehen der Unschuld erweicht, nicht durch die bessere Absicht der gesetzwidrigen Handlung in seinem Urtheile bestimmt werden. Es mag das Recht als das höchste Unrecht erscheinen, er darf nicht von demselben abweichen, es mag die Welt darüber zu Grunde gehen, das darf ihn nicht hindern, es geltend zu machen.— Und ein solcher Grundsatz des Handelns ist doch wohl der Entwicklung der moralischen Gesinnung nichts weniger als förderlich? Denn durch ihn erhebt sich die blose Unterlassung des Unrechts, als Erfüllung des Gesetzes, und die schönsten Blüthen des guten Herzens, Liebe, Güte, Milde, Sanftmuth und Wohlthätigkeit können nimmer zu ihrer Entwicklung kommen.

Darum werden Geschäftsleute auch leicht hart und unempfindlich, es erstirbt in ihnen

das Gefühl für das Wohl und Wehe der Menschen, und sie bleiben gleichgültig bey Handlungen und Erscheinungen, die das ganze Herz der Besseren bewegen. Die Moral beschränkt ja alle ihre Anforderungen an sie nur auf eine, dafs niemands Rechte durch sie verletzt werden. Doch wirken zu jener Abstumpfung der humanen Gefühle noch andere Umstände mit. Immer erscheint vor ihnen der Mensch, nicht in seiner ursprünglichen und innern Würde und Unabhängigkeit, sondern auf der niedrigern Stufe seiner Existenz, als Unterthan und Werkzeug des Staates. Stets steht er ihm in einem Zustande von Entzweyung gegenüber, worin die gegenseitigen Anforderungen sich widersprechen, indem der Unterthan unaufhörlich um Selbstständigkeit und Freyheit, der Staatsdiener um seine Beschränkung und Unterjochung kämpft. So viele Erfahrungen lehren ihn, wie wenig man durch vernünftige Vorstellung, durch Ueberredung und durch sanfte Mittel ausrichte; wie viel dagegen durch Ernst, Strenge und Konsequenz zu bewirken stehe. Täglich stöfst er auf neue Beyspiele von Eigennutz, Undank, Unredlichkeit, Eigensinn

und Mifstrauen. Das freundliche Wort, das er erhält, ist gewöhnlich nur Lüge oder Schmeicheley; den Gehorsam, den er findet, leistet nur Eigennutz oder sklavische Furcht. Ist es dann ein Wunder, wenn er unempfindlich und hart wird, unter Menschen, die ihm unaufhörlich erklären, dafs durch Wohlwollen und Milde an ihnen nichts auszurichten sey, und wenn er ein Geschlecht verachten lernt, unter dem die Idee des Rechts nur durch Zwang und Gewalt geltend gemacht werden kann.

Aber auch der Weg der Gewalt ist für ihn nicht immer zugänglich; viele seiner Zwecke und zwar meistens gerade diejenigen, in welchen sein eigener Vortheil begründet ist, sind nur erreichbar durch die Künste des Scheines und der Täuschung. Der Geschäftsmann darf von seinen Vorgesetzten nichts zu erzwingen, und nichts zu ertrotzen suchen; er darf es sich nie abmerken lassen, dafs er weiter und tiefer sehe, als sie; er darf nie die Miene annehmen, als erlaubte er sich ein Urtheil über ihre Verfügungen, er darf keinen höhern Ruhm erstreben, als

den des Gehorsams, und wenn er von der gänzlichen intellektuellen und moralischen Nullität dieser Vorgesetzten überzeugt ist, wenn er sie hafst und verachtet, müssen doch alle seine Aeusserungen von Aufmerksamkeit, Unterwerfung und freudiger Thätigkeit in ihrem Sinne, zeugen. Und in dem öffentlichen Verkehre mit seines Gleichen, oder in Verhandlungen, die das Interesse der Regierung betreffen, so wie in allen Geschäften, in welchen rasches Durchgreifen nicht zum Ziele führt, mufs er durchaus anders erscheinen können, als er ist; sein Herz mufs undurchdringlich seyn für jedes fremde Auge; er mufs die Gegenstände zu entstellen, die Bliche irre zu leiten, die Blösen zu decken, und das Gemeine als Vortefflicbes darzustellen wissen; es darf ihm nicht um Wahrheit zu thun seyn, aber wohl darum, dafs die Lüge für Wahrheit gelte; er mufs jede Schwäche des Gegners zu nützen verstehen, um ihn zu bethören; er mufs kalt und ruhig bleiben können, während die heftigste Bewegung sein Inneres erschüttert; er mufs den mit Herzlichkeit umarmen können, den er erwürgen möchte, oder dessen Untergang er beschlossen hat. —

Der Geschäftsmann, der es in diesen Künsten bis zur Virtuosität bringt, wird es auch auf der Laufbahn der Ehre und des Glücks weit bringen, man wird seinem Verstande die wichtigsten Angelegenheiten anvertrauen, und er wird den Ruhm eines Meisters in der Politik erwerben. Aber man müfste ihm gleich seyn, wenn man nicht fühlte, was er für diesen Ruhm aufopfert!

Endlich wer gewohnt ist, immer zu befehlen, zu herrschen, entscheidend über andere zu gebieten, und alles, was ihn umgiebt, in dem Verhältnisse der Unterordnung zu sich zu sehen, — wie grofs ist für diesen die Gefahr, dafs er sich übermüthig erhebe, dafs Eitelkeit und Hoffarth sein Herz einnehmen, und dafs er dem Wahne sich überlasse, er verdiene durch innern Werth die Macht, die ihm im äussern zu Theil geworden, — zumal, da die besagten Untergeordneten nichts versäumen, was in ihren Kräften steht, um ihn in diesem Wahne zu befestigen. Sie sehen oft ihr ganzes Glück, oft ihre Hoffnungen, immer aber ihren Vortheil in der Hand des mächtigen Mannes, durch den die

Regierung handelt, und durch den sie nicht selten auch denkt; und so ist ihnen alles an seiner Gunst gelegen. Wie wäre aber die Gunst der Menschen anders zu erwerben, als dadurch, dafs man sich ihnen mit allen äusserlichen Zeichen der Achtung nähert, dafs man sich sorgsam und geschäftig zeigt, ihren Wünschen zuvorzukommen, und ihren Willen buchstäblich zu erfüllen, dafs man alles billigt, preist und bewundert, was sie reden und thun, und dafs man ihren Launen und ihrer Eitelkeit jedes Opfer zu bringen bereit ist. Sehen wir solche Huldigungen andern erweisen, so ist uns ihr Sinn nicht verborgen, und wir können es mit Händen greifen, wie die Huldigenden durchaus nicht den Gehuldigten, sondern blos sich und ihren Vortheil meynen. Aber werden sie uns selbst erwiesen, zumal von allen denjenigen, mit denen wir in unserm öffentlichen und Privatleben in Berührung stehen, dann trübt die Eigenliebe unser Auge, wir bereden uns, so grofses und so allgemeines Lob und solche Aufmerksamkeit können nicht empfangen werden, ohne persönliche Würdigkeit, unsre Fehler und Gebrechen werden für uns unsichtbar, und un-

sre Schmeichler, ob sie gleich von uns nichts verlangen, als unser Wohlwollen, bringen uns zugleich um die erste Bedingung aller moralischen Verbesserung, nämlich um das Bewustseyn unsrer Unvollkommenheit und Schwäche.

Ueberhaupt ist der Geschäftsmann an sich, in seiner Vollendung betrachtet, der reine Gegensatz des moralischen Mannes, so wie die Politik der reine Gegensatz der Sittlichkeit ist. Jener sieht aller Dinge Ziel und Entwiklung im Bedingten und Zeitlichen, dieser im Unbedingten und Ewigen. Jener erhält die Grundsätze und die Triebfedern seines Wollens und seines Handelns durch die Erfahrung, dieser durch die Vernunft. Jener bezieht seine ganze Thätigkeit auf sinnliche Zwecke, dieser auf die Realisirung der durch das vernünftige Bewufstseyn ihm gegebenen Idee. Jener strebt unverrückt nur auf das Nützliche, dem er alles andere unterordnet, dieser nur auf das Rechte und Sittlichgute. Jener erhält das Gesetz seines Handelns von dem Verstande, dieser von der moralisch richtenden Vernunft. Jener findet seine Voll-

endung in dem politischen, dieser die seinige in dem sittlichen Charakter. Welch' eine Aufgabe, diese Widersprüche so zu vereinigen, dafs nicht in der Sittlichkeit die praktische Tüchtigkeit, oder in der letztern die erstre untergehe? Wir wissen, dafs gewöhnlich von diesen beyden Fällen der letzte eintrete, und die Erscheinung ist uns nichts weniger als unerklärbar. Um so mehr müssen uns die Gefahren einleuchten, welche in diesem Berufe das arglose Herz und den guten Sinn bedrohen.

* * *

So wie in jedem Berufe, so finden sich auch in jedem Stande mehr oder weniger diese Gefahren, zum deutlichen Beweise, dafs dem Menschen die Tugend, wie zeitliche Güter, nicht im Schlafe gegeben werde, sondern immer der Erwerb seiner Vorsicht, Behutlichkeit und Anstrengung seyn müsse. Darum ist es umsonst, dafs man seine Lage und seine Umgebungen ändern, dafs man von der Stadt auf das Land, oder von dem Lande in die Stadt fliehe, dafs man

zu den Vornehmen und Reichen empor, oder zu den Geringen und Armen herabsteige, dafs man sich isolire und zurückziehe, oder dafs man das Haupt einer Familie sey, überall und immer schleucht uns die Sünde nach, und umstrickt den Sorglosen mit ihren Schlingen. Doch bieten sich ihr hier mehr und dort weniger Vortheile dar, und so gelingt ihr auch in diesem Verhältnisse die Verführung. Unter den niedrigern Klassen der Menschen, wo der Mangel an Bildung des Verstandes und des Schönheitssinnes die Aenderung und Verschönerung der ursprünglichen Gestalten der Dinge erschwert, und wo die drückende Noth den Armen zwingt, immer den kürzesten Weg zu dem Ziele seines Eigennutzes einzuschlagen, erscheint das Böse meistens in seiner natürlichen Nacktheit, und bricht in wildem Ungestüm die Schranken durch, die das Gebiet der Wahrheit und der Unschuld umgeben. Hier bietet seine scheusliche Gestalt keine Reize für den dar, der noch reinen Herzens ist, und indem es so unverhüllt, und unbesorgt erscheint, bleibt jenem Zeit und Raum, um sich zum muthigen Kampfe gegen dasselbe zu rüsten. Aber

in den Kreisen derjenigen, die wir, freylich meistens nur ihre Aussenseite und die Formen, nicht aber den Geist ihres Lebens berücksichtigend, die Gebildeterrn nennen, und zumal in ihren höhern Regionen, die ein treffenderer Sprachgebrauch als die grosse Welt bezeichnet, darf das Lasthier nicht mit dieser Freyheit und Offenheit erscheinen; nicht als ob man ihm den Zutritt verweigern wollte, sondern weil man seine Gestalt scheut, und während seinem Wesen alle Herzen sich aufthun, den Anschein seines Gegentheils zu erheucheln sucht. Da erscheint es denn, in eine trügerische Hülle gekleidet, die wohl selbst der Tugend abgeborgt ist, nähert sich schmeichelnd und kosend dem unbefangenen Gemüthe, schmückt sich mit äussern Zierden, die kein Mifstrauen gegen sein Inneres entstehen lassen, bemächtigt sich allmählich des unbesorgten Herzens, und vollendet dessen Vergiftung, während es lauter gesunde Süssigkeiten von ihm zu erhalten wähnt. Da ist der Schwache unrettbar verloren; zu spat kommt oft der Starke erst zur Besinnung, und nicht selten fallen in solche Verführung auch die Auserwählten.

Wer in die Zirkel dieser grossen Welt einträte, ohne sich zu erinnern, dafs das Aeussere nicht immer der reine Wiederschein des Innern sey, der müfste unwiderstehlich zur Gewifsheit gelangen, dafs er sich hier unter lauter moralisch gebildeten und tugendhaften Menschen befinde. Da sieht man keine Spur von der Herabwürdigung, dem Elende und den Zerstörungen, welche das Laster unter seinen Sklaven anrichtet. Alles ist fröhlich, heiter und glücklich, mit einer Mässigung und Ordnung, die nur dem guten Sinne zu gelingen scheinen. Die Vergnügungen, die man geniefst, haben nichts Wildes, nichts Rohes und nichts Anstössiges. Kunst und Geschmack, und auch oft der sinnliche Sinn wirken zusammen, sie zu verfeinern und zu veredeln. Man sieht keine Handlung, und vernimmt kein Wort, wodurch das moralische Gefühl beleidiget werden könnte. Man benimmt sich gegen einander mit äusserster Aufmerksamkeit, Gefälligkeit und Zuvorkommung. Mit zarter Achtung wird das weibliche Geschlecht behandelt. Diese Menschen scheinen alles abgelegt zu haben, was ihrer unwürdig ist, und

nur der Stimme der Vernunft und der in ihre Natur gepflanzten edlern Gefühle zu folgen. Scheint es nicht, dafs man hier das Verhängnifs mit Gerechtigkeit walten sehe, indem es Reichthum, Glanz und Ansehen denjenigen mittheilt, die es durch so viel innere Vortrefflichkeit verdienen, während es den Pöbel unter Mühe und Sorgen sein Leben fortschleppen läfst, weil er, roher Sinnlichkeit und gemeinem Eigennutze hingegeben, des Wohlstandes und der Freyheit nicht werth ist.

Und doch sind jene Reichen und Glücklichen, auf der Wage der Moralität gewogen, um kein Haar besser, als dieser Pöbel; und es findet sich in der That kein Unterschied zwischen beyden, als nur der, dafs dasselbe Verderben, was auf gleiche Weise in ihnen vorhanden ist, dort verschleyert, hier aber in seinem natürlichen Charakter hervor bricht. Ist aber diese Bemerkung gegründet, so steht es noch dahin, ob nicht die letztere Parthie vor dem Gerichte auf ein schonenderes Urtheil zu rechnen habe, als die erstre. Denn, wo man sich so

viel Mühe giebt, dem Laster eine trügerische Larve vorzusetzen, da mufs doch die Unstatthaftigkeit und Schmach desselben zur Erkenntnifs gekommen seyn; und wo die verdammliche Gesinnung die Gestalt der Tugend erborgt, kommt zu der einen Schuld auch noch die andere, nämlich die der Unredlichkeit. Und grobe und ungestümme Ausbrüche der vorherrschenden Sinnlichkeit entspringen nicht immer aus dem überlegten Vorsatze, so wie auch die Besserung da, wo die Merkmahle der moralischen Krankheit sich unkennbar entwickeln, gewöhnlich leichter ist, als da, wo sich das Uebel verlarvt.

Das ist der gemeinschaftliche Fehler der Vornehmen und der Geringen im Volke, und der Vorsprung und Mittelpunkt alles Verderbens, dafs beyde keinen höhern und keinen stärkern Bestimmungsgrund ihrer Thätigkeit anerkennen, als die sinnliche Neigung, und dafs sie dem Leben keinen würdigern und schönern Zweck abzugewinnen verstehen, als den des Genusses. In dem Streben auf diesen Zweck und auf die Mittel, die die Erlangung desselben versichern, kündigt sich

der eigentliche Charakter der sogenannten höhern Stände an, und sie unterscheiden sich in dieser Hinsicht nur dadurch von dem grossen Haufen, dafs sie den Genufs in feinern Reizen der Sinnlichkeit suchen, als dieser, weil ihre physische Schwäche unter dem Uebermaafse zu bald erliegen würde, und weil die höhere Bildung ihres Verstandes und ihres Geschmackes sie in dem Gemeinen und Alltäglichen keine Genüge finden läfst. Alles ist bey ihnen auf ein bequemes Leben, in dem so viel möglich jede Anstrengung der Kräfte vermieden wird, angelegt. Da aber ein steter Zustand von Ruhe der menschlichen Natur unerträglich ist, so helfen sie sich gegen das Mifsbehagen der Einförmigkeit, durch eine ewige Zerstreuung. Ihr herrschender Sinn ist ausschliefsend auf ihre eigene Person gerichtet, und alles, was sie thun und lassen, ist bestimmt durch den Hang zum Vergnügen. Dieser Hang fixirt die Zeit, die sie am Arbeitstische zubringen, und das Geschäft, das sie an demselben behandeln; er treibt sie in die Einsamkeit des Landes und in das Getümmel der Städte; er versammelt sie in dem Tanzsaale und in dem

Auditorium des Vorlesers oder des Deklamators; er giebt ihnen Romane und Schauspiele, oder auch die Produkte philosophischer Schwärmer in die Hände; er heftet sie an den Spieltisch und an die Toilette der Buhlerinn, er führt sie in die Langeweile der Antichamber nnd in das Geräusch des Lagers; er verwandelt den Tag in die Nacht, und die Nacht in den Tag; er treibt den Menschen in steter Unruhe umher, ohne dafs je ein Zweck dieses Treibens in sein Bewufstseyn käme. Eine solche Weise des Lebens ist nicht thunlich für den gemeinen Mann, den die Sorge für das tägliche Brod zur Anstrengung seiner Kräfte zwingt, oder die Furcht vor der Zukunft auffordert, das Seine zu erhalten, dafs er nicht in diese Sorge falle. Ihr kann aber der Glücklichere sich überlassen, den das Schicksal durch reiche Erbschaften, Pfründen und Besoldungen mit Ueberfluſs gesegnet, und dadurch gleichsam ausdrücklich berechtigt hat, dem Sinn für das Vergnügen mehr zu bewilligen, als jener.

Die Herrschaft dieses Sinnes ist der Tod der Moralität, indem beyde einander gerade-

zu entgegen gesetzt, und in einer ewigen und nothwendigen Entzweyung sind; und es ist unmöglich, dafs sie sich begründe, ohne dafs zugleich in dem Herzen des Unterjochten der Egoismus der Grundsatz und der Antrieb alles Handelns werde. Und dies finden wir auch bey allen denjenigen bestättigt, in welchen der eigenthümliche Charakter der Menschen von Stand zu seiner vollen Entwicklung gekommen ist. Sie leben ausschliefsend nur sich und ihrer Neigung; und alles, was sie für den Staat, für ihre Freunde und selbst für ihre Familie zu thun scheinen, ist nur eine abweichende Richtung ihrer Selbstsucht und ihrer Eigenliebe. Sie versagen sich auch nicht das Geringste, um es dem Allgemeinen zum Opfer zu bringen, und wenn sie grofsmüthig, edel, wohlthätig, patriotisch vor euch erscheinen, so befolgen sie damit blos eine Aufforderung ihrer Eitelkeit, oder ihres höher liegende Zwecke berechnenden Eigennutzes. Sie meynen es mit niemand gut, weil sie jedermann ihren Absichten dienstbar machen; und sie erwarten von jedermann Aufopferungen und Gefälligkeiten, ohne sie, aus reinem Wohlwollen, je zu erwiedern.

Sie sind freundlich, zuvorkommend, schonend, bescheiden, willfährig und alles, was ihr wollt, dafs sie seyn sollen, so lange dies alles ihrem selbstsüchtigen Sinne nicht widerstrebt; aber sie werden hart, ungerecht, grausam, so bald es darauf ankommt, dafs sie ihrer Bequemlichkeit und ihrem Vergnügen entsagen, oder die Mittel aufopfern sollen, durch welche man sich sinnliches Wohlleben verschafft.

Bey der intellektuellen Bildung, die unter dieser Menschenklasse angenommen werden darf, ist es unmöglich, dafs die Würde und die Heiligkeit der Tugend von ihr nicht sollte theoretisch anerkannt werden; ihr so standhaft durchgeführter Egoismus reimt sich aber nicht zu diesem Anerkenntnifs. Es ist ihnen deshalb alles daran gelegen, dafs sie ihren wahren Charakter so viel möglich verbergen, und während sie sich und ihre Lust für den Mittelpunkt der Welt halten, den Schein annehmen, als seyen sie von der edelsten Humanität durchdrungen. Dadurch entweicht aus ihrem Herzen alle Wahrheit und Zuverlässigkeit, und ihr Leben wird ein leeres Schauspiel, in dem sie ganz anders er-

scheinen, als sie in der That sind. Sie können viel und schön sprechen von dem Verdienste und der Liebenswürdigkeit eines edeln Gemüths. Sie vergiefsen Thränen beym Anblicke oder bey der Erzählung herrlicher Handlungen der Uneigennützigkeit und der Liebe. Sie gerathen in Enthusiasmus bey der Erinnerung an hohe Züge von Heldenmuth und Vaterlandsgeist. Sie thun tief gerührt, bey der Darstellung schöner Szenen des Familienlebens. Sie geben im Umgange niemand ein zweydeutiges Wort, und empfangen niemand mit finsterer Miene. Gegen Höhere spricht ihr Betragen die treuste Anhänglichkeit und Unterwerfung, gegen ihres Gleichen die herzlichste Freundschaft, gegen Geringere das edelste Wohlwollen aus. Neid, Eifersucht, Uebermuth, Empfindlichkeit, Anmassung, Spott und was sonst noch das gesellschaftliche Leben verbittern kann, ist verbannt aus den Zirkeln dieser Menschen. — Aber folget ihnen nach in das Innere ihrer Häuser, beobachtet sie, nachdem sie ihre Masken abgelegt haben; und wenn ihr dann sehet, — wie emsig sie arbeiten, um sich auf den Trümmern des Glückes anderer em-

por zu schwingen, — welche Anschläge sie machen, um die zu Grunde zu richten, denen sie ewige Freundschaft geschworen haben, — und wie sie sinnen und arbeiten, um der Armuth und dem treuen Fleifse seinen sauer verdienten Lohn abzukargen, — mit welchem Stolze und welcher Kälte sie ihre Untergeordneten und ihre Dienstleute drücken, — wie gewissenlos sie die Pflichten des ehelichen und häuslichen Lebens verletzen, — wie sie unbeachtet der thierischen Begierde sich oft noch wilder überlassen, als der niedrigste Pöbel, — — wenn ihr dies alles bemerket, dann werdet ihr euch nicht erwehren können, solche Heuchler zu verabscheuen, und zu verachten.

Indessen ist es dem Menschen unmöglich, so bald er nämlich eine gewisse Stufe von intellektueller Kultur erstiegen hat, auf allen Anspruch auf inneren Werth zu verzichten, oder die Achtung, die er von andern fordert, auf zufällige Vorzüge zu begründen; denn der Ausspruch des Verstandes, dafs die Vortrefflichkeit des Menschen nicht in seiner thierischen Natur liege, und dafs nur erworbene Vollkommenheiten eine rühmliche Auszeichnung geben, erschallt zu laut und zu bestimmt

als dafs man denselben verläugnen könnte. Will man nun das Vortreffliche nicht da suchen, wo es allein zu finden ist, nämlich in der rein sittlichen Gesinnung, oder in dem mit unwandelbarer Treue dem moralischen Gesetze folgenden Willen, — so bleibt noch, wenn man je auf innern Vorzügen bestehen will, ein gedoppelter Ausweg möglich, um die mangelnde Tugend zu ersetzen, hier, indem man die Kultur der intellektuellen Anlage bis zum Ausgezeichneten zu betreiben sucht, und dort, indem man die Sittlichkeit auf das beschränkt, was in ihr das letzte und leichteste ist, nämlich auf die Pflicht, die Rechte des andern nicht auf eine grobe Weise zu verletzen. Auf diesen beiden Wegen suchen die Vornehmen dieser Welt ihr Verdienst und ihre Ehre. Sie wissen sich darüber zu trösten, wenn man ihnen nachsagt, dafs sie keine Tugendhelden, keine Wohlthäter der leidenden Menschheit, keine regelmäfsigen Haushälter und keine getreuen Ehemänner sind, aber sie würden untröstlich seyn, wenn ihr Verstand, ihre Geschäftstüchtigkeit und ihr Konversationstalent in Anspruch genommen werden sollte. Sie ertra-

gen es leicht, dafs man sie für unredlich, intriquant und herzlos hält, wenn ihnen nur Schlauheit, Gewandtheit und Besonnenheit zugeschrieben wird. Es ist niemand unter ihnen um den Ruhm eines gewissenhaften Mannes zu thun, da alles, was sie erstreben, ja nur durch Klugheit erreichbar ist. Gewandtheit, Treue, Patriotismus und Edelmuth haben freylich ihren Werth; aber da man mit dem Scheine dieser Tugenden weiter kommt, als durch sie selbst, so mag das Herz sich ihrer immer entschlagen. Auch sind grobe Verletzungen der Rechte anderer nur deshalb zu vermeiden, weil sie entehren; die minder auffallende Ungerechtigkeit, besonders wenn man ihrer Verheimlichung sicher ist, trägt ja wohl das leichte Gewissen. Meuchelmord und Diebstahl schändet den Verbrecher; aber man bleibt noch immer ein rechtlicher Mann, wenn man den andern zu Tod ärgert, oder aufhört seine Schulden zu bezahlen. Auch sind eingegangene Verbindlichkeiten in der Regel zu erfüllen; aber wenn die Noth oder das Interresse ihre Aufhebung fordert, und die schlaue Ueberlegung Mittel findet, die Schmach der Wortbrüchigkeit zu

verhüllen, dann ist der Fall der Ausnahme eingetretten. Ueberhaupt sey alles, was du willst, nur nicht dumm, nicht ungeschickten, und kein grober Betrüger, und du bist noch immer ein Mann von Ehre.

Aber du verlierst diese Ehre, wenn du einen Angriff auf dieselbe ohne Widerstand erträgst! — Hier sehen wir noch einen Strahl von dem Sinne der Alten in dem Charakter der Neuern dämmern, und es findet sich unter den abendländischen Völkern keines, bey dem er erloschen wäre. Es war in der frühern Zeit unter diesen Völkern Tapferkeit die höchste Tugend des Mannes, Züchtigkeit der herrlichste Schmuck des Weibes. Wer möchte es verkennen, wie viel Schönes und Wahres in dieser begriffen ist, und wer sieht nicht den klaren Beweis ihres hohen Gehalts darin, dafs sie sich unter den hervorragenden Klassen fortgeerbt haben, bis auf diesen Tag. Aber es wäre eines gebildetern Zeitalters würdig, dafs sie nur in ihrem reinen vernünftigen Sinne aufgefafst, und so als Antriebe und Grundlage wahrer Veredlung benützt würden. Und das werden sie nicht! Wir

achten und bewundern die Tapferkeit, wenn sie als Kraft und Muth für Recht und Wahrheit erscheint, und wir lieben die Züchtigkeit, wenn sie der Ausdruck eines reinen und unschuldvollen Herzens ist. Aber welchen Werth können wir der letztern beylegen, wenn wir sie nur von dem Mädchen verlangen, während wir sie dem Weibe erlassen, — und was können wir der erstern zutrauen, wenn sie nur anmuthig ist für ein Phantom, das Beschränkung und Willkühr als Ehre gestempelt haben? — Wir bestehen darauf, dafs nichts mehr den Mann herabwürdige, als Feigheit, und nichts mehr das Weib, als Schamlosigkeit und Leichtfertigkeit. Aber wenn jener feig und dieses schamlos seyn, und beyde doch noch auf Achtung rechnen dürfen, so spielen wir mit Worten, und das Spiel mufs, wie man sieht, gefährlich werden, wenn es ernstlich ist.

Ein solches gänzliches Abirren von dem vernünftigen Wesen gesteckten Ziele und eine so verkehrte Ansicht der höchsten Interessen ihres Lebens kann weder bey dem einzelnen Menschen noch bey ganzen Klassen

statt finden, es sey denn in ihnen die religiöse Idee ganz verfinstert, und das Gefühl, das dieselbe belebt, abgestumpft. In der That finden wir auch, hie und da eine edle, starke und schöne Seele abgerechnet, den lebendigen Glauben an Gott beynahe nur noch in den Hütten der Armen und Geringen, weil da die drückende Noth des Lebens ihn unentbehrlich macht, oder in den Häusern des Mittelstandes, weil auch in ihnen die Gegenwart noch zu wenig gewährt, als dafs man nicht gröfsern Genus in der Hoffnung suchen sollte. In den Pallästen aber hat die Frivolität oder die Aufklärung diesen Glauben entweder entscheidend für Aergernifs und Thorheit erklärt, — oder die Grübeley und die Nachbeterey ihn unter die unerforschlichen Dinge gestellt, über die man nie zu einer Ueberzeugung kommen kann, oder es hat der Leichtsinn sich seiner entschlagen, als einer gleichgültigen Sache, ohne die man wohl das Leben geniefsen kann, und vielleicht noch ungestörter, als mit ihr. Deshalb ist Gott und das Göttliche aus den Kreisen der grossen Welt verschwunden, wie denn das eine und das andere entbehrlich ist für Menschen,

die in der Natur alles finden, was sie suchen, und die ihr aufs höchste gesteigerter Egoismus selbst zu Göttern macht. Kann auch der eine oder der andere sich des Gefühls nicht erwehren, dafs es noch etwas Höheres gebe, als das Beschränkte und Wandelbare, und noch etwas Beseligenderes, als sinnlichen Genufs, so wie noch eine Gesetzgebung ausser dem Antriebe der Lust, so darf er dies ja nicht verlauten lassen, wenn er nicht die Verachtung der starken Geister, oder das Gelächter der Spötter werden will. Man nimmt vielleicht noch an den Uebungen des öffentlichen Kultus Antheil; aber man vergifst nicht, sich laut zu verwahren, dafs man wenigstens dessen nicht bedürfe, dafs man es aber thue, um den Pöbel, nicht mifstrauisch gegen den unsichtbaren Zaum werden zu lassen, vermittelst dessen man ihn lenke. — Wird man aber des höchsten Gesetzgebens und Richtens los im theoretischen Bewufstseyn, zo müfste man mit sich selbst in Zwietracht kommen, wenn man es nicht auf sein Gewissen nehmen wollte, auch gottlos im Leben zu seyn.

* * *

Die hier gezeichneten Züge aus der Charakteristik zweyer an sich ehrwürdigen und für die Gesellschaft wichtigen Menschenklassen sind nicht zur Ansicht gebracht worden, um Verachtung und Mifstrauen gegen diese Stände, oder gegen die ihnen angehörigen Individuen zu erregen. Denn es giebt in dem menschlichen Leben keinen Stand, der nicht durch Vorurtheile und Verirrungen sich unterscheide, die ihm eigenthümlich wären, und mir selbst sind in meinem Beobachtungskreise, aus beyden Klassen, nicht weniger Menschen begegnet, die durch selbstständigen Willen, edeln Charakter und rein sittlichen Wandel bewiesen haben, dafs sie durchaus für keine Verderbnifs empfänglich seyen. Aber es ist gut und nothwendig, dafs man vor dem Verderbnifs warne, wo es einmal vorhanden ist, und dafs man auf die Weise aufmerksam mache, in der es sich der unbefangenen Gemüther bemächtigt. Und diese Pflicht des Warnens ist um so dringender, wenn das Uebel von den meisten übersehen oder geringe geachtet, und von einigen, viel-

leicht ohne dafs ihr Herz daran Antheil hätte, gar abgeläugnet wird. Es kann nur durch Zufall geschehen, dafs wir eine Gefahr überwinden, in Ansehung deren wir unwissend und sicher sind; und wo alles von Wachsamkeit und Vorsicht, und von dem unwandelbaren Entschlusse des festen Willens abhängt, kann uns unmöglich etwas erspriefsliches gelingen, wenn wir uns leichtsinnig und gedankenlos in den Strom der Verführung hineinstürzen, und es dem Spiele der Wogen überlassen, wo sie uns hintreiben. Ich habe diesen Sturz gewagt, und ich bin in dem Strome untergegangen.

Es giebt kein stärkeres Schutzwehr der Unschuld und keine mächtigere Hülfe in den Gefahren des schwachen Herzens, als die religiöse Gesinnung. Denn ihr verdankt der Bedrohte nicht nur den Muth und die ausharrende Standhaftigkeit, die aus dem Bewufstseyn entspringen, dafs uns gröfsere Güter bereitet seyen, als der sinnliche Reiz; sie verwahrt nicht nur das Herz gegen die Lockungen der bösen Lust, indem sie den Sinn für Genüsse anderer Art in ihm weckt; sie

schärft auch das Auge und das Gefühl, um den Feind trotz seiner Verlarvung zu durchsehen, oder seine Ankunft zu ahnen, wenn er sich kaum erhoben hat. Mitten im Treiben, Streben und Geräusche der Welt, der Geschäfte und der Zerstreuungen läfst ihr Blick nicht ab, von dem Allgegenwärtigen, der alles erfüllet, und immer tönt ihr sein Wort lauter und kräftiger, als die Stimme der Beyspiele, der erregten Sinnlichkeit und der sie umgebenden Natur. Aber für mich war diese Hülfe gröfsten Theils schon verloren, als ich in die Verhältnisse des Dienstes und des Hofes tratt; und leider! fand sich in diesen Verhältnissen gar nichts, was in mir den Vorsatz hätte erregen können, sie wieder zu suchen. Es leuchtete mir kein Beyspiel vor, das dem Glauben an die unsichtbare Welt einen neuen Werth gegeben hätte. Nie war in den Zirkeln, in denen ich mich umher trieb, von Gott und göttlichen Dingen die Rede, und in nichts verrieth sich eine Richtung der Gemüther auf sie. Einige alten Weiber, und einige Männer, die mit ihnen in gleiche Klasse gesetzt wurden, galten für devot; aber ihr Verstand und ihr Charakter

konnten auch gegen die ächte Devotion Mifstrauen erregen. In den Aeufserungen gesetzter und ernster Leute aus dem Geschäftsstande erschien die Religion blos als Zaum und Hebel für das Volk; für die Jugend war sie oft ein Objekt zur Uebung des Witzes: denn meistens war sie ein leerer, geistloser Buchstabe, ohne Sinn und ohne Kraft; und die wenigen, denen sie verständlich und lieb geworden seyn mochte, schlofsen sie als ein theures Geheimnifs in ihre Herzen ein, um sie den Entweihungen des argen Geschlechts zu entziehen. Ueberdies war vielleicht der Hof eines geistlichen Fürsten gerade der gefährlichste Platz, um den reinen und den tiefen Sinn des religiösen Glaubens aus dem Auge und aus dem Gemüthe zu verlieren, weil man sich hier von so vielen Menschen umgeben sah, denen die Religion Glanz und Reichthümer und alle Mittel zum Wohlleben gewährte, und die, mit diesen Gaben zufrieden, keine besseren von ihr erwarteten. — Ich stand, in Hinsicht auf die Anwendung meiner Zeit und meiner Kräfte, noch einige Stufen höher, als diese Müfsiggänger; auch war ich weit von dem Aber-

glauben entfernt, durch den manche unter ihnen der Kirche vergalten, was sie so freygebig ihnen darbot; aber ich hatte mich auf das entgegen gesetzte Extrem gestellt, und im entschiedensten Unglauben, nicht nur alle meine frühern Uberzeugungen vom Christenthum aufgegeben, sondern endlich auch bestimmt darüber erkannt, dafs eine ewige, unwandelbare Naturnothwendigkeit alle Dinge schaffe, bewege und zerstöre, dafs unter ihrem Gesetze auch die Handlungen der Menschen stehen; und dafs Bewufstseyn und Denken Resultate des physischen Organismus seyen, mit dem sie entstehen und vergehen. Ich kam nicht plötzlich und nicht ohne Sträuben meines Herzens zu dieser Gewifsheit; auch wurde sie oft, bald durch äufsere, bald durch innere Erregungen, erschüttert; aber ich mufste endlich zu ihr kommen, so wie jeder unvermeidlich bey ihr anlangt, der das Göttliche und Unendliche im Begriffe fassen, und das Unerkennbare mit dem Sinne durchdringen will. Denn da diese Operation unmöglich leisten kann, was sie bezielt, so kommt man mit ihr nur dadurch zu Ende, dafs man das Uebersinnliche als eine leere Idee, der kein Gegen-

stand entspricht, aufgiebt, und alle Wirklichkeit nur im Sinnlichen, und die letzten Zwecke an den Gesetzen des Naturmechanismus findet.

Viele Menschen handeln, als ob sie über diese Theorie vollkommen mit sich einig geworden wären; aber sie vermögen nicht, sich von ihr loszureifsen, in so ferne sie Gegenstand des Denkens oder der Erkenntnifs ist. Die Macht der Neigung unterjocht in ihnen den Geist, und widerstrebt dem von diesem ausgesprochenen Gebote, dafs sein Sinn nicht zur Wirklichkeit gelangt. Diese Menschen sind im Zwiespalt mit sich selbst, und sie thun das Böse, während in ihnen nie das Bewufstseyn erstirbt, dafs sie es nicht thun sollten. Ich hatte in Vergleichung mit ihnen den Vorzug innerer Eintracht und Konsequenz. Ich suchte den Zweck des Lebens im Leben selbst, weil mein Verstand anerkannte, dafs er sonst nirgends zu finden war. Meine Handlungen waren immer nur nach den Gesetzen der Klugheit angelegt und berechnet, weil ich begriff, dafs das Nützliche der Mittelpunkt alles menschlichen Strebens

sey. Nur was in der Sinnenwelt und in der Zeitlichkeit lag, bewegte und richtete meinen Willen, weil ich mir keiner Realität bewufst war, als derjenigen, die der Sinn empfindet. — Aber diese Harmonie des Verstandes und Willens machte das Uebel, an dem ich litte, nur noch unheilbarer, indem sie dasselbe zu seiner Vollendung erhob. Oft ruft der richtige Wille den irrenden Verstand zur Wahrheit, oft der richtige Verstand den irrenden Willen zur Tugend zurück. Ein solcher Ruf konnte in meinem Innern nicht ertönen. Mein Herz hatte der Thorheit sich ergeben, und das Licht, das ihre Blösen erhellen konnte, war mir erloschen.

So wie während meines akademischen Laufes, waren auch in meinen itzigen Verhältnissen Ehrbegierde und Sinnlichkeit die Triebkräfte meines Lebens, und Beyfall und Genufs die Zwecke, denen mein unruhig thätiges Gemüth entgegensteuerte. Jene Ehrbegierde fand ihren Spielraum in der mir angewiesenen sich immer mehr erweiternden Geschäftssphäre, und erfüllte mich in einem so hohen Grade, dafs ich unaufhörlich auf

das Ziel los arbeitete, alles, was mich umgab, zu übertreffen, und wo nicht die höchste Stufe des Dienstes, doch die Würdigkeit zu derselben zu erreichen. In diesem Sinne arbeitete ich viel und mit äufserster Genauigkeit, suchte jeden Gegenstand bis auf seine Tiefe zu erschöpfen, behandelte mit gleicher Sorgfalt das Allgemeine und das Detail, und bewies mich immer fröhlich und muthig, wenn auch das Schwierigste und Undankbarste mir anvertraut war; und immer lebendiger und unermüdbarer wurde dieser Eifer, je weniger ihm das Lob und die Auszeichnungen entgiengen, die er zu erreichen strebte. Dieser Ehrgeitz war ein glückliches Gegengewicht für meinen Hang zu sinnlichem Genufse, in welchem ich ohne ihn wahrscheinlich durch das Uebermaafs frühe untergegangen seyn würde. Er verhinderte, dafs die Lockung der Lust mich nicht gänzlich überwältigte, und dafs ich in ihrer Befriedigung nicht die Schranken niederrifs, die der ungestümmen Jugend so oft lästig werden. Aber er konnte nicht verhindern, dafs diese Lust meinem Herzen Ersatz für alles Höhere ward, und dafs ich in ihr Vergeltung und

Belohnung für alles suchte, was der Mensch leidet, oder mit Mühe und Anstrengung thut. Deshalb war auch während der Arbeit mein Blick immer auf sie gerichtet, und mein Gemüth zu den Genüssen hingezogen, die sie mir darbot, und waren die Ansprüche des Ehrgeitzes oder der Gefallsucht erfüllt, so gieng es unaufhaltsam der Zerstreuung oder dem Vergnügen entgegen, das jeder Tag mehr oder weniger gewährte. Ich versäumte keine der Parthien, welche die Eitelkeit, die Prunksucht und die Genufsgierde angeordnet hatten, und man verheimlichte mir nicht, dafs dieselben durch meine Gegenwart gewinnen. Ich lernte eine Menge neuer Bedürfnisse kennen, und bald wurden sie es auch für mich. Was die Sinnlichkeit forderte, glaubte ich ihr gewähren zu müssen, wenn ich nur im Besitze der dazu dienlichen Mittel war, und ich mäfsigte mich im Genusse blos dann, wann der Ehrgeitz warnend bemerkte, dafs durch ihn seine Plane gestört werden könnten. Ich sank deshalb nie in die Klassen derjenigen herab, welche die Welt als „Ausschweifende“ oder als „Liederliche“ bezeichnet. Aber ich befolgte mit diesen dieselbe

Maxime, nur dafs ich meine Blicke noch weiter richtete, und klüger war, als sie.

Unter diesen Lüderlichen fanden sich einige junge Leute von Verstand, Witz, vielseitigen Kenntnissen und interessantem Umgange. Ich knüpfte mit ihnen zwar kein freundschäftliches Verhältnifs an, wie denn überhaupt für einen Egoisten und Weltmenschen, wie ich es war, Freundschaft ewig ein leerer Name bleiben mufs; auch vermied ich das Ansehen einer engern Verbindung mit ihnen, aus Besorgnifs, dafs ihr Ruf dem meinigen schaden möchte; dagegen schlich ich in der Stille in ihre Gesellschaften, belustigte und ergötzte mich an ihren guten Einfällen, und nahm an ihren Landparthieen Antheil, die von ihnen oft veranstaltet wurden, um, unbeobachtet von der strengen Polizey der Residenz, frey rasen zu können. Es gab nichts heiliges, was da nicht entehrt und geschändet, nichts edles, was nicht gelästert, nichts würdiges, was nicht zu Boden getreten ward, und nur zu oft folgte dem leichtfertigen und guten Worte auch die That. Ich war in diesem schändlichen Zirkel bey

weitem nicht der ärgste; ja ich verhinderte oft die grabern Ausbrüche der Wildheit und des Lasters. Aber wenn die Sinnlichkeit, durch die Umgebung und das Beyspiel gereitzt, wucherte, und ihre Befriedigung keine meine andern Absichten störende Nachtheile besorgen liefs, gab auch ich mich ihrem Genusse hin, und schwelgte so gut, als der versunkenste Sklave des Lasters. Wenn ich gleich nicht, wie die andern, von dem vollbrachten Verbrechen, als von einer Heldenthat sprach, oder auch wie sie, künstliche Plane zur Verführung der Unschuld anlegte, so erlosch doch allmählich das Gefühl der Scham oder der Reue in meinem Herzen, und ich stimmte laut mit jenen ein, wenn sie die Ausschweifung für ein Vergnügen erklärten, aus dessen Genusse nur die Beschränkung und das Vorurtheil sich ein Gewissen machen, und in dem überall nichts Böses sey, so bald Vorsicht und Klugheit seine schädlichen physischen und politischen Folgen abzuwenden verstehen.

Das Publikum, unter dessen Augen ich lebte und handelte, bemerkte das Verderben

nicht, von dem ich ergriffen war, theils weil ich die Kennzeichen desselben seinen Blicken zu entziehen wufste, theils weil man Thorheiten und Verirrungen, denen man sich selbst überläfst, liebt, und entschuldigt. Der Eifer und die Genauigkeit, womit ich in meinem Berufskreise wirkte, wurde nicht übersehen; der Fürst selbst erklärte mir zu verschiedenen Malen in sehr verbindlichen Ausdrücken seinen Beyfall; der Minister übergab mir Arbeiten, die sonst nur bewährten und geübten Geschäftsmännern anvertraut worden waren; meine Leichigkeit im Auffassen und Darstellen, so wie die Gründlichkeit und Kraft, die man in meinen Aufsatzen bemerkt haben wollte, erhielten öffentliches Lob; selbst der Neid der ältern Kollegen wurde gegen mich rege. Man sah mich täglich und gern in den befsten Häusern der Stadt. Ich galt für einen guten Gesellschafter, und ich versäumte nichts, diefs Prädicat immer mehr zu verdienen. Niemand hielt meine Moralität auch nur für zweydeutig. Bey so viel Geschick und Thätigkeit in meiner Bestimmung könnten meine Beobachter mir wohl diesen sich immer in seinen Schran-

ken haltenden Sinn für ein lustiges Leben zu gut halten, zumal da mit demselben noch andere löbliche und angenehme Eigenschaften verbunden waren, welche das beschränkte Urtheil für Tugenden erklärte, während sie freylich nichts anders als Naturausstattungen ohne den mindesten moralischen Gehalt waren. Ich sey, versicherte die ganze Stadt, ein junger Mann, von viel Verdienst, der zu leben wisse. — Indem ich so viel in der öffentlichen Meynung galt, konnte durch sie das Urtheil, das meine Eigenliebe über meinen Werth fällte, keine Berichtigung erhalten. Meine Blindheit wurde immer unheilbarer. Wenn auch der Rest von sittlichem Gefühle, der noch in mir war, über dieses und jenes tadelnd und verweisend sich regte, so verhalf es mir immer wieder zur Zufriedenheit, wenn ich wahrnahm, wie man mich allenthalben hervorzog und auszeichnete, und wenn man mir sogar über solche Vorzüge Lobsprüche ertheilte, wegen deren Mangel ich mich anklagte. Was das für eine Thorheit war, des Beyfalls von solchen sich zu freuen, denen, da sie selbst in der Finsternifs wandeln, das Schöne und Reine nicht

erkennbar werden kann! Aber so täuscht sich der Mensch mit Wahn und Träumen, wenn er die Kraft verlohren hat, die Wahrheit und die Tugend feste zu halten.

Doch dieser öffentliche Beyfall vermochte nicht so viel über mich, dafs nicht manchmahl noch die Stimme des guten Geistes, obwohl nur leise und ohne durchwirkende Kraft, warnend und schreckend mein Inneres angesprochen hätte. Die Pracht und die Feyerlichkeit, die an grossen Festtagen in dem katholischen Gottesdienste verwendet werden, ergriffen zuweilen mein Herz, dafs es schien, als wäre es plötzlich von dem höhern Sinne dieser Symbole erfüllt und durchdrungen; der heitere und beseligende religiöse Glaube, den das Leben einzelner würdiger Männer aus der Klasse der Priesterschaft ankündigte, predigte mir unwiderstehlich, dafs hier doch mehr sey, als ich auf meinem Wege erlangen dürfte, ich konnte es nicht ablaugnen, dafs der angebetete Fürst ohne diesen Glauben, nicht dieser treffliche Mensch und dieser edle Regent seyn und dafs ohne ihn gerade seine herrlichsten Schöpfungen

nie Entstehung und Vollendung erhalten haben würden; das Unglück und der frühe Tod einiger Jünglinge aus meiner Bekanntschaft, die ich als traurige Opfer ihres Leichtsinnes und ihrer Laster untergehen sah, erinnerten mich, in schrecklichem Ernst, an manches nun vergessene Wort der Wahrheit, das ich in der frühern Jugend mit gelehrigem und folgsamen Herzen aufgenommen hatte. Es war etwas in mir, das mich nie zur Ruhe kommen liefs, das unaufhörlich gegen meine Meynung von meinem Werthe sich auflehnte, das mich oft ängstete, und mit Kleinmuth erfüllte, das sogar manchmal mitten im Genusse hervortrat, und mir zuzurufen schien: so wandelst du deinem Verderben entgegen! Stärker erhub sich diese innere Stimme, bey manchem zärtliche und sorgende Liebe athmenden und die herzlichsten Ermahnungen aussprechenden Briefe der guten Mutter, und besonders bey den von ihr immer wiederholten Erinnerungen an den theuern Vollendeten, der mir so viele schöne und heilsame Lehren der Weisheit und ein so edles Vorbild hinterlassen hatte, und dessen ich nicht mehr gedenken konnte, ohne dafs ein demüthigendes

Gefühl der Beschämung mich anwandelte. Aber alle diese Rührungen waren nur vorübergehend, und fanden keinen Stoff, der durch sie hätte entzündet werden können. Das tief gewurzelte Böse bedurfte einer mächtigern Erschütterung. Das dunkle Gefühl erklärte mein Verstand als Regung der Eindrücke, die eine frömmelnde Erziehung in mir hinterlassen hatte; auf gleiche Weise fertigte mein Weltsinn die lautere Stimme des Gewissens ab; und eine fortgesetzte Achtsamkeit auf das, was in meinem Innern vorgieng, konnte mir nicht gelingen, da so viele Macht ausser mir wirksam war, um sie zu unterbrechen.

Auch eine nachdrücklichere Mahnung, welche durch die Leitung der die Menschen für ihr höchstes Ziel erziehenden Vorsehung an mein Herz ergieng, konnte für dasselbe nur eine kurze Periode des Ernstes und der Betrachtung herbeyführen. Meine geliebte Schwester Fanny war in dem Frühling ihres Lebens für das bessere Daseyn hingeschieden. Ihr Tod erfolgte nicht unerwartet, denn lange hatte sie die Bürde eines kränkelnden Körpers getragen. Aber die Nach-

richt von demselben überraschte mich plötzlich, als eben wieder bessere Hoffnungen für sie erregt worden waren, und das gute, fromme, holde Mädchen war meinem Herzen so theuer! Ich fiel in einen tiefen Trübsinn. Unverrückt stand ihr Bild vor meinen Augen. Einige Tage kam ich nicht von meinem Zimmer. Ich schrieb Briefe voll Klagen und Wehmuth nach Hause. Was meine Freunde, mich zu erheitern, sagten, gab mir keinen Trost. Mein Herz erlag unter dem Gedanken, dafs die edle Verlorbene nun nicht mehr seyn, dafs so viel Treffliches in ihrer Natur vernichtet seyn sollte. Ich fühlte wieder das Bedürfnifs, durch den Glauben an die Zukunft, die Räthsel, die Widersprüche und die Grausamkeiten der Gegenwart zu vermitteln. Mehrere herrliche Briefe von meiner Mutter bewiesen mir, zu meiner Beschämung, was in solchen Fällen ein religiöses Gemüth vermöge, und wie erhaben und kraftvoll es im Mifsgeschicke sich enthülle, neben dem trostlosen und zagenden Unglauben. — Aber auch dieser Schlag traff nicht die Wurzel meiner Thorheit und meines befangenen Sinnes, und die Wahrheit, für die ich

durch ihn empfänglicher werden konnte, haftete nicht in meiner Seele. Die erste Empfindung des Verlustes und des Schmerzens begann nachzulassen; die Geschäfte sprachen meine Aufmerksamkeit wieder an; meine Eitelkeit zwang mich, meinen Gram zu verbergen; ich suchte Zerstreuung in meinen gewöhnlichen Gesellschaften, und so entwich das Bild der geliebten Schwester immer mehr aus meiner Phantasie, und mit ihm die Rührungen und Erinnerungen, die dasselbe begleitet hatten. So sicher, als zuvor, wandelte ich auf dem lange gewöhnten Wege fort, und ein kräftiger Ruf zu meiner Rettung war unnütz an meinem Ohre verhallt. Ich mufste stärker und empfindlicher ergriffen, und durch einen tiefen Fall mufste der ganze Greuel meines Verderbens kund werden, sollte der Entschlufs in mir reifen, mich aus demselben zu erheben.

* * *

Der Graf von Nauheim, ein junger, sehr reicher Gutsbesitzer, der ohne einen öffentlichen Beruf, aber mit einem Charakter,

der ihn in die erste Klasse der Höflinge setzte, in Feigenburg lebte, — übrigens ein Mann, ohne hervorstechende Talente, aber stolz, reitzbar und heftig — hatte sich mit einem Fräulein von Säldenau vermählt, mit der er auf seinen Reisen bekannt geworden war. Die Familie des Grafen, die eine der ersten des Landes und mit dem Fürsten verwandt war, mifsbilligte diese Verbindung, und hatte, ehe sie erfolgte, mehrere Schritte gemacht, sie zu hintertreiben; sogar die Tugend des Fräuleins wurde in Anspruch genommen, und durch manche zweydeutige Anekdote zweifelhaft gemacht. Aber Naubeim blieb fest auf seinem Sinne; und es ward ihm der Triumph, als er mit seiner jungen Gemahlinn in der Residenz auftrat, seinen Geschmack allgemein gebilligt zu sehen. Denn die Gräfinn vereinigte mit ungewöhnlichen körperlichen Reitzen und einer edeln Figur die höchste Liebenswürdigkeit, den gebildetsten Ton, viele schöne Kunstfertigkeiten, und eine anspruchlose, kindliche Gutmüthigkeit, die ihr aller Herzen gewann. Bald ward sie die Bewunderung der meisten Männer und der Gegenstand der Eifersucht aller Wei-

ber. Das Nauheimische Haus ward das erste der Stadt. Wer auf Geist, Bildung und feine Sitte Anspruch machte, sammelte sich in dem Kreise, den die Angebetete um sich her gebildet hatte.

Es galt unter der lockern Jugend und unter den vorwitzigen Beobachterinnen der Residenz für eine höchst wichtige Frage, welchem unter dem Heere der eifersüchtig sich zudrängenden Gecken wohl vor den übrigen die Gunst der schönen Gräfinn zu Theil werden dürfte. Denn dafs wenigstens einer von ihnen seine Hoffnungen gekrönt sehen müfste, darüber konnte kein Zweifel entstehen, nicht blos, weil der ihr vorausgegangene Ruf sie als keine Heilige angekündigt hatte, sondern besonders, weil es in Feigenburg zur herrschenden Sitte gehörte, dafs jede Dame von Stand ihren erklärten Liebhaber, oder ihren dienenden Ritter hatte. Das Publikum blieb über diese grosse Angelegenheit lange unwissend. Jedermann hatte Zutritt; jederman ward mit freundlichem Gesichte aufgenommen; niemand konnte besonderer Gunst sich rühmen. Die jungen Her-

ren, die hier ihr Glück zu machen hofften, erschöpften vergeblich alle ihre Künste. Die Aufpasserinnen und Klatscherinnen waren in Verzweiflung. Der Graf selbst bemerkte mit Mifsvergnügen, dafs seine Gemahlin eine Weise vernachläfsigte, die ihm in dem Tone der grofsen Welt wesentlich schien. Man versicherte: die Gräfinn sey eine schöne, talentvolle und tugendhafte Dame, aber sie wisse nicht zu leben.

Während man sich über diese unbegreifliche Sprödigkeit so die Köpfe zerbrach, hatte sich zwischen der bewunderten Schönheit und mir, unter der Hülle des tiefen Geheimnisses, ein sehr ernsthafter Roman entsponnen, der mich bald zu dem Besitze ihrer Gunst in einem weit höheren Grade führte, als sie die meisten von denjenigen wohl hoffen mochten, die mit Ungestüm sie zu erlangen strebten. Man wird nicht erwarten, dafs ich hier erzähle, wie meine Bewunderung für die Reize dieses seltenen Weibes zur Leidenschaft erwuchs, wie ihre Neigung der meinigen entgegen kam, wie wir uns fanden und verstanden, und durch welche Mittel und an-

ter welchen Umständen uns die Erfüllung unsrer Wünsche gelang. Denn das Streben der nach Befriedigung trachtenden Sinnlichkeit, erst in dem Scheine edlerer Empfindungen sich verbergend, und dann immer mehr in ihrer Blöse hervortretend, bietet bey den Einzelnen selten eine der Auszeichnung werthe Eigenthümlichkeit dar, und was Schlauheit, List und Standhaftigkeit in demselben vermögen, wissen wir alle längst, ohne dafs sich in diesem Bewufstseyn eine besonders lehrreiche, erhebende oder warnende Seite fände. Diese Künste der Verliebten wurden von uns hauptsächlich deshalb in Anwendung gebracht, dafs unsre Verbindung nicht nur vor dem Grafen, sondern überhaupt vor dem ganzen Publikum ein tiefes Geheimnifs bleiben sollte. Hierauf bestand die Gräfinn unerbittlich, und sie hatte auch dazu, trotz der den Damen der Residenz so grofse Freyheit einräumenden Begriffe, ihre Gründe. Es war ihr nämlich nicht unbekannt geblieben, was die Verläumdung vor ihrer Ankunft in Feigenburg über ihren Charakter ausgestreut hatte; und diese Gerüchte wollte sie durch den Anschein der äussersten Strenge wider

legen. Dann glaubte sie gerade gegen mich keine Zuneigung blicken lassen zu dürfen, weil einige Glieder der Naubeimischen Familie, berüchtigt durch ihre lustre Andächteley, bey allem moralischen Libertinism, den sie sich selbst erlaubten, ihr doch nimmer die Begünstigung eines Protestanten verziehen haben würden. — Es konnte keinen Verdacht erregen, dafs ich täglich in dem Hause des Grafen erschien, dafs ich die Frau des Hauses bey ihren musikalischen Uebungen akkompagnirte, dafs ich ihr vorlas, und ihre litterarischen Geschäfte besorgte; man sah mich nie allein bey ihr, und in Gesellschaften benahmen wir uns gegenseitig mit der gröfsten Gleichgültigkeit. Unsre Bekanntschaft schien blos durch das gemeinsame Interesse für Musik und Litteratur erhalten zu werden.

Die Gräfinn spielte ihre Rolle meisterhaft, und oft erregte sie meine Bewunderung, durch diese Unbefangenheit und durch diefs glückliche Treffen des zwischen zurückstossender Kälte und zuvorkommender Aufmerksamkeit liegenden Mittels, auf dem solche

Menschen, die sich weder gut noch böse sind, einander gegenüber stehen, während ich der feurigen, enthusiastischen Liebe gewifs war, mit welcher ihr ganzes Herz an mir hieng. In dieser Kunst blieb ich weit hinter ihr zurücke; wenigstens fühlte ich selbst, dafs mein Benehmen dem scharfen Beobachter mich hätte verrathen können; ich kam nicht selten in sichtbare Verlegenheiten, in die der Unbefangene nie geräth; oft übertrieb ich die Kälte, manchmahl zog ich mir durch zu grosse Aufmerksamkeit, manchmal durch zu grosse Unachtsamkeit den Tadel der geübten Meisterinn zu. Aber so vorsichtig sie auch selbst war, und so bewährt die Lehren seyn mochten, die sie mir gab, so blieb unser Verhältnifs doch nicht lange verborgen. Mochte irgend ein Schalkauge mich beobachtet haben, wenn ich in einer Stunde der Mitternacht durch die Hinterthüre in das Haus der Geliebten schlich, — oder mochte ein verloren gegangener Brief in unreine Hände gefallen seyn, — oder mochte einer der vertrauten Dienstboten das Geheimnifs nicht treu bewahrt, — oder mochte ein Blick, von einer tiefen Späherinn bemerkt, dasselbe ver-

rathen haben, — genug es flog, gleich einem Laufeuer, das Gerücht durch die Stadt, die spröde Gräfinn von Naubeim pflege einer geheimen Liebe mit dem Herrn von Hollach. Unglücklicher Weise war dies Gerücht längst von Hause zu Hause gegangen, ohne dafs es uns kund geworden wäre; und wo wir uns befanden, einzeln oder beyde zugleich, umgaben uns die Beobachter, die hier aus Neid gegen die Gräfinn und dort aus Eifersucht gegen mich, unermüdet waren, neue Bestätigungen der erwünschsten Entdeckung zu sammeln. Man erdichtete und erzählte sich die ärgerlichsten Anekdoten. Wir wurden das allgemeine Stadtgespräch, und man deutete mit Fingern auf uns. Zwar trieben wir nur im Stillen, was unsre meisten Tadler und Verläumder öffentlich trieben. Aber gerade das machte sie unversöhnlich, und bewaffnete sie zu unserm Verderben, dafs wir uns das Ansehen gaben, als wollten wir besser seyn als sie.

Diese Sagen konnten den Verwandten des Grafen nicht verborgen bleiben. — Niemand waren sie willkommener, als gerade ih-

nen. Es war keine geringe Schmeicheley für ihre Eigenliebe, dafs nun alles so vollkommen bestätigt ward, was sie dem unlenksamen Vetter bey seiner Verlobung vorher gesagt hatten; die Gräfinn hatte zugleich ihren Unwillen und ihren Hafs, weil sie, von jenen Vorhersagungen unterrichtet, durch ihr Benehmen gegen sie bewies, dafs dieselben von ihr nicht vergessen waren. Die alte Stiftsdame von Nauheim, Tante des Grafen, nahm es über sich, durch Hülfe dieser Entdeckung die beleidigte Familie auf eine recht empfindliche Weise zu rächen, und wo möglich, das Band der jungen Eheleute gänzlich zu zerreifsen, wodurch noch die andere Absicht erreicht werden konnte, dafs einst die sämmtlichen Güter des Hauses einem gefälligen Neffen zu Theil wurden. Durch blose Klatschereyen und unerwiesene Denuntiationen konnte soviel nicht bewirkt werden, zumal, da der Graf seine Gemahlin liebte, und auf ihren Besitz stolz war; man mufste sich unwiderlegliche Beweise zu verschaffen suchen. Dies gelang auch der Unverdrossenheit und den Ränken der alten rachesüchtigen Stiftsdame. Der Briefwechsel zwischen mir

und der Gräfinn wurde vermittelst der Bücher besorgt, die wir einander hin- und her schickten. Unsre Aufpasserinn hatte dies Hülfsmittel, das freylich wegen seiner Gemeinheit nicht glücklich gewählt war, entdeckt, und es gelang ihr, sey es durch Bestechung oder durch Ueberredung des beauftragten Bedienten, sich eines Pakets Musikalien zu bemächtigen, in dem die Gräfinn einen Brief voll zärtlicher und hingebender Erklärungen an mich verborgen hatte. Sobald der glückliche Fund geschehen war, versammelten sich die Glieder der Nauheimischen Familie in dem Hause der Stiftsdame, man erzählte dem Grafen umständlich alles, was bisher die öffentliche Stimme von meinem Umgange mit seiner Gemahlinn verkündigt hatte, und als er standhaft die Tugend der Beschuldigten vertheidigte, legte man ihm den fatalen Brief vor. Wüthend erwachte der Graf aus seiner Täuschung. Ich erfuhr den nämlichen Abend noch, die Gräfinn sey plötzlich auf ihre Güter abgereist. Ich begriff nicht, wie das möglich war, ohne dafs ich Kenntnifs davon erlangt hatte. Ich brachte die Nacht sehr unruhig zu.

Am andern Morgen kamen zwey meiner Freunde zu mir, und ich sah das Räthsel gelöst. Der Graf, erzählten sie, sey gestern Abends in einem Zustande von Raserey oder Trunkenheit in dem Hause des geheimen Raths v. L. * * erschienen, wo eine grofse Gesellschaft versammelt gewesen. Er habe erst durch seine Einsilbigkeit und durch die in seinem Aeufsern gezeigten Merkmale von Mifsmuth und unterdrücktem Zorne die Aufmerksamkeit der Anwesenden erregt, und einige freundliche Bemerkungen über seine ungewöhnliche Stimmung auf eine beleidigende Weise erwiedert, dann viel Albernes über die Süfsigkeit befriedigter Rache und über die Treulosigkeit der Weiber gesprochen, und endlich zum allgemeinen Erstaunen so pöbelhaft über mich geschimpft, dafs der Besitzer des Hauses sich veranlafst sah, ihn mit nachdrücklichen Worten zur Ordnung zu verweisen. — Während diese beyden noch redeten, kam ein dritter Freund, der auch ein Zeuge der gestrigen Geschichte gewesen war, erzählte die nähern Umstände, wodurch der Zorn des Grafen erregt worden, so wie die Ereignisse, welche der gewaltsamen Abfüh-

rung der Gräfinn auf das Land voraus gegangen waren, und wollte sogar wissen, dafs die Nauheimische Familie sich ihrer Verbindungen mit dem Fürsten zu bedienen suche, um an mir eine fürchterliche Rache zu nehmen. Die Sache, setzte er hinzu, sey bereits das Gespräch der ganzen Stadt; alle Welt sey durch die Gemeinheit empört, womit der Graf und die Seinigen, aus einem unbedeutenden Liebeshandel eine so ärgerliche Geschichte machen; aber jedermann hoffe auch zu mir, dafs ich die Beleidigungen, die mir dieser ungeschliffene Landjunker so öffentlich bewiesen, auf eine meiner würdige Art zu erwiedern wissen werde. Dies sey, versicherten die Jünglinge, für mich eine grosse Ehrensache, und die losen Mäuler könnten und müfsten von mir gestopft werden, indem ich von dem Grafen die Genugthuung fordere, ohne die ein Kavalier sich von dem andern nicht beleidigen lasse. Mein Entschlufs bedurfte keiner Ueberlegung, die Beleidigung war so öffentlich geschehen, dafs sie nicht verziehen werden konnte. Ich war voll Hafs und Erbitterung über den Beleidiger, und immer heftiger erregte meine Liebe zu der

verstossenen Gräfinn diese Empfindungen. Ich bat die beyden Freunde, die zuerst gekommen waren, die ritterliche Entscheidung des Handels einzuleiten. Ungesäumt begaben sich diese zu Nauheim, und erklärten ihm, dafs er entweder die Beschimpfungen, die er gegen mich ausgesprochen, feyerlich und öffentlich zurücknehmen, oder zu bestimmter Zeit und auf dem bestimmten Platze bewaffnet erscheinen sollte. Diese Alternative war dem Grafen unerwartet. Denn bey aller Heftigkeit seines Charakters hatte er nichts weniger als Muth. Er bat sich zwo Stunden Bedenkzeit aus. Wir besorgten, dafs er diese Frist benützen möchte, um einen Verhaftsbefehl gegen mich auszuwirken, was ihm um so weniger fehlschlagen konnte, da der Zweykampf von dem weisen Fürsten sehr streng verboten war. Aber er erwies sich tapferer, als wir ihm zugetraut hatten. Die Bedenkzeit war noch nicht verflossen, als einer von denen, die ihn vermuthlich zu einer solchen Kühnheit begeistert hatten, mit der Erklärung bey uns eintratt: er werde den folgenden Tag frühe um vier Uhr auf der bezeichneten Stelle, mit Pistolen bewaffnet, mich erwarten.

Ich kann nicht sagen, dafs ich mit heroischer Kälte diese Ankündigung vernahm. Zwar war in mir durchaus kein Gefühl von der rasenden Thorheit dieses ganzen Handels, und noch weniger von der Gewissenlosigkeit, womit ich mein Leben für ein elendes Vorurtheil auf das Spiel zu setzen im Begriffe war. Aber das Bewufstseyn nagte doch in mir, dafs ich durch meinen unerlaubten Umgang mit der Gräfinn zu dieser einen so bedenklichen Ausgang nehmenden Geschichte die Veranlassung gegeben hatte; ich konnte es mir nicht verbergen, dafs eigentlich der Graf der beleidigte Theil sey; ich erinnerte mich mit Bangigkeit an die Eindrücke, die, in jedem Falle, die Sache auf meine gute Mutter und auf die andern, die in mir ihre Hoffnung sahen, machen müfste; auch ist es natürlich, dafs man das Leben mit einer um so gröfseren Unentschlossenheit wagt, je weniger man von seiner Fortdauer nach dem Tode überzeugt ist. Aber diese Empfindungen kamen in mir nicht zur vollen Entwiklung, vor den Aufforderungen und Ermunterungen der mich umgebenden Jünglinge, zu denen sich ein Paar andere gesellten, die, in das Geheimnifs

eingeweiht, wie jene, den genommenen Entschlufs als nothwendig, edel und ruhmvoll priesen. Auf ihre Erinnerung ordnete ich meine Angelegenheiten für den Fall, dafs ich getödtet, oder zur Flucht gezwungen werden würde, versiegelte meine Papiere, wechselte meine Baarschaft gegen Geld ein, und setzte eine Art von Testament auf, — was jedoch alles mit einer Empfindung geschah, als wären diese Anstalten überflüfsig, weil diefs einer der Fälle war, wo der Schritt von der Wirklichkeit zu der gedachten Möglichkeit für den Menschen zu schmerzhaft ist, als dafs er es sich abgewinnen könnte, ihn erst in der Phantasie zu machen. Als diese Angelegenheiten in Ordnung waren, setzte man sich beherzt zu Tische. Von ernsten Betrachtungen war nun keine Rede mehr. Der Champagner schäumte in den Gläsern, und alles ward entflammt zu hohem Heldenmuthe.

Mit dem Anbruche des Tages zogen wir auf den Kampfplatz ab. Wir fanden den Grafen, mit seinen Begleitern, bereits daselbst. Einer der letztern machte den Versuch, die Fehde noch auf dem unblutigen Wege zu

vermitteln. Aber was Verstand und Mäfsigung ihm eingegeben hatte, und mit siegender Beredsamkeit sein Mund aussprach, scheiterte an der Macht des Vorurtheils, und an dem ungelehrigen Ungestümme der Jugend, und so ward für das lächerliche Hirngespinnst, das uns als Ehre vorschwebte, das Leben, die Ruhe und die wahre Ehre zweyer Menschen gewagt. Nachdem die bey dem Duell gewöhnlichen Förmlichkeiten beobachtet waren, traten beyde Kämpfer, die Pistole in der Hand, auf die bezeichnete Stelle. Ich befand mich in einem Zustande von düsterer Unempfindlichkeit; es war weder Furcht, noch Unruhe, noch Hoffnung in meiner Seele; ich gab mich dem Zufalle hin, gleichgültig, wie er über mich walten mochte. Nauheim feuerte zuerst. Die Pistole versagte. Diesen Umstand benützte der einzige vernünftige Mann, der unter uns war, um noch einen Versöhnungsversuch zu machen. Aber ein wildes Geschrey unterbrach seine Worte. Der Graf drückte wieder ab, und der Schufs verfehlte mich. Nun war die Reihe an mir. Ich zielte fester und unglücklicher. Mein Gegner fiel. Wir eilten hinzu. Die Kugel

war unter den linken Rippen eingedrungen. Das Blut flofs strömend aus der Wunde. „Es ist Zeit, riefen meine Freunde, dafs du dich rettest.“ Ich schwang mich auf mein Pferd, und jagte von dannen.

Viertes Buch.

Das Erwachen.

Was bin ich denn, wenn es nicht möglich ist,
Der Menschheit Krone zu erringen,
Nach der sich alle Sinne dringen?

Goethe.

Die Stelle, auf welcher der Zweykampf statt gehabt hatte, war eine kleine Meile von der Residenz, in einer abgelegenen Gegend, an dem Saume eines Waldes, der über Berge und Wälder bis an die Gränze eines kleinen Reichslandes sich erstreckte, das von dem fürstlichen Gebiete umgeben war. In dieses Land, hatten meine Freunde, auf den Fall, dafs die Sache ein übles End nehme, mir gerathen, mich vor der Hand zurückzuziehen, und dann von dort aus meine Maafsregeln weiter zu nehmen. Ich schlug den Weg gegen den Wald ein. Die Furcht trieb mich in reifsender Schnelle fort. Ein Fufspfad in welchem die Strasse sich verlohr, führte

mich an einen Graben. Ich versuchte hinüber zu sprengen. Das Pferd stürzte. Ich ward über daſselbe hinausgeschleudert. Schnell erhub sich das erschreckte Thier, und ohne daſs ich es wieder erhaschen konnte, wandte es in vollem Rennen um. Vergebens eilte ich ihm eine Strecke nach. Bald entzog es sich meinen Blicken. Ich sah mich in der äuſsersten Verlegenheit. Der gröſste Theil meines Geldvorraths war in den Mantelsack gepackt, den das Pferd mit davon getragen hatte. Es stand voraus zu setzen, daſs es in die Stadt zurücklief, wodurch der dortigen Polizey die Leichtigkeit, mich wieder einzuholen, verrathen werden könnte. Ueberdieſs hatte ich durch den Sturz die Hüfte verletzt, wodurch mir das Gehen sehr erschwert wurde.

Indessen schleppte ich mich, von ängstlicher Unruhe getrieben, fort. Einigemal kam ich an den Saum des Waldes. Der Anblick von Menschen, und die in der Nähe vorüberziehende Heerstrasse trieb mich wieder in das Dikicht zurück. Ich irrte mehrere Stunden umher. Jede Bewegung erfüllte mich mit

neuem Schrecken; jedes Rauschen des Laubs schien mir die Stimme meiner Verfolger. Quälender Durst trieb mich in eine Schlucht, in der ich einen Bach rauschen hörte. Ich liefs mich am Wasser nieder. Der frische Trunk stärkte meine Kräfte; aber nicht um mir Muth zu geben, sondern um meine Verbrechen und mein Unglück mir zu vergegenwärtigen. Der Körper erlag unter der langen Anstrengung. Ein kurzer, unruhiger Schlummer konnte mich nicht erquicken. Ich erwachte unter dem gräfslichen Zurufe meines Gewissens: „Du bist ein Mörder, und vergebens entfliehst du der Rache, die dich verfolgt!“

Es fieng an Abend zu werden. Ich schlich, niedergebeugt von der Last meines Jammers, im Gehölze fort. Kaum trugen die wankenden Füfse den kraftlosen Körper; unablafsig wandelte mir zur Seite die Gestalt des sterbenden Grafen; Verzweiflung erfüllte das geängstigte Gemüth; grausam ward mein Innerstes gefoltert, bald durch die Vorstellung der begangenen That, bald durch die Erinnerung der Noth, in die sie mich stürzte.

Ich vermochte nicht einen Gedanken zu fas-
sen, wie der strafenden Gerechtigkeit zu ent-
rinnen sey. Ich schlug mich vor die Stirne,
ich schrie laut, dafs es im Walde ertönte;
ich erwog, ob es nicht das Befste wäre,
mich über die Felsen zu stürzen, an dessen
Rand mich der Weg hinführte; es drang mich
freywillig in die Residenz zurück zu kehren
und den Fürsten aufzufordern, dafs er sein
Amt an mir thue. Unter solcher Qual kam
ich bey einer Hütte an, vor welcher einige
Köhler ihr Abendbrod verzehrten.

Ich sey ein Verirrter, sagte ich den wa-
kern Männern, und ich würde ihnen sehr
dankbar seyn, wenn mich einer von ihnen in
das nächste Dorf führen möchte, aus dem
ich dann in der Nacht noch, etwa mit einem
Fuhrwerke, meine Reise weiter fortsetzen
könnte Sie erklärten mir ihre Bereitwillig-
keit, mit dem Zusatze, dafs das nächste Dorf
nur eine halbe Stunde entfernt sey, und dafs
ich von dort aus innerhalb zweyer Stunden
in das fremde Gebiet gelangen könnte, nach-
dem ich mich erkundigte. Nach kurzem Ver-
weilen brach ich mit dem jüngsten von ih-

nen auf. Es war eine schöne Nacht, und freundlich erhellte der Mond unsern Pfad; aber tiefe Finsternifs lag auf meiner Seele. Ach! dafs ich mit diesen guten Köhlern mich nicht in ihre Arbeit und in ihr hartes Brod theilen, dafs ich unter ihnen nicht eine Ruhestätte vor den Vorwürfen und Qualen finden konnte! Vor wenigen Stunden hatte ich, in meinem Uebermuthe nnd in meinem Glücke, so hoch herabgesehen, auf die Niedrigen im Volke; und nun — o wie selig pries ich den fröhlichen Jüngling, der, in seinen russigen Lumpen, mich begleitete! Solcher sichere und getroste Sinn konnte von nun an nicht mehr in meine Seele wieder kehren.

Es mochte beynahe Mitternacht seyn, als wir vor der Schenke des Dorfes ankamen. Der Köhler weckte die Leute aus dem Schlafe. Das Fuhrwerk wurde mir, nach einigen Bedenklichkeiten zugesagt. Während man dasselbe bereitete, begaben wir uns in das Zimmer. Ich liefs meinem Begleiter Speise und Wein reichen. Er wurde fröhlicher und fieng an zu singen. Seine Töne erregten das Gefühl meiner Noth noch stärker. Ich setz-

te mich in eine Ecke des Zimmers und verbarg meine Thränen.

Der Hausknecht meldete, dafs der Wagen angespannt sey. Ich gab meinem Köhler die Hand zum Abschiede, und gieng hinaus. In dem Augenblicke, in dem ich unter die Thüre tratt, rennte ein Kommando Husaren an, und wie aus einer Gewitterwolke donnerte es mir entgegen: halt! Ich stand wie versteinert. Unversehens erschien der Lieutenant Frohnberg vor mir. „Bist du es, Hollach! rief er bestürzt; — verdammtes Verhängnifs, dafs ich dich erholen mufste!“ —

Bist du gekommen, mich zu verfolgen?

„Hier den Verhaftsbefehl des Fürsten!“

So sey es denn!

Wir giengen in das Zimmer zurück, und einer der Husaren stellte sich mit gezogenem Säbel in die Thüre.

Frohnberg suchte, so gut er konnte, den Eindruck, den die Vollziehung seines Auftrages auf mich machen mochte, zu mil-

dern, besonders dadurch, dafs er seine Grundsätze über den Zweykampf, die vielleicht einem Militär verzeihlicher sind, als einem jeden andern, mit beredter Zuversicht wiederholte, und sie an dem vorliegenden Falle geltend machte. War es der Gehalt seines Gedankens und seines Wortes, oder das gelingende Streben vor so einem jungen Eisenfresser nicht inkonsequent und wankend zu erscheinen, — genug ich überwand die Bewegungen, die bisher mein Inneres erschüttert hatten, und bestand fest und muthig darauf, dafs ich mit Freuden alle Folgen einer That ertragen werde, die zur Rettung meiner Ehre unvermeidlich gewesen. „Nur das Vorurtheil, setzte Frohnberg hinzu, oder die Politik eines geistlichen Fürsten strafe und verfolge eine so schöne That; aber sie glänze herrlich in dem Andenken aller Männer von Ehre.“ Auch erzählte er mir mancherley davon, wie viel Lob und Preis meinem muthigem Entschlusse und seiner kräftigen Ausführung in der Hauptstadt geworden, und welche Verachtung dagegen auf Nauheim gefallen sey, der durch Leidenschaft, die man kaum dem Pöbel verzeihe, getrieben, so eine

weitaussehende Geschichte angefangen habe. Die Gläser erklangen aneinander, und ich suchte mich zu bereden, dafs der junge Held recht habe.

Er erzählte mir, was auf den Zweykampf erfolgt sey. Man habe den Verwundeten auf ein benachbartes Vorwerk gebracht, und Wundärzte aus der Stadt herbey geholt, wodurch die Sache schnell allgemein bekannt geworden. Der äufserst entrüstete Fürst habe sogleich Befehle gegeben, die Sekundanten zu arretiren, und auf die Zitadelle in Verwahrung zu bringen, mich aber auf allen Strassen zu verfolgen. Die Zurückkunft meines ledigen Pferdes habe meine Freunde sehr besorgt gemacht, und diese Besorgnisse seyen nun bestätigt. Man halte die Wunde des Grafen für tödtlich; doch sey in solchen Fällen der erste Lärmen immer übertrieben. Die Naumheimische Familie werde freylich Himmel und Erde bewegen, um ihren Vetter zu rächen, aber es sey zu hoffen, dafs die gute Sache im Urtheile des weisen Fürsten siegen werde. — Nach einigem Verweilen bestieg ich den Wagen, der mich über die Gränze bringen

sollte, um auf die Zitadelle zurück zu fahren. Frohnberg übergab mich daselbst dem Kommandanten. Ich wurde in ein wohlverwahrtes Zimmer geführt, und schweigend schlofs der Wärter der Gefangenen die knarrenden Thüre hinter mir zu.

* * *

So safs ich denn zwischen vier Wänden, und ungestört konnte ich über die Thorheiten und Verirrungen einer unwiederbringlichen Vergangenheit und über die Schmach und das Elend der durch sie verbreiteten Zukunft nachdenken.

Zwar war es bis itzt nur die eine That, durch welche mein Lebensgang so erschütternd unterbrochen ward, über die ich mich ängstete und grämte; auch war es nicht das Gefühl ihrer Gesetzwidrigkeit, was mich so tief beugte, sondern ihre zu befürchtenden Folgen für mein Glück, die ja bereits empfindlich genug über mich herein zu brechen begannen. Denn das ist die Art der Menschen, die von der ihnen bestimmten Würde in die Sklave-

rey der Sünde herab gesunken sind, dafs sie ihre Verbrechen nur bereuen, wegen der physischen Uebel, die sie sich durch dieselben zugezogen haben; aber oft mufs das physische Uebel dazu dienen, sie über die wahre Beschaffenheit des moralischen aufzuklären, und in ihnen den Abscheu gegen dasselbe zu erregen, der der Anfang aller Besserung ist. Auch ich machte mir die bittersten Vorwürfe, und fühlte die quälendste Reue darüber, dafs ich diesen Liebeshandel mit der Gräfinn angefangen, — dafs ich so enge und vertraute Verhältnifse mit ihr geknüpft, — dafs ich dadurch den Zorn des Grafen gereizt, — und dafs ich, nach geschehener Entdeckung, den erbitterten Ehemann nicht auf eine gute Art zu besänftigen gesucht habe. Aber durch diese Vorwürfe klagte ich nicht meine Moralität, sondern meine Unbesonnenheit an. Denn nicht darüber trauerte ich, dafs ich meine Pflicht vergessen, sondern darüber, dafs ich so leichtsinnig und vermessen mein Glück zerstört habe. Ich vergofs keine Thräne über die verlohrne Unschuld und das verletzte Gewissen, aber ich war in Verzweiflung, dafs ich nicht Ver-

stand und Vorsicht genug gehabt hatte, um die Anforderungen der Sinnlichkeit auf eine für mich unnachtheilige Weise zu befriedigen.

In der That hatte ich auch das Schlimmste zu besorgen. Ich war es gewifs, dafs der Graf in der erlittenen Verwundung werde gestorben seyn. Die unglückliche Kugel war auf einer Stelle in seinen Körper eingedrungen, wo sie nothwendig die edlern Bestandtheile desselben zerstören mufste. Alle Züge eines Sterbenden lagen auf seinem Gesichte, als ich von dem Kampfplatze floh. Die sämmtlichen Zeugen der That zitterten für sein Leben. Was Frohnberg gesagt hatte, bestätigte ohnehin alle meine Besorgnisse. Und starb der Verwundete, welch' ein schreckliches Gericht hatte ich von der Strenge des Fürsten und von der Rache der Naubeimischen Familie zu erwarten? — Oeffentliche Beschimpfung meines Namens, ewige Einkerkerung, vielleicht ein entehrender Tod schien mir bald mehr, bald weniger unvermeidlich. War auch noch eine Rettung möglich, entweder durch die Flucht, oder durch das Wunder der Begnadigung, so wandelte ich doch

als ein Gebrandmarkter unter den Menschen umher, und allenthalben wies man mit Fingern auf mich, den der Gerechtigkeit entgangenen Mörder bezeichnend. So schön und lachend hatte die Zukunft meines Lebens sich vor mir aufgethan, und nun erschien sie als ein scheufslicher Abgrund, erfüllt mit Finsternifs, Schande und Qual. Alle Plane, die mein strebender Ehrgeiz ersonnen hatte, waren vereitelt; alle Hoffnungen, in denen meine Genufsbegierde sich gefiel, waren untergegangen; umsonst war jede Art von Bildung, die ich mir erworben hatte; ich war eine kraftvoll und üppig erwachsene Pflanze, die durch den Anstofs eines zerstörenden Sturms plötzlich verdorrte.

Aber meine Schwermuth und mein Kummer nährten sich nicht blos von der Vorstellung meines eigenen Unglücks; noch schmerzhafter empfand mein Herz die Leiden, in die ich meine gute Mutter gestürzt hatte, und die Erinnerung an den Jammer, in dem sie aus ihrer bisherigen Täuschung von meinem Werthe und meinem Glücke erwachen mufste. Unaufhörlich stand ihr in tiefe Trauer gehüll-

tes Bild vor meiner Seele; alles, was sie mir je in zärtlicher Liebe zur Ermunterung und zur Warnung gesagt hatte, wurde mir, zu meiner tiefen Demüthigung, wieder neu; meine Phantasie malte mir in fürchterlicher Gestalt den Augenblick vor, in dem ihr die niederschlagende Kunde gebracht ward, dafs ich wegen eines Mords im Kerker mein Urtheil erwarte. Ach! ich wufste zu gut, dafs ich ihre Freude, ihre Hoffnung und ihr Stolz gewesen war, und dafs sie in mir alles verlohr, was ihr das zeitliche Leben noch schätzbar machen konnte. Und wenn sie es vielleicht ertrug, mich leidend und unglücklich zu wissen, so war doch das ihrem frommen Sinne unerträglich, dafs sie mich wegen eines begangenen Verbrechens so grausam büssen sah. — Nie war meine Liebe gegen sie so innig und so lebendig gewesen, als gerade itzt, wo sie durch meine Schuld unter einer so schweren Last niedersank, und nie hatte ich diefs klare Bewufstseyn von ihrer Liebe zu mir und von ihrer zärtlichen Sorge für mich, als in diesen trüben Tagen, wo mir mein Inneres so laut vorwarf, wie sehr ich ihrer unwürdig sey.

Das war ein Trost für mich, dafs mein theurer Vater durch den Tod dem Anblicke dieser meiner Entehrung und seiner vereitelten Hoffnungen entgangen war. Aber um deswillen liefs sein Geist nicht ab, strafend und peinigend mich zu umschweben, um mir die Schuld meines Undankes und meines Leichtsinns vorzuhalten. Seine hohe moralische Würde und sein ernster auf das Wahre und Rechte strebender Sinn verklärten sich in ihrer vollen Schönheit in meiner Seele, aber nicht um mich zu erheben, und zu stärken, sondern um das Gefühl meiner Unwürdigkeit und meines Falls immer mehr aufzuregen, und jedes starke, liebreiche und ermahnende Wort, das er in feyerlichen Stunden mir gesagt hatte, klang nun wieder in meinem Herzen. Bisher war der Name meines Vaters mein Triumph und mein Stolz, und die Erregung der befsten Entschliefsungen und des unerschütterlichsten Ausharrens in löblichen Entwürfen gewesen; jetzt ward ich durch die Erinnerug an ihn mit allem Schrecken eines bösen Gewissens erfüllt, und in der tiefsten Demüthigung quälte mich das Bewufstseyn, dafs mir das Schicksal einen solchen Vater umsonst gegeben hatte.

So ward ich von Angst, Kummer, Gewissensbissen und Selbstverachtung gepeinigt; wenn auch ab und zu ein Funken von Hoffnung und Trost in der Nacht meines Jammers aufglimmte, erlosch er immer wieder plötzlich bey dem Anblicke der trostlosen Wirklichkeit; auch mein Körper begann zu erliegen unter so schwerer Last; die grause Einsamkeit, zu der ich verdammt war, entzog mir jedes Mittel der Täuschung und der Betäubung; auch die Erquickung des Schlafs wurde mir nur auf einzelne Stunden, und ich mufste schrecklich für sie büssen, so oft ich wieder erwachte, für das alte Elend; vergeblich ersann ich Verbindungen von Umständen, durch welche die Schuld meines Falls von mir abgewälzt werden sollte, der Wahrheit blieb doch immer der Sieg. Ich sah nirgends mehr ein Heil für mich als im Tode, und ich brütete oft lange über den Gedanken, dafs es das Klügste und nicht unrühmlich für mich wäre, ihn mir selbst zu geben.

* * *

Zehn Tage hatte ich in der melancholischen Stille meines Kerkers geseufzt und ge-

jammert, als der Gefangenwärter mir ankündigte, dafs der Justitzrath von Eichenau mit einem Sekretär auf der Zitadelle angekommen sey, um mich zu verhören. Diese Ankündigung brachte einen Strahl des Lichts in meine trübe Seele, theils weil die beginnende Untersuchung doch einstweilen ein Schritt zur Entscheidung meines Schicksals war, theils weil ich den Kommissär als einen würdigen und rechtlichen Mann kannte, von dem ich weder Härte noch Chikane zu fürchten hatte, und auf dessen bekannten festen Sinn meine Feinde unmöglich einen Einfluss gewinnen konnten. Eichenau nahm mich auch, als ich zu ihm in das Zimmer trat, mit allen Merkmalen theilnehmender Achtung auf, bezeugte, wie unangenehm es ihm sey, dafs ihn der Fürst zu diesem Geschäfte berufen habe, versicherte, dafs nach seinen Grundsätzen auch der gröfste Verbrecher ein Recht auf billige und humane Behandlung habe, und bat mich in meinen Erklärungen streng bey der Wahrheit zu bleiben, zumal als diefs noch das einzige Mittel sey, den zürnenden Fürsten zu versöhnen, und den Gang des Prozesses zu verkürzen. Diese

Worte verfehlten, besonders bey meiner Gemüthsstimmung, ihre Wirkung nicht. Das Verhör dauerte einige Stunden ununterbrochen fort, und ich erzählte den ganzen Hergang der Sache mit der treuesten Wahrheit, wobey ich jedoch den Antheil, den meine Freunde daran hatten, so viel es möglich war, verschwieg. Der Kommissär, ein scharfsichtiger und in Untersuchungen geübter Geschäftsmann, verkannte diese Offenheit nicht, und erklärte mir, dafs er mit meinem Benehmen zufrieden sey.

Als die Thatsache, mit allen Umständen, ausgemittelt war, ward ich über die Motive meiner Handlung und über die Gründe befragt, die ich zu meiner Rechtfertigung anführen könnte. Ich berief mich auf die ehrenrührigen Aeusserungen, die sich Nauheim in öffentlicher Gesellschaft über mich erlaubt hatte, auf die Unmöglichkeit, sie schweigend zu ertragen, — auf Nauheims Weigerung, mir durch öffentlichen Widerruf die verlangte Genugthuung zu geben, — auf die Nothwendigkeit, welche die herrschende Sitte mir, als einem Kavallier, auflegte, diese

Genugthuung durch den Zweykampf zu nehmen, — und auf das Gefühl eines jeden Mannes von Ehre, der in den Fall sich denke, in den ich unglücklicher Weise gekommen war. Dieſs alles wurde zu Protokoll genommen, und endlich das Ganze mit meiner Unterschrift beschlossen. Hierauf begann der würdige Eichenau mit Ernst und Liebe: „Ich habe bisher, mein lieber Hollach! als Beauftragter der Regierung mit Ihnen gesprochen; lassen Sie mich nun auch als ihren Freund ein Wort sprechen. Was Sie zu Ihrer Vertheidigung angeführt haben, wird allerdings zur Milderung des Urtheils beytragen, das Sie erwarten; besonders da das Vorurtheil, auf das Sie sich berufen, mit einer Macht und Allgemeinheit herrscht, wie wenige Wahrheiten. Aber werden die angeführten Gründe Sie auch vor Ihrem Gewissen rechtfertigen? Und werden Sie im Ernst die Aufforderung des moralischen Gesetzes läugnen können, das da will, dafs wir gegen erlittene Beleidigungen nur auf dem Wege der Ordnung Hülfe suchen, und dafs wir lieber sie ertragen, als durch Rache sie vergelten sollen? Ich wünsche aber, dafs dieſs unglück-

liche Ereignifs dazu dienen möchte, ihre Aufmerksamkeit auf jenes Gesetz zu schärfen, und den festen Entschlufs, in Ihrem ganzen Leben ihm treu zu folgen, in Ihnen hervor zu bringen. Dafs itzt aller Augen auf Sie gerichtet sind, dafs alle die verstummen, die ehehin Ihre Lobredner waren, dafs so viele darauf sinnen, Sie gänzlich zu Grunde zu richten, dafs Sie ungewifs über Ihr Schicksal in diesem einsamen Gefängnisse trauern, dafs Ihre schönen Aussichten in die Zukunft ein düsterer Schleyer überzogen hat, dafs dieser quälende Gram, diese folternde Reue an Ihrem Herzen nagt, — das ist doch alles Folge des Leichtsinns, womit Sie die Stimme der Vernunft verachteten, und sich dem herrschenden Strome der Lust und der Uippigkeit überliefsen. Diefs alles sage ich nicht, um die Bürde zu vermehren, die itzt auf Ihrer Seele lastet, und noch viel weniger um Ihnen die Hoffnungen zu rauben, an die sich vielleicht Ihr zagendes Gemüth noch hält. Vielmehr will ich, dafs Sie Muth fassen, und mit männlichem Geiste das Unvermeidliche ertragen; aber Sie müssen zur Kenntnifs Ihres Unrechts und ihrer Schuld kommen,

wenn die Tugend des künftigen Lebens die Fehler des vergangenen versöhnen soll. Und ohne diese Kenntnifs und den aus ihr hervor gehenden Entschluss der Besserung gelangen Sie auch nie zu der Standhaftigkeit und zu der Seelenruhe, die ich Ihnen wünsche. Gott lafst die Menschen manchmal die Folgen ihrer Thorheit recht bitter empfinden, damit sie bereitwilliger werden, um zu der verlassenen und verhöhnten Weisheit umzukehren. Dieser Ruf Gottes ist an Sie ergangen, mein junger Freund! Möchten Sie ihm folgen!" —

Diese Worte ergriffen mein Herz mit großer Macht. Ich vermochte es kaum, die hervorbrechenden Thränen zurück zu halten. „Ich danke Ihnen, vortrefflicher Mann! sprach ich, für die edle Theilnahme, die Sie mir erwiesen. Seyen Sie sicher, dafs ich den Werth Ihrer Erinnerung nicht verkenne. Was Sie mir sagten, ist nur eine Wiederholung dessen, was mir unaufhörlich mein Herz vorhält. Gebe Gott einem jeden Unglücklichen einen solchen Freund, und jedem Verbrecher einen solchen Richter." — Ruhiger und hoffnungsvoller, als ich es bisher noch nicht ge

wesen war, gieng ich wieder in mein Gefängnifs zurück.

* * *

Unter allem lag mir nichts mehr am Herzen, als dafs ich Gewifsheit von der Rettung des Verwundeten erhalten möchte. Eichenau wich sorgfältig allen Erklärungen aus, die ich während des Verhörs über diesen Punkt zu veranlassen gesucht hatte. Nur das verhehlte man mir nicht, dafs der Graf noch lebe. Auch war alles, was Eichenau über die Lehren, welche mein Unglück mir für mein künftiges Leben gab, gesprochen hatte, unnütz und müfsig, wenn die überwiegende Wahrscheinlichkeit den Tod meines Gegners erwarten liefs. Aber konnte er nicht immer noch an den stärkern Folgen der Verwundung sterben? Konnte nicht Mitleiden und Gutherzigkeit die Sache in Eichenau's Urtheil besser darstellen, als sie in der That war? Konnte nicht der Zufall ein Uebel herbey führen, welches das, was ich veranlafst hatte, unheilbar machte? — Doch von allen diesen Besorgnissen sollte ich an diesem Ta-

ge befreyt werden. Meine Freunde hatten meine Abwesenheit aus dem Kerker, ins Einverständnifse mit meinem wahren Wärter, benützt, um mir das Tröstlichste zu verkünden, was sie für mich haben konnten. Es lag ein Blatt Pappier auf dem Tische. Ich bedeckte es mit meiner Mütze, bis die Thür geschlossen war. „Fasse Muth, Freund! — so lau„teten die Worte — der Graf ist aufser al„ler Gefahr. Man sah ihn heute wieder in „seinem Garten. Man hat den Lärmen ab„sichtlich vergröfsert. Es war nur ein leich„ter Streifschufs. Dein Urtheil wird milde „ausfallen. Die öffentliche Stimme spricht „laut und allgemein für dich.“

Ich fühlte mich in meinem Innersten entzückt. Nie hatte in meinem ganzen vorigen Leben ein solches Gefühl von Freude mich durchdrungen. Obwohl umfangen von den vier Wänden meines Kerkers war ich seliger, als es selten der Freyeste seyn kann. Alles, was mich drückte und vernichtete, schien mit einem male hinweggenommen, und froh und triumphirend erhub sich, im Bewufstseyn ihrer Rettung, die befreyte Kraft.

Mein Herz sehnte sich nach einem Wesen, dem ich solches Heil verdanken konnte. Ich fiel unwillkührlich auf meine Knie, ich faltete die Hände, und indem meine Freudenthränen reichlich flossen, sprach ich: „Ja du bist! Obwohl verkannt von mir, hast du aufs herrlichste dich an mir erwiesen. Verschmähe, Schöpfer! den Dank des Geschöpfs, — Vater! den Dank des irrenden Kindes nicht! Unsichtbar, aber weise und gütig waltest du in deiner Welt, und väterlich schützt deine mächtige Hand die Deinen."

Diese Ergiefsung meines Dankes vor dem in seinem undurchdringlichen Dunkel wirkenden Retter, und diefs freudige und laute Geständnifs seines Daseyns und seiner Hülfe, war nicht der Effekt einer plötzlich entstandenen theoretischen Ueberzeugung. Diese konnte ja auch nur durch die Ansicht der dem Verstande einleuchtenden Gründe bewerkstelligt werden! Aber sie war das Aufwallen eines heftig erregten Herzens, oder das Hervorbrechen einer lange verhaltenen Flamme. Denn das religiöse Gefühl, das der geistigen Natur des Menschen wesentlich ist, kann in

ihr wohl gehemmt, abgestumpft, oder unterdrücht werden; aber es ist unmöglich, dafs man es vernichte. Es gleicht einem verborgenen Schatz, der seinen Preis behält, wenn es gleich von keinem Auge wahrgenommen wird. Heftige, erschütternde Schläge eines Verhältnisses, oder grofse Wohlthaten von der Hand eines günstigen Schicksals dargeboten wirken nun mit Macht auf dieses unterdrückende Gefühl und bringen es durch ihren belebenden Anhauch zur Kraft und Bewegbarkeit. Im Unglücke tritt es hervor, um dem Menschen einen Tröster und Helfer, und im Glücke, um ihm den freundlichen Wohlthäter zu zeigen, dem er seine Freude verdankt. In mir wurde dieses Gefühl auf beyden Wegen erregt und gereizt; aber bey der tiefen Erschlaffung, in die es versunken war, bedurfte es auch einer kräftigen Belebung.

Um defswillen war es bey weitem noch nicht in seiner vollen Wirksamkeit; denn auch in der moralischen Welt reift, und vervollkommt sich alles, wie in der physischen, nicht durch den wunderbaren Akt einer plötz-

lichen Schöpfung, sondern auf dem Wege allmählicher Entwicklung, so wie nicht ohne Widerstand, Hemmung und Rückfälle. Das wurde mir immer klarer und gewisser, dafs der alte so spröde hinweggeworfene getreute Glaube, an einen über dieser Welt liegende Plane beabsichtenden und hiernach die menschlichen Dinge lenkenden Gott, nun eine herrliche Erquickung und ein mächtiges Stärkungsmittel des Muthes, so wie eine kräftige Erhebung zu bessern Vorsätzen für ein neues Leben für mich seyn müfste. Denn hieng der Gang meines Schicksals und die Lösung des itzt so fest geschürzten Knotens blos an den Angeblägen und Berechnungen der Menschen und an dem Zusammenflusse der Umstände, so blieb der Ausgang immer unsicher und gefährlich, es liefs der ganzen Tragödie sich keine Seite abgewinnen, die mir einen Trost, und noch viel weniger einen wahren Gewinn dargeboten hätte, und wenn ich als ein Opfer meiner Thorheit fiel, oder durch harte und rachsüchtige Menschen zu Grunde gerichtet wurde, so war das nichts weiter, als die Geschichte des Wurms, der von dem Wanderer auf dem

Wege zertreten wird, oder des Käfers, den muthwillige Knaben zu Tode martern. Wachte aber eine weise und gütige Vorsehung über meinem Leben, und hatte dasselbe einen höhern Zweck, als den, welchen die Sinnenwelt mir darbot, — so konnte jene mehr thun, als mein Auge ersah und mein Verstand ersann, und was im Sichtbaren in Thorheit und Unruhe gesät ward, konnte im Unsichtbaren als herrliche und labende Frucht aufgehen. Da erinnerte ich mich meines trefflichen Vaters, wie im Aeufsern ihn nichts erschüttern konnte, weil sein Inneres so felsenfest stand, und meiner frommen Mutter, wie bey aller Schwachheit des Weibes, sie eine unüberwindliche Heldinn im Leiden war, — und ich trauerte darüber, dafs ich ihre Kraft nicht in mir fühlte.

Auch der standhafteste Wille bringt diese Kraft nicht plötzlich zum wirksamen Leben. Gleichwie der Fall aus dem Stande der Unschuld in den der Sündhaftigkeit nur stufenweise, unter stetem Widerstreben des Geistes, erfolgt, so glimmt auch der Mensch, indem der böse Geist sich stets gegen ihn

auflehnt, nur allmählich von der Finsternifs und vom Verderben zum Licht und zum Heil empor; und noch mühsamer mufs nothwendig sein Streben seyn, wenn seine Abneigung von dem Guten nicht blos Verirrung des Willens, sondern Feindschaft gegen dasselbe ist, erklärt durch gottlose vor dem Erkenntnifs-Vermögen festgesetzte Grundsätze. In mir hatte der Weltsinn sich als System ausgebildet, und in theoretischen Ansichten sich begründet. Wenn auch das Herz seine Unhaltbarkeit und seine Trostlosigkeit fühlen, und von lebhafter Sehnsucht nach der Beruhigung, die er ihm ewig entzog, erfüllt seyn mochte, so stand immer sträubend der Verstand ihm gegenüber, der jenes Gefühl und diese Sehnsucht für Täuschung und Wahn erklärte; und die Eigenliebe wollte nicht zugeben, dafs der Glaube mit Zuversicht ergriff, was der freye Blick und die selbstständige Prüfung, als leeres Vorurtheil oder als eitle Dichtung der Phantasie erfunden hatten. Ich konnte es nicht abläugnen, dafs die religiöse Gesinnung die Menschen gut und selig mache; aber der Begriff, der diese Gesinnung voraussetzt, wollte sich nicht

verklären vor meinem Geiste. Doch zum Glücke für den Menschen geht alle Hoffnung, und was immer die Bedingung derselben ist, der religiöse Glaube, nicht aus dem Verstande, sondern aus dem Herzen hervor, und nicht die Erkenntnifs der Wahrheit führt uns zum Guten, sondern die Sehnsucht nach dem Guten entzündet das Licht, in welchem die Wahrheit erkennbar wird. Der Mensch wird ergriffen und durchdrungen von dem Gefühle seiner Verirrung und seines Elends, oder von dem Genusse des Heils, dafs ohne seine Würdigkeit ihm geworden ist. Er sieht sich mit Macht angetrieben, sich jenes Elends zu entschlagen, und die Beschämung zu überwinden, womit das Bewufstseyn seiner Unwürdigkeit ihn erfüllt. Die Güter der unsichtbaren Welt stellen sich ihm als wünschenswerth und beseligend dar, ohne dafs es wissenschaftlicher Beweise für ihre Realität bedürfte, und eine Stimme aus dieser Welt spricht so kräftig an sein Herz, dafs es ihm unmöglich ist, ihre Töne zu überhören, oder ihren Sinn nicht zu verstehen. Er findet keinen Trost und keine Ruhe, es wird nicht Friede in seinem Innern, und er em-

pfängt keine Kraft, um standhaft auszuüben, was als das Gute ihm vorschwebt, — so lange er nicht die übersinnliche Welt, und sein Leben und seine Bestimmung in ihr anerkannt hat. Er findet diese Welt nicht, wenn er mit leiblichem Auge sie suchen und schauen will; aber es dringt in sein Herz, auch ehne dafs er sie siehet, in sie einzugehen, und folgt er stille und willig diesem Drange, so langt er an ihr an, und ihre Seligkeiten schmeckend bedarf es für ihn keines Beweises dafür, dafs sie nicht erträumt sey.

Auch in meinem Herzen wurden diese Bewegungen rege; aber noch bannte die tiefgewurzelte Macht der Gewohnheit, der Eitelkeit und der physischen Ansicht des Lebens ihren Lauf. Ich begriff, dafs in dem Mechanismus der Natur und in dem guten Willen der Menschen, wenig Trost und Hoffnung für mich sey; aber ich begriff nicht, woher eine höhere Hülfe für mich kommen sollte. Es regte sich in meinem Herzen ein Sehnen nach dieser Hülfe und eine Lust sie zu hoffen und ihr zu vertrauen; aber mein Verstand sah in dem Dunkel dieser Empfin-

dungen keine Wahrheit. Mein Gewissen zeugte laut und nachdrücklich, dafs ich all' diefs Unglück durch die frühere Unachtsamkeit auf seine Stimme mir zugezogen habe; aber meine Erfahrung sagte mir, dafs es durch Besonnenheit und Klugheit wohl auch zu vermeiden gewesen seyn würde. Ich wurde oft tief gedemüthigt, durch die Erinnerung an diese oder jene That, oder auch an den ganzen Charakter meines vorigen Lebens; aber mein Stolz brachte mit grofser Geschäftigkeit Gründe zu meiner Entschuldigung und Rechtfertigung herbey. So lag ich in Zwietracht mit mir selbst, und im Streben nach Friede und Ruhe wurde der Kampf in meinem Innern immer heftiger. Aber diese Richtung der Seele auf das Höhere und diese ernste Stimmung des Gemüthes mufs vorausgehen, wenn der Weltsinn ersterben soll; auch wird dem Geiste erst dann der vollkommene Sieg, wenn das Fleisch an ihm seine ganze Macht erschöpft hat.

* * *

Die Entscheidung meiner Sache verzog sich, aus Gründen, die mir nicht bekannt ge-

worden sind, länger, als ich erwartet hatte. Diese anhaltende Ungewifsheit vermehrte mit jedem Tage meinen Mifsmuth und meinen Gram. Trübsinnig brütete ich, in der stillen Einsamkeit meines Kerkers, über die möglichen Enthüllungen meines Schicksals. Oft besorgte ich das Schrecklichste; oft erträumte meine Phantasie bessere Hoffnungen; immer aber war ich beängstigt, unzufrieden mit mir selbst, und wankend in meinen Vorsätzen; und obwohl die Schuld, die ich durch mein bisheriges Leben, in Beziehung auf einen höhern Richter, mir aufgeladen hatte, noch nicht deutlich von mir anerkannt ward, so hörte mein Gewissen doch nicht auf, mich zu beschämen und zu quälen. Es war nicht nur der Anblick meines Unglücks, was mich niederschlug und demüthigte; dieselbe Wirkung that in mir, oft mit noch gröfserer Stärke, das Gefühl meiner Unwürdigkeit und meiner Schande.

In einer grämlichen Stunde des Abends öffnete sich die Kerkerthüre, und an der Seite eines Polizeykommissärs trat der Beamte von Hollach herein. „Himmel, ist es mög-

lich?“ rief ich aus, indem ich den Unerwarteten um den Hals fiel. Ein sonderbares Gemisch von Freude und Schrecken, von Furcht und Hoffnung, von Zuversicht und Beschämung erfüllte mein Herz. Er erzählte mir, nachdem ich mich von dem ersten Erstaunen erholt hatte, dafs einer meiner Freunde Feldheimen von meinem Unglücke benachrichtiget habe, und dafs er abgeordnet sey, um für mich zu sprechen und zu handeln, und besonders die leidende Mutter, durch genaue Erforschung der Sache und meines Zustandes, zu beruhigen. Zugleich überreichte er mir einen Brief von der letztern, mit der Bemerkung, dafs Feldheim selbst gekommen seyn würde, wenn ihm nicht eine bedenkliche Unpäfslichkeit das Reisen unmöglich gemacht hätte. „So bin ich doch nicht verlassen, sprach ich, und noch habe ich das Herz meiner guten Mutter!“ „Das haben Sie, entgegnete der Beamte, und vielleicht schlägt es am wärmsten für Sie, seitdem die edle Mutter Sie unglücklich weifs.“ Ich vermochte nicht mich der Thränen zu erwehren. Ich war in diesem Augenblicke unaussprechlich gerührt und getröstet.

Die Gegenwart des Polizey - Kommissärs gestattete uns keine offene Mittheilung über das Detail meines Prozesses. Auch vermehrte es meine Besorgnisse aufs Neue, als der Beamte mir sagte, wie viel Mühe es ihm gekostet habe, Zutritt zu mir zu gewinnen, wie er durchaus nicht habe erlangen können, mich unter vier Augen sprechen zu dürfen, und wie auch dieser Besuch nur auf den kurzen Zeitraum einer Stunde beschränkt sey. Doch beruhigte mich der Polizey-Kommissär, der ein theilnehmender Mann war, hierüber, durch die Hinweisung auf den bekannten Charakter des Fürsten, der nicht gewohnt sey, ohne Noth von gesetzlich bestimmten Formen abzuweichen; und der schon durch die Gestattung dieses Besuches einen Beweis von Milde gegeben habe, indem Gefangenen von meiner Klasse nie erlaubt werde, vor der Publication des richterlichen Erkenntnisses ihre Freunde zu sprechen. Er bemerkte weiter, dafs die Sache einen für mich erträglichen Ausgang nehmen werde; der Graf sey wieder vollkommen hergestellt, und er und seine Verwandten bereuen es nun selbst, dafs sie von dieser Geschichte so

viel Aufhebens gemacht; er könne mir überdiefs die Versicherung geben, dafs innerhalb weniger Tage mein Schicksal werde entschieden werden. Diefs, bemerkte der Beamte, werde er noch erwarten, um den Meinigen die gänzliche Entwiklung dieses Handels mittheilen zu können Nach geschehener Eröffnung der Sentenz hoffen wir uns allein und ungestört sprechen zu können.

Die Stunde schlug, und der Polizey-Kommissär erinnerte an den Abschied. Ich hatte während des Gespräches einige flüchtige Blicke in den mütterlichen Brief geworfen. Ich bemerkte bald, dafs sein Inhalt mich zu heftig ergriff, als dafs ich nicht erst die Entfernung dieser Zeugen hätte erwarten sollen. Nun versuchte ich es, ihn ununterbrochen und mit Aufmerksamkeit zu lesen; aber ich vermochte es nicht. Wie hätt' ich den Ausdruck der Leiden, die um meinet willen das mütterliche Herz empfand, ertragen können. „Du warst meine Hoffnung, „und du solltest der Trost meines Alters „seyn; aber du bist mir nun zur Plage und „zum Kummer geworden. Angstvoll durch-

„wache ich die Nächte; mit Thränen begrüs-
„se ich den kommenden Tag. — Wenn ich
„auch gleichgültig seyn könnte, über den
„Ausgang dieser Geschichte, so müfste ich
„doch verzweifeln, bey dem Anblicke der
„rohen Unvorsichtigkeit, die dich in dieselbe
„gezogen hat, und bey dem schrecklichen
„Bewufstseyn, dafs alle unsere Sorgen und
„unser treuer Fleifs für deine moralische
„Bildung umsonst waren, dafs du gänzlich
„ausgeartet und mifsrathen bist. — Ja, das
„Unglück ist zu ertragen, aber unter dem
„Gefühle deiner Herabwürdigung und deines
„Verderbens erliegt mein trostloses Herz!
— — Wie durchdrangen die Vorwürfe
mein Innerstes: „Ich habe seit deiner Zurück-
„kunft von der Universität wahrgenommen,
„dafs eine grofse Veränderung mit dir vor-
„gegangen war; aber ich täuschte mich
„selbst, und wollt' es mir nicht gestehen,
„wie tief du gefallen seyst. Um deswillen
„hörte ich nicht auf, um deinet willen stets
„ängstlich und besorgt zu seyn; doch ich
„konnte nicht glauben, was ich in deinem
„Benehmen und in deinen Aeufserungen täg-
„lich schaute. Wir haben dich hinausge-

„schickt, um dich weiser und edler wieder „kommen zu sehen; aber ach! es kam ein „verächtlicher Zögling des Weltgeistes zu „uns zurück, voll Leichtsinn, Uebermuth „und Rohheit, der, in das Gemeine versun„ken, alles Adels und aller Würde verlustig „geworden war. Wie mein Sohn! konntest „du auf solche Weise, das Wort deines ster„benden Vaters, wie sein schönes Beyspiel, „wie die Achtung vergessen, die du seinem „theueren Namen schuldig warest? Von mir „will ich nicht reden. Aber du hast meine „Ermahnungen vernommen, du hast meine „Thränen gesehen, und du kanntest meine „Hoffnungen. Auch diefs alles ward von dir „schnöde verhöhnt, um des elenden Genus„ses willen, dessen Folgen du nun empfin„dest.“ — Und diese Vorwürfe trafen mich noch tiefer, da sie aus einem mit zärtlicher unermüdbarer Liebe erfülltem Herzen her-vor kamen. — „Du hast mich sehr betrübt. „und mein Leben voll Jammers gemacht. „Aber doch kann ich dich nicht aufgeben. „Du bist und bleibst mein Sohn, — der „hoffnungsvolle, den ich einst unter meinem „Herzen trug, — der Liebling des edeln

„Mannes, dessen Züge dein Angesicht trägt.
„Gottlob! dafs dieser Mann den Abfall der
„schönen Blüthe nicht erlebte, und dafs er
„in diesen Zügen nicht mehr den lügenhaf-
„ten Schein seines herrlichen Charakters sah.
„— Doch sehe ich immer noch ihn in dir,
„und mein mütterliches Herz kann sich dir
„nicht entziehen. Ich fühle mit dir deine
„Reue, deine Beschämung, deine Selbstver-
„dammung und deinen Gram über die zer-
„störten schönen Aussichten deines Lebens.
„Tag und Nacht bin ich bey dir in deinem
„Kerker, und ich kann mich nicht mehr der
„Gaben freuen, die mir Gottes Güte sonst
„so reichlich geschenkt hat, so lange du
„nicht wieder frey und glücklich bist.“ —
Endlich sprach sie am Schlusse des Briefes:
„Ich will meine Klagen und meine Sorgen
„mafsigen. Ich hoffe, dafs eine Zeit kommen
„dürfte, in der ich Gott dafür preisen wer-
„de, dafs er diese Heimsuchung — die em-
„pfindlichste meines Lebens — über mich
„zugelassen hat. Gewifs liefs er dich so
„tief fallen, dafs du die ganze Gröfse deines
„Verderbens erkennen, und mit desto mehr
„Mühe an deiner Rettung arbeiten möchtest.

„Ueberhöre diesen Ruf Gottes nicht; lasse „die Eindrücke, die er gewifs auf dein Herz „gemacht hat, in befsern Tagen nicht erlö- „schen; und fafse Muth zum Emporsteigen „aus dem Abgrunde, in den du versunken „bist, und zum rüstigen Anfange eines neu- „en Lebens. Ach! möchte diese Hoffnung „mich nicht täuschen! dann mein Sohn! wä- „re ich vollkommen getröstet, alles Leid, „was du mir angethan hast, würde auf ewig „vergessen seyn, mit neuer Liebe würde ich „bey deiner Wiederkunft dich an mein ver- „söhntes und erfreutes Herz drücken, und „nicht mehr zürnend, sondern segnend wür- „de der Geist des frommen Vaters in der „Zukunft deines Lebens dich umschweben."

Jedes dieser Worte, brannte, wie Feuer, auf meinem Herzen. Ich fühlte, wie sicher und treffend alles war, was die kummervolle Mutter über meine Verirrungen und über mein inneres Verderbnifs gesagt hatte. Hier stand das Bild meiner ehemaligen Unschuld und meines reinen seligen Bewufstseyns vor mir, und ihm gegenüber das Scheusal meiner Verwilderung. Eine so innige, zärtliche

Liebe hatte ich getäuscht, so schöne und gerechte Hoffnungen vereitelt, und eine solche Fülle von Wohlthaten verhöhnt und mit Verachtung von mir gestossen In ihrer ganzen Schönheit und Herrlichkeit erschien mir die Tugend des trefflichen Weibes; und dieser Tugend hatte meine frevelnde Hand ihren liebsten Preis entrifsen. Und die Erinnerung an den vollendeten Vater drückte mich vollends ganz darnieder. Fürchterlich ertönte in mir die Stimme des Gewissens: Du bist nicht werth, dafs du sein Sohn heifsest! — So quälte mich die Empfindung meiner Unwürdigkeit und meines Undankes. Die Hoffnungen, deren meine Mutter, in Beziehung auf meine Besserung sich tröstete, schienen mir unmöglich. Ich fühlte keine Kraft mehr in mir, um von einem so tiefen Falle mich wieder zu erheben.

Mein Trübsinn nahm immer mehr überhand. Besonders brachte ich die Nächte unruhig und angstvoll hin. Unaufhörlich umschwebte mich, in drohender Gestalt, das Bild meines Vaters, und quälte mich, durch die stete Wiederholung der ermunternden

Worte, die er mir in feyerlichen Stunden gesagt hatte. Ich suchte mich von diesen trüben Gegenständen abzuziehen, und meine Phantasie auf andere zu richten. Es war vergeblich. Ich flehte, die Hände ringend, zum Himmel empor; das Gebet gab mir keine Kraft. Ich versuchte, Vorsätze und Entwürfe für ein besseres Leben zu fassen; eine geheime Stimme rief mir zu, dafs ich nicht vermögend sey, sie auszuführen. Ich litt die Qualen des Elenden, der sich selbst zur Verachtung geworden ist, und alle Hoffnung aufgegeben hat, die verlohrne Würde je wieder zu erwerben.

Ich hatte einige Tage in dieser peinlichen Gemüths - Stimmung zugebracht, als der Wärter, mit heiterem Gesichte mir meldete, ich möchte ihm sogleich nachfolgen, indem der Justitzrath von Eichenau angekommen sey, um mir mein Urtheil zu publiziren. Voll Unruhe kleidete ich mich an, und mit pochendem Herzen erschien ich vor dem wichtigen Manne, der nun den Vorhang vor der trüben Zukunft meines Lebens lüften sollte. Er empfieng mich in einer fey-

erlichen Haltung, die mir wenig erfreuliches zu verkündigen schien. Doch liefs er mich nicht lange in Ungewifsheit. Er erklärte mir in wenigen Worten seinen Auftrag, und dann las er mir die von dem Fürsten unterzeichnete Sentenz vor, vermöge deren ich, wegen vorliegender mildernden Umstände, mit der gesetzlichen Strafe des Zweykampfes verschont, dagegen aber zu einjähriger Festungs-Gefangenschaft, die ich zu Hohenstein zu erstehen hätte, kondemnirt, und, jedoch unnachtheilig meiner Ehre, aus den fürstlichen Diensten entlassen werden sollte. — Den Arrest, setzte der Justizrath nach geschehener Vorlesung des Dekrets hinzu, haben Sie so zu verstehen, dafs Ihnen Freyheit gelassen ist, innerhalb der Festung zu jeder Zeit unbewacht umher zu gehen; Morgen mit Anbruche des Tages werden sie dahin abgeführt werden; Ihre bisherige Einsperrung hört in diesem Augenblicke auf; wegen der Unkosten, die durch Ihre Verhaftung und Ihren Prozefs verursacht worden sind, welche von Ihnen und dem Grafen v. Nauheim zu gleichen Theilen getragen werden, werde ich das Weitere an Sie gelangen lassen. Indes-

sen glaube ich von Ihnen hoffen zu dürfen, dafs Sie die milde Gesinnung des Fürsten nicht verkennen werden, die sich in der Entscheidung dieser Sache bewährt hat.

Ich erwiederte, im Gefühle und im Tone der tiefsten Rührung: „Ich habe das „Glück gehabt, einige Jahre ein Zeuge des „weisen und edeln Lebens des Fürsten zu „seyn. Ich war es immer gewifs, dafs er „auch gegen mich seinen Charakter nicht „verläugnen werde. Er hat durch dieses scho„nende Urtheil meine Erwartungen übertrof„fen, und ich werde nicht aufhören, seine „Huld dankbar zu anerkennen. Nur das eine „schmerzt mich tief, dafs ich ihn nicht mehr „meinen Fürsten soll nennen dürfen; doch „das Recht wird mir niemand entreifsen kön„nen, in ihm meinen Wohlthäter zu verehren. Haben Sie die Güte, würdiger Mann! „Ihrem würdigen Herrn diese meine Gesin„nungen zu erkennen zu geben. Auch Sie „haben Ansprüche auf meinen Dank. Genies„sen Sie des Lohnes, den Ihnen Ihr Bewufst„seyn über Ihr rechtschaffenes und edelmü„thiges Betragen gegen mich darreicht."

Eichenau schien durch diese Aeufserungen und durch die Stimmung des Gemüthes, aus dem sie hervor kamen, sehr gerührt. „Sie stehen, fuhr er fort, lieber Hollach, nun nicht mehr als ein Verbrecher mir gegenüber; erkennen Sie nun auch in mir den wohlmeinenden Freund, und vernehmen Sie mit Gelehrigkeit das herzliche Wort, dafs er Ihnen zu sagen hat. Durch das Unglück müssen die Thoren weiser werden; aber oft ist das Unglück so grofs und so zerstörend, dafs auch der Weg zur Weisheit in ihm verschüttet wird. In diesen Fall hätten Sie leicht kommen können; wäre der Graf an den Folgen seiner Verwundung gestorben, dann hätte selbst die Gnade des Fürsten Sie nicht vor dem fürchterlichsten Schicksale verwahren können. Nun aber hat das Auge der Vorsehung über Ihnen und ihn gewacht; und es hängt von Ihnen ab, dafs dieſs Ereignifs, das Sie zu Grunde richten konnte, der höchste Segen für Sie werde. Die Natur hat Sie mit vorzüglichen Talenten ausgestattet; Sie haben sich schöne Kenntnisse und eine ausgezeichnete Tüchtigkeit in der Behandlung öffentlicher Ge-

schäfte erworben; auch war das Glück in der Austheilung zeitlicher Güter freygebiger gegen Sie, als gegen tausend andere. Alle diese Begünstigungen des Schicksals sind für Sie eine dringende Aufforderung zu nützlicher Wirksamkeit und zu würdiger Anwendung solcher ungewöhnlichen Vortheile und Kräfte. Diese Aufforderung schienen Sie verachtet zu haben; wie denn Jünglinge von lebhafter Natur und regsamen Gemüthe, oft die reiche Ausstattung verschwenden im Dienste der Eitelkeit, und oft den Genufs in schnöder Sinnenlust suchen, der in edlerer und befriedigender Art doch einzig im Anblicke der Früchte einer moralisch geordneten Thätigkeit zu finden ist. Sie haben gesehen, wohin man durch Unbesonnenheit, und Leidenschaft geräth, und Sie sind es gewifslich inne geworden, dafs einem Herzen, dem Religion und Tugend gleichgültig sind, im Unglück kein Strahl des Trostes und der Erhebung aufgeht. Sie waren kein Lasterhafter, in dem Sinne, in welchem die Welt das Wort zu nehmen pflegt; vor einem so tiefem Falle haben Sie die Angewöhnungen einer guten Erziehung und das fortlaufende

Gefühl des Anständigen und Schicklichen bewahrt. Aber es kann Ihnen nun nicht mehr zweifelhaft seyn, dafs Sie demungeachtet eines grofsen Verbrechens fähig waren, und dafs durch ihre Art zu handeln, alles, was dem Menschen heilig und beseligend ist, in die äufserste Gefahr gerieth, deren wirklichen Ausbruch nur ein höchst unwahrscheinlicher glücklicher Zufall verhinderte. Daraus wird es ersichtlich, dafs es für die Würde des Menschen, so wie für seine Seelenruhe, keine Sicherheit gebe, als nur in dem festen und mit unwandelbarer Treue ausgeführten Entschlusse, das Gebot der Pflicht zum Grundsatze und zur Norm seines Wollens und Handelns zu machen und seinen Lebenszweck in die stete Veredlung seiner moralischen Kraft zu setzen, welcher Entschlufs aber nur dem religiösen Gemüthe gelingen kann, das unzugänglich für die Reize des Sinnlichen und Zeitlichen, alles was es hofft und ersehnt, im Uebersinnlichen und Ewigen findet. Diese Gesinnung, lieber Hollach! suchen Sie in sich herzustellen, und sie werde die aus Ihrem Unglücke aufgehende Blüthe. Sie werden nun eine ge-

raume Zeit, abgeschieden von den Störungen und Verführungen, welche die Geschäfte und die Zerstreuungen des Weltlebens dem guten Herzen darbieten, in voller Musse zubringen. Sie werden da ganz sich selbst leben können. Betrachten Sie diese Abgeschiedenheit nicht als eine Strafe, die ein willkührlich verfahrender Tyrann, aus Rache Ihnen zuerkannt hat; sie ist eine Vesanstaltung zu Ihrem Besten, und es hängt von Ihnen ab, dafs Sie eine segensreiche Wohlthat für Sie werde. Sie sey ein Stillstandspunkt für Ihr Leben, auf dem Sie aufmerksam zurück schauen in die Vergangenheit und forschend hinblicken in die Zukunft, um die Lehren aufzufassen und sich anzueignen, welche Ihnen jene für diese giebt. Die Festung werde für Sie die Schule der wahren Philosophie, die auf den Erwerb nicht der todten Wissenschaft, sondern der lebendigen Weisheit strebt, — die dem Menschen zur Selbstständigkeit, Eintracht, zum festen und vernünftigen Wollen und zur Seeligkeit verhilft, — und die er erlangt, nicht durch einseitige Anstrengung des Denkvermögens, sondern durch harmonische Entwiklung und Bildung

seiner höhern Natur. Seyen Sie es gewifs, dafs dieser erschütternde Schlag in Ihrem Lebensgange im Rathe Gottes einen grofsen für Sie höchst wohlthätigen Zweck beziehl. Aber es liegt einzig an Ihnen, an Ihrem freyen Entschlusse und an Ihrem moralischen Willen, dafs dieser Zweck erreicht werde: und keine Erfahrung des Lebens, sey sie auch die bitterste, darf uns reuen, wenn sie uns zu jener Weisheit führt, welche das Höchste ist, was uns das Leben gewähren kann, und ohne die überhaupt das Leben gar keinen Werth hat."

Tief gerührt fiel ich dem edeln Eichenau um den Hals, und schwur ihm, nie seine väterliche Ermahnung, und nie den Dank zu vergessen, zu dem er mich verpflichtet hatte.

Als ich auf mein Zimmer zurückkam, wartete der Beamte vom Gute schon meiner, und erfreute mich mit der Zusage, dafs er mich bis Hohenstein begleiten werde, wozu er die Erlaubnifs von dem Fürsten ausgewirkt hatte. Ich erhielt Nachmittags mehre-

re Besuche von meinen Freunden und v
den Meisten meiner bisherigen Kollege
Dem Fürsten bezeugte ich in einem Schr
ben meinen Dank für alle Beweise von G
de, die er mir gegeben hatte. Der Beam
besorgte die erforderlichen Zubereitung
für meinen künftigen Aufenthalt. Am folge
den Morgen reiste ich ab. Eine Stunde sp
ter kam N a u h e i m auf der Zitadelle an.
war zum sechsmonatlichen Festungsarre
verdammt worden.

Fünftes Buch.

Die Wiedergeburt.

Nichts war um mich, als Gott und die Natur,
Da schauderte durchs Herz, die Kraft sich aufzuringen,
Sich los zu retten von den Dingen,
Und freyer sah der Geist ins Ewige hinaus,
Und Leben, Lebenswonn' und Licht und Wahrheit giengen
Vom hohen Unsichtbaren aus.

Tasso.

Die Burg Hohenstein liegt an der Gränze des Fürstenthums, in einer rauhen, wilden Gegend, recht dazu erlesen, um diejenigen zu verwahren, welche ihr Leben abgesondert von der Welt zubringen sollen. Aus einem tiefen, engen und waldigten Thale steigt, an dem Ufer eines durch die Schlucht sich dringenden Flusses eine hohe Felsenwand empor, die durch eine schmale Zunge mit dem Gebirge zusammen hängt. Auf ihrer eine grosse Fläche darbietenden Platte hat irgend ein mächtiger Dynast des Mittelalters seine Thürme aufgeführt. Noch stehen sie in ihrer alterthümlichen Stärke und Pracht.

Das Innere enthält ein Schlofsgebäude, das gleichfalls durch seine rauhe und kühne Form seinen Ursprung in der fernen Vorzeit andeutet. Ihm sind die Wohnungen für die Besatzung und die Verwahrungsörter für die Gefangenen angefügt. Eine offene Gallerie führt auf der das Ganze umgebenden Mauer umher, von der die Aussicht in die benachbarte von höhern Bergen eingeschlossene, trübselige u. stille Einöde geöffnet ist. Den Unglücklichen, die hier für ihre Sünden und Thorheiten büssen, winkt auch nicht die mindeste Hoffnung, durch irgend ein Unternehmen der Kühnheit zu entkommen. Denn es ist unmöglich von dieser Höhe an der senkrechten Felsenwand in das grause Thal hinunter zu glimmen; und der Weg, der auf die Ebene des Gebirges hinausführt, ist durch drey Thore und eben so viele Zugbrücken verschlossen.

Ich hatte in trüber Stimmung die Zitadelle der Residenz verlassen, und weder die durch Entscheidung meines Schicksals erfolgte Beseitigung so vieler frühern Besorgnisse, noch die Glückswünsche und Aufmunterungen meiner Freunde, noch die Zerstreuungen der

Reise hatten mein Gemüth erheitert. Noch immer klang der Ton nach, den der strafende Brief der Mutter, die Erscheinung des väterlichen Schattens und Eichenau's ernste Ermahnung in ihm angeschlagen hatte. Der Anblick der Zimmer von Hohenstein konnte nichts zur Milderung dieser Stimmung beytragen. Auch der freundliche Empfang des wackern Kommandanten gewährte mir keinen Trost. Es war nicht Bangigkeit vor dieser Verbannung und Gram über die Entbehrungen, die sie mir abzwang, was mich drückte und bekümmerte; es war die Qual eines sein Verderben fühlenden Herzens.

Es wurde mir ein geräumiges und bequemes Zimmer in dem Schlosse angewiesen; aber die dicken Mauern, die eisernen Kreuze vor den Fenstern und die dürftigen Geräthschaften gaben ihm ein düsteres Ansehen, und kündigten es als die Wohnung eines Gefangenen an. Der Beamte half mir meine Sachen in Ordnung bringen. Eine kleine Bibliothek, in der Eile für mein Festungsleben zusammen gelesen, wurde aufgestellt. Ein dienstfertiger Invalide von der Besatzung sorg-

se für die übrigen täglichen Bedürfnisse. Die Kost ward mir von dem Kommandanten angeboten. Das kleine Hauswesen wurde so gut und bequem eingerichtet, als es unter diesen Umständen möglich war. Auch giengen, in meiner damaligen Gemüthslage meine Ansprüche nicht weit.

Der Beamte befand sich in der Nothwendigkeit am folgenden Tage abzureisen. Ich schrieb einen langen Brief an meine Mutter. Die Kunst, oder das Streben, mich vor ihr zu entschuldigen, hatte an demselben keinen Antheil; er war der reine Erguss meiner Empfindung. Quälende Unzufriedenheit mit mir selbst, Scham und Reue über ein unwürdig angewendetes Leben, und muthloser Hinblick in die Zukunft hatten den Ton und die Farben desselben angegeben; und wenn ich auch das edle Weib mit innigster Rührung um Verzeihung bat, wegen meines Undankes und meiner kalten Gleichgültigkeit gegen ihre Ermahnungen und Hoffnungen, so gelang mir doch die feste und getroste Zusicherung eines weisern und vorsichtigern Lebens nicht. Ich hatte in meinem Trübsinn den Glauben

an mein höheres Selbst aufgegeben. Was der Beamte zu meiner Ermunterung sprach, haftete nicht an meiner Seele. Eine stumme Umarmung sagte ihm mein Lebewohl. Auch folgte ihm mein Blick nicht nach, als er durch das Thor der Festung hinausfuhr.

Gewiſs war diese tiefe Düsterheit des Geistes und diese Erschlaffung seiner Kraft nicht blos von den Leiden und Sorgen veranlafst, die mir seit dem unglücklichen Zweykampfe mein Leben so sehr verbittert hatten; sie waren Erscheinungen eines körperlichen krankhaften Zustandes, den die langwierige Einkerkerung auf der Zitadelle und die mit derselben verbundene Demüthigungen und Beängstigungen verursacht hatten. Vorhin hatte ich mein Leben in stetem zerstreuenden Wechsel, in unaufhörlicher Beweglichkeit und unter den heitersten Aussichten in die Zukunft hingebracht; nun aber war ich einige Monate lang in die vier Wände eines traurigen Kerkers eingezwängt, ich duldete alle Qualen einer trostlosen Einsamkeit, und schwül und finster hieng der drohende Himmel über mir. Das vermochte eine höchst

reizbare, jugendliche Organisation nicht zu ertragen. Mühsam schlich das verdichte Geblüt durch die Adern; die Glieder waren müde und träg; der Schlaf war unruhig und unterbrochen; alle körperlichen Operationen schienen gehemmt und gestört; und bey diesem Zustande der Maschine war es unmöglich, dafs der Geist in Kraft und Heiterkeit lebte, der durch sie seine Eindrücke empfieng.

Der Aufenthalt in Hohenstein war nicht dazu geeignet, eine solche körperliche Zerrüttung zu heilen. Um sich anhaltende Bewegung zu machen, fehlte es an Raum; und das Umhergehen auf der Gallerie der Burgmauer ermüdete zu bald durch seine Einförmigkeit, so wie die Aussicht in die stille, graue Wüste einem leidenden Gemüthe den Dienst nicht leistete, den eine freundlichere Umgebung ihm gewährt haben würde. In dem Innern der Festung sah man selten ein heiteres Gesicht, dagegen desto mehr Unglückliche, aller Freuden und aller Hoffnungen beraubt, die dem menschlichen Daseyn noch einen Werth geben können, und sie

bewacht von einem Haufen trauriger Invaliden, denen der Staat für ihre lange Treue neben ihren Lumpen kaum das tägliche Brod reichte. Dabey fehlte es nicht an häufigen Proben empörender Grausamkeit gegen das Unglück, und wilder Rohheit und Lasterhaftigkeit im tiefsten Elende. Auch waren die Verbrecher, die ihr Verhängnifs hier zusammen geführt hatte, nicht alle aus der Klasse des Pöbels, die vielleicht Sklaverey und Entbehrung leichter erträgt, als der Stand der Vornehmen. Es fanden sich auch Leute aus dieser letztern Klasse, Adeliche, die durch jugendlichen Leichtsinn das väterliche Erbe verprafst, Glücksritter, die durch kunstvollen Trug die Gesellschaft gefährdet, Gewerbsleute, die grofse Bankerute gespielt, Beamte, die herrschaftliche Gelder veruntreuet hatten, — und gerade diese wandelten in der jämmerlichsten Gestalt umher, lebendige Bilder des äufsersten Elends, nicht so oft verschuldet durch moralische Schlechtigkeit, als durch Mangel an Ueberlegung und an Verstand. Einige von diesen Unglücklichen waren meine Gesellschafter an der Tafel des Kommandanten. Während diese unaufhörlich über ihr Schicksal trauerten, oder

seine Ungerechtigkeit laut anklagten, überliefsen andere sich dem rohen Leichtsinn, den keine Erfahrung zum Ernst bringt. Dadurch verlohren unsre Tischgespräche jeden Zug von Heiterkeit, der ein für das Edlere empfängliches Herz aufregen könnte; und das Interesse, welches sie dem Verstande gewährten, war nicht so grofs, um ein Ersatz für jenen Verlust zu seyn. Ich sah, dafs ich, um in diesem trübseligen Aufenthalte nicht gänzlich zu erliegen, die Mittel in mir suchen, und die Probe machen müfste, ob ich unabhängig von dieser leidigen Aufsenwelt, mir nicht selbst genügen könnte?

Aber für niemanden war diese Probe schwerer: denn um sie zu versuchen und fortzusetzen, mufs man Muth und Vertrauen zu sich selbst haben, und die Kraft in sich fühlen, anderer zu entbehren. Dieis alles fehlte mir; und es ist vielleicht gerade dieis die gefährlichste und furchtbarste Seite des Unglücks, dafs wir in ihm so leicht uns selbst verlieren, so wie man auch in keinem Unglücke die Hoffnung fallen lafsen darf, so lange in ihm dieser Verlust noch nicht gemacht ist. Indefsen über-

sah mein Kleinmuth die Nothwendigkeit einer planmäfsigen und anhaltenden Beschäftigung in dieser Lage nicht; und das Gefühl meines dringendsten Bedürfnifses in ihr, nämlich der Umkehr zur verlohrnen Unschuld und zur verlohrnen Ruhe, liefs mich über den Stoff meiner Beschäftigung nicht verlegen seyn. Ich entwarf eine Ordnung für die künftigen Tage. Es ward in ihr nicht vergessen, was ich dem äufsern Menschen schuldig war. Der Spaziergang auf der Gallerie, das Billiard, das Klavier, so wie die Uebungen im Zeichnen — erhielten täglich ihre bestimmten Stunden. Als eigentlichen Beruf aber setzte ich mir die Wiederbelebung und Bildung des innern Menschen vor. Diesen schönen Zweck glaubte ich unfehlbar durch Nachdenken über den Charakter und die Bestimmung der höhern menschlichen Natur, durch Beobachtung meiner selbst, durch die Lektüre der besten moralischen und religiösen Schriftsteller, und durch schriftliche Darstellung meiner Beobachtungen, Ansichten und Resultate zu erreichen. Ich schritt mit Liebe und Eifer zum Werke: ich hatte bald eine kleine auserlesene Bibliothek für diesen Behuf beysammen; ich liefs mich durch

nichts in dem entworfenen Plane irren; mit jedem Tage mehrten sich meine Excerpte, und die Betrachtungen und Erörterungen, womit ich dieselben begleitete. Diese Art von Thätigkeit zog mich immer mehr an; das Bewufstseyn, dafs ich meine Kräfte in einer bestimmten Beschäftigung übe, so wie die Aussicht auf den hohen Zweck derselben, beruhigten und erheiterten mein Gemüth; auch wurde mir mancher herrliche Fund, um mein Herz zu trösten und zu stärken. Doch was ich auf diesem Wege zu erlangen hoffte, nämlich die befsere Gesinnung, die den Menschen zu dem Adel erhebt, für den er durch die Anlagen seines Geistes berufen ist, konnte mir nicht zu Theil werden, weil alle meine Bestrebungen im Grunde doch nichts anders, als ein theoretifches Studium, oder ein Ringen nach Licht waren, erregt durch die Voraussetzung, dafs die Erkenntnifs der Wahrheit die einzige Bedingung des seeligen Lebens fey. Aber diese Voraussetzung ist falsch und wir bleiben in demselben Verhältnifse von diesem Leben ferne, in dem wir sie konsequent verfolgen. Die Befserung des Menschen beginnt und entwickelt sich durch die in sei-

nem Herzen zu Stande gekommene Erregung, ohne den mindesten Einfluſs der Erkenntniſs welche die Wissenschaft nachweist; hat aber sein Wille sich dem Guten ergeben, so kann ihm das Wahre nicht mehr fremd bleiben, weil ja das Gute und das Wahre nur auf den Standpunkten, auf denen wir sie auffassen, sich unterscheiden, in der That aber dasselbe sind.

* * *

Ich fühlte es, mit unwiderstehlicher Kraft in meinem Innern, daſs der Mensch den Glauben an die höhere Welt nicht entrathen könne, welche seinem leiblichen Auge verborgen ist, — daſs es ihm, bey jedem leisen Regen seiner geistigen Natur unmöglich sey, ohne Gott zu leben, und daſs sein zeitliches Leben als ein schwerer, bedrückender Traum erscheine, wenn es nicht mit einem ewigen in nothwendigem und ununterbrochenem Zusammenhange stehe. Dieses Gefühl wurde oft recht lebendig und freudig in mir, und manche tief geschöpfte und treffend ausgesprochene Bemerkung, die mir in meiner Lektüre aufstieſs, gab ihm Kraft und Wärme. Aber es gelang mir nicht, das, was es mir

andeutete, verständig zu fassen, und zur klaren Ueberlegung zu erheben. Umsonst bemühte ich mich das Dunkel zu durchdringen, in dessen Tiefen mir die Gottheit angekündigt ward; überall um mich her, sah ich nicht sie, sondern die Nothwendigkeit der Natur, unerbittlich und unabänderlich walten; und für eine Fortdauer meines Lebens fand ich doch nirgends ein bestimmtes Zeugnifs, wenn ich nicht meinen Wunsch dafür gelten lassen wollte, der mir aber natürlich hierzu nicht genügen könnte. Die himmlische Wahrheit lag vor meinen Augen; ich anerkannte ihre Würde, ihre Schönheit und ihre beseligende Kraft; ich ward mit Macht zu ihr hingezogen, und mein ganzes Wesen war voll Dranges, sie zu erfassen, auf dafs ich ihrer froh werden möchte; aber sobald ich die Hand nach ihr ausstreckte, sah ich sie als ein eitles Dunstgebilde verschwinden, und ich stand wieder traurend und verlassen in der kalten und trostlosen Wirklichkeit.

Auch die edle und schöne Form, in welche das Christenthum diese Wahrheit gestaltet, ward von mir nicht verkannt. Ich kann-

te nicht aufhören, den göttlichen Charakter Jesu zu bewundern und zu lieben; ich sah in der Person und in dem Werke dieses Lehrers eine Erhabenheit und eine Herrlichkeit, die ich sonst in nichts Menschlichem bemerkte; seine Lehre von Gott und von dem Falle und Wiederauferstehen des Menschen erschien mir durch ihre Einfalt, Klarheit und Faßlichkeit als das Beste und Einleuchtendste, was je dem Sterblichen über seine Bestimmung gesagt worden; ich ahnete hier das Daseyn eines Geistes und einer Kraft, die ich sonst in allen andern Erzeugnissen des menschlichen Verstandes vermißte. Aber was so laut und nachdrücklich mein Gefühl ansprach, das scheiterte wieder an der Klippe der Spekulation. Ich sah in Jesu und in seiner Anstalt nichts, was eines göttlichen Ursprungs unwürdig wäre, im Gegentheile sehr viel, was ihn zu verrathen schien; aber vergeblich sehnte ich mich nach einem Beweise, der in mir die Ueberzeugung befestigt hätte, daß der Stifter dieses großen und beglückenden Werkes von Gott ausgegangen sey. Die Wunder, welche die Geschichte von ihm erzählt, konnte ich unmöglich für

seine Legitimation gelten lassen; eher wurden durch sie meine Zweifel genehrt. Auch bot sich mir, in den Urkunden der Lehre selbst, bey aller Trefflichkeit des Geistes, der das Ganze erfüllt, wieder so manche Schwierigkeit in dem Einzelnen dar, die mich aufs Neue gegen das Ganze mifstrauisch machte. Ich begriff, dafs der Glaube an diese Lehre den Menschen gut und selig mache; aber ich verzweifelte an der Möglichkeit diesen Glauben je in mir begründen zu können.

Jedoch so unstät ich in Hinsicht auf die Theorie, die der Religiosität in allen ihren Formen nothwendig zu Grunde liegt, hin und her wankte, und so wenig es mir gelang, das zu schauen, was nur dem Glauben erreichbar ist, so stand ich doch feste und unerschütterlich bey dem einen, dafs der Mensch in seinem Wollen und Handeln keinem physischen Zwange unterworfen, sondern, ein durch Vernunft freyes Geschöpf, zur Tugend berufen sey, dafs in dieser alle seine Hoffnungen für ein würdigeres und edleres Leben blühen, und dafs es ohne sie für ihn kein Gefühl seines ihn über die Thiere erheben-

den Werths, keinen Plan und keine Einstimmung in seiner Thätigkeit, so wie keine Ruhe des Gemüths und keine Seligkeit gebe. Es ist in der That eben so wenig möglich den Begriff von der Wahrheit und Heiligkeit des Moralgesetzes dem Verstande wissenschaftlich nachzuweisen, als den von Gott und von dem ewigen Leben. Denn der eine und der andere liegt aufser der Sinnenwelt, wo keine Demonstration mehr statt findet, und beyde sind uns auf gleiche Weise durch unmittelbares Bewufstseyn gegeben, ohne dafs wir vermöchten, ihre Objekte, als wirklich existirend zur Anschauung zu bringen. Aber es war natürlich, dafs die moralische Ueberzeugung in mir früher und stärker zum Wiedererwachen kam, als die religiöse, theils, weil auch bey allen meinen Verirrungen, jene doch weniger gelitten hatte, als diese; und dann sprachen meine Erfahrungen zu laut von dem Verderben, was durch das Laster angerichtet wird, als dafs ich noch länger über den beglückenden Werth der Tugend hätte zweifelhaft seyn können. Indessen war schon dieser sichere und feste Glaube an die Heiligkeit des Sittengesetzes, das in das

Menschen Herz geschrieben ist, ein grofser Schritt zu meiner Besserung. Denn auf seinem Boden konnte die Blüthe der Religion nicht aufsen bleiben, so wenig die Blüthe der Tugend aufsen bleibt auf dem Boden der Religion.

Weil das Licht der letztern mir immer nicht aufgehen wollte, oder auch die hervorschiessenden Strahlen desselben plötzlich wieder verloschen, so glaubte ich, durch das ernste und eifrige Streben auf sittliche Vervollkommung und auf die Herstellung lebendiger und unwandelbarer Achtung für das Rechte und Gute, die Aufgabe zu lösen, die der Menschheit vorgelegt ist, und die Würde und den Frieden in mir herzustellen, die ichbisher vermifst hatte. Da ich, bey dem redlichsten Sehnen nach Erkenntnifs und Wahrheit die religiöse Idee nicht in mein geistiges Eigenthum verwandeln konnte, so war es ja nicht meine Schuld, wenn sie mir fremd blieb; und ich kam bald zu der Ueberzeugung, dafs das Bewufstseyn der Pflicht und die Gültigkeit des Gesetzes von jener Idee unabhängig ist; so wie es mir auch einleuchtend wurde, dafs die Tugend um so re-

ser seyn müfste, wenn sie, auf sich selbst beruhend, der Verheissungen des künftigen Lebens so wenig bedarf, als der des gegenwärtigen. So begann ich denn den Versuch diese reine Tugend in mir herzustellen. Ueber ihre Möglichkeit, so wie über ihre Nothwendigkeit und ihren Werth beunruhigte mich kein Zweifel mehr. Ich prägte die trefflichsten moralischen Maximen, die in meiner Lektüre mein Herz am stärksten ansprachen, meinem Gedächtnisse ein. Ich betrachtete mit Aufmerksamkeit und Liebe die edelsten und reinsten Charaktere, die mir in der Geschichte aufstiefsen. Ich stellte tägliche Gewissensprüfungen an. Ich hielt ein strenges Gericht über mein ganzes vergangenes Leben. Ich übte mich im Entbehren und im Kampfe gegen meine Neigungen. Ich bildete mir ein vollendetes Ideal von sittlicher Vortrefflichkeit, und gewöhnte meinen Blick, es unaufhörlich zu fixiren. Ich entwarf einen schönen Plan für ein künftiges tugendhaftes und nützliches Leben, und meine Gefangenschaft betrachtete ich, als die Vorbereitung zu demselben, so wie die Weisen des Alterthums gewohnt waren, sich in

der Einsamkeit für die Wirkungskreise zu bilden und zu heiligen, denen sie ihre Kräfte zu widmen entschlossen waren.

Dieſs war im Grunde ein vergebliches, oder wenn man will ein thörigtes Beginnen, indem es auf etwas unmögliches strebte, was doch die Vereinigung des Atheismus und der Moralität, der Gottlosigkeit und der Tugend in demselben Subjekte gewiſs ist. Denn die religiöse und moralische Anlage ist in dem Menschen nur eine, und wo sie nicht blos scheinbar, sondern wirklich sich entwickelt, müssen nothwendig auf gleiche Weise diese beyden Blüthen aus ihr hervorsprossen. Macht man aber den eiteln Versuch, die eine von der andern zu trennen, so wird er sich mit dem Verluste von beyden endigen, und die Religiosität ohne Sittlichkeit wird sich in Schwärmerey oder Götzendienst, die Sittlichkeit aber ohne Religiosität in leere Politik verwandeln, wenn nicht, was wohl der gewöhnlichste Fall seyn dürfte, ein solches Streben mit der gänzlichen Verzweiflung an der Erreichung des bezielten Zwecks und mit der entschiedenen Hinwegwerfung der

Sache und ihres Scheins endigt. Die Schwierigkeiten, die sich dem irrenden Sterblichen auf diesem Wege darbieten, wurden mir auch bald genug kund. Ich hatte gewifs das Gute von Herzen lieb gewonnen, und es ward von mir lebendig anerkannt, dafs es das höchste Ziel aller menschlichen Bildung seyn müsse. Aber ich war des ursprünglichen Grundes nicht gewifs, auf dem es beruhte, und aus dem es hervor gieng, und eben so wenig des letzten Zweckes, auf den es strebte. Ich fühlte die Würde und die Schönheit der Tugend, so wie die Schmach und Schändlichkeit des Lasters; aber ich suchte vergeblich den Vergelter, der jener ihre Krone, und diesem seine Strafe zuerkannte. Das Gesetz sprach laut und unwiderstehlich in meinem Herzen; aber indem neben ihm die Sinnlichkeit oft noch stärker ihre Stimme erhub, bedurfte ich einer Autorität ausser mir, um den Zwist, der sich in mir entsponnen hatte, zu schlichten. Das Ideal der reinen Tugend bildete sich wohl vor meinem Auge, und ich fühlte mich gedrungen, es mir zum Ziele zu setzen; aber ich war der Unmöglichkeit gewifs, es je zu erreichen

chen. Die Maxime der Klugheit verhiefs mir alles, was die Welt für wünschenswerth hält, die gewissenhafte Erfüllung der Pflicht aber zwang mir unaufhörliche Entbehrungen und Aufopferungen ab, die mir werth waren, und vergebens suchte ich den Richter, von dem ich die Vergeltung für die letztern erwarten konnte. — Dadurch wurde ich oft in meinen Vorsätzen irre; es fehlte meinem Eifer für das Gute Heiterkeit und Zuversicht; ich empfand die Stärke der Tugend nicht in mir, die in grofsen Gefahren und Versuchungen unerschütterlich besteht; auch ward durch meine guten Entschliessungen der Trübsinn, der sich meiner bemächtigt hatte, nur selten erheitert.

* * *

Als ich einst, nach meiner Gewohnheit, auf der Gallerie umher gieng, erregte ein lebhaftes Gespräch am Fufse der Mauer, im Innern der Festung, meine Aufmerksamkeit. Ich büchte mich hinaus, und sah einen Gefangenen, weinend, die Hand eines Mannes küssen, den ich eher schon öfters bemerkt hatte, und der mir als ein katholischer Geist-

licher bezeichnet worden war, welcher seit vielen Jahren hier verhaftet seyn sollte. Die beyden Sprechenden konnten meiner nicht gewahr werden. Ich näherte mich ihnen um einige Schritte, und hier vernahm ich, wie der Gefangene dem Geistlichen seinen Dank zu erkennen gab, für das Gute, was er ihm während seines Arrestes erwiesen hatte, und wie er ihm dafür sein ewiges Andenken und seine tägliche Fürbitte zusicherte. „Als ich hierher kam, sprach der Gefangene, war ich ein roher, wilder, verlohrner Mensch; aber Gott hatte es also gefügt, dafs ich einen Lehrer finden sollte, der mich auf die Wege der Wahrheit und des Lebens zurück führte. Der wurden Sie mir! O, wie danke ich Gott, dafs er Sie mir gegeben hat! Ich habe heute meine Ketten geküfst, als sie mir ausgezogen wurden; denn ohne sie wäre ich nie zur Erkenntnifs meiner selbst und meines Elendes gekommen; und wenn ich Morgen wieder zu meinem Weibe und zu meinen Kindern in meine Stube eintrete, so werde ich ihnen sagen, es ist nicht mehr euer alter Vater, der zu euch kommt, er ist ein neuer, er ist ein besserer Mensch geworden,

— und da droben in Hohenstein ist der fromme Mann, der sein Herz gerühret, und ihn wieder für das Gute gewonnen hat, und dieses frommen Mannes sollt ihr von nun an täglich in euerm Morgen- und Abendsegen vor Gott gedenken; denn er ist auch ein Gefangener, wie ich es war, ob wohl nur dem Leibe nach; im Geiste ist er frey."

„Du wirst nun, sprach dann der Geistliche, dem Leibe nach frey werden, aber siehe zu, dafs du nicht wieder im Geiste gefangen wirst. Ich bin von dem Ernst und von der Redlichkeit deiner guten Vorsätze gewifs. Aber wisse, dafs sie nun erst die Probe erstehen müssen. Wenn man unter der Last der aus der Sünde entsprungenen Trübsale niedergedrückt ist, und überall keine Versuchung zum Bösen hat, oder gar in der Unmöglichkeit sich befindet, seine Lieblings-Sünden auszuüben, dann kann es nicht an trefflichen Entschliessungen und Lebensplanen fehlen; aber es liegt alles daran, dafs man sie erfülle. Wenn du wieder in die Welt hinaus kommst, dann werden alle deine alten Neigungen aufs Neue erwachen; du wirst,

weil deine Absichten itzt so gut sind, vielleicht vermessener die Gefahr eines abermaligen Falles wagen; auch werden dich itzt Versuchungen betreten, deren sich vormals keine dir genähert hatte. Darum vertraue dir nicht zu viel: wandle vorsichtig: vergifs nicht den Allgegenwärtigen, der in dein Innerstes sieht; und — was ich dir gestern sagte, und was die Hauptsumme aller Weisheit für das unbefestigte Gemüth ist, — lasse das Wort in dein Herz geschrieben seyn: **wache und bete!**"

Diese Ermahnung wirkte auch auf mein Gemüth mit grofser Kraft, zumal da das meiste, was in ihr gesagt ward, so auf meine Individualität pafste, dafs es mir schien, als wären die Worte an mich gerichtet. Der Gefangene konnte nur mühsam sich von seinem Wohlthäter trennen. Er benetzte seine Hände mit seinen Thränen, und so oft er sich verabschiedet hatte, kehrte er immer wieder zurück, um noch ein Wort zu wiederholen, das aus seinem innig gerührten, dankbaren Herzen hervor kam. Endlich schied der Geistliche von ihm, und schlug den Weg auf die

Treppe ein, welche auf die Gallerie führte. Auch ihn hatte diese Scene sehr ergriffen. Er wischte sich die Thränen aus den Augen, als er herauf kam.

Es war mir, wie gesagt, dieser Mann zuvor mehrere male begegnet, ohne daſs er nur im mindesten meine Aufmerksamkeit erregt hätte. Seine dürftige Kleidung, und sein stilles, zurückgezogenes Benehmen kündigten etwas sehr Gewöhnliches an, auch sah ich ihn nie in der Gesellschaft derjenigen, die sich auf der Festung unter die Herrnklasse rechneten. In einem ganz andern Lichte erschien mir nun der Verbannte, nachdem ich auf die besagte Weise vernommen hatte, welches Geistes Kind er sey. Ich hätte ihn umarmen und meine ganze Seele vor ihm ergiefsen mögen.

„Ich habe, sagte ich zu ihm, Ihr Gespräch mit diesem Gefangenen gehört. Ich wünsche Ihnen Glück zu dem seligen Gefühle, das die dankbaren Erklärungen dieses armen Mannes Ihrem Herzen geben müssen.“

Es ist allerdings erfreulich, erwiederte er,

die Eindrücke zu bemerken, welche die christliche Wahrheit auf ein verirrtes oder verwildertes Gemüth macht, und das Bewufstseyn, zur Hervorbringung dieser Eindrücke mitgewirkt zu haben, gewährt ein grosses, für die meisten Uebel und vergeblichen Bestrebungen des Lebens entschädigendes Vergnügen. Nur mufs man keine zu grosse Hoffnungen auf solche Merkmale der Besserung bauen. Ich habe viele Erweckte gesehen, die in dem neuen Leben recht thätig, froh und seelig waren, und doch bald wieder in den alten Schlaf zurück gefallen sind.

„Darum haben Sie dem armen Manne das Wort Christi so dringend eingeschärft: Wachet!“

Und dieses Wort gilt gerade denen am meisten, die zur Erkenntnifs ihres Verderbens gekommen sind, und die ersten Stufen der Besserung erreicht haben. Denn sie bereden sich so leicht, der Entschlufs sey schon so viel als die That, und die Anerkenntnifs des Guten sey schon sein Besitz. Ueberlassen sie sich dann diesem Wahne, so sind sie

in Gefahr, dafs ihr Eifer erkaltet, die Aufmerksamkeit auf ihr Herz erlahmt, und dafs in der ersten Versuchung alle ihre schönen Hoffnungen untergehen. Ueberhaupt ist der moralische Mensch ein schwaches Geschöpf. Er steht nie so feste, dafs er nicht in Gefahr wäre zu fallen.

„Es scheint, dafs Ihre Erfahrungen Sie zu keinem starken Glauben an die menschliche Tugend geführt haben."

Ich räume der Erfahrung, wenn von der Möglichkeit und dem Grade moralischer Veredlung die Rede ist, keine Stimme ein. Sie kann uns doch nicht mehr als einzelne Beobachtungen geben, und es ist unmöglich, dafs aus diesen ein allgemeines Resultat hervorgehe. Aber die Betrachtung der menschlichen Natur an sich, hat mich zu der Ueberzeugung geführt, auf der einen Seite, dafs sie einer stets fortschreitenden sittlichen Veredlung fähig sey, und dafs in ihr ihre Bestimmung liege, und auf der andern, dafs dieß Fortschreiten nie zu einem sichern Besitze führe, wenn nicht mit dem Eifer im Erwerben

die gewissenhafte Sorge für die treue Bewahrung verbunden wird. Darum gilt allen, auch den Besten, das gehaltvolle Wort: Behalte, was du hast, auf dass dir niemand deine Krone raube!

„Wohl dem, der sich des Besitzes dieser Krone freut!“

Wenn nämlich sein Besitz nicht blose Täuschung ist, und wenn er vorsichtig und tapfer gegen die Räuber kämpft, die ihm dieselbe zu entreissen suchen. Aber was wir für diese Krone halten, ist oft kaum viel mehr, als der in einem gerührten Gemüthe sich spiegelnde Glanz derselben. Es ergeht der Ruf Gottes zur Heiligung an unser Herz. Wir können uns nicht mehr erwehren, ihn zu vernehmen. Wir erschrecken über unser Elend. Wir sehnen uns nach Hülfe und Rettung. Wir fassen den Entschluss, der Thorheit zu entsagen, und der himmlischen Weisheit zu huldigen. Das Leben erscheint uns in einem neuen Lichte. Wir kennen und erstreben höhere Güter, als die, in welchen wir bisher unser Heil suchten. Und nun wird unsre Eigenliebe

rege, und beredet uns, wir seyen gebessert, während im Grunde doch noch keine andere Veränderung mit uns vorgegangen ist, als die, dafs die warnende und schreckende Stimme Gottes uns verständlich und deutlich wurde, nachdem sie lange von uns überhört, oder verachtet worden war.

„Scheint es nicht nach diesen Erklärungen, dafs der Mensch überhaupt nie zur Gewifsheit von seiner Besserung kommen könne?"

Das nicht. Nur bedarf es in Hinsicht auf diese Frage einer genauern Bestimmung der Begriffe. Man spricht oft von der Besserung, als von einer Sache die ihre bestimmte Gränze hätte, als von einem geschlossenen Zustande der Seele, als von einem sich wesentlich und specifisch unterscheidenden Charakter des Gemüths, und man beredet sich, dafs nur derjenige, der diesen Charakter errungen hat, seiner Bekehrung gewifs seyn könne, so wie, dafs für ihn die Gefahren des Rückfalls gänzlich, oder doch bis auf einen beynahe unmerklichen Grad verschwunden seyen. Aber diese Vorstellungen sind falsch. Der gute

Sinn ist in dem Menschen kein fixer, bestimmter Zustand, sondern eine stete Entwicklung zum Bessern, bey dem eben so wenig ein Stillstand, als eine Gränze statt findet, und der vorhanden ist, wenn auch gleich die Grade seiner Entwicklung sehr weit von einander verschieden sind. Wir sehen ihn in seinem Erwachen, in seiner Fortbildung und in seiner höchsten Vollkommenheit immer als denselben; nur dafs er sich hier mehr und dort weniger dem Ideale annähert, auf dessen Verwirklichung er strebt. Jede Warnung, die den Leichtsinnigen auf seinem Pfade trift, und von ihm als solche erkannt wird, — jede Empfindung von Mifsmuth und Ekel bey der Erinnerung an begangene Uebertretungen, — jeder in die Nacht unsrer Thorheit und unsres Verderbnisses fallende Funke des Lichts, — jeder Vorsatz, der übeln Angewöhnung zu entsagen, oder der Verführung aus dem Wege zu gehen, ist eine Regung dieses guten Sinnes; und wo Gefühle dieser Art erwachen, da darf der Mensch gewifs seyn, dafs in seinem Herzen das Streben auf Besserung beginne, und dafs es in seiner Macht liege, die Gesinnung in sich herzustellen, welche dieses

Streben bezielt. Aber setzt er dasselbe auch mit Eifer und mit gelingendem Erfolge fort, so darf er doch nicht hoffen, dafs er je auf einem Punkte anlangen werde, auf dem er stille stehen, oder auf dem er sich der Zuversicht überlassen dürfte, dafs ihm nun die errungene Krone nicht mehr entrissen werden könne. Denn nie hört der Mensch auf ein schwaches, von äussern Eindrücken abhängiges, der Sinnlichkeit unterworfenes Geschöpf zu seyn; und so lange er dieses bleibt, weicht die Gefahr nicht von den Gütern, die sein Geist erworben hat.

„Aber sollte es immer in seiner Macht seyn, sich dieser Gefahr zu erwehren?“

Allerdings; denn darinn liegt aller Gehalt und aller Werth der sittlichen Gesinnung, dafs sie uns nicht gegeben, oder aufgedrungen, sondern dafs sie durch den freyen Entschlufs des selbstständigen Willens geschaffen ist. Zwar sprechen wir, wenn wir von dem Akte der Besserung reden, von dem Beystande Gottes, dessen wir dazu bedürfen, und von den Wirkungen seiner Gnade, die an

unserm

unsern Herzen sich erweisen sollen. Aber wir verstehen darunter keinen unmittelbaren oder physischen Einfluſs Gottes auf uns, und keine Wirksamkeit übernatürlicher Kräfte. Denn das eine und das andere würde ja die Sittlichkeit geradezu in uns aufheben und zerstören, weil eine solche Wirkung nicht anders als zwingend erfolgen könnte. Aber wenn Gott durch den Gang unsrer Schicksale unsre Aufmerksamkeit auf den höhern Zweck des Lebens richtet, wenn er uns in zwistige Verhältnisse mit der Natur setzt, auf daſs wir ihren Gehalt beurtheilen lernen, wenn er uns aus grossen Gefahren rettet, auf daſs wir erkennen, es walte eine höhere Macht über uns, als die des blinden Zufalls, wenn er die Verkündigung der erleuchtenden und bessernden Wahrheit schützt, fördert und verbreitet, wenn er die Stimme derselben gerade unter solchen Umständen erschallen läſst, welche die Herzen auf sie schon vorbereitet haben, wenn überhaupt seine Plane, nach welchen er die Menschen leitet, auf den pädagogischen Zweck berechnet sind, — so können und müssen wir ja doch sagen, ohne daſs unser Ausdruck oder unser Sinn den Verdacht der

Schwärmerey verdiente, — dafs er uns berufe, erleuchte, bessere, befestige und bey dem Guten erhalte, und dafs er es sey, der das Wollen und das Vollbringen in uns schaffe. Ja ohne ihn kann uns das Werk nicht gelingen. Das mögen alle diejenigen bestätigen, welche ihre moralische Veredlung, ohne den Glauben an Gott, versucht haben. Entweder haben sie den Versuch aufgegeben, oder sie sind durch ihn zu diesem Glauben zurück gekommen. Man hat eher von tugendhaften Atheisten gesprochen. Aber wenn man sich dabey nicht mit einem blosen Wortspiele unterhielt, so war die Vorstellung irrig. Denn entweder waren diese Leute keine Atheisten, oder es hatte mit ihrer Tugend keine Richtigkeit.

Es waren besonders diese letztern Worte, die mein Nachdenken aufs Neue spannten. Der Mann sprach mit so viel Kenntnifs und Zuversicht, und alles, was er sagte, schien so sehr durch eine lange Erfahrung bewährt, dafs sein Wort die höchste Aufmerksamkeit verdiente; und indem er meinem Versuche, ohne die Hülfe der religiösen Ueberzeugung,

allen Werth und alles Glück absprach, fühlte ich mich zur Fortsetzung desselben, eben nicht ermuntert. Zwar war es mir tröstlich und erfreulich, dafs nach seinen Aeusserungen, meine Beschämung und Reue über die frühern Verirrungen, die wiederkehrende Achtung für die Tugend, und der Vorsatz ihr in der Zukunft getreu zu bleiben, als Anfang der Besserung, oder als Morgenröthe eines heiterern Tages gelten konnten; aber seine Behauptung that mir wehe, dafs ohne den Glauben an Gott keinem dieser Tag in seiner vollen Klarheit anbrechen könne. „Sie haben mir, sagte ich ihm mit einem dankbaren Händedruck, manche interessante Wahrheit zu Gemüthe geführt, und dafür haben Sie mein ganzes Herz. Werden Sie es erlauben, dafs ich Sie über die grosse Frage, die wir heute kaum berührt haben, öfter spreche?“ — „Wie gerne, erwiederte er, erfülle ich Ihren Wunsch. Es sind der Menschen, die diese Frage interessirt, vergleichungsweise nur wenige. Um so mehr dürfen sich diejenigen, die ihren Werth verstehen, Glück wünschen, wenn ein günstiger Stern sie zusammen führt.“

Hüllmann, — so nannte sich der Freund und Lehrer, mit dem die Vorsehung, auf den Zinnen der Burg Hohenstein, mich in Berührung setzte, — erzählte mir bey dem ersten Besuche, den ich ihm an dem folgenden Tage machte, die Geschichte seiner Leiden. Sie ist in vielen Hinsichten zu lehrreich, als dafs ihre Wiederholung nicht Entschuldigung finden sollte, zumal bey denjenigen, welche in bittern Erfahrungen die Kunst lernen wollen, in deren Besitz sich der Mensch für zeitlichen Verlust und sinnlichen Schmerz durch geistlichen Gewinn reichlich zu entschädigen versteht.

„Ich hatte, sprach Hüllmann, meine Jugend wohl angewandt, in so ferne das Verdienst des Jünglings in der fleissigen Vorbereitung zu seiner Bestimmung, und in einem geordneten, durch keine Ausschweifung entehrten Wandel besteht. Als ich, nach Beendigung meiner Studien, die priesterlichen Weihen empfieng, betrat ich den Altar mit einem frohen Herzen, ohne Vorwürfe über die Vergangenheit, und voll der trefflichsten Vorsätze für die Zukunft; auch fühlte ich Kraft in

mir, thätig und fruchtbar in meinem Berufe zu wirken. Ich liebte meine Bestimmung, und ich hätte sie mit keiner andern in der Welt vertauscht. Da ich unter den Jünglingen, von meiner Klasse, für den talentvollsten und tüchtigsten galt, und in dieser Hinsicht mit ungewöhnlichen Auszeichnungen empfohlen war, hatte ich auf ein frühes Glück zu rechnen. Es wurde mir auch bald eine der ansehnlichsten Pfarren des Landes zu Theil. Ich trat mein Amt mit dem regsten Gefühle seiner Würde, und mit dem Entschlusse der treusten Uebung meiner Pflichten an. Muthig und freudig begann ich das Werk, und bald wurde mir die nachdrücklichste Ermunterung zur Fortsetzung meines Eifers, in der Liebe meiner Zuhörer, und in dem sichtbaren Gelingen meiner Bemühungen."

„Ganz andere Eindrücke machte aber meine Thätigkeit auf meine Berufsgenossen, und auf den grössern Theil meiner Vorgesetzten. Die erstern konnten es mir nicht verzeihen, dafs ich so frühe diese ausgezeichnete Anstellung erhalten hatte, und da mein Eifer, mein täg-

liches Arbeiten in der Schule, mein Fleifs im kirchlichen Religionsunterricht, und das Lob, das mir hierüber ertheilt wurde, sie nicht selten auf eine beschämende Weise an ihre Trägheit und an die Kraftlosigkeit ihrer Amtsführung erinnern mochte, so wurde ihr Zorn immer unversöhnlicher. Sie beobachteten alle meine Schritte, und gewannen in meinen nächsten Umgebungen einige Spione, die ihnen alles, was ich that und nicht that, getreulich berichteten. So kam es zu ihrer Kenntnifs, dafs ich in meinen Religionsvorträgen nicht streng bey der vorgeschriebenen Form blieb, dafs ich Bücher, von protestantischen Gelehrten geschrieben, las und besafs, dafs ich in der Schule deutsche Hymnen auswendig lernen und singen liefs, dafs ich mich stark und kräftig gegen den von ihnen geschützten religiösen Mechanismus erklärte, um das Erwachen und Leben des religiösen Geistes in meinen Zuhörern desto wirksamer zu fördern, dafs ich mich muthig dem Aberglauben widersetzte, der für sie eine wichtige Bedingung des Ansehens und Erwerbs war, und dafs ich manche finstere, menschenfeindliche und unchristliche Vorstellung berichtigte, die ihnen

durch den Ausspruch der Kirche unerschütterlich befestigt schien. Alle diese Angaben wurden sorgfältig aufgefafst und benützt, um mich zu verketzern und zu verläumden; um den Eindruck der Verläumdung zu verstärken, wurde das meiste entstellt und übertrieben, und vieles erdichtet; man verbreitete geflissentlich das Gerücht weit im Lande umher, meine ganze Gemeinde sey von dem protestantischen Gifte angesteckt; man denuncirte mich bey dem Vikariat als einen gefährlichen Neuerer; es gab wenige Ketzernamen in der Geschichte, die mir nicht beygelegt wurden. Ich hatte damals noch einige Protektionen am Hofe. Man liefs es defshalb dabey bewenden, mir eine schriftliche Verantwortung abzufordern, mit der man auch so sehr zufrieden war, dafs sich die ganze Geschichte mit einer sanften Zurechtweisung, in der ich zur Vorsicht und zur Achtung auf die kirchlichen Gesetze ermahnt wurde, endigte. Meine Feinde geriethen über diefs unerwartete Mifslingen ihres Streiches in Wuth; und ich, durch den Sieg der guten Sache gestärkt, fuhr getrosten Muthes fort, an der Erleuchtung und Besserung der mir anvertrauten Heerde zu arbeiten."

„Die Zweifel, die man in meine Rechtglaubigkeit setzte, waren allerdings nicht ungegründet; und wenn ich auch das katholische Dogma in seiner ursprünglichen Reinheit aufgefafst haben mochte, so unterschieden sich doch meine meisten Ansichten sehr scharf von den Vorstellungsarten, die im Laufe der Zeit, in Ansehung desselben, die herrschenden geworden waren. Ueberdiefs war es ja schon ein Verbrechen, dafs ich mir anmafste, die Lehre der Kirche einer wiederholten Prüfung zu unterwerfen; so wie ich mich durch die nicht verheimlichte Behauptung, dafs das Wesen des Christenthums nicht im Begriffe, sondern in der Gesinnung liege, unwidersprechlich in die Kathegorie der Ketzer gesetzt hatte. Ueberdiefs war mein Eifer in der Verbreitung reinerer und fruchtbarer Begriffe zu heftig und zu kühn. Ich nahm die Rücksicht, die man dem Bestehenden und Herkömmlichen schuldig ist, mit zu wenig Sorgfalt, fuhr zu rasch einher, wenn es darauf ankam, sich nach den Umständen zu bequemen, oder der Schwachen zu schonen, druckte mich, im hohen Schwunge meines Gemüths, oft zu stark oder zu unbestimmt

aus, und glaubte, dafs die Sache der Wahrheit und der Religion der Beyhülfe des den Einfluss zeitlicher Kräfte berechnenden Verstandes nicht bedürfe. Endlich mischte sich auch hier, wie in alle menschlichen Dingen, die Eitelkeit ein, die, wenn sie gleich kein Verlangen nach der Märtyrerkrone trug, doch die Gefahr wagte, ihrer theilhaftig zu werden, und die sich immer im Ungewöhnlichen und Ausgezeichneten gefällt, wenn es gleich dornichte Wege sind, die zu diesem ihrem Ziele führen. Ohnehin hatte der erste Triumph über die Verläumder meinen Muth erhöht, und mir die Gewifsheit gegeben, dafs mir auch der zweyte nicht fehlen könne."

„Meine Gegner legten nun ihre Mienen mit mehr Kunst und Vorsicht an. Sie schienen in ein tiefes Stillschweigen versunken, aber desto genauer beobachteten sie mich aus ihren Winkeln. In meiner Unbefangenheit und Sicherheit gab ich ihnen immer mehr Blössen, und ich wurde in demselben Verhältnisse dreister, in dem sie sich hüteten, neue Besorgnisse in mir zu erregen. Aber sie waren nichts weniger als unthätig. Im Gegentheile

wurden alle meine Aeufserungen und Handlungen scharf von ihnen beobachtet; sie traten von Zeit zu Zeit zusammen, um die Erkundigungen, die jeder von ihnen eingezogen hatte, zu redigiren; sie besoldeten sogar einen Schnellschreiber, der den Auftrag hatte, die verfänglichsten Stellen in meinen Predigten zu Papier zu bringen. So kam allmählich eine grofse Sammlung wichtiger Notizen zusammen; man veranstaltete eine neue Konferenz, in der das Auffallendste und Bedenklichste aus denselben ausgezogen wurde, und man beschlofs, die hiernach gefafste Denunciationsakte nicht mehr an das Vicariat gelangen zu lassen, sondern dem damals regierenden Fürsten und Bischofe unmittelbar zu überreichen. Diese letztre Maasregel konnte ihren Zweck nicht wohl verfehlen. Denn der Fürst, ein Zögling, und bis in seinen Tod ein Afiliirter der Jesuiten, hielt mit unerbittlicher Strenge über den Buchstaben der kirchlichen Lehren und Entscheidungen, hafste und verabscheute die Ketzerey als das gräfslichste aller Verbrechen, hielt es für recht und gut, sie mit Feuer und Schwerdt zu verfolgen, und sicher würde sein frommer Eifer, in einer vergleichungsweise aufgeklär-

ten Zeit, mitten in Teutschland Scheiterhaufen erbaut haben, wenn nicht seine natürliche Gutmüthigkeit den Ansprüchen seiner Theorie widerstrebt hätte. Indefsen hatte die Politik an dieser Gesinnung nicht den mindesten Antheil. Der schwache, von seiner obskurantischen Umgebung unaufhörlich bearbeitete Greis lebte und starb darauf, dafs er als Bischof und als Fürst berufen sey, auf solche Weise Gott seinen Dienst zu leisten."

„Welch' Staunen mufste es in ihm erregen, als ihm hinterbracht wurde, dafs derselbe junge Geistliche, von dem er so grofse Hoffnungen gefafst, und den er so oft andern als ein Muster genannt hatte, — mit protestantischen Pastoren in Briefwechsel stehe, die ärgerlichsten Bücher besitze und verbreite. Monate lang das Brevier nicht bete, seine Zuhörer vor der Besuchung auswärtiger Gnadenorte warne, die Predigt für wichtiger erkläre, als die Messe, die Seligkeit der Protestanten für möglich halte, und in einer Wallfahrtskirche, bey grofser Volksversammlung, über den Satz gepredigt habe: dafs es im Christenthum weit weniger darauf ankomme,

was man glaube, als was man für ein Mensch sey. Hundert und fünfzig anstöfsige und gefährliche Sätze, und unter diesen fünf und zwanzig entschiedene Ketzereyen hatte man in meinen Predigten und Christenlehren aufgefangen, und das Verzeichnifs derselben, mit einem langen mündlichen Kommentar, vorgelegt. Das war dem frommen Fürsten zu viel. Er befahl die strengste Untersuchung."

„Ruhig und sicher safs ich an meinem Arbeitstische, mit der Vorbereitung auf meinen nächsten Vortrag beschäftigt, als zween mir unbekannte Geistliche in mein Zimmer traten, und mir ein bischöfliches Dekret übergaben, vermöge dessen sie beauftragt waren, eine kommissarische Untersuchung über meine Privatstudien, Lehre und Amtsführung, in Beziehung auf die gegen mich geschehenen Anzeigen, vorzunehmen. Ich vernahm ihre Ankündigung mit der Ruhe, welche das Bewufstseyn der gerechten Sache giebt, und ich erklärte mich in das lange Protokoll, das von den Kommissarien eröffnet wurde, mit Unbefangenheit und Freymüthigkeit. Als sie mir aber die Schlüssel zu meinen Schränken ab-

forderten, meine sämtlichen Pappiere zusammensuchten und hinweg nahmen, und das Bibliothekzimmer versiegelten, um an dem folgenden Tage ein Verzeichniss meiner sämtlieren Bücher aufzunehmen. da ward ich erschüttert. Ich protestirte vergeblich gegen dieses Verfahren. Man berief sich auf die Bestimmtheit der erhaltenen Aufträge, und auf den unmittelbaren Befehl des Fürsten. Die Untersuchung dauerte noch einige Tage fort. V. Abreize der Kommissarien musste ich ihnen auf meine priesterliche Pflicht die Zusage geben, meinen Aufenthaltsort bis auf das Weitere nicht zu verlassen."

„Die Hinwegnahme der Pappiere beunruhigte mich am meisten. Man fand unter ihnen nicht nur eine Menge Briefe, voll der keckste Aeusserungen über die Mifsbräuche der Kirche und über die Ausartungen ihres Geistes, sondern auch die Entwürfe meiner sämtlichen Predigten, und andere populaire und wissenschaftliche Aufsätze, deren Innhalt den Theologen zu Feigenburg Aergernifs und Thorheit seyn musste. Am meisten Gift liefs sich aus meinem Tagebuch saugen, das

ich seit mehrern Jahren mit grossem Fleisse fortgesetzt, und worinn ich meine geheimsten Gedanken, Wünsche, Hoffnungen und Empfindungen aufgezeichnet hatte. Erschien ich in meinen andern Aufsätzen den Inquisitoren als ein Ketzer, so fanden sie in dem Tagebuch das Bild eines unsittlichen Menschen, nicht als ob ich das in der That gewesen wäre, sondern weil Richter von diesem Schlage, solche Erleichterungen eines nach steter Veredlung strebenden Herzens nicht begriffen. Ich hatte sehr viel Böses zu besorgen. Meine Denuncianten fiengen schon an laut zu triumphiren. Meine Freunde zitterten für mich; die andern zogen sich furchtsam von mir zurücke. Ich selbst beschlofs in männlicher Fassung den Ausgang der Kabale zu erwarten, und die Folgen derselben der weise und gütig waltenden Vorsehung ruhig zu überlassen."

„Bald fand ich aber für nöthig, diesen Entschluss aufzugeben. Einer meiner innigsten Freunde, von gleicher Gesinnung mit mir, und voll reinen Eifers für den Sieg des Lichts und der Wahrheit, der als Sekretär

bey dem Vikariate angestellt war, glaubte, um mich zu retten, eine Verletzung seiner Amtspflicht auf sein Gewissen nehmen zu dürfen. Er liefs mir durch die dritte Hand wissen: ich sey verlohren; der Fanatismus sey eben im Begriffe ein fürchterliches Schicksal über mich zu beschliessen; wolle ich meine Kräfte der Welt und dem Dienste der Wahrheit erhalten, so bleibe mir nichts übrig, als die Flucht; die Sache leide überdiefs keine lange Ueberlegung; ich müfste meine Parthie so schnell, als möglich nehmen. — Ungesäumt folgte ich dem Worte des warnenden Freundes, ergriff meinen Stab, verliefs, meine gute Heerde segnend, das geliebte Dorf und die theuern Umgebungen, und wanderte in das benachbarte Gebiet eines protestantischen Grafen, wo mich ein gelehrter und edeldenkender Landprediger, mit dem ich zuvor lange in freundschaftlicher Verbindung gestanden hatte, mit der herzlichsten Liebe aufnahm. Die Steckbriefe, womit man in öffentlichen Blättern mich verfolgte, und die zudringlichen Aufforderungen, welche wegen meiner Zurücklieferung an die gräfliche Regierung erlassen wurden, bewiesen, dafs die Warnun-

gen des Freundes nicht übertrieben gewesen waren, und dafs in der katholischen Kirche für mich kein Heil mehr zu hoffen stand. Mittlerweile wurde ich an dem Hofe des Grafen bekannt, und ich hatte das Glück die Theilnahme und das Wohlwollen des letztern in einem ausgezeichneten Grade zu erlangen. Es wurde mir der Antrag gemacht, dafs mir eine eben erledigte Pfarre übertragen werden würde, wenn ich mich entschliessen könnte, in die protestantische Kirche überzutreten. Mein Gemüth sträubte sich gegen den Gedanken einer Religionsveränderung, ob wohl durch dieselbe meiner Ueberzeugung durchaus keine Gewalt angethan ward. Aber die Unmöglichkeit in der katholischen Kirche wieder ein Glück und einen Wirkungskreis zu finden, die herrschende Neigung meines Herzens zu dem Berufe des Volks- und Jugendlehrers, und die Ueberredungen und Ermunterungen meiner Freunde, besiegten allmählich die widerstrebende Empfindung, ich fafste den Entschluss, den das Schicksal mir so dringend aufzunöthigen schien, und ruhig und getrost in meinem Bewufstseyn, und mit Zutrauen empfangen, von meiner Gemeinde, trat ich

mein Amt an. Um die Gerüchte, die über meinen Uebertritt zur protestantischen Kirche und über die Motife desselben, verbreitet wurden, zu berichtigen, schrieb ich eine Geschichte meiner Verfolgungen, in der ich zugleich die Entwicklung und den Charakter meiner religiösen Ueberzeugungen darstellte, und ich hatte das Vergnügen, die unzweydeutigsten Beweise von dem Eindrucke zu bemerken, den ich dadurch zu meinem Vortheile auf das Publikum machte."

„Die Obskuranten zu Feigenburg waren in der äussersten Entrüstung, indem sie ihre Anschläge zu meinem Verderben so schmählich vereitelt sahen. Meine Apologie, in der ihrer freylich nicht mit Ehren gedacht wurde, steigerte ihren Zorn zur höchsten Wuth; und sie beschlossen, durch einen Gewaltstreich zu vollenden, was ihnen auf dem scheinbaren Wege der Ordnung mifslungen war. Ich hatte noch nicht zween volle Monate meines neuen Amtes gewartet, als einst zur Stunde der Mitternacht ein mir unbekannter Mensch vor der Thüre meines Hauses erschien, um mich zu einem Sterbenden, auf

dem eine halbe Meile entfernten Filiale, zu rufen. Eiligst kleidete ich mich an, und folgte dem, seine Rolle meisterhaft spielenden Boten, ohne dafs auch nur die leiseste Regung von Verdacht in mir erwacht ware. Eine halbe Stunde von dem Dorfe, als wir den Saum des Waldes erreicht hatten, erlosch plötzlich die Fackel, die uns in der Finsternifs der Nacht leuchtete. In demselben Augenblicke stürzten einige bewaffnete Männer aus dem Gebüsche hervor, banden mir die Hände, und drohten mir, bey dem mindesten Laut, mit dem Tode. Sie brachten mich in eine auf dem Wege haltende Kutsche, und nun gieng es im Fluge auf einer Seitenstrafse davon. Diefs alles, war das Werk weniger Augenblicke. Ich kam lange nicht zur Besinnung. Auf jedes flehende oder ängstliche Wort folgte die wiederholte Drohung in den rohsten Ausdrücken. Bald verbanden mir die Räuber auch noch die Augen. Ich fieng an den Zusammenhang dieser Verhaftung zu ahnen. Schauer durchdrang mein Innerstes. Endlich nahmen sie mir die Binde ab. Es war heller Tag. Wir fanden uns in dem ersten Dorfe des Feigenburgischen Ge-

bicts, und hier verkündigten mir die Häscher den Sinn ihres Auftrags. Schnell wurden die Pferde gewechselt. Niemand durfte sich dem Wagen nähern. In der Nacht langten wir vor der Pforte einer Abtey an. Hier sollte ich für meine Verbrechen büfsen. Man führte mich in ein wohlverwahrtes Zimmer, — und sieben lange Jahre klagte ich den stillen Wänden desselben meine Leiden, ohne dafs ich während dieser Zeit eine menschliche Stimme gehört hätte, als die meines Wärters, und von der Welt ausser mir etwas gesehen hätte, als den schmalen Streif des Himmels, der durch mein Gitterfenster herein schien. Endlich starb der alte Fürst, und sein Nachfolger, der itzige Regent, selbstständiger als er, und frey von allen Einflüssen des Fanatismus, bereitete mir ein erträglicheres Schicksal. Die Rücksicht auf die öffentliche Meynung, und zumal auf die herrschenden Begriffe der Geistlichkeit erlaubte ihm nicht, mich auf freyen Fufs zu setzen, während er diese Wohlthat bey seinem Regierungsantritte den meisten Gefangenen, und unter diesen selbst einigen grossen Verbrechern bewies. Dagegen versetzte er mich auf diese Burg, in der

ich, nachdem ich sieben Jahre lebendig begraben war, die Welt, die ausser ihr ist, nicht vermisse, zumal da mir die Milde des Fürsten alle Bedürfnisse des Lebens gewährt, die ein Mann von meinen Erfahrungen und von meinem Charakter haben kann. Es ist nun über zehn Jahre, seitdem ich in diesen Mauern hause, und sie sind mir so lieb geworden, dafs ich sie nicht ohne Thränen und Angst verlassen würde, wenn es dem Regenten gefiele, mich meiner Bande zu entledigen."

Wie ist es möglich, rief ich erstaunt aus, dafs Sie dieſs alles ertrugen? Solche Kraft hatte ich der menschlichen Natur nicht zugetraut!

„Ich kann und will es Ihnen nicht läugnen, erwiederte der viel geprüfte Mann, dafs ich oft erlegen bin, unter meiner Last, und dafs ich im Jammer und in der Nacht meines Kerkers oft verzweifelte, ein Daseyn länger zu ertragen, das mir nur zur Qual gegeben schien, und in dem jede Möglichkeit eines noch erreichbaren Zwecks erloschen war.

Aber in demselben Kerker wurden mir auch Stunden himmlischer Seeligkeit und hoher Entzückung, in welchen ich meine Feinde weit elender und unglücklicher sah, als ich nie zu werden fürchten durfte, und in denen ich Gott mit Freudenthränen dankte, dafs er mich diese Wege der Prüfung gehen hiefs. Diese Seeligkeit war die Frucht des Glaubens, der durch meine Leiden erregt, belebt und befestigt ward; er gab mir die Stärke, so viel zu entbehren und zu dulden: und er ersetzte mir in der unsichtbaren Welt alles reichlich, was man mir mit der sichtbaren entzogen hatte. Es ist nothwendig, dafs ohne ihn der Sterbliche verzweifle, wenn er alles, und damit auch noch die Hoffnung verlohren hat; aber nichts durchdringt die eherne Brust, in der seine Macht lebt, weil sie dem Menschen sein Ziel und sein Heil in einer andern Welt zeigt, die weder der böse Wille, noch die ihm widerstrebende Kräfte der Natur erreichen können. Sein einziges und höchstes Gut sieht der Glaubige in allen Fällen geborgen, und nie geht der Verlust minderer Güter ihm so zu Gemüthe, dafs er durch Zaghaftigkeit und Untreue, gegen seine Ueberzeugung, die

Gefahr wagen sollte, auch jenes zu verscherzen."

Aber ich meyne, dafs es Bürden geben sollte, die auch dieser Glaube nicht zu ertragen vermag. Wenn dem Menschen gar nichts mehr bleibt für dieses Leben, und wenn er in seinen Leiden auch keinen Zweck mehr sieht, der in dem höhern und ewigen erreicht werden könnte, was soll dann seine Kraft noch aufrecht erhalten, und den wankenden Muth stützen?

„Darinn liegt das Charakteristische des religiösen Sinns, dafs er auf alles, was dieses Leben darbietet, freudig zu verzichten, und jeden Verlust und jeden Schmerz getrost zu dulden vermag, in ruhiger, entsagender Unterwerfung unter Gottes Willen. Es ist immer die sinnliche Denkweise und die Regung des verschleyerten Eigennutzes, wenn der Leidende sich durch die Hoffnung einer bessern Zukunft, durch die Vorstellung der Allmacht, sie auch in der Natur mehr thun kann, als wir verstehen, und durch die Erinnerung an so viele Erfahrungen, in denen das physische

Uebel als Aussaat und Bedingung physischen Gewinns erscheint, zu beruhigen sucht, mag er auch bey diesen Hoffnungen immerhin die Güte und die Weisheit Gottes in das Spiel ziehen. Er kommt auf die Idee der waltenden und vergeltenden Gottheit nur um defswillen zurück, weil er derselben bedarf, um sich mit dem Schicksale zu versöhnen, und einen Grund für die Möglichkeit eines bessern Seyns zu finden, den ihm die Sinnenwelt nicht darbietet. Wer wahrhaft religiös ist, bedarf von der letztern keines Ersatzes und wenn er auch für sie alle seine Hoffnungen aufgiebt, so zeigt sich ihm ausser derselben ein fester Grund, in dem sein Anker unzertrennlich haftet. — Auch ist es nicht nothwendig, dafs er einen erreichbaren Zweck seiner Leiden in dem höhern Leben sehe. Denn sein Glaube beruht nicht auf dem was er sieht, oder was seinem Verstande klar ist; er ist ein getrostes, kindliches, unerschütterliches Vertrauen auf Gott und auf die weise Güte seiner Führungen, ein zuversichtliches Hingeben in seinen Willen, eine fröhliche Verzichtleistung auf sich selbst, wenn es ihm gleich nicht möglich ist, das Geheimnifs zu

durchdringen, das seines Lebens Plan umhüllet. „Ich leide nach Gottes Rath, und so geschehe, indem ich stille seinen Weg wandle, sein guter und heiliger Wille. — Das ist die Gesinnung des lebendigen Glaubens, und wer diese Gesinnung in sich hergestellt hat, der wird auch im Kerker und in den Flammen selig seyn.“

Aber wie konnte diese waltende Gottheit Ihnen mit der einen Hand dieses Maafs von Kraft und Gaben verleihen, und mit der andern Sie in diesen eng beschränkten Kreis bannen, worinn Sie von jenen keinen Gebrauch machen können?

„Eigentlich findet diese Frage gar nicht statt. Denn sie ist von dem, die Verhältnisse der Mittel und Zwecke berechnenden Verstande aufgeworfen, der in dem Felde des Uebersinnlichen keine Stimme hat, und der, so bald er sich anmafst, in demselben zu erkennen, zu keinen andern, als nur zu schwankenden und irrigen Resultaten führen kann. Das religiöse Gemüth beruhigt sich über die Erscheinungen nicht defshalb, weil es durch

die nützliche Zwecke erreicht sieht, sondern weil es in ihnen Anordnungen und Fügungen der ewigen Weisheit erkennt, und diese Erkenntnifs begründet dasselbe nicht auf den Charakter oder den Erfolg der Erscheinungen, sondern blos auf ihr Hervortreten in die Wirklichkeit. Alles, was geschieht, ist gut, weil es geschieht, und alles wirkt harmonisch und wohlthätig in dem Plane des Ganzen, wenn gleich die Art und der Grad seines Eingreifens in dieses Ganze von uns nicht bemerkt wird. Auch besteht das Gute nicht in dem Nützlichen, oder in der angenehmen Empfindung, worein es der sinnliche Eigennutz des Menschen setzt, sondern in der Realisirung des von Gott gedachten Weltplans; und was diesem gemäfs erfolgt, mufs, wie sehr auch oft der Anschein des Gegentheils sich uns zudringt, den Individuen heilsam seyn, weil das Heil des Ganzen kein anderes ist, als die Summe dessen, das die Individuen geniessen. Auf dieser Ansicht des Lebens beruht der Heldenmuth des Frommen; und er ist nothwendig unerschütterlich, weil der wechselnde Gang der Erscheinungen, ihn, der auf einem ewig fest ste-

henden Grundsatze erbaut ist, nicht zu erschüttern vermag, und weil nichts in der Sinnenwelt erfolgt, das der Blick in die Welt der Geister nicht vermittelte und versöhnte. — Sie wundern sich darüber, dafs die Vorsehung mich in diesen engen Kreis gebannt hat, in der es mir unmöglich seyn soll, die Kräfte, die sie mir gegeben, für die Welt nützlich zu verwenden. Ich theile mich nicht mit Ihnen in diese Verwunderung; ich bin da und wirke, da, wo ich seyn und wo ich wirken soll. Mag es seyn, dafs ich mit meinen Gaben und mit meiner Thätigkeit in einem grofsen und freyen Kreise hätte viel Gutes stiften können; aber war es nicht auch möglich, dafs ich bey einem ungehemmten Gange auf dem Lebenswege verirrte, dafs mein Eifer für Licht und Wahrheit mich zu weit führte, dafs mein energischer Charakter mich zu Fehlern fortrifs, die in und aufser mir mehr zerstörten, als je mein guter Wille baute? Es war nothwendig, für mich und die Welt, dafs ich diese Ketten trug, und ich bedurfte ihrer unvermeidlich, wenn meine Anlagen die Richtung und den Grad von Bildung erlangen sollten, den Gott ihnen zu-

gedacht hat. Man überlegt gewöhnlich nicht, dafs der Erziehungs - Plan, der durch die menschlichen Schicksale ausgeführt werden soll, nach höhern Ansichten angelegt ist, als diejenigen sind, die das sterbliche Auge umfafst. Das zeitliche Leben ist nur ein Punkt in unserer Existenz; seine Entwicklung ist hienieden nur beginnend u. vorbereitend, dort oben bricht erst die Knospe auf, und es treten die Blüthen und die Früchte hervor; also dort oben kommt erst an Tag, was der Gärtner, der der Pflanze hienieden wartete, im Sinne hatte, indem er bald grausam sie beschnitt, bald unbarmherzig sie aus einem Lande in das andere setzte. — Hierbey mufs ich denn doch bemerken, dafs mein Leben in den Mauren dieser Burg für die Welt nicht ganz verloren ist. Ich sammle die Kinder dieser Burgbewohner um mich, und lehre sie gut und fromm und weise seyn. Ich tröste und ermahne die Gefangenen. Ich besuche die Kranken, und segne die Sterbenden hinaus Auch ist es mir nicht verwehrt, Briefe an meine Freunde im Lande umher zu schreiben, sie im Guten zu stärken, ihren Fleifs zu ermuntern, und ihnen mitzutheilen, was mir

als wahr und bessernd kund geworden ist. Ueberdiefs wäre auch ein blos kontemplatives Leben, bestimmt immer tiefer in Gottes Offenbarungen von der übersinnlichen Welt einzudringen, kein vergebliches Leben. Es giebt Menschen, die durch einen innern Ruf bewogen, dasselbe freywillig wählen, oder die diesen Ruf durch den Gang ihres Schicksals erhalten; und sie sind nichts weniger, als unnütz für die andern, und vielleicht gerade die edelsten und vollkommensten unter allen. Indem sie der Welt und ihrem Genusse entsagen, alle zeitlichen Angelegenheiten von sich hinweg weisen, und der Bande ledig sind, worinn Eitelkeit und Sinnenlust den grofsen Haufen gefangen hält, — erinnert ihr Anblick die andern, gewifs nicht immer ohne einen wohlthätigen Erfolg, an die höhern Segionen des Daseyns, in die das vernünftige Wesen sich erschwingen kann und soll, und an die beseligenden Güter, die in denselben erreichbar sind, und selten werden sie so ganz von aller Berührung mit der Welt getrennt seyn, dafs nicht da und dort aus ihrem Munde ein Wort der Warnung, der Beschämung, der Züchtigung und der

siegenden Wahrheit in das Getümmel der Verirrten fallen sollte. Sie erheben sich oft auf den Trümmern einer in sittlicherer Verwilderung untergegangenen Generation als die einzigen, die im allgemeinen Umsturz durch ihre innere Kraft sich gerettet haben, und die wachende Vorsehung Gottes erhält und schützt sie, dafs durch ihren Dienst das verglommene Licht der Wahrheit den künftigen Geschlechtern wieder angefacht werde."

* * *

Grofse und unverschuldete Leiden, mit festem Muthe ertragen und überwunden, machen uns die Menschen interessant, weil ein hohes Maafs der Kraft unsere Bewunderung erregt, und sind sie in der Schule der Leiden weise und gut geworden, so vereinigt sich mit dem Gefühle der Bewunderung auch noch das der Ehrfurcht, das immer der Tugend entgegen kommt, am meisten aber dann, wenn sie in einem schwer verwundeten Herzen erwachsen, und unter niederbeugenden und schmerzhaften Erfahrungen erprobt worden ist. So wurde auch dem edeln Hüllmann meine innigste Huldigung. In welcher

Würde erschien itt ihm die menschliche Natur, durch dieses selbstständige Ruhen auf eigener innerer Kraft, durch diese Unabhängigkeit von äufsern Eindrücken; und durch diefs freye, ungehemmte und sichere Leben des Geistes? Und umsonst war mir dieser Mann nicht begegnet. Ich fühlte den Werth und die Nothwendigkeit der Art von Bildung, die er auf seinem dornichtigen Pfade sich erworben hatte; ich schnte mich ihrer theilhaftig zu werden; aber ich verzweifelte daran, dafs es ohne fremde Hülfe mir gelingen dürfte. Und diese Hülfe, wer konnte sie mir vollkommen gewähren, als er, der so ganz durchdrungen war vom Gefühle des Unsichtbaren und Ewigen, und in dem dieses Gefühl, und unter solchen Prüfungen, die Probe erstanden hatte.

Auch konnte ich nicht leicht ein trefflicheres Vorbild finden, um unaufhörlich und und nachdrücklich daran erinnert zu werden, wie sehr die religiöse Gesinnung den Menschen veredelt und beseligt. Ohne sie wäre Hüllmann nicht nur längst erlegen unter der Last seiner schmerzhaften und vieljähri-

gen Leiden; er hätte zugleich in seinem Unglücke den Glauben an die Tugend eingebüfst, den alles was ihm wiederfuhr, so mächtig anfocht und erschütterte. Aber den Blick gen Himmel geheftet, stand er männlich und fest in den Stürmen, die ihn umbraufsten; gestärkt durch die Aussicht in die Zukunft, bot er allen Schrecken der [illegible]wart Trotz; war ihm alles vers[illegible] [illegible]en andern unentbehrlich ist, so [illegible] [illegible]lichen Ersatz für die Gaben des [illegible]n dem Genusse und den Hoffnungen [illegible]istes; und was auch das widrige Ges[illegible] [illegible]m entziehen mochte, so rettete er gegen dasselbe doch immer die Kraft und den Muth, um sein Herz für seine höhere Bestimmung zu bilden, und auf dem Pfade der sittlichen Vervollkommung täglich fort zu schreiten. Diese Veredlung und diese selige Erhebung des Geistes über alles Aeussere erschienen mir als die höchsten und wünschenswerthesten Güter des Menschen; aber schwer drückte mich das Gefühl des Mangels der Gesinnung, durch die sie nothwendig bedingt sind. Diese Gesinnung sah ich in meinem Freunde auf das vollkommenste realisirt, und der An-

blick seines Vorbildes konnte, bey dem regen Verlangen meines Herzens, mich auf gleiche Höhe mit ihm zu erheben, für mich nicht vergeblich seyn.

Ich enthüllte ihm, mit Unbefangenheit und Wahrheit, und mit aller Hingebung eines mit sich selbst unzufriedenen und nach Ruhe strebenden Gemüths, mein Inneres. Ich erzählte ihm die Geschichte meines Lebens. Ich verheimlichte ihm keine meiner Verirrungen. Ich erklärte ihm die Vorsätze, die meine letzten Schicksale in mir veranlafst hatten, und die Versuche, die ich machte, um sie auszuführen. Besonders aber stellte ich ihm die Bedenklichkeiten und die Hindernisse dar, die mir in dem Wege standen, um zur Sicherheit und Lebendigkeit des religiösen Glaubens zu gelangen, und das Kleinod feste zu halten, nach dem mein Herz voll Sehnsucht war, und das mir aufs Neue so herrlich entgegen strahlte. „Lösen Sie, lieber Mann! sprach ich, nur in Ansehung dieses Punktes meine Zweifel, und helfen Sie mir aus dem wankenden und unbehaglichen Zustande heraus, in dem Sie mich hinhalten

Ich habe den befsten Willen ein guter Mensch zu werden, und mich zu erheben zu der Würde, zu der ich mich berufen fühle; aber ich sehe, dafs alle meine Bestrebungen eitel sind, so lange das Licht der Religiosität nicht in seiner vollen Klarheit mir aufgeht."

Hierauf erwiederte Hüllmann: „dieses Gefühl täuscht Sie nicht. Denn es ist die Religiosität, welche alle menschliche Bildung, in so ferne sie das Geistige in uns bezielt, schliefst und endet, oder worinnen das höchste Resultat und das Wesen dieser Bildung begründet ist, und sich offenbahrt; und es läfst sich leicht die Unmöglichkeit davon nachweisen, dafs ohne sie das Bestreben sittliche Güte und Würde zu erlangen, gelinge. Es ist nicht nöthig, dafs man sich, um diesen Beweis zu führen, auf die Erfahrung berufe, die uns, wenn wir nämlich die in ihr dargestellten Erscheinungen aufrichtig und mit scharfem Sinne prüfen, nie die Irreligiosität und die Tugend im Vereine zeigt, die Sache wird uns aus der Natur der Tugend selbst schon klar. Denn besteht ihr Wesen nicht darinn, dafs sie den Menschen der

Macht des Sinnlichen entreifst, und seinen Willen blos durch übersinnliche Antriebe und Zwecke bestimmt, dafs sie seine thierische Natur unter die Herrschaft der geistigen zwingt, und dafs sie ihn antreibt, dem Genuss und dem Gewinn in der sichtbaren Welt zu entsagen, um die Seligkeiten der unsichtbaren zu erlangen? — Wie sollte sie aber in dem Herzen eines Menschen wurzeln und sich entfalten können, dem diese unsichtbare Welt als ein eitler Traum erschiene, und der nichts höheres kennte, als das blinde, nothwendige Gesetz der Natur! Das Gesetz der Sittlichkeit wäre für einen solchen eine leere Einbildung, und er müfste es als nichtig hinweg werfen, und mit der seiner Denkweise gemäfsern Regel der Klugheit vertauschen, so bald er sich über sein System selbst auf eine bestimmte Weise verständigt hätte. Defswegen werden auch Sie, mein lieber junger Freund! auf dem glücklich betretenen Rückwege unaufhörlich straucheln und fallen, und Sie werden stets in grofser Gefahr seyn, wieder von demselben abzugleiten, so lange Sie an seinem Ende nichts weiter sehen, als eine undurchdringliche, trostlose Nacht."

„Doch verzweifeln Sie ja nicht daran, dafs ich Ihnen das Licht, das Sie vermissen, aufgehe. Es ist noch jedem erschienen, der es von Herzen verlangte, sich in seinen Strahlen zu sonnen. Indem Sie, aus Ihrer Sicherheit aufgeschreckt, und zum weisern Wandel berufen, den Entschlufs faßten, aufs Neue der Tugend zu huldigen, und wieder zu der Verlassenen zurück zu kehren, hat auch der Saame der Religiosität wieder in Ihrem Herzen angefangen zu keimen, und in dem Verhältnisse, in welchem sie jenen Entschlufs auszuführen streben, wird auch dieser sich entwickeln. Denn die Anlage zur Sittlichkeit und zur Religiosität ist dieselbe, und so bald sie erregt wird, ist es nothwendig, dafs sie diese ihre beyden Früchte treibe — Kommt die eine hervor, so zieht sie auch die andere nach sich, und jede erstarkt und befestigt sich durch den Einflufs der andern. Sie haben sich vorgenommen, ein guter Mensch zu werden; bleiben Sie nur diesem Vorsatze treu. Aus dem Gesetze, das Sie zur Norm Ihres Lebens machen, wird Ihnen bald der Gesetzgeber kund werden, dessen Willen es ausspricht, und bald wird Ihr Herz in Ehr-

Furcht, Liebe und Andacht sich zu ihm erheben, der keinem verborgen bleibt, der in kindlicher und heiliger Gesinnung ihn sucht."

„Es scheint, dafs Sie in denselben Fehler gefallen seyen, der schon manchem redlichen Gemüthe das Geheimnifs der Gottheit und ihres Wirkens, auch bey dem eifrigsten Streben, es zu durchdringen, verhüllte. Die Ideen, worauf die religiöse Gesinnung beruht, kommen nämlich nicht in die Seele, und werden nicht vom Verstande aufgefafst, und in Begriffe gebildet, wie andere wissenschaftliche Theorien. Zwar können wir sie nach den Gesetzen des Denkens bestimmen, erklären, und systematisch ordnen; aber sie behalten bey diesem Verfahren den theoretischen Charakter, den wir ihnen durch dasselbe anbilden, und sie kommen nie zu dem Leben, in welchem wir sie in dem religiösen Gemüthe wirken sehen. Die Vernunft kündigt uns Gott und die Geisterwelt als Thatsachen durch unmittelbares Bewufstseyn an. Wir vernehmen alle diese Ankündigung. Wir finden in ihr nichts widersprechendes

im Gegentheile befriedigt sie ein unverkennbares Bedürfniſs unsrer Natur, und bringt Licht und Harmonie in alle Verhältnisse unsres Lebens. Wollen wir aber eine ausser oder über ihr liegende Begründung derselben aufsuchen, und was uns diese innere Stimme sagt, der Prüfung anderer Zeugnisse unterwerfen, so weicht der Boden unter uns, und wir finden des Forschens kein Ende. Dieſs kommt daher, weil wir die Gesetze, die in der Sinnenwelt herrschen, auf die geistige anwenden, und in die Sphäre des Verstandes herüber ziehen, was vor dem Gerichtshofe der Vernunft schon entschieden ist. Was uns der äussere Sinn anzeigt, das halten wir für reell, und wir folgen in unserm Handeln zuversichtlich seinem Zeugnisse, ohne erst die Untersuchung anzustellen, wie dasselbe möglich sey. So offenbahrt uns das Zeugniſs des Geistes das Unendliche und Ewige, und enthüllt uns in ihm unsres Daseyns Sinn. Es ist an uns, daſs wir seinem Zeugnisse glauben, und daſs unser Wille eben so zuversichtlich der Bestimmung folgt, die er durch dasselbe erhält.“

„Es ist deſshalb ein vergebliches Bemühen, wenn man einen Gotteslängner, oder einen sogenannten Freygeist durch wissenschaftliche Entwicklungen zur religiösen Ueberzeugung zu führen sucht, und was uns da und dort von der Bekehrung grofser Verbrecher, auf dem Wege der Demonstration, erzählt wird, ist entweder Täushung frommer Gutmüthigkeit, oder es wird der wahre Grund der veränderten Ueberzeugung dieser Menschen mit einem eingebildeten verwechselt. Ist ein solcher Ungläubiger ein scharfer und konsequenter Denker, so wird er, indem ihr, in der Absicht ihn in das unsichtbare Leben einzuführen, an seinen Verstand sprechet, so viele Lücken und Blösen in euerer Darstellung bemerken, und ihr werdet, von dem, was er euch entgegen hält, so viel unerledigt und unwiderlegt lassen müssen, dafs zu besorgen steht, seine Ansicht möchte durch euer Verfahren eher erschüttert, als befestigt werden. Ist er aber im Denken ungeübt, so werdet ihr ihm auf dem Wege der Demonstration ohnehin nicht beykommen können, zumal, wenn sich in ihm mit einem schwachen Verstande ein starrer Sinn einigt, den ohnehin

gewöhnlich die höchste Kunst populärer Beredsamkeit nicht zu beugen vermag. Indem man den Versuch macht, durch Anregung des Verstandes den Menschen zur Religiosität zu führen, setzt man offenbar voraus, dafs die Gründe, deren man sich zu diesem Behufe bedient, unwiderstehlich seyen, wie es z. B. die Beweise in der Mathematik sind. Da aber, wie uns die Erfahrung unaufhörlich lehrt, und wie auch die Natur der Sache darthut, diese Voraussetzung falsch ist, so mufs jener Versuch, wenn nicht andere Einflüsse ihm zu Hülfe kommen, nicht nur mifslingen; man führt durch denselben auch noch die Gefahr herbey, den Menschen für die Wirksamkeit derjenigen Hülfsmittel unempfänglich zu machen, die in der That zur Hervorbringung des religiösen Glaubens dienlich sind."

„Aber gesetzt auch, die Spekulation führte den Menschen zur Erkenntnifs Gottes und des ewigen Lebens, so dafs er von der Realität des einen und des andern dieselbe Gewifsheit erhielte, die er in Hinsicht auf andere Gegenstände des wissenschaftlichen Den-

bens erlangt hat, so wäre doch damit die Gesinnung noch nicht hergestellt, die wir auf diesem Wege zu erreichen streben, und in welcher der eigentliche Charakter der Religiosität liegt. Wir könnten bey jener Gewifsheit noch immer ans Irdische geheftet, durch die Antriebe des gemeinen Lebens bestimmt, und in der Sinnlichkeit versunken seyn, wie wir wissen, dafs manche Menschen bey der vollsten Ueberzeugung von der Verderblichkeit und Schmach des Lasters, es sich doch nicht abgewinnen können, seine Fesseln abzuwerfen. Denn das Licht, das im Verstande scheint, ist an sich nie kräftig genug, die ihm widerstrebenden Neigungen zu besiegen, und Entschliefsungen und Gesinnungen erwachsen und wurzeln nur durch unmittelbare Erregung des Herzens. Gewöhnlich geht auch die wirkende Kraft der Wahrheit gerade dadurch verlohren, dafs wir sie zum Gegenstande wissenschaftlicher Untersuchung machen. Wir bereden uns so leicht, dafs wir sie bereits in ihrem höchsten Interesse gefafst haben, wenn es uns nur gelungen ist, sie theoretisch nachzuweisen und zu befestigen; und es geht mit der Wahrheit,

wie mit der Schönheit, ihr Eindruck mindert sich in demselben Verhältnisse, indem wir sie zergliedern und durchdringen."

„Wie wenig wir der Spekulation zutrauen dürfen, wenn es darauf ankommt, Gott und seine Vorsehung und unsre jenseits dieses Lebens liegenden Hoffnungen aufzufinden, und in unserm Bewufstseyn lebendig zu verklären, ist schon daraus ersichtlich, dafs die Denker von Profession, und überhaupt diejenigen, deren Thätigkeit vorzüglich der Ausbildung des Erkenntnifsvermögens gewidmet ist, nicht immer auch die Religiösesten sind. Ja eine gemeine Erfahrung will wissen, dafs der zuversichtliche und fruchtbare Glaube weit häufiger und vollkommener in den Hütten der Armen, als in den Schulen der Weisen dieser Welt gefunden werde. Weit mehr gewährt in dieser Hinsicht jenen ihr gerader Blick, ihre der Wahrheit entgegen kommende Gelehrigkeit, und ihr empfängliches Herz, als diesen ihr Forschungsgeist und ihr scharfer, alles durchdringender und spaltender Sinn. Und ist die Seeligkeit der Religiosität eine allen zugedachte Wohlthat, und ihre Würde

ein Ziel der menschlichen Bildung überhaupt, so durften sie unmöglich durch den auf wissenschaftliche Zwecke strebenden Fleifs bedingt werden. Denn derselbe kann Vergleichungsweise nur für sehr wenige Aufgabe des Lebens seyn, und noch geringer ist die Anzahl derjenigen, denen er in einem ausgezeichneten Grade gelingt."

„Mit allem diesem soll aber nicht gesagt seyn, dafs die religiöse Idee durchaus nicht Gegenstand wissenschaftlicher Behandlung werden dürfe. Es ist ihr Ursprung oder ihre Begründung, und ihre Ausbildung zu unterscheiden. Die Spekulation kann ihre Nothwendigkeit nachweisen, aber damit steht sie zugleich an der Gränze ihres Gebietes, jenseits welches das Unerforschliche liegt, und versucht sie, dieselbe zu überschreiten, so wagt sie die Gefahr, die gedachte Idee wieder zu verlieren. Es offenbart uns das vernünftige Bewufstseyn die göttliche Weltregierung, und indem wir diese Offenbahrung anerkennen, und das Gemüth sie mit Zuversicht ergreift, wird in unserm Herzen das religiöse Leben angefacht. Was auf solche Weise uns

kund geworden, können wir vernünftig bilden, ordnen, und aufhellen, und in wissenschaftlicher Form darstellen; aber ein hohes Heiligthum muſs die geoffenbahrte Wahrheit uns bleiben, so daſs sie bey jeder Behandlung als unberührbar vorausgesetzt, und als unerschütterlich bestehende Thatsache gegen jeden Zweifel gesichert erscheint. So tritt der religiöse Sinn und der wissenschaftliche Geist in einen schönen Verein. Was jener durch den Glauben ergriffen hat, wird durch diesen gestaltet und aufgeklärt; aber bescheiden beschränkt sich dieser auf sein Gebiet, er, dem die Befugniſs nicht zusteht, über die Möglichkeit und Realität dessen zu erkennen, was dem Bewuſstseyn als nothwendig gegeben ist. Und hat das Herz die Wahrheit gefunden, so wird auch der Kopf sie nicht vergeblich suchen."

„Alle diese Bemerkungen über die Religion überhaupt gelten auch von ihrer reinsten, edelsten und vollkommensten Darstellung, dem Christenthum. Alle die Versuche, die man von jeher gemacht hat, die Gottlichkeit seines Ursprungs, oder seinen Charakter, als übernatürliche Offenbahrung Gottes, aus sei-

nem Innhalte und seiner Geschichte, in wissenschaftlicher Form, zu beweisen, haben vielleicht noch keinen einzigen Ungläubigen bekehrt; wie denn diese Beweise auch in der That nicht zureichen, alle Bedenklichkeiten, die der Verstand gegen sie erhebt, nieder zu schlagen, und das Resultat, das durch sie gefunden werden soll, in unwiderstehlicher Kraft und Wahrheit darzustellen. Sie taugen höchstens dazu, den Innhalt und die Geschichte des Christenthums gegen den Vorwurf der Unmöglichkeit und des innern Widerspruchs zu retten; aber sie reichen nicht so weit, um seine Nothwendigkeit und objektive Wahrheit darzuthun. Ueberdiefs erfordern diese Beweise einen so grossen Apparat von Gelehrsamkeit, und man mufs einen so weiten und mühsamen Weg wandeln, bis man bey ihrem Endpunkte anlangt, dafs sie nur den wenigsten Menschen den bezielten Dienst leisten können, und dafs ihr Effekt dann, wo er in voller Kraft hervortreten soll, gröfsten Theils schon wieder verflossen ist. Zum Glücke gelangen wir ohne sie zum Genusse der Seeligkeit, welche Gott dem nach Licht und Leben strebenden Geiste in dem Chri-

stenthume zugedacht hat. Seine Offenbahrungen sprechen die Vernunft, als eine Stimme Gottes an; wir fühlen in ihnen eine Kraft, die unser Gemüth unwiderstehlich ergreift und überwältigt; aus ihr ströhmt so viel Trost, Ruhe und Hoffnung in unser Herz; wir werden durch sie muthig, tapfer, fromm und seelig; sie stellt den Frieden in uns her, und steuert jeder Entzweyung mit der Aussenwelt. Wollten wir ihr entsagen, so hiesse diefs die Hinwegwerfung unsrer höchsten Güter beschliessen. Wir bedürfen nicht, dafs eine äussere Hülfe unsern Glauben an sie unterstütze; die Wahrheit steht unerschütterlich in unsrer Seele, und so klar und unverkennbar, wie die Sonne am Himmel, und laut und kräftig spricht für sie das innere Zeugnifs des heiligen Geistes. Indem wir den Willen dessen thun, der Iesum sandte, werden wir inne, dafs seine Lehre von Gott sey."

„Auf dem Wege der Spekulation, lieber Freund! werden Sie also das Heil nie finden, das Sie suchen; sie werden sich, wenn es gut geht, seines Begriffes bemächtigen, aber ich zweifle, ob Sie je zu seinem Genusse kom-

men. Die Wahrheit leuchtet Ihnen in das Auge Ihres Geistes; aber umsonst bemühen Sie sich, sie mit dem lieblichen Auge zu schauen. Gottes Stimme spricht an ihr Herz, aber es kann Ihnen nicht gelingen, wenn Sie versuchen, sie im gemeinem Menschenwort zu dollmetschen. Vertrauen Sie der Offenbarung, die Ihnen geworden ist, und folgen Sie einem Gefühle, das Sie nicht täuschen kann. Das ist der Glaube, zu dem wir zur religiösen Gesinnung gelangen, oder in dem diese Gesinnung besteht. Er verzichtet darauf, das in Klarheit zu erblicken, was seiner Natur nach unerforschlich ist, und das Innere der Gegenstände zu durchdringen, die in der Hülle des Geheimnisses in sein Bewufstseyn kommen. Was Ihrem Herzen sich als unentbehrlich kund thut, was ihm zur Stärkung, zur Erweckung, zur Beruhigung, zum innern Frieden dienlich ist, was seine Gesinnung veredelt und verschönert, was es versöhnt mit allen Widersprüchen und Lasten des Lebens, und was Ihnen als nothwendig erscheint, um die Würde zu behaupten, zu der Sie sich berufen fühlen, — das kann Sie unmöglich täuschen. Lassen Sie sich's nicht irren, wenn

Ihr Verstand darinn noch viele Dunkelheiten und manches Unbegreifliche bemerkt. Nehmen Sie nur die Ihnen gewordenen Offenbahrungen mit zuversichtlichem und gelehrigem Sinne auf; sie werden Ihnen dann von selbst immer heller und gewisser werden, und immer mehr wird in seiner Majestät der Unendliche sich vor Ihnen enthüllen. So wird der Thron der Wahrheit sich in Ihrem Herzen erheben; was sie mit lebendiger Kraft fühlen, und was als Bedingung aller Vollkommenheit und Seeligkeit in Ihnen besteht, dafür werden Sie keines Beweises bedürfen; Sie werden Gottes und seiner Weltregierung, so wie des Werks, das er in Christo vollendet hat, so sicher werden, als Ihrer eigenen Existenz; in ihm werden Sie leben und seelig seyn, der Ihre höchste Liebe und das letzte Ziel alles Ihres Wollens und Strebens ist."

* * *

„Das Streben, sprach Hüllmann, als ich ihm meine Bedenklichkeiten über diesen und jenen Punkt des Lehrbegriffs vortrug, — die Offenbahrungen des Christenthums wissen-

schaftlich nachzuweisen und zu bestimmen, so gewifs auch bey demselben nur die weitere Begründung und Aufklärung dieser göttlichen Religion beabsichtigt ward, hat mehr als sonst irgend etwas zum Verschwinden ihres Geistes und zur Lähmung ihrer Kraft beygetragen. Es war recht und wohl gethan, dafs man versuchte, die Uebereinstimmung ihrer Lehren mit den Grundsätzen der Vernunft bemerklich zu machen, und diese Lehren selbst systematisch zu ordnen und durch verschiedene Formen ihrer Darstellung verschiedener Empfänglichkeit anzupassen. Aber es drohte diesem Verfahren eine gedoppelte Gefahr; einmal, dafs die reine Offenbahrungsidee durch die vorgefafsten Begriffe derjenigen, die sie zum Gegenstande ihrer Spekulationen machten, getrübt und entstellt werden, und dann dafs bey dieser ausschliessenden Richtung des Geistes auf den theoretischen Zweck, das Höhere, worauf es bey der Religion ankommt, nämlich die Gesinnung, hinter dem mit so grossen Ansprüchen hervortretenden Dogma, verlohren gehen konnte. Wir wissen, wie in allen Zeiten und in allen Gemeinden die Bekenner des Christenthums diesen Gefahren un-

terlegen sind.' Die Auserwählten ausgenommen, die sich, nur der Stimme ihres Herzens horchend, von dem sie umgebenden Verderbnifs unbefleckt erhielten, überliessen sich alle bald dem Aberglauben, bald dem Unglauben, der als Evangelium ihnen verkündigt ward, und es kam so weit, dafs die Rechtglaubigkeit für das Wesen der christlichen Gesinnung galt, und dafs man um ihrer Willen auch solche seelig sprach, denen Liebe und Tugend in ihrem ganzen Leben fremde geblieben waren."

„Hätten doch diejenige, welche von jeher das theologische Studium zu ihrem Berufe machten, sich vor allen Dingen über den Zweck, den der Stifter des Christenthums, durch die Kundmachung seiner Lehre bezielte, zu verständigen gesucht; es würde ihnen dann nicht auf die besagte Weise der Geist im Buchstaben verschwunden, und der hohe Sinn des Gottgesandten im dürftigen Worte untergegangen seyn. Christus kam nämlich nicht dazu, um das Gebiet der menschlichen Erkenntnisse zu erweitern, dem Verstande neuen Reichthum darzubringen, und durch eine hö-

here Art von Aufklärung den Gesichtskreis des menschlichen Geistes auszudehnen und zu erhellen. Damit hätte er nicht für die Bestimmung des Menschen, als eines vernünftigen, für ein ewiges Leben berufenen Wesens, in ihrem ganzen Umfange, gewirkt, und es wäre ihm blos das untergeordnete Verdienst eines Lehrers geblieben, der ja nie unmittelbar das Höchste und Beste zu bewerkstelligen vermag. Es war ihm der würdigere Beruf angewiesen, die Menschen zu erwecken, in ihrem Verfalle, sie zurück zu führen, aus der Sinnlichkeit und dem Elende, zur Heiligung und zur Seeligkeit, und in ihnen die Gesinnung zu erregen, mit der es ihnen gelingt, sich wieder mit Gott zu vereinigen, von dem sie durch die Sünde sich getrennt hatten. Freylich konnte die Kraft und der Wille zu dieser Umkehr nicht in ihnen entstehen, ohne dafs die Uridee der Religion ihnen in neuer Verklärung dargestellt, und ihre Wahrheit aufs neue befestiget ward. Aber diese Idee wurde ihnen um des Zwecks willen gegeben, der durch den Stifter dieser göttlichen Anstalt erreicht werden sollte, dafs nämlich die Menschheit sich wieder erhebe

zu Gott. Dafs wir jene Idee in unserm Bewufstseyn haben, dafs sie uns deutlich und verständlich werde, und dafs wir der Realität ihres Gegenstandes gewifs seyen, ist freylich nothwendig; aber begnügen wir uns hiermit, oder glauben wir durch diefs Anerkenntnifs schon alles erfüllt zu haben, so bleiben wir auf dem halben Wege stehen, und das höchste Gut, das uns in Christo zugedacht worden, wird nimmer unser Eigenthum. Wir können und sollen die Stimme der Wahrheit, die durch ihn erschallt ist, vernehmen; aber sie ist uns ein leerer und sinnloser Ton, wenn wir ihr nicht folgen."

„Indem wir voraus setzen, dafs Jesus nicht nur, durch eine vorzügliche Schärfe der Denkkraft von der Natur begünstigt, die Aussprüche der Vernunft über Gott und die menschliche Bestimmung, am glücklichsen erklärt, und am einleuchtendsten dargestellt, sondern durch einen besondern Ruf Gottes bevollmächtigt, ein neues und helleres Licht im Gebiete des religiösen Denkens angezündet habe; — übernehmen wir die Verpflichtung, in seiner Lehre einem göttlichen Zeug-

nisse zu huldigen, vor dem die Vernunft, in der Erinnerung an ihre natürliche Beschränkung, bescheiden verstummen mufs. Das Evangelium erhält dadurch einen historischen Charakter; der Glaubwürdigkeit des Herolds gewifs, findet in uns kein Zweifel gegen die Wahrheit seiner Verkündigung statt. Aber es ist unmöglich irgend einen Begriff so in das Wort zu fassen, dafs er nicht mifsverstanden werden könnte, zumal wenn das Wort aus Zeiten und Verhältnissen herüber tönet, die uns fremd sind; und es mag durch die Menschen, denen gepredigt wird, die Darstellung der Lehre manche Form fordern, die wieder auf die Lehre selbst zurückwirkt, und ihren Begriff modificirt. Defshalb müssen wir überall, und so auch im Christenthum, den Buchstaben und den Geist unterscheiden, und nur dieser letztre erscheint vor uns als das Wort aus dem Munde Gottes. Er ist das Wesentliche, Charakteristische und Bestehende in der Lehre, das immer aus dem Buchstaben hervor glänzt, er bilde sich auch so oder anders, — die schlechthin nothwendige Bedingung des durch sie bezielten Zwecks, ohne welche dieser nicht erreicht werden könnte,—

das Eigene und Ausgezeichnete, was die gegebene Lehre in Hinsicht auf ihren innern Gehalt von einer jeden andern unterscheidet. Es ist dieser Geist des Christenthums, der in den Reden Jesu, in den Schriften des Evangelisten Johannes und in den Briefen Pauli mit gleicher Wahrheit und Kraft webet und uns anspricht; aber seine Hülle gestaltet sich in dem Munde eines jeden von diesen seiner Verkündiger anders, und jeder bildet ihm seine eigene Form an, die wir fallen lassen können, ohne dafs er selbst uns entschwinde."

Man hat hiergegen bemerkt, dafs nach dieser Ansicht es auf das Urtheil eines jeden Einzelnen ankomme, darüber zu erkennen, was der Geist der Lehre Jesu sey, und dafs über seinen wahren und eigenthümlichen Charakter keine Bestimmung statt finde, die sich den Vorzug der allgemeinen Gültigkeit anmassen könnte. Es ist an dieser Bemerkung viel Wahres. Jeder sieht diesen Geist mit seinem eigenen Organ, und jedem erscheint er durch ein anderes Medium. Anders bildet er sich in dem Kopfe des wissenschaftlich kultivirten Denkers, anders in der dunkeln Sphäre des unwissenden Laien; anders da wo die

vorherrschende Phantasie ihm Gestalt und Leben giebt, und wieder anders da, wo die kalte Vernunft ihn in seinem Urbestande zu erfassen strebt. Diefs erfolgt nothwendig und unvermeidlich, nach einem Gesetze der Natur; aber dieses Gesetz verkündigt uns auch den Willen Gottes, dafs jeder dem Geiste treu verbleibe, der ihm erscheint, und dafs keiner das Recht habe, dem andern seine Ansicht aufzudringen, indem für jeden nur das Wahrheit ist, was ihm, nach den Bedingungen seiner Individualität, als Wahrheit kund geworden. Es mag diesem die christliche Lehre in ihrer ursprünglichen Reinheit und Klarheit offenbar werden; wohl ihm, wenn er auch in dem Lichte wandelt, das ihm aufgegangen ist; — es mag ein anderer ihrem Wesen noch manchen theologischen Zusatz beyfügen; auch für ihn ist es Sache des Gewissens seiner Ueberzeugung au folgen; — aber keiner von beyden ist berechtigt, den andern zu verdammen, weil er nicht mit ihm auf demselben Standpunkte der theoretischen Ansicht steht. — Die Einwendungen, die man gegen diese Darstellung erhebt, sind vergeblich; sie werden unaufhörlich durch die Er-

fahrung widerlegt. Alle Versuche, die man von jehar gemacht hat, um die Bekenner des Christenthums in Hinsicht auf den Begriff der Lehre zu vereinigen, blieben bis auf diese Stunde eitel. Sie bewirkten vielleicht Uebereinstimmung des in dem Buchstaben ausgedrückten Bekenntnisses; aber umsonst erwartete man, was sie bezielten, Uebereinstimmung der Vorstellungen. Deßhalb haben erleuchtete Lehrer die Gemeinschaft der Heiligen auch nie in der Einheit des Glaubens, sondern immer nur in der Einheit der Gesinnung gesucht."

„Daneben kann und soll aber Einheit des Glaubens im biblischen Sinne, unverrückt bestehen. In diesem Sinne nämlich ist der Glaube, der in aller Herzen wirksam leben soll, die heilige und getroste Gesinnung, die durch den kindlichen Blick auf die durch Christum verkündigte Liebe Gottes gepflanzt und genährt wird, und die nicht entstehen kann, ohne das Wesentliche und Allgemeine vorausgesetzt ist, ohne welches gar kein Christenthum statt findet, nämlich die Ueberzeugung von der göttlichen Sendung Jesu und

von der hierauf sich gründenden entscheidenden Autorität seiner Aussprüche. Diese Ueberzeugung ist der nothwendige Anfangspunkt, an den das Christenthum, in so ferne es in der Erkenntnifs und in der Gesinnung besteht, sich anknüpft, und der erste Funke aus dem sein erhellendes und erwärmendes Licht sich verbreitet. Ohne ihn geht diefs Licht gar nicht auf; aber es scheint mit mehr und weniger Stärke und Klarheit, wo er nur zu glimmen begonnen hat. Wer es einmal gewifs geworden ist, dafs Christus gekommen sey, die Gefallenen zu retten, der kann und wird, bey redlichem Sinne, auch seiner Rettung theilhaftig werden. Sey es, dafs ihm diese oder jene Lehre noch im Dunkel schwebt, oder dafs ihre Wirkung an seinem Herzen versagt. Für ihn ist nur das Wahrheit, was als Wahrheit sich ihm ankündigt; und da er einmal an der Quelle des himmlischen Lichtes sitzt, so liegt es nur an seiner Gelehrigkeit und an seinem treuen Fleisse, dafs das Dunkle sich ihm immer mehr verkläre, dafs er die Hülle des Geheimnisses immer glücklicher durchbreche, und dafs er immer grössern Reichthum von Erkenntnifs aus dem ihm geöffneten Born der Wahrheit schöpfe."

„Defshalb darf es Sie nicht beunruhigen, mein lieber Freund! wenn Ihnen das, worinn andern eine Stimme Gottes ertönet, nur als dürftiges Menschenwort erscheint, — wenn ihre Vernunft sich sträubt, gegen Begriffe, die andere mit Ehrfurcht und Andacht auffassen, und wenn Sie selbst in diesem und jenem Texte der Schrift den Sinn nicht finden können, der einer göttlichen Offenbahrung würdig wäre. Die Resultate, die im Forschen nach Wahrheit sich uns darstellen, können, vorausgesetzt, dafs dieses Forschen aufrichtig ist, uns nie, eben so wenig zur Schuld, als zum Verdienste angerechnet werden; und der Erwerb der Wahrheit hängt weniger von unserm Verlangen nach ihr, als von der Weisheit und Güte dessen ab, der sie uns mittheilt. Bewahren und benutzen Sie mit Treue die Erkenntnifs die Ihnen geworden ist, und seyen Sie es gewifs, dafs Sie Ihnen dann immer im reichem Maafse zufliessen wird. Um das Höchste zu erlangen, das wir anstreben, genügt dem redlichen Herzen auch ein geringer Maafs. Und gleichwie dem Sinne des wahren Christenthums ein stetes Wachsthum an Liebe, Tugend und Hoffnung

verheissen ist, so wird auch ihm ein immer sich mehrender Gewinn an Erkenntnifs und Licht."

* * *

Die christliche Gesinnung, bemerkte ich meinem Freunde, die Sie als das höchste Ziel aller menschlichen Bildung, als die Vollendung seiner immer sich entwickelnden geistigen Natur, und als den letzten Triumpf über alle seiner Vervollkommnung widerstrebenden Kräfte darstellen, — ist, nach Ihrer eigenen Erklärung nur durch die ausschliessende, und den Willen entscheidend bestimmende Richtung des Geistes auf das Absolute und Uebersinnliche möglich, welche Richtung nur in dem Verhältnisse gelingen und bestehen kann, in dem der Mensch seinen Blick von dem Bedingten und Sinnlichen abzieht. Soll er im Absoluten leben, so mufs das Endliche für ihn vernichtet seyn, und findet er die Aufgabe seines Lebens im Ewigen, wo ist dann noch ein beachtenswerthes Interesse, das im Zeitlichen ihn anziehen könnte? Ich begreife, dafs der Mensch durch diese Art

von Erhebung sich einen hohen Adel und eine ihr unaussprechlich beseligende Unabhängigkeit erwerbe, während ihr Gegentheil ihn in ewiger Schmach und Sklaverey hinhält. Aber entfremdet er sich auf solche Weise der Erde, wird er dann nicht für die Geschäfte und Angelegenheiten des Lebens verloren seyn, und die Kraft einbüssen, um edel und wohlthätig in sie einzugreifen? Wird seine Tugend nicht einen leeren und verdienstlosen Charakter von Pafsivität anziehen, der zwar gerade nicht gesetzwidrig handelt, aber es nicht für der Mühe werth hält, in das Gemeine herab zu steigen, um in ihm Gutes zu thun? Wird er seine Würde am Ende nicht im blosen Gefühle oder in der Kontemplation suchen, deren das eine und die andere doch nur dadurch einen Werth haben, dafs sie die Gesinnung veredeln, und das Gemüth zu schönen Thaten begeistern?"

„Es giebt, so wie in der physischen, also auch in der moralischen Welt nichts, erwiederte Hüllmann, was nicht der Ausartung, oder des Abfalls von seinem Charakter

verworfen wäre, und wir wissen, dafs nicht nur das Vollkommenste und Trefflichste hiergegen keine Sicherheit hat, sondern auch in seiner Ausartung in Gefahr ist, gerade das Verderblichste und Schlechteste zu werden. Auch das gedeihendste und reinste Leben der christlichen Religiosität ist nicht nothwendig ein ewiges Leben; wer nicht mit Vorsicht und Sorgfalt sich befleifst es in seinem reinem Charakter in sich zu erhalten, kann in demselben auf traurige Abwege gerathen, und auf einer solchen haben die sich verirrt, die sie beschuldigen, dafs sie für die Welt verloren seyen, und dafs die Erkenntnifs der Wahrheit an ihnen nicht mehr vermocht habe, als die Hervorbringung einer blos paſsiven Tugend, die eigentlich gar keine Tugend ist. Diese Menschen mögen es, worüber wir sie ja nicht in Anspruch nehmen wollen, im Grunde recht gut meynen, und ihrem beſsten Wissen folgen. Aber beherrscht von der Uebermacht der Phantasie setzen sie das Wesen des christlichen Sinnes in die frommen Gefühle, die ihr Herz erfüllen und beglücken, und schwärmend in ihrem Genusse, werden sie leicht von der natürlichen Träg-

heit beredet, dafs diefs innere Anschauen der unsichtbaren Welt die Anstrengung und Verläugnung entbehrlich mache, die das Eingreifen des tugendhaften Willens in die sichtbare erfodert. Solchen Menschen hat das Licht der christlichen Wahrheit sich in einen verführerischen Irrwisch verwandelt, und sie sind eben solche Egoisten, als die Weltlinge, nur dafs sie ihren Genufs anders wo suchen, und auch dafs sie schwerer zur Erkenntnifs ihres Irrganges zu bringen sind, als diese."

„Unterdessen würde es sehr ungerecht seyn, wenn man in diesen Wahrnehmungen Veranlassung suchen wollte, der Religiosität irgend einen Vorwurf zu machen, oder Verdacht gegen ihre Nothwendigkeit und ihren Werth zu erregen. Der Pfad, der zu irgend einem uns wichtigen Ziele führt, hört um defswillen nicht auf der rechte zu seyn, dafs einige von denen, die ihn wandeln, sich auf Seitenwege verirren, oder durch rasche Eile oder Trägheit straucheln; und diesen Verirrten, denen es nicht gelang, beym Ziele anzulangen, setzen wir mit Recht die andern entgegen, die mit Vorsicht und Muth den

Weg zurück gelegt, und an seinem Endpunkte aller ihrer Hoffnungen Krone empfangen haben. Auch die Erfahrung zeugt in dieser Hinsicht laut für die gute Sache des frommen Sinnes. Wir kennen so viele weise und thätige Regenten, tapfere Soldaten, edel und unermüdet wirkende Staatsdiener, arbeitsame Gewerbsleute, wackere Hausväter, musterhafte Mütter, — die nicht nur zugleich religiöse Menschen, im reinsten und umfassendsten Sinne waren, sondern auch den Grad von nützlicher und geordneter Wirksamkeit, den wir an ihnen bemerken, ohne die religiöse Gesinnung nicht erlangt haben würden. Und dieses Zeugnifs der Erfahrung ist so allgemein und so laut, dafs wir alle, selbst wenn uns auch das Licht des Glaubens nur dürftig schimmert, ohne Furcht vor den Gefahren der Schwärmerey, oder der Ertödtung der praktischen Tüchtigkeit, doch lieber dem Manne vertrauen, von dem wir wissen, dafs sein Gemüth auf Gott gerichtet sey, als dem Atheisten, und dafs wir sorgloser in alle Verhältnisse und Berührungen des Lebens mit jenen treten, als mit diesen."

„Dieses Zutrauen ist wohl feste gegründet, in so ferne wir voraussetzen, dafs in demjenigen, dem wir es widmen, die reine Idee der Religiosität realisirt sey. In diesem Falle sieht zwar der Fromme überall und in allen Erscheinungen des Lebens die freye Wirksamkeit Gottes, und in den Naturursachen, die seinem Blicke sich darstellen, Anstalten und Mittel der alles belebenden und erregenden unendlichen Kraft; er setzt seines Daseyns Zweck nicht in die ihn umgebende sinnliche Welt, und sucht defshalb in ihr kein Genüge und kein Letztes, bey dem er stille stehend ruhen könnte; die Genüsse, die ihm diese Welt darbietet, werden von ihm weder gewünscht, noch empfangen, als etwas, das an sich gut wäre, und ihre Entbehrung macht ihn nicht unglücklich; er betrachtet sich, so lange er hienieden wandelt, als einen in der Fremde lebenden Pilger, und nie läfst sein Blick von der Heimath ab, nach der sein Herz sich sehnet. Aber um defswillen wird er dem Leben nicht entrückt, so lang er noch demselben angehört; es gewinnt im Gegentheil für ihn Interesse und Werth, durch den höhern Sinn, den er in

dun findet. Es ist der Spielraum und die Schule der Geisteskraft, die für die Ewigkeit gebildet werden soll. Aber man durchläuft diese Schule umsonst, wenn man die Lehren, die in ihr gegeben werden, gering achtet, durch Trägheit und Unthätigkeit die Früchte, die sie darbietet, zertritt, und sich den Besitz von Gütern erträumt, die erst nach vollendeter Erziehung in der Wirklichkeit genossen werden. Darum nützt der Religiöse die Freuden und die Leiden des Lebens, ohne seinen Sinn gegen sie abzustumpfen, zu seiner Besserung; er verwendet mit Eifer seine Kräfte in dieser niedrigern Region des Reiches Gottes, um sie für eine höhere zu bilden; er wartet mit Treue und Fleifs seines Berufes, und wuchert redlich mit seinem Pfunde, weil die Arbeit im Geringern die Vorbereitung zum Gröfsern ist; er treibt mit freudigem Muthe sein Tagwerk, der Ueberzeugung gewifs, dafs der Werth des Lebens von dem Guten abhänge, was die durch den sittlichen Willen bewegte strebende Kraft gestiftet hat. Offenbar unterscheidet sich also der Religiöse von dem Weltmenschen nicht dadurch, dafs er schwä-

cher in die sichtbare Welt eingriffe, als dieser; im Gegentheile ist von ihm eine kräftigere Wirksamkeit zu erwarten, da höhere und stärkere Antriebe ihn erregen, und seiner Thätigkeit herrliche Preise werden, von denen die naturalische Denkweise keine Achtung hat."

„Die passive Tugend, deren Sie gedachten, ist kein Erzeugnifs der wahren Religiosität; sie ist das Produkt der geist- und kraftlosen Andächteley, die mit Begriffen und Gefühlen spielt, und sich einbildet, des Herzens Reinheit bestehe darinn, dafs auf seinem Boden nur keine böse Frucht aufgehe, wenn er übrigens gleich gänzlich brach liegt; ja die es sich wohl gar verzeiht, wenn die Keime des Bösen in diesem Herzen leben und sich bewegen, nur dafs sie durch üppiges Aufschiessen nicht zur öffentlichen Kunde kommen. Solche Menschen sprechen vielleicht von ihrer Liebe zu Gott, von der Seligkeit, deren sie durch dieselbe theilhaftig werden, und von dem tiefen Verderben der in Argen liegenden Welt; auch sehen wir ihren Ernst nie von einem der Fehler übereilt, welche

Sinnenlust, Unbesonnenheit und feuriger Muth täglich begehen: aber, wenn wir ihnen zumuthen, uns ihren Glauben in ihren Werken zu zeigen, oder wenn wir nach den Hungrigen fragen, die sie gespeist, nach den Durstigen, die sie getränkt, und nach den Nackenden, die sie gekleidet haben, so vermögen sie nicht, uns die Früchte nachzuweisen, die wir ja wohl mit Recht von der Gesinnung erwarten, die sie aussprechen. Dadurch legen sie aber den klaren Beweis ab, dafs diese Gesinnung in der That nicht in ihnen sey. Die Liebe zu Gott ist kein bloses Dulden, Ertragen, Vermeiden; sondern ein freudiges, kraftiges, unermüdbares Handeln, bestimmt durch die lebendige Sehnsucht, dafs überall der Wille des Geliebten geschehe, seine Absicht befördert und in seinem Rathe gewirkt werde. Darum beschränkt sich der wahrhafte Gottes-Verehrer nicht darauf, blos das zu thun, was aus dem rechtlichen Grunde ihm angesonnen werden kann, oder wodurch man das Bewufstseyn eines legalen Wandels erwirbt. Die Liebe treibt ihn über die enge Gränge des strengen Pflichtgebots hinaus, und begeistert zu Thaten des Edelmuths, der Wohlthätig-

heit und der Aufopferung, in denen die menschliche Natur in ihrer höchsten Würde glänzt. Ueberall ist er thätig und geschäftig, wodurch ihm Böses gehindert, und Gutes gefördert werden kann. Er lebt nicht sich und seinem Vortheile; seine Kräfte gehören dem Kreise an, in den ihn Gott gesetzt hat. Er berechnet nicht die Folgen, die die That für ihn haben könnte; wenn der Ruf der Liebe in seinem Herzen spricht, wagt er jede Gefahr. Er will keinen Genufs, als den Anblick des Guten, das ihm gerieth; und wird ihm derselbe auch nicht zu Theil, so fühlt er sich entschädigt in der Erinnerung an den treuen Fleifs, den er für jenes Gute verwendet, und an die Aufopferungen, die er für dasselbe gemacht hat. Er rechnet dabey nicht auf das Lob der Menschen, dessen er nicht bedarf. Er strebt und wirkt stille und ohne Geräusch, und wird sein bescheidenes und thatenvolles Leben auch von keinem Auge bemerkt, so ermüdet er doch nicht in seiner edeln Thätigkeit, gestärkt durch den Aufblick zu Gott, der ins Verborgene sieht, und der keines Werkes der Liebe vergifst, das aus dem Glauben kommt."

„Die besagte Andächteley, oder das Streben des von Natur zum Guten trägen Menschen, sich die Anstrengung, welche die Tugend fordert, durch irgend ein ertrümmtes Surrogat derselben zu überheben, — bethört zuletzt, daß er das Wesen der Religiosität in Übungen und äussere Handlungen setzt, die nichts weiter als Hülfsmittel zu ihrer Herstellung und Erhaltung, oder auch Zeichen ihres Daseyns sind, ohne daß sie jedoch durch ihre blose Erscheinung das Bezeichnete nothwendig voraussetzen. Man beschäftigt sich viel mit der Kontemplation der überirrdischen Welt, die die himmlische Offenbahrung dem Menschen aufgethan, und mit dem Nachdenken über die Gegenstände, die sich uns in ihr darbieten, — man nimmt mit Eifer und Liebe Antheil an dem öffentlichen Dienste der der Gottheit geleistet wird, und an den Gebräuchen, in denen Sie uns ihre Gnade versichert, — man entsagt sich Speise und Trank, man ergreift den Pilgerstab, man macht und erfüllt Gelübde, im brünstigem Sinne der Andacht, — man erhebt betend seine Hände gen Himmel, und bringt gerührten Herzens dem Höchsten das Opfer des Lo-

bes und des Dankes dar, — und man tröstet sich des erfreuenden Bewufstseyns, das nun alles erfüllt sey, was die Ueberzeugung von Gott und seinem Willen uns ansinne. Aber diefs Bewufstseyn ist eine leere Täuschung, und die, welche sich derselben überlassen, stürzen sich in die Gefahr, statt des höchsten Gutes, das sie zu erlangen hoffen, ein eitles Schattenbild zu erhaschen. Zwar sind Kontemplation, öffentliche Gottesverehrung und Gebet allerdings Regungen und Erscheinungen des religiösen Lebens, und es ist unmöglich, dafs es irgend wo vorhanden sey, ohne dafs es in diesen Uebungen zur Sichtbarkeit hervor trete. Wem könnte die Wahrheit, in der fröhlichen Botschaft Gottes an die Welt kund geworden seyn, ohne dafs die Betrachtung derselben ihm das höchste Interesse darböte? Und wer könnte Gott in seiner Weisheit, seiner Gerechtigkeit und in seiner Güte kennen gelernt haben, ohne dafs unaufhörlich sich sein Herz zu ihm erhebe, und sein Mund von den Empfindungen dieses Herzens überginge? Aber es giebt ein kaum angeregtes, schwach pulsirendes, durch die Macht der Sinnlichkeit gehemmtes religiöses Leben, das

zwar die Nähe der Gottheit und ihre Liebe fühlt, dessen Gemüth aber, unter der überwältigenden Tyranney des Irrdischen nicht zur Ruhe kommen, und die Heiligung nicht herbeiführen kann, in welcher der wahre Charakter jedes Lebens liegt. Da sucht sich denn der Mensch aus der mifsbehaglichen Empfindung, die dieser Zustand in ihm erregt, zu retten, indem er jenen äussern Uebungen sich überläfst, dem thörigten Wahne hingegeben, dafs er durch sie das Wesen der Religiosität ersetzen könne, dessen Mangel er in sich fühlt. In ihm geht die reine Idee der Gottesverehrung gänzlich verloren. Denn er würdigt den Höchsten in die gemeinste Klasse irdischer Despoten herab, deren Gnade man durch einen abgemessenen Hofdienst erwirbt, oder die man durch Lobreden und Kriecherey zu versöhnen sucht, wenn man einer Uebertretung ihrer Gesetze schuldig geworden ist."

„Dieser Wahn nimmt besonders seine Zuflucht zum Gebete, und würdigte dadurch eine der schönsten und edelsten Blüthen des frommen Sinnes zu einem Mittel des gemei-

nen Eigennutzes herab. Mag das Gebet verkannt und verachtet werden, von dem kalten Aufklärling, der seine Bedeutung nicht begreift, und mag der rohe Weltmensch es zu einem Gegenstande seines Spottes machen; es bleibt demungeachtet eine der erhabensten Aeufserungen der höhern Natur des Menschen, nicht minder heilig, ehrwürdig und beseligend, als die Tugend. Es ist nicht nöthig, dafs man es frommen, von der Idee ihrer Bestimmung erfüllten Gemüthern als eine Pflicht einschärfe; es tritt in dieser von selbst hervor, als Ausdruck der Liebe, der Andacht und der Sehnsucht, und es strömt nothwendig die Empfindung der Hingebung, der Zuversicht, und des Dankes von Munde, wenn das Herz von ihr erfüllt ist. Auch bedarf der Religiöse nicht, dafs man ihn vor dem Mifsbrauch warne, der das Gebet als ein Mittel benützt, um zeitliche Güter von dem Weltregenten zu erschmeicheln, weil er in Hinsicht auf diese Güter längst alles dem Willen Gottes heimgestellt hat. Es ergiefsen sich seine Gefühle, ohne Rücksicht auf irgend einen bestimmten Zweck, aus der Fülle seines Innern, und indem er überall Gott und sein

Verhältniſs zu ihm schlägt, wird auch überall das lebendige Anschauungsweiſs des Unsichtbaren in ihm legen. Aber um deſswillen ist dieſs [illegible] Gottes und diese fortdauernde [illegible] unsrer Abhängigkeit von ihm, nicht umsonst für den frommen Beter. Auch hierdurch wächst ihm immer neue Kraft zum Guten und zur Duldung des Uebels zu, immer klarer und verständlicher wird ihm das Leben und immer gewisser wird er seiner Vereinigung mit dem Unendlichen, von dessen Liebe sein ganzes Herz bewegt und durchdrungen ist."

* * *

Auf solche Weise leuchtete mir der weise und fromme Hüllmann mit dem Lichte des höhern Lebens vor, und zerstreute die Dunkelheiten, welche meinen Pfad bedeckten, und meinen Gang zum Ziele wankend und unsicher machten. Es war vielleicht weniger die Klarheit seines Wortes und die innere Harmonie seiner Ansichten, wodurch er mit so grossem Erfolge auf meinen Geist wirkte, als die hohe, moralische Würde, in der er

vor mir erschien, und die Erfahrungen, in denen an ihm die religiöse Ueberzeugung sich so herrlich bewährt hatte. Es sprach aus seinem Munde die Weisheit, die nicht die Schule lehrt, oder die mit kalten Theorieen oder künstlichen Darstellungen sich brüstet,— sondern die durch den hellen Blick ins Leben und durch das Gefühl der höchsten Interessen des Menschen angefacht, durch Versuchungen und Trübsale geläutert, und durch lange Uebung befestigt, den Verstand für das Wahre und das Herz für das Gute bildet, und den Geist der Erde entreist, um ihn in dem Himmel einheimisch zu machen.— Wie hätte ich die holde Gunst verkennen mögen, welche die Vorsehung mir bewies, indem sie mir diesen Mann auf meinem Pfade entgegen führte! Ich sah und ehrte und liebte in ihm den Gesandten des Himmels, der da gekommen war, mich, lehrend und ermunternd, und durch sein herrliches Beyspiel mir einleuchtend, in das neue Leben einzuführen, an dessen Gränze ich stand, und nach dem ich mit Sehnsucht erfüllt war, in das ich aber aus eigener Kraft nicht über zu schreiten vermochte.

Vor allem verdankte ich ihm die Zerstreuung des Trübsinns, der seit dem unglücklichen Zweykampfe meine Seele überwältigte, und nur in seltenen Augenblicken einen freundlichen, erheiternden Strahl des Lichts in mein Inneres fallen liefs. Diese niederbeugende, beängstigende Schwermuth war nicht aus der Bemerkung der physischen Folgen meiner Thorheit entstanden; denn ich hatte keine Ursache an meinem künftigen Glücke zu verzweifeln, und im Urtheile der Welt gereichte meine That und mein Schicksal mir eher zum Ruhme, als zum Tadel. Aber es war in meiner Seele ein peinigendes Mifsfallen an mir selbst erwacht; unaufhörlich marterte und bestrafte mich das Bewufstseyn meiner Unwürdigkeit; ich sah ein Leben verloluren, in dem mir so viele Ermunterungen und Hülfsmittel zur Weisheit und Tugend zu statten gekommen waren; und ich fühlte oft auch nicht die mindeste Kraft mehr in mir, um mich wieder zum rüstigen Fleisse in der Besserung und Veredlung meines Geistes zu ermannen. Hüllmann bewies mir, dafs der Keim des Guten in dem Menschen nie gänzlich ersterbe, und dafs er oft nur um so kräftiger und schöner

sich entwickle, je mehr er unterdrückt gewesen. Er lehrte mich, auch die Sehnsucht nach der Tugend und nach ihrem Genusse, so wie das schmerzhafte Gefühl, das ihre Entbehrung erregt, schon als den Anfang der Besserung kennen. Er zeigte mir, dafs alles von dem festen Entschlusse und dem Ernst des Vorsatzes abhänge; was durch den guten Willen ausgeführt werden soll, und dafs auch hier, wie in den Geschäften des Lebens, Muth und Zuversicht weit mehr leisten, als die Kraft verheisse. Er stärkte meinen Glauben, durch die Hinweisung auf die Hülfe Gottes, die dem schwachen Herzen, das nach Stärke und Selbstständigkeit redlich strebt, nicht entgehen kann. Durch diese Vorstellungen, ausgesprochen im Tone der freudigsten Ueberzeugung, und verbunden mit Ermunterungen, wie sie nur dem liebenden Herzen entströhmen, pflanzte er neues Vertrauen zu mir selbst in meine Seele, und die tröstende Gewifsheit, dafs das Licht des höhern Lebens nicht unwiederbringlich für mich verlohren sey. Der Himmel erheiterte sich wieder über mir; grosse Muster von religiöser Bildung und sittlicher Vortrefflichkeit wirkten nun mehr

in meinem Innern, als blose Beschämung; das Kleinod erschien mir nicht mehr unerreichbar; ich fühlte mich demselben mächtig entgegen gedrängt, und mein Herz freute sich der Hoffnung, dafs ich einst in seinem Besitze seelig seyn werde.

Auch ward ich nun, nachdem Hüllmann mir seine Ansichten von der Entwickelung des religiösen Begriffs im menschlichen Geiste gegeben hatte, sicher davon, dafs mein Streben nach Ueberzeugung und nach Gewifsheit, in dem Gebiete der Religionstheorie, nicht vergeblich seyn könne. Es leuchtete mir immer mehr ein, dafs der Blick in die übersinnliche Welt in dem Grade fester und heller werden müsse, in dem das Organ von irrdischen Flecken sich reinigt, und dafs das Ewige und Heilige in seiner vollen Wahrheit und Herrlichkeit nur in dem Gemüthe sich spiegeln könne, das mit Ernst und Aufrichtigkeit strebet, sich des Zeitlichen und Unheiligen so viel möglich zu entschlagen. Es begegneten mir noch immer, in der Betrachtung der christlichen Wahrheit, eine Menge Zweifel, an denen zum Theil der Verstand gänzlich

stille stand; manche Lehre und manche Thatsache wollte sich durchaus nicht in die Reihe meiner Vorstellungen fügen: und diese und jene Kunde aus der idealen Welt sprach tröstend und ermunternd an mein Herz, ohne dafs die Spekulation vermochte, ihre Realität nachzuweisen. Aber die feste behaupteten und treu befolgten Grundsätze, dafs nicht das Begreifliche, sondern das Geheimnifs das Merkmal der religiösen Idee und der religiösen Thatsache sey, — dafs in Hinsicht auf diesen Stoff nicht die Demonstration, sondern der Glaube die Gewifsheit gebe, — und dafs der Tag in der Seele des Gottesverehrers nicht mit einem male sondern allmählich anbreche, und die Wahrheit immer heller erscheine, je würdiger der Mensch werde, sie zu schauen, — diese Grundsätze beruhigten mich, wenn ich auf Dunkelheiten stiefs, und erhielten mein Herz gelehrig und getrost, wenn auch der sträubende Verstand mit ihm nicht eintönte. Was mir als der höchsten Weisheit und Liebe würdig sich darstellte, was mein Herz zur Tugend stärkte, über das Sinnliche erhub, und für das Heilige erwärmte, was den Zwiespalt zwischen dem physischen und moralischen

Guten schlichtete und den Glauben an eine gerechte Vergeltung befestigte, was mich zum Eifer für Recht und Tugend begeisterte und meine Gewifsheit von dem endlichen Siege des Rechts begründete, was dazu dienlich war, mich unabhängiger von der Natur, freyer von den Fesseln der Sinnlichkeit, und seliger im Bewufstseyn meiner hohen Bestimmung zu machen, — das erschien mir als Wahrheit, und wenn ich es auch nicht durchschaute, so ergriff es doch mein Glaube, folgsam der Stimme der Pflicht, das dankbar und zuversichtlich anzunehmen, was der Geist Gottes zu meiner Besserung und Beruhigung mir kund that. Auch fand ich bald genug an mir selbst bewährt, was Hüllmann dem gelehrigen Sinne und dem reinen Herzen so zuversichtlich verheissen hatte. Je gewissenhafter ich mich bemühte, durch Verläugnung meiner selbst und durch strenge Achtung des Gesetzes, meinen Willen dem Willen Gottes zu unterwerfen, je klarer wurde mir Gottes Rath; je mehr ich meine Pflicht fühlte, stille und hingebend den Weg zu wandeln, den seine Hand mich führte, desto gewisser wurden mir seine Verheissungen; und je fester

mein Blick das religiöse Leben in der Gesinnung des Menschen fafste, desto ruhiger ward ich bey den Dunkelheiten solcher Gegenstände, welche das Wesen und die Elemente dieses Lebens nicht berührten.

So ward ich denn wieder muthig und getrost im Werke der Besserung, und unerschütterlich in der Zuversicht, dafs es mir gelingen müfste. Die Rückblicke in mein vergangenes Leben stellten mir der Thorheiten und Verirrungen so viele dar, und so manche That, deren Erinnerung mich mit Abscheu erfüllte; aber das Bewufstseyn, dafs ich mich erhoben habe im Abgrunde, und dafs mir die Kraft geblieben sey, wieder umzukehren zum Lichte und zur Wahrheit, ergofs Freude und Entzücken in mein Herz, und in lautem Danke zu Gott überströhmte meine Empfindung. Die Besorgnifs ängstigte mich nicht mehr, dafs ich nicht vermögen dürfte, was ich so ernstlich wollte, und die fromme Entschliessung wankte nicht mehr durch die Furcht, dafs mir ihre Ausführung nicht gelingen würde. Jedes Beyspiel des Schönen und Guten ward nun ermunternd und einladend für mich, zum

Streben nach gleicher Trefflichkeit; in dem Gesetze vernahm ich die väterliche Stimme, die, sanft und liebend, das Kind zum Leichten und Möglichen auffordert; und wenn ich mir auch die Schwachheit des menschlichen Herzens in den Gefahren der Verführung nicht verbergen konnte, so war ich der göttlichen Kraft gewifs, die den Redlichen stärkt und unterstützt, und die mehr vermag, als wir bitten und verstehen. Innigkeit, tiefes Gefühl, kindlicher Sinn und hohe Freudigkeit des Glaubens kehrten wieder in meine Gebete zurück, und ich ward durch sie erhoben zu einem Muthe, dafs ich auch das Kühnste versucht und das Theuerste für Gott und seinen Willen gewagt hätte.

Auch das ward ich bald inne, dafs die fromme Gesinnung, seyen auch die äufsern Umstände des Lebens, welche sie wollen, Hoffnung und Ruhe in das zerrissene Gemüth zurück führe, und den Menschen versöhne, mit allem, was ihn drückt und ängstigt. Ihn quält nicht der trostlose Gedanke, dafs die Welt dem Spiele eines blinden Zufalls hingegeben sey; im Gegentheile erhebt sein Herz der

feste Glaube an die alles weise und gütig lenkende Vorsehung, und um so freudiger lebt er dieses Glaubens je mehr sein Wille mit dem Rathe der höchsten Weisheit und Güte eintönt, und je bereitwilliger er ist, für den Zweck seiner geistigen Bildung Genuſs im Sinnlichen zu entbehren. Ich sah in der Gegenwart, in dieser Abgeschiedenheit von der Welt und in dem Verhängnisse, das mich in die stille Mauern dieser Burg geführt hatte, väterliche Anstalten Gottes zu meiner Erziehung; und für die Zukunft hatte ich keine Besorgnisse mehr; denn sie konnte nichts anders als eine Fortsetzung dieses pädagogischen Planes seyn, und mochte mich alles treffen, was die Welt Unglück nennt, es konnte mir an Kraft nicht fehlen, es zu ertragen, und es hieng von mir ab, dafs es Aussaat des herrlichsten Segens für mich wurde. So gieng mir die hehre Sonne des Glaubens und der Zuversicht auf; ich fühlte mich erhaben über das Vergängliche und Wandelbare; es wurde Friede zwischen mir und der mich umgebenden Natur; Vertrauen auf Gott, Resignation auf sinnliches Wohlseyn, stille Geduld, und frohe Hoffnung hatten in meinem Herzen sich

niedergelassen, und reichlich schmekte mein Herz die Seeligkeit dieser Tugenden.

Unterdessen fehlte es doch nicht an Versuchungen, die meinen Glauben zu erschüttern, und meine Tugend zu beflecken drohten. Nicht selten drang sich mir die natürliche Ansicht der Welt, die im Ganzen und in seinen Theilen nichts erblicht, als die fortgesetzte Bewegung eines geistlosen Mechanismus, mit einer Gewalt zu, dafs jeder Widerstand gegen dieselbe vergeblich oder gar unmöglich schien. In meinen Urtheilen über die Angelegenheiten des Lebens und in den Maafsregeln, die ich in Gemäfsheit derselben nahm, trat oft die physische Denkweise so ausschliessend herrschend hervor, dafs ich den tiefern Sinn, der in den Dingen ist, und die geheime Macht, die sie lenkt, gänzlich vergessen zu haben schien. In meiner Phantasie zeigten sich die Bilder aus den dunkeln Regionen meines frühern Lebens wieder, und ich erschrack nicht nur nicht über ihrem Anblicke, ich verweilte sogar bey demselben. Die zurück kehrende Heiterkeit meines Gemüthes führte mich in die Gesellschaft einiger Gefangenen von zwey-

deutigem Rufe; und wenn ihre ärgerlichen Aeusserungen mir auch mifsfielen, so hinderten sie mich doch nicht, den angefangenen Umgang fortzusetzen. — Aber der gute Geist war in meinem Innern zu mächtig geworden, als dafs es dem bösen hätte gelingen können, sich unversehens bey mir einzuschleichen. Er konnte sich mir nähern, er konnte mich mit der geborgten Larve der Unschuld täuschen, und er konnte mich sogar, im Bunde mit der mächtig gewordenen Gewohnheit bis auf einem gewissen Grad berücken; aber sein Werk zerfiel, so bald er in seiner wahren Gestalt sich zeigte. Darum liefs ich mir durch das plötzliche Wetterleuchten des Verstandes meinen Glauben nicht nehmen; ich entschlug mich der gefährlichen Vorstellung, so bald ich fühlte, dafs sie die Lust zu wecken begann; ich lernte jene auch in ihrem Keime unterdrücken, und immer mehr wurde ich der Bemerkung gewifs, dafs derjenige, dem es mit seiner Besserung ernst ist, nie aufhören dürfe, auf sich selbst zu achten, und wachsam zu seyn, dafs Eindrücke, die von aussen in ihn kommen, nicht zerstöhren, was er zu seinem Heile erhalten wissen will. Daran erin-

nerte mich auch der edle Hüllmann oft genug. „Lassen Sie sich, sprach er, diese Regungen der Sünde nicht irren. Das Leben des Frommen ist ein steter Kampf. Im Zustand der Ruhe kann das Vortreffliche sich nicht entwickeln; es bildet sich durch Wirkung und Gegenwirkung. Nur dafs der Fromme in solchem Kampfe nie unterliege! — Aber er ist — wie die Helden auf dem Schauplatze der Welt — des Sieges gewifs, durch Vertrauen zu sich und zu seiner Sache, durch Vorsicht und durch Tapferkeit.“

* * *

War auch Ruhe und froher Sinn in mein Gemüth zurückgekehrt, so wollte doch in dem engen Gemäure dieser Festung mein körperlicher Zustand nicht gedeihen. Es ward mir nie das Gefühl fester und vollkommener Gesundheit zu Theil. Stets war mein Kopf eingenommen, die Glieder ermüdet, der Magen bedrückt, und nur selten genofs ich eines erquickenden Schlafes. Diese Zerrüttung war durch die vorher gegangene Ereignisse, durch den Verdrufs, der sie begleitete, durch die

plötzliche Aenderung meiner ganzen Lebensweise, und besonders durch den engen Arrest auf der Citadelle verschuldet. Ich vertraute meiner guten Natur, dafs sie, besonders in günstigera Verhältnissen, in denen ich mich in Hohenstein befand, sich selbst wieder herstellen würde, und verschob es, von einem Tage zum andern, die Hülfe eines Arztes zu suchen. Mittlerweile verstärkte sich das Uebel immer mehr, und plötzlich brach es mit gröfster Heftigkeit aus. Ich safs eines Abends auf der Gallerie neben Hüllmann, im lebhaften Gespräche mit ihm begriffen. Unversehens überfiel mich eine Uebelkeit, wie ich in diesem Grade, sie nie empfunden hatte. Mit Mühe schleppten mich ein Paar Soldaten in meine Wohnung zurücke. Der Arzt erklärte, dafs ich von einem Gallenfieber ergriffen sey, das sich durch sehr ungünstige Symptome ankündige.

Schon am folgenden Tage hatte die Krankheit einen sehr hohen Grade erreicht. Ich fühlte mich so entkräftet, dafs mich auch die mindeste Bewegung, sogar jedes Wort, das ich aussprach,

grosse Anstrengung kostete. Alle Lebenskraft schien von mir gewichen. Das leiseste Geräusche im Zimmer erregte schmerzhafte Berührungen in meinen Empfindungsorganen. Dagegen hatte mein Geist die volle Besinnung; nur stellten sich ihm alle Bilder, mit denen er sich beschäftigte, in einer Lebhaftigkeit dar, dafs ich oft wirklich zu sehen glaubte, was nur gedichtet war; und meistens waren dieses Bilder von trüber und beängstigender Gestalt. Die tiefste Schwermuth hatte sich meiner bemächtigt.

Meine Empfindung liefs mich über die Gefahr, in der mein Leben schwebte, nicht zweifelhaft seyn. Aber der Tod erschien mir nicht in der freundlichen Gestalt, in der er dem müden Dulder sich darstellt, oder als der willkommene Begleiter ins bessere Leben, wie der Glaube des Frommen ihn sieht. Sein Herannahen erfüllte mich mit Schrecken. Das zeitliche Daseyn hatte der Interessen noch zu viele für mein Herz, und selbst die weisere Anwendung desselben, die ich, beschämt über den Verlust der Vergangenheit, für die Zukunft beschlossen hatte, gab ihm in meinem

Gefühle einen neuen Werth. Ueberdiefs beunruhigte und ängstete mich das Bewustseyn, das sich mir in fürchterlicher Wahrheit zudrang, dafs ich mir diesen frühen Tod durch die Unordnung des in Leichtsinn hingebrachten Lebens selbst zugezogen habe. Die trübe Stimmung meines Gemüths liefs keine Hoffnung in mir erwachen, die jenen Schrecken hätte mildern können. Auch schienen mir die Aeusserungen des Arztes alle meine Besorgnisse zu bestätigen. Unverwandt stand der Tod in drohender Haltung vor meinem Blike. Mein Herz litt unaussprechlich bey dem Gedanken an die nahe Trennung. In den Stunden der durch das Fieber bewirkten Exaltation, schuf meine Phantasie scheufsliche Gestalten, die, dem Abgrunde entstiegen und die Schrecken des Grabes und der Verwesung mir vorbildend, mich höhnten und ängstigten.

Hüllmann safs Tag und Nacht an meinem Bette. Der Zustand meiner Seele entgieng ihm nicht. Wenn ich auch wenig sprach, und dem theuern, besorgten Mann absichtlich verbarg, was in mir vorgieng, so verrieth ihm doch meine tiefe Niedergeschlagenheit

und so mancher unwiderstehlich sich hervor dringende Seufzer, mein inneres Leiden. Er schien selbst des Trostes zu bedürfen, um den mir bange war. Der Arzt hatte ihm die ganze Gefahr der Krankheit entdeckt, und es that dem liebenden Freunde wehe, den Freund einem Leben entreifsen zu sehen, für das er von ihm viel Gutes zu hoffen schien. Es waren nur einzelne kräftige Worte der Ermunterung, die er in heitern Augenblicken mir zurief. Er sah, dafs ich vor allem Ruhe bedurfte. Auch legte er zu wenig Werth auf die Bekehrungsversuche auf dem Sterbebette, mit denen man gewöhnlich die Sterbenden quält, ohne dadurch das Schicksal ihrer Zukunft zu verbessern.

Es wurden mir einige Stunden wiederkehrender Kraft zu Theil, in der auch eine neue Dämmerung von Heiterkeit in meinem Gemüthe aufzusteigen begann. Diesen Zustand benözte Hellmann, um mein leidendes Herz tröstend und ermunternd anzusprechen. Tief gerührt fafste er meine Hand, und sagte: „So oft, lieber Baron! habe ich Sie daran erinnert, dafs der religiöse

Sinn seine Macht in den Tagen grofser Leiden, und bey dem Anblicke des Todes am meisten an dem menschlichen Herzen erweise. Ohne Zweifel fühlen auch Sie in der Gefahr, in der itzt Ihr Leben zu schweben scheint, die Stärkung und die Hülfe, die dieser Sinn dem Glaubigen in jeder Gefahr gewährt?" — „Ich fürchte den Tod nicht, erwiederte ich; denn ich bin meiner Fortdauer gewifs, und ich sterbe auf die Ueberzeugung, dafs durch diese Auflösung meiner körperlichen Hülle mein Geist zu höherer Freyheit, Vollkommenheit und Seligkeit gelangt. Aber noch ist die Liebe zum Leben nicht in mir erstorben, und wäre es möglich, dafs meine Wünsche die Rathschlüsse der ewigen Weisheit ändern könnte, die über mich gebietet, so würde ich die Erhaltung eines Daseyns von ihr erflehen, in dem ich noch so viel Böses gut zu machen, so viele Beleidigungen zu versöhnen, und so viele Wohlthaten zu vergelten habe."

„Diese Vorsätze sind schön und löblich, fuhr Hüllmann fort, und sie kommen auch nur aus einem von der Kraft des erhebenden

und heiligenden Geistes ergriffenen Herzens. Aber es kann Ihnen gleichgültig seyn, ob Sie dieselben auszuführen vermögen oder nicht. Denn die Gesinnung gilt in dem Urtheile Gottes eben so viel als die That, wenn nämlich nicht durch die Schuld des wankenden Willens, sondern durch den Zwang der Nothwendigkeit die letztre unterbleibt. Sie können sich deßhalb beruhigen, wenn es der Wille der Vorsehung nicht seyn sollte, das Gute und Edle auszuführen, was Ihr Herz so sehnlich wünscht, zumal es Ihnen in der Region des Daseyns, in die der Tod uns erhebt, auch nicht an Gelegenheit fehlen wird, in dem Sinne zu handeln, dessen Früchte jene Vorsätze sind. Aber vielleicht lieben Sie das Leben auch noch um anderer Plane und Hoffnungen willen, die Sie für dasselbe haben; vielleicht sind es Wünsche der letztern Art, die Sie noch stärker an die Erde heften, als jene Anforderungen des guten Willens, hinter die sich oft die geheime Regung der Sinnlichkeit verstecht! — Sie hätten in diesem Falle sehr unrecht, und Sie beweisen damit, daſs der Zweck und die Bedeutung des irdischen Lebens von Ihnen nicht auf

dem religiösen Standpunkte gefafst und lebendig begriffen sey. Auf diesem Standpunkte erscheint uns das zeitliche Daseyn, mit allen seinen Bestrebungen, Thätigkeiten und Genüssen, als ein blos vorbereitender Zustand, als eine Entwicklung von Kräften, deren Reife erst in höhern Zonen erfolgt, als eine mühseelige Wanderung zu einem fernen Ziele, als ein Räthsel, dessen Auflösung hienieden nicht erfolgt. Was ist also der nie gesättigte Wunsch, dieses Daseyn immer zu verlängern, anders, als die Aeufserung des beschränkten Blicks oder des gemeinen Sinnes, der das gewohnte Niedrige dem neuen Erhabenen, und die Finsternifs dem Lichte vorzieht, und dem es graut, vor den Wehen die nothwendig mit der Geburt zu einem bessern Leben, und mit dem Durchbruche von dem Zustande der Beschränkung und der Schwachheit in den Zustand der Vollkommenheit und der selbstständigen Kraft verbunden sind. Ergebung und Hoffnung — das sind die schönen Blüthen, die auf dem Sterbbette in dem Herzen des Glaubigen sich entfalten; Ergebung in den Rath Gottes, der mit weiser Güte darüber verfügt, ob wir diesen oder

jenen Wirkungskreis erfüllen, hier oder dort sein Werk treiben und fördern, früher oder später unserm Ziele uns annähern sollen; — Hoffnung, die der Seligkeit gewifs ist, zu der das zeitliche Leben uns vorbereitet, und die das ewige uns gewährt, und in deren Genufs der Glaubige das Ende aller seiner Sorgen und Anstrengungen, und die Erfüllung aller Verheissungen findet, die ihm durch die Offenbarung der übersinnlichen Welt gegeben sind."

Auch ich freue mich dieser Hoffnung, erwiederte ich, und ich bin eines bessern Seyns gewifs, wenn auch der Tod das gegenwärtige unterbricht. Und erst itzt fühle ich welchen Werth diese Gewifsheit für den Menschen hat, und wie sie unvermeidlich für ihn ist, wenn er nicht, beym Anblicke des Todes verzagen, und an dem Urheber eines Daseyns gänzlich irre werden soll, das, wenn es sich blos auf die Erde beschränkt, ihm zum Fluche gegeben ist. Aber ich weifs, an wem ich glaube, und ich bin es gewifs, dafs wenn die irdische Hülle, die mich nun umgiebt, zerbrochen wird, mein Geist in eine neue herrli-

chere Wohnung einzieht, die da ewig ist, in dem Himmel.

„Aber, wie gesagt, fuhr Hüllmann fort, nicht nur Hoffnung, auch Ergebung ist dieses Glaubens Frucht, und noch schöner und edler spricht in der letztern sich der Glaube aus, als in jener, weil in ihr die religiöse Gesinnung sich in ihrer höchsten Kraft offenbart. Der Hoffnung eines ewigen Lebens, wenn man in Gefahr ist, das Zeitliche zu verlieren, könnte ja auch der Aberglauben, oder der Eigennutz sich überlassen; aber der natürlichen Trieb, der auf Erhaltung des Daseyns strebt, durch die Vorstellung eines höhern Berufes zu überwinden, und aus Achtung für den Willen Gottes allem zu entsagen, was das irdische Leben nicht nur der Sinnlichkeit, sondern auch dem guten und wohlwollenden Herzen gewährt, — das vermag nur derjenige, in dem das Bewufstseyn von Gott und der menschlichen Bestimmung zu seiner vollen Lebendigkeit und Klarheit gekommen ist, und der, durch die Macht des religiösen Gefühls von aller Anhänglichkeit an das Endliche befreyt, sich gänzlich dem Unendlichen

und Ewigen ergeben hat. Und ist es dem Sterblichen gelungen, diese Gesinnung in sich zu erwecken, dann hat das Leben für ihn keine Reize, die sein Herz an dasselbe fesseln, und der Tod keine Schrecken, die ihn erschüttern könnten; im Gegentheile ist ihm Leben und Tod gleichgültig, wenn nur der Wille Gottes geschieht. Er lebt dem Herrn und stirbt dem Herrn, und so ist er lebend und sterbend einer der Seinen, und auch im Angesichte des Todes erhebt ihn das Gefühl der Hingebung und Entsagung, in dem Christus, in einem verhängnifsvollen Augenblicke gesprochen hat: Vater! nicht mein, dein Wille! — Seyen Sie getrost, Freund! auch Sie werden noch die Kunst lernen, stille zu seyn, wenn die höchste Weisheit gebietet, und freudig zu gehorchen, wenn die höchste Liebe ruft. Und ersteigen Sie dann durch die Uebung dieser Kunst den höchsten Grad der Vollkommenheit, die das Evangelium seinen Glaubigen anbildet, so werden Sie, wenn es Gott über Sie beschlossen hat, friedlich und hoffnungsvoll ihr Haupt im Tode niederlegen; will aber Gott, dafs Sie wieder ins Leben zurückkehren, so kön-

gen Sie für dasselbe einen Gewinn aus diesem Krankenbette, für den Sie nie aufhören werden, den weisen Geber dankbar zu preisen und anzubeten."

Hüllmanns Rede gieng mir zu Herzen. Der unerwartete Anfall der Krankheit, das plötzliche Dahinschwinden der Lebenskraft und die natürliche Furcht vor dem Tode, hatten meinen Geist ausschliefsend auf das körperliche Leiden und auf die drohende Gefahr gerichtet. Um seine Blicke höher zu erheben, bedurfte er erst einer äufsern Erregung. Diese war durch den Zuspruch des frommen, sorgsamen Freundes geschehen, und sie fiel in einen günstigen Augenblick, in dem, trotz des fortdauernden Steigens der Krankheit, die Seele, nach dem ersten, betäubenden Hinsinken ihrer Kraft, sich wieder zu erheben und zu erheitern begann. Es schien ein neues Licht in meinem Innern aufzugehen. Ich vernahm den Ruf Gottes, der aus diesem Leiden, ermunternd und warnend an mein Herz erschallte. Die Ewigkeit, in ihrer grossen, herrlichen und erhebenden Gestalt that sich vor meinen Augen

auf. Es erwachte, mit ungewöhnlicher Stärke, das Gefühl der hohen Bestimmung, welcher der Tod mich entgegen führte Die Schrecken des Todes verschwanden; die Anhänglichkeit an das Leben schwieg; ich ward voll Andacht, Sehnsucht und zuversichtlicher Hoffnung. Jeder religiöse Begriff und jede Empfindung des geistigen Lebens, die eher in mir zu Stande gekommen waren, erhuben sich zu hellerm, kräftigerm Lichte, und zu neuer Kraft und Wirksamkeit.

So ward mein Herz für jedes Wort der himmlischen Wahrheit empfänglich, und nicht umsonst fiel der Same des Trostes und der Erweckung in dasselbe. Hüllmann versäumte auch nicht, mir aus seinem reichen Schatze mitzutheilen, was meine Sehnsucht stillen, und meinen Glauben befestigen konnte. Es kamen Stunden grosser Schwachheit, und da rief er mir kräftige Stellen aus den Büchern der Offenbarung zu, oder er ersetzte durch seine Gebete, was mein Herz wohl fühlte, aber mein Mund nicht mehr vermochte. Wieder kamen Stunden der Erholung und der Ruhe des besonnenen Geistes, und da theilte

mir seine religiöse Weisheit stärkere Speise mit. Er war mir in diesen Leidenstagen zum Engel gegeben, mich zu stärken, wenn ich kraftlos darnieder sank, das fromme Gefühl zu erregen, wenn es zu erlöschen begann, und den Glauben stark und fest zu erhalten, wo er in so grosser Gefahr war, Schiffbruch zu leiden.

Immer mehr schwanden die Kräfte dahin; immer sichtbarer wurden die Besorgnisse derer, die an meinem Krankenbette standen; auch die letzte Hoffnung, mein Leben gerettet zu sehen, war untergegangen. Aber es herrschete hohe Ruhe und Zuversicht in meinem Herzen, und während alles für mich verloren war, was die Zeitlichkeit dem Sterblichen darzureichen vermag, fühlte ich mich unaussprechlich beseligt, durch meinen Glauben an die Zukunft. Das Leben hielt mich nicht mehr; alle Plane, die ich noch für dasselbe haben mochte, waren vergessen; selbst die Erinnerung an die Thränen der zärtlichen Mutter am Grabe des früh vollendeten einzigen Sohnes versetzte mich blos in eine tiefe Rührung; ich war voll Sehnsucht nach

der Auflösung von den irdischen Banden, und nach der Wiedervereinigung meines Geistes mit Gott, von dem er ausgegangen war. Meiner Begnadigung im Gerüchte gewifs, machte mir auch der Rückblick in die Vergangenheit nicht mehr bange. Froh und hoffnungsvoll strebte mein Blick in die Zukunft hin, und ich ward entzückt durch die Vorstellung der Vollkommenheit, die in ihr meiner wartete. Mit Freudenthränen im Auge drückte ich Hüllmanns Hand, bey manchem schönen und geistvollen Worte der Schrift, womit er mich erbaute: Ich flehte zu Gott für die Menschen, die ich im Leben zurück liefs, und besonders flehte ich um Kraft für die gute Mutter, aber für mich hatte ich keine Bitte weiter, dagegen war mein Mund voll Dankes, für diese Stärke, die meinem Glauben im Tode verliehen war. Die Religion schien ihr Werk an mir vollendet zu haben; ich war der Erde erstorben, und lebte nur mehr für den Himmel.

Die körperliche Schwäche nahm so sehr überhand, dafs ich beynahe vier und zwanzig Stunden in einem Zustande von Lethargie

da lag, den die Umstehenden für das sichtbare Herannahen des unvermeidlichen Todes hielten. Ich bemerkte und empfand nichts, von dem was ausser mir vorgieng, und sorgsam verhinderte der gute Hüllmann, dafs ich ja nicht in meiner Ruhe gestört wurde. Auch kehrte das Bewufstseyn nur in einzelnen Fulgurationen in die naterdrückte Seelenkraft zurück, und immer waren es reizende und entzückende Bilder aus der zukünftigen Welt, die sich in ihnen darstellten. Endlich erwachte ich aus dem langen Schlafe. Ich fühlte mich am Leib und Seele gestärkt. Ein beseligendes Gefühl von Wohlseyn erfüllte meinen Geist. Mein Mund öffnete sich zum lauten Lobe Gottes, der mir diese Ruhe und diese überschwängliche Heiterkeit beschehrt hatte. Mit Freude erklärte der Arzt, diese Krise habe, nach höchster Wahrscheinlichkeit, für die Rettung meines Lebens entschieden.

Der Erfolg bestätigte diefs Urtheil des kündigen Mannes. Die Kräfte begannen wieder zu kehren, das Fieber legte sich; ich fühlte mich jeden Tag mehr erstarkt, und

verjüngt; freundlich kam das Leben mir entgegen, um mich wieder unter seine Genossen aufzunehmen.

Das Gefühl dieser Rückkehr in das schon aufgegebene irdische Daseyn setzte mich in keinen ungemischten Genuſs von Freude. Zwar weilte ich mit Vergnügen auf manchem Plane für die Zukunft, den ich ungern vereitelt gesehen hatte; ich erwartete mit entzückender Hoffnung den Augenblick des Wiedereintrittes in den Kreis der Lieben zu Hollach, und es gewährte mir nicht wenig Vergnügen, die Thränen erspäht zu wissen, die an meinem frühen Grabe von einigen edeln und guten Menschen würden geweint worden seyn. Aber ich hatte schon so entscheidend auf das Leben verzichtet, daſs mir die Umkehr in dasselbe fremd vorkam, und ich hatte die Vollkommenheit und Seligkeit des Himmels schon so reichlich in der Ahnung genossen, daſs es mir wehe that, ihren wirklichen Genuſs zu entbehren. So mächtig hatte der Glaube seine Kraft an mir erwiesen. Aber er war mir mehr als eine blose Nothhülfe in der Todesgefahr; hier hatte ich seinen Werth kennen gelernt, und er hatte sich

mir erprobt, auch als die höchste Weisheit des Menschen im Leben, und als seinen notwendigen Begleiter, wenn das Leben, die Thierheit von sich abstreifend, seinen ächten Sinn und seine Würde erlangen soll. Er war und blieb mir deßhalb auch auf der neuen Laufbahn theuer. Voll getrosten Vertrauens auf Gott, und voll guter tief empfundener Vorsätze blickte ich auf sie hinaus. Ich sah in den überstandenen Leiden dieser Krankheit eine Anstalt der Vorsehung, mich für die Zukunft zu bilden. Lebhaft schwebete mir alles Heilsame, Ermunternde und Trostende, was ich in dieser Schule gelernt hatte, vor Augen. Gestützt in der hohen Weisheit, die die Welt nicht kennt, erneuerte ich den bedenklichen Versuch, in ihr zu wirken, und mich ihren Bestimmungen darzustellen. Wie hätte ich auch dieser Weisheit mißtrauen sollen, die mir gerade in den bedenklichsten Momenten des Daseyns so viel Stärke, Zuversicht, Trost und Friede gegeben hatte.

In der That wird auch der Werth und die Nothwendigkeit des religiösen Glaubens am

deutlichsten ersehen, und am stärksten gefühlt, in der nahen, unvermeidlichen Gefahr des Todes. Man wage diese Gefahr ohne ihn, zumal bey einem Herzen, das feste an den Dingen hängt, die wir in den irdischen Verhältnissen zurücklassen, und man wird sich nicht erwehren können, dem Verhängnisse zu zürnen, das uns zum Hohne dieses so viel verheissende und so wenig leistende Leben beschehrt zu haben scheint, und mit Reue zurück zu blicken auf seine Tugend, die uns, für all' die Entsagungen, die wir um ihrer willen machten, blos Täuschung und verfehlte Hoffnungen zum Lohn gegeben hat. Aber mit Freude und Zuversicht entledigt sich der Gläubige der Bande seines Leibes; die heitere Zukunft, die vor ihm aufgeht, versöhnt ihn mit allem, was ihm die Trennung noch schmerzhaft machen könnte; Tod, Grab und Verwesung sind ihm nur Entwicklungsstuffen seiner Natur für eine herrlichere Existenz; indem der Engel die Fackel verlöscht, erscheint der Geist in einem reinern Lichte, und er erschwingt sich wieder zu dem Urquell des Lebens, um das ewige Fest stets wachsender Vollkommenheit und Seeligkeit zu

feyern. Wohl dem, der durch diese Erfahrung das Zeugnifs von der Wahrheit der überirrdischen Welt, und von der Würde und Ruhe, die der sichere Blick in sie verleiht, empfangen hat! Die Zerstreuungen und Verführungen des Lebens werden weniger über ihn vermögen, als über den andern, der nie in diese Schule gegangen ist: den Sophismen der Weisen dieser Welt und dem Spotte der Leichtsinnigen wird der Sieg kaum gelingen, über die kräftige Stimme seines so fest begründeten Bewufstseyns; und wenn er auch in der Stunde der Versuchung zu wanken beginnt, so wird die Erinnerung ihn stützen, wie der Mensch, wenn er alles verloren hat, bey der Erhaltung des reinen Gewissens und des Vertrauens auf Gott, noch immer stark, muthig und seelig seyn kann.

„Vergessen Sie — sprach Hüllmann, als ich das erstemal an seinem Arm wieder die Gallerie besuchte — vergessen Sie ja diese Krankheit nie; sie ist eine Hauptperiode in ihrer Bildungsgeschichte, und eine der ausgezeichnetesten Stellen in dem pädagogischen Plane, den die Vorsehung in Ihrem Schick-

sale befolgt. Durch Gottes Rath ward es Ihnen in Ihrer frühern Jugend, durch den Anblick der Menschen, unter denen Sie empor wuchsen, kund, welchen Adel und welche Ruhe die Religiosität dem Sterblichen verleiht; später wurden sie es an sich selbst inne, in welche Widersprüche und in welches Verderben er versinkt, wenn Unglauben und Unsittlichkeit sie unterdrücken; indem Sie aus Ihrem Falle sich erhuben, legte Ihr eigenes Gefühl das Zeugnifs von ihrer bessernden, erhebenden und tröstenden Kraft ab; und nun führte Sie Gott auch noch an des Grabes Rand, damit Sie sehen möchten, wie sie sich auch im Tode an dem Herzen des Gläubigen bewähre. So ist denn die Religion für Sie eine erprobte Freundinn geworden, und väterlich hat die waltende Weisheit Sie auf solchen Pfaden geführt, auf welchen Ihnen ihre Kraft, ihre Treue und ihre beseeligende Wohlthätigkeit immer wieder sichtbar wurde. Wie sollten Sie je aus Kälte diese holde und mächtige Freundinn vergessen können, der Sie allen Werth verdanken, den ihr Leben hat, und irgend noch zu erreichen vermögend ist? Wie könnten Sie ihr in den Versuchungen der

Welt ungetreu werden, die, nachdem Sie alles verlassen hatte, immer wieder mit ihren freundlichen Aufmunterungen und Tröstungen zu Ihnen zurück kam? Und wie könnten Sie unter den Täuschungen und Lasten des Lebens je an ihrer Hülfe zweifeln, nachdem sie die Erfahrung gemacht haben, daſs durch sie auch der Tod zu überwinden sey? —"

* * *

Wenige Tage später trat der Kommandant der Festung in mein Zimmer. „Ich bringe Ihnen, sprach er, eine erfreuliche Kunde. Sie sind von diesem Augenblicke an, ihrer Gefangenschaft entbunden. Hier lesen Sie die Ordre des gütigen Fürsten. Es steht nun bey Ihnen abzureisen, und sich zu begeben, wohin Sie wollen."

Mit Freude vernahm ich die unerwartete Verkündigung des wackern Kriegers. Erst später kam ich über den Grund dieser plötzlichen Begnadigung ins Klare. Meine Familie, in der Meynung, daſs die Krankheit, von der ich befallen ward, eine Folge meines Arrestes

seyn dürfte, hatte sich am Hofe nachdrücklich für mich verwendet, und der Fürst, der nicht gewohnt war, gegebene Entscheidungen zurück zu nehmen, oder sie zu modificiren, gieng hier von seiner Weise ab, vermuthlich weil er selbst zur Erkenntnifs der Uebertreibungen gekommen war, durch welche der Neid und die Bosheit früher meine Sache entstellt hatten.

Ich eilte zu Hüllmann, um ihm die Nachricht von meiner Befreyung mitzutheilen. Er nahm sie mit inniger Freude auf, und wünschte mir, indem er mich gerührt an sein Herz drückte, Glück auf die neue Lebensbahn. „Aber dafs ich Sie, mein edler Freund! hier zurücke lassen mufs, das wird meinem Herzen schwer!“ — sprach ich, indem ich umsonst meine Thränen zu verbergen suchte. „Auch ich, erwiederte er, vermisse in Ihnen mehr, als Sie vielleicht glauben. Aber unsre Herzen werden ewig vereint bleiben. Mir hat Gott meinen Wirkungskreis auf dieser Burg, Ihnen den Ihrigen in der Welt angewiesen. Mögen die Bahnen divergiren; am Ende finden wir uns immer wieder zusammen,

in unserm Sinne für das Wahre und Heilige, in unserm Streben, das eine und das andere, in und ausser uns, zu realisiren, und in unsrer Liebe."

Die Zubereitungen zur Abreise waren bald getroffen. Die meisten Bewohner der Burg bezeugten mir Ihre Theilnahme, und versicherten mich ihres fortdauernden Andenkens. Ich übergab dem Kommandanten ein Schreiben an den Fürsten, worinn ich ihm dankbar erklärte, dafs seine rechtliche und edle Gesinnung von mir nie verkannt sey. Es kamen Briefe von Hollach an, voll herzlicher Erklärungen der Freude und Liebe, womit ich dort erwartet ward. Der frommen Mutter waren die Wirkungen nicht unbekannt geblieben, welche mein Schicksal auf mein Herz gehabt hatte.

Noch sprach ich viel mit Hüllmann über das grosse Thema, das mir durch ihn enthüllt worden war, und über die Mittel, die Ansichten der Welt und des Lebens in ihrer Kraft zu erhalten, die ich gröfsten Theils ihm verdankte. Nie ergriffen seine Worte

mein Herz mit solcher Macht, und nie trat sein hoher Geist und sein frommer Sinn in solcher Herrlichkeit und Würde hervor. Wir beschwuren unsern ewigen, unzertrennlichen Bund, und wiederholten feyerlich das Gelübde, nimmer der Wahrheit ungetreu zu werden, und nie dem guten Geiste zu widerstreben, dessen Kräfte wir in unsern Herzen fühlten.

Der weise und treue Freund verliefs mich nicht bis auf den letzten Augenblick. Er folgte mir noch unter das Thor der Festung. „Liebe und Treue, Wahrheit und Tugend!“ — waren die Worte des Abschieds, unter denen er sich von mir trennte. Tief gerührt fuhr ich den steilen Burgweg hinab. An der Krümmung des Thales wandte ich noch einmal um, und blickte, erfüllt von innigem Dankgefühle, zu den verlassenen Felsen und Thürmen empor. Es wurde mir schwer von ihnen zu scheiden. Auf ihnen war mir die Sonne des ewigen Lebens aufgegangen.

Herda,

Erzählungen und Gemählde

aus der

teutſchen Vorzeit

für

Freunde der vaterländiſchen Geſchichte.

Von

J. G. Pahl.

Erſter Band.

Freyburg und Konſtanz,
in der Herderſchen Buchhandlung.
1811.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Sr. Hochwohlgebohren

Herrn Herrn

B. Hofer

Großherzoglich Badischen Staatsrath

und

Direktor des Seekreises

aus

tiefster Verehrung und schuldigster Dankbarkeit

gewidmet

von

der Verlagshandlung.

Vorrede.

Die Macht, mit welcher die groſſen Ereigniſſe der itzigen Zeit die Gemüther ergreifen, haben das Intereſſe, welches die Geſchichte des Alterthums erregt, nicht vermindert. Im Gegentheile hat das Aufſehenerregende, was in der Gegenwart ſich begab, in vielen beſonnenen Beobachtern den Sinn erregt und geſchärft, der das Große und Kühne der Vorzeit fixirt und durchdringt; man iſt zu der Einſicht gekommen, daß vieles, was vor unſern Augen geſchieht, erſt dadurch verſtändig werde, daß wir den Blick zurück wenden, in die Vergangenheit; und manche, denen das Leben in der neuen Welt bedrückend

und bedenklich schien, haben Trost und Entschädigung in dem Heiligthum gesucht, in dem die Denkmale der Alten aufgestellt sind, und ihre Geister uns umschweben.

Diese Richtung des herrschenden Sinnes ist in unsern Tagen, besonders in Teutschland sichtbar geworden. Nicht nur daß der vaterländische Fleiß unermüdet fort fuhr, in den Schachten des Alterthums zu graben, und auch den unbedeutendsten Fund nicht verschmähend, immer neuen Vorrath zu Tage zu fördern; es lieferten Männer von Kraft und hohem Geiste einige meisterhafte Geschichtswerke, welche die Zeitgenossen mit Dank und Triumph empfiengen, und was altteutscher Witz und altteutsches Gemüth erfunden und gefühlt, ward in der neuern Sprache wieder gegeben.

Man hat in dieser Liebe und in dieser Rückkehr zum alterthümlichen Leben nicht mit Unrecht ein freundliches Zeichen unsrer Zeit bemerkt: wie es uns denn auch unmöglich an

Lehre und Ermunterung fehlen kann, wenn wir in die Todtenhalle unſrer Väter hinabſteigen, um ihr Wort zu vernehmen, ihre Thaten anzuſchauen, und ihren Geiſt zu prüfen. Manche löbliche Tugend, die wir in unſerm Handeln und Leiden vergeſſen und hinweg geworfen haben, wird in ihrer Würde und Schönheit vor uns erſcheinen; mancher hohe Beruf, den wir in den Zerſtreuungen des Lebens überhören, wird verſtärkt an unſer Ohr ertönen; mancher demüthigende Anblick wird unſre Herzen erſchüttern; manches leuchtende Vorbild wird ſie erheben; manche Erſcheinung wird uns tröſten und ſtärken, wenn wir unter müheſeligen und mißlichen Erfahrungen verzagen wollen.

In dieſem Sinne und zu dieſem Zwecke die Geſchichte der Väter zu wiederholen, und empfänglichen Leſern zur Anſicht und zur Erinnerung zu bringen, iſt die Aufgabe eines ſchriftſtelleriſchen Unternehmens, deſſen Anfang hier dem Publikum vorgelegt wird.

Eine zuſammenhängende Chronik des alten

Volkes der Germanen konnte, aus vielen Urſachen nicht leiſten, was hier beziehlt wird; auch hat unſre Literatur an gelungenen und mißlungenen Verſuchen in dieſer Form keinen Mangel. Dagegen erſcheinen hier einzelne Figuren und Partien, die durch irgend ein Intereſſe ſich auszeichnen, aus dem Ganzen ausgehoben, und Zeichnungen von beſondern Zeitabſchnitten und Begebenheiten, Biographien, Charakterſchilderungen, Sittengemälde, Erzählungen, Anekdoten, Orts- und Länderbeſchreibungen mit beſonderer Beziehung auf die Geſchichte, ꝛc. ꝛc. an einander angereiht, und für den vaterländiſchgeſinnten Leſer, der noch etwas Höheres ahnet, als der Genuß des flüchtigen Augenblicks ihm gewährt, in eine Gallerie zuſammen geſtellt. Hiſtoriſche Unterſuchungen liegen eben ſo wenig als moraliſche Deklamationen in dem Zwecke dieſer Schrift, weil jene bloß den gelehrten Hiſtoriker anſprechen, dieſe aber der Geſchichte fremd ſind, die keines andern Zeugniſſes, als das der Thatſache bedarf. Dagegen iſt es

die Absicht des Verfassers, dieses Gewand rein und klar darzustellen, seine Aechtheit sorgsam auszumitteln, mit ernstem Fleiße die Aufforderungen der Kunst zu beachten, und auf gleiche Weise auf Wahrheit und Lebendigkeit, Einfalt und Kraft in der Ausführung der Gemälde zu streben. Alle Beziehungen und Anspielungen auf die politischen Zerrüttungen und Schöpfungen unsrer Zeit aber sollen unerbittlich ausgeschlossen seyn, indem bey ihrem Anblicke uns nichts mehr übrig bleibt, als stummes Erstaunen, und ihr Strohm, nach Gottes Rath, mit solcher Macht dahin reißt, daß es überflüßige Mühe wäre, ihm nachzuhelfen, und unnütze Vermessenheit, ihm in den Weg zu treten.

Uebrigens konnte es dem Verfasser nicht entgehen, daß dieser erste Band noch tief unter dem Ideal steht, das er zu realisiren sucht; und er glaubt der Billigkeit der Leser vertrauen zu dürfen, daß sie, was auf diesem Wege weiter hin geleistet werden kann,

nicht nach dem ersten Versuche beurtheilen, der in allen Dingen seine eigenen Schwierigkeiten hat.

Affalterbach im Königreiche Wirtemberg am 1ten März 1811.

J. G. Pahl.

Ueber
teutſche Geſchichte
und
Hiſtoriographie.

Man hat ſich oft, bald mit mehr bald mit weniger Aufwand von Kunſt bemüht, den Werth und Nutzen des Studiums der Geſchichte für das geiſtige Leben des Menſchen nachzuweiſen.

Wir halten dieſes Beginnen für eben ſo überflüſſig, als den Fleiß, der darauf verwendet würde, die Nützlichkeit der Sonne für das thieriſche Leben darzuthun. Was allgemein anerkannt, und durch einen lauten Ruf natürlicher Kräfte gefordert wird, bedarf keines Beweiſes; und man würdigt die Thätigkeit des Geiſtes, die nothwendige Bedingung ſeiner Entwicklung überhaupt iſt, herab, wenn man von den Vortheilen ſpricht, die ſie in Beziehung auf untergeordnete Intereſſen gewährt.

Die Bildung des Menschen kann in ihrer Allseitigkeit nur dadurch gelingen, daß er seinen Blick über die Gegenwart in die Vergangenheit erhebt, und die Hülfsmittel, die jene zum höhern Aufschwung ihm darreicht, auch noch mit jenen vermehrt, die ihm die Vorzeit anbietet. Haftet er blos an seiner Zeit und an seinen Umgebungen; so kann nothwendig auch kein andrer, als nur der Geist dieser Zeit, der seiner Natur nach immer einseitig ist, in ihn kommen; und beachtet er die Dinge blos in dem festen Bestande, in dem der Augenblick sie darstellt, oder auch nur in einer kurzen Periode ihres Fortschritts; so entgeht ihm gerade ihre interessanteste und lehrreichste Seite, nämlich ihre Entfaltung und ihr Leben; und die Welt bildet sich in ihm nicht anders, als eine weite, öde, langweilige Sandwüste, oder als ein gefrornes Meer. Ueberdieß wenn die Religiosität der Schlußstein und die Krone aller menschlichen Bildung, und das höchste Lebensprinzip aller vernünftigen Kraftäußerung ist; so darf der Blick des Sterblichen ohnehin nicht ablassen von dem erhabenen Drama, das ihm die Geschichte darstellt. Denn, wenn Gott mit seinem Rathschlusse in der Gemeinheit der Gegenwart und in dem beschränkten Kreise, den das leibliche Aug umspannet, nicht ersehen wird; so tritt

Er dort in ſeiner vollen Gröſſe und Herrlichkeit wieder hervor; Er erſcheint, Ehrfurcht und Anbetung gebietend, über den Kräften der Natur, und lenkt ſie nach ewigen Planen, und die Welt, eher kein höheres Intereſſe darbietend, als das eines künſtlichen und koloſſalen Mechanismus, verwandelt ſich in das Reich des über ſie waltenden unendlichen Geiſtes.

Was die Geſchichte, in ihrer Allgemeinheit, in ſo ferne ſie das geſamte menſchliche Geſchlecht in ſeinem Gange durch die Zeit begleitet, dem empfänglichen Gemüthe Erhebendes und Stärkendes darbietet, das ſucht es auch nicht umſonſt in ihren einzelnen Regionen, die das Schickſal beſonderer Völker, Geſellſchaften und Zeiten umfaſſen; denn auch hier iſt uns überall die allgegenwärtige Gottheit ſichtbar, und überall ſehen wir den Menſchen, wie er, uns zur Lehre und zum Vorbilde, den bald gelingenden bald mißlingenden Verſuch wiederholt, die Aufgabe ſeines Lebens zu löſen. Deßhalb entgeht uns das Höhere nicht, was wir auf dieſem Wege ſuchen, wenn wir dem Zuge unſers Herzens folgen, der uns mit Vorliebe auf das Einheimiſche und Verwandte lenkt, und vermöge deſſen wir lieber und länger bey dem Vaterländiſchen und Vertrauten weilen, als beym Fremden. Was unſere Voreltern ge-

than und erlitten, was die Stadt oder das Land geduldet, die wir bewohnen, was so manche Trümmer aus der Vorzeit, die noch vor unseren Augen stehen, uns bezeugen, und was Andeutung, Vorbereitung und allmählige Schöpfung unserer itzigen Lebensverhältnisse ist, das muß uns, indem wir in ihm uns selbst immer wieder finden, stärker ansprechen, als das Entfernte, worinn keine Beziehung auf uns sich zudringt: und finden sich Berührungen dieser Art zwischen uns und der Erscheinung; so dürfen wir auch hoffen, daß wir den Geist der Letztern, vollkommener auffassen, und mächtiger von dem Unsichtbaren ergriffen werden, das im Sichtbaren sich spiegelt.

Auch in dem Leben und in der Heimath des Teutschen besteht noch so Vieles, zum Theil in imponirender Größe und Kraft, was seine Blicke auf das Alterthum zurück zieht, und lehrreiche, begeisternde und große Erinnerungen in ihm weckt. Schon vor Jahrhunderten ertönte, obwohl noch in rauhern Lauten, die Sprache und der Gesang, die bis auf diese Stunde die Eigenthümlichkeit und der Stolz unsers Volkes geblieben sind. In unseren bürgerlichen Einrichtungen begegnet uns überall der schaffende und ordnende Geist der Väter, und in unseren Gesetzen vernehmen wir ihre Stimme. Sind auch unsere

Sitten ausgeartet, oder durch fremde Einflüsse verderbt; so erinnern wir uns doch auch in ihnen, obwohl oft zu unsrer Beschämung, an unsre Abkunft. Der ganze Charakter der Enkel ist, sey es auch hier und da mißtönend, der Nachklang des Sinnes der Voreltern, so wie ihre Lage und ihr Schicksal das Resultat dessen, was diese vorbereitet haben: und es war dem Verderben und der edlern Kultur auf gleiche Weise unmöglich, die ursprünglichen Formen zu zerbrechen, in welche die Zeit das Gute und das Böse ergießt. Noch stehen auf unseren Felsen die Burgen der Alten; noch umgeben ihre Thürme unsere Städte; noch beten wir in ihren für die Ewigkeit erbauten Tempeln die Gottheit an; noch sind in unseren Zeughäusern die Waffen aufbewahrt, mit denen sie ihre Feinde schlugen; noch lesen wir ihre Namen auf ihren Grabmahlen und Todtenschildern; und noch sättigt sich, so Gott will! die Armuth von den frommen Stiftungen, die sie uns hinterlassen haben. Und dieß alles weist uns hin auf eine untergegangene Welt, deren Genossen unsere Verwandte und unsere Brüder waren, und auf eine Zeit, in der gute und böse Menschen sich anstrengten, um das geliebte heimische Land für uns zuzubereiten, und die Anstalten und Ordnungen zu gründen, die uns aufnehmen, und in

denen unſer Leben ſich bewegen ſollte. Wir verläugnen den Charakter der Vernunft, wenn wir die Gelegenheit verſchmähen, die uns gegeben wird, um zu ſehen, wie die Gegenwart in der Vergangenheit ſich gebildet hat; und es iſt nur dem kalten Herzen und dem ſtarren Sinne möglich, gleichgültig bey den Monumenten derjenigen vorüber zu gehen, welche vor uns, und zu unſerm Beßten, auf dem Boden, der uns und unſre Kinder nährt, gelebt und gewirket haben.

Das Intereſſe der teutſchen Geſchichte für diejenigen, die ſie in die Kreiſe ihrer Voreltern zurückführt, wird deßhalb nicht in Anſpruch genommen werden können: aber wir wiſſen, daß es von ſolchen bezweifelt worden iſt, welche dieſe Beziehung nicht achtend, nur auf den innern Gehalt der Erſcheinungen und auf den Charakter der handelnden Perſonen ſahen. Vergeblich ſuche man hier, iſt geſagt worden, ſolche große, edle und ſelbſtſtändige Naturen, wie das römiſche Alterthum ſie darbiete, und vergeblich ſolche hohe, ätheriſche Gemüther, wie ſie im Griechenland uns begegnen. Die Menſchheit ſehe man hier meiſtens im Irdiſchen und Gemeinen befangen, und bey jedem Verſuche eines höhern Aufſchwungs wieder zu demſelben hernieder ſinken. Nie falle das Aug auf einen edeln Kampf für Selbſtſtän-

digkeit und Freyheit; alle Kräfte ringen nur um Angelegenheiten des gemeinen Lebens. Das Ganze sey ohnehin nichts, als der Sieg des geistlichen und weltlichen Despotismus über ein Volk ohne regen Geist und Energie; und nie gelinge es dem Individuum, durch Entwicklung seiner Kraft aus der Menge hervorzutreten, und die Fesseln zu brechen, mit welchem die starre Form die Gesamtheit umfangen. — Es bedarf keiner Untersuchung darüber, was in diesen Bemerkungen wahr oder unwahr sey. Ihr Gehalt muß uns ohnehin in die Augen fallen, wenn es uns klar geworden ist, worinn das eigentliche und wahre Interesse der Geschichte liege.

Es kann nur der Mensch, in soferne er ein durch Vernunft freyes W.sen ist, dem seine Bestimmung in einer ins Unendliche strebenden Entwicklung seiner geistigen Kraft angewiesen worden, Objekt der Historie seyn. Von den Thieren giebt es nur eine Naturgeschichte, oder eine Beschreibung, die sie im fixirten Zustande aufgenommen hat, weil sie in ihrer Entwicklung in der Zeit durchaus kein Interesse darbieten, indem sie dabey einer zwingenden und allgemeinen Nothwendigkeit unterliegen, und ein Aeusserstes erreichen, bey dem ihr Entwicklungsgang für immer geschlossen ist. Auch die leblosen Dinge sind in

dieſer Hinſicht, weil ihre Veränderungen gleichfalls von einem ſich immer nach demſelben Geſetze bewegenden Mechanismus abhängen, gleichgültig für uns; und wenn Bergſtürze, Erdbeben und Stürme in den Chroniken bemerkt werden, geſchieht es blos um der Wirkungen willen, die ſie auf die vernünftigen Bewohner unſres Planeten gehabt haben. Der Menſch dagegen beſtimmt ſich ſelbſt durch den ihm inne wohnenden freyen Willen, und ſeine Kräfte ſind in ununterbrochener Bewegung, um ſich zu immer größerer Selbſtſtändigkeit, Macht und Vollkommenheit zu erheben. Unaufhörlich ſteht ihm in dieſem Streben die Natur im Wege, und ſo wird ſein Leben ein ſteter Kampf gegen die Hinderniſſe, die ihm die Erreichung ſeines Ziels erſchweren. In dieſem Kampfe liegt das wahre Intereſſe ſeines Lebens, und es ſteigt und fällt in dem Maaße, in dem er in dieſer Sphäre Muth und Kraft anwendet und dem höhern Adel ſeiner Natur ſich annähert, oder ſich von ihm entfernt, — und ſo ſpringt uns die Aufgabe der Geſchichte in die Augen, welche, ſie mag nun unſer ganzes Geſchlecht umfaſſen, oder ſich auf einzelne Völker oder Individuen beſchränken, immer darinn beſteht, zu zeigen, wie und mit welchen Erfolgen der Menſch die Realiſirung des Ideals der Menſchheit verſucht habe.

Dieſes Ideal findet ſich nicht im ſichtbaren und vergänglichen, ſondern im unſichtbaren und ewigen Theile unſrer Natur, alſo in der höchſten Ausbildung des Geiſtes, welche dadurch bewerkſtelliget wird, daß wir unſre Beſtimmung in der überſinnlichen Welt lebendig erkennen, und dieß Anerkenntniß zum Prinzip und Triebwerk des Wollens und Handelns erheben. Dieſes Reſultat ſteht aber in dem innern Heiligthum unſres Gemüths, unzugänglich für jedes ſterbliche Auge, und alſo auch in ſeinem Weſen und in ſeinem wahren Charakter den Blicken des Hiſtorikers verſchloſſen. Deßhalb kommt blos ſeine Erſcheinung in der Sinnenwelt, oder das Bild, das es in den Spiegel der Natur wirft, zur Erkenntniß dieſes letztern, und ſein Stoff wird immer dürftiger, je mehr er von den Anſtalten und Thaten der Menſchen für die Realiſirung ihres Zwecks zu dieſem Zwecke ſelbſt empor ſteigt, indem jene immer in einem höhern Grade von Wahrnehmbarkeit hervor treten, als dieſer. Das Rechte geltend zu machen, das Wahre zu erkennen, das Schöne zu fühlen und nachzubilden, und die Tugend zum herrſchenden Prinzip ſeines Lebens zu erheben, darauf iſt aller Fleiß und alles Streben des Vernunftweſens gerichtet, und alles Intereſſe ſeiner Geſchichte iſt in ſeiner Thätigkeit für dieſe Zwecke

begründet, welche Thätigkeit denn auch, da sie im Handeln und Leiden sich offenbart, dem Historiker ersichtlich wird, und von ihm nachbildend dargestellt werden kann. Seine Darstellung umfaßt aber nicht nur das, was unmittelbar die geistige Bildung des Menschen beabsichtigt, sondern auch die Erscheinungen des gemeinen Lebens, welche mittelbarer Weise, fördernd oder hindernd, in sie einfließen, und sie wird die Aufmerksamkeit um so stärker erregen, und die Gemüther um so mächtiger ergreifen, je weiter und kühner sein Held auf der Bahn der Entwicklung fortschreitet, je tapferer er den Kampf mit den Hindernissen besteht, je mehr er dem Ziele allseitiger Bildung sich annähert, und je kräftiger die in seiner Natur liegenden Keime des Edeln nd Trefflichen sich entfalten. Diejenigen dagegen, welche das Interesse nur in dem Ueberraschenden und Abenteuerlichen finden, verkennen den hohen Sinn, den die Vernunft in die Geschichte legt, und würdigen die hehre Verkündigerinn der Gottheit zu einer verächtlichen Dienerinn des gemeinen Vorwitzes oder der sich selbst zur Last werdenden geistigen Armseligkeit herab.

Was man oft, mit Wahrheit, gesagt hat, daß die Geschichte jedes einzelnen Menschen, oder jeder einzelnen Nation die Abbildung oder eine

im verjüngten Maaßſtabe gegebene Wiederholung der allgemeinen Geſchichte des menſchlichen Geſchlechtes ſey, das können wir auch auf das Volk anwenden, dem wir zugehören. Wie in der Univerſalhiſtorie der Menſch überhaupt, ſo treten unſre Väter aus der Dunkelheit des rohen Naturſtandes hervor, lernen den Gebrauch der Waffen, bauen mit ſelbſt erfundenen Werkzeugen ihren Boden, bilden ſich in Geſellſchaften, geben ſich Geſetze, leiſten den Göttern ihren Dienſt, und ſteigen allmählich von den tiefſten Stufen der Barbarey auf den Sonnenhügel hoher Kultur hervor; und dadurch gewähren ſie uns das anziehendſte Schauſpiel, das dem vernünftigen Beobachter werden kann, weil er gerade in dieſem Emporſteigen den Verſuch ſieht, die Aufgabe der Menſchheit zu löſen. Und bietet je die Länge des Wegs, der auf ſolche Weiſe zurück gelegt worden, ein beſonderes Intereſſe dar; ſo vermiſſen wir auch dieſes nicht, wenn wir unſern Stamm von ſeinem Urſprunge an verfolgen. Es iſt eine Periode von zweytauſend Jahren, in welcher die Geſchichte der Teutſchen ſpielt; und wie gewaltig ändert ſich die Scene durch den Geiſt und Charakter der Perſonen, auf den verſchiedenen Stufen ihrer Bildung? Die Zimbrer, welche unter Bojorich Rom mit Schrecken erfüllten, —

die Sachsen, welche unter Wittekind im schönen Kampfe für die Freyheit fielen, — die Franken, welche zur Eroberung des heiligen Grabes auszogen, — die Schwaben, welche an den Höfen ihrer Könige sanfte Minnelieder sangen, — die Helden des sechszehnten Jahrhunderts, die im hohem Muthe Gut und Leben für die Rechte des Gewissens wagten, — die Preussen, bewundert von Europa über den unter ihrem Friedrich erfochtenen Siegesruhm, — die Oesterreicher zu einem neuen Tage hervorbrechend unter ihrem Joseph — — sie sind alle Zweige desselben Stammes und Genossen desselben Namens; aber wie scharf hat die im Stillen arbeitende Zeit sie von einander unterschieden, und wie hoch die Enkel über die Ahnen erhoben? Der Germane des Tacitus und der Teutsche des neunzehnten Jahrhunderts — welche Kontraste bieten sie dar, und welche interessante Operationen der bildenden Natur müssen den Zeitraum erfüllen, der zwischen beyden mitten inne liegt? Jenen sehen wir noch gehüllt in Thierfelle, in dürftigen Erdhütten wohnen, von den Produkten des rauhen, ungebauten Bodens leben, und so arm an Geiste, daß er nicht einmal den Begriff mit den Buchstaben zu bezeichnen vermochte. Dieser dagegen schmückt seinen Leib mit Seide

und Edelsteinen, haus't in goldnen Palläsien, reizt seinen Gaumen mit den Gewürzen und Süssigkeiten beyder Indien, und übertrifft an wissenschaftlicher Thätigkeit, so wie an Fülle und Tiefe des Wissens alle Nationen der Welt. *)

Solche schnelle und weite Fortschritte auf der Bahn der Kultur gelingen einem Volke nicht, in dem kein reges Leben ist, und dessen innerer Kraft es, entweder durch Kargheit der ausstattenden Natur, oder durch äußeren Druck, an Regsamkeit und Elasticität gebricht. Ein solches Volk ist auch kein hervorstehender Gegenstand für die Geschichte, indem es, immer in einem gleichförmigen Zustande beharrend, kein Interesse darbietet, das nur in der Bewegung und Umwandlung der Formen liegt, und blos durch äußere Anstösse erregt, die Bedingung alles Edeln und Großen,

*) Und doch entfällt dem edeln Villers, in seiner Schrift „Ueber die Universitäten und öffentlichen Unterrichtsanstalten des protestantischen Teutschlands, a. d. Franz von Hagena/" S. 18. die sonderbare Bemerkung: „die teutsche Nation hänge noch heut zu Tage an denselben Gewohnheiten, Sitten und Grundsätzen die Cäsar und Tacitus schon an den alten Teutschen bemerkt haben." — Ungerne vernimmt der patriotische Teutsche diesen Gallicismus aus dem Munde eines Mannes, dem er so viele Verdienste um seine Nation verdankt.

die Selbstständigkeit abgelegt hat. Dieser Vorwurf trifft aber keine Nation weniger, als die teutsche. Zwar ist Ernst, Besonnenheit und Scheu vor plötzlichen und gewaltsamen Revolutionen tief in ihrem nie verläugneten Charakter gegründet; aber nie hat sie sich auch träger Ruhe überlassen, nie eine Stufe der Existenz erreicht, ohne von ihr auf eine höhere anzustreben, nie unthätig sich dem Einflusse fremder Berührungen überlassen, und immer unternehmend und ausharrend, ein so glänzend über andere Völker erhebendes Maaß von selbstständiger Kraft und unbeugsamer Festigkeit bewiesen. Es war in dem Leben unsrer Väter ein unaufhörliches Mühen und Ringen um die Realisirung ihres beharrlichen Willens, in ihren Thaten immer Muth und Energie, und in den Erzeugnissen ihrer Wirksamkeit immer Kühnheit und Größe. Wenn wir in den Annalen ihrer Zeit uns erkundend, die gewaltig dem Lichte und neuer Ordnung der Dinge entgegenstrebende Periode Karls des Großen, die muthigen und siegreichen Kriege, welche die Könige aus sächsischen Stamme gegen die aus dem Osten hereinbrechenden Barbaren geführt, die Kämpfe der Fürsten aus dem Hause Staufen gegen die Weltherrschaft des neuen Roms, das unruhige Zeitalter der Fehden und des wieder hergestellten

Rechtsſtandes vor und nach Rudolph von Habsburg, die großen Thaten des fünfzehnten Jahrhunderts, die Wunder und die Gräuel des dreyſigjährigen Kriegs, — — betrachten, dann werden wir dieſes Volk gewiß nicht mehr des Mangels an Lebendigkeit und Kraft anklagen; wir werden im Gegentheile die Stärke des innern Antriebs bewundern, der es in dieſer ewigen Unruhe umher warf, und mit Staunen werden wir vor manchem Charakter, der in ſeiner Mitte zum Vorſchein kam, und vor manchem Reſultate ſtille ſtehen, das durch die Macht ſeines Geiſtes und ſeines Gemüthes bewirkt worden.

Dieſe Kraft entwickelte ſich beſonders in dem bürgerlichen Leben der Teutſchen, hier indem ſie fremde Angriffe auf ihre Selbſtſtändigkeit und Nationalehre männlich zurück ſchlugen, und dort indem ſie unbeugſam jedes Joch abwarfen, welches innere Gewalt ihnen aufzulegen verſuchte. Sklaverey, ſie ſey nun das Werk eines Eroberers oder eines ſeine Macht mißbrauchenden rechtmäſſigen Regenten, vernichtet die Nationen, wie der Tod die organiſchen Körper, und entzieht ihnen den Charakter, der ihr Leben hiſtoriſcher Darſtellung fähig macht, weil dieſe keine Anwendung auf bloſe von fremden Willen gelenkte, und ohne dieſe Lenkung in dumpfer Unthätigkeit ſchlum-

mernde Automate erträgt. Nie geriethen die Teutschen in einen solchen Verfall; vielmehr bietet ihre Geschichte, seit den Tagen, in welchen Cäsar die erste Brücke über den Rhein schlug, eine nie rastende Anstrengung dar, denselben, sammt seiner Schmach zu vermeiden. Zwar unterlagen auch sie, wie denn der höchste Muth keine Bürgschaft giebt, gegen die Wechsel des Glücks, oft mehr und weniger fremden Waffen: aber nie mit Ergebung, sondern immer mit dem glücklich ausgeführten Vorsatze, die Unguſt des Verhängnisses wieder abzuwenden; es gab Zeiten, wo Frankreich, Spanien, England und alles Land jenseits der Alpen sich unter sie beugte, wo zahlreiche auswärtige Völker ihnen zinsbar waren, und Italien und die Länder zwischen dem baltischen Meere und der Nordsee Gesetze von ihnen empfiengen; und lange bezeichnete die römische Kaiserkrone, die unsre Könige trugen, das allgemeine Huldigung genießende weltliche Haupt der gesammten Christenheit. Aber auch diesem Haupte gestatteten die Teutschen kein willkührliches Regiment. Es ist das Charakteristische ihrer Geschichte von den Zeiten der Karolinger, bis auf den Tag, an welchem das alte Germanische Reich untergieng, um einem neuen Föderativsysteme Platz zu machen, daß der Regent, immer

mißtrauiſch beachtet von den Regierten, nichts konnte, was nicht den Geſetzen und den guten alten Gebräuchen gemäß war, und daß die Stände unaufhörlich, bald durch das ungeſtüme Wort, bald durch das Schwert, die Verſuche niederſchlugen, welche die Könige zur Begründung ſchrankenloſer Gewalt, hier im Stillen und dort öffentlich, gemacht hatten. Dieſer lange Kampf zwiſchen den Kaiſern und den Ständen, die Erſcheinungen, die derſelbe herbey führte, und die Wirkungen, die aus ihm hervorgiengen, gewähren dem Staatskundigen ein unausſprechlich intereſſantes Schauſpiel, in dem jede Leidenſchaft, jede Gabe des Verſtandes, und jede Regung des Gemüths zum Vorſchein kommt, die je in den Zwiſten der Menſchen um Recht und Freyheit, Gewalt und Unterdrückung erſichtlich geworden ſind. Am Ende iſt, was aber lange voraus geſehen werden konnte, der Sieg den Ständen geworden; und auch dieſes Reſultat bietet eine ſehr anziehende Eigenthümlichkeit dar. Die meiſten Völker des Occidents ſind durch dieſelbe Reibung des Haupts und der Glieder hindurch gegangen; aber bey allen war der Erfolg gerade umgekehrt.

Eine Nation, in welcher das politiſche Leben in ſolchen Formen, und mit ſolcher Kraft ſich bewegt, kann nicht auf den tiefen Stufen der in-

tellektuellen Kultur ſtehen bleiben. Denn wenn große bürgerliche Intereſſen das Gemüth erregen; ſo ſucht der Verſtand, ſie zu begreifen, und dadurch wird ſeine Entwicklung überhaupt angefacht und gefördert. Zwar war der Gang der Teutſchen auf dem Wege zu wiſſenſchaftlicher Aufklärung mehrere Jahre hindurch langſam und gehemmt. Das war eine Wirkung unglücklicher Zeiten, in welchen dem Menſchen kein Verdienſt mehr übrig blieb, als das, welches in der Kraft ſeines Arms liegt: und in dieſen Zeiten gab es blos Ritter und Knechte, von welchen jene des Lichtes unempfänglich waren durch den vorherrſchenden Sinn für das Spiel mit den Waffen, und dieſe durch geiſttödtende Sklaverey; die Geiſtlichkeit dagegen betrachtete ihr dünſtiges Wiſſen als ausſchließendes Eigenthum ihrer Klaſſe, und als ein Geheimniß, das man den Ungeweihten nicht mittheilen wollte, weil der Gelehrte Anſehen und Nutzen verliert, ſo bald ſeine eſoteriſche Lehre exoteriſch wird. In dem Zeitalter, welches die Könige aus dem Schwäbiſchen Hauſe mit ihren Thaten und ihrem Ruhme erfüllten, brach, durch die Ermunterungen und das Beyſpiel der Regenten ſelbſt angefacht, ein helleres Licht für Teutſchland an. Die Volksklaſſe erhob ſich zu größerer Freyheit, und das Gefühl ihrer Kraft trieb auch den Geiſt

über das Gemeine empor zu ſtreben. Die Ritter lernten die Künſte des Friedens, und übten ſich in der Dichtkunſt und im Geſange. Die Mönche dehnten den Kreis ihrer Studien über die Gränzen ihres nächſten Berufes aus, trieben Philoſophie und Dialektik, forſchten in den Werken der Alten und in der Natur, und lernten und ſchrieben die Geſchichte ihres Vaterlandes. Der wiſſenſchaftliche Geiſt ſchien unwiderſtehlich ein weites und herrliches Gebiet ſich anzubauen; aber der Untergang der gedachten Dynaſtie, deren der Teutſche ſich eben ſo wenig ohne Stolz, als ohne Dank erinnert, ſtieß, mit ſo vielem andern, was das Zeitalter und die Nachwelt geehrt und beglückt hätte, den Leuchter von ſeiner Stätte, und es kam wieder ein Jahrhundert trauriger Geiſtesarmuth und Erſtarrung. Aber die Empfänglichkeit für die Erkenntniß des Wahren und Schönen gieng nicht verloren. Es brach in Italien das neue Licht aus dem Orient an, und bald verbreiteten ſich ſeine Strahlen auch dieſſeits der Alpen. Die Muſter und die Formen aller ächten Kultur, welche das griechiſche und römiſche Alterthum der Nachwelt hinterlaſſen hat, weckten mit den neuen Idealen, die ſie darſtellten, einen neuen Geiſt in unſern Vätern; der Eifer für die tiefere Erkenntniß des Wahren und Schönen drang in die Klö-

ſter ein, und erwachte an den Höfen der Fürſten und auf den Rathhäuſern; es ward die Buchdruckerkunſt erfunden, welche nicht nur das trefflichſte Verbreitungsmittel des Lichtes, ſondern auch die ſicherſte Gewährſchaft für die ewige Erhaltung aller Dokumente des litterariſchen Fleißes iſt; durch ſie wirkten Konrad Celtis, Gabriel Biel, Rudolf Agrikola, Heinrich Bebel, Johann Reuchlin, Ulrich v. Hutten, Philipp Melanchthon — mächtig auf ihr Zeitalter; und ſo begann teutſche Wiſſenſchaft und Kunſt ihren Rieſengang der ſtolzen Höhe entgegen, auf der wir ſie in unſeren Tagen ſehen. Nirgends finden wir dieſen Reichthum, dieſe Tiefe, dieſe Allſeitigkeit und dieſe Verbreitung des Wiſſens als auf dem heimatlichen Boden, und nirgends dieſelben wohl organiſirten und treu verwalteten Anſtalten, um dieß Wiſſen in dem beſagten Charakter zu erhalten und zu fördern. Kein Volk iſt gelehrter, als das teutſche, keines ſo aufgelegt zum tiefen und beharrlichen Forſchen, und bey keinem wird über wiſſenſchaftliche Gegenſtände ſo viel geſchrieben. Ihm verdankt es Europa, daß der oberflächliche, ſpielende Geiſt, der im Zeitalter Ludwigs XIV. die Kultur des Occidents zu bedrohen begann, die Strenge des Begriffs, und die Gründlichkeit der Unterſuchung

nicht beſiegte; in allen Regionen der Wiſſenſchaft haben ſich die Teutſchen als Erfinder und Reformatoren der Behandlung verewigt; und ſie beneiden keine der fremden Nationen um ihre großen Männer, da ſie dieſen triumphirend die Namen ihres Albrecht Dürer, Johann Kepler, Leibnitz, Klopſtock, Haller, Mengs, Leſſing, Herder, Schiller, Kant und Johann Müller triumphirend entgegenſetzten.

Auch in Hinſicht auf das kirchliche Verhältniß, vermöge deſſen, der Menſch einer, den von ſeiner geiſtigen Natur ihm unwiderſtehlich aufgedrungenen religiöſen Zweck bezielenden Geſellſchaft angehört, bietet das Leben der teutſchen Nation dem Beobachter ſehr viel Kraft, Fülle, Regſamkeit und Mannigfaltigkeit dar. Weder die Religion, die während des allmählichen Unterganges des Heidenthums, ihr gepredigt, noch die kirchliche Verfaſſung, welche in Gemäßheit der erſtern gegründet wurde, kam, ſo oft auch der Aberglauben und Deſpotismus es verſuchten, je in den feſten, unbeweglichen Zuſtand ſcheinbarer Vollendung und Geſchloſſenheit; vielmehr bewährte ſich auch hier das Geſetz der Natur, vermöge deſſen alle Dinge zu ſteter Wandelbarkeit beſtimmt ſind, und nur durch die Reibung widerſtrebender

Kräfte zu ihrer Vollkommenheit und Wirksamkeit gelangen. Zwar war, wie dieß von allen occidentalischen Völkern im Laufe des mittlern Zeitalters gilt, die Masse der teutschen Nation, in Hinsicht auf das Dogma, Jahrhunderte hindurch dem geistlichen Haupte der Christenheit in gewissenhafter Treue zugethan, und glaubig folgte die Heerde der auf dem Weg zum ewigen Leben sie rufenden Stimme des Hirten; aber nicht so hingebend ertrug sie, was dieses Haupt im Leiblichen sich anmaßte, und was es bald durch welsche Arglist der teutschen Treuherzigkeit abzuschwatzen, und bald durch offene Gewalt ihr abzutrotzen suchte. Es bildete sich zwischen beyden Partheien ein mißtönendes Verhältniß, aus dem oft schwere und heftige Kämpfe erwachsen, in denen bald die geistliche, bald die weltliche Macht den Sieg davon trägt; aber in beyden Fällen handelt immer ein achtungswürdiges Volk vor unsern Augen, das sich gegen jedes Unrecht und gegen jede Knechtschaft sträubt, selbst wenn sie seinem Aberglauben im Namen Gottes angemuthet werden. Endlich erfolgte in Teutschlands Mitte die offene Empörung gegen das Papstthum; ihr Anstoß erschütterte, ins Unendliche fortwirkend, alle christlichen Länder der Erde, und seit der Pflanzung des Christianismus war

in seiner Geschichte keine entscheidendere und folgenreichere Epoche eingetreten, als diese. Von nun an spalteten sich die Teutschen in zwo scharf unterschiedene, mißtrauisch gegen einander entgegen stehende Partheyen; oft entbrannte ihr Zwiespalt in heftigen Kämpfen; alle folgenden Ereignisse in ihrem bürgerlichen Leben erhielten durch die sich widerstrebenden religiösen Interessen mehr oder weniger ihren Charakter; aber es war auch eine Folge dieser Spaltung, daß unter beyden Theilen eine wohlthätige Eifersucht entstand, sich nicht nur an Macht und Politik, sondern auch an innerm Werthe der Lehre und der Gesinnung zu übertreffen, und daß die Vernunft in Ansehung des religiösen Denkens immer mehr zu den Rechten gelangte, welche hier der Aberglauben und dort bald frommer, bald arger Betrug ihr entzogen hatten.

Es versteht sich von selbst, daß ein Volk, das in den höhern Beziehungen seines Daseyns so viel Bildsamkeit, Thätigkeit und Energie bewährt, dieselben Eigenschaften auch in denjenigen Kraftäußerungen nicht verläugnen werde, welche auf die Interessen des gemeinen Lebens, und auf dessen Veredlung und Verschönerung gerichtet sind. In der fernen Zeit, in welcher das weite Germanien dem Forscher zuerst in die Augen fällt,

iſt es nicht viel mehr als eine waldigte Wüſte, in der einige Horden nomadiſche Jäger genießen, was die Natur, ohne menſchliches Zuthun, auf dem ungebauten Boden darbiethet. Aber wie heiter und ſchnell geht ſeit den Tagen Karls des Großen die Sonne der Kultur über dieſen ſchauerlichen Wäldern und Sümpfen auf. Die Haine werden gelichtet und die Moräſte getrocknet. Es erheben ſich in den Thälern fleiſſig betriebene Meyereyen, an dem Abhange der Berge wurzelt die Rebe, aus ihrem Innern wird Gold und Eiſen zu Tage gefördert, und auf ihren Spitzen prangen ſtattliche Burgen. Die Dörfer wandeln ſich in Städte, ihre Bewohner üben ſich in jeder Art von Kunſtfleiß, und rüſtige Kaufleute durchziehen mit ihren Waaren das Land. Der reichliche Gewinn erregt allenthalben Thätigkeit und Eifer, die handelnden Städte ſchließen furchtbare Bündniſſe, ihre Schiffe befahren alle Meere von Europa, und die Produkte des fernſten Auslands erfüllen die Wünſche der Schwelgerey und der Uippigkeit. Auf ſolche Weiſe kommen die Teutſchen in Berührung mit fremden Völkern, ſie theilen dieſen ihre Produkte, ihre Begriffe und ihre Sitten mit, und ſie erhalten, oft zu ihrem großen Schaden, daſſelbe Geſchenk von ihnen; aller Segen, aber auch aller Fluch der

Kultur und der Industrie kommt über sie, und nichts Menschliches, sey es, erwachsen, wo es wolle, bleibt ihnen fremd. Der Erwerbsgeist, die äußere Sitte, der Luxus, das gesellschaftliche Leben und der Geschmack erhalten ihre Perioden, und werden hervorragende Objekte der Geschichte. Nur bleibt auch auf diesem Felde, bey aller Tyranney, die das Ausland über ihn ausübt, und bey allem Wechsel des Lebens, der Teutsche seinem Urcharakter getreu, und seine Eigenthümlichkeit ist immer sichtbar, sollte es auch in dem Mißlingen des Bemühens seyn, womit er fremden Tand zu seinem Bedürfnisse macht, und fremde Eitelkeit nachahmet.

Bey dieser Kraft und Vielseitigkeit des Lebens und bey dieser anerkannten Fülle und Tiefe des Gemüths, kann es in der teutschen Geschichte an großen Charaktern nicht fehlen, die über die Menge hervorragend, die ganze Aufmerksamkeit des Beobachters in Anspruch nehmen, ihn ergreifen, und mit Bewunderung erfüllen, und von der gewaltigen Erscheinung den Blick zu ihrem Schöpfer erheben, der solche Macht den Menschen gegeben. Wir wissen, daß das Daseyn solcher Charaktere auf dieser Scene oft bezweifelt, oder gar bestritten worden ist, wobey man besonders die Geschichte von Griechenland und Rom herbey

zog, um den Beweis zu führen, daß Heroen an Wort und That, wie sie uns hier begegnen, auf Germaniens Gefilden umsonst gesucht werden. Wir geben zu, daß republikanische Verfassungen besser dazu taugen, um das Gute, so wie das Böse, was in dem Menschen ist, auf den höchsten Grad zu steigern, als die monarchische, und daß in der alten griechischen und römischen Welt viele Erregungs- und Förderungsmittel des Großen und Kühnen vorhanden waren, die mit ihrem Untergange zugleich untergegangen sind. Aber daß der Glanz des Fremden uns nicht blind gegen das Herrliche, das die Zeit in unsrer Nähe gebohren hat, und daß die Huldigung, die wir dem Entfernten bringen, uns nicht unbillig mache, gegen das Heimische! Wenn auch Ancillon *) „Stärke des Willens und Macht der Ideen über die Bedürfnisse und Interessen" die Bestandtheile des großen Charakters sind; so hat auch unsre Geschichte ihre Helden, und sie hat sie nicht nur auf dem Schlachtfelde, sondern auch auf den Thronen, in den Kabineten, in den Museen und in dem stillen Leben der Häuslichkeit; und sie erscheinen uns auf gleiche Weise im

*) Ossais sur les grands caractères par Fr. Ancillon. gr. 8. Berl. 806.

Handeln und im Dulden, in ihrem Gedanken und in ihrer That. Freylich trat in unsrer Geschichte manche Periode ein, und es befestigte sich manche Verfassung, die recht dazu gemacht waren, den Geist der Menschen zu verdüstern, und die Schnellkraft des Gemüths zu lähmen. Aber solche Erscheinungen zeigen sich in der Geschichte aller Völker, ohne daß sie jedoch das Herkommen ausgezeichneter Menschen gänzlich hemmen. Mitten aus der Finsterniß bricht oft der Strahl hervor, mit dem der neue Tag beginnt, und selten versinkt eine Generation so tief, daß sich nicht Einzelne mit Geist und Muth aus dem Abgrunde erheben, und der Welt das Zeugniß ablegen sollten, es sey in der Gemeinheit nicht aller Adel erloschen. Auch die Annalen des Vaterlandes zeigen uns davon die schönsten Beyspiele.

Oft nimmt man für menschliche Größe, was nur Produkt einer ausgezeichneten physischen Anlage ist. Um einen solchen Ruhm dürfen wir niemand beneiden. Die Stärke manches Charakters ist in ihrem Grunde und in ihrer Entwicklung nicht mehr als die Stärke des Löwen; also eine bloße Naturkraft, in der wir nicht sowohl das damit begabte Wesen, als den Schöpfer desselben bewundern, der es also ausgestattet hatte. Wahre menschliche Größe liegt nothwendig in der

Festigkeit des Willens, und in seiner Bestimmung durch übersinnliche Antriebe und Zwecke; und ihr höchster erreichbarer Grad ist nur dem religiösen Gemüthe möglich, das sich aller Abhängigkeit von dem Irdischen und Sichtbaren entschlagen hat, und seines Lebens Sinn und Werth ausschliessend im Unsichtbaren und Ewigen findet. Wir räumen ein, daß der Mensch auch ohne diesen Aufschwung bis zu einer unsre Bewunderung erregende Stufe, selbstständig, fest, beharrlich, muthig und konsequent seyn könne; aber das Ideal dieser Vorzüge erreicht er nur durch die religiöse Ansicht der Welt, weil nur sie ihn in den Stand setzt, in dem er sich die Dinge unterwirft, ihre Einflüsse auf seine Empfindung beherrscht, und von allem Aeussern, es wirke nun angenehm oder schmerzhaft auf ihn, gänzlich unabhängig ist. Solche Charaktere sind vielleicht weniger selten, als es scheint, weil sie, ihr Daseyn im Innern des Menschen beurkundend, und auf allen Ruhm vor der Welt verzichtend, nicht überall sichtbar werden, wo sie vorhanden sind. Aber desto herrlicher erscheinen sie dann, wenn sie mit der ihnen widerstrebenden zeitlichen Umgebung in Entzweyung gerathen; und sie verdunkeln hier gewöhnlich alles, was sonst in irdischen Geschäften Muth, Kraft und Standhaftig-

keit bewieſen hat. Die Teutſchen waren von jeher ein religiöſes Volk, und wenn in neueren Zeiten ihr Sinn für das höhere Leben erkaltete; ſo war das Verderben nicht aus ihrem Innern gequollen. Wenige Nationen haben für ihren Glauben ſo viel gethan und geduldet, ſo viel gewagt und ſo viel aufgeopfert. Man ſage nicht, daß dieſer Glauben, oft nur armſeliger Aberglauben war. Denn die Religioſität iſt nicht gegründet in dem Reſultate, zu dem die Vernunft durch das Nachdenken über die ideale Welt gelangt, ſondern in der Richtung des Geiſtes auf dieſe Welt und in der Liebe zu ihr; und dem muthigen Zeugen des Göttlichen; ſo wie dem Märtyrer, der ſich freudig für ſein Bewußtſeyn aufopfert, benimmt es nichts von der Achtung, die das reine Herz ihm weihet, er mag für den Glauben oder für die Werke ſein Glück und ſein Leben wagen. Und Menſchen von dieſer hohen Geſinnung begegnen uns viel: in der Geſchichte des Vaterlands. Sie ſind die eigentlichen Heroen der Nation.

Aber viel Groſſes und Edles iſt erwachſen und geſchehen, und durch das Unrecht der Zeiten in Vergeſſenheit gekommen. Gewiß unterlegen dieſem Schickſale nicht wenige der herrlichſten Charaktere aus der Mitte unſers Volks; nicht nur

weil es den Teutſchen von jeher weniger um den Ruhm zu thun war, als um die Tugenden, durch welche derſelbe verdient wird; ſondern auch, weil Jahrhunderte hingiengen, in welchen die Namen der Helden gar nicht aufgezeichnet wurden, und dann wieder andere Jahrhunderte, welchen über dem Fleiße, den ſie auf das rohe Material und das Fachwerk der Geſchichte verwandten, der Geiſt verflog, der in den Thatſachen und in den Handlungen lebt. Das Groſſe, Schöne und Edle in der menſchlichen Thätigkeit wird nur dann erſehen, wenn man die handelnden Subjekte von den durch ſie hervorgebrachten Erfolgen, und die Reſultate der Freyheit von denen der Nothwendigkeit unterſcheidet, und von der Erſcheinung zu der Kraft hindurch zu dringen ſucht, die ſich an derſelben bewährt hat. Aber im umgekehrten Falle, wenn nämlich der beſchränkte Blick an der Thatſache hängen bleibt, kein höheres Intereſſe kennt, als das, was die Auſſenſeite derſelben darbietet, und unbekümmert iſt, um die Art und Weiſe, wie die menſchliche Natur in ihr, entweder in ihrer Herrlichkeit, oder in ihrer Beſchränkung zum Vorſchein gekommen, — geht nothwendig das Objekt verloren, das aller hiſtoriſchen Darſtellung erſt Sinn und Bedeutung giebt, nämlich der Menſch; die erhabenſten Züge, die er

entwickelt hat, treten in ein trauriges Dunkel zurück, und durch die Schuld des beschränkten Zuschauers, zieht auch das Drama, das an sich vielleicht sehr anziehend ist, die Gestalt der Dürftigkeit und Gemeinheit an. — In diesem Geiste ist die teutsche Geschichte lange behandelt worden. Unsere großen Männer wurden auf der Bühne unsichtbar, weil sich niemand fand, der sie erkannt oder begriffen hätte. Wir kommen dadurch in den Ruf, unsre nordische Natur sey karger in Hervorbringung ungewöhnlicher Charaktere, als der Süden. Aber man erwies uns dadurch ein großes Unrecht. Wir hatten wohl unsre Achille; aber sie waren nicht so glücklich, einen Homer zu finden.

Unsere Alten haben, mit wenigen Ausnahmen, der Geschichte keinen höhern Sinn abgewinnen können, als den, der in der bloßen Chronik liegt, und sehr selten begegnet uns unter dem Heere von Annalisten einer oder der andere, der dem Höhern entgegen strebt, welches der große Haufe nicht einmal ahnete. Diese Weise ist die Anfangsstufe der historischen Kunst; was sie hervor bringt, verhält sich zu den Produkten des letztern, wie ein mit dem Lineal und dem Cirkel in der Hand gefertigter Prospekt, zu einem mit Geist und Gefühl ausgeführten Landschaftsge-

wälde; und keine Nation liefert historische Kunstwerke, ohne daß sie sich erst in der Chronik versucht hätte. Das Geringere verliert aber dadurch nicht seinen Werth, daß das Vollkommene möglich ist, zumal in einem solchen Falle, wie der vorliegende, wo das Vollkommenere gar nicht entstehen kann, ohne daß es sich aus dem Geringern bilde. So oft blicken wir vornehm oder gar hämisch auf die Mönche herab, welche im mittlern Zeitalter in den Mauern ihrer Klöster Gott auf ihre Weise dienten, und wir erinnern uns nicht, was wir ihnen zu danken haben. Ohne ihren Fleiß wüßten wir beynahe gar nichts von der über das fünfzehnte Jahrhundert hinaus liegenden Geschichte des Vaterlandes; und da sie nicht vermochten, diese Geschichte im höhern Style auszuführen; so finden wir in der bescheidenen Anerkenntniß ihrer Unthätigkeit ein neues Verdienst, weil die kahlste und geistloseste Chronik doch noch unendlich mehr werth ist, wenn sie das erkundete nur treu mittheilt, als der mißlungene Versuch pragmatischer Darstellung. Unterdessen ist die rohe Manier dieser Annalisten nichts weiter, als bloße Materialiensammlung, an der gewöhnlich der Zufall mehr Antheil hat, als der beschränkte und von Vorurtheilen aller Art gefesselte Geist des Sammlers,

und meistens ist das Gute und Brauchbare unter so viel wüstem Schutte begraben, daß es noch eines besonderen Fleisses bedarf, um jenes von diesem abzusondern. So lange aber der Beobachter des Lebens, das was geschehen ist, nicht anders als in dieser Mischung sich dargestellet sieht; ist es schwer, daß nur der richtige Begriff der Thatsache in ihm hergestellt werde, noch schwerer aber ist es, daß der Geist und Charakter der Handelnden, in ihrer ganzen Wahrheit und Fülle in seiner Seele sich abbilden. Er mag sich vielleicht eine Menge historischer Notizen erwerben, wie sie z. B. in chronologischen und geographischen Tabellen und Registern aufgeführt werden: aber das eigentliche Leben in der Geschichte, der Muth und Sinn der in ihr sich bewegenden Figuren, die stossende und lenkende Kraft, und das Göttliche, was das Menschliche erfüllt, bestimmt und veredelt, bleibt ihm mit sieben Siegeln verschlossen.

Während der besagte Geschmack noch immer der herrschende war, erwachte unter den Teutschen der historische, besonders an einheimischem Stoffe sich übende Forschungsgeist, und man glaubte, indem man seinen Antrieben folgte, die Aufgabe der Geschichte in ihrem ganzen Umfange zu lösen. Dieß war nun freylich bey weitem

nicht der Fall; indeſſen verdiente auch dieſer Fleiß unſern Dank, und wir hatten Urſache, uns zu freuen, daß er bis in unſere Tage herein nicht ermüdete. Er durchſuchte alle Schachten und Winkel des Alterthums; er förderte alles Brauchbare zu Tage, was irgend von ihm entdeckt wurde; er durchwühlte Bibliotheken, Archive, Ruinen und Grüfte; er ſtrebte auch den leiſeſten Laut, der aus der Vorzeit herüber tönte, ſich zu verdeutlichen; er hörte die Zeugen der Begebenheiten gegen einander ab; er legte groſſe Sammlungen von Urkunden an; er ſuchte alle, auch die geringfügigſten Thatſachen, ſo viel möglich, zu berichtigen. Das war im eigentlichen teutſchen Charakter geſtrebt und gehandelt, der vor allem auf das Reelle und Gediegene ſieht, und nicht ermüdet, wenn es darauf ankommt, ſich deſſelben zu bemächtigen. Das Reelle in der Geſchichte und die erſte Bedingung ihres ganzen Werths iſt aber die Wahrheit; und dieſe herzuſtellen und zu befeſtigen, darauf war aller Fleiß der gedachten Forſcher und Sammler gerichtet. Aber durch denſelben konnte nicht mehr als ein bloßer Vorrath von Notitzen erworben werden, der erſt des Geiſtes erwartete, der ſie ordnete und durchdrang. Man konnte auf dieſem Wege zu einem ſehr groſſen Reichthum an ächtem Ge-

diegenem Golde kommen; aber noch immer fehlte demſelben das Gepräge, wodurch es zur Anwendung im Leben tauglich ward. Wir hatten alſo viele ſehr gelehrte hiſtoriſche und kritiſche Forſcher; aber noch lange vermiſten wir den Geſchichtſchreiber, der in jede todte Maſſe das Leben hauchte; und ſo lange dieſer nicht erſchienen war, konnte man wohl wiſſen, was ſich auf dem vaterländiſchen Boden in alten Zeiten Denkwürdiges ereignet hatte: aber die Begebenheiten reihten ſich nicht in den Zuſammenhang, in welchem ſie erſcheinen müſſen, um der Vernunft ein Intereſſe zu gewähren, und die geheime Kraft, deren Reſultate ſie ſind, kam nicht zu unſrer Anſchauung. Es mochte auch die Geſchichte unſres Volks ein „Epos ſeyn, im Geiſte Gottes gedichtet;“ aber Kritiker und Diplomatiker konnten uns von dieſem Epos nur einzelne Töne, oder höchſtens zerriſſene Rhapſodieen geben.

Es konnte nicht fehlen, daß man nicht endlich auf den Gedanken kam, den groſſen Reichthum, den die teutſche Emſigkeit zuſammen gehäuft hatte, nach einem beſtimmten Plan zu ordnen und zu bilden, zumal da das wieder erwachte Studium der Alten, und ein bey den Teutſchen einkehrender freyerer philoſophiſcher Geiſt, die Köpfe aufzuklären, und die Gemüther zu er-

heben begann, und die wissenschaftlichen Männer zu der Erkenntniß führte, es lasse sich wohl ein noch edlerer Ruhm erwerben, als der, den sie bisher in der bloßen Gelehrsamkeit gesucht haben. So fieng man an, die Geschichte der Teutschen pragmatisch zu bearbeiten. Man bewies damit, daß es gelungen war, sich der richtigern Idee zu bemächtigen: aber die, in derselben gemachten Versuche zeigten, daß es an Kraft gebrach, diese Idee allseitig auszuführen. Man konnte der teutschen Geschichte keinen höhern Gesichtspunkt abgewinnen, als den politischen, und man bezog alles so genau und ausschließend auf denselben, daß eines jeden andern entweder gar nicht, oder nur beyläufig gedacht wurde. Sie erschien, wie es denn auch der ihr beygelegte Name aussprach, als Reichsgeschichte, folglich war ihre Aufgabe lediglich die Entwicklung der Verfassung; der Mensch versteckte sich unsichtbar hinter den Bürger, alles fand sein Ziel und seinen Sinn in den Bestimmungen unsres Staatsrechts, und es gewährte eine solche Geschichte ihren höchsten Dienst dadurch, daß sie nachwies und erörterte, was in Ansehung der innern und äußern Verhältnisse des heiligen römischen Reichs teutscher Nation Rechtens sey. — Zwar ist die Entwicklung der Verfassungen eine der interessantesten Seiten der Hi-

storie, selbst für den der auf dem reinmenschlichen Standpunkte sie betrachtet, weil die Bildung der Nationen am meisten durch ihre bürgerlichen Verhältnisse bedingt ist: und in so ferne verdienen die Bemühungen, die auf ihre Darstellung verwendet werden, besonders wo man sie im Geiste Montesquieu's oder Gibbons betrieben sieht, die höchste Achtung. Aber wenn sie, wie es bey den Bearbeitern der teutschen Geschichte so lange der Fall war, jede andre Ansicht entweder gänzlich verdrängt, oder auch nur in den Schatten stellt; dann erscheint die Historie eines Volks nur einseitig, und es erlischt in ihr gerade das, was ihr ihr höchstes Interesse giebt, nämlich das Streben des Menschen auf das Ziel der Humanität, und das Steigen und Fallen seines innern Charakters, das in diesem Streben offenbar geworden ist. In den gewöhnlichen Kompendien und Handbüchern unsrer Reichsgeschichte finden wir gewöhnlich nichts, als die Historie der Päpste und der Kaiser und ihrer gegenseitigen Kämpfe, das Aufkommen der bestehenden und wieder vergehenden öffentlichen Rechte und Einrichtungen, den Innhalt der Wahlkapitulationen und Reichsverhandlungen, die Bemühungen der Kaiser und der Stände einander das Heft aus der Hand zu wenden, und die Kriege, die bald

gegen äußere, bald gegen innere Feinde geführt worden. Und wenn man auch da und dort in einem dieſer Schriftſteller ein Beſtreben bemerkt, ſeine Blicke höher zu richten; ſo ſehen wir doch immer, daß das, was außer dem gewöhnlichen Kreiſe liegt, ihm in dürftiger Geſtalt erſcheine, und es bleibt uns bey ihrer Lektüre das Gefühl, eines zwar erregten aber bey weitem nicht befriedigten geiſtigen Bedürfniſſes. Wir wollen den Weg kennen lernen, auf welchem unſer Volk, in allen Hinſichten, geworden, was es in dieſem Augenblicke iſt; und durch welche Hinderniſſe, und durch welche Mittel es auf den Punkt intellektueller, äſthetiſcher und moraliſcher Kultur gelangte, auf dem es jetzt ſteht: aber wir müſſen auf dieſen vernünftigen und gerechten Wunſch verzichten, und ſtatt ſeiner Erfüllung wird uns nichts weiter, als eine dürftige Kunde von der Entſtehung und allmählichen Ausbildung eines Staats- und Kirchenrechts, das noch überdieß, von dem Zeitgeiſte überwältigt, außer den Kreiſen des Geſchäftsmanns, längſt beinahe alles Intereſſe verloren hatte.

Dieſe Behandlung der vaterländiſchen Geſchichte hatte, indem ſie blos die Geſammtheit des teutſchen Reichskörpers im Auge behielt, ohne in das Schickſal ſeiner eine Art von Selbſtſtän-

digkeit behaupteten, und sich immer mehr von ihm lostrennenden Bestandtheile einzugehen, noch die weitere üble Folge, daß in ihr immer nur das Außenwerk oder die Umgebung der Nation, nicht aber ihr wahres inneres Leben zur Anschauung kam. Dieses fand sich, seit der Regierung des Rudolph von Habsburg immer mehr in dem Partikularstaate, dem der Teutsche angehörte. Von diesem erhielt er seine Gesetze; in ihm stand das Ziel seines Ehrgeitzes, durch seine Einrichtungen und Schicksale entwickelte sich sein Charakter; nicht sein Kaiser, sondern sein Fürst war es, der seine Leidenschaften erregte und spannte; über seinen besondern Vaterlande ward wohl seine ursprüngliche Abstammung, und das schlaffe Band, das ihn an seine Sprachgenossen knüpfte, gänzlich vergessen; das Allgemeine erschien endlich als eine Form ohne Bedeutung, die man blos noch dudete, weil man ihrer seit Jahrhunderten gewohnt war. Deßhalb, wenn der Geschichtschreiber nicht das besondere in seinen Plan aufnahm, und es sich bestimmt zum Zweck setzte, aus ihm, nicht aber aus dem todten Buchstaben erlahmter Verfassungen und vergessener Gesetze, das Bild des Allgemeinen darzustellen; so konnte ihm unmöglich eine Geschichte der teutschen Nation gelingen. Erzählte er uns auch wie der Mittel-

punkt auf die ihn umgebenden Körper wirkte, und wie diese wieder auf ihn reagirten; so gab er uns doch nichts weiter, als eine Darstellung ihrer Wechselwirkung, oder auch ihres Zusammenfliessens zum Zwecke eines nach außen gerichteten Stoffes; und wir wissen, daß seit Jahrhunderten auf dem einem und dem andern Wege nicht viel Großes zu Stande kam. Er mußte uns in das Innere der teutschen Staaten einführen, und uns zeigen, wie hier der Mensch, in allen Formen seiner Existenz sich entwickelte, und wie dann die im einzelnen bewirkten Resultate in ein Ganzes zusammenflossen, und aus ihnen der Geist und Charakter der Gesammtheit sich bildete, — und nur auf diesem Wege konnte er uns geben, was wir von ihm erwarteten, eine Geschichte der teutschen Nation.

Nach dem bisher gesagten sind uns die Standpunkte, auf welchen die letztere aufzufassen, und der Geist, in dem sie zu behandeln seyn müste, nicht mehr fremd. Der Fleiß des Forschers und die Notizen ordnende, unterscheidende und bestimmende Emsigkeit des Annalisten werden bey jedem Versuche dieser Art vorausgesetzt, als unvermeidliche Vorbereitung des Stoffes fü seine höhere Bestimmung. Aber durch diese Benühungen wird erst die Bahn zu dem Ziele gebrochen,

das noch aus weiter Ferne uns entgegen glänzt, und es giebt ein viel höheres Verdienst, als das, welches durch sie erworben wird. Die Krone des Verdienstes gebührt dem Geschichtschreiber, der auf dem erhabenen Standpunkte, auf dem sich die Erscheinungen nicht in ihrer Einzelheit und Zerrissenheit, sondern als Bestandtheile eines großen Organismus darstellen, das Ganze überschaut, den Geist erhascht und in seinen Wirkungen begreift, der über diesem Ganzen waltet, mit scharfem Blicke beobachtet, wie in den menschlichen Dingen Freyheit und Nothwendigkeit sich durchdringen, ein wahres und lebendiges Bild der außer ihr sich bewegenden Gestalten, ihrer Kräfte und des Plans ihrer Bewegung in sich herstellt, und dieses Bild in seiner Wahrheit und Lebendigkeit wieder giebt, — in dem „der dreyfache Genius der Menschheit, der philosophische, poetische und historische sich durchdringt." *) und durch seine Vereinigung in dem Begriff dasjenige nach seinem innern Charakter und nach seiner Gestalt rein und treu abbildet, was die in der Zeit unaufhörlich fortwirkende Natur geschaffen hat. In diesem Geiste wird die Geschichte unsres Vater-

*) S. Waltmannn Geschichte und Politik ꝛc. 1801. S. 3.

lands behandelt, wenn der Bearbeiter derſelben mit Fleiß und kritiſchem Sinne ſeine Materialien aus ihren erſten und reinſten Quellen ſchöpft, unabhängig von dem Geiſte ſeiner Zeit das Alterthum in ſeiner urſprünglichen und ächten Form auffaßt, die Tiefe und die Eigenthümlichkeit des teutſchen Charakters, ſo wie er ſich von dem Charakter aller anderen Völker unterſcheidet, in ſeiner Individualität ergreift, das innere, unſichtbare Leben der Nation in dem äußern erkundet und offenbahrt, aller Einſeitigkeit ſich entſchlagend den Teutſchen in den ſämmtlichen Regionen ſeiner Wirkſamkeit und in allen Aeuſſerungen ſeiner geiſtigen Kraft verfolgt, und auch in der Bearbeitung der auf ſolche Art gefaßten hiſtoriſchen Anſicht die Kultur und das Gemüth des Volks ausſpricht, deſſen Schickſale er ſeinen Fleiß und ſein Nachdenken gewidmet hat. Dieſe Bedingungen geben uns aber zu erkennen, welch' eine Fülle von Geiſt und Muth in dem Manne ſeyn müſſe, der ſich berufen fühlt, die Thaten und Leiden unſerer Väter zu beſchreiben, und daß nur die reine Hand würdig ſey, dieſes Heiligthum zu berühren. Die Fülle des Wiſſens und der weite und tiefe Blick machen den Geſchichtskenner, der philoſophiſche Geiſt den treffenden Raiſonneur, das feine Gefühl des Schönen und die Kunſt der Dar-

ſtellung den anmuthigen Erzähler; aber der teutſche Geſchichtſchreiber wird nur durch das teutſche Gemüth.

Es hat ſeit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts nicht an Verſuchen gefehlt, dieſes alles zu leiſten, und es gewährt einen ſchönen und erfreulichen Anblick, wenn der philoſophiſche Kenner unſrer Litteratur es uns aufweißt, wie dieſe Verſuche immer mehr gelangen, und wie das in dieſe Periode fallende Wachsthum des über die Nation ergoſſenen Lichtes, beſonders auch in der Behandlung der Vaterlandsgeſchichte, zu neuer Klarheit, Kraft, Konſequenz und Schönheit geführt hat. Zwar iſt die Hiſtorie der teutſchen Nation überhaupt noch in keinem Werke, dem wir den Charakter der Klaſſicität oder der allſeitigen Vollendung beylegen könnten, dargeſtellt. Aber in allem, was in der neuern Zeit für dieſe Aufgabe unternommen ward, iſt uns erſichtlich geworden, daß den Unternehmern ein höheres Ideal vorſchwebte, als das, zu dem die Väter anſtrebten; immer mehr hat man ſich von den Fehlern der frühern Verſuche freygemacht, und immer mehr hat man ſich der vollkommenern Manier angenähert, in welcher die herrlichen Muſter der Griechen und Römer uns vorleuchten.

Endlich gab uns aber auch die Zeit ein solches Muster in unsrer Mitte selbst, in dem unsterblichen Werke, in welchem Johannes Müller die Geschichten seines Volks, eines alten kräftigen Zweigs vom germanischen Stamme, dargestellt hat. Es ward vor und neben ihm viel treffliches geleistet, das jedoch immer entweder unter dem Punkte allseitiger Vollendung blieb; oder nur einen kleinen Kreis umspannend, blos das Verdienst der Monographie errang. Aber der Geschichtschreiber der Eidgenossen hat durch Genie und Gemüth, durch Fleiß im Forschen und durch Kunst in der Darstellung, das höchste erfüllt; und für immer bleibt sein Werk, belebt von ächt teutschem Sinne und ein treuer Abdruck des Charakters, der in verschiedenen Zeiten unseren Vätern eigenthümlich war, begeisterndes und belehrendes Vorbild für alle die, die sich berufen fühlen, das vaterländische Alterthum und das Große und Gute, was in ihm gediehen, ihrer Zeit aufzuschließen und zu vergegenwärtigen.

Es ist seltsam, daß gerade in der Periode, in welcher dieses herrliche Muster uns dargestellt ward, und so viele andere gelungene Versuche von minderm Umfange uns lehrten, wo und wie historischer Fleiß seinen Preis erhalte, unter den

Teutſchen ſelbſt eine Anſicht der Geſchichte aufkam, und ſogar praktiſch geltend zu machen geſucht wurde, die uns mit dem Verluſte alles Gewinns bedrohte, den wir von jeher auf dieſem Felde gemacht hatten. War es das Werk verbrannter Köpfe, die auf dem Wege der Spekulation bis zum Wahnſinn verirrten, oder war es Anmaßung des eiteln Sinnes, der alles durch und aus ſich ſelbſt haben will, — genug man behauptete dreiſt und entſcheidend, daß das Streben nach Objektivität in der Geſchichte umſonſt ſey, daß nicht die Erſcheinung oder das Zeugniß ihres Beobachters, ſondern die Subjektivität des Erzählers der Thatſache ihren Sinn gebe, und daß der Geſchichtſchreiber ſein Produkt aus ſich ſelbſt ſchaffe, und nicht aus dürftigem ſinnlichen Stoffe, ſondern aus Ideen konſtruire. Man ſieht, daß dieſe Anſicht, wenn je etwas beſtimmtes und verſtändliches bey ihr gedacht wird, der Geſchichte ihr eigentliches und nothwendiges Element, mit dem ihr Weſen und ihr Begriff verſchwindet, nämlich die objektive Wahrheit entziehe, und daß ſie ſich in leere, eitle Dichtung auflöſe, mit welcher ſie ihrer Natur nach in einem nothwendigen Gegenſatze ſteht. Zum Glücke iſt dieſe Verirrung zu ungeheuer, und zugleich dem teutſchen Nationalcharakter zu widerſpre-

chend, als daß wir fürchten müßten, daß durch sie eine ausgebreitete Verführung angerichtet würde. Indessen dürfen wir nicht aufhören, uns gegen sie zu erklären, weil sie ein Heiligthum anastet, dessen Entehrung auch dem Unverstande nicht soll verziehen werden.

Die Römer und die Germanen.

Das Land, welches unsere Voreltern zu der Zeit bewohnten, in welcher sie mit den Römern in die ersten Berührungen kamen, hatte keine bestimmte Gränze; wie denn eine Nation, welche an kriegerischem Nomadenleben mehr Geschmack findet, als an der Ruhe und Bequemlichkeit fester Ansiedlung, den Spielraum ihrer wilden Kraft unaufhörlich ändert. Doch umschrieben der Rhein, die Donau und der nördliche Ocean ihre eigentliche Heimath; aber es ist unbestimmbar, wie weit ihre Spitze gegen die Wohnplätze der Dacier und Sarmatier hin sich erstreckt haben mochten. Diese große Fläche gewährte nicht den freundlichen Anblick der durch die kunstreiche Hand des Menschen verschönerten Natur. Sie ward von einem nur durch einzelne

lichte Punkte unterbrochenen ungeheuren Walde bedeckt. Die Ströme hatten keine festen Ufer. Zu ihren Seiten dehnten sich weite Moräste aus. Manches Thal, das nachher dem Anbau gewonnen wurde, bildete einen unzugänglichen See. Keine Straßen erleichterten das Verkehr der Bewohner. Eine rauhe, kalte und feuchte Luft schwebte über dem Lande. Plötzlich verfloß der Sommer in den Winter, ohne daß der Herbst seine Geschenke gebracht hätte. Bären, Auerochsen und Elendthiere hausten in den dichten Waldungen. Die nördlichen Provinzen des russischen Reichs, in welche diese Geschöpfe sich zurückgezogen haben, geben noch jetzt ein Bild von dem Zustande der Erdoberfläche Germaniens, in den Tagen des Cäsar und Tacitus.

Asien, die Wiege der Menschheit, hat ohne Zweifel auch diesem Lande seine ersten Bewohner gegeben, welche, wie es scheint, von der Nordseite des schwarzen Meeres hervor kamen, und sich dann über die Weichsel immer weiter gegen den Süden herauszogen. Wer weiß, wie viele Jahrhunderte darüber hingiengen, bis diese Ansiedler es unternahmen, ihr Glück jenseits der Alpen in den lachenden Gauen Italiens zu versuchen? Aber auf alle Fälle hatten sie bis dahin

keine groſsen Fortſchritte auf dem Pfade der Kultur gemacht. Dieſe koloſſalen, vierſchrötigen Körper, dieſe wilde Miene, dieſer trotzige Blick, und dieſe äuſsere Aehnlichkeit aller Individuen kündigten ein Volk an, deſſen natürliche Kraft noch unverſehrt, aber auch durch die Einflüſſe des bildenden Geiſtes nicht veredelt war. Ein Theil dieſes Volks zog unſtät von einem Wohnſitze zum andern; ein andrer Theil hatte ſeine Heimath. Die letztern wohnten in Erdhöhlen, oder in Hütten von Holz und Leim. Thierhäute, Zeuge von Baumrinden und Leinwand waren ihre Kleidung; Haferbrey, wildes Obſt, Eicheln, Wildbrett und Fleiſch von ihren Hausthieren, beſonders auch von Pferden, ihre Speiſe. Aus Gerſte brauten ſie ſich ihr Getränke. Alle ihre Feſte und ihre öffentlichen Verhandlungen wurden beym Becher gefeyert. Mit ſteter Abwechslung der Ländereyen ließen ſie von ihren Leibeigenen den Acker bauen. Zahlreiche Heerden von Rindvieche, Pferden, Schweinen und Ganſen weideten auf ihren Triften. Die wilden Thiere in den Wäldern verfolgten und tödteten die rüſtigen Hausväter, während die Mutter des Hauſes die liegende und fahrende Haabe verwaltete. Man wohnte in Flecken beyſammen; mehrere Flecken bildeten einen Gau; mehrere Gauen

ein Volk. Jede Gemeinheit hatte ihr Haupt; das Haupt mehrerer Gemeinheiten war König; aber seine Macht bestand nur in Anführung des bewaffneten Heeres; öffentliche Angelegenheiten wurden bey den Landtagen durch Abstimmung aller Gesellschaftsgenossen entschieden. Verstand und Tapferkeit führten zum höchsten Ansehen; die Geburt erleichterte den Schritt zur öffentlichen Macht; aber es gab keinen gesetzlichen Adel. Mehrere Götter beherrschten unsichtbar die Welt. Das Unsichtbare war nicht in Bildern darzustellen; es wohnte in heiligen Hainen, deren Innerstes zu betreten nur der Priester würdig war. Dieser brachte den Gottheiten ihre Opfer; in bedenklichen Zeiten vergoß er selbst Menschenblut am Altare; auch er, der Begeisterte, war es allein, von dem der freye Teutsche Ketten annahm und Schläge ertrug. Die Barden besangen die Thaten der Heroen, um große Leidenschaften und Entschließungen zu erregen. Keine Tugend ward höher geachtet, als Keuschheit, kein Laster schwerer bestraft, als Ehebruch. Der Ruhm lag in den Waffen. Ihnen war das Leben der Männer gewidmet. Unaufhörlich kämpfte Stamm gegen Stamm: aber kam ein Angriff aus der Fremde; so floßen alle Stämme, ihre innern Zwiste vergessend, in ein Heer zusammen.

Die jenseits des Rheins wohnenden Celten im steten Streite mit diesen trotzigen nordischen Männern begriffen, und dadurch ihrer Macht im Gebrauche der Waffen wohl kundig, nannten sie Germanen. Die Benennung gefiel ihnen, und sie behielten sie als Kollektionsname ihrer verschiedenen Stämme bey. Wie hätte man auch die Glieder eines solchen Volkes höher ehren können, als dadurch, daß man sie Kriegsmänner nannte? Es war etwas über hundert Jahre vor Christus Geburt, als zuerst aneinander die Waffen der Römer und der Teutschen erklangen. In ungeheurer Anzahl standen die Teutonen und die Cimbrer an den Küsten des baltischen Meeres auf, wandten sich gegen Mittag, rissen andere teutsche Völkerstämme mit sich auf ihrem Zuge fort, giengen über den Rhein, überschwemmten Gallien, schlugen daselbst die Konsulen Kassius und Mantius, und den Prokonsul Cäpio aufs Haupt, und schickten sich endlich an, über die Rhone in Italien einzudringen. Alle Hoffnungen Roms waren damals auf Marius gestützt, einen Krieger von rauhem Karakter, strenger Sitte und Achtung gebietendem Ernst, der durch seine Siege über Jugurtha erprobt hatte, daß das Vaterland ihm nicht umsonst vertraue. Er eilt nach Gal-

lien, lagerte ſich an der Rhone, ſtellte unter dem Heere Ordnung und Zuverſicht wieder her, und hemmte durch ſeine überlegene ſtrategiſche Kunſt den Lauf des ungeſtümmen Feindes. Die Häupter des letztern entzweyten ſich über die Maaßregeln, die für den gemeinſamen Zweck zu nehmen ſeyn mochten. Die Cimbrer wandten wieder um, um einen andern Weg in Italiens Fluren einzuſchlagen; Teutobod aber an der Spitze ſeiner Teutonen, ließ das Lager der Römer auf ſeiner Seite, und rückte trotzig und ſicher ſeinem Ziele entgegen. Durch die Trennung der feindlichen Macht ward der römiſche Feldherr des Sieges gewiß. Er erhob ſich mit den Seinen, fiel unweit der heutigen Stadt Aix den Teutonen in den Rücken, und das Reſultat einer zweytägigen blutigen Schlacht war die gänzliche Auflöſung des feindlichen Heeres. 90 000 Teutſche ergaben ſich dem Sieger; hundert tauſend Getödtete bedeckten den Wahlplatz; das Schlachtfeld ward von dem Blute der Erſchlagenen ſo reichlich gedüngt, daß es das folgende Jahr eine gedoppelte Erndte ertrug. Dem gefangenen Teutobod wurde die Schmach, den Triumph zu zieren, mit dem die Römer die Niederlage ſeines Volkes feyerten.

Die Cimbrer waren unterdeſſen über den

Rhein zurück gegangen; aber das Schickſal ihrer Brüder machte ſie nicht muthlos in der Verfolgung ihrer Entwürfe. Ihren König Bojorich an der Spitze, drangen ſie, ungehindert durch die Schwierigkeiten des rauhen Winters, durch das Norikum, erſtiegen die Gipfel der Alpen, zogen, in unermeßlicher Zahl, die gegen Süden ſich ſenkenden Thäler herab, warfen den Konſul Katulus, der an der Etſch ihnen Widerſtand leiſtete, über den Haufen, und erfüllten das nördliche Italien mit ihren Schreken. Rom fiel in tiefe Beſtürzung. Nichts ſchien den Lauf der fürchterlichen Männer aus Norden hemmen zu können, die durch Zahl, Geſtalt und Wildheit alles Schrekliche in ſich vereinigten. Man ſah dieſelbe Gefahr über die Stadt heranziehen, die ungefähr drey hundert Jahre früher über ſie ausgebrochen war, als Brennus mit ſeinen Senonen ſie verwüſtete. Wo konnte man in dieſer Noth Hülfe ſuchen, als in dem erprobten Verſtande und in dem ſtarken Arm des Marius? dieſer gieng mit einem Heer über den Po, zog die geſchlagenen Legionen des Katulus an ſich, und bot dem Feinde, der unterdeſſen ſeine Kraft durch den übermäßigen Genuß der Produkte des italieniſchen Bodens geſchwächt hatte, die Spitze. Bojorich entbot dem römiſchen Feldherrn:

„ſein Volk ſuche für ſich und ſeine Brüder, die Teutonen, Wohnplätze unter dieſem freundlichen Himmel, und werden ſie ihnen gewährt, ſo ſey ihr Muth und ihre Kraft den Römern zu Dienſte.“ Höhnend erwiederte Marius: „den Teutonen ſey ſchon eine Wohnſtätte angewieſen, aus der ſie nicht mehr zurück kommen würden,“ und zum Beweiſe ſeiner Rede, zeigte er den Geſandten die Vornehmſten ihrer gefangenen Landsleute in Ketten. So mögen denn, erklärte großmüthig der König der Barbaren, die Waffen über uns entſcheiden, und es beſtimme Marius den Tag und den Ort der Schlacht. Auch hier unterlag die Menge und die kräftige Natur dem Geiſt und der Kunſt. In einem ungeheuern Vierecke war die ganze Macht der Cimbrer vereinigt, und große eiſerne Ketten machten die Vorderreihen zu unzertrennlichen Gliedern. Aber durch geſchickte Bewegungen, die Marius anordnete, fiel Sonne, Staub und Wind den Teutſchen ins Geſicht, und aller Vortheil des Gefechts ward den zum Angriffe heranſtrömenden Römern. Der Kampf war einer der blutigſten, welche die Geſchichte kennt. Die Sieger zählten 140.000 erſchlagene und 60,000 gefangene Feinde. Das geſammte ungeheure Heer ward gänzlich zerſprengt und vernichtet. Auch

die Weiber wollten die Schmach und das Unglück ihres Volks nicht überleben. Lange vertheidigten sie die Wagenburg mit Muth gegen die Römer. Als alles verlohren war, suchten sie noch ihre Ehre zu retten, indem sie um die Aufnahme in den Orden der Vestalinnen baten. Dieß versagte ihnen der Sieger; und nun erwürgten sie ihre Kinder und gaben einander selbst den Tod. Die geängstete Hauptstadt vernahm mit hohem Jubel die Kunde von ihrer Rettung. Es gab kein Lob und keine Huldigung, die sie dem siegenden Feldherrn nicht dargebracht hätte.

So war der erste Versuch der Völker von germanischem Stamme, ihre rauhen Steppen gegen die schönern Gefilde des Südens zu vertauschen, mißlungen. Aber um deßwillen erstarb in ihnen der natürliche Ruf nicht, durch den seit jener Zeit die Bewohner Nordens sich unaufhörlich gedrängt fühlten, in die mittägigen Länder herauf zu ziehen, und der sie immer wieder zu neuen großen Wanderungen trieb, bis sie endlich die gewaltige Revolution vollbracht hatten, in welcher die alte Welt untergieng, und eine neue sich bildete. Indessen ist es denkwürdig, daß die Geschichte da, wo zuerst die Teutschen von ihr genannt werden, sie durch Spal-

tung ihrer Kraft dem Feinde unterliegen ſieht. Denn hätten die Cimbrer in Gallien ſich nicht von den Teutonen getrennt, um ſich ſelbſt einen Weg über die Alpen zu bahnen, — ſchwerlich würde die Taktik des Römers ſich des Ungeſtümms eines ſo zahlreichen, kühnen und gefürchteten Heers haben erwehren können.

Ungefähr vierzig Jahre nach dieſen Begebenheiten machte Cäſar große Eroberungen in Gallien, und verfolgte ſiegreich ſeinen Plan, das ganze Land zwiſchen dem Rhein und den Pyrenäen in eine römiſche Provinz zu verwandeln. Hier konnte es nicht fehlen, daß er nicht bald in Berührung mit den angränzenden germaniſchen Völkerſchaften kam; ohnehin bot Gallien der Wanderungsluſt der letztern durch ſeine blühende Städte und ſeinen fruchtbaren, milden Boden große Reize dar, und die Schwäche und Feigheit ſeiner Bewohner verbürgten ihnen den gewiſſen Sieg. Wirklich waren auch, ſechs und fünfzig Jahre vor Chriſtus Geburt, die Helvetier, nachdem ſie ihre Wohnplätze verbrannt hatten, mit großer Heeresmacht aus ihren Gebürgen hervor gebrochen, um ſich eine beſſere Heimath in Gallien zu erobern. Aber mit ſeinem Muth und Glück widerſtand ihnen Cä-

sar, und trieb die tief gedemüthigten Ankömmlinge wieder in ihr väterliches Land zurück. Kaum aber war er dieser Meister geworden, als er Gelegenheit fand, sich an den Teutschen zu versuchen.

Lange hatten die Aeduer und Sequaner, zwey gallische Stämme, um die Oberherrschaft mit einander gestritten. Die letztern, verzweifelt an ihrer eigenen Kraft, nahmen zu fremder Hülfe ihre Zuflucht. Heervest *) — ein Fürst der Sueven — hatte sich damals unter seinem Volke einen großen Namen gemacht; er verband mit germanischer Derbheit und Energie, einen höhern Grad von geistiger Bildung, als sonst irgend einer seiner Nation; der römische Senat nannte ihn König und Freund. Diesen flehten die Sequaner um seinen Beystand an, ohne zu bedenken, in welche Gefahren schwache Staaten sich oft stürzen, wenn sie sich Mächtigern vertrauen. Er zog mit einem kleinen Heer tapferer Männer über den Rhein, demüthigte die Aeduer und schlichtete den Streit der Entzweyten. Aber der glückliche Kriegsmann verharret selten, wenn er gleich zur Herstellung des Rechts das Schwert gezogen hat, bey seinem ersten er-

*) Ariovistus beym Cäsar

klärten Zwecke. Heervest theilte sich die besten Ländereyen beyder Völker als Eigenthum zu, siedelte seine suevischen Landsleute in denselben an, beherrschte mit drückender Gewalt die alten Einwohner, und befestigte seine Macht, indem er sich mit neuen Horden von dem jenseitigen Rheinufer verstärkte. Er hatte kein geringeres Vorhaben, als das ganze Gallien zu unterjochen, und dort seinem hochstrebenden Sinne einen weiten und herrlichen Spielraum zu schaffen.

Sein Beginnen mißfiel auf gleiche Weise den Galliern und dem römischen Eroberer; jenen, weil ihnen die Tyranney des treulosen Fremdlings ungewohnt und drückend war; diesem, weil er auf solche Weise eine Eroberung bedroht sah, die für seine Politik und für seinen Ehrgeiz eine gleich große Wichtigkeit hatte. Deßhalb waren die Häupter der Aeduer dem Cäsar sehr willkommen, als sie vor ihm erschienen, und ihn um Hülfe gegen die Gewaltthätigkeit ihres Tyrannen baten. „Sein Sinn, sprachen sie, stehe darauf, Galliens alte Einwohner zu verdrängen, und ihre Wohnsitze den Teutschen einzuräumen. Er drücke durch ein hartes und stolzes Regiment sie nieder. Er sey ein wilder, ungestümmer, trotziger Mann, dessen harte Weise sie nicht

länger ertrügen. Ganz Gallien setzte seine Hoffnungen auf den Namen der Römer und auf Cäsar. Es stehe in seiner Macht, das gedrückte Land von Heervests Gewalt zu befreyen."

Cäsar ordnete eine Gesandschaft an den Suevischen Heerführer ab, mit dem Antrage, daß er einen Ort bestimmen möchte, an welchem eine Unterredung zwischen ihnen statt haben könnte. Heervest lehnte, im stolzen Tone dieß Ansinnen ab. „Hätte Cäsar etwas von ihm „zu verlangen; so könnte er sich zu ihm bege„ben, so wie er im umgekehrten Falle auch zu „Cäsar kommen würde. Uebrigens begreife er „nicht, was die Römer in seinem Gallien, „das durch Waffengewalt sein Eigenthum gewor„den, zu schaffen haben." Der römische Feldherr erklärte hierauf durch eine zweyte Gesandschaft, was ihm mündlich mitzutheilen nicht vergönnt war. Heervest verdanke dem römischen Volke den Titel eines Königs und eines Bundsgenossen; aber er verachte diese Auszeichnung, indem er die vorgeschlagene Zusammenkunft ablehne. Um so weniger Rücksicht verdiene er deßhalb, wenn das Interesse dieses Volkes mit dem seinigen in Kollision komme. Es sey Cäsars bestimmter Wille, daß keine Teutschen mehr über

den Rhein geführt, daß den Aeduern ihre Geißeln zurück gegeben, und daß diesen, so wie ihren Bundsgenossen nicht die mindeste Gewalt mehr angethan werde. Im entgegen gesetzten Fall seyen die Bande der bisherigen Freundschaft aufgelöst.“ Da sprach Heervest zu den Gesandten: „der Sieg berechtigt den Eroberer, nach seiner Willkühr mit den Besiegten zu schalten. Die Aeduer haben die Waffen gegen mich ergriffen und sind unterlegen; sie sind mir also von Rechtswegen zinsbar. Ich gebe ihre Geißeln nicht zurück: aber ich werde auch weder sie noch ihre Freunde beunruhigen, wenn sie redlich erfüllen, was den zwischen mir und ihnen bestehenden Verträgen gemäß ist. Uebrigens mag Cäsar sein Glück gegen mich versuchen. Aber sagt ihm, daß noch niemand mich ungestraft beleidigt hat, und daß die Männer, die ich anführe, seit vierzehn Jahren unter kein Dach gekommen sind.“

Cäsar hatte keine Zeit zu verlieren, wenn er seinen Willen gegen den trotzigen Barbaren geltend machen wollte, da zugleich mit der zurückkehrenden Gesandtschaft Boten von den dem Rheine anwohnenden Völkern mit der Nachricht ankamen, wie in hundert suevischen Gauen alles auf wäre, um über den Strohm zu gehen, und

Gallien anzufallen. Er sammelte seine Legionen, und rückte in starken Märschen gegen das Juragebirge an, von dessen westlichem Fuße das neue Reich des Heervest sich ausbreitete. Aber unter dem römischen Heere war keine Lust zu diesem Kriege. Noch erinnerten sich die Soldaten an die fürchterlichen Beschreibungen, die ihnen ihre Väter von den Cimbrern und Teutonen gemacht hatten; und nun setzten die Gallier hinzu: die Sueven seyen riesenhafte Männer; der gräßliche Blick ihrer blauen Augen sey unerträglich; kein Volk der Erde widerstehe ihrer wilden Tapferkeit und dem Ungestümm ihres Angriffs; ihre Gefangenen werfen sie ins Feuer. Dadurch entfiel auch den alten Kriegern der Muth. Viele Officiere, verließen erdichtete Vorwände erhebend, ihre Adler. Bange und bleich wandelten die Soldaten umher. Im ganzen Lager machte man Testamente. Was in der Geschichte der römischen Kriege unerhört war, man zeigte dem Feldherrn an, daß man ihm nicht in das unvermeidliche Verderben folgen werde. Aber Cäsar gab bey dieser Gelegenheit einen glänzenden Beweis von der unwiderstehlichen Macht seines Geistes. Er sammelte die Centurionen des Heers um sich, erinnerte sie, daß diese Feinde die nämlichen seyen, die Marius mit seinen Legionen im

Cimbriſchen Kriege geſchlagen habe, und daß ſie ſchon oft von den Helvetiern überwunden worden, die doch den römiſchen Waffen nicht zu widerſtehen vermochten. Er forderte ſie auf, zu beweiſen, wodurch er je ihr Mißtrauen, oder ſeine Maaßregeln ihren Tadel verdient hätten; und widerlegte alle Bedenklichkeiten, welche die Furchtſamen in Beziehung auf die Wege und die Lebensbedürfniſſe erregt hatten. „In der nächſten Nacht, ſetzte er hinzu, um die vierte Nachtwache, werden wir aufbrechen, und dann mag es offenbar werden, ob Ehr- und Pflichtgefühl mehr über euch vermögen, als die Furcht. Solltet ihr mich auch alle verlaſſen, ſo werde ich mit der zehnten Legion, deren Treue und Muth ich gewiß bin, dem Feinde allein entgegen gehen, und ſie wird dann in Zukunft meine Leibgarde ſeyn.“ Dieſe Worte verfehlten an dem römiſchen Stolze ihre Wirkung nicht. *) Die Tribunen der zehnten Legion erklärten dem Feldherrn, wie ſehr ſie ſich durch ſein Zutrauen geehrt finden, und wie bereitwillig ſie ſeyen, es durch die That zu beſtätigen. Auch die Officiere

*) Mirum in modum conversae sunt omnium mentes. Caesar de bell. Gall. I. 41.

der andern Legionen kamen herbey, versicherten, daß sie nie von den Besorgnissen, und der Furcht, die sich im Lager geäußert, ergriffen gewesen seyen, und erklärten ihre Ueberzeugung, daß das Urtheil über die zu nehmenden Maaßregeln nicht ihnen, sondern dem Oberbefehlshaber zukomme. Zur bestimmten Stunde brach das ganze Heer auf.

Am siebenten Tage näherten sich die Römer den Stellungen der Teutschen. Hier schlug Heervest dem Cäsar eine Unterredung vor, die von ihm auch angenommen wurde. Beyde Feldherrn traten, nachdem sie mit großer Vorsicht für ihre Sicherheit gesorgt hatten, auf einem zwischen den Lagern sich erhebenden Hügel zusammen. Cäsar nahm zuerst das Wort, erinnerte den König an die Wohlthaten und Auszeichnungen, die er von dem römischen Senate empfangen, machte ihn auf die innige Verbindung des römischen Volkes mit den Aeduern, und die für dasselbe daraus entstehende Verpflichtung aufmerksam, und wiederholte dieselben Beringungen, die er eher durch seine Gesandten vorgelegt hatte. Darauf erwiederte Heervest mit eben so viel Zuversicht als Offenheit: „ich bin über den Rhein gegangen, nicht aus eige-

nem Antriebe, ſondern durch die Wünſche der Gallier herbeygerufen; aber man verläßt nicht ſeine Heimath und ſeine Verwandten, ohne die Hoffnung einer reichen Vergeltung. Was ich in Gallien beſitze, iſt mir von den Innwohnern abgetreten worden, und ihre Geißel haben ſie mir freywillig gegeben. Die Abgaben, die ich von ihnen erhebe, gebühren mir nach dem Rechte des Krieges, das alle Eroberer über die Beſiegten au üben. Ich habe die Feindſeligkeiten gegen die Gallier nicht angefangen; ſie haben im Gegentheile mir den Krieg erklärt, und alle ihre Staaten ſind gegen mich ausgezogen. Ich habe in einem Treffen ihre ganze Macht geſchlagen; wollen ſie ſich noch einmal gegen mich verſuchen, ſo werden ſie mich gerüſtet finden; wollen ſie aber den Frieden, ſo mögen ſie ihre nichtigen Beſchwerden wegen der Steuern, die ſie mir ſchuldig ſind, aufgeben. Der Bund mit dem römiſchen Volke ſoll mir zur Ehre und zum Schutze gereichen, und deßhalb habe ich ihn auch geſucht. Will man ſich aber deſſelben zu meinem Schaden bedienen, ſo hat er für mich keinen Werth weiter. Ich bin eher nach Gallien gekommen, als das römiſche Volk, und ſo iſt mein Recht auf dieſes Land früher, als das eurige. Nie hat ein römiſcher Feldherr die Gränze der Provinz in

Gallien überschritten; du aber rückst ungerufen in mein Gebiet ein. Kann dies Zutrauen zu deinen Absichten erregen? Und wie würden es die Römer aufnehmen, wenn ich ihre Eroberungen mit meinem Heere überzöge? Glaube nicht, daß ich so sehr Barbar, oder der öffentlichen Angelegenheiten so unkundig bin, um die Verhältnisse der Gallier zu den Römern nicht zu durchsehen. Ich gestehe dir meinen Verdacht: mit erheuchelter Freundschaft führst du ein Heer herbey, um mich zu Grunde zu richten. So lange du dich nicht zurück ziehst, kann ich deßhalb in dir nicht den Bundesgenossen sehen, sondern den Feind. Ueberdieß weiß ich, daß deine Sache und die Sache der Römer verschieden seyen; ich werde Vielen von den ersten deines Volks einen großen Dienst erweisen, wenn ich dich aus dem Wege räume. Indeß wünsche ich, daß du durch deinen Rückzug das freundschaftliche Verhältniß unter uns erhalten möchtest: und wirst du mich in dem freyen Besitze von Gallien nicht stören; so hast du mein Wort, daß ich dich nicht nur dafür auf das reichlichste belohnen, sondern auch in allen deinen sonstigen Kriegen dein treuer Genosse seyn werde."

Indem Cäsar das Wort wieder ergriffen

hatte, um Heervests Bemerkungen über die Begründung seiner Ansprüche zu widerlegen, wurden die Reuter des letztern, die auf der einen Seite des Hügels hielten, von ihrem Ungestümm fortgerissen; sie stürzten auf die Bedeckung des römischen Feldherrn los, und schossen ihre Pfeile auf sie ab. Damit war das Gespräch geendigt. Doch erbot sich der König zween Tage später, die Unterhandlungen wieder anzuknüpfen. Aber als die römischen Gesandten in sein Lager kamen, behandelt er sie als Kundschafter und warf sie in Ketten. Es gab nun zur Schlichtung dieses Zwistes kein Mittel mehr, als die Waffen.

Heervest erprobte auch, nach dem Anfange der Feindseligkeiten, den hellen Verstand und den selbstständigen Charakter, der in der vorher gegangenen Unterhandlung sichtbar geworden war. Er nahm eine neue Stellung, durch welche er dem Lager des Cäsars die Zufuhr abschnitt, sammelte seine ganze Macht auf einen Punkt, und beunruhigte den Feind täglich durch die Angriffe, die er von seiner raschen, mit Fußvolk untermischten Reuterey auf ihn machen ließ. Nur vermied er sorgfältig einen allgemeinen Angriff, so oft ihn auch die Römer durch ihre Bewegungen dazu aufforderten; denn er traute den be-

geisterten Weibern unter seinem Heere, welche ihm betheuerten, daß eine Schlacht vor dem wiederkehrenden Neumonde seinen Untergang nach sich ziehen würde. Diese Weissagung wurde durch die Gefangenen auch im römischen Lager bekannt. Ein Feldherr wie Cäsar läßt einen solchen Umstand nicht unbenützt. Der Aberglauben des Feindes verbürgte ihm den Sieg. Er drang mit dem ganzen Heer gegen die Stellung der Teutschen an. Heervest konnte sich nicht mehr erwehren, so sehr auch die Vorzeichen seine Hoffnungen niederschlugen, dem Angriffe zu widerstehen. Er trat mit seiner gesammten Macht aus seinen Verschanzungen hervor. Im Rücken stellte er, wie es bey seinem Volke Sitte war, die Wagenburg auf, um den Feigen den Weg zur Flucht abzuschneiden. Cäsar gab das Zeichen zur Schlacht. Im wilden Ungestümm eilten die Teutschen herbey, griffen mit ihren Schwerdtern die Feinde an, und bildeten, um sich gegen deren Hiebe zu verwahren einen Phalanx, indem sie dicht angeschlossen, die Schilde über sich empor hielten, und so eine Art von Decke über die ganze Masse herzogen. Man kämpfte von beyden Seiten mit grosser Tapferkeit. Mehrere römische Soldaten sprangen auf die Schilde, trennten sie von einander und verwundeten die Feinde

von oben herunter. Bald sahen die Römer auf ihrem linken Flügel ihre Anstrengungen mit dem besten Erfolge gekrönt. Auf dem rechten dagegen siegte die feindliche Ueberzahl. Doch auch hier ward durch die Entschlossenheit des P. Crassus, der die Weichenden zur rechten Zeit mit seiner Reuterey unterstützte, das Gefecht wieder hergestellt. Das feindliche Heer überließ sich einer allgemeinen Flucht. Alles eilte den Rhein zu, um auf jenem jenseitigen Ufer Schutz zu finden. Wenige der Fliehenden retteten sich durch Schwimmen, oder auf Nachen, die sie glücklicher Weise vorfanden; sehr viele wurden von der nachjagenden römischen Reuterey niedergehauen. Mühselig entkam Heervest auf einem Kahne in die väterliche Heimath. Seine beyden Weiber kamen auf der Flucht um; und von seinen Töchtern wurde die eine getödtet, die andre gefangen.

Diese Schlacht geschah im sechs und fünfzigsten Jahre vor Christus Geburt, fünfzig tausend Schritte vom Rhein, vorwärts von Basel. Sie entschied über die Frage, ob die Römer oder die Teutschen Herrn von Gallien seyn sollten, zum Vortheile der erstern. Aber nicht mit Unehre ist Heervest einem der größten Feldherrn

unterlegen, die die Weltgeſchichte kennt. Das Verhängniß gab den römiſchen Waffen den Sieg, indem es den Germanen den Glauben an ihre Kraft und an ihre Sache nahm. Für die Gallier war der Erfolg dieſes Zwiſtes gleichgültig. Sie hatten bereits verzichtet, ſelbſtſtändig zu beſtehen.

So groß der Schrecken war, den Heervefts Niederlage dieſſeits des Rheins verbreitete; ſo dauerte ſeine Wirkung doch nicht fort. Bald erneuerte dieſe, bald jene germaniſche Völkerſchaft den Verſuch, ſich Wohnſitze in dem freundlichern Gallien zu erobern. Sich ihrer zu erwehren, bedurfte Cäſar nicht nur der Waffen, ſondern auch unwürdigen Trugs. Seine Argliſt empörte, in den Kriege gegen die Uſipeten und Tenchtheren den ſtrengen Kato in dem Grade, daß er dem Senate vorſchlug: man ſollte den Treuloſen den Barbaren ausliefern. Zweymal brach er ſogar ſelbſt in Germanien ein, um den Bewohnern den Sinn vom Fremden auf das Eigenthum zu richten. Doch bot ein Land ohne Wege, Brücken, Städte und Dörfer, voll von Wäldern, Sümpfen und kahlen Halden ſeiner Eroberungsluſt keine Reize dar. Aber die Söhne dieſes öden, rauhen Landes gewährten

Cäſarn einen gröſsern Vortheil, als er je von der Eroberung deſſelben hätte hoffen können. Er bildete, während der galliſchen Heereszüge einige Kohorten, die aus lauter germaniſchen Jünglingen zuſammen geſetzt waren, und dieſe gaben durch ihren raſchen und zweckmäſsigen Angriff auf die Reuterey des Pompeius der Schlacht in den Pharſaliſchen Feldern ihre Entſcheidung, erhuben dadurch ihren Feldherrn zum Haupte des römiſchen Reichs, und entſchieden das Schickſal der Welt. Dieſer glänzende Zug aus der Geſchichte unſerer Väter iſt noch in einer andern Hinſicht denkwürdig. Denn er beweiſt, welch' ein uraltes Erbübel es unter unſerm Volke iſt, für jede Sache und jedes Intereſſe des Auslands zu kämpfen, wenn dieſes Ausland nur im Beſitze von Gold iſt, um es für ſeine Freyheit und für ſein Leben darzubieten.

Unaufhörlich wurde die überrheiniſche Provinz der Römer von den hereinſtürmenden germaniſchen Horden beunruhigt. Hier der Gränze Schutz zu ſchaffen, über ein ſo berüchtigtes Kriegervolk Triumpfe zu erfechten, und die römiſchen Adler in dem Innern ſeines Landes aufzuſtecken, das war eine ſchöne Aufgabe für den Ehrgeiz und den tapfern Muth. Druſus, Cäſars En-

kel, ein kühner, thatenſtrebender Jüngling, beſchloß ſie zu löſen; und es wäre ihm vermuthlich gelungen, was ſeine ſtolze Zuverſicht hoffen mochte, hätte nicht das Verhängniß durch einen plötzlichen Tod ſein Werk vereitelt. Vierzig Jahre nach Cäſars Einfall in die germaniſchen Wälder betrat er ſeine glänzende Laufbahn. Erſt unterjochte er die Bewohner der rhätiſchen Alpen, und drang von da durch Vindelicien bis an die Gränze der eigentlichen teutſchen Völkerſtämme vor, während ſein Bruder Tiber über den Bodenſee ſchiffte, die Anwohner deſſelben unterwarf, und ſeine Waffen bis an die Quellen der Donau trug. Um dieſe Eroberungen zu ſchützen und zu behaupten, wurden mehrere Kolonien angelegt. Unter ihnen erhub ſich, beym Zuſammenfluſſe des Lechs und der Wertach, die nachher zu großem Ruhme aufblühende Auguſta Vindelicorum.

Auf ſolche Weiſe ward Germanien in ſeinem Süden von römiſcher Macht umfangen; in ſein Inneres einzudringen unternahm Druſus von Weſten her. Seinen erſten Feldzug eröffnete er auf Kähnen, indem er ſein Heer auf dem Rhein einſchiffte, auf dem Strohme in das teutſche Meer auslief, von dort in der Ems wieder her-

auffegelte, und ſo den Brukterern, unerwartet, als käme er aus den Wolken, mitten in ihre Wohnſitze fiel. Vier ſolche Feldzüge wurden von ihm in das Herz von Germanien ausgeführt. In dem letzten derſelben gelangte er bis an die Elbe. Ungeheure Gefahren wurden von ihm überwunden. Aus den gräßlichſten Verlegenheiten rettete ihn ſein Geiſt und ſein Glück. Kein römiſcher Feldherr hatte ſolche Schwierigkeiten des Landes und des Clima's beſiegt. Die meiſten Völkerſchaften des Rheins und der Weſer huldigten in ihm ihrem Ueberwinder. Durch mehrere Kaſtelle, die er auf wichtigen Punkten, mitten in ihren Wildniſſen anlegte, ward ihre Unterjochung befeſtigt. Aber die Elbe vermochte er nicht zu überſchreiten. Er begnügte ſich an ihrem Ufer ein Monument zu errichten, zum Zeugniß für die Nachwelt, daß die Waffen der Römer bis hieher durchgedrungen. Aber hier ſtand auch der Gränzſtein ſeines Glücks. Eine Germaniſche Alrune *) von koloſſaler Geſtalt, hatte es ihm verkündigt. „Wann, ſprach ſie zu ihm, wird deine Eroberungsluſt geſättigt ſeyn? Wiſſe, daß du nun kein feindlich Land mehr ſehen wirſt; hier iſt deiner Thaten und deines Le-

*) Wahrſagerinn.

dens Ziel.“ Auf das wandte Druſus um. Noch ehe er den Rhein erreichte, ſtarb der dreyſsigjährige Jüngling, an den Folgen eines Beinbruchs, den er durch den Sturz ſeines Pferdes erlitten hatte. Sein Leichnam ward in die Stadt ſeiner Väter gebracht und mit hohen Ehren empfangen. Der Kaiſer Auguſtus errichtete ihm bey Mainz ein Denkmal, von dem der noch vorhandene Eichelſtein eine Trümmer ſeyn ſoll. *) Rom verlohr in Druſus einen ſeiner geprieſenſten Krieger, und einen Mann von hohem Sinne. **)

---

*) S. J. G. Langs Reiſe auf dem Rhein. I. S. 23.

**) Ihn ſchildert Ovid alſo:

Occidit exemplum juvenis venerabile morum,
Maximus ille armis, maximus ille toga.
Ille genus Suevos vere, indomitosque Sicambros,
Contudit, inque fugam barbara terga ducit.
Uritur heu, decor ille viri, generosaque Forma,
Et Facilis vultus uritur ille vigor.

Ihm verdankt Teutſchland die erſten Anlagen ſeiner Kultur. Der Zweck ſeiner Anſchläge und Bemühungen, den Römern eine groſſe, den Oſten und Weſten von Europa verbindende, und mit vielen tapfern Männern angefüllte Provinz dieſſeits des Rheins zu erobern, richtete ſeinen Sinn auf feſte und bleibende Anſtalten und Einrichtungen. Er vereinigte durch einen Kanal den Rhein mit der Yſſel, führte ſtehende Brücken über die Ströhme, durchſchnitt mit Straßendämmen das Land, baute im Innern deſſelben einige Feſtungen, und führte längs des Rheins hinunter eine Reihe von Kaſtellen auf, aus denen allmählig die nachherigen Städte Selz, Speier, Worms, Bingen, Koblenz, Andernach, Neuß, Xanten, Arnheim ꝛc. entſtanden. Eine ſeiner wichtigſten Niederlaſſungen gründete er bey dem Zuſammenfluſſe des Rheins und Mayns, in dem

---

Facta Ducis vivent, operosaque gloria rerum,
Hac manet, haec avidos effugit una rogos.
Pars erit historiae, totoque legetur in aevo,
Seque opus ingeniis, carminibusque dabit.

Castellum Moguntiacum, das er, als den Mittelpunkt seiner Operationen, in großer Ausdehnung und Stärke aufführte. Noch zeugen daselbst die Ruinen einer von ihm angelegten Wasserleitung von dem kühnen und kolossalen Charakter der römischen Baukunst. *) Der Anblick dieser Niederlassungen, die Berührungen, in welche durch dieselben die Teutschen mit den Römern kamen, und die Anstalten, welche diese zur Organisation ihrer Eroberungen machten, zeigten dem rohen Volke ein großes Exempel von Civilisation, und setzten es in die Nothwendigkeit, ihre Sitten und Gebräuche dem Muster und den Gesetzen nachzubilden, welche ihre Besieger ihnen gaben. So ist es der Wille der Vorsehung, daß, indem die Nationen oft unge-

*) Noch stehen die Trümmer von 59 Pfeilern, die sich, durch das Thal von Zahlbach, nach dem Königsbrunnen ziehen. Ueber ihnen befand sich die Wasserleitung des Drusus. Diese Pfeiler sehen wie kleine Thürme aus, und sind sehr fest gebaut. Die Wasserleitung selbst, in der der Gonzbach fließ, soll, wo sie am höchsten war, 128 geometrische Schuhe gemessen haben. Von der Quelle, bis zu ihrem Erguß in den Drusensee, der itzt der Entenpfuhl genannt wird, lief sie durch einen Raum von 5731 geometrischen Schritten, oder 28,655 Schuhen fort. S. Klebe's Reise auf dem Rheine. I. S. 50.

recht und zerſtörend auf einander wirken, das Gute, was die eine hat, der andern mitgetheilt, und die höhere Kultur, die eigentlich keinem Volke, ſondern der Menſchheit angehört, allen gemein werde. Damit muß man ſich tröſten, wenn die Eigenliebe ſich ſträubt, fremder Macht zu gehorchen. Und dieſer Troſt iſt um ſo kräftiger, da die Geſchichte zugleich auch das Zeugniß giebt, daß ein Volk dem andern immer nur ſo lange unterthan werde, bis es Gelehrigkeit genug empfangen hat, ſich auf gleiche Bildungsſtufe mit ſeinem ihm überlegenen Eroberer zu erſchwingen.

Das Werk, welches Druſus mit ſo viel Erfolg begonnen hatte, ſetzte ſein Bruder Tiberius nach ſeinem Tode fort. Weniger kühn und unternehmend als jener, war es ihm mehr darum zu thun, die gemachten Eroberungen zu behaupten und auszubilden, als ſie mit neuen zu vermehren, und er hielt es für zweckmäßiger, das Land durch die Künſte der Politik, als durch die Gewalt der Waffen, im Zaume zu halten. Deßhalb benützte er die Zwiſte, welche unter den germaniſchen Völkerſchaften nie einen allgemeinen innern Frieden zu Stande kommen ließen, zu ſeinem Vortheile, fachte ſie immer wieder an,

wenn ſie zu erkalten begannen, leiſtete den Schwächern Beyſtand gegen die Stärkern, und legte dann trügeriſch und treulos das Joch auf die, welche ſich ihm anvertraut hatten. Es erhub ſich der Markomanne Marbod, an der Spitze einer groſſen Heeresmacht, und operirte von Böhmen her die Donau herauf, drohend den römiſchen Niederlaſſungen entgegen. Tiberius ſtand ihm mit einem ungeheuern Heere von 12 Legionen gegen über. Aber auch hier zog er den Weg der Unterhandlung dem der Waffen vor, beſänftigte ſeinen Gegner durch täuſchende Anträge, und verlieſs Germanien, um ſich gegen die aufrühreriſchen Innwohner von Pannonien und Dalmatien zu verſuchen.

An ſeiner Stelle erſchien, auf den Ruf des Kaiſers, Quintilius Varus, um die Eroberungen am Niederrhein zu verwalten, ein Mann von vornehmer Abkunft, der zuvor ſchon Statthalter in Syrien geweſen war, von hartem, deſpotiſchen Sinne, ungerecht und habſüchtig, und allen Laſtern des weichlichen Aſiens ergeben. Bald hatte er den Haſs des ganzen Heeres, das er kommandirte, und den Fluch der Völker, die ſeiner Willkühr hingegeben waren. Die römiſche Herrſchaft in Deutſchland war das Werk der

Gewalt; ſträubend und murrend ertrug ſie die Nation, welche ihr größtes Glück in der verlohrnen Freyheit ſah, und ihren größten Stolz in den alten, einheimiſchen Sitten, die der übermüthige Ausländer verhöhnte. Aber das ſchwerſte Joch legte dem armen Volke erſt der neue Statthalter durch ſeinen Trotz und durch ſeinen Eigennutz auf. Man müſſe, behauptete er, die Germanen ſo viel möglich den Römer verähnlichen, um ſie unzertrennlich an das Reich zu knüpfen, und ſchneller und ſicherer führe Gewalt und Strenge zu dieſem Ziele, als das langweilige Mittel allmählicher Bildung. Er führte deßhalb die römiſche Gerichtsordnung ein, und gab den römiſchen Civilrechten geſetzliche Kraft, ließ eine Menge Advokaten herbeykommen, hielt öffentliche Verſammlungen, in denen er zu Gerichte ſaß, und ließ zur Drohung für die Verbrecher die Ruthen und Beile vor ſich hertragen. Nicht nur daß die armen Landesbewohner durch dieſe Gerichtsverfaſſung zu vielen Bezahlungen genöthigt wurden, die ſie vorher nicht kannten, man legte ihnen zugleich Steuern und Zölle, nach der Weiſe der übrigen Provinzen auf. Und dieß alles war nicht ſowohl auf das Intereſſe des öffentlichen Schatzes, als auf den Nutzen des habſüchtigen Statthalters berechnet. Er glaubte das

dürftige Germanien, wie Syrien behandeln zu können; welche Provinz er im blühendsten Wohlstande angetroffen und in der äußersten Verarmung verlassen hatte.

So sahen die Teutschen die Hülle fallen, mit welcher ihre Ueberwinder das Geheimniß ihrer Politik bedeckt hatten! Sie nannten sie Bundsgenossen und Freunde; aber sie hatten es nun keinen Hehl mehr, daß jene zu ihren Sklaven bestimmt seyen. Eine solche Herabwürdigung erträgt ein Volk nicht, das Kraft in sich fühlt, die von den Vätern ererbte theuere Freyheit zu behaupten. Der tiefste Unwille bemächtigte sich aller Gemüther. Am meisten waren die bisherigen Häupter der Nation entrüstet, die nicht erfüllt sahen, was die treulose Verführung ihnen verheissen hatte. Jedermann war der Ueberzeugung, daß alle Gefahren und Aufopferungen eines neuen Krieges bey weitem kein so großes Uebel seyen, als das elende und knechtische Leben nach dem römischen Gesetze. Aber schweigend trug das Volk seine Bürde. Es bedurfte eines Hauptes, das den unterdrückten Unmuth erregte, und seine Ausbrüche leitete.

Da beschloß Heermann, der Fürst der Cherusker, sein Vaterland zu befreyen, und

ſeine Nation an ihren Unterdrückern zu rächen. Derſelbe war durch edle Geſtalt, Tapferkeit, Kriegserfahrung und Vaterlandsliebe einer der ausgezeichneteſten ſeines Volkes, und aus königlichem Geblüte entſproſſen, vermehrte der Glanz der Herkunft das Anſehen, das er ſich durch ſeine Tugenden erworben hatte. Tiberius, nach ſeiner Weiſe, die Großen der Teutſchen durch Auszeichnungen und Titel in ſein Intereſſe zu ziehen, hatte ihn mit nach Rom genommen, ihm das Bürgerrecht und die Ritterwürde verſchaft, und ihn in ſeinen Feldzügen nie von ſeiner Seite gelaſſen. Ein Mann von Charakter wird durch Blendwerke dieſer Art nicht getäuſcht. Das Schickſal ſeines Vaterlandes beſchäftigte unaufhörlich ſein edles Gemüth. In der Hauptſtadt der damaligen Welt, und in den Lagern des Tiberius war ſein Sinn ſtets darauf gerichtet, ſich zu bilden und Kenntniſſe zu erwerben, um einſt der Befreyer ſeines Volkes ſeyn zu können. Die Verwaltung des Varus war nicht dazu gemacht, ſeinen Entſchluß zu ändern. Aber er verbarg ihn tief in ſeiner Seele, ſpielte dem Tyrannen gegenüber den Unbefangenen und den Freund, und erſchien häufig an ſeiner Tafel, um ſeinen Charakter zu ſtudieren, und das Geheimniß ſeiner Schwäche zu durchdringen.

Erſt als ihm die Spannung der Gemüther, durch den fortgeſetzten Druck den erforderlichen Grad erreicht hatte, theilte er ſich den vertrauteſten und dann den Oberhäuptern der benachbarten Gauen mit, und legte ihnen den Plan vor, den er zum Verderben der Römer mit ſcharfem Sinne entworfen hatte. Ueberall fand er die Herzen und die Arme zur Rettung des Vaterlandes bereit. Neben ihm ſtand ſein Vater Sigmaier an der Spitze der Verſchwörung.

Mehrere der teutſchen Fürſten ſollten, ſo hatte Heermann ſeinen Anſchlag gefaßt, unter Vorwänden, die das Vertrauen des Varus erregen mußten, Beſatzungen von ihm verlangen. War auf dieſe Art ſein Heer zertheilt; ſo ſollten in den tiefer im Lande liegenden Gauen Empörungen erregt werden, um dadurch den Feldherrn zu veranlaſſen, daß er mit ſeiner Hauptmacht ſich in dieſe öden und unwegſamen Gegenden begab. Hatte er ſeinen Marſch bis auf den beſtimmten Punkt fortgeſetzt; ſo ſollten, im allgemeinen Aufſtande, erſt die zerſtreuten Beſatzungen nieder gemacht, und dann das abgeſchnittene Heer überfallen und vernichtet werden. Alles gelang auf das vollkommenſte. Es wurden den Fürſten die Truppenabtheilungen zuge-

ſchickt, die ſie verlangt hatten; und als die Boten aus den öſtlichen Gauen mit der Nachricht herbey kamen, daß man dort den Römern nicht mehr gehorchen wolle, ſetzte ſich Varus in Bewegung, um die Aufrührer zu züchtigen. Aber eine ſchändliche Verrätherey drohte alles zu vereiteln, was die Freyheitsliebe ſo glücklich eingeleitet hatte. Segeſt, auch einer der vornehmſten unter den Cheruskern, Heermanns Schwiegervater, eingeweiht in das Geheimniß, kochte den bitterſten Haß gegen ſeinen Eidam, weil er ihm ſeine Tochter Thusnelde entführt, und ſich dann gegen ſeinen Willen mit ihr vermählt hatte, und beſchloß, ſich bey dieſer Gelegenheit an ihm zu rächen. Am Abend vor dem Aufbruche des römiſchen Heeres waren viele von den Großen des Landes, und unter dieſen auch Heermann, bey Varus verſammelt. Man genoß in froher Stimmung die Freuden der Tafel, und die Fürſten gaben dem Römer das Wort, daß ſie mit den Bundesvölkern ihm nachfolgen werden. Da vergaß Segeſt, aus niedriger Rachſucht, ſein Vaterland und ſeine Pflicht, entdeckte dem Feldherrn den ganzen Plan der Verſchwörung, und beſchwur ihn, die anweſenden Großen in Ketten zu werfen, und dadurch ſeinem unvermeidlichen Untergange zuvorzukom-

men. Varus lachte, in seinem sichern Uebermuthe, der Entdeckung des Cheruskers. Ein Entwurf dieser Art, meynte er, sey unvereinbar mit dem Charakter der Germanen, und es sey diesem Volke unmöglich, auf solche Weise das Gegentheil seiner Gesinnung zu heucheln; überdieß, setzte er hinzu, fürchten die Römer ihre geheimen Feinde eben so wenig, als ihre öffentlichen. Ausser Segest fand sich noch ein Verräther; der vielleicht bey Varus mehr Glauben gefunden haben würde. Aber derselbe konnte, unter den Unruhen des Aufbruchs, nicht mehr zum Worte kommen. Der Mensch entgeht seinem Verhängnisse nicht.

Die römische Macht war, ausser den Völkern der Bundsgenossen, mit Einschluß der in den Besatzungen zerstreuten Abtheilungen, drey Legionen und sechs Kohorten stark. Die Hauptmasse derselben, welche gegen die Aufrührer auszog, war von einer Menge Wägen und Lastthieren, und einem ungeheuren Troß begleitet. Noch sollte sie durch die Völker verstärkt werden, welche die Fürsten herbey zu führen versprochen hatten. Aber so bald diese in ihren Gauen angekommen waren, versammelten sie ihre Bewaffneten, machten die Besatzungen nieder, vereinig-

ten ihre gesammte Stärke, folgten dem römischen Heere nach, und nahmen es in ihre Mitte. Da sah Varus die Hülle fallen, welche bisher ein schreckliches Geheimniß vor ihm bedeckt hatte. Er befand sich in den schauerlichen Einöden des Teutoburger Waldes, — wo itzt unter dem sanften Regimente des Hauses Lippe, Landbau und Kunstfleiß viele glückliche Menschen nähren. Hohe Berge, tiefe Schluchten und weite Sümpfe hemmten seine Bewegungen, und das mit uralten Eichen und wildem Gestrüppe bewachsene Erdreich gab ihm weder Futter für seine Thiere, noch Nahrung für das Heer. Zu jedem Schritte vorwärts mußte der Weg erst mit Aexten gebahnt werden, und hatte man sich einen Pfad hindurch gebrochen; so kam man wieder in die Noth Brücken zu schlagen, und Moräste auszufüllen. Ein unaufhörlicher Regen fiel auf die Bedrängten nieder; und da bald auf allen Seiten die Angriffe der abgefallenen Bundesgenossen begannen, ward das ganze Heer, sammt seinen Wägen und seinem Trosse zu einer Masse verdichtet, — ein gräßliches Bild von Stolz und Verwirrung. Es war nun keine Rede davon, die anstürmenden Feinde zurückzuschlagen; erst mußte ein Raum erobert werden, auf dem das Heer sich entfalten und seine Kräfte ungehemmt

bewegen konnte. Der Soldat, hungernd und ermattet, aber noch nicht muthlos, erwehrte ſich, ſo gut er konnte, der den Rücken und die Flanken anfallenden Krieger; der Vortrab brach die Bahn durch die Wüſte. Endlich fand ſich eine Stelle, wo das erſte Lager geſchlagen werden konnte. Man umzog es mit leichten Verſchanzungen. Es gewährte wenigſtens Ruhe für eine Nacht. Den folgenden Tag wälzte ſich der mühſelige Zug weiter fort. Man verbrannte das Gepäcke, da es die Bewegung nur erſchwehrte. Aber immer heftiger wurden die Angriffe der Teutſchen, indem ſie in größern Maſſen herzudrangen, immer größer das Elend der Verfolgten, immer wilder und ſchauerlicher die Natur; der Muth begann von den Römern zu weichen. Es entbrannte einer der heftigſten Kämpfe auf dem ganzen Marſche, und da ſahen die Soldaten des Varus, daß von den Göttern ihr Untergang unerbittlich beſchloſſen ſey. Ein Platzregen ergoß ſich über ihren Häuptern, und ein fürchterlicher Orkan brauste in ihre Stellung, ſo daß ſie weder von ihren Pfeilen und Wurfſpießen, noch von ihren Schilden Gebrauch machen konnten. Der heran nahende Abend brachte ihnen keine Hoffnung. Hermann hatte beſchloſſen, daß dieſe Nacht den

noch übrigen Reſt der römiſchen Macht vernichten ſollte. Sein ganzes Heer rückte zu einem allgemeinen Angriffe herbey. Umſonſt ſuchten die Römer die Zugänge zu ihrer Stellung zu verwahren. Unwiderſtehlich drangen die Teutſchen über ihre Verſchanzungen ein. Das ganze Lager wird ein ſcheußlicher Schauplatz von Mord, Jammer und Verzweiflung. Bald entflieht von den Angegriffenen auch noch der letzte Funken ihrer alten Tapferkeit. Der Feldherr ſelbſt, um der Rache des zürnenden Feindes zu entgehen, ſtürzt ſich in ſein Schwerdt. Mehrere der Seinen folgen ſeinem Beyſpiele. Viele flehen umſonſt die Gnade der Sieger an. Alles, was deren Schwerdt zu erreichen vermag, wird grauſam nieder gemacht. Einzelne zerſtreute Haufen ergreifen die Flucht. Die meiſten werden von den Nachjagenden ereilt, und empfangen von ihnen Tod oder Sklaverey. Dreyßigtauſend Leichname bedecken den Wahlplatz. Die Legionen des Varus ſind nicht mehr.

Es war im neunten Jahre nach der Geburt des Weltheilandes, als dieſe große Schlacht geſchlagen wurde. Unter den Trophäen der Germanen fanden ſich zween Adler; den Adler der dritten Legion hatte ſein Träger in ſeinem Gür-

tel verborgen, und ſich damit in dem blutgefärbten Moraſte verſteckt. Auch der Leichnam des Feldherrn fiel in die Hände der Sieger. Sie hieben ihn in Stücken, und brachten den abgetrennten Kopf dem Markomannen Marbod, der ihn ſeinem Kaiſer nach Rom ſchickte. Die vornehmſten gefangenen Befehlshaber wurden, als Opfer, den Sieg bringenden Göttern geſchlachtet, und ihre Köpfe auf den Bäumen der Haine aufgeſteckt. Die grauſamſte Rache traf die römiſchen Advokaten, zur Vergeltung der trügeriſchen Künſte, mit denen ſie das arme Volk ausgeſogen hatten. Man riß ihnen die Augen aus, und hieb ihnen die Hände ab; einem von ihnen ſchnitt ſein Peiniger die Zunge aus, und nähte ihm den Mund zu, mit dem höhnenden Zurufe: Ziſche nun, Natter! Viele Römer von edelm Blute, denen die Sieger das Leben geſchenkt hatten, wurden in ihrer Sklaverey als Viehhirten gebraucht. Manche befreyte das von ihren Verwandten den Barbaren zugeſandte Löſegeld.

Beynahe keine der Niederlagen, welche je die römiſchen Heere erlitten, erregte eine ſolche Beſtürzung in der Hauptſtadt des Reichs, als dieſe. Der Kaiſer Auguſtus gerieth in einen an Raſerey gränzenden Trübſinn. Im Geiſte ſah

er Heermann auf dem Kapitol herrſchen, und ſich in Ketten durch die Wälder Germaniens geſchleppt, und oft wiederholte er den Ausruf der Verzweiflung: Varus! gieb mir meine Legionen wieder! Einige Monate lang ließ er ſich Bart und Haare wachſen, und nimmer kehrte ſeine gewöhnliche Heiterkeit wieder. Die erſte Nachricht hatte ſolchen Schrecken verbreitet, daß in Rom Wachen ausgeſtellt werden mußten, um einen Aufſtand des Volkes zu verhindern. Man gelobte dem Jupiter, wie es im Cimbriſchen Kriege geſchehen war, glänzende Schauſpiele, wenn er das Vaterland aus dieſer Gefahr retten würde. Die germaniſche Leibwache des Kaiſers wurde abgeſchaft, und mit allen ihren ſonſt in der Stadt ſich befindenden Landsleuten aus Italien verwieſen. Das Entſetzen hatte die Gemüther in einem ſo hohen Grade ergriffen, daß niemand den Befehl des Kaiſers befolgen wollte, der alle unter 35 Jahren alte Männer zu den Waffen rief, um die verletzte Ehre des römiſchen Namens in Teutſchland wieder herzuſtellen. Der Abſcheu vor dieſem Feldzuge war ſo groß, daß erſt einige der Widerſtrebenden hingerichtet werden mußten, ehe es dem Tiberius möglich war, mit einem neuen Heere nach Germanien abzugehen.

So ward die Freyheit der Teutſchen wieder hergeſtellt? — von dieſer Zeit an glückte es den Römern nicht mehr, feſte Niederlaſſungen in dem Innern des groſsen Germaniens zu gründen. Ohne die Vertilgungsſchlacht im Teutoburger Walde würde wahrſcheinlich die teutſche Nationalität erloſchen, das Volk mit ſeinen Eroberern in eins zuſammen geſchmolzen, die teutſche Sprache allmählich vergeſſen, und ſelbſt der Name der Germanen untergegangen ſeyn, wie der Name aller alten Völker, die durch fremde Waffen ihre Selbſtſtändigkeit verlohren haben. Man kann die Frage aufwerfen, ob das alles für Heermanns Enkel ein groſser Verluſt geweſen wäre? Aber auch die kalten Zweifler werden einräumen müſſen, daſs alles Groſse und Edle, was nachher die Geſchichte von den Thaten der Franken, der Alemannen und der Sachſen aufgezeichnet hat, eigentlich Produkt des urſprünglichen germaniſchen Nationalgeiſtes war, und daſs uns dieſer zu vielen glänzenden Vorzügen und zu vielen Tugenden verhalf, welche andere Völker auf gleiche Weiſe nicht erreicht haben. Wir wollen es nicht vergeſſen, wie manchen Strahl der Kultur wir den Römern verdanken, der durch ſie in den Finſterniſſen dieſer fernen Zeit aufgieng; aber ſchwerlich hätten ſie unſern Dank verdient, wenn

es ihnen gelungen wäre, mit dem hellern Begriffe und der feinern Sitte die Eigenthümlichkeiten abzuschleifen, die in dem Gemüthe unserer Väter lagen.

Freyheitsliebe und Tapferkeit — auf die sich alle Würde und aller Ruhm der Nationen gründet — waren in dieser Zeit die Elemente im Leben der Germanen. Die Geschichte bezeugt überdies, daß ihre militärische Kraft nicht blos im Ungestümm des Angriffs, oder in der kalten Verachtung des Todes lag, wovon das eine und das andere nur physisch bedingt ist, sondern auf gleiche Weise an Verstand und Besonnenheit. Es bedarf zur Verewigung ihres Waffenruhms nichts weiter, als der Bemerkung, daß das größte und mächtigste Volk des Alterthums, dem eine Welt verstummt zu Füßen lag, sie nicht nur nicht unterjochen konnte, sondern daß sie sogar zweimal die Hauptstadt desselben mit Angst und Entsetzen erfüllte, — erst als ihre Horden an der Etsch erschienen, und dann nach der schrecklichen Nacht, in der sie die Legionen des Varus vertilgten. *)

(Der Beschluß im folgenden Bande.)

---

*) Sexcentesimum et quadragesimum annum urbs nostra agebat, sagt der größte Geschichtschreiber der Römer, cum primum

Cimbrorum audita sunt arma, Caecilio Metello ac Papirio Carbone COSS. Ex quo si alterum imperatoris Trajani consulatum computemus, ducenti ferme et decem anni colliguntur, tamdiu Germania vincitur. Medio tam longi aevi spatio multa invicem damna. Non Samnis, non Poeni, non Hispaniae, Galliaeve, ne Panthi quidem saepius admonuere. Quippe regno Arsacis acrior est Germanorum libertas. Quid enim aliud nobis quam caedem Crassi, amisso et ipso Pacoro, infra Ventidium dejectus Oriens, objecerit? At Germani Carbone et Cassio, et Scauro Aurelio, et Servilio Caepione, M. quoque Manlio fusis vel captis, quinque simul consulareis exercitus populo Romano; Varum tresque cum eo legiones etiam Caesari abstulerunt. Nec impune C. Marius in Italia, divus Julius in Gallia, Drusus ac Nero et Germanicus in suis eos sedibus perculerunt. Mox ingentes C. Caesaris minae in ludibrium versae. Inde otium, donec occasione discordiae nostrae et civilium armorum, expugnatis legionum hibernis, etiam Gallias affectavere: ac rursus pulsi inde proximis temporibus triumphati magis, quam victi sunt.

Tacit. German. 37.

Ueber den
Charakter Karl des Großen.

Bey aller ſcheinbaren Divergenz der äuſſerlichen Handlungen, ſagt Johannes Müller, *) liegt in der Seele eines jeden an Kraft und Weisheit großen Mannes ein Hauptlebensplan, eine vorherrſchende Idee, welche als Kommentar und Schlüſſel all' ſeines Thuns aufgefaßt werden muß, um in die Darſtellung ſeines Lebens die Einheit zu bringen, ohne die zwar eine Chronik, nicht aber eine Geſchichte ſich denken läßt." Wir ſehen hier den Charakter des großen Mannes mit einem Zuge treffend und vollſtändig gezeichnet: aber dieſe Zeichnung paßt nicht auf alle diejenigen hervorragenden Menſchen, welchen die Hiſto-

*) In ſeiner Vorleſung „Ueber die Geſchichte Friedrichs des Großen", abgedruckt in den Europäiſchen Annalen ꝛc. 805. I. S. 20.

riker ſeinen Charakter beygelegt haben. Es iſt zu unterſcheiden, was der ſelbſtſtändige Wille ſchafft, und was die Nothwendigkeit des Naturgangs hervorbringt, was die große und unermüdete Kraft erſtrebt, und was ohne ihre Mitwirkung, oder nur unter ihrem ſchwachen Einfluſſe der Strom der Umſtände herbeyführt. Oft wird der Menſch geprieſen, weil der Zufall unerſchöpflich iſt, um ihn mit ſeiner Gunſt zu überhäufen, oder weil durch ſein Wirken Erfolge von ungewöhnlichem Glanze und Umfang hervorgebracht werden. Aber der tiefer ſehende Beobachter hütet ſich, daß nicht der Schein ihn täuſche. Er ſieht den Menſchen nur verherrlicht, durch die Thaten, die aus ihm ſelbſt hervorkommen, und durch Erfolge, die das Werk ſeines Geiſtes und ſeines Muthes ſind. Für die blos Glücklichen hat er kein Lob. Oft ſinkt auch in dieſen die innere Kraft in demſelben Verhältniſſe, in welchem die immer bereite Hülfe des Schickſals ſich ihm entbehrlich macht. Die Größe liegt nicht in der Handlung, ſondern in der Kraft, ſo wie die Tugend nicht im Erfolge, ſondern in dem Sinne. Denn, haben unſere Alten geſagt, die Krone gebühre nicht der That, ſondern dem Rath, und — wem das Schickſal hold ſey, dem grüne, ohne ſein Zuthun, auch der Beſenſtiel.

Mancher mag aber ein eminenter, kraftvoller, tapferer Mann seyn; um deßwillen ist er nicht auch ein gerechter Mann. Aber gewöhnlich wird von den Zeugen seiner Thaten jenem die Tugend, die er nicht hat, angelogen: und finden sich in dem Laufe seines Lebens unläugbare Ungerechtigkeiten und Laster; so sucht man sie wenigstens durch Antriebe und Zwecke edlerer Art zu mildern, die man, oft mit glücklichem Scharfsinne erfindet. Man anerkennt, daß alle Würde des Menschen nur in der Tugend liege; und so kann man es sich nicht abgewinnen, diese Würde dem absprechen zu lassen, der durch die ihm inne wohnende und herrlich entwickelte Naturanlagen unsre Bewunderung erhalten, und vielleicht durch wohlthätiges Einwirken auf die Welt unsern Dank verdienet hat. Aber das reine Bild des Mannes, und damit das, was in ihm vielleit gerade das Lehrreichste ist, geht auf solche Weise für uns verlohren. Man muß nicht vergessen, daß es nicht gerade die Helden in der Tugend sind, welche Gott zur Ausführung seines Raths, in den großen Angelegenheiten der Völker, berufen hat. „Es erscheinen im Laufe der Zeit alles durchgreifende Revolutionen, wovon die Geschichte einzelner Völker keine Beyspiele hat. Die Vorsehung scheint, sie darum herbeyzuführen, damit eine

alte, abgenützte Welt zertrümmert, und eine neue, kräftigere gebildet werde. Durch sie entspringen neue Sitten, neue Formen, neue Gesetze und Verfassungen, eine neue Religion und Selbstbildung. Die ganze Menschheit scheint, wie der Phönix, ihren alten Körper selbst zu zerstören, um in verjüngter Kraft aus dessen Asche wieder hervorzugehen.“ *) Um solche Revolutionen zu erregen, zu leiten und zu beendigen, gewährt die moralische Gesinnung kein Mittel, im Gegentheile würden gerade sie, indem zeitliche Zwecke ihr nie, weder den Antrieb noch die Norm ihres Handelns geben, oft das Beste verschmähen oder vernichten, was für die Menschheit aus solchen Umkehrungen hervor gehen soll. Darum sind, um in grosen Bewegungen an die Spitze der Nationen zu treten, eigentlich die berufen, die mit hellem Verstande eine unüberwindliche Energie des Willens verbinden. Das Nützliche unter allen Umständen richtig zu sehen, und kraftvoll, gegen jeden Widerstand es zu realisiren, — das ist ihre Aufgabe. Daraus folgt aber nicht, das sie schlechterdings keine moralisch

*) Nik. Vogt in der Vorrede zu K. v. Dalbergs Betrachtungen über den Charakter Karls des Grosen. 8. Frankf. 806.

gute Menſchen ſeyn können, und noch weniger, daß ſie es nicht ſeyn ſollen.

Als Pipin der Kleine dem Pabſte Zacharias die Frage vorlegte: ob der, der die Königliche Gewalt beſitze, nicht auch des Titels werth ſey? und dann in Gemäßheit der geſchehenen Bejahung, ſeinen König Childerich des Thrones beraubte und in einem Kloſter verſchwinden ließ, — da gab es wohl unter den Franken Leute genug, wie es auch deren viele bey der Nachwelt gegeben hat, welche behaupteten, dieſe Handlung des Miniſters gegen ſeinen Regenten ſey eine Uſurpation, und nach göttlichen und menſchlichen Geſetzen eine ſtrafwürdige Ungerechtigkeit. Es iſt umſonſt, daß man ſich auf die geiſtige Nullität der Fürſten aus dem Merovingiſchen Stamme, auf die Verdienſte, die ſich Pipin und ſeine Väter, um das Frankenreich erworben, und auf die wohlthätigen Folgen dieſer Revolution für die Menſchheit berufe; denn man verliert ſein Recht nicht, wenn man deſſen unwürdig wird, und Verdienſte geben keine Befugniß ungerecht zu ſeyn. Aber Pipin verſtand den Ruf ſeines Verhängniſſes und folgte ihm. Es war die Stunde der Merovingen gekommen, ſo wie ſie allen irdiſchen

Dingen kommt. Das Reich der Franken mußte endlich seine feste Form annehmen, um die Bestimmung erfüllen zu können, die ihm in der Weltgeschichte zugedacht war. Seit mehr als hundert Jahren hatte sich die Katastrophe vorbereitet. Es war nothwendig, daß endlich einer erschien, durch dessen Muth sie erfolgte. Denn immer findet die Weltregierung zur rechten Zeit die Menschen, welche mit einem Schlage vollenden, was ihr Rath längst vorbedacht und eingeleitet hat.

Karl der Große war der Sohn dieses Pipins, und der Erbe des auf diesem Wege erworbenen Reichs. Ihm hatte das Schicksal einen erhabenen Beruf angewiesen, und mit Geist ward er von ihm gefaßt, und mit seltenem Muthe ausgeführt. Die Weltgeschichte kennt vielleicht mehrere, die ihm an der natürlichen Ausstattung glichen, durch welche große Dinge geschehen; aber nur wenige führt sie auf, deren Wirksamkeit in der Zeit so lange nachgeklungen, und für die geistige Kultur der Völker so tief und umfassend gewuchert hätte. Was von seinen Vätern vor ihm geschah, zeigte sich, nachdem er einmal aufgetreten war, nur als Vorbereitung auf ihn, und erhält seinen Sinn und seine

Entwicklung erſt in ihm. Es war ihre Aufgabe, dem Manne die Bahn zu brechen, und einen Wirkungskreis zu bilden, der aus den Trümmern der durch die nordiſchen Völkerſchwärme zerſtörten und verwüſteten alten Welt eine neue ſchaffen, und in ſie Licht, Recht, Ordnung und Beſtand bringen ſollte. Dieſe Schöpfung war nur dadurch möglich, daß Gallien, Teutſchland und Italien von demſelben Bande umſchlungen, die Völker von Germaniſchem Stamme unter einem Haupte vereinigt, den Hunnen im Oſten und den Saracenen im Weſten feſte Dämme vorgebaut, Kirche und Staat innig in einander verflochten, alles der Herrſchaft eines neuen Geſetzes unterworfen, und dann unter dem Schutze ſolcher Macht die geiſtige Erziehung der Völker begonnen wurde. Dieſes groſſe Werk hat Karl unternommen: und indem er es dachte, iſt ſein Geiſt die Bewunderung, und indem er es ausführte, iſt ſeine Kraft das Erſtaunen aller Jahrhunderte geworden.

Selten iſt ein Regent, der zu einer groſſen Beſtimmung geweiht war, unter günſtigern Umſtänden aufgetreten, als Karl. Sein Tagewerk bot ſich ihm ungeſucht dar, und mit ihm alle Mittel, um es glücklich und glorreich zu vollen-

den. Seitdem der Hausmajer Karl Martell die fränkiſche Monarchie wieder unter ſeiner Verwaltung vereinigt hatte, ward ſie der mächtigſte Staat der damaligen Welt: und nachdem er die Saracenen in der großen Schlacht bey Tours (im J. 732.) fürchterlich gedemüthigt hatte, mußten die Völker glauben, daß den Franken nichts unmöglich ſey. Jeder ſpätere Verſuch ihrer Vaſallen, ſich ihres Joches zu entledigen, wurden ſiegreich nieder geſchlagen; jedes alte Recht oder Unrecht behauptet; jeder verweigerte Tribut unerbittlich eingetrieben; jeder Krieg mit neuen Eroberungen geendigt. Der Staat war im mächtigen Zuge zu ſtets wachſender Größe. Und die Macht der Nachbarn konnte ihn in ſeinem Gange nicht hemmen. Wankend ſtand in Italien der Thron der ausgearteten und in Weichlichkeit verſunkenen Longobarden; in träger Ruhe bewachten die Avaren, im Oſten von Baiern, die in ihren Zügen gemachte reiche Beute; gegenſeitige Eiferſucht trennte die Kräfte der ſaraceniſchen Statthalter in Spanien; an allen Uebeln eines unheilbar verdorbenen Staats krankte das griechiſche Kaiſerreich; der Biſchof in Rom hatte ſich, mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Hülfsmitteln für politiſche Zwecke, den Franken ergeben; kein Volk war dieſen an mili-

tärischer Organisation und Tapferkeit gleich, und keines stand so hoch in der öffentlichen Meinung. Trat ein großer Mann an die Spitze dieses Volkes; so konnte ihn nichts hindern, alles um sich her sich zu unterwerfen.

So viel Kraft, und was gewöhnlich damit verbunden ist, so kühne Plane wir auch Karln zutrauen; so halten wir es doch nicht für erweislich, daß er gleich im Anfange seiner Laufbahn sich alles vorgesetzt, was er nachher ausgeführt hat, nämlich Frankreich, Italien und Teutschland unter sich zu vereinigen, und dann sein Werk durch die Annahme des römischen Kaisertitels zu krönen. Man thut gewöhnlich den Heroen in der Geschichte zu viel Ehre an, wenn man, auf ihren Gräbern stehend, die letzten und höchsten Resultate ihrer Thätigkeit ins Auge faßt, und dann ihr ganzes Leben als ein auf diese Resultate ausdrückliches angelegtes und mit künstlichem und unermüdbarem Fleiße durchgespieltes Drama betrachtet. Die wenigsten Menschen, wobey auch die begabtesten nicht ausgenommen sind, wissen, wie viel sie vermögen; das Vermögen tritt erst mit den Gelegenheiten hervor, die sich darbieten, um es zu zeigen. Je mehr man erlangt, je mehr wächst die Lust und der

Muth, noch weiter zu ſtreben, und ſo kommt man oft, bis zu einem Punkte, den man im Anfange des Laufs ſelbſt für unerreichbar oder gar für chimäriſch gehalten hat. Auch liegt das Große des Charakters nicht nothwendig in der Größe des Zwecks; Geiſt und Kraft bewähren ſich am meiſten dadurch, daß wir die Umſtände, die uns auf dem Wege begegnen, zu benützen wiſſen; und verſtehen, ob ſie uns berufen, weiter fort zu ſchreiten, oder uns mit dem zu begnügen, was ſie uns bereits gewährt haben. In dieſer Kunſt war Karl einer der ausgezeichnetesten Meiſter aller Jahrhunderte; und er bedarf, wenn ihm die Virtuoſität in ihr eingeräumt wird, keines Ruhmes weiter. Denn es kommt nicht darauf an, ob er ſich den Zweck, den er erreichte, früher oder ſpäter gedacht hat, ſondern auf den Grad des Genies, das er in deſſen Erreichung entwickelte.

Mit einem auf hohe Dinge ſinnenden Geiſte, mit einem Gemüthe voll Ehrgeiz und Drang nach glänzenden Thaten, und mit einem ungeſtümmen Triebe, die Kraft zu erweiſen, die er in ſich fühlte, beſtieg Karl den Thron. Die Eroberung von Aquitanien lehrte ihn die Reize des Waffenruhms und der Ländervermeh-

rung kennen. Deſto läſtiger muſte es ihm ſeyn, Frankenreich zwiſchen ſich und ſeinem Bruder getheilt zu ſehen. Was ließ ſich an der Spitze ſeiner Geſammtheit ausführen? Karlmann ſtarb nach einer kurzen Regierung, und Karl beſtätigte den Verdacht, daß er an ſeinem Tode nicht unſchuldig ſey, indem er die beyden unmündigen Neffen, mit denen die erſchrockene Mutter Gerberg über die Alpen flüchtete, von der Thronfolge ausſchloß, und alles Land, das Pipin hinterlaſſen hatte, unter ſich vereinigte. Dieſes Faktum bedarf auf dem moraliſchen Standpunkte keiner Würdigung. Aber es war der erſte Schritt zu Karls Macht, und die Bedingung alles Auſſerordentlichen, was nachher durch ihn geſchah. Erſt muſte er alle Kräfte des durch ſeinen Vater gegründeten und befeſtigten Reiches ſammeln, und ſeinem unbedingten Willen unterwerfen, wenn bewirkt werden ſollte, was nur in ihrer Vereinigung möglich war. So erwuchs auf dem Grabe des armen, aufgeopferten Karlmann der Stamm der fränkiſchen Größe!

Im Beſitze einer ſolchen Macht konnte ein junger, ehrgeiziger Monarch, voll innern Dranges, den Ueberfluß, der ihm geworden war, zu

benützen, zumal in einem Zeitalter und unter einem Volke, wo alles Verdienst und aller Ruhm nur in den Waffen lag, nicht unthätig bleiben. Er unternahm den Krieg gegen die Sachsen, der ihn nachher beynahe sein ganzes Leben hindurch beschäftigte. Auch in dieser Unternehmung war keine Absicht, die sie als Glied eines auf höhere Zwecke berechneten Planes darstellte. Man hat gesagt: Karl wollte, ehe er auf die Eroberung Italiens ausgieng, erst seinen Rücken sichern, und was noch im Norden Teutschlands von Germanischer Abkunft war, sich unterwerfen, um dann in seinen weitern Anschlägen weniger zu fehlen. Dieß war aber sicher nicht der Fall. Der Sachsenkrieg war nicht „muthwillig" *) unternommen, sondern durch die Umstände herbeygeführt. Schon früher hatte sich dieses Volk, den fränkischen Waffen unterliegend, verbindlich gemacht, einen jährlichen Tribut zu liefern, den es nun verweigerte. Deßgleichen wollten die Verträge, daß sie Boten des christlichen Glaubens unter sich duldeten, und ihrer Predigt freyen Lauf ließen; und diese schlugen sie tod, oder jagten sie von dannen. Da kam denn das leid-

*) S. K. Manners Kompend. der teutschen Reichsgeschichte. S. 38.

liche Intereſſe mit dem geiſtlichen zuſammen, um Rache zu fordern: und es waren keine ungerechte Waffen, die zur Handhabung der Verträge ergriffen wurden. Die geſammte fränkiſche Geiſtlichkeit erhub ihre Stimme, und der Abbt Sturm von Fuld ſprach auf dem Reichstage zu Worms ſo nachdrücklich in das Herz des religiöſen Königs, daß er feige und gottlos hätte ſeyn müſſen, wäre er nicht gegen „die teufliſche Brut" aufgeſtanden. Aber ſehr verführeriſch für einen jungen, unternehmenden Fürſten waren die Reſultate des erſten Feldzuges gegen ſo ein unbändiges und tapferes Volk. Er nahm ſeine Hauptſtadt Eresburg ein, zerſtöhrte die Irmenſäule, ſah das Blut der ſächſiſchen Götzenprieſter zur Rache für die aufgeopferten Glaubensboten fließen, rückte bis an die Weſer vor, und erhielt von den Widerſpenſtigen Geiſſel, als Bürgſchaft ihrer Unterwerfung.

Auch der Krieg gegen die Longobarden war nicht Entwickelung eines lange vorher überdachten und große Abſichten umfaſſenden Plans. Hatte Karl ſchon bey oder bald nach ſeiner Thronbeſteigung den Gedanken, Italien zu unterjochen, und mit ſeinen übrigen Beſitzungen zu vereinigen; ſo konnte er nicht durch ſeine Ver-

mählung mit der Princeſſinn des Königs Deſiderius ein ſo enges friedliches Verhältniß mit dieſem anknüpfen. Auch achtete er nicht auf die Warnungen und Ermahnungen, durch welche der Pabſt Stephan dieſe Verbindung zu hintertreiben ſuchte. Erſt als Deſiderius die Wittwe und die Kinder des Königs Karlmann, ſo wie die Großen des Reichs, die ihnen nachgefolgt waren, in ſeinen Schutz aufnahm, und deutlich genug ſein Mißfallen über daß Schickſal dieſer Familie zu erkennen gab, ward der Eidam über den Schwiegervater entrüſtet, und er ſchickte ihm die unſchuldige Sibylle wieder nach Hauſe. So erfolgte der Bruch zwiſchen den beyden Königen. Deſider erklärte ſich nun öffentlich für die von ihrem Rechte verdrängten Prinzen, und forderte von dem Pabſte ihre Salbung; Karl aber zog über die Alpen, und machte dem Reiche der Longobarden, unter auffallender Gunſt des Glücks, ein Ende. Dieß geſchah im Jahre ſieben hundert und vier und ſiebenzig. Damit war der Grund ſeiner künftigen Macht gelegt. Auch mußte ſo ein glänzender Erfolg das Verlangen nach noch größern Vortheilen mächtig erregen. Denn es verhält ſich mit der Eroberungsluſt, wie mit jeder andern Luſt: ihre Unerſättlichkeit ſteigt mit der Befriedigung.

Die beleidigte Eitelkeit und der Trotz seiner Nachbarn ließ es ihm an Gelegenheit dazu nicht fehlen. Die, welche das Verhängniß dazu bestimmt hatte, durch ihren Besitzthum seine Macht zu vermehren, fiengen immer damit an, seinen Zorn zu reizen, und endigten mit ihrem Untergange. Da die Herzoge von Friaul, Spaleto und Benevent Bewegungen machten, sich seiner Herrschaft zu entziehen, und den flüchtigen longobarischen Prinzen Adalgisus wieder auf den väterlichen Thron zu setzen, mußte er ja wohl sich zur Behauptung seiner eroberten Länder und Rechte erheben. Auch war es eine dringende Forderung der Politik, sich in die Händel der in Spanien sitzenden Saracenen zu mischen, da noch kein halbes Jahrhundert verflossen war, seitdem dieses Volk das fränkische Reich mit seinem gänzlichen Untergang bedroht hatte. Ueberdieß bot sich die Gelegenheit so ungesucht dar; der König Ibenalabri von Saragossa war selbst zu Karln nach Paderborn gekommen, um seinen Schutz anzuflehen. — Thassilo von Baiern erregt durch sein Schicksal noch immer unser Mitleiden: aber hatte er nicht durch seine Anhänglichkeit an die longobardische Parthie und durch den verletzten Lehnseyd sich in offenen Kriegsstand gegen den König ge-

ſetzt? Und hatte er durch ſeinen Starrſinn die Sache nicht ſo weit getrieben, daß der Macht gegen ihn alles erlaubt ſchien? — Die Avaren hatten ihm Hülfe zugeſagt und geleiſtet, und ſo war es billig, daß auch ſie die Verfolgung des Siegers traf. So ſah man in jener Zeit beſtätigt, was früher und ſpäter die Weltgeſchichte oft gelehrt hat, daß nämlich der Glanz und Ruhm der Helden ihren größten Zuwachs nicht ſelten durch die an Verſtockung gränzende Ungelehrigkeit derjenigen erhalten, an denen die Kraft ihres Geiſtes und die Stärke ihres Arms ſich erweiſt.

Es iſt nicht zu läugnen, daß in allen dieſen Feinden, die ſich erhuben, um Karls wachſender Macht ihre Gränze zu ſetzen, viel Zutrauen zu ſich ſelbſt und zu ihrer Sache war. Der Schrecken, der ſo glückliche Erfolge erregen konnte, hatte ſie nicht ergriffen. Und doch ſtand unter ihnen kein Held auf, deſſen Namen die Geſchichte mit Auszeichnung auf die Nachwelt gebracht hätte: und keines dieſer Völker hat in ſeinen Niederlagen die Achtung für ſeine Tapferkeit gerettet. Durch ſeinen ſcharfen Blick, ſeine leichte Beweglichkeit, ſeine zweckmäßigen militäriſchen Maaßregeln, und durch die Ueberzahl,

die ihm der Heerbann gewährte, schlug Karl immer schnell und unfehlbar jeden Widerstand nieder. Als er einmal die Alpen erstiegen hatte, hielten sich die Longobarden, von Angst und Furcht gejagt, nicht mehr im freyen Felde; alles rettete sich in die Städte, um dann dem siegenden Feinde ihre Thore zu öffnen. Mit Thassilo kam es gar nicht zu Feindseligkeiten. Gegen die andern Herzoge bedurfte es nur militärischer Märsche. Auch im Kriege gegen die Avaren führte ihn der erste Feldzug von Regensburg bis an den Raabfluß. Der gegen die Sachsen ward gleichfalls in einem Feldzuge entschieden. Die Unternehmung gegen Gottfrich, den König der Normänner, endigte sich, nach dessen Tod, mit einem vortheilhaften Vergleiche. Karl besaß, wie man sieht, das Geheimniß, in kurzen und entscheidenden Kriegen seinen Willen geltend zu machen. Aber dieß Geheimniß liegt immer in der Untüchtigkeit und Schwäche der Feinde.

Eine rühmliche Ausnahme von allen diesen Besiegten machten jedoch die Sachsen — die Nachkömmlinge der alten Cherusker, die unter Heermann die Legionen des Varus vertilgt, arm und wild wie diese, aber auch kühn, tapfer

und erfüllt von Liebe zur Freyheit und dem Vaterlande, wie sie. Durch ihren hartnäckigen Widerstand kamen erst die großen und glänzenden Parthien in Karls Heldenleben; auch mochten die Franken sich dieses ihres Königs rühmen, die Sachsen setzten ihm ihren Wittekind entgegen, der, wenn man die gegenseitigen Hülfsmittel und die im Charakter des Menschen liegende Macht miteinander vergleicht, als Kriegsmann gewiß höher steht, denn jener. Gewöhnlich siegte im Felde der Franke durch seine höhere Kultur, seine bessere Rüstung und seine Uebermacht; aber immer blieb dem Sachsen sein Muth und sein fester Wille. Kein Erfolg des Sieges war bleibend. Sobald die fränkische Hauptmacht abgezogen war, stand der Sachse wieder auf, zerstörte die Festungen, tödtete die Priester, und streifte, raubend und verheerend, tief ins feindliche Gebiet. Auch in der offenen Feldschlacht wirkte sein Schwert fürchterlich in den Reihen der Feinde, und nie wandte er um, als über die Leichname der verhaßten Franken. Karl ließ kein Mittel unversucht, um hier durch List und dort durch Schrecken, auszurichten, was Waffengewalt allein nicht vermochte. Aber nichts ist schwerer, als eine Leidenschaft zu vernichten, die ein ganzes Volk ergriffen hat. Es bedurfte

zwanzig Feldzüge, um dieſe tapfere Nation zu zähmen. Auch kam man nur dadurch mit ihr zu Ende, daß man ihre Unterwerfung an mildere Bedingungen knüpfte. Was kriegeriſche Kunſt und Grauſamkeit nicht zu bewerkſtelligen vermochten, gelang endlich der Politik.

Wenn man auch nicht ſagen kann, daß Karl von blinder Eroberungsſucht getrieben, ſeine Kriege ohne Urſache anfieng; ſo laſtet doch dadurch eine ſchwere Schuld auf ſeinem Charakter, daß er die Vortheile, die ihm die Waffen darboten, mit der rückſichtloſeſten Selbſtſucht benützte, und das Recht des Kriegs ſo weit ausdehnte, als es je von dem rohſten Barbaren ausgedehnt ſeyn mochte. Er begnügte ſich nicht damit, Kontributionen, oder Länderabtretungen von ſeinen Feinden zu fordern: wer von dem Siege ihm in die Hände gegeben war, wurde unerbittlich vernichtet, und alles Beſitzthums und aller Regierungsrechte entſetzt. Es war Grundſatz, daß alles Land ſein Eigenthum blieb, das einmal ſein Fuß betreten hatte. So ſetzte er die Weſtgränze ſeiner Monarchie bis an den Ebro und die Oſtgränze bis an die Raab, ſo weit nemlich ſeine Waffen gedrungen waren; der geſammte Staat der Longobarden und das

von Thassilo verscherzte Bojarien wurde dem Frankenreiche einverleibt; die Sachsen sollten Unterthanen ihres Bezwingers seyn, und viele in ihrem Lande erbauten Festungen bewiesen ihnen das Uebergewicht der fremden Gewalt. Gegen die entthronten Regenten ward mit Härte, oder gar mit Grausamkeit gehandelt: hatten die Lehnsleute ihren Eyd verletzt; so ließ man der Gerechtigkeit ihren Lauf. Desiderius und Thassilo wurden zu ewiger klösterlicher Gefangenschaft verdammt, was der letztere noch als einen Akt der königlichen Begnadigung achten mußte; Herzog Rodgaud von Friaul starb durch die Hand des Henkers. Auch im Laufe des Krieges erlaubte man sich, um Schrecken zu erregen, und dem nach Rache dürstenden Herzen Luft zu machen, ähnliche Maaßregeln. Es wurden einst an einem Tage 4500 Sachsen als Aufrührer hingerichtet.

Wenn Karl auf solche Weise vieles erworben hat, dessen Eroberung nicht in seinen Planen lag, bleibt seinem Verstande doch das Verdienst, das die durch die Erfolge von Bewunderung ergriffene Historiker ihm bisher zuerkannt haben. Denn selten erwerben die klügsten Köpfe gerade das, was sie sich vorsetzen, oder worauf

ſie ihre Maſchinen anlegen. Sie werden es nur zu oft inne, daß die Macht des Menſchen nur im Denken liege, das Lenken aber von einer andern Macht abhänge, die durchaus kein menſchliches Geſetz annimmt. Die Vortheile die dieſe Macht dem Menſchen darbietet, zu verſtehen, zu ergreifen und zu benützen, das iſt gewöhnlich der Triumph der Klugheit, und dieſen Triumph müſſen wir dem Eroberer Karl in ſeinem höchſten Glanze zuerkennen. Das Glück reichte ihm keine ſeiner Gaben umſonſt, und jeder ſeiner Einladungen kam er gierig entgegen. Es mochte ihm auch nur den Saum eines Gutes darbieten, er ergriff es ſogleich in ſeinem ganzen Umfang, und er verſchmähte kein Mittel, was ihn in deſſen Beſitz ſetzen konnte, ohne Zweifel in der Erinnerung, daß der Glückliche nie in Verlegenheit kömmt, wenn von einer Rechtfertigung ſeines Betragens die Rede iſt. Dabey konnte ſich Karl, nach dem Geiſte ſeiner Zeit und nach dem Charakter ſeiner von tiefer moraliſcher Verderbniß befangenen Nation vieles erlauben, was unſeren itzigen Begriffen von Ehre und Recht widerſtritte. Der Krieg war nichts anders, als Raub im Großen; der Ueberwundene hatte alles verlohren, wenn der Sieger wollte, ſelbſt ſein Leben: und wenn ſein Blut auf Befehl des Ueberwinders floß; ſo geſchah

ihm nichts weiter, als was er selbst anerkannt hatte, als er die Waffen ergriff. Nur muß man nicht behaupten, daß jemand über sein Zeitalter erhaben sey, so lange er sich nicht gerade in dem, was den Menschen einzig adelt, nämlich in der Empfindung der Gerechtigkeit und der Güte über dasselbe erhebt. —

Durch diese Kunst, die Gaben des Glücks zu benützen, und seine Winke mit Muth und und freyem Geiste zu befolgen, ward Karl der mächtigste Monarch seiner Zeit. Als er die Regierung des väterlichen Erbes antrat, umschrieb dasselbe, schon ansehnlich genug, blos den größten Theil Frankreichs und den Süden von Teutschland. Aber am Abend seines Lebens reichte sein Gebiet vom Raabfluß in Ungarn bis zum Ebro in Spanien, und von der Eider, welche bis zu unsern Tagen, die Gränze zwischen Teutschland und Dänemark geblieben ist, bis an die Tiber; und alles Land, was zwischen diesen Punkten mitten inne lag, war ihm unmittelbar unterthan. Sein Zeitalter bewunderte den Helden, der so viel zu erwerben, und den Regenten, der so viel zu erhalten vermochte. Es kamen Gesandte von den fernsten Völkern, aus

Perſien, Mauritanien und Paläſtina, um ſeiner Gröſſe zu huldigen, und ſeine Weisheit, ohne die man ſolches Glück nicht für möglich hält, zu ehren. Die Nationen trugen ſchweigend ſein Joch, weil er, wenn Gott nicht mit ihm war, nicht mit dieſer unwiderſtehlichen Macht auf ſein Zeitalter wirken konnte; und wer ihm auch übel wollte, mußte vor ihm verſtummen, ſeitdem es aller Welt offenbar geworden, daß der Sieg an ſeine Fahnen gebannt war.

Nachdem Karl ſich die Mittelländer des europäiſchen Kontinents ſo ſiegreich unterworfen, und jede ihm widerſtrebende Macht ſo glücklich gebrochen hatte; war es in der natürlichen Ordnung des menſchlichen Handelns, daß er auch einen dieſer Gröſſe würdigen Namen ſuchte, und auch im äuſſern Anſehen die Stufe von Glanz und Herrſchaft erſtieg, wozu ſein Ruhm und ſeine Beſitzungen ihn berechtigten. Dazu bot ſich ihm auf eine ungeſuchte Weiſe die Würde eines Römiſchen Kaiſers dar, die ſeit dem Jahre 476 im Occident erloſchen war. Die Sache hatte keine erheblichen Schwierigkeiten. Zwar blühte dieſe Würde noch in Konſtantinopel fort, und man mußte, ſollte ſie im Abendlande wieder erweckt werden, den dortigen Hof der Hoheit über

Rom entsetzen, in deren Besitz er sich bisher noch immer erhalten hatte. Aber die Griechen waren zu unmächtig, als daß sie hätten verhindern können, was in diesen Gegenden ihrem Interesse zuwider verfügt ward. Von Seiten des Papstes war auf die thätigste Förderung des Unternehmens zu rechnen. Das Wohl der Kirche forderte dringend, dem mächtigsten Monarchen der Christenheit bey jeder Gelegenheit zu beweisen, wie treu und hold ihm die Kirche sey; und Karl hatte sich immer als einen ihrer frommsten und dankbarsten Söhne bewährt. Wie viel konnte der Pabst von ihm erwarten, der selbst die Freygebigkeit seiner Voreltern gegen die römische Kirche noch übertroffen hatte? Er war gerade so nahe und gerade so weit hinweg, um in Nothfällen helfen zu können, und doch nicht immer mit seiner Gegenwart beschwerlich zu seyn. Die Bischöfe zu Rom hatten bisher bey vielen innerlichen Unruhen empfunden, welch' ein Unglück es sey, daß niemand den unruhigen Geist der Römer bändigen, und mit Gewalt zum Gehorsam zwingen könne: sie selbst waren dazu nicht stark genug; noch schwächer war die von Konstantinopel erwartete Hülfe. Schien nicht viel gewonnen zu seyn, unter dem Schutze der Waffen Karls die Ruhe und den blühendsten

Zuſtand Roms wieder hergeſtellt zu ſehen? *) Den Völkern des Frankenreichs konnte dieſe neue Verherrlichung ihres Regenten nicht misfallen; der Ruhm der Könige verbreitet ſich ja auch auf ihre Unterthanen. Was die Barbaren dazu ſagen mochten, konnte ihm, der ſie alle gedemüthigt hatte, gleichgültig ſeyn. „Wer mochte es auch dem Helden, der alle jene Völker, von welchen Roms Macht einſt gebrochen worden, bezähmt, und eben ſo vielen kriegeriſchen Nationen rings umher ihre Gränze geſteckt hatte, verübeln, wenn er das alte Kaiſerthum in die teutſchen Wälder verpflanzte. **)

Auch dieſer Schritt Karls zu neuer Größe und Herrlichkeit wurde, wie alles, was im menſchlichen Leben gelingen ſoll, durch zufällige Umſtände, ausnehmend gefördert und erleichtert. Als nach Hadrians Tod Leo III. die biſchöfliche Würde in Rom erlangte, ſtand eine mächtige Parthie ihm gegen über, die ſeine Erhöhung mißbilligte, und mit Heftigkeit an ſeinem Sturze

*) S. L. T. Spittlers Grundriß der chriſtlichen Kirchengeſchichte. S. 187.

**) S. G. C. Pfiſters Geſchichte von Schwaben. 1. S. 199.

arbeitete. Wo hätte er einen stärkern Schutz finden können, als in dem gefürchteten Könige der Franken? Er schickte demselben deßhalb sogleich nach seiner Wahl die Schlüssel zu dem Grabe des heiligen Petrus und die römische Stadtfahne, und lud ihn ein, die Huldigung der Bürgerschaft von Rom anzunehmen. Karl empfieng mit Zufriedenheit jene Insignien der römischen Oberherrschaft; aber er hielt es noch nicht für räthlich, sich in den Besitz der Sache zu setzen, die sie andeuteten. Bald kam neue Botschaft von Rom, daß Leo bey einer Prozession von seinen Feinden angefallen und aufs frevenlichste mißhandelt worden, und nur mit Mühe sein Leben gerettet habe. Der Pabst erschien selbst an dem Hoflager des Königs zu Paderborn (im J. 799.), um ihn um Schutz und Hülfe anzuflehen. Hier scheint Karls Plan seine Reife erlangt zu haben. Seine Ausführung erfüllte Leo's heissefte Wünsche. Einige Bischöfe und Grafen, zur Untersuchung seiner Beschwerden bevollmächtigt, giengen mit ihm nach Rom zurück. Bald folgte ihnen der König selbst nach. Leo wurde, nach abgeschwornem Reinigungseide, in einem in der Peterskirche gehaltenen feyerlichen Gerichte, von allen gegen ihn erhobenen Beschuldigungen frey gesprochen, seine Wider-

sacher aber verbannt. Zehn Tage später fiel das Weihnachtfest (im J. 800.) ein. Leo wartete des Gottesdienstes. Karl lag vor dem Altare, in tiefer Andacht, auf den Knieen. Plötzlich ergriff der Bischof eine Krone, setzte sie auf das Haupt des Königes, und sprach mit lauter Stimme: Vivat Carolus Imperator Augustus! Frohlockend wiederholte die versammelte Volksmenge das Wort der Weihe. — So kam die römische Kaiserwürde auf die Teutschen!

Die Sache sollte das Ansehen haben, als hätte Karl die Krone durch Ueberraschung erhalten. Eginhard berichtet: der König habe diese ihm wiederfahrne Ehre so mißliebig aufgenommen, *) daß er versichert, er würde, ob es gleich das Christfest gewesen, an diesem Tage den Gottesdienst nicht besucht haben, wenn er voraus gewußt hätte, was ihm in demselben zu Theil würde. Indessen hat diese Darstellung eines Geschichtschreibers, der mehr als irgend einer über seinen Stoff unterrichtet seyn konnte, von jeher wenig Glauben gefunden; wie denn auch die römische Krone aus den Planen und Handlungen Karls so natürlich hervorgeht, daß

*) Aegre tulit. —

man sich Zwang anthun müßte, wenn man annehmen wollte, sie sey durch den Zufall in diesen so verständig angelegten Zusammenhang von Umständen eingeschoben worden. Indessen ward ihr Glanz freylich vermehrt, auf einem Haupte, das bescheiden sie nicht gesucht, sondern dem sie recht eigentlich zugedrungen war. Auch war an diese Krone ein so eminenter Vorrang geknüpft, und es hiengen an ihr so große Erinnerungen, daß auch der mächtigste Monarch noch immer anmaßend erscheinen konnte, wenn er nach ihr griff. Ueberdieß konnte nun niemand sagen, daß Karl ihrer unwürdig sey, und niemand durfte es wagen, sie ihm streitig zu machen, da er sie unter Umständen und aus einer Hand empfieng, die deutlich zu erkennen gaben, Gott habe sie ihm selbst auf sein Haupt gesetzt.

Es scheint noch um so sonderbarer, daß Karl gegen seinen Willen die Kaiserkrone des Occidents angenommen haben soll, da er, wie wir wissen, kaum in ihren Besitz gekommen war, als er sein Auge schon auch auf die Kaiserkrone des Orients richtete. Welch' ein stolzer Gedanke, den Osten und den Westen unter sich zu vereinigen, und so das Reich der alten Imperatoren in seiner Gesamtheit wieder herzustellen! Mit den Was-

sen war ein solcher kolossaler Plan, wegen der geographischen Schwierigkeiten, nicht auszuführen, obwohl einige Jahre früher, im Kriege gegen die Avaren, von Karln mit seinen Vertrauten erwogen ward, ob sich nicht längs der Donau ein Weg nach Konstantinopel finden liesse? Dagegen waren die Umstände sehr günstig, um durch politische Operationen zu erlangen, was die Gewalt nicht vermochte. Bald nachdem Leo die bischöfliche Würde in Rom erlangt hatte, schwung sich Irene, die Wittwe des Kaisers Leo IV. auf den Thron von Konstantinopel. Mit Verläugnung der natürlichen Muttergefühle hatte sie ihren Sohn Konstantin zur Gefangenschaft und Blindheit verdammt, und ihre hohe und geübte Staatsklugheit vermochte nicht, die Eindrücke auszulöschen, die ein solches Verbrechen auf edlere Gemüther machte. Sie hatte deshalb zu viel für die innere Ruhe ihres Reiches zu sorgen, als daß sie ihre durch die Erscheinung eines neuen occidentalischen Kaisers verletzten Rechte in Rom vertheidigen konnte. Eine von ihr nach Teutschland abgeordnete Gesandtschaft sollte die Mißhelligkeit auf dem Wege der Unterhandlung schlichten. Aber Karl hatte ein noch engeres Band im Sinne. Er wollte sich mit Irenen

vermählen, und ſo beyde Kronen auf ſeinem Haupte vereinigen. Der Schritt ſchien auch ſeinem Herzen kein Opfer zu koſten. Er, für die Reize der Weiber in ſo hohem Grade empfänglich, erwarb mit der Krone eine der berühmteſten Schönheiten der damaligen Zeit. Er ſandte den Biſchof von Amiens und den Grafen von Helmgaud ab, um alles beyzulegen, was unter den Griechen und den Franken zwiſtig war, und dann um die Hand der ſchönen Kaiſerinn zu werben. Aber es ſtand im Buche des Schickſals — das denen, die nach der allgemeinen Weltherrſchaft ſtreben, ſehr ſelten hold iſt, — geſchrieben, daß der kühnſte und ſtolzeſte ſeiner Anſchläge mißlingen ſollte. Irene ward von Nicephorus vom Throne geſtürzt, in demſelben Augenblicke, in dem Karls Hoffnungen ihre Krone zu erhalten ſchienen. Der Rächer ihrer grauſamen Uſurpation ward Meiſter des morgenländiſchen Kaiſerthums, und es war eine ſeiner erſten Regentenhandlungen, daß er die Krönung, die durch den Biſchof von Rom geſchehen war, für nichtig erklärte. Karl ward genöthigt, die Waffen gegen ihn zu ergreifen. Aber der Kaiſer Michael, der dem Nicephorus nachfolgte, anerkannte die abendländiſche Kaiſerwürde, und ein Vertrag beſtimmte die beyderſeitigen Gränzen, die noch einen groſſen Theil des

südlichen Italiens dem griechischen Reiche zuschieden. Karl mußte anerkennen, daß der Macht nicht alles erreichbar sey, was Ehrgeiz und stolzen Muth ersinnen.

Der Sinn der Eroberer steht gewöhnlich auf unumschränkte Gewalt. Denn je kräftiger die Natur ist, je weniger erträgt sie ein ihre Thätigkeit hemmendes Gesetz, und wer im Erwerben sich an die Maaßregeln der zwingenden Gewalt gewöhnt, und ihre Wirksamkeit vorgesetzter Zwecke unaufhörlich erfahren hat, entschlägt sich ihrer schwerlich in der Verwaltung des Erworbenen. Darum sind die Unterthanen der heroischen Könige in der Regel nicht die freysten, und herkommliche Verfassungen und urkundliches Recht haben unter Regenten von Energie und Selbstthätigkeit immer nur eine wankende Bürgschaft. Auch Karls Regentenleben, in so ferne es die innern Staatsgeschäfte betraf, giebt hiervon die Bestätigung.

Die Verfassung des von dem Vater auf ihn übergangenen Frankenreichs, das er immer scharf von seinen eroberten Staaten unterschied, und als den Centralkörper der gesammten Monarchie betrachtete, erhielt durch ihn einen neuen Charak-

ter, berechnet auf die Möglichkeit, daß durch einen Geist das Ganze umspannt, und durch einen Willen gelenkt werde. Die alten großen Herzogthümer, welche gleichsam Staaten im Staate bildeten, und durch die Macht die ihre Innhaber besassen, dem Regenten oft gefährlich und immer lästig waren, wurden nach und nach abgeschafft. Alles sollte in reiner Einheit zusammen klingen, die durch das Lehnwesen zersplitterten Kräfte der öffentlichen Gewalt concentrirt, die Macht der Aristokratie zerbrochen werden. Zu diesem Ende wurde der Staat in viele kleinere Bezirke zertheilt, und die Verwaltung derselben den Grafen anvertraut. Aber auch diese handelten unter genauer Kontrolle; nicht nur hatten die Bischöfe konkurrente Gerichtsbarkeit mit ihnen, sie waren sogar in gewissem Sinne ihre Aufseher. Ueber beyde aber wachten die königlichen Sendgrafen (Missi dominici) welche, an keinen lokalen Wirkungskreis geheftet, von Gau zu Gau reisten, und die Pflichterfüllung der geistlichen und weltlichen Ortsbeamten untersuchten. Der Unterschied der Stände verschwand immer mehr in dem unbedingten Gehorsam, der auf gleiche Weise von allen Klassen der Unterthanen gefordert ward. Bey den Nationalversammlungen hatte das Volk keine Stimme weiter. Man

vernahm bloß das Gutachten der Biſchöfe und der Vornehmen vom Laienſtande, die als Stellvertreter des großen Haufens betrachtet wurden. Und auch deren Gutachten hörte man nur, um ſeine herkömmliche Form aufrecht zu erhalten. Gegen die Meynung des Königs durfte und konnte es nie ſeyn. Das alte Geſetz, das alle Landeigenthümer zum Kriege verpflichtete, wurde beybehalten; aber es erhielt nähere Beſtimmungen; die kleinern Beſitzer traten zu fünfen und ſechſen zuſammen, um mit einander einen Mann auszurüſten; die ganze Kriegsverfaſſung gewann einen raſchern und kräftigern Charakter; ſtrenge Strafen trafen die Unbotmäßigen und Saumſeligen, der Tod den Flüchtigen; auf das Gebot des Königes ſprangen Armeen aus der Erde hervor. — So ward die fränkiſche Monarchie ein künſtlicher Organismus, in allen ſeinen Theilen bewegt und gelenkt, durch den Willen des Kaiſers. Ueberall war er zugegen, durch ſeine Stellvertreter. Jede Kraft des Staats ward von ihm geweckt, und jede ſtand ihm zu Gebote.

Aber die Herſtellung dieſes autokratiſchen Syſtems erfolgte nicht in revolutionärer Manier, oder mit einer dem Geiſte der Nationen trotzenden Gewalt. Mit weiſer Mäßigung ward alles

Schrittweiſe vorbereitet, daß es von ſelbſt zu entſtehen ſchien, und in vielem die alte Form, an der die Menſchen gewöhnlich am meiſten hängen, beybehalten, während die Sache unterging. Die Herzogthümer wurden nicht mit einem Schlage durch ein königliches Dekret aufgehoben; es verſchwand eines nach dem andern, wie die Umſtände es fügten, und immer ließ man die Schuld davon auf die Innhaber fallen. Die Verſammlungen der Vornehmſten des Reichs hatten, nach der alten Weiſe, regelmäßig des Jahrs zweymal, zuweilen noch öfter ſtatt. Nichts geſchah ohne Vorwiſſen und Beyrath der Stände; keine Kriege wurden ohne ſie unternommen, kein Geſetz gegeben oder aufgehoben, kein Verbrecher aus ihrer Klaſſe gerichtet, keine Abgabe ohne ihre Bewilligung erhoben. Zwar geſchah immer, was Karl wollte; aber er erklärte durch jede Reichsverſammlung, daß er alles nur wolle, auf dem Wege der Verfaſſung, und daß er die Begriffe der Franken von der wohlerworbenen väterlichen Freyheit achte. Auch den überwundenen Völkern wurde dieſelbe Schonung bewieſen. Die Verbrüderung mit den Franken ſollte durch Anfaſſung ihrer Geſetze und alten Gebräuche ihnen nicht verhaßt gemacht, und alles vermieden werden, wodurch dieſelbe als eine Unterjochung hätte

erſcheinen können. Den Longobarden ließ man ihre hergebrachte Verfaſſung ungekränkt; nur ward das bisherige Wahlreich ein Erbreich, und für immer blieb die Krone einem Franken. Den Sachſen dagegen wurde das Chriſtenthum ſammt der Zehendabgabe aufgedrungen; aber alles übrige bildete ſich unter ihnen mit Rückſicht auf das Herkommen und das beſtehende Recht. „Sie ſollten, wie bisher, den väterlichen Geſetzen folgen und die Ehre der Freyheit genieſſen.“ *) Dieſe Mäßigung iſt ein herrlicher Beweis von Karls hellem Verſtande und von ſeinem feſten Charakter. Aus ihr iſt erſichtlich, daß er zur Erkenntniß gekommen war, wie ſicherer und beſſer regiert wird, durch die Meinung, als durch Befehle, und daß das Gefühl ſeiner Kraft und ſein ihm immer treues Glück ihn nicht verleiten konnten, den Reitzungen der im Uebermuthe ſich gefallenden Herrſchſucht zu folgen, oder die Menſchen, die ihm unterthan waren, gering zu achten. Deßhalb ſagt Johannes Müller **) von ihm: „Er ſey weniger groß, weil er den

*) Legibus uti patriis et libertatis honore — ſagt ein Zeitgenoſſe.

**) Geſchichte der Eidgenoſſ. 1. S. 194.

wankenden Thron der Longobarden gestürzt, und endlich die Sachsen ermüdet, als, weil er bey so besonderer Geisteskraft in den Schranken der Verfassung blieb, und fast ein halbes Jahrhundert, ohne eigene Soldaten, ohne willkührliche Auflagen, in den Gesetzen seines Volks, und nach dem Rathe seiner geistlichen und weltlichen Herrn, so thätig und so glorreich regiert."

Bey dieser schonenden Rücksicht auf die Formen des bürgerlichen Lebens kann es sonderbar scheinen, daß Karl in Ansehung der geistlichen Verhältnisse der herrschenden Meynung nicht nur keine Nachsicht angedeihen ließ, sondern im Gegentheil sie oft selbst durch grausame Mittel zu stürzen, und den Völkern den Glauben von Rom aufzudringen suchte. In der That thut es wehe, zu sehen, wie ein Regent von so großen Eigenschaften, als der erste in der Geschichte erscheint, der das Evangelium, das nur durch seine eigene innere Kraft sich den Herzen der Menschen nähern will, mit den Waffen in der Hand predigt, und wie er sich entschlossen erklärt, die armen Sachsen lieber mit Feuer und Schwerdt gänzlich zu vertilgen und auszurotten, als zu dulden, daß sie noch ferner die Götter anbeten, die so lange die Freyheit ihres Landes geschützt haben, und

deren Dienſt ihnen nicht den zehnten Theil ihres Güterertrags koſtete, wie die Meſſe des chriſtlichen Prieſters. — Aber wenn man bedenkt, daß Karl mit inniger Ueberzeugung dem Glauben zugethan war, der damals für chriſtliche Religion galt, und daß es nach ihm beynahe einer Reihe von tauſend Jahren bedurfte, bis der Grundſatz von der Duldung der Ungläubigen mit einiger Allgemeinheit anerkannt wurde; ſo muß man zugeben, Theils, daß ſein Eifer in der Verbreitung des Chriſtenthums nicht erheuchelt war, Theils, daß er mit demſelben einer Meynung folgte, die ihm der Geiſt ſeiner Zeit aufgedrungen hatte. Er meynte, er leiſte Gott einen Dienſt damit. Und werden denn Waffen von zweydeutigem Charakter nicht offenbar gerecht, wenn man ſie nicht bloß für zeitliche Intereſſen, ſondern auch für die Sache des Himmels führt? Oder wie kann man manches Böſe, deſſen das ſchwache Herz ſchuldig geworden, gültiger verſöhnen, als wenn man ſich der ganzen Gewalt, die Gott gegeben, dazu bedient, das Reich des Teufels zu zerſtören? — Dabey war die Sache ſehr dienlich für Karls Politik; und wer mag wiſſen, wieviel die leiſen Einflüſterungen derſelben beygetragen haben mochten, um ihn zu täuſchen? So lange die Sachſen keine Chriſten wa-

ren, konnte man ihre Gesammtheit für keinen festen und sichern Bestandtheil der Staaten ansehen, die miteinander das große Frankenreich bildeten. Auch konnte man sich ihrer Treue nicht mehr versichern, als dadurch, daß man Bischöfe unter ihnen ansetzte, welche, nach der Weise jener Zeit, die Völker nicht nur an unsichtbaren, sondern auch an sichtbaren Banden hielten. Ueberdieß konnte nur durch den Sturz ihres Gottesdienstes der Lieblingsgedanke Karls, nämlich die geistige Kultur der ihm anvertrauten Nationen, an ihnen vollzogen werden. Das Christenthum bahnte ihnen nicht blos den Weg zum Himmel; es konnte zugleich das Element und das trefflichste Mittel ihrer Bildung für die Erde werden: und daß es, bey aller Rohheit seiner Anfänge, das eine und das andere in der That geworden ist, das von zeugt laut zu Karls Ruhme, ohne jedoch zur Rechtfertigung seiner ewig verdammlichen Bekehrungsmaaßregeln, die Geschichte des teutschen Nordens.

Diese Liebe, mit der Karl für die intellektuelle Bildung seiner Völker sorgte, spricht mehr, als sonst etwas für den höhern Adel seiner geistigen Natur. Er war weder bloser Kriegsmann, noch bloser Politiker — und wir wissen, daß auch in

erleuchtetern Zeiten ausgezeichnete Männer, sich mit der st eng geschlossenen Sphäre des einen und des andern begnügt haben. Er fühlte, daß sich an dem Menschen noch ein höherer Ruhm erlangen lasse, als der, den seine Unterjochung gewährt, und daß in ihm noch ein höheres, der Pflicht der Regenten obliegendes Bedürfniß sey, als das tägliche Brod. Er war darum den größten Helden aller Zeiten gleich, „denen, nach Jean Paul, die Natur gleichsam als einen Wundbalsam für verblutete Völker, Liebe und Eifer für die Wissenschaften auf die verheerende Laufbahn mitgegeben hat, so wie Apollo neben den Pestpfeilen, auch die Lyra und die Musen tönen läßt.“ Zur Erweckung dieser Liebe war ihm der Geist seiner Zeit und seines Volkes durchaus ungünstig; sie kam, wie es scheint, von selbst aus seinem Gemüthe hervor, und aus der Ahnung des höhern Lichtes, welche die Natur in ihn gelegt hatte. Die Weisheit der alten Welt, die Geschichten der Vorzeit, was Philosophen und Gesetzgeber erdacht und ausgeführt, der tiefere Blick in die Natur, die Sprachen seiner Völker — das war seine liebste Erholung und sein Studium; und in seinen Lagern und in der Stille seiner Meyerhöfe lag er der Betrachtung dieser Gegegenstände ob. Ein schöner

Kreis gelehrter Männer, unter denen die Eginhardo, Richulfe und Angiberte hervor glänzten, umgab den großen Mann, und bildete eine Art von Akademie um ihn her. Selbst seine Hofdamen beschäftigten sich mit den Wissenschaften. Der Kaiser galt für einen der kenntnißreichsten Männer unter den Franken.

Dieser Sinn für intellektuelle Bildung konnte nicht vorhanden seyn, ohne daß er auf Mittheilung und Ausbreitung strebte. Karl empfieng durch ihn den Beruf, seine Völker der bisherigen Barbarey zu entreissen, und ihnen zu dem reinen und hellen Lichte der Erkenntniß und Aufklärung zu verhelfen, das sie größtentheils noch entbehrten. So kam ein hoher Sinn in sein Leben, — die Erziehung derjenigen, welche der Muth der Väter und sein Schwert ihm unterworfen hatte. Unermüdet arbeitete er, unter der Mitwirkung seines Alkuins, in diesem schönen und würdigen Berufe. Die Geistlichen wurden durch Gesetze und Aufsicht angehalten, ihre eigentliche Bestimmung zu erfüllen, welche nicht in mechanischem Kirchendienste, sondern in der Unterweisung, Entwickelung und Erziehung des Volks für das höhere Leben besteht. Jeder Bischofssitz erhielt seine Stiftsschule, in der die

Sprachen und Wissenschaften in strengerer Form gelehrt wurden. Auch an den Klöstern entstanden Unterrichtsanstalten, die zum Theil zu großer Frequenz sie erhuben. Selbst die Herzoge und Grafen mußten ihre Söhne in diese Institute schicken. Reichenau war die Ritterakademie jener Zeit. Man suchte die großen Schriftsteller Griechenlands und Roms hervor, und beachtete ihre musterhafte Schönheit. Es wurden Bibliotheken angelegt. Die Mönche sammelten und kopirten die Denkmahle des frühern teutschen Witzes. Ueberall erwachte ein reges Streben für Aufklärung und Wissenschaft, erregt und genährt durch den rastlosen Eifer des Kaisers. So wurde es immer heller in den Wäldern Deutschlands. Die Kultur nahm einen kräftigen und raschen Schwung. Was auch später absichtlich unternommen wurde, oder zufällig erfolgte; um sie zu hemmen, so konnte doch Karls Werk nicht mehr gänzlich vertilgt werden. Die ganze folgende Bildungsgeschichte der abendländischen Nationen ist eine unterbrochene Fortsetzung des von ihm gemachten Anfangs.

So sehr das Große im Leben und in der Wissenschaft seine Kräfte anzog und beschäftigte; so verschmähte er doch das Einzelne und das Besondere nicht, und mit einer Bewunderung erregenden

Emſigkeit ordnete und verwaltete er Angelegenheiten, die oft Menſchen, die unermeßlich unter ihm ſtehen, ihrer Aufmerkſamkeit für unwürdig halten. Dieß beweist mehr als ſonſt etwas, die Fülle und die Regſamkeit ſeines Geiſtes, und den mächtigen Sinn, der alles, was ihm begegnete, unmittelbar zu beherrſchen ſtrebte. Seine Geſetzgebung umfaßte alle Gegenſtände der menſchlichen Thätigkeit, mit oft mühſamer Erſchöpfung des Details; und ſie war, wie wir wiſſen, ſelbſt bis auf den Buchſtaben ſein eigenes Werk. Nichts hielt er ſeiner Achtſamkeit für unwerth; alles, was nur ſein Auge erreichen konnte, ſtand unter ſeiner Aufſicht. Um den Ackerbau, die Handwerke und den Handel empor bringen zu können, erwarb er ſich die genaueſte praktiſche Kenntniß von allen Beſchäfftigungen des gemeinen Lebens, und drang in die Geheimniſſe ein, die nur dem Geübten offenbar werden. Zu den Gebäuden, die er aufführte, entwarf er ſelbſt die Riſſe, unterſuchte und beſtimmte, von Poſten zu Poſten, die Berechnungen des Aufwands, und hielt die Arbeitsleute unter dem eigenen ſtrengen Auge. Es gab für ihn, der alles in ſeiner Beziehung auf das Große betrachtete, nichts Kleines. Ja — „als er das mächtigſte Reich beherrſchte, welches nach den Zeiten des römiſchen Kaiſerthums unter den Chriſten

aufgekommen, verordnete er, wie die Eyer auf seinen Höfen verkauft werden sollten, und gab der Welt Gesetze in Kleidern, die ihm sein Weib gemacht hatte.“*) Ueberhaupt war in seiner Lebensweise der Beherrscher und Besieger so vieler Nationen nicht bemerkbar. Er blieb in allem der Sitte seines Volkes treu. Seine Kleidung war einfach und prunklos. Auf seiner Tafel sah man gewöhnlich das Wildprett, das in seinen Forsten erlegt worden. Sein Haus glich dem eines mittelmäßigen fränkischen Gutsbesitzers. Pracht zeigte er nur dann, wenn er in seiner königlichen Würde erschien, zum Beweise, daß nicht sein Herz sie wollte, und daß er seinen Ruhm in anderen Dingen suchte, als in der äussern Gestalt. Wenn er sich dagegen von dem Pabste als „den Großen, den Weisen und „den Edeln“ preisen ließ, oder wenn er sich selbst „den von Gott gekrönten großen Imperator“ nannte, so mag man ihn deßhalb der Eitelkeit beschuldigen. Aber sicher nahm er diese Lobsprüche in einem bedeutendern Sinne.

Mit den meisten durch eminente Kraft des Charakters ausgezeichneten Männern hatte er den überwiegenden Hang zum schönen Geschlechte gemein.

*) Joh. Müller a. a. O. I. S. 194.

dem er ſich, ohne Rückſicht auf die von der Sittlichkeit geſetzten Schranken, und oft auf eine recht ärgerliche Weiſe überließ. Man ſucht ihn hierüber umſonſt zu rechtfertigen, indem man ſich auf die Verdorbenheit, die in Anſehung dieſes Punktes, die fränkiſche Nation ergriffen hatte, beruft: denn der, der an Geiſt ſo weit über ſein Zeitalter hervor ragte, hätte es vor allem auch an Tugend übertreffen ſollen. Aber „der heilige und ſeelige Carolus“ *) hielt ſich, neben ſeinen Gemahlinnen, nicht nur mehrere Kebsweiber, ſondern erregte auch den Verdacht, daß er mit ſeinen Töchtern in Blutſchande lebe. Das Beyſpiel des Vaters vergiftete das ganze Haus. Es wurde der ausgelaſſenſte Ton in der Familie herrſchend. Alkuin kennt an dem ganzen Hofe nur eine einzie Dame, der er jungfräuliche Reinigkeit zutraut. **)

*) Worte der goldenen Bulle.

**) Der Kardinal Baronius (Annal z. a. 814. No. 43.) gebehrdet ſich ſonderbar, um Karln, trotz ſeiner zügelloſen Geſchlechtsliebe, doch in die Reihe der Heiligen zu erheben; aber ſeine moralphiloſophiſchen Anſichten erſcheinen dadurch in keinem glänzenden Lichte. Er nennt ihn: religionis omnibus absolutum numeris simulacrum — was einen bedenklichen Begriff von Religion voraus-

Ueberhaupt beſteht Karl nicht vor dem Gerichte, das ihn, mit dem moraliſchen Maaßſtabe, der am Ende doch der einzige iſt, mit dem wir über menſchlichen Werth erkennen, richtet: denn ſo wenig, als in ſeinem Privatleben, hat er auf dem Throne auf die Stimme der Pflicht geachtet. Was die Leidenſchaft forderte, oder was ſein Verſtand als nützlich erkannte, das geſchah, oft mit wilder Verläugnung der gewöhnlichſten Gefühle von Anſtand, Sitte und Recht. Dagegen bleibt die Naturkraft, die in ihm war, ein ewiger Gegenſtand der Bewunderung, und ein impoſanter Beweis

---

ſehr. Ja auch in den Sitten, fährt er fort, würde er nicht ſeines gleichen gehabt haben, nisi conjugalem castitatem concubinarum introductione foedasset. — Als der Teufel dem Biſchofe Turpin von Rheims von Karls Hinſcheiden Bericht erſtattete, meldete er ihm, der Richter habe ſeine guten und ſeine böſen Werke gegen einander abgewogen, und die Sache ſey ſehr zweifelhaft geſtanden. Da mag denn freylich das luſtige Leben mit den verdammten Konkubinen von ſchwerem Gewichte geweſen ſeyn. Aber glücklicher Weiſe trat der heilige Jakob herbey, und legte in die ſteigende Schaale ſo viel Stein und Holz von den von Karl erbauten Kirchen, daß das Gleichgewicht wieder hergeſtellt wurde. So hat denn doch die religio, von der Baronius ſpricht, ſeine Seele gerettet.

von der Stärke des menſchlichen Erkenntniſsvermögens und von der Macht ſeines feſten Willens. Die Weltgeſchichte kennt nur wenige, die an Einſicht und freyem Geiſte ihrem Zeitalter ſo weit vorgeeilt wären, die ſo beſtimmt wußten, was ſie wollten, die ſo ſicher die Gelegenheit an der Stirnlocke erhaſchten, die für die Zwecke der Klugheit eine ſolche Herrſchaft über ſich ſelbſt hatten, und die die Vortheile, die Verſtand, Energie und Glück ihnen gaben, zu ſo großen und edlen Planen benützten, als er. Auch war in ihm eine ſo große Fülle von Kraft, und eine ſo hohe Selbſtſtändigkeit, daß er in jedem andern, auch in dem gebildeteſten Zeitalter ſich als ein Stern erſter Größe erwieſen, und jedes, je nachdem der Gang der Dinge es gab, erſchüttert oder verherrlicht hatte. Weßwegen die bey der Erinnerung an ihn von Gibbon gemachte Bemerkung mit Recht getadelt worden iſt: *) die ſcheinbare Größe eines Gegenſtandes werde durch abſtehende Vergleichung erweitert, und die Ruinen von Palmyra werden durch die Oede der ſie umgebenden Wüſte in ein ſchönes Licht geſtellt.

Aber bey allen dieſen auſſerordentlichen Eigen-

*) S. Bregers Grundriß der Univerſ. Geſch. S. 35.

ſchaften, bey dieſem nichts weniger als menſchenfeindlichen Sinne, und bey dieſem großen Einfluſſe auf Welt und Nachwelt, hat Karl ſeine Zeitgenoſſen doch nicht glücklich gemacht, und nie wurde ihm ihre Liebe. Es iſt auch nicht möglich, daß das eine oder das andere den Heloen gelinge, die dazu berufen ſind, der Menſchheit für ihren Lauf in der Zeit neue Bahnen zu brechen. Denn ſie löſen ihre Aufgabe nur dadurch, daß ſie die Generation, durch die, und auf die ſie unmittelbar wirken, den künftigen Geſchlechtern aufopfern, oder daß ſie das Beſtehende zerſtören, damit die Natur auf der Ruine die Keime des Beſſern treiben kann, deſſen Herſtellung der Regent der Natur beſchloſſen hat. Karl drückte ſeine Völker durch die neuen, mit Strenge gehandhabten Geſetze, die er, ihren Begriffen und Gewohnheiten widerſtrebend, einführte. Die alte perſönliche Freyheit der Individuen von jeder Klaſſe wurde immer enger beſchränkt. Schweigender Gehorſam erlangte die erſte Stelle unter den bürgerlichen Tugenden. Die unaufhörlichen Kriege ließen die dienſtfähigen Männer immer zu Ruhe kommen, und entzogen die kräftigſten Hände den Gewerben und den Familien. Das Volk ſank immer tiefer ſo wie an Wohlſtand, alſo auch an Selbſtſtändigkeit und Zuverſicht. Man konnte

dem Monarchen nicht hold seyn, der für so große Opfer so wenig gewährte. Aber sollte dieser Monarch erfüllen, wozu er von der Vorsehung bestimmt war; so konnte er nicht anders handeln. Es war die ewig waltende Nothwendigkeit, die alles um ihn her demüthigte, um ihn zu erhöhen. Mit Unrecht murrten seine Völker über die Lasten, die sie niederdrückten. Beyde folgten ihrer unvermeidlichen Bestimmung; er, indem er sie ihnen auflegte, und sie, indem sie dieselben ertrugen.

„Und nun ruhe wohl, großer König, zu groß für deine Nachfolger auf lange Zeiten. Ein Jahrtausend ist verflossen, und noch sind der Rhein und die Donau nicht zusammen gegraben, wo du, rüstiger Mann, zu einem kleinen Zwecke schon Hand an das Werk legtest. Für Erziehung und Wissenschaften stiftetest du in deiner barbarischen Zeit Institute; die Folgezeit hat sie gemißbraucht, und mißbraucht sie noch. Göttliche Gesetze sind deine Kapitulare gegen so manche Reichssatzungen spätrer Zeiten. Du sammeltest die Barden der Vorwelt; dein Sohn Ludwig verachtete und verkaufte sie. Er vernichtete damit ihr Andenken auf ewig. Du bildetest die deutsche Sprache und bildetest sie selbst aus, wie du es thun konntest; sammeltest Gelehrte um dich aus den fernsten

Ländern; Alkuin, dein Philosoph, Angilbert, der Homer deiner Akademie bey Hofe, und der vortreffliche Eginhard, dein Schreiber, waren dir werth; nichts war dir mehr als Unwissenheit, fatte Barbarey und träger Stolz zuwider. — Grosser Karl! dein unmittelbar nach dir zerfallenes Reich ist dein Grabmal; Frankreich, Deutschland und die Lombardey sind seine Trümmer." *)

*) S. Herders Ideen zur Philos. Geschichte ꝛc. IV. 18. 3.

Bemerkungen

eines Reiſenden über Weſtphalen, in beſonderer Beziehung auf Geſchichte und Alterthümer.

Aus dem Franzöſiſchen. *)

Weſtphalen, beſonders der an der Weſer und Ems liegende Theil des Landes ſcheint in unſeren Zeiten die Aufmerkſamkeit nicht erregt zu haben, die er verdient. Zuvörderſt erträgt dieſes Land in Hinſicht auf die Fruchtbarkeit des Bodens, die

*) Das franzöſiſche Original „Voyage en Westphalie par M. Depping" das hier mit einigen Abkürzungen überſetzt wird, findet ſich in den Annales des Voyages de la Géographie et de l'histoire publiées par M. Malte-Brun, Cahier XVII. Was in den beyden vorhergehenden Aufſätzen aus der Geſchichte der Germanen im Zeitalter der Römer und Karls d. G. erzählt worden, erhält hier, durch die Anſicht der itzigen Lokalität, intereſſante Erörterungen.

Schönheit der Gegenden, die Gelindigkeit des Himmelsstriches und die Bildung der Einwohner den weitem keine Vergleichung mit den anderen Strichen Teutschlands. Ohne zweifel iſt dieß die Urſache, warum die Reiſenden ſo ſelten Luſt haben, daſſelbe zu beſuchen, das ihnen ohnehin ſo wenig Bequemlichkeit und Vergnügen gewährt. Denn wer kennt nicht, ſey es auch nur vom Hörenſagen, die ſchlechten Wege, und die noch ſchlechtern Gaſthöfe des Theils von Weſtphalen, von dem hier die Rede iſt? Und doch iſt vielleicht keine Gegend Teutſchlands, die mehr verdient, beſucht zu werden, als dieſe. Man halte dieß für keine Uebertreibung. Es ſind die hiſtoriſchen Erinnerungen, die dieſem Lande ein ſo ausgezeichnetes Intereſſe geben, indem es der Schauplatz der Großthaten der mächtigſten Völker war. Hier kämpften die Römer für ihren Ruhm, und die Germanen für ihre Unabhängigkeit. Hier zog Karl der Große das Schwerdt des Eroberers, unter dem Deckmantel der Religion. Hier ſetzten die tapfern Sachſen ihrem Unterdrücker einen hartnäckigen, aber gerechten Widerſtand entgegen. Die Namen Druſus, Germanikus, Varus, Heermann, Wittekind und Karl erregen ein lebhaftes Intereſſe für dieſes Land, und beynahe jede Stadt, jeder Ort iſt ein an eine merkwürdige Thatſache erinnerndes

Monument. Nur an den Ufern der Weſer und der Ems kann man einige der intereſſanteſten Perioden der alten Geſchichte mit Erfolg ſtudieren.

Als ich mich vor einigen Jahren in Kaſſel befand, nahm ich mir vor, dieſe anziehenden Gegenden zu durchſtreichen. Ich ſchlug den Weg gegen die Stadt Herſtel*) ein, die an der Weſer, in dem ehemaligen Hochſtifte Paderborn liegt. Sie verdankt ihren Urſprung Karl dem Großen. In einem ſeiner häufigen Feldzügen gegen die Sachſen ſchlug dieſer Kaiſer hier ein Lager, und aus dem Lager wurde eine Stadt. Er brachte im J. 793. den Winter daſelbſt zu, ließ ſeine Söhne Pipin und Ludwig zu ſich kommen, und ſchikte den einen nach Italien, und den andern nach Spanien. Hier empfieng er auch die Geſandten der Hunnen, und den Botſchafter des Königs von Aſturien und Gallizien. Der letztre, erzählen die Geſchichtſchreiber, nannte ſich Froya, und brachte dem Kaiſer einen — Schmetterling von ſeltener Schönheit zum Geſchenke. Die Unternehmung, zu der ſich Karl in dieſem Städtchen erhub, war

*) Eigentlich Herſtelle, vom Heer — Stall, ein Lager. Auch iſt der Ort keine Stadt, ſondern ein Flecken. A. d. H.

ſehr glücklich. Er ſchlug die Sachſen zwiſchen der Elbe und der Weſer, tödtete ihnen vier tauſend Mann, und zwang die übrigen, um Frieden zu bitten. Das war das gewöhnliche Reſultat aller ſeiner Feldzüge gegen die Völker dieſes Landes; ſie ſchüttelten bey der erſten Gelegenheit, die ſich ihnen darbot, das auferlegte Joch ab. Karl kam wieder, tödtete der Rebellen eine groſſe Zahl, die anderen baten um Gnade, die man ihnen bewilligte, und alles kehrte, bis zum Abmarſche des Siegers, zur Ordnung zurück. Die Franken prieſen ſeine Nachſicht gegen die Empörer; die Sachſen aber verabſcheuten ſeine Grauſamkeit gegen Völker, die unter ihren Stammeshäuptern ſo frey und unabhängig gelebt hatten.

Das Städtchen Höxter, einige Meilen (Lieues) von Herſtel, iſt gleichfalls berühmt durch die Sachſenkriege. In ſeinen Umgebungen, an den lachenden Ufern der Weſer, erhebt ſich ein Hügel, der Brunsberg genannt, auf deſſen Spitze die ſtärkſte Feſtung des Landes lag. Sie war von Brun, einem Bruder von Wittekind, erbaut worden. Von dieſer feſten Höhe verwehrten die Sachſen im J. 775. Karl'n den Uebergang über die Weſer, aber endlich ſchlug er ſie zurück, ging über den Fluß und belagerte Brunsberg.

Aber, obgleich ſiegend, ſcheiterte ſein militäriſches Genie an dieſer Klippe. Er war gezwungen, die Belagerung aufzuheben, und gegen die Engern und Weſtphalen zu marſchiren. Die beyden genannten Städtchen haben in ihrem itzigen Zuſtande nichts merkwürdiges. Sie tragen, wie beynahe alle Städte dieſer Gegend, das Gepräge der Armuth. Der Handel iſt ſo viel als nichts, und der Ackerbau gewährt nur einen ſehr mittelmäßigen Ertrag. Bey Höxter liegt, in einer ſehr angenehmen Gegend, am Ufer des Fluſſes, das alte Stift Korvey, dem die Wiſſenſchaften die Erhaltung der fünf erſten Bücher der Annalen des Tacitus verdanken, die hier unter dem Pontifikat Leo's X. wieder gefunden wurden. Wibald, deſſen Briefe, die mit viel Geſchmack und in einem ſehr fließenden Stil geſchrieben ſind, die gelehrten Benediktiner Martene und Durand herausgegeben haben,*) war Abt dieſes Stifts.

*) Veterum scriptorum et monumentorum historicorum, dogmaticorum etc. amplissima collectio, studio et opera D. Edm. Martenè et D. Ursin Durand. Paris. 1724. Fol Tomus II. continens vetera monumenta imperialis Monasterii stabulensis. Wibaldi, Abbatis stabulensis et Corbeiensis, epistolæ.

Dieſe ganze Gegend, dieſſeits und jenſeits der Weſer, war ebenfalls von den Katten bewohnt, einem kriegeriſchen Volke, deſſen Tapferkeit und militäriſcher Geiſt von Cäſar und Tacitus, beſonders von dem letztern gerühmt wird. Cäſar nennt ſie Sueven, ohne Zweifel durch die unvollkommenen Kenntniſſe verleitet, die er ſich von einem Lande verſchaffte, deſſen Sprache ihm unbekannt war. Andere Schriftſteller, nach Cäſar, haben dieſen Irrthum fortgepflanzt; und Strabo ſetzt die Sueven zwiſchen den Rhein und die Elbe. Er wußte, ſo wenig als Cäſar, daß dieſes Volk damals die Ufer der Donau bewohnte. Aber Mannert hat bewieſen, daß die Sueven kein beſonderes Volk waren; die Römer dagegen, überhaupt von den teutſchen Angelegenheiten ſchlecht unterrichtet, gaben den Namen der Sueven dem Schwarme von Abenteurern aus verſchiedenen Völkern, welche die Anwohner der Donau vertrieben, um ſich in ihren Wohnſitzen nieder zu laſſen, und zugleich Einfälle in andere benachbarte Länder machten. Die Katten konnte ſich Druſus nur durch blutige Gefechte unterwerfen. Leider beſchreibt Dio Kaſſius dieſen Krieg zu oberflächlich, und ohne das Einzelne zu berühren; und er beweist, ſelbſt durch das Wenige, was er ſagt.

daß er nicht einmal die Topographie dieſes Theils von Teutſchland kannte. *)

Wahrſcheinlich wurde in den Umgebungen von Höxter, jenſeits der Weſer, die Schlacht zwiſchen den Cheruskern und Römern geliefert, in der jene den Heermann, dieſe aber den Germanikus an ihrer Spitze hatten. Die Cherusker verlohren eine Menge Volks. Heermann ſelbſt war auf dem Punkte gefangen zu werden; aber die Chaucen, welche unter dem römiſchen Heere dienten, haben ihn, wie man ſagt, erkannt, und ließen ihn entwiſchen. **) Man bemerke den Charakter der Germanen in einem Zuge, den Tacitus anführt: der Anblick der von den Siegern errichteten Trophäen erweckte plötzlich den niedergeſchlagenen Muth der Beſiegten wieder. Mit Ungeſtümm ſtürzten ſie ſich auf die Römer, und richteten ein großes Blutbad unter ihnen an.

Ueberhaupt ſcheinen die Ufer der Weſer in allen Zeiten zu Schauplätzen des Krieges beſtimmt geweſen zu ſeyn. Denn ohne die kleinen Gefechte zu rechnen, welche die Eingebohrnen hier

---

*) S. Mannerts Geographie der Griechen und Römer. 3ter Band.

**) Tacit. Annal. II. 16, 18.

den römiſchen Generalen lieferten, die den Uebergang über den Strohm verſuchten, beſonders dem Druſus, Tiberius und Germanikus, ſchlugen ſich hier die Franken häufig, und unter ſehr abwechſelendem Erfolge, mit den Sachſen, die nicht aufhörten, ſie in ihrem eigenen Lande zu beunruhigen; und dieſer Kampf dauerte länger als zwey Jahrhunderte. Klotar, König von Auſtraſien, erfocht einen glänzenden Sieg an der Weſer; aber Dagobert, Sohn Klotars II. war in dem Kriege, den er im J. 630. mit dieſen Völkern führte, nicht ſo glücklich. Da dieß Ereigniß nicht ohne Intereſſe iſt, wird eine etwas genauere Darſtellung deſſelben die Leſer nicht ermüden.

Die Franken, unter Anführung des jungen Dagoberts, waren über den Rhein gegangen, und rückten gegen die Sachſen an, welche unter ihrem Befehlshaber Bertoald in Maſſe aufgeſtanden waren. Aber in der erſten Schlacht, welche an der Weſer ſtatt hatte, [illegible] der junge Prinz einen Säbelhieb, welcher ſeinen Helm durchdrang, und ihm einen Theil ſeiner Haare abſchnitt. Auf der Stelle ſandte er einen Eilboten an ſeinen Vater ab, und um dieſem einen Begriff von der Gefahr zu geben, in der er ſich mit der Armee befand, übermachte er

ihm die abgehauenen Haare. Klotar war auf der Jagd als er die Nachricht von der Gefahr ſeines Sohnes erhielt. Er ſammelte plötzlich eine Schaar von Jünglingen, befahl allen Großen, ſich zu bewaffnen und ihm zu befolgen, reiste ab, marſchirte Tag und Nacht, und kam in unerwarteter Eile im Lager der Franken an der Weſer an. Ein Freudengeſchrey tönte ihm entgegen. Als Bertoald, der auf dem jenſeitigen Ufer des Fluſſes ſtand, daſſelbe vernahm, erkundigte er ſich nach der Urſache. Man nannte ihm die Ankunft des Klotar. Er antwortete mit einiger Unruhe, es ſey unmöglich, daß ſich der König von Auſtraſien hier befinde, und daß die Franken ſich mit einer eiteln Hoffnung täuſchen, um ihre Furcht zu verbergen. Klotar, der dieſe Aeuſſerung vernahm, trat an das Ufer des Fluſſes, und nahm ſeinen Helm ab, und nicht ohne Entſetzen erkannten ihn die Sachſen an ſeinen blendend weißen Haaren. Bertoald erfrechte ſich, den Greis durch beleidigende Reden zu kränken. Entrüſtet durch ein ſo elendes Betragen, ſetzt der König den Helm wieder auf, giebt ſeinem Pferde die Sporn, und ſchwimmt über den Strohm. Das ganze Heer, von derſelben Entrüſtung ergriffen, folgte ihm nach. Er erreicht das andere Ufer, ſtürzt gerade auf

den Bertoald los; dieſer flieht, und im Fliehen bittet er ihn, ihm das Leben zu ſchenken, und ihn zu behandeln, wie ein Herr ſeine Unterthanen behandelt. Aber Klotar hört nichts, er holt ſeinen Feind ein, tödtet ihn, und bringt ſeinen Kopf den Franken zurück, deren Muth durch dieſe That des Königs aufs neue erregt wird. Sie werden Meiſter des Schlachtfelds, und endlich von ganz Sachſen. *) Demungeachtet ergiebt ſich noch nicht die ganze Nation. Um ſie zu zähmen, mußte erſt Karl Martell an der Weſer erſcheinen, und ſein Sohn Karlmann mußte die Unternehmungen fortſetzen, die der Vater begonnen hatte. In dem Lager der Franken befand ſich ein Biſchof von Maynz, welcher der Armee nachfolgte, um den Tod ſeines Vaters zu rächen, der gleichfalls Biſchof in Maynz geweſen, und von den Sachſen in einem frühern Feldzuge getödtet worden war. Liſtiger Weiſe lernte der tapfere Prieſter denjenigen kennen, der ſeinen Vater getödtet hatte, lockte ihn aus dem Lager heraus, und ſtieß ihm den Dolch in das Herz. Das war die Loſung zu einer blutigen Schlacht zwiſchen den Franken

*) Aimonus. IV. 18.

und Sachſen. Die letztern wurden noch einmal geſchlagen, und die Franken drangen in ihre Wohnſitze ein. Dieſer Zug ſchildert die Sitten jener Zeit, die in dem ſteten Kriegsſtande, in dem man lebte, nicht anders, als roh und barbariſch ſeyn konnten. Aber der junge Biſchof erlangte für den Muth, womit er den Tod ſeines Vaters gerächt hatte, keinen Dank. Der heilige Bonifacius klagte ihn auf einer Synode darüber an, daß er ſich mit Menſchenblut befleckt hatte, und da dieſe Klage nicht beſchwehrend genug ſchien, ſetzte er noch weiter hinzu, er habe ihn mit Vögeln und Hunden ſpielen ſehen. Darüber wurde der Biſchof abgeſetzt, und — was wir an einem Heiligen nicht löblich finden, — ſein Ankläger erhielt ſeine Stelle. Uebrigens war die Sitte, gleich den Laien in den Krieg zu ziehen, unter den Biſchöfen dieſer Zeit ſo gemein, daß ſich das Volk endlich bey Karl d. G. darüber beklagte, und ihn bat, es zu verbieten.

Am dritten Tage gegen Abend kam ich in dem Städtchen Lude, an der Emmer, an, die römiſchen Schriftſteller nennen den Fluß Ambra, und verwandeln das e in a, wie in den Flüſſen Aliſo, Albis, Adrana, Amiſius die nun Elſe, Elbe, Eder und Ems heißen. Es giebt viele Namen in der alten teutſchen

Sprache, welche die Römer, aus Mangel an hinreichender Kenntniß, verdorben haben. So verwandelten ſie Heermann in Arminius, Siegviel in Civilis, Ehrenfeſt in Arioviſt, Gottwald in Katualdus, Harzwald in Herzwald, (Hercinia,) Erde in Hertha, Alrune in Arinia. — Es ſcheint, daß die Ambronen, ein kleines, den Teutonen benachbartes Volk, das aber einige Schriftſteller anders wohin verſetzten, an der Emmer gewohnt haben. In der Nähe von Lude findet ſich der Bronnen von Pyrmont, an dem, während der ſchönen Jahrszeit, eine Menge Menſchen aus allen Ständen zuſammenfließen. Ich ſage nichts von dieſem reizenden Kurorte, da er von dem Hanoveraniſchen Arzte Marcard, in einem aus zweyen Bänden beſtehenden Werke, trefflich beſchrieben worden iſt.

Ich übernachtete in dem Städtchen Rehmen, wo die Werna in die Weſer fällt, und wo Pipin, i. J. 753. die Sachſen beſiegte. Nachdem ich den Wedeckenſtein geſehen hatte, den der berühmte Wittekind bewohnte, kam ich des andern Tags zu Minden an. Dieſe Stadt, höchſtens von 5000. Menſchen bewohnt, hat eine ſehr ſchöne Lage, und iſt von zwo Gebürgketten eingeſchloſſen, die ſich bloß zu öffnen ſcheinen, um

der Weſer einen Ausfluß zu laſſen. Sie liegt Theils auf der Ebene, Theils am Abhang eines mit Wieſen und Ackerfeld bedeckten Berges. Die Einwohner ſind ſehr thätig. Man findet hier viele Fabriken, die, obgleich ihre Geſchäfte nicht von Wichtigkeit ſind, ihren Eigenthümern doch einen glücklichen Wohlſtand gewähren. Der Handel beſchäftigt ſich vorzüglich mit Getreide, Branntewein, Bier und Leinwand. Minden iſt eine der älteſten Städte Teuſchlands. Im achten Jahrhundert gehörte ſie zu Engern, dem Gebiete des Wittekind; und Karl d. G. gründete hier ein Bisthum, und baute eine Stiftskirche. Sonſt hat die Stadt nichts merkwürdiges, auſſer etwa noch die Brücke über die Weſer, welche 600 Fuß lang, und 24. Fuß breit iſt. Sie beſteht aus ſieben Bogen, von denen die in der Mitte nicht die Cirkellinie beſchreiben, in der man ſie in den frühern Jahrhunderten zu bauen pflegte, zum Beweis, daß der Baumeiſter, bloß durch ſein Genie die mathematiſche Grundſätze ahnete, von denen ſeine Zeitgenoſſen noch keinen Begriff hatten, und deren Kenntniß das Reſultat der Fortſchritte des letzten Jahrhunderts iſt.

Aber dieſe merkwürdige Brücke iſt nichts in Vergleichung mit dem Naturwunder, das ſich in

einiger Entfernung von Minden darſtellt, und unter dem Namen des Thors von Weſtphalen (Porta Weſtphaliæ) bekannt iſt. Ich widmete den folgenden Tag nach meiner Ankunft der Unterſuchung dieſes ſonderbaren Phänomens; und begierig ſeinen Urſprung kennen zu lernen, erforſchte ich alle Umgebungen, beſtieg die benachbarten Berge, und gieng von da längs der Anhöhe hin, die ſich, wie eine Art von Wall durch das Land fortzieht. Hier das Reſultat meiner Beobachtungen!

Wenn man den Blick auf eine gute Karte wirft; ſo bemerkt man, wie ſich zwo Gebürgketten, wovon die eine vom Harz ausgeht, unterhalb Minden, bey dem Dorfe Hausberg vereinigen, oder vielmehr, wie dieß nur eine Kette iſt, unterbrochen auf dem Punkte, wo die Weſer ſie durchſchneidet, um den Weg zu ihrem Ausfluſſe in das Meer zu ſuchen. Dieſer Fluß, der ſich von Kaſſel an beynahe immer längs dieſer Kette von Bergen und Felſen hinzieht, und ungefähr die nämliche Richtung nimmt, lenkt bey Minden plötzlich von ſeinem Wege ab, bricht durch das Gebirg, und laufr dann, ohne Unterbrechung und Krümmung, durch eine horizontale Fläne in die Nordſee. Dieſer Punkt, wo die Berge ſich öffnen, und auf beyden Seiten gleich-

sam Säulen bilden, um die Weser hindurch zu lassen, wird die Pforte von Westphalen genannt. Es scheint, die Natur habe auf dieser Stelle dem Reisenden eine angenehme Ueberraschung bereiten wollen. Man sieht ein Denkmal grosser physischer Revolutionen, die in dieser Gegend statt gehabt haben, und die der genauern Betrachtung werth sind.

Es bietet sich, bey dem ersten Anblicke dieses Phänomens die Ueberzeugung von selbst dar, daß es nicht immer existirt hat, und daß dieser Bruch durch den Berg nur durch eine gewaltige Bewegung möglich war, welche die ganze Gestalt der Umgebungen ändern mußte. Eben so leicht begreift man, daß einst das Meer dieses ganze Land, diesseits und jenseits der Berge, die selbst Meersgrund waren, bedeckt habe. Der Beweis davon liegt in den zahlreichen Seeprodukten, den Muscheln und den versteinerten Fischen, die man in den Bergen, Hügeln und Steindrüchen findet. In dem Verhältnisse, in dem das Meer sich zurück zog, mußten die Berge die Scheidungslinie zwischen dem Meere und den der Weser zuströhmenden Flüssen bilden; während der Ebbe und Fluth mußte sich das Meer gegen den Abhang der Berge erheben und senken, die Gewässer der Flüsse aber spützten auf ihre entgegengesetzte

Seite, und dieser ihr Anstoß verursachte, an der Weser, die senkrechte Abstürze, die wir noch daselbst bemerken. Aber nachdem sich der Ocean gänzlich zurück gezogen hatte, konnte diese natürliche Vormauer nicht mehr lange bestehen. Da sie auf der einen Seite, von den Fluthen des Meers, die ihr zur Stütze dienten, nicht mehr gehalten, und von der andern durch die Gewässer der Flüsse gedrückt war; so mußte sie auf der niedrigsten Seite, und wo der Stoß die gröſste Heftigkeit hatte, brechen: und so öffnete sich die Weser ihren Weg in das Meer. Es ist also die Natur, die dieses prächtige Werk erbaut hat. Man bemerkt an ihm keine Spur von menschlicher Arbeit; die Gleichförmigkeit der Schichten in den zu beyden Seiten sich erhebenden Bergen, und die sichtbar durch den Anstoß des Wassers bewirkte Abspühlung der Felsen, beweisen unwidersprechlich, daß es der gewaltsame Druck der Fluthen war, wodurch die Pforte von Westphalen gebildet worden. Uebrigens ist dieses Phänomen, wie Wagner*) richtig bemerkt, nicht das einzige in seiner Art. Die Schweiz bietet mehrere Beyspiele von Bergströhmen dar, deren

*) S. dessen Naturwunder und Ländermerkwürdigkeiten. (Berl. 802.) 1ter Thl.

Gewässer, nachdem sie sich von den Höhen herunter gestürzt, und immer wachsende Seen gebildet hatten, endlich die Dämme, die ihnen die Granitgebürge entgegensetzten, durchbrochen, und sich so einen Ausgang öffneten.

Auch die Folgen, welche diese Revolution in dem Stromgebiete der Weser haben mußten, sind unsrer Beachtung werth. Als sich das Meer in seine itzigen Gränzen zurück gezogen hatte, trieb sich der Fluß ungehemmt in die Oeffnung, die in der Bergkette entstanden war. Das Wasser, das vorher eine Art von See gebildet hatte, fieng an abzulaufen, und das Land zu verlassen. Die erhabensten Orte wurden trocken; das niedrigere Land aber blieb sumpfig, weil die Weser, und die Beete der kleinern Flüsse, die sich mit ihr vereinigen, nicht tief genug waren, um alle Gewässer der Gegend aufzunehmen. Die von den höhern Geländen herkommenden Flüsse setzten den Schlamm, den sie mitführten, in den Sümpfen ab; von dort an füllten sich diese niedrigen Gegenden mit Gewächsen, die in Fäulniß fielen, und Schlammerde, Moor und verschiedene Arten von Torf bildeten. So bot denn ein Theil dieses Landes, das zuvor Seegrund war, lange nichts als einen Morast und einen weiten Moorboden dar, bis endlich das Klima, eher mit wässerigten und dichten Dünsten

beladen; günſtig genug wurde, um es in fruchtbare und lachende Gegend zu verwandeln, wie es uns izt erſcheint. —

Nach einem Aufenthalte von zweyen Tagen verließ ich Minden, und nahm meinen Weg gegen die groſse Gebürgkette, welche ſich von dem ehemaligen Hochſtift Paderborn, durch die Länder Ravensperg, Osnabrück und Münſter hindehnt. In den kleinen Städten, durch die ich kam, bot ſich mir keine Merkwürdigkeit dar, auſſer in Herford, wo ſich das Grabmal des Wittekind befindet, das früher in dem Flecken Engern, einige Meilen von Herford geſtanden war. Man weiß, daß dieſer tapfere Sachſe, zu der Zeit, da ganz Sachſen in drey Nationen, die Weſtphalen, Oſtphalen und Engern getheilt wurde, als Oberhaupt an der Spitze der letztern ſtand. Dieſe, die ſich zu der Zeit der Römer Ausgrivarier nannten, waren Beſitzer des zwiſchen beyden andern Völkern, den Franken und dem Ocean liegenden Landes. Engern war damals eine ſehr beträchtliche Stadt. Karl d. G. bemächtigte ſich ihrer, ſo wie des ganzen Landes. Aber nach dem Frieden, der dem Wittekind die Annahme der chriſtlichen Religion zur Bedingung machte, gab ihm Karl ſein ganzes Land wieder zurück. Von dort an lebte er in Ruhe, und ſtarb

im Anfange des neunten Jahrhunderts. Ueber das Jahr und die Art seines Todes sind die Geschichtschreiber mit einander im Widerspruche. Nur das ist sicher, daß seine Asche in einem Grabmal zu Eugern aufbewahrt, und im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts von da nach Herford gebracht wurde. Das Grabmal ist übrigens sehr einfach und sehr alt, und wurde i. J. 1377. auf Befehl Kaisers Karls IV. erneuert. Nachdem ich die kleinen Städte Lemgo und Detmold zurück gelegt hatte, kam ich endlich an den Teutoburger Wald, der in der Nähe der letztern liegt. Er verdient eine genauere Erwähnung, wegen der großen Erinnerungen, die er gewährt, und wegen den in der römischen und teutschen Geschichte so wichtigen Ereignissen, deren Schauplatz er war.

Tacitus gedenkt desselben, indem er sagt: „das römische Heer sey bis in die äusserste Wohnsitze der Brukteren vorgedrungen, und habe alles Land, zwischen der Lippe und der Ems, in der Nähe des Teutoburger Waldes verwüstet.“ *) Diese Stelle bezeichnet auf eine unwidersprechliche

*) Ductum inde agmen ad ultimos Bructerorum: quantumque Amisiam et Luppiam amnes inter vastatum, haud procul Teutaburgiensi Saltu: — Annal. I.

Art die Lage dieſes Waldes in demjenigen Orte, der heut zu Tage ſeinen Namen trägt. Demungeachtet haben einige Schriftſteller ihn in die Gegend von Duisburg, in das Herzogthum Berg, verſetzen zu müſſen geglaubt, weil ſich unter den Namen Duisburg und Teutoburg, oder Thuiskoburg einige Aehnlichkeit findet. Ptolemäus redet von einer teutſchen Stadt am linken Weſerufer, die er Tilunburgion nennt. Aber da dieſer griechiſche Geograph in der Rechtſchreibung der teutſchen Namen viele Fehler begeht; ſo iſt es wahrſcheinlich, daß er Teutoburgion ſchreiben wollte. *) Es ſcheint, daß es einen feſten Ort gab,

*) S. Cluveri Germ. antiq. III. 15. 19. Kluver will beweiſen, daß Detmold, ehemals Thietmalle genannt, das alte Teutoburg ſey, das dem benachbarten Walde ſeinen Namen gegeben, weil Teut mit Thiet oder Deth gleichbedeutend iſt, und Mold von Mall herkommt, welches ehemals den Sitz eines Gerichtshofs bezeichnete. Um dieſe ein wenig gewagte Herleitung zu rechtfertigen, führt Kluver andere Worte an, z. B. Diedenhille ꝛc. die von Teut herkommen. Der Hr. von Fürſtenberg (in den Monument Paderbornens.) will wiſſen, daß nach dem alten Teutoburg, das Teutoburg bey Ofen in Ungarn, das itzt Draſad heißt, denn Zuſammenfluß der

vielleicht die Hauptstadt des Landes der Teutonen, die nach ihnen Teutoburg genannt wurde. Unter dieser Voraussetzung ist es begreiflich, daß die Römer ein so großes Gewicht darauf legten, eine sichere Position in dieser Gegend zu haben, und daß in derselben eine große Schlacht unvermeidlich war. Dieß bestätigt die Meynung der Gelehrten, welche das Schlachtfeld des Varus und Heerman in die weite Ebene von Semne setzen, die sich am Fuß und längs der Berge von Teutoburg ausdehnt. Aber ehe wir die Gründe, worauf sich diese Meynung stützt, anführen, dürfte es zweckmäßig seyn, eine Darstellung dieser wichtigen Begebenheit aus der alten Geschichte zu geben, und die verschiedenen Nachrichten von derselben, die in den Büchern der römischen Geschichtschreiber zerstreut sind, zusammen zu stellen.

Unter allen Feinden der Römer waren die Teutschen die, welche ihnen am meisten zu schaffen machten, und denen gegenüber alle Mittel, die sie zur Erhaltung ihrer Eroberungen anzuwenden gewohnt waren, versagten. Selbst Tacitus kann sich nicht erwehren, zu gestehen, daß die

---

Drau und der Donau, seinen Namen erhalten haben soll, wo eine Kolonie, vermuthlich von den Sikambern, sich niedergelassen hat Lasius XII.

Freyheit der Teutschen kraftvoller sey, als Cäsars Macht. Es war diese so natürliche Liebe zur Freyheit und Unabhängigkeit, die es den Römern unmöglich machte, die Teutschen, bey allen Siegen, die sie über sie erfochten, zu überwinden. Ihre Politik und ihre Feinheit waren nun vereindart mit dem freyen Muthe und mit der Rechtlichkeit der Teutschen. Die Schritte, welche diese machten, um zu ihrer alten Unabhängigkeit zurück zu kommen, die einem solchen energischen Volke Bedürfniß war, wurden zu Rom als Empörungen und Verbrechen betrachtet, und von den Historiographen, den besoldeten Schmeichlern der Cäsaren, auch so dargestellt. Aber wir können unsre Bewunderung einem Muthe nicht versagen, der durch eine so gerechte Sache erregt, und zu allen Zeiten so edel behauptet war. Und wer liest es nicht mit Vergnügen, daß dieses Volk auf eine so glänzende Art alles Unrecht rächte, das es von einem General erlitt, der in seinem Uebermuthe behauptete, die Teutschen haben nichts menschliches, als die Stimme? *) Um ein solches Volk in den Gränzen des Gehorsams zu erhalten, bedurfte es mehr, als Arglist und Politik. Drusus, dem zu Liebe Augustus von seinem ersten Ent-

*) Vellejus paterc. II.

wurfe abgieng, das römiſche Reich nicht weiter zu vergrößern, machte ſich durch einen kühnen und überraſchenden Feldzug Meiſter von dieſem ganzen Lande, und er behauptete es, weil er den Charakter der Nation verſtand. Tiber folgte dem Druſus, der an den Folgen eines Sturzes geſtorben war; aber ſeine Unternehmungen waren durch kein merkwürdiges Ereigniß ausgezeichnet, was auch ſein Lobredner Velleius davon ſagen mag. Er beſchränkte ſich darauf, die Teutſchen hinzuhalten. Aber ſein Nachfolger Varus, in der Meynung, daß er ſie werde behandeln können, wie er Syrien behandelt hatte, „das er, ein armer Mann, „reich antraf, und als ein reicher Mann, in Ar„muth verließ" *) und unaufhörlich ſie mit ſeinem Stolze und ſeiner Habſucht drückend, erregte ihren gerechten Haß; und ſtatt, daß die Morgenländer das von dem römiſchen Befehlshaber ihnen auferlegte Joch geduldig trugen, ſannen die Teutſchen auf einen Plan, um ihre Freyheit und ihre väterlichen Sitten zu retten. Ueberdieß hatte Syrien keinen Heermann! Dieſer junge Krieger, der Sohn eines Cheruskiſchen Fürſten, war der erſte, der den Vorſatz faßte, ſein Vaterland zu befreyen.

*) Quam pauper divitem ingressus. dives pauperem reliquit. Vellejus paterc. II.

Ein mehrjähriger Aufenthalt in dem römischen Staate, die Würde eines Ritters, womit die Römer seine Tapferkeit belohnt hatten, und die Achtung, die ihm Varus selbst bezeugte, konnten in seinem Herzen die Gefühle des Patriotismus, der freyen Völkern so natürlich ist, nicht ersticken. Er erwachte bey dem Anblicke der Unterdrückung, unter welcher Varus seine Nation seufzen ließ; und von da an war es seine wichtigste Angelegenheit, seine Entwürfe und Gesinnungen allen Germanen mitzutheilen, die nur einen Anführer erwarteten, um sich in Masse zu erheben, und ihre alte Freyheit von den Römern zurück zu fordern. Es fand sich nur ein einziger Verräther unter ihnen. Segest, aus einer edeln Familie gebohren, Verwandter und Freund des Varus, gieng hin, und entdeckte diesem die Anschläge seines Volks. Allerdings hatte der junge Heermann ihn tief beleidigt; aber durfte er, um eine persönliche Kränkung zu rächen, sein Vaterland verrathen? Trotz der Lobsprüche, welche die lateinischen Schriftsteller ihm ertheilen, erscheint sein Betragen jedem Partheylosen als eine infame Niederträchtigkeit, und als eine Verrätherey gegen sein Vaterland. Indessen achtete Varus die Reden und Warnungen des Segest nicht. Er war eitel genug, zu glauben, daß seine

Gegenwart und die Pracht, womit er seinen Richterstuhl umgeben hatte, hinreichten, eine Nation im Zaum zu halten, die er mit den furchtsamen Syrern verglich, welche von ihm ausgeplündert worden waren, ohne daß sie es nur gewagt hätten, sich zu beklagen. Zu spat, und zu seinem Schaden ward er inne, mit welcher Nation er zu thun hatte. Plötzlich meldete man ihm, die Teutschen stehen unter den Waffen, und rücken gegen sein Lager an. Sein Heer war drey Legionen, drey Korps von Hülfstruppen, und sechs Kohorten stark; *) der Kern der römischen Macht, der in jedem andern Kriege sich mit Ruhm bedeckt haben würde, aber gegen die Teutschen konnte er nichts unternehmen; im Gegentheile fielen ihn diese mit so viel Kraft und Wuth an, daß die Römer in Kurzem gänzlich aufgerieben waren. Die unglücklichen Besiegten retteten sich in die Wälder und in die Sümpfe; aber überall erreichte sie der Zorn der Sieger. Um ihren Marsch und ihren Rückzug zu erleichtern, verbrannten die Römer ihr Gepäcke. Es gelang ihnen, sich aus der

*) Im Ganzen 50,000 Mann. Nach dem Polybius bestand eine römische Legion aus 5000 Mann zu Fuß und 300 Mann zu Pferd; Vegetius aber berechnet sie auf 6000 M. Infanterie, und 732 M. Kavallerie.

Schlucht in eine freyere Gegend zu ziehen; aber nichts konnte sie retten. Ermattet unter den Strapatzen erlagen sie alle am dritten Tage ihrem Unglücke, mit Ausnahme einiger wenigen, die, in dem Augenblicke, in dem sich die Germaner mit der Plünderung beschäftigten, in den benachbarten Wald flohen, sich daselbst vereinigten, und dann wieder zu den beyden Legionen stießen, die, unter den Befehlen des Asprenas, gegen den Rhein hin standen.

Mit der Hitze des Gefechts mischte sich die Grausamkeit der Sieger. Unter den gräßlichsten Martern tödteten sie die vornehmen Römer. Varus, und noch fünf andere Befehlshaber, verwundet in der Schlacht, und ohne Hoffnung Gnade vor den Teutschen zu finden, tödteten sich selbst. Die Soldaten begruben den Leichnam ihres Feldherrn, aber die barbarische Wuth der Ueberwinder war noch nicht gesättigt. Sie gruben den Leichnam wieder aus, verbrannten ihn, und rißen ihn in Stücke, den Kopf aber schickten sie dem Maßbod, einem ihrer Fürsten. So wurden, die Hülfstruppen ungerechnet, drey römische Legionen vernichtet; drey Adler giengen in dieser berühmten Niederlage verlohren.*) Nie ward Rom von

*) Zwey Adler wurden von den Teutschen genommen,

einer gröſſern Beſtürzung ergriffen, als durch die Nachricht von dieſer Niederlage. Sie machte einen ſo tiefen Eindruck auf Auguſt, daß er beynahe ſeinen Rang und ſeine Würde vergaß, und ſich öffentlich einem kleinmüthigen Schmerze überließ. Er zerriß ſeine Kleider, erhub unaufhörliche Klagen, ſtieß ſeinen Kopf an die Wand, und rief in jämmerlichem Tone: Varus! gieb mir meine Legionen wieder! — Da er von Seiten der vielen Teutſchen in Rom einen Aufruhr befürchtete; ſo

---

und der dritte von ſeinem Träger in einem Moraſte verſenkt. Tacitus verſichert (Annal. II.) daß beyde Adler, unter dem Kommando des Germanikus, der eine bey den Brukterern und der andere bey den Marſen, wieder gefunden worden ſey. Daſſelbe ſagt Dio, aber er iſt in Anſehung der Zeit mit Tacitus nicht einig. Florus hingegen meldet ausdrücklich, die zween Adler ſeyen nie wieder gefunden worden, und das iſt auch das wahrſcheinlichſte. Denn hätte man ſie wieder zur Hand gebracht, ſo würden die andern Hiſtoriker, beſonders Velleius, der keine Gelegenheit vorbey läßt, dem Stolz des Tiber zu ſchmeicheln, ein ſo wichtiges Ereigniß nicht übergangen haben. Einige neuere Schriftſteller behaupten, daß dieſe beyden Adler Veranlaſſung zu dem Doppeladler gegeben haben, der nachher in das Wappen von Teutſchland und Oeſterreich aufgenommen wurde. S. Cuspinian in Flor. in vita August.

ſchickte er ſie in entfernte Inſeln. Die Wachen wurden verdoppelt, und die Zeit der Befehlshaberſchaft der Legaten in den Provinzen verlängert, um überall die beſtehende Ordnung der Dinge zu erhalten. Die öffentlichen Spiele hörten auf. Der Triumph, den Tiber, durch einen Sieg über die Pannonier, verdient hatte, wurde verſchoben, und in dem ganzen Reiche wurden auſſerordentliche Rekrutenaushebungen veranſtaltet, weil man fürchtete, die Teutſchen möchten nach einem ſo glänzenden Siege in das römiſche Gebiet einfallen. Dieſe beſchränkten ſich aber darauf, das durch dieſe Schlacht wieder eroberte Land unter ſich zu theilen. Die Marſen erhielten ihre Niederlaſſungen zwiſchen dem Rhein und der Lippe wieder, die Brukterer nahmen das Land zwiſchen der Lippe und der Ems ein, die Cheruſker ſiedelten ſich wieder an den Geſtaden der Weſer an, die Tenkterer und die Uſipeter zogen ſich an die mittäglichen Ufer des Rheins zurück, und die Katten behaupteten ſich in ihren Sitzen zwiſchen dem Mayn und der Lahn.

Dieß waren die Folgen einer Schlacht, die alle römiſche Geſchichtſchreiber als einen der gröſſten Flecken betrachten, der dem Ruhm ihres Volkes angehängt worden. Aber da ſie ſich in Hinſicht auf dieſelbe nicht beſtimmt über Zeit

und Ort erklären, so sind diese beyden Gegenstände unter den neuern Gelehrten immer streitig geblieben. Die Zeit der Niederlage des Varus muß zwischen die Jahre 761. und 763. vor Erbauung der Stadt Rom, oder ungefähr in das zehnte Jahr der christlichen Zeitrechnung fallen. Der Ort wird von dem einen bey Maynz, von dem andern bey Duisburg, von einem sogar bey Augsburg, und von einem andern in Sachsen gesucht. Der gelehrte Mannert setzt ihn in die nördliche Rheingegend, vorwärts von dem Herzogthum Westphalen, worin die Grafschaft Mark. Aber bey Vergleichung aller Angaben der römischen Geschichtschreiber, besonders des Tacitus, Vellejus und Dio, bleibe ich bey der Ueberzeugung, daß die Schlacht nirgends, als in den Umgebungen des Teutoburger Walds, in der Grafschaft Lippe, und zwar auf dem Punkte, den ihr der Verfasser der Monumenta Paderbornensia anweist, nämlich zwischen den Städten Detmold und Horn, unweit dem Falkenberge, statt gehabt haben könne. Ueberdieß sagt Tacitus in dem ersten Buche seiner Annalen ausdrücklich, daß die Truppen, die einige Zeit nachher nach Germanien geschickt wurden, an dem Teutoburger Walde vorüber kamen, wo, der Sage nach, die Leichname

der Soldaten des Varus noch unbegraben lagen. Noch jetzt gräbt man in dieſer Gegend Knochen, Münzen von Cäſar und Auguſt, Waffen, Pfeile, Sporn aus; ein Bach heißt der Knochenbach, ein anderer der Rothenbach; *) das Feld um Horn her wird das Wintfeld (Siegfeld) genannt, und ein Berg hat den Namen Heermann.

Die Völker, welche den Varus ſchlugen, waren die Cheruſker, die Brukterer, die Marſer und andere, die dieſen Landesſtrich bewohnten. Mehrere hier liegende Städte und Dörfer ſcheinen ihre Namen von dem römiſchen General erhalten zu haben, z. E. Warburg, Warenholdt, Varisberg, Warendorf, Verlar. Und ſo beweiſt alles, daß es hier war, wo ſich Heermann den rühmlichen Namen eines Befreyers von Teutſchland erwarb, und die Römer für immer gedemüthigt wurden, von Völkern, die ſie blos unter dem Namen der Barbaren kannten.

---

*) Was nichts beweiſt. Denn die Formen Rott, Roth, Reut, Rode, die in ſo vielen teutſchen Ortsnamen vorkommen, leiten ſich von dem Stammwort roden, rotten her, welches ſo viel heißt, als ausreiten, extirpare, eine wüſte Gegend kultiviren und bewohnbar machen. A. d. H.

Nach einer so glänzenden That erlangte Heermann unter den germaniſchen Fürſten ein zu großes Anſehen, als daß er nicht ihre Eiferſucht und ihren Haß hätte auf ſich ziehen ſollen. In ſeiner Familie ſelbſt hatte er Segeſt, ſeinen Schwiegervater, und Jugiomar, ſeinen Oheim, gegen ſich. Ein Fürſt der Katten machte ſich anheiſchig, ihn zu tödten, wenn man ihm nur die erforderliche Doſe Gift von Rom kommen laſſen wollte. Bald wurde auch der junge Held das Opfer des Neids ſeiner Landsleute. Im ſieben und dreyſigſten Jahre ſeines Alters ward er ermordet. Um ein ſo ſchändliches Verbrechen vor den Augen der Nation zu rechtfertigen, beſchuldigte man ihn, er habe die übrigen Fürſten aus dem Wege räumen wollen, um ſich die Alleinherrſchaft zu verſchaffen. Lange nach ſeinem Tode beſangen die Teutſchen noch ſeine Großthaten, und der erſte unter den Geſchichtsſchreibern Roms verkündigte ſein Lob. Die Macht der Cheruſker, ſagt Mannert, ſchien an die Exiſtenz des größten Mannes geheftet, den ſie je gehabt hatten. Wenigſtens haben ſie nach ſeinem Tode nichts Ausgezeichnetes mehr gethan. Innere Unruhen zerriſſen die Nation. Die Fürſten von Heermanns Familie verfolgten ſich gegenſeitig, und richteten

einander zu Grunde. Die Cherusker ließen sich in einen Krieg mit den Longobarden ein, von denen sie überwunden, und aus ihren Wohnsitzen vertrieben wurden. Von dort an verschwand ihr Name aus der Geschichte.

Acht hundert Jahre später, stritt auf demselben Wahlplatze, ein zweyter Heermann, für die Freyheit der Sachsen. Das war Wittekind, der im J. 783. bey Detmold, im Wintfelde, Karl dem Großen eine Schlacht lieferte, dem es noch nicht gelungen war, diesen kühnen Krieger zu bändigen. Aber Wittekind war nicht so glücklich, als Heermann. Er verlohr die Schlacht, und rettete sich mit wenigen seiner Getreuen. Das Monument, das Karl zur Verherrlichung seines Sieges auf dem Idnsberge errichtete, war eine Kapelle, zur göttlichen Hülfe genannt, welcher Name ihr mehrere Jahrhunderte hindurch geblieben ist. Noch zeigt man ihre Ruine. —

Von Detmold nahm ich meinen Weg nach Lippspring, einem Städtchen bey dem Ursprunge der Lippe, wie sein Name anzeigt. So klein dieser Ort ist, so ist er doch nicht unbekannt in der Geschichte. Hier hatte Tiber, während seines teutschen Feldzugs,

ſeine Winterquartiere; *) und Karl der Groſſe kam dreymal, in den Jahren 776. 780. und 782 hierher, lagerte ſich mit ſeiner Armee, und hielt hier zwo Synoden, oder Generalverſammlungen, wovon der letzten alle ſächſiſchen Groſſen beywohnten, mit Ausnahme des trotzigen Wittekind, der es nicht über ſich vermochte, als Sklave zu den Füßen eines fränkiſchen Königs zu kriechen. Die Geſchichtſchreiber Karl d. G. ſtellen dieſe Weigerung des Oberhauptes der Sachſen als eine Empörung dar; aber ihre Anſicht hat das Urtheil der Nachwelt nicht irre geleitet, die alles im reinen Lichte

*) „Pietas sua caesarum, pene obstructis hieme alpibus, in urbem traxit, ad tutelam imperii; cum veris initio reduxit in Germaniam, in cujus mediis finibus, ad caput Luppiae Fluminis, hiberna digrediens princeps locaverat“ Vell Paterc. II. In einigen Ausgaben, namentlich in der holländiſchen von Samſon, lieſt man: ad caput Juliae Fluminis. Dieſe Lesart iſt aber offenbar falſch, man ſetze denn voraus, dieſer Fluß habe zur Ehre des Julius Oktavian den Namen Julia erhalten. S. Lipsii nat. ad Vell. IV. Paterc. II. Nro. 194. und Cluveri Germ. antiq. III. 49.

betrachtet, und die großen Männer nicht mit dem befangenen Blicke ihrer Zeitgenossen richtet.

Der Weg von Lippspring nach Paderborn, der ehemaligen Hauptstadt des Hochstifts gleichen Namens, beträgt 6 Meilen. Die Stadt, die in einer angenehmen Ebene liegt, hat ihren Namen von dem Flüßchen Pader, daß innerhalb der Mauern, aus drey Quellen entspringt, die sich unter der Stiftskirche vereinigen, und einen Theil der Stadt durchlaufen. Die Gewässer dieses Flüßchens, das so klar ist, daß man die auf seinem Grunde wachsenden Kräuter sehen kann, erfrischen in der Sommerhitze die Stadt auf eine angenehme Weise, im Winter aber, wenn der Schnee alles bedeckt, sind sie so warm, daß der Rauch von ihnen aufsteigt, wie von siedendem Wasser. Diese Erscheinung, die auf dem Felde nur merkwürdig wäre, ist den Bewohnern der Stadt in Hinsicht ihrer häuslichen Bedürfnisse sehr nützlich. Ueberdieß ergießen sich die Quellen so reichlich, daß sie in einer Entfernung von hundert Schritten schon mehrere Mühlen treiben. Ueberhaupt scheint es, daß sich in den Umgebungen von Paderborn ungeheuere Sammlungen von unterirdischem Wasser finden: denn es entspringen daselbst eine Menge kleiner Bäche, oder erhalten neue Zuflüsse.

Einige verlieren ſich ſogar unter der Erde, ohne Zweifel, um ſich mit anderen zu vereinigen, wodurch dieſes Gelände der Normandie ähnlich wird, wo ſich ähnliche Erſcheinungen finden. Dieſer Waſſerreichthum macht, daß Paderborn mit einer hinreichenden Anzahl von ſchönen Bronnen verſehen iſt, aus denen das Waſſer in reinen und friſchen Strahlen hervorſpringt. Welch' ein Unterſchied iſt zwiſchen dieſem, wenn ich ſo ſagen darf, jungfräulichen Waſſer, welches, aus dem Schooße der Erde hervorquellend, keinen Beyſatz von heterogenen Beſtandtheilen hat, und den elenden von dem ſchmutzigen Gewäſſer der Seine unterhaltenen Bronnen von Paris? Man darf nur das erſtere geſehen haben, um mit Eckel gegen die letztern erfüllt zu ſeyn. Bey den angegebenen örtlichen Vorzügen, wird man ſich nicht darüber verwundern, daß Paderborn ſo oft der Aufenthalt der Kaiſer war. Karl d. G. verweilte fünfmal hier, nämlich in den Jahren 777. 783. 785. 786. und 797. In dem letztern Jahre empfieng er, mit größter Pracht, den Papſt Leo, der, nachdem er von den Römern mißhandelt, und auf eine barbariſche Weiſe an der Zunge und an den Augen verſtümmelt worden war, herbey kam, um die Hülfe des Kaiſers zu erflehen.

Ein alter Dichter, vielleicht Alkuin, der weiſe Lehrer Karls, *) hat dieſe Zuſammenkunft, deren Feyerlichkeit durch die impoſante Vermiſchung unzähliger unter den Waffen ſtehender Krieger, und eines mit den koſtbaren Zierden der Kirche geſchmückten Klerus erhöht wurde, in ſchönen Verſen beſchrieben. Auch Karls Nachfolger hielten ſich oft in Paderborn auf, beſonders Ludwig, Otto und Heinrich. Die Stadt iſt indeſſen nicht beträchtlich, und ihr Handel iſt es noch weniger, was bisher bey den meiſten biſchöflichen Städten Teutſchlands der Fall war. Es iſt aber zu hoffen, daß Paderborn, durch den glücklichen Impuls, den es durch ſeine Vereinigung mit dem Königreiche Weſtphalen erhalten hat, zu einem neuen Leben werde erregt werden.

Eine Viertelmeile von der Stadt, bey dem Zuſammenfluſſe der Lippe, Alme und Pader, liegt das ehemalige biſchöfliche Luſtſchloß Neuhaus, welches dadurch merkwürdig iſt, weil nach der Meynung einiger Gelehrten, hier die berühmte Feſtung geſtanden haben ſoll, die Druſus angelegt hat, um die Sikambrer im Zaume zu halten. Die lateiniſchen Hiſtoriker

*) Monumenta Paderbornens. S. 160.

nennen diese Festung Alison. Dio *) sagt, sie sey bey dem Zusammenflusse der Lippe und der Alisen erbaut worden. Nach Tacitus lag sie an der Lippe, und nach Velleius war sie nicht weit von dem Ursprunge dieses Stroms und von dem Schlachtfelde entfernt, auf dem Varus unterlag. Alle diese Angaben bestätigen die Meynung des Bischofs von Fürstenberg, welcher die gedachte Festung in die Gegend von Neuhaus setzt. Zwar sucht man hier den Fluß Alison, von dem Dio redet, umsonst; aber ohne Zweifel bezeichnet er mit dieser Benennung die Alme, die auf diesem Punkt in die Lippe fällt. Noch sind daselbst die Spuren alter Befestigungen sichtbar; und das bey der Mündung des besagten Flusses liegende Dorf heißt Elsem, ein Name der offenbar Alison nachgebildet ist. Dieser entscheidenden Beweise ungeachtet setzt Ptolomäus sein Alison an den Rhein. Sein Irrthum wird aber klar, wenn man den Text des Tacitus vergleicht, der ausdrücklich sagt, daß Germanikus, alle Oerter zwischen dem Rhein und der Alison befestigt habe. **) Wenn man sich erinnert, daß noch in

*) Dio Cassius Lib. LIV.

**) Cuncta inter castellum Alisonem et

unſeren Tagen anerkannte Geographen grobe Unrichtigkeiten ſich zu Schulden kommen laſſen; ſo wird man es begreiflich finden, wenn ſich ein griechiſcher Geograph, in einer Zeit, wo unter den Nationen der Erde wenige Berührungen ſtatt hatten, über die in Weſtphalen liegenden Ortſchaften geirrt hat. Mannert und einige ſpätere Schriftſteller, nehmen, um alle Zweifel zu beſeitigen, zwey Aliſon an, das eine an der Lippe und das andere am Rhein, bey Weſel; aber dieſe gewagte Vorausſetzung beruht auf keinem hiſtoriſchen Grunde.

Um einen Begriff von der Wichtigkeit, die dieſe Feſtung für die Römer hatte, zu erhalten, muß man ſich erinnern, zu welchem Zwecke, und gegen welche Feinde ſie erbaut worden. Dio nennt als die letzten die Sikambrer. Dieß Volk, welches erſt an den Ufern der Sieg wohnte, breitete ſich nachher bis an den Rhein, die Ruhr, die Lippe und die Weſer aus. Mächtiger und tapferer, als die anderen teutſchen Völkerſchaften, mußten die Sikambrer nothwendig den Haß der Römer auf ſich ziehen. Die Antwort, die ſie dem Cäſar gaben, als er ſie

---

Rhenum novis limitibus aggeribusque permunita. Annal. II.

um den Grund der gegen ihn erhobenen Feindseligkeiten befragen ließ, malt mit einem Zuge ihren energischen Charakter. „Der Rhein, sprachen sie, muß die Gränze des römischen Reichs seyn. Würde es Cäsarn nicht mißfallen, wenn die Teutschen gegen seinen Willen in Gallien eindrängen? Aber, was hat er für ein Recht, den Völkern diesseits des Rheins Gesetze zu geben?“ — Gewiß war es nicht leicht, ein Volk, das sich gegen den Ueberwinder der Gallier so kühn erklärte, zu unterjochen; was auch Cäsar nicht vermochte. Zweymal war er genöthigt, sich mit seiner von allen Seiten von den Teutschen angefallenen Armee zurück zu ziehen. Auch Drusus war im Anfange nicht glücklicher. Als er von den Ufern der Weser zurück kam, wurde er in engen Schluchten von den Sikambrern überfallen, und er wäre mit allen seinen Soldaten umgekommen, wenn nicht ihre strenge Disciplin sie gegen die blinde Wuth der Feinde geschützt hätte. Nachher, als er die Katten unterjocht hatte, war er mehr im Stande, seinen anderen Feinden die Spitze zu bieten, und er benützte ihren Rückzug, um in dem Lande der Sikambrer, das Kastell Alison anzulegen. Ohne Zweifel war dieß nicht die einzige Festung: weil er, nach dem Berichte des Florus, nur am

Rheinſtrohms, deren mehr als ſünfzig erbaut hat. Unterdeſſen diente das beſagte Fort den Römern nur ungefähr 20 Jahre lange. Nach der Niederlage des Varus verließen ſie daſſelbe; unter dem Germanikus nahmen ſie es wieder, aber ſie behaupteten es nur bis unter die Regierung des Kaiſers Klaudius, da ſie es nicht mehr wagten, über den Rhein zu gehen.

Einige Meilen von Paderborn zeigt ſich, auf einem ziemlich hohen Berge, ein anſehnliches, mit Thürmen umgebenes Schloß, Wewelsburg genannt; kein Denkmal der Römer, Franken oder Sachſen, ſondern der Hunnen, welche bis nach Weſtphalen vorgedrungen waren, und nach einem achtjährigen Kriege von Karl d. G. gebändigt worden ſind. Ehe man zu dieſem Schloſſe kommt, ſieht man in der Mitte der Viehweiden einen Hügel, den die Hirten in ihrer Sprache den Hunenknap, das iſt, den Hunnenhügel heißen. *) Wahrſcheinlich iſt

*) Auch im ſüdlichen Deutſchlande finden ſich Namen, die auf eine ehemalige Niederlaſſung der Hunnen führen. So wird z. B. Hunenkam, der Name eines Gebirgs im Bayreuthiſchen Altmühlkreiſe gewöhnlich durch Cambus Hunnorum erklärt. S. Bernoulli Sammlung kleiner Reiſebeſchreib. II. S. 253. A. d. H.

er auch das Grabmal eines Oberhaupts dieſes Volks. Das Schloß ſelbſt hat ſeine urſprüngliche Geſtalt nicht mehr. Doch iſt ſeine ſonderbare Bauart noch immer merkwürdig, indem es einen Triangel darſtellt, deſſen drey Spitzen von runden und maſſiven Thürmen vertheidigt ſind. Man erzählt von einem engliſchen Lord, der, vor ungefähr zehn Jahren, da er von dieſem Schloſſe hatte reden hören, aus England nach Weſtphalen reiſte, es betrachtete, und dann ſogleich wieder in ſein Vaterland zurück gieng, um eine Kopie deſſelben zu erbauen.

Man kann nichts einſameres ſehen, als die Abtey Bödecken, die eine halbe Meile von Wewelsburg, in einem dichten Walde gleichſam vergraben iſt. Alte Eichen bedecken beynahe gänzlich die Gebäude. Kaum dringt das Tageslicht in ihre Zellen durch. So waren die Wohnungen der ſtrengen Einſiedler in den erſten Zeiten des Chriſtenthums beſchaffen. Einen ſolchen Aufenthalt zu wählen, heißt in der That der Welt und ihren eiteln Freuden entſagen. Indeſſen haben Friede und Ruhe nicht immer in dieſen einſamen Orten gewohnt, was aber vielleicht hier der Stifter, der heilige Menalophus verſchuldet haben mag, der ohne Zweifel ein großer Heiliger, aber ein ſchlechter Politiker

war. Er beſtellte nämlich, wie man erzählt, ſechs Krieger, um für die Sicherheit der kleinen Geſellſchaft von Kloſterfrauen, die er hier verſammelt hatte, zu wachen, und wies ihnen für ihre Mühe die um das Kloſter her liegenden Güter an. Aber der heilige Mann hatte nicht bedacht, wie unklug es ſey, die Sorge für junge Frauenzimmer den Söhnen des Mars anzuvertrauen. Die neuen Argusse verwalteten ihr Amt ſo gut und ſo ſchlecht, daß am Ende die guten Nonnen, auf alle Art gequält, das Kloſter und ſeine Zugehörden an den Biſchof von Paderborn abtraten, der Mönche dahin ſetzte. Endlich als die Preuſſen das Hochſtift inne hatten, ſekulariſirten ſie das Kloſter, und verwandelten es in eine Meyerey, welches Schickſal alle Abteyen hatten, die in den von ihnen als Entſchädigung erhaltenen Landen lagen.

Die Ebene, das Sintfeld genannt, iſt durch einen Sieg merkwürdig, den Karl d. G. im J. 794. auf ihr über die Sachſen erfocht, der aber weniger blutig war, als ſeine anderen, den unglücklichen Bewohnern dieſer Gegend gelieferten Schlachten. Sie waren hier verſammelt, und erwarteten den Augenblick, um ihn anzugreifen; aber ſeine Ankunft ſetzte ſie ſo in Schrecken, daß ſie ſich ihm auf Gnade und Ungnade ergaben.

Nach seiner gewöhnlichen Politik verzieh ihnen Karl; aber er versetzte einen Theil der Nation in entfernte Länder. Er ahmte damit die Römer nach, die sich dieser Maaßregel öfters bedienten. Tiberius z. B. schickte einst 40,000 teutsche Gefangene nach Gallien, daß sie sich daselbst ansiedeln sollten.

Einige Meilen vom Sintfelde liegt die Stadt Stadtberg, auf einer Höhe, über der Diemel. Sie hieß ehemals Mons Martis, oder Eresburg, und war zur Zeit der heidnischen Sachsen berühmt, wegen eines prächtigen Tempels, des schönsten und reichsten im ganzen Lande, wo der Nation das große Ideal, die Irmensäule, zur Verehrung ausgesetzt war, welche auch Hermesaul, Armensul, Erminsul genannt wird. Diese verschiedene Benennungen haben unter den Gelehrten auch verschiedene Meynungen von der Gottheit, welche die Säule vorstellen soll, veranlaßt. Einige sahen in ihr den Merkur, andere den Mars. Nach einigen heißt das Wort Irmensäule so viel als „allgemeine Säule" oder „öffentliche Zuflucht", nach andern war sie zur Ehre des tapfern Heermann errichtet. Es ist schwer, über einen so unbestimmten Gegenstand zu entscheiden, von dem man nur unsichere Angaben hat. Doch dünkt es mich am

wahrſcheinlichſten, daß die Irmenſäule eine Statue des Kriegsgotts war; und dieſe Meynung wird durch den Namen des Berges, die Gewohnheit vieler teutſcher Völker, den Kriegsgott, als den erſten aller Götter zu verehren, *) und durch die Attribute dieſes Bildes, mehr als jede andre unterſtützt.

Nach Cranz, der eine hiſtoriſche Beſchreibung von Sachſen herausgegeben hat, ſtellte die Irmenſäule einen vom Fuß bis auf den Kopf geharniſchten Menſchen vor, in einem mit Blumen beſäten Felde ſtehend, der in der einen Hand eine Roſe und in der andern eine Waage hält, und auf der Bruſt einen Bären, und auf dem Schilde einen Löwen trägt. Ich geſtehe, daß mir die Roſe nicht zu den Attributen des Kriegsgotts zu gehören ſcheint, obgleich Cranz in ihr ein ſehr ausdrucksvolles Emblem von dem Schickſale des Kriegers findet. Aber in Gegenſtänden dieſer Art giebt es immer mehr Zweifel als Gewißheit, und was man darüber ſagen kann, beruht nur auf Vermuthungen. Es iſt unangenehm, daß ſich Karl d. G. durch ſeinen heftigen Eifer verleiten ließ, in dem Laufe ſeiner Eroberungen, alle religiöſen Denkmale der Sachſen gänzlich zu zerſtören. Doch bemächtigte

*) Tacit. hist. IV. und Sueton. Tiber. 9.

er ſich immer erſt der Schätze und der Zierden, die er dabey vorfand. Wenigſtens geſchah dieß in dem Tempel, in dem die Irmenſäule ſtand; er wurde ausgeleert, und dann von Grund aus zerſtöhrt. Die Geſchichtſchreiber verſichern, daß die Armee, für die drey Tage, deren ſie zu Zerſtöhrung bedurfte, kein Waſſer hatte; aber plötzlich ſprang es aus der Erde, und ergoß ſich im Ueberfluſſe, bis das Geſchäft vollendet war. Wären dieſe Geſchichtſchreiber beſſere Geographen geweſen, ſo würden ſie ſich die Mühe erſpart haben, ein ſolches Wunder zu erfinden; ſie hätten dann gewußt, daß die Diemel, welche an dem Fuſſe des Stadtbergs vorüber läuft, zu allen Zeiten, der zahlreichſten Armee, Waſſer genug gewährt; aber immer gehen Unwiſſenheit und Aberglauben Hand in Hand. Karl begnügte ſich indaß nicht damit, dieſen heidniſchen Tempel zu zerſtören; er ließ auf der nämlichen Stelle eine chriſtliche Kirche bauen, welche im J. 799. von dem Papſte Leo III. der, wie wir wiſſen, den fränkiſchen König in Paderborn beſuchte, eingeweiht wurde. In der Bulle, welche der Pabſt bey dieſer Gelegenheit bekannt machte, ſprach er den Fluch über diejenigen aus, die ſich unterſtehen würden, eine feindliche Hand an dieſes Heiligthum zu legen, oder es ſeiner Güter zu berauben.

Demungeachtet machten sich die Hessen i. J. 1646. Meister von Stadtberg, zerstörten die Kirche, und bemächtigten sich aller ihrer Reichthümer. Der Berg, auf welchem diese Stadt liegt, bildet die äusserste Spitze der Teutoburgischen Gebürgkette, und erhebt sich beträchtlich über die anderen Berge derselben, von denen viele noch mit finstern Waldungen bedeckt sind, und den wilden Anblick darbieten, den in den alten Zeiten ganz Teutschland gewährte. Hier empfindet man — wie Thomas in Beziehung auf die alte Poesie sagt,*) — die Melancholie, welche die Menschen erfüllte, die ein einsames, herumirrendes Leben führten, und empfänglicher für das Gefühl, als für das Nachdenken, an den Ufern der Seen, auf den Meeren und in den Wäldern die Stimme der Natur vernahm; die in dem Gewitter und in dem Brausen der Winde den Ruf der Gottheit hörten, alles ungebaut antrafen und nichts veredelten, das Leben wenig achteten und dem Tode trotzten, und immer die Bilder ihrer Voreltern vor sich sahen, bald in den Wolken, die über ihnen schwebten, bald in den grauen Steinen, welche, mitten in ihren Haiden, ihre Grabmale bezeichneten, und auf die sich oft der ermüdete Jäger niederließ."

*) Essais sur les Éloges, Chap. III.

Die Ufer der Diemel sind indessen angenehm und sehr fruchtbar. Ueberall sieht man steinene Kreuze, als Denkmale von Reisenden, die in dem austretenden Flusse verunglückt sind. Diese frommen Monumente vermehren noch die peinliche Empfindung, welche der Anblick dieser beynahe wüsten Gegenden erregt, wo sich dem Auge nichts darbietet, als armselige Dörfer, Ruine von alten Schlössern, Mühlen, oder Hütten armer Holzhacker. Selten erhebt sich die Spitze eines gothischen Glockenthurms in der Mitte eines dichten Waldes, die Wohnung frommer Klosterleute anzeigend. Aber auch diese haben nun ihre stillen Sitze verlassen müssen, und bald werden ihre Klöster diesen Trümmern aus der Zeit des Feudalsystems gleichen, die man auf den Bergen zerstreut sieht. Es bedürfte des Pinsels eines Chateaubriant, um die Empfindungen darzustellen, welche diese Errinnerungen in der bewegten Seele des Reisenden hervor bringen.

Von den Ufern der Diemel gieng ich wieder nach Paderborn zurück, um meine Reise in die anderen Gegenden Westphalens fortzusetzen. Ich schlug den Weg gegen die Ems ein, welche, wie man weiß, einen Theil des ehemaligen Hochstifts Münster durchströhmt. Die Ufer dieses Flusses erinnern an die letzten Begebenheiten aus

der Geſchichte der Römer in Teutſchland. Sie waren von den Brukteren*) bewohnt, welche in die großen und kleinen Brukteren eingetheilt wurden. Jene ſaßen auf der öſtlichen, und dieſe auf der weſtlichen Seite des Fluſſes, bis an die Lippe. In allen Kriegen der Germanen gegen die Römer ſpielten ſie ihre Rolle, indem ſie die innigſten Bundesgenoſſen der Cherusker waren. Tacitus berichtet, daß ſie unter der Regierung des Nerva, alſo am Ende des erſten Jahrhunderts, den Haß der Angrivarier und Chamaver auf ſich gezogen, von ihnen gänzlich geſchlagen, und aus ihren Wohnſitzen vertrieben worden ſeyen. Aber Tacitus ließ ſich, wie Mannert ſagt, durch eine Zeitungsneuigkeit irre führen. Die Brukterer konnten wohl mit ihren Nachbarn Krieg geführt haben; aber ſie behaupteten ihre Ländereyen an der Ems**); denn man ſieht aus

*) Strabo nennt ſie Bucteri und Ptolemäus Busacteri. Beyde haben unrecht. Denn der Name Brukteren kommt, nach der Meynung des Biſchofs von Fürſtenberg, von den ſumpfigten Gegenden her, die ſie bewohnen, und die in der Sprache des Landes „Brüche" genannt werden.

**) Tacitus irrt ſich auch, wenn er die Chamaver in die von den Brukteren eroberten Orte ſetzt. Dieſelben bewohnten das Land zwiſchen der Weſer und dem Harz.

einer Nachricht des Plinius, daß sie unter der Regierung des Trajan einen König hatten, und man weiß, daß sie mit den Franken vereinigt waren, als diese in Gallien einfielen. Seit der von den Sachsen über sie erfochtenen Niederlage, im achten Jahrhundert, ist ihr Name in der Geschichte erloschen.

Germanikus drang in seinem Feldzuge gegen die Teutschen, welche sechs Jahre zuvor durch die Schlacht gegen den Varus, dem römischen Namen einen so grossen Schandflecken angehängt hatte, bis in diese Gegenden durch. Er ließ es nach seiner Ankunft, nachdem er durch vier von Cecinna kommandirte Legionen das ganze Land verwüstet hatte, sein erstes Geschäft seyn, den Kriegern, die in der besagten Schlacht gefallen waren, und deren umher liegende Reste noch ihre Niederlage bezeugten, ein ehrenvolles Begräbniß zubereiten. Die Erzählung, welche Tacitus in dem ersten Buche seiner Annalen von dieser traurigen Ceremonie giebt, ist rührend, und beweist den tiefen Eindruck, den das Unglück des Varus auf alle Römer gemacht hatte.

Der Boden in dieser Gegend besteht meistens aus Sand. Das Land ist durchaus eben und flach. Bey dem Eintritte in das Gebiet von Münster bemerkt man mehr Thätigkeit und Wohlstand,

als in den andern Strichen von Weſtphalen. Alle Bauernhäuſer ſind gleichförmig gebaut. Sie beſtehen nämlich aus einer großen, ſehr hohen und finſtern Scheuer, die, mit dem Speicher das halbe Gebäude einnimmt, und am Ende derſelben findet ſich die Küche, die ein geräumiges Gemach vorſtellt, das zugleich zum Speiſen, Schlafen und Arbeiten dient. Das Bett ſteht in einem großen Kaſten, der den Tag über durch eine Schiebwand verſchloſſen iſt. Neben dem Ehebette ſieht man die Wiege des Kindes, und ein wenig weiter hinweg bey dem Feuer den Stuhl des Großvaters; ein auffallendes Bild der drey Epochen des menſchlichen Lebens. Die armen Leute haben in ihrer Wohnung keine andere Oeffnung, als die Thüren, um den Rauch hinaus gehen zu laſſen. Die Schünken, die ſie hier aufhängen, um ſie nachher zu verkaufen, werden in dieſer ſteten Räucherung vortrefflich.

Die Sprache des Landes iſt ein verdorbenes Teutſch, mit einem Zuſatze von altem Sächſiſch vermiſcht. Sie hat, wie alle Provinzialdialekte ſehr ausdrucksvolle Bezeichnungen. Aber das iſt ſonderbar, daß die zwey ſtärkſten Beſchimpfungen, nämlich die Wort: Raker und Schubi-Ak orientaliſchen Urſprungs ſind, indem das eine aus dem Hebräiſchen und das andere aus dem Tür-

lischen herkommt.*) Mögen die Philologen entscheiden, auf welche Weise zwey morgenländische Schimpfworte den Weg nach Westphalen gefunden haben. In den Beziehungen der Wochentage haben sich die Namen einiger altteutschen Gottheiten erhalten. Der Samstag z E. heißt in der Westphälischen Landessprache Saterdag, (der Tag des Sater,) der Mittwoch Wohnsday, oder Gunsdag, (der Tag des Wodan), ꝛc. Im Dänischen wird der Donnerstag Thursday, d. i. der Tag des Thur genannt, welches eine Gottheit der alten nordischen Völker war; in dem Städtchen Beckum, im Münsterlande, sieht man aber noch über dem Thore der Stadt ein kleines Bild dieses Thur oder Thor.

Als ich das Städtchen Telgte betrat, das zwo Meilen von Münster entfernt ist, fand ich dasselbe zu meiner Verwunderung mit gleichförmig gekleideten Bauern angefüllt; sie trugen braune Röcke und redeten eine seltsame Sprache. Man sagte mir, diese Leute seyen, ihrer Gewohnheit nach, wallfahrten hieher gekommen, um die

*) Kafer von Kafa, Matth. 5, 22. Schubi-Af ist der Namen einer in der Türkey sehr verachteten Secte. Man sehe über dieses Wort Diderots Opinions des anciens Philosophes III. Art. 6.

Muttergottes von Telgte anzubeten, und ihre Heimath sey das Land der — Wilden. Ich verstand diesen Ausdruck nicht sogleich. Erst nach mehrern Erkundigungen erfuhr ich, man gebe diese Benennung den Bewohnern des Saterlands, einer in Nieder-Münster liegenden, an Oldenburg anstossenden Gegend, die ringsum von Morästen und Heiden eingeschlossen ist. Dadurch wird dieß Völkchen gleichsam isolirt, und so unterscheidet es sich von den übrigen Bewohnern Westphalens durch seine eigenthümlichen Sitten. Dieß ist vielleicht eines der Völker der Erde, das der andern am wenigsten bedarf, und das sogar sie gänzlich entbehren könnte. Es nährt sich von Heidekorn, der einzigen Getreideart, die auf seinem Boden wächst, und wovon es sich nahrhafte Speise bereitet. Seine Hauptbeschäftigung besteht im Torfstechen, und es findet in diesem Produkte ein Mittel zur Nahrung, zur Heizung, und dann noch zur Färbung des groben Tuchs, in das Männer und Weiber sich kleiden. Die Völker der frühsten Weltalter konnten, wie es scheint, weder eine einfachere Lebensart, noch unschuldigere Sitten haben, als die Bewohner des Saterlands. Alle Jahre wallfahrten sie zu der Muttergottes nach Telgte; und obgleich bey dieser Wanderung beyde Geschlechter unter einander

vermischt sind, so geschieht doch nie die mindeste Unordnung. Jeder Mann und jede Frau ist mit einem Brod von Heidekornmehl versehen, das sie in einem Sacke auf dem Rükken tragen; dazu trinken sie für zwey Kreuzer Bier, zwey Kreuzer zahlen sie für ihr Nachtlager, und den andern Tag kehren sie lustig und vergnügt in ihr Land zurück, und erzählen das ganze Jahr hindurch ihren Kindern von den Wundern, die sie auf ihrer Wallfahrt gesehen haben. Hr. Hoche, in seiner Reise durch das Münsterland, hat den Charakter, die Sitten und die Sprache der Saterländer sehr interessant dargestellt.*) Dieß Werk verdient gelesen zu werden, wenn man einen genauen Begriff von diesem wahrhaft sonderbaren Völkchen erlangen will. —

Münster, eine der größten und ältesten Städte von Westphalen, liegt in einer ganz

---

*) Der Titel dieser Schrift ist: Reise durch Osnabrück und Nieder-Münster in das Saterland, Ostfriesland und Groningen, von H. G. Hoche (Prediger zu Rodingshausen in der Grafschaft Ravensberg.) S. Bremen 1800. Einen Auszug daraus in Beziehung auf das Saterland, findet man in meiner Nat. Chronick der Teutschen, 1801. Nro. 31. A. d. H.

flachen Gegend. Ein kleiner Fluß die Aa genannt, durchſtrömt ſie, und verbreitet, durch ihr langſam dahin ſchleichendes Waſſer, im Sommer einen unangenehmen Geruch. Es iſt Schade, daß die Stadt nicht an einem größern Fluſſe, z. B. an der zwey Meilen entfernten Ems liegt, die Geſundheit der Einwohner, der Handel und die Induſtrie würden viel dadurch gewinnen. Die öffentlichen Spaziergänge, und das Schloß der ehemaligen Biſchöfe, mit einem großen Garten, tragen viel zur Verſchönerung der Stadt bey, und ſie würde noch blühender ſeyn, wenn die Biſchöfe, ſtatt die beträchtlichen Einkünfte des Landes in den großen Städten zu verzehren, an der Verbeſſerung des Schickſals ihrer Unterthanen hätten arbeiten wollen. Endlich fiel das Land an Preuſſen, das aber nur etliche Jahre in ſeinem Beſitze blieb.

Münſter war etliche mal der Schauplatz denkwürdiger Ereigniſſe, beſonders zur Zeit der Wiedertäuferiſchen Unruhen, des Weſtphäliſchen Friedens, und der Kriege Ludwigs XIV. Die erſte dieſer Begebenheiten war die traurigſte für die Einwohner. Ein Schneider von Leiden, Namens Johann Bokels, machte ſich eine Parthie unter der Sekte der Wiedertäufer, ſtellte ſich an die Spitze eines Haufens von Schwär-

mern, zog nach Westphalen, kündigte sich als einen Boten Gottes an, gesandt die Religion und die Sitten umzubilden, begab sich nach Münster, und errichtete daselbst den Sitz seines Reichs. Dieser verschmitzte Mensch hatte alle Anlage, um ein zweyter Mahomed zu werden. Er vernachlässigte das Zeitliche nicht um des Ewigen willen, regierte in seinem Gebiete wie ein wahrer asiatischer Despot, umgab sich mit einem glänzenden Hof und einer Menge von Weibern und Wachen; und ertheilte seine Befehle durch das Organ von Ministern, die ihm sklavisch gehorchten. Unterdessen versammelte der Bischof seine Truppen, und belagerte die Stadt. Johann von Leiden vertheidigte sie mit äusserster Hitze, während der Hunger einen großen Theil der Einwohner hinweg rafte, und den andern den Muth benahm. Endlich wurde die Stadt im Sturme genommen. Aber die Wiedertäufer verschanzten sich hinter einer Wagenburg, und ergaben sich erst, als alles verlohren war. Johann und seine beyden ersten Minister wurden (i. J. 1535.) unter den grausamsten Martern hingerichtet, und ihre Leichname in eisernen Kefichen an einem hohen Kirchthurm aufgehängt, wo man die letztern noch sieht. Was hätte ein so unternehmender und unerschrocke-

ner Mann, wie er, werden können, wenn er, zum großen Glücke des Landes, das unter seiner Tyranney seufzte, nicht auf der ersten Stufe seiner Laufbahn stehen geblieben wäre.?*) Noch zeigt man in Münster in einem Privathause ein sehr großes Bett, worinn Johann mit seinen sieben Weibern geschlafen haben soll. Alle Jahre feyert man in der Hauptkirche ein großes Fest, zum Andenken an die dem rechtmäßigen Regenten gelungene Wiedereroberung der Stadt.

Auch wurde hier, i. J. 1648. der Westphälische Friede von den Gesandten der katholischen Mächte geschlossen und unterzeichnet. Die Abbildung der letztern sieht man noch auf dem Rathhause der Stadt.

Es ist erstaunlich, daß Ludwig XIV. in einem Bischofe dieses Landes einen Mann fand, der kühn genug war, ganz allein die Holländer anzugreifen, welche der König zu unterstützen be-

---

*) Das Museum Napoleon besitzt unter den Früchten der letzten Eroberungen in Teutschland ein Gemählde von Floriffa, welches das Bild dieses Ungeheuers darstellt. Man kann es nicht betrachten, ohne durch die in seinen Zügen ausgedrückte brutale Wildheit erschüttert zu werden, während das Bild seiner Frau, das den Pendant dazu ausmacht, die Anmuth selbst ist.

ſchloſſen hatte. Dieß war Bernhard von Galen, ein ſonderbarer Menſch, wie Voltaire ſagt, den die Geſchichte nicht vernachläſſigen darf: aber die Weiſe, in welcher dieſer Schriftſteller von ihm ſpricht, iſt keines Hiſtorikers würdig, und beweißt, daß er manchmal nach Pasquillen arbeitete, und nicht nach authentiſchen Quellen. Man höre die herabwürdigenden Züge, womit er ihn charakteriſirt: „Bernhard war der Sohn eines Mörders, und im Gefängniſſe gebohren, in dem ſein Vater 14 Jahre hindurch zugebracht hatte. Durch Ränke, die das Glück begünſtigte, war er zur Inful von Münſter gelangt. Kaum war er erwählt, als er den Verſuch machte, die Stadt ihrer Freyheiten zu berauben; ſie leiſtete ihm Widerſtand. er verheerte mit Feuer und Schwerdt das Land, das ihn zu ſeinem Hirten erkohren hatte; und auf gleichen Fuß behandelt er ſein Stift Korvey. Man betrachtete ihn als einen gedungenen Räuber, der Geld von den Holländern nahm, um ihre Nachbarn, und von Frankreich, um die Holländer zu befehden.“ — Alle dieſe ganz falſchen Züge ſind aus einer Schmähſchrift geſchöpft, die einige Zeit nach des Biſchofs Tode zu Amſterdam erſchien: aber wird ein guter Geſchichtſchreiber ſich ſolcher Produkte als Quellen bedienen? und

wenn er es thut, wagt er nicht die Gefahr, in dieſelbe Klaſſe mit ſeinen pasquillantiſchen Gewährsmännern geſetzt zu werden? Hätte Voltaire die von Johann von Alpen in ziemlich gutem Latein geſchriebene Biographie dieſes Biſchofs gekannt,*) er würde ſich vielleicht gehütet haben, das Andenken eines Mannes zu beſchimpfen, der, aus einer edeln Familie des Landes entſproſſen, durch Muth, Energie und militäriſche Talente ſo viel Lob verdiente, als irgend ein großer General. Es iſt wahr, er war Biſchof; aber war er nicht auch Landesherr, und hatte er nicht die Pflicht, ſein Land gegen die Angriffe eines mächtigen Nachbarn, der von einem noch mächtigern unterſtützt war, zu vertheidigen? Allerdings hat ihn ſein kriegeriſcher Geiſt manchmal hingeriſſen, die Gränzen der Mäſſigung zu überſchreiten, und Handlungen zu begehen, die man nur durch das unglückliche Recht des Kriegs entſchuldigen kann. Sein Biographe übergeht dieß mit Stillſchweigen, und das verdient unſern Tadel; dagegen verbreitet er keine ſolche Lügen, wie Voltaire, und verdient, in dieſer Hinſicht,

*) De vita et rebus gestis Christophori Bernhardi, episcopi et principis Monasteriensis, Decas, a Jo. ab Alpen. 2 Voll. 12. 1694.

weit mehr Glauben und Achtung, als er. Man ist des Namens eines Geschichtschreibers nicht würdig, wenn man, um seinen Witz glänzen zu lassen, versäumt, die Thatsachen genau zu erheben, und die reine Wahrheit darzustellen. —

Ein großer Theil der Umgebungen von Münster besteht aus Haiden, weßwegen auch das Land nicht so bevölkert ist, als es seyn könnte. Gegen Friesland hin sticht man eine Menge Torf, und das Erdreich ist ziemlich sumpfig. Man muß sogar die gangbaren Wege kennen, damit man nicht Gefahr läuft, zu verirren, und in dem schwankenden und hohlen Boden unter zu sinken. Auf dieser Seite findet man häufig alte Gräber, die mit großen Steinen bedekt sind, und Urnen, mit Waffen oder Münzen. Man sieht auch, unweit Meppen, Spuren von einem Lager des Wittekind.

Von Münster bis Osnabrück rechnet man zwölf Meilen. Eine Beschreibung dieser Hauptstadt des ehemaligen Hochstifts gleiches Namens liegt nicht im Plane dieses Aufsatzes; dagegen mögen einige allgemeine Bemerkungen über den Boden dieses Landes an ihrer Stelle seyn. Er liegt in gleicher Höhe mit den anderen bisher genannten Gegenden, und bildet den Uebergang der Teutoburgischen Berge in das tiefere Gelände von

Holland. Auch hier giebt es eine Menge Torf, weil ſich hier die mineraliſche Lauge des ganzen Landes ſammlet. In einigen Orten finden ſich viele Steinkohlen, die in den Bergen von Osnabrück von vorzüglicher Güte ſind, deßgleichen brechen verſchiedene Arten von Marmor und Kriſtall, von denen die gröſten von 2 bis 3 Linien bis einen halben Zoll im Durchmeſſer haben, und woraus man ein ſehr gutes Pulver zum Poliren des Glaſes verfertigt. Unweit der Stadt Laer findet ſich eine Kalkſteinſchichte, die aus Verſteinerungen von Moos, Gras und Schilf beſteht, deſſen Stengel ſehr dick ſind, und gewöhnlich zu zwanzig bis dreiſſig auf einander liegen. Klopft man auf dieſe Steine, ſo geben ſie einen Klang, wie das Metall; beym Bauen angewandt, werden die Mauern durch ſie ſehr feſt. Die Berge und die Steinbrüche enthalten eine Menge Seeprodukte, und liefern den Liebhabern koſtbare Stücke in ihre Kabinete.

In der Nähe von Osnabrück iſt der Boden durch groſe unterirdiſche Gewölbe ausgehöhlt, welche ſich auf eine unbeſtimmbare Entfernung erſtrecken. Wißbegierige Leute haben ganze Tage darauf verwendet, ſie zu durchlaufen, ohne ihr Ende finden zu können. Dieſe unterirdiſchen leere Räume haben ohne Zweifel die Erſcheinung ver-

anlaßt, welche i. J. 1782. ſtatt hatte, und die für das ganze Land traurig werden konnte. Eine Frau nämlich gieng nach dem anderhalb Meilen von Osnabrück entfernten Dorfe Wenne. Plötzlich hörte ſie ein fürchterliches, einem heftigen Orkane gleichendes Brauſen unter ihren Füßen, das aus dem Innern der Erde kam; und unmittelbar darauf entſtand, mitten auf dem Wege eine Oeffnung in der Erde, von der Größe eines Schöpfbronnen. Erſchreckt durch dieſe Erſcheinung, und beynahe betäubt, durch das unterirdiſche Getöſe das ſich immer heftiger hören ließ, floh die Frau in ein einzelnes, ungefähr 300 Schritte von dem Wege entferntes Haus. Unterdeſſen wurde die Oeffnung immer größer; die folgenden Tage bildete ſie ſich in einen Abgrund von 150—200 Fuß Tiefe, und mehr als 200 Fuß im Umfange. Es iſt zu beſorgen, daß der ſich gegen ſeinen Mittelpunkt neigende Rand des Abgrunds einmal einſinke, und mit der ganzen ihn umgebenden Gegend zuſammen ſtürze.

Zwiſchen Osnabrück und Esterkappeln ſieht man eine andere Merkwürdigkeit, die aber das Werk menſchlicher Hände zu ſeyn ſcheint, nämlich den ſogenannten Sonnenſtein, der vermuthlich zur Ehre der von den alten Teutſchen angebeteten Sonne errichtet iſt. Dieſer Stein hat

16 bis 20 Fuß Höhe, 9 Fuß Breite, und 4 bis 5 Fuß Tiefe. Einen ähnlichen findet man drey Viertelmeilen von Osnabrück in einem Walde, der auch durch seine natürliche Beschaffenheit merkwürdig ist, indem er aus einer Anhäufung unzählicher kleinen Steine besteht, welche die Gestalt von Linien, Erbsen und andern Hülsenfrüchten haben. Man findet in den Steinbrüchen des Landes ansehnliche Schichten von dieser Steinart.

So weit das Tagebuch meiner Reise! — Was ich über den Charakter und die Sitten der Bewohner dieser Gegend noch hinzu zu setzen habe, besteht in wenigen Worten. Seinen alten Gebräuchen mit fester Treue ergeben, scheint es dieses Volk zur allgemeinen Maxime seines Handelns gemacht zu haben, in nichts von der Väter Weise abzugehen. Auch findet alles Neue bey ihm schweren Eingang, selbst wenn auch seine Nützlichkeit anerkannt ist. Es ist seinem Regenten getreu, und arbeitet mit Beharrlichkeit, aber ziemlich langsam. Es sind in diesem Lande einige berühmte Männer gebohren worden, unter denen ich nur den berühmten Kupferstecher Aldegrever nenne, von dem das Kupferstichkabinet der Kaiserlichen Bibliothek zu Paris einige gute Stücke besitzt. *)

*) Unter andern die Abbildung eines Herzogs von Kleve,

Noch verdient eine ſonderbare Meynung bemerkt zu werden, die ein ſehr geiſtreicher Schriftſteller dieſes Landes, vor ungefähr 20 Jahren bekannt gemacht hat. Derſelbe behauptete nämlich, daß die Soldaten, welche Chriſtum gekreuzigt haben, aus Weſtphalen geweſen ſeyen. Aus ſeiner Abhandlung geht hervor, daß die Kohorte des Vicekönigs in Jeruſalem aus weſtphäliſchen Landsleuten beſtand, ſo wie Auguſt ſelbſt eine teutſche Leibwache hatte, und daß die Soldaten dieſer Kohorte zur Hinrichtung des Stifters unſrer Religion kommandirt waren. Aber was kann man nicht beweiſen mit Witz, und mit einem bischen Wiſſen?

---

und eine Rhea Silvia, die mit viel Fleiß und Sachkenntniß ausgeführt ſind.

Die Kämpfe Ludwigs des Baiers und Friedrichs von Oesterreichs, um die teutsche Königskrone.

(Zeitraum von 1314. bis 1330.)

Schon seit dem Jahre 1622 steht das prächtige Monument Ludwichs des Baiers, errichtet von dem Herzoge Maximilian I. in der Frauenkirche in München, theuere Erinnerungen in dem Gemüthe des vaterländischen Anschauers erregend. Aber auch in unseren Tagen hat man nicht versäumt, in ihm der Tugend der Vorzeit die wohlverdiente Huldigung darzubringen. Um das Andenken des frommen Ahnherrn zu erneuern, hat der edle König Maximilian, im J. 1808. verordnet, *) daß an der Landstraße, unweit dem Kloster Fürstenfeld, wo Ludwig am 11. Oktober 1347. in den Ar-

*) S. Chronik der Teutschen. 1808. Nro. 44.

men eines Bauern ſtarb, ein vierzig Fuß hoher Obelisk ſich erheben, und dem Wanderer den Namen eines unvergeßlichen Regenten aus dem teutſchen Alterthum verkünden ſoll, der mit Verſtand und tapferm Muthe viel Groſſes gethan, aber manchmal auch, menſchlich wankend, viel Widriges erduldet hat. Und zwey Jahre ſpäter hat die Akademie der Wiſſenſchaften in München, dem Wetteifer guter und forſchender Köpfe und patriotiſch geſinnter Gemüther eine Biographie Ludwigs als Stoff ihres Fleißes vorgelegt, deſſen Reſultate die kundigen Beobachter mit Ungeduld und nicht ohne groſſe Hoffnungen erwarten. So wie für den bildenden Künſtler iſt auch dieſer Held ein ſchöner und anziehender Gegenſtand für den Hiſtoriker. Zwar iſt ſein Leben nicht ohne Schattenparthien und ſein Charakter nicht ohne Blößen. Aber die vollendete Tugend gäbe ja nie ein Objekt für die Geſchichte, deren Aufgabe immer die bleibt, zu zeigen, wie im Kampfe zwiſchen dem Göttlichen und dem Gemeinen das eine dem andern unterlag, und deren Intereſſe in dem Verhältniſſe wächſt, in dem dieſer Kampf mehr oder minder heroiſch war, und ein mehr oder minder groſſes Maaß von Kraftaufwand offenbarte. Ein ſolches Heldenſtück iſt Ludwigs Leben. Immer

ſteht er, wo nicht durch den Erfolg, doch durch muthig ſtrebenden Sinn als Sieger, hier dem öſterreichiſchen Friedrich, und dort dem unverſöhnlich erbitterten Pabſte gegenüber, ſein von ihm glücklich gewähltes Sinnbild im Auge behaltend, — ein Schiff, das mit ausgeſpannten Segeln, im gräßlichſten Sturm, ruhig durch Klippen hingleitet; und daß höhere Anſichten als die der bloßen Politik ſeines Lebens Triebwerk und Richtſchnur waren, verkündigte ſein Wahlſpruch: „Nur was Recht iſt, iſt auch gut!“ *) — Ein ſolcher Mann, zumal wenn er an der Spitze eines mächtigen Volkes ſteht, verdient doch wohl durch den Griffel der Zeit wieder zum Leben geweckt zu werden. Wenn die Enkel an Unmuth und Kraftnachlaß leiden, was kann zu neuer Erhebung ſie ſtärker reizen, als wenn aus einer ſturmvollen Zeit die Geiſter der alten Helden zu ihnen herüber ſchweben?

Es lebte in Ludwigs kraftvollem, majeſtätiſch gebauten Körper, ein lichter, freyer und edler Geiſt, Güte und Milde und unerſchütterliches Beſtehen auf Wahrheit und Recht waren die Grundſätze ſeines Charakters. Freundlich und liebreich neigte er ſich den Armen und Leidenden

*) Sola bona, quae honesta!

und zumal dem Verdienſte zu; Haß und Rache waren ihm fremd; leicht täuſchte der argliſtige Trug ſein gutes Herz; von ſeinem Verhängniſſe immer in wil-e Kriege verwickelt, die er beſonnen und tapfer führ:e, liebte und erſehnte er unaufhörlich den Frieden und ſein Glück; ein treuer Gatte und ein zärtlicher Vater, ward es ihm nie ſo gut, für die Seinen leben zu können, und was er für das Beſte der innigſt geliebten Unterthanen leiſtete, war bey weitem nicht Alles, was er wollte. Die Böſen kannten die Weichheit ſeines Herzens, und mißbrauchten ſie; aber die Guten hatten nirgends einen holdern und ſtandhaftern Beſchützer. Planmäßige Wirthſchaft war nicht ſeine Tugend, und das ſetzte ihn oft in Verlegenheit; auch ermüdete er zu bald in der Anſtrengung, worüber oft der glücklichſte Moment verlohren gieng; den Verſuchungen, die Macht ſeines Hauſes zu vermehren — die gefährlichſten unter allen, die die Menſchen betreten können, — widerſtand er nicht immer, ſelbſt wenn die Politik Entſagung forderte; und wie es bey Gemüthern, in denen die Empfindung vorſchlägt, immer der Fall iſt, die Eindrücke, welche die Menſchen oder die Erſcheinungen außer ihm auf ihn machten, änderten oft ſchnell und zur Unzeit richtig gedachte und beharrlich ver-

folgte Plane. Darum war es ein Glück für ihn, daß er sich mit einem schönen Kreise weiser und tapferer Freunde umgab, unter denen besonders die beyden Ludwige von Oettingen, der Graf Berthold von Hegerberg, der Burggraf Friedrich von Nürnberg und sein Geheimschreiber Ulrich Langenohr seines Vertrauens werth waren. In allen wichtigen Geschäften vernahm er ihr Gutachten; auch blieb er den Bewährten ein unwandelbarer Freund, und kein Zwiespalt der Meynungen störte das traute Verhältniß; bey seinem eigenen hellen Blick, seiner tiefen Einsicht und seinen Erfahrungen glaubte er doch guten Rath nicht entbehren zu können; aber er bedurfte desselben mehr für sein Herz, als für seinen Verstand. Wie die meisten Prinzen aus dem edeln Stamme der Wittelsbacher liebte und förderte er Wissenschaft und Kunst, zog aus fernen Ländern die gelehrtesten Männer an seinen Hof, und unterstützte thätig die Anstalten für die geistige Kultur. Die Sprache des Vaterlandes suchte er zur allgemeinen Urkundensprache zu machen. Er hat zuerst in öffentlichen Ausfertigungen sich des Worts „Kaiser" bedient. *) Unter den teutschen

*) Wie Kongolius nachweist, in Meusels historischen Untersuchungen. 1. Bd. 2. St. S. 30.

Ludwigen war er der letzte, auf den der päbstliche Bannstrahl fiel: aber wenige haben für Teutschlands Befreyung von den Ketten der geistlichen Gewalt so viel gewagt und geduldet, als er.

Das Schicksal ließ es Ludwigen nicht an Gelegenheit fehlen, die Anlagen, die ihm die Natur gegeben hatte, im Kampfe mit der Widerwärtigkeit zu entwickeln und auszubilden. Schon sein jugendliches Leben war voll Drangsale und Gefahren. Er mußte sein väterliches Erbe im eigentlichen Sinne erkämpfen. Die beyden Brüder, die Herzoge Ludwig der Strenge und Heinrich hatten nämlich im Jahre zwölf hundert und fünf und fünfzig das gesamte Gut des Hauses Wittelsbach, an Land und Leuten, dergestalt getheilt, daß jener in Ober-Baiern und der Pfalzgrafschaft am Rhein, dieser aber in Nieder-Baiern regierte. Der erstere hinterließ, als er im J. 1294 starb, zween Söhne, Rudolphen den Stammler genannt, und unsern Ludwig, der bey dem Tode des Vaters erst sieben Jahre alt war. Rudolph war ein harter Mann, herrschsüchtig und ungerecht. Die Gesetze wollten, daß die Mutter Mechtilde, als Vormünderinn des minderjährigen Bruders, das väterliche Erbe in Gemeinschaft mit ihm verwalte. Aber er entschlug sich ihrer lästigen

Mitwirkung, zog alle Gewalt an sich, und um der Gunst des Richters bey ihren Klagen sicher zu seyn, nahm er die Tochter des Königs Adolphs zur Gemahlinn und verband sich mit ihm zum Schutz und Trutz. Da floh Mechtilde, mit ihrem Sohne Ludwig, zu ihrem Bruder, dem Herzoge Albrecht von Oesterreich, der mit Adolphen um die teutsche Königskrone stritt. Der Letztere verlohr in der Schlacht bey Worms (3ten July 1298.) das Leben, nachdem er zuvor schon des Throns entsetzt worden war, und drey Jahre später nahm Albrecht, mit siegreichen Waffen ihn verfolgend, an Rudolphen die Rache, die er durch seine Verbindungen mit dem gestürzten Könige sich zugezogen hatte. Der Sieger erkannte, daß er Ludwigen, der damals fünf und zwanzig Jahre alt war, zum Mitregenten annehmen sollte. Die gemeinschaftliche Regierung konnte die eifersüchtigen Brüder nicht versöhnen. Indessen hatte Ludwig den Schutz des Kaisers. Aber als dieser unter den Händen seiner Mörder fiel, erwarb sich Rudolph die Gunst seines Nachfolgers Heinrichs VII. indem er seinen ältesten Prinzen mit dessen Tochter verlobte. Ludwig drang nun selbst auf eine Theilung des Guts. Diese kam im J. 1310. zu Stande. Der ältere Bruder erhielt

den jenſeits der Iſar gelegenen Theil von Ober-Baiern, mit München; der jüngere, was zwiſchen dem Lech und der Iſar lag; die Pfalz am Rhein blieb im gemeinſchaftlichen Beſitze. Dieſe Maaßregel führte zu dem geraden Gegentheile ihres Zwecks. Sie veranlaßte neue Mißverhältniſſe und neue Erbitterung. Man griff zu den Waffen, verheerte ſich gegenſeitig das Land, und erſchöpfte auf das äuſſerſte ſeine Kräfte. Man ſah, daß der getheilte Beſitz ein weit größeres Uebel war, als ſeine Vereinigung unter zwey Häupter von gleicher Gewalt. Ludwig ſuchte die jugendliche Reizbarkeit, womit er die Feindſeligkeiten eröffnet hatte, gut zu machen, indem er, nach dreyjährigen Unruhen, Rudolphen die Hand zur Verſöhnung bot. Durch Wiederherſtellung der alten gemeinſchaftlichen Regierung wurde der verderbliche Bruderzwiſt geſchlichtet. Dieß erfolgte im Jahre ein tauſend drey hundert und dreyzehn.

Es geſchah in dieſem Jahre, daß das alte freundſchaftliche Verhältniß, das Ludwigen bisher an die Prinzen des Hauſes Oeſterreich geknüpft hatte, zerriſſen wurde. Dieſes Haus ſtand damals auf den Brüdern Friedrich, Leopold, Heinrich und Otto, Söhnen des Königs Albrechts I. und Enkel des trefflichen Ru-

dolphs von Habsburg. Durch die Bande des Bluts war Ludwig mit ihnen verbunden, denn auch er ehrte, von der Mutter her, Rudolphen als seinen Großvater, — in ihrem väterlichen Hause hatte Mechtilde, mit ihrem jüngern Sohne einst Zuflucht und Hülfe gefunden, — in der Gesellschaft dieser Brüder erhielt der Letztere mehrere Jahre lang Unterricht und Erziehung, — und ihrem Vater hatte es Ludwig zu verdanken, daß er in das ihm bestrittene Erbe eingesetzt ward. Auch verdiente in jener Zeit, wo man noch immer gewohnt war, jeden Zwist mit den Waffen zu schlichten, die Freundschaft der Oesterreicher hohe Achtung. Denn ihre Macht war sehr groß, indem sie nicht nur die altväterlichen Güter in der Schweiz, sondern auch Oesterreich, Stevermark, Krain, die windische Mark und Burgau besaßen, und überflüssig versehen waren mit allen Mitteln, durch die man seinen Bundsgenossen nützlich werden kann. Ueberdieß waren Friedrich und Leopold als tapfere Kriegsmänner bekannt, mit welchem Ruhme dieser noch das Lob, das man durch heilen und reifen Verstand erwirbt, jener aber eine edle Gestalt vereinigte, um welcher Willen er von seinen Zeitgenossen „der Schöne" genannt wurde.

Es gab der Tod des Herzogs Otto von Nieder-Baiern, der eher die ungarische Krone getragen, sie schmählich verlohren, und dann zu ihrer Wiedererwerbung sich vergeblich gerüstet hatte, — die Veranlassung, die vertrauten Jugendfreunde Friedrich und Ludwig zu entzweyen. Otto starb im J. 1312. während Ludwig noch im verderblichen Kampfe mit seinem Bruder Rudolph begriffen war. Der Verstorbene hatte in seinem letzten Willen verfügt, daß Ludwigen nach seinem Tode die Vormundschaft über seinen unmündigen Sohn Heinrich, so wie über die beyden gleichfalls minderjährigen Söhne seines Bruders Stephan werden sollte. Diese Verordnung mißfiel dem Adel in Nieder-Baiern, weil er sich durch dieselbe die Macht entzogen sah, die er, während der Thronerledigung zu seinem Vortheile zu behaupten hoffte. Es bildete sich eine Verschwörung, die mit Friedrichen von Oesterreich einen Bund schloß, zu dem Zwecke, die verhaßte Vormundschaft abzuwenden. Friedrich gestattete in dieser Angelegenheit seinem Herzen keine Stimme. Er hielt es für nützlich, dem hochstrebenden Ludwig, bey dieser ihm sich darbiethenden Erweiterung seines Einflusses und seiner Macht, in den Weg zu treten. Beyde Fürsten verabredeten einen Tag

zu Landau. Aber als der Oesterreicher dem Baier unverholen seinen Sinn erklärte, daß er der Regentschaft sich entschlagen möchte, war dieser des heftig bewegten Gemüths nicht mehr Meister, und entrüstet griff er nach seinem Schwerdte. Von dieser Stunde an betrachtete Ludwig Friedrichen als seinen Feind, und dieser säumte auch nicht, durch Gewalt zu versuchen, was seiner Beredsamkeit so gänzlich mißlungen war.

Es zog ein österreichisches Heer nach Baiern herauf, und nachdem es sich mit der dortigen Landmacht und der salzburgischen Hülfe vereinigt hatte, nahm dasselbe seinen Weg durch das Wilsthal, gieng bey Moosburg über die Isar, und schlug oberhalb Isareck ein Lager. Ulrich von Waldsee und die von Pfannberg standen an der Spitze der gesammten zahlreichen Macht. Mittlerweile hatte auch Ludwig in München ein Heer versammelt. Wohlgerüstet kamen die Ritter aus Ober-Baiern, und Alles, was wehrhaft war, aus den getreuen Städten herbey; die Kriegserfahrnen Männer Berchtold von Neyfen, Berchtold von Graisbach, Weichnard von Traunitz, Heinrich und Wilhelm die Marschalle von Biberbach, Dietrich von Hügelsberg und einer von Schlüsselburg

dienten durch ihren guten Rath; der Herzog Rudolph überließ das ganze Geschäft dem rüstigen jüngern Bruder. Als die Vorbereitungen geschehen waren, machte sich alles auf, Ludwig führte das Heer an der Amper hinunter, gieng bey Moosburg über den Fluß, und beschloß, auf den Rath seiner Freunde, so bald er des Feindes ansichtig geworden war, den Angriff. Mit dem Aufgange der Sonne (10. Nov. 1313.) begann die Schlacht. Mit Ungestümm fiel die Mannschaft Ludwigs über die Feinde her; aber unerschrocken und tapfer widerstanden diese den Angreifenden. Auch hatten sie den Vortheil der Ueberzahl. Bis gegen Abend wankte zweifelhaft das Schicksal des Tags. Endlich entschied die Beharrlichkeit der oberbaierischen Macht und die Klugheit ihrer Anführer. Die Feinde verließen das Schlachtfeld, und die Leichname ihrer auf demselben gefallenen Genossen. Unaufhaltsam stürmten die Sieger hinter ihnen her. Die Brücke, welche bey dem Zusammenfluß der Isar und der Amper auf das jenseitige Ufer führt, ertrug den Andrang der Fliehenden nicht; sie brach, und ihrer viele wurden in den Wellen begraben. Unter den Gefangenen befanden sich 350 Männer von ritterlichem Geschlechte. Viele aber vom niederbaierischen Adel, des Landes wohl kundig,

hatten sich in die benachbarten Wälder gerettet. Die Treue und Tapferkeit der Bürger von Moosburg und Landshut belohnte der Herzog, indem er ihnen das feindliche Lager zur Beute überließ; auch verordnete er, daß die letztern, zum ewigen Andenken an diesen für sie so glorreichen Tag, drey Helme in ihrem Stadtwappen führen sollten.

Die Schlacht bey Moosburg entschied den Zwist, der sie veranlaßt hatte. Der Herzog Rudolf, die Bischöfe Wichard von Salzburg und Niklas von Regenspurg, und der Herzog Heinrich von Kärnthen traten als Vermittler zwischen die Parthieen, und sprachen das schiedsrichterliche Urtheil: daß Friedrich der Vormundschaft entsage, und der Adel in Niederbaiern eidlich auf den Bund mit ihm verzichte; Scharding sollte besetzt bleiben, bis die Gefangenen ihr Lösegeld bezahlt haben; die Gränzstreitigkeiten sollten beygelegt, und für den Frieden Sicherheit geleistet werden. — Ludwig nahm darauf, als Vormund, die Huldigung in den Landen seiner Mündel ein. Die Gefangenen setzte er später, unentgeldlich auf freyen Fuß. Ganz Teutschland erschallte von dem Lobe des jungen Helden, der für eine gerechte Sache, gegen eine so überlegene Macht, so tapfer und so glücklich gestritten: und da sich an den kriegerischen Ruhm gewöhnlich der

Begriff von allen andern dem Manne ziemenden Tugenden knüpft; so bildete sich allenthalben eine sehr günstige Meynung von seinem Geiste und Charakter. Das war wichtig für Ludwigen; denn das Schicksal wollte, daß er, als dieser Spahn kaum geendet war, sich über größere Interessen an Oesterreichs Macht versuchen sollte.

Schon bey der durch den Tod des Königs Albrechts (1308.) erfolgten Thronerledigung hatte der Herzog Friedrich alles aufgeboten, um die Krone, die der Vater und der Großvater mit so viel Glück für sein Haus getragen hatten, auf sein Haupt zu setzen. Aber die große Macht der Oesterreichischen Prinzen erregte das Mißtrauen der Stände, und es war allen noch in frischem Andenken, wie sehr Rudolf und Albrecht das kaiserliche Ansehen benützt hatten, um ihr Familieneigenthum zu mehren. Neben den vielen Bewerbern um die Krone gelang es deßhalb Friedrichen nicht, sich eine überwiegende Parthey zu machen, und er hatte den Verdruß, den Grafen Heinrich von Lützelburg, durch päbstliche Verwendung, und durch die Thätigkeit seines Bruders, des Erzbischofs Balduin von Trier, auf den Thron erhoben zu sehen. Aber kaum fünf Jahre war der Begünstigte im Besitze seiner Würde. Er endete, wahrscheinlich durch

welsche Verräthereyen verrückt, am 24. Aug. 1313. Regierung und Leben; und was das Schicksal nach des Vaters Tode Friedrichen versagt hatte, konnte er nun, unter weit günstigern Umständen, wieder hoffen.

Mit Klugheit und unermüdeter Thätigkeit strebte er diesem glänzenden Ziele seines Ehrgeizes entgegen. Vor allem suchte er sich Freunde zu machen, die, wo nicht unmittelbar, doch durch ihre Macht seine Absicht fördern konnten. Er verhieß den Welfen in Italien seine Freundschaft und seine Hülfe, und um sein Interesse noch enger mit den ihrigen zu verknüpfen, vermählte er seine Schwester Katharina, die Wittwe des verstorbenen Kaisers, mit dem Thronerben des Königes Robert von Apulien. Auch der Pabst ward ihm hold, der König von Frankreich versicherte ihn seines guten Willens; und unter den stimmgebenden Fürsten Teutschlands fanden sich bald Freunde, die den Thron wieder mit einem Oesterreicher zu schmücken wünschten. Der Erzbischof Heinrich von Köln, mit dessen Nichte Friedrichs dritter Bruder, der Herzog Heinrich vermählt wurde, gab sein Wort „ihn als einen frommen Sohn der römischen Kirche" zu wählen. Dasselbe verhieß ihm der Herzog Rudolf von Sachsen, und durch ein förmliches

Bündniß verpflichtete ſich ihm der Markgraf Heinrich zu Brandenburg. Das waren einſtweilen drey Stimmen.

Es ſchien, daß auf die Gunſt der beyden Vettern in München nicht zu rechnen ſtand, da die erſt geendigte blutige Fehde in der Erinnerung der Verſöhnten noch zu neu war; auch hatte Rudolf ſelbſt ſein Auge auf den erledigten Thron gerichtet. Aber Friedrich wirkte auf dieſen durch das Mittel, welches unter allen am unwiderſtehlichſten iſt, nämlich durch Gold, und ſo brachte er ihn auf ſeine Seite. Rudolf aber wandte ſich nun an ſeinen Bruder Ludwig, und vermochte ſo viel über ihn, daß er ihm ſein Stimmrecht zum Vortheile des Oeſterreichers überließ. Er folgte darinn dem Gefühle ſeines guten Herzens, das die Wünſche des Jugendfreundes gerne erfüllte, und von der anwachſenden Macht des Blutsverwandten nichts Gefährliches beſorgte. Ich wünſche dir Glück, ſprach er zu Friedrichen, und verſpreche dir meine Mitwirkung. Ich habe es noch nicht vergeſſen, daß Rudolf von Habſpurg dein und mein Großvater iſt! — „Uebrigens hatte er ſelbſt ſo wenig eine Abſicht auf den Thron, daß er feyerlich erklärte, er würde das Reich nicht annehmen, wenn es ihm auch dargeboten würde.“ So ſah

Friedrich seine Hoffnungen immer mehr bestätigt.

Aber die Herrn aus dem Lützelburgischen Hause, an deren Spitze der Erzbischof Balduin von Trier, der Bruder des verstorbenen Kaisers stand, bildeten eine mächtige und entschlossene Parthie gegen ihn. Es widerstrebte ihren theuersten Interessen, wenn das Reich an einen der Oesterreichischen Herzoge gelangte, die so scheel dazu gesehen hatten, als Heinrich VII. das Königreich Böhmen seinem Sohne Johann zuwandte. Denn wer bürgte dafür, daß sie, wenn einer von ihnen den Thron bestieg, ihre alten Ansprüche auf Böhmen nicht wieder erneuerten? Und wie schwer war es in diesem Falle, Mähren wieder von ihnen zurück zu fordern, das ihnen nur als eine Pfandschaft überlassen worden war? Ueber dieß waren Friedrich und Leopold so kraftvolle und an äussern und innern Mitteln so überlegene Männer, daß von ihnen zu erwarten stand, es werden die Großen des Reichs unter ihrem Regimente nicht mehr mit der bisherigen Ungebundenheit wirken können; und der junge König Johann von Böhmen bot so manche Seite dar, die ihn den Ständen empfehlen konnte. Bald gelang es dem Erzbischofe Balduin, den Kurfürsten Peter Aichspalter

von Mayntz für seine Plane zu gewinnen, und beyde schloßen den festen Bund, aus allen Kräften der Wahl des Oesterreichers zu widerstreben. Um Zeit zur Verstärkung ihrer Parthie zu gewinnen, zögerte Peter mit Ausschreibung des Wahltags. Derselben Frist bediente man sich auch, um einen tüchtigen Kronkandidaten zu suchen; denn man war zur Erkenntniß gekommen, daß die Kräfte, in deren Besitz Johann sich befand, nicht zureichten, um die Krone gegen die Macht von Oesterreich zu behaupten.

Die Freunde des Hauses Lützelburg richteten ihre Augen auf den Herzog Ludwig von Baiern. Zwar konnte auch er an Land und Leuten, zumal bey seinen zerrütteten Finanzen, sich nicht mit den Oesterreichern messen. Aber was ihm an physischer Kraft gebrach, schien sein Geist und sein Muth zu ersetzen: und hatte er nicht erst, durch den gewaltigen Schlag bey Isareck, die stolzen Söhne von Habspurg tief gedemüthigt, und ihr ganzes Erbe mit Schrecken erfüllt? Es geschah ihm das heimliche Erbieten, die Krone des Reichs anzunehmen. Aber Ludwig wies den unerwarteten Antrag mit Empfindlichkeit zurück. „Er habe Verbindlichkeiten in Beziehung „auf dieses Wahlgeschäft eingegangen, die er nicht „mehr aufheben könne. Auch werde man ihm

„nicht zumuthen, sein gegebenes Wort zurück zu „nehmen. Ueberdieß sey die Macht seines Hauses „zu klein, um die Krone gegen Oesterreichs Waf„fen auf seinem Haupte zu schützen. Er müsse „dieß Ansinnen unbedingt ablehnen.“ — Ueber diese Erklärung glaubten die Fürsten noch nicht an Ludwigen verzweifeln zu müssen. Sie ordneten eine zweyte Gesandschaft an ihn ab, welche ihm die Vorstellung machte: „ob er denn die Gefahren nicht sehe, die ihm und seinem Hause drohen, wenn die teutsche Krone an Oesterreich komme, und ob er denn glaube, daß Friedrich die Schmach vergessen habe, die baierische Tapferkeit seinem Heere bey Moosburg zugefügt? Er spreche von übernommenen Verbindlichkeiten. Aber jeder von einem Stande des römischen Reiches geschlossene Vertrag erlösche in dem Augenblicke, in welchem er als unvereinbar mit dem Interesse dieses Reiches erscheine. Ihn rufe das Vaterland auf den erledigten Thron; es gebe keine höhere Pflicht, als der Stimme des Vaterlandes zu folgen. Umsonst berufe er sich auf die Uebermacht der Oesterreicher. Ein Mann von seinem Muthe bedürfe keines Ueberflusses an Mitteln. Das habe er vor den Augen des erstaunten Teutschlands schon bewiesen. Ueber dieß seyen die, welche ihn auf den Thron erheben, auch mit

ihrer ganzen Macht bereit, ihm gegen jeden, der ihm seine Erhebung streitig mache, zu Hülfe zu kommen. Der König Johann von Böhmen umfange Oesterreich im Norden, wie er im Westen, und derselbe reiche ihm seine Hand zum Schutz und Trutz." — "Nimm die Krone, ward noch hinzugesetzt, oder fürchte unsre Rache." Diese Vorstellungen ergriffen das wankende Gemüth und den jugendlich erregbaren Sinn des Herzogs. Ueber den hohen Aussichten, die seinem Ehrgeize und seinem ungestümmen Thätigkeitstrieb eröffnet wurden, vergaß er das gegebene Wort, und überließ sich den Werbern, um das Werkzeug ihres Hasses gegen die Fürsten vom Habspurgischen Stamme zu seyn.

Nun schrieb der Kurfürst von Maynz den Wahltag auf den neunzehnten Oktober (1314) nach Frankfurt aus. Die Zwischenzeit arbeiteten beyde Parthieen mit äusserster Thätigkeit, um sich zu verstärken. Zu erst erschienen die beyden Erzbischöfe von Maynz und Trier mit ihren Lehnleuten, und einem stattlichem Heere von Lützelburgischem Kriegsvolke, und besetzten das in den Vorstädten von Frankfurt gelegene Wahlfeld. Bald nach ihnen traf der König Johann von Böhmen, umgeben von einer tausend Mann starken Schaar von Bewaffneten, der

Herzog Johann von Sachsen, der Kurfürst Waldemar von Brandenburg, und der Markgraf Heinrich von Brandenburg-Landsberg ein. Alle diese standen auf der Seite der beyden Erzbischöfe; nur hatte der letztre die Absicht, die Krone für sich selbst zu erwerben, und blieb deßwegen seiner früher übernommenen Pflicht gegen Friedrichen nicht getreu. — Die Oesterreichische Parthie versammelte sich auf der entgegen gesetzten Seite des Mayns, in Sachsenhausen. Der Herzog Rudolf, — höchst entrüstet über die Unbeständigkeit, mit der sein Bruder Ludwig die geschehenen Verabredungen gebrochen hatte, stand an ihrer Spitze, und war auch von dem abwesenden Erzbischofe von Köln bevollmächtigt, dessen Stimme zu führen. Neben ihm hatte sich der Herzog Rudolf von Sachsen, und der Herzog Heinrich von Kärnthen, die auf Böhmen haftende Wahlstimme ansprechend, eingefunden. Umgeben von einem großen Gefolge von Rittern und Kriegsleuten schützte Friedrich seine Freunde.

Der Zwiespalt beyder Partheyen lag nicht bloß in ihrer Trennung über die Individuen, denen sie die Krone zugedacht hatten, es wurde zugleich die Stimmberechtigung der einen und der andern widersprochen. Friedrichs Freunde behaup-

keten, der König Johann führe die Stimme von Böhmen nur durch Usurpation, indem er widerrechtlich im Besitze dieses Königreichs sey, das dem Herzoge Heinrich von Kärnthen durch einen Akt willkührlicher Gewalt entzogen worden; es gebühre deßhalb diesem bey der bevorstehenden Wahl sein Recht geltend zu machen. Auf gleiche Weise stritt sich der Herzog Johann von Sachsen-Lauenburg mit dem Herzog Rudolf von Sachsen-Wittenberg, von denen jeder das Stimmrecht ausschließend sich anmaßte. Daraus ward ersichtlich, daß die Mehrheit der Stimmen die zwistige Wahl nicht entscheiden konnte; und indem jede Parthey die andere für unbefugt erklärte, sprach sie zugleich ihren Entschluß aus, denjenigen nicht anzuerkennen, der die Krone aus den Händen ihrer Gegner erhalten hatte.

Daß hier nicht ein Mann von Ansehen und edelm Muthe in die Mitte der Entzweyten trat, und sie mit Kraft und Ernst hinwies auf ihre Pflicht, die ihnen gebot, nicht auf das Interesse dieses oder jenes Hauses, und noch viel weniger auf ihren eigenen Vortheil, sondern einzig auf das Beste des Reichs zu sehen, das auf eine so drohende Weise gefährdet war, wenn die Krone wieder ein Zankapfel, und damit die Nation das

Spiel unversöhnlicher Privatleidenschaften wurde. Aber es scheint nicht, daß die Stimme des Patriotismus einen tiefen Eindruck auf die Wahlfürsten gemacht haben würde. Die Vorstellung des allgemeinen Wohls, und dessen, was die Verfassung und der Ruhm des Reichs forderte, war ihnen gänzlich entfremdet, und niedrigen Sinnes strebten sie nur dahin, wo Haß und Rache, Individualitätsgeist und Eigennutz ihre Zwecke sahen. Mit Gold hatte Friedrich seine Gönner gewonnen; und da Ludwig dessen ermangelte, nahmen die Häupter seiner Parthey Verheissungen von ihm, die er in der feyerlichen Form des Vertrags ihnen ertheilte. Der Kurfürst von Maynz ließ sich Brief und Siegel darüber geben: daß er den Zoll zu Ehrenfels so lange behalten dürfe, bis er die 3000 Mark erhoben, die er zum Besten des Kaisers Heinrich ausgelegt habe, — daß der Maynzer-Kirche, nach dem Tode des Landgrafen Johann von Hessen, zum Besitze der ihr erledigten Lehn verholfen werde, — daß dieselbe die Lehen wieder erlange, welche die Landgrafen in Thüringen ehemals von ihr getragen, und daß das dem Kaiser zustehende Recht der ersten Bitte dem Erzbischofe für alle Kirchen des Erzstifts überlassen werden sollte. Ja nach der Wahl mußte ihm Ludwig

noch die weitere Versicherung ausstellen, daß er ihm Weinheim, mit einigen anderen Orten abtreten, seinen Aufwand bey der Krönung mit 10,000 Mark Silber ersetzen, und ihm erlauben wolle, so viele Reichsgüter durch Kauf zu erwerben, daß sie den jährlichen Ertrag von 500 Mark abwerfen. — Balduin von Trier bedingte sich, ausser andern Privilegien, die Berechtigung, so viele Reichsgüter zu erkaufen, als er wollte. Noch theuerer, als diese beyden, schlug der König Johann seine Stimme an. Ihm mußte Ludwig sein Wort geben, daß er ihm zum Besitze der Länder Lothringen, Brabant und Limburg verhelfen wolle, wenn deren Innhaber unbeerbt mit Tode abgiengen, so wie, daß er ihm die das Königreich Böhmen betreffende Urkunden verschaffen werde, welche die Herzoge von Oesterreich und der Pfalzgraf Rudolf in Händen hatten. Für die Kosten der Wahl und Krönung setzte Johann 10,000 Mark an, statt deren er sich aber mit dem Distrikt von Eger, nebst Floß und Parkstein begnügen wollte. — So machten die Fürsten, welche die goldene Bulle nachher „die festen Grundsäulen des heiligen römischen Reichs" nannte, dieses Reiches Krone zu einem Gegenstand eigennütziger Spekulationen.

Der Wahltag nahte heran: aber unerbittlich beharrte jede Parthie auf ihren Ansprüchen. Der Kurfürst von Maynz setzte den gegebenen Termin weiter hinaus, und forderte die, welche in Sachsenhausen versammelt waren, auf, auf das Wahlfeld herüber zu kommen, damit dann in voller Versammlung über die Stimmberechtigung Rudolfs von Sachsen und Heinrichs von Kärnthen erkannt werden möchte. Aber trotzig wurde das Ansinnen verschmäht, und als der neunzehnte Oktober anbrach, traten die Fürsten, Rudolfen von Baiern an ihrer Spitze, zusammen, und wählten Friedrichen von Oesterreich zum römischen Könige und Kaiser. Da kein Erzbischof anwesend war; so verrichtete der Bischof von Gurk die geistlichen Ceremonien; der Pfalzgraf aber sprach das feyerliche „eligo" aus.

Ludwigs Freunde durften nun nicht mehr zögern, auch ihren Günstling zu dem Ziele seiner Hoffnungen zu führen. Sogleich am folgenden Morgen eröffneten sie ihre Versammlung, mit den alten gewohnten Gebräuchen, und sprachen einmüthig ihre Stimmen für den Baier aus. Ungesäumt hielt der Gewählte, umgeben von seinen Wählern, und begleitet von einer ansehnlichen Heeresmacht, unter den Jubel der Frank-

furter Bürger, seinen Einzug in die Stadt, wo er, wie die Sitte der Väter wollte, in die Bartholomäuskirche geführt, auf den Altar gehoben, und dann dem Volke dargestellt wurde, auch von dem Magistrate den Eyd der Treue empfieng. Geschützt von viertausend Reutern führten ihn hierauf die Wahlfürsten nach Aachen; wo er, gleichfalls freudig empfangen, samt seiner Gemahlinn Beatrix, von den Erzbischöfen von Maynz und Trier gekrönt und gesalbt wurde. An alle Stände des Reichs ergiengen die Kurfürstlichen Verkündigungsschreiben, worinn sie ermahnt wurden, dem neu gewählten Könige treu und hold zu seye.

Nicht so glücklich war Friedrich, indem er sich bemühte, mit der erlangten Würde auch noch die Zeichen derselben zu vereinigen. Die Frankfurter schloßen die Thore ihrer Stadt vor ihm zu, als er herbey kam, um gleichfalls in dem Tempel dargestellt zu werden. Es war umsonst, daß er sie belagerte. Der Kurfürst von Maynz schnitt ihm die Lebensmittel ab. Sein Heer duldete die Entbehrung nicht, und gieng allmählich auseinander. Von wenigen Getreuen umgeben, und begleitet von den dreißig Reutern, die noch von seinem ganzen Heere übrig geblieben waren, räumte er die Stätte. Auch die

Aachner verweigerten ihm den Eingang in ihre Stadt. Er begab sich deßhalb nach Bonn, wo er in der Kirche des heiligen Kassius, von Köln gekrönt wurde. Alle Vorzeichen vereinigten sich, um ihm anzudeuten, daß in seiner Erhebung kein Heil für ihn sey.

Indessen war er entschlossen, die Krone, welche die Fürsten ihm gegeben hatten, mit aller ihm zu Gebote stehenden Macht zu behaupten. Der Pfalzgraf Rudolf und der Erzbischof von Köln verhießen ihm ihre thätige Hülfe. Auch des Beystands der Könige von Ungarn und Apulien war er gewiß. Deßgleichen erklärte sich der Adel in Schwaben, im Elsaß und in der Schweiz größtentheils für ihn. Und als ein Bundsgenosse von überwiegender äusserer und innerer Stärke stand sein Bruder Leopold ihm zur Seite. Ludwig dagegen hatte, wie es ihm verheissen war, den König von Böhmen zu seinem Gehülfen. Auch fiel Meissen, Thüringen, und beynahe der ganze Rheinstrom von Selz bis in die Niederlande ihm zu; deßgleichen waren die meisten Reichsstädte, damals die eigentlichen Sitze der teutschen Nationalmacht, ihm in Treue zugethan. Mehrere Stände aber, denen Sachsen und Brandenburg das Beyspiel gegeben hatten, zogen sich in sich selbst zurück, und erklär-

ten ihren Entschluß, sich in diese Händel nicht zu mengen, zum Beweise, daß die Politik der Einzelnen, die, um sich zu erhalten, das Ganze verlassen, in dem alten teutschen Reiche nichts Neues war.*)

Nach seiner Krönung hielt Ludwig seinen ersten Hof in Köln, und zog von da, nach der Sitte der Könige aus dem Hause Hohen-Staufen, in den rheinischen Reichstädten umher. Ueberall gewann er das Volk durch Popularität und freundliche Gesprächigkeit, und die Edeln, durch die Freyheiten und Wohlthaten, die er ihnen verlieh. Allenthalben kam man huldigend ihm entgegen. Er nahm dann seinen Weg nach Baiern. Umsonst hatte Rudolf sich bemüht, die Augspurger und die Münchner gegen den neu gewählten König einzunehmen. In beyden Städten hielt er seinen glorreichen Einzug. Friedrich hatte unterdessen seinen Anhang in Schwaben verstärkt, und auf einem Tage in Basel sammelte er seine Getreuen um sich her. Hier er-

*) Auch der spätere Buchstabe solcher Neutralitätsvereine war nicht neu. Denn die oben genannten Stände — fidem invicem dederunt, mutuisse auxiliis propulsaturos arma a finibus, si quis vellet inferre: Burgundi. hist. bavar. I. p. 37.

pfieng seine Gemahlinn die königliche Krone, und die Reichsinsignien, in deren Besitz er war, wurden öffentlich ausgestellt, zum Zeichen, daß er das wahre Oberhaupt des Reiches sey.

Der Herzog Leopold von Oesterreich hatte die Feindseligkeiten gegen Ludwig bereits eröffnet, als sich derselbe nach seiner Krönung noch am Rhein befand, und da der letztre sich mit ihm in kein offenes Treffen einließ, das Land umher verwüstet, und an den Gegnern seines Bruders Rache genommen. Diesem kleinen Kriege machte aber die damals in Teutschland herrschende Hungersnoth, die die Herbeyschaffung der Lebensbedürfnisse für die Heere sehr erschwerte, ein baldiges Ende, und Ludwig zog, nachdem er einen Theil seiner Völker abgedankt hatte, in seine Erblande zurück, wo wegen der Aufwieglungen Rudolfs seine Gegenwart nothwendig war. Im Sommer desselben Jahrs (1315) aber brach die Macht von Oesterreich, Friedrichen und Leopolden an der Spitze, vom Bodensee hervor, und nachdem sie in Schwaben die Zahl ihrer Anhänger vermehrt hatte, nahm sie plötzlich ihre Richtung gegen Baiern, und erschien im Anfange des Septembers in den Umgebungen von Mindelheim. Einen Angriff auf Baiern hatte Ludwig nicht erwartet, und durch den Rath

treuloſer Freunde verführt, hatte er die Rüſtungen für dieſen Fall vernachläſſigt. Indeſſen eilte er, umgeben von einem kleinen Gefolge, dem Feinde nach Friedberg entgegen, um dort die allenthalben aufgerufene Hülfe zu erwarten. In dieſem offenen Orte, und von ſo wenigen Bewaffneten geſchützt, war es den Oeſterreichern leicht, ihn zu überfallen und ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen. Da bewieſen ihm die Augſpurger ihren bidern Sinn. Sie machten ihn aufmerkſam auf die Gefahr, in der er ſchwebte, führten ihn bey Nacht auf der von Fackeln erleuchteten Straße in ihre Stadt herüber, und förderten ſeine Anſtalten in der Verſtärkung ſeiner Macht ſo thätig, daß er in wenigen Tagen vermochte, den Feinden die Spitze zu bieten. Da dieſe ſahen, daß nicht mehr zu erreichen ſtand, was ſie durch Ueberraſchung auszuführen verſucht hatten, ſchickten ſie ſich zum Rückzuge an, plünderten das umliegende Land und verbrannten das Städtchen Landsberg.

Leopold nahm ſeinen Weg in die Schweiz, um an den Waldſtädten Rache dafür zu nehmen, daß ſie ſich auf die Seite Ludwigs geſchlagen hatten. Die rauhen Naturſöhne, welche dieſe Gebürge bewohnten, hatten ſich das Jahr zuvor, durch die Plünderung des Kloſters Einſiedeln und durch die Hinwegführung der vor-

tigen Mönche, den Bann und die Acht zugezogen, und auch dadurch den Zorn Oesterreichs gereizt, indem das Gotteshaus unter dessen Schirmsvogtey stand. Nachdem Leopold ein ansehnliches Heer versammelt hatte, zog er gegen die Rebellen heran. Aber Verrätherey hatte ihnen seine Plane kund gethan, und so überfielen sie ihn, am Tage des heiligen Otmar, (6. Nov. 1315.) in der Schlucht von Morgarten, vernichteten und zerstreuten seine ganze Macht, und beschwuren, stolz auf einen solchen Sieg, ihren Bund auf ewige Zeiten. Mit hoher Freude vernahm Ludwig die Nachricht von dieser Niederlage. Sie entschied das Schicksal der Schweiz und das seinige auf eine günstige Weise. Er hielt, im März des folgenden Jahres, einen Reichstag in Nürnberg, sprach daselbst die Acht über seinen Gegenkönig und über den Herzog Leopold aus, und erklärte sie alles ihres in dem Umfange der Waldstädte gelegenen Eigenthums verlustig.

Von Nürnberg aus, wo ein groſses Kriegsheer sich um den König versammelt hatte, unternahm er einen Zug gegen den Grafen Kraft von Hohenlohe, der vor allen Anhängern Friedrichs eine empfindliche Züchtigung verdiente. Der Treulose hatte sich so sehr in das

gute Herz Ludwigs eingeschmeichelt, daß er ihn für einen der redlichsten seiner Freunde hielt, und ihm nicht nur die Stadt und das Schloß Rothenburg ob der Tauber pfandweis verschrieb, sondern ihm auch die Burg Geilnau, die Stadt Kreilsheim und das Dorf Hohnhardt schenkte. So viele Wohlthaten konnten seinen bösen Sinn nicht zähmen. Als der König von Speyer nach Baiern zurück zog, suchte er ihn meuchelmörderisch zu tödten, indem er in seine Herberge Feuer einlegte. Bald erklärte er sich öffentlich für Oesterreich. Das Königliche Heer rückte von Nürnberg aus vor Herrideun, welche Stadt damals die Gräfinn Adelheid von Oettingen, eine Schwester des Kraften von Hohenlohe, inne hatte. Fünf Wochen dauerte die Belagerung, unter standhafter Gegenwehr der tapfern Männer, die die Thürme und Mauern vertheidigten. Mit Sturm und unter vielem Blutvergießen ward die Stadt endlich genommen, und Ludwig, erbittert über den Starrsinn ihrer Bürger, und tief gekränkt durch die Beleidigungen, die sie früher seinen Freunden angethan hatten, gebot, daß, mit Ausnahme der Kirchen und der priesterlichen Wohnungen, alle Gebäude dem Erdboden gleich

gemacht, und die Mauern geschleift werden sollten. So wurde Herriden zerstöhrt! Von da gieng der Zug nach den Schlössern Wahrberg und Schillingsfürst, welche gleichfalls erobert wurden. Am 2. Mai kam der König wieder nach Nürnberg zurück.

Während dieß in Franken geschah, ängsteten Friedrich und sein Bruder Leopold die Städte in Schwaben, die der Treue gegen den Baier nicht entsagen wollten, schlossen ihre Mauern und verheerten ihre Gebiete. Bald lagerten sie sich vor Eßlingen, und griffen die Stadt, damals eine der mächtigsten des Landes, mit großem Ungestümm an. Zwar er wehrten sich die Bürger lange des feindlichen Andrangs, und gaben herrliche Beweise von Tapferkeit und Zuversicht. Aber unter den täglichen Angriffen der zahlreichen Belagerer sank ihre Kraft und ihr Muth. Da erschien, von ihnen herbeygerufen, mit einem stattlichen Heere Ludwig, und nahm eine Stellung auf der linken Seite des Neckars, so daß der Fluß beyde Lager trennte. Der König von Böhmen und der Kurfürst von Trier befanden sich in Person bey dem Entsatze. Man schlug sich täglich in kleinen Gefechten, besonders am Neckar, wo die Soldaten von beiden

Seiten zuſammen kamen, um ihre Pferde zu tränken. In gröſserer Heftigkeit entbrannte einſt ein ſolches Gefecht. Das Geſchrey lief durch beyde Lager. Man rückte mit geſammter Macht gegen einander an, und es kam, in dem Bette des Fluſſes und an ſeinen Geſtaden zur förmlichen Schlacht. Von den Soldaten fielen wenige, aber man zählte 1700 todte Pferde, von deren Blut das Waſſer des Neckars roth gefärbt wurde, weit hinunter. Unter den Todten des Oeſterreichiſchen Heeres befand ſich der Graf von Kirchberg. Der Tag war nicht entſcheidend. Doch hub Friedrich die Belagerung der Stadt auf. Dieſs geſchah zur Zeit der Weinleſe.

Eine Geſchichte, die, während der kleine Krieg vor Eſslingen geführt ward, ſich ereignete, ſchildert den ritterlichen Geiſt jener Zeit. Stephan Gumpenberger, einer aus Ludwigs Heer, rennt mit ſeinem ſchnellen Pferde auf den Feind, empfängt aber von Heinrich Schweinkenriß eine harte Wunde. Eben will dieſer den zweyten Streich führen, als der Gumpenberger ſein Pferd niederſticht, und ihn im Fallen ergreift. Die Baiern eilen herbey, um den Gefangenen nieder zu hauen. Aber der Gumpenberger weist ſie zurücke, führt Heinrichen,

ihn beschützend, in das Lager, bewirthet ihn mit Speise und Trank, und erlaubt ihm zu den Seinen heim zu kehren, nachdem er ihm sein Wort gegeben, auf einen gewissen Tag wieder zu erscheinen. Getreulich kam auch der Gefangene zur bestimmten Zeit zurück, und bezahlte seinem Ueberwinder das verabredete Lösegeld.

Noch immer war unter allen Feinden Ludwigs keiner unversöhnlicher und bitterer, als sein Bruder Rudolf. Nicht nur, daß derselbe überall warb und ermunterte, um seine Bundsgenossen und seine Unterthanen zur Treulosigkeit zu verleiten, und seine Widersacher in ihrem Hasse gegen ihn zu bestärken; er fiel sogar in den Verdacht, Meuchelmörder gedungen zu haben, um den Verhaßten aus dem Wege zu räumen. Umsonst hatten beyde in einem am 6. Mai 1315 geschlossenen Vertrag die Versöhnung aufs Neue bestätigt, und sich verbindlich gemacht, „fürbas „brüderlich und lieblich mit einander zu leben.“ Kaum hatte im folgenden Jahre Ludwig sich aus dem Lande entfernt, als Rudolf öffentlich gegen ihn aufstand, und die Mißvergnügten von dem Adel in Vohburg versammelte, mit der erklärten Absicht, ganz Baiern von ihm abfällig zu machen. Mit gewaffneter Hand er-

ſtickte Ludwig das aufſchlagende Feuer, brach die Burgen ſeiner rebelliſchen Lehnsleute, und vertrieb den verrätheriſchen Bruder aus ſeinem Wohnſitze Wolfartshauſen. Unſtät und verlaſſen umher irrend, ein lebendiges Bild des beſtraften Verbrechens, und jämmerlich leidend an ſeinem Körper, ſuchte er Rettung, indem er ſich in Ludwigs Arme warf. In einem neuen Vertrage (26. Febr. 1317.) verzichtete er, gegen ein Leibgeding, und mit einigem Vorbehalte, auf die Regierung, ſo lange der Krieg mit Oeſterreich währte, ging dann aus dem Lande, und ſtarb zwey Jahre ſpäter, ohne daß es zur ſichern Kenntniß der Nachwelt gekommen wäre, wo er ſein Leben geendet hat. Seine Söhne Rudolf, Adolf und Rupert hielten ſich in Oeſterreich auf, den väterlichen Haß gegen den Oheim unverſöhnlich fortſetzend. Erſt zehn Jahre nachher gelangten ſie zu ihrem Antheile an dem Wittelsbachiſchen Erbe.

So hatte Ludwig ſich ſeines Todfeindes entledigt: um deſtwillen blieb auch daſſelbe Jahr die teutſche Krone unter den Zwiſten ihrer Prätendenten verderblich für Land und Leute; nur kam es zu keinen ſo heftigen Kämpfen, wie zuvor und hernach; der Oeſterreicher und der Baier ſchienen zu fühlen, daß es für die Teutſchen

doch noch ein größeres Interesse gebe, als die Person ihres Regenten. Friedrich hielt sich meistens in Schwaben und im Elsaß, und Ludwig am Rhein und am Mayn auf, und beyde beschäftigten sich damit, die kleinen Stände zu verfolgen und zu züchtigen, die nicht von ihrer Parthie waren. Doch vor Speyer kamen sich die Häupter der Parthey'n zu Gesichte. Friedrich, vereinigt mit Leopold, berennte die Stadt, verwüstete die Gegend, und zerstörte die Gärten und Weinberge. Da riefen die Speyerer den König Ludwig zu Hülfe, der mit einem zahlreichen Kriegsvolke im Elsaß erschien, und nach einigen Gefechten mit dem Feinde, die Stadt entsetzte. Die Landauer hatten in dieser Fehde, auf Anstiften des Landvogts vom Elsaß, Otto von Ochsenstein, sich gegen Speyer in Rüstung gesetzt, und waren dem Heere Friedrichs zugezogen. Dafür büßte sie der König auf eine empfindliche Weise. Er gab am 18. Oktober zu Frankfurt den Befehl, daß ihre Mauern und Thürme sollten abgebrochen werden, und verschrieb ihre Stadt denen von Speyer um einen Pfandschilling von sechshalbtausend Pfund Heller. *)

*) Dieser Befehl kam aber nicht zur Vollziehung. So erzählt Lehmann (Speyerische Chronik, VII.

Bald darauf, im Frühling des Jahres 1318 wurde das überrheinische Teutschland wieder der Schauplatz des Krieges. Die Bürger zu Straßburg bekämpften sich im Innern ihrer Stadt, indem jeder der beyden Gegenkönige unter ihnen seine Parthey hatte; Friedrich aber belagerte Kolmar. Ludwig kam mit seinen Bundsgenossen herbey, und die Oesterreicher zogen sich zurück. Teutschland sah einem entscheidenden Schlage entgegen, der des langen Haders, dessen jedermann herzlich müde war, ein Ende machen sollte. Aber es gewann das Ansehen, daß derselbe Zweck auf einem minder

---

24.): „Als der Kaiser darauf förderlich den Krieg mit Macht wider den Landvogt und Landau, mit Zuzug der Stadt Speyer Hauptmann und Reisigen fürgenommen, und der Gegentheil sich nicht in Eil gegen solchen Gewalt zum Widerstand gefaßt machen können, haben sie durch gütliche Unterhandlung beym Kaiser, der von Natur zur Milde geneigt gewesen, die Beschwernis der Belagerung durch solche Mittel abgewendet, daß sie eine schlechte Summe Gelds erstattet, damit er sich, in Ansehung seiner mächtigen Feindschaft leichtlich lassen sättigen, und der Stadt Speyer die bestimmte Summe der hund Heller bezahlt, und hinfurter beederseits einander nachbarliche Freundschaft zu erweisen versprochen. Also sind ihnen ihre Thurme und Mauern ungebrochen geblieben."

blutigen Wege erreicht werden dürfte. Der König Johann von Böhmen, durch diese unaufhörlichen Züge immer mehr erschöpft, gedachte zunächst seines eigenen Vortheils, und schlug den Partheyen einen Waffenstillstand vor. Ludwig, abhängig von diesem mächtigen Bundsgenossen, konnte seinem Willen nicht widerstreben; und gerne nahm Friedrich seinen Vorschlag an, da er die günstigen Aussichten zur Begründung seiner Ueberlegenheit in Italien, welche eben die Umstände ihm darboten, nicht benützen konnte, er war dann seiner Feinde in Teutschland sicher. Man eröffnete die Unterhandlungen. Die beyden Könige traten, wie einige Nachrichten versichern, selbst zusammen, und besprachen sich über das schöne Werk der Versöhnung. Man verabredete einige Heirathen, um dadurch die Annäherung der Partheyen zu befestigen. Der Waffenstillstand kam zu Stande. Friedrich gieng nach Oesterreich und Johann nach Böhmen zurück. Ludwig aber blieb in den Rheingegenden, wo er die Stadt Wißbaden eroberte, während der Kurfürst Balduin, vereinigt mit den Niederländischen Fürsten, durch sein Waffenglück es vermochte, den Erzbischof Heinrich von Kölln dergestalt zu demüthigen, daß er Friedrichs Parthey verließ.

Dirſe Vortheile waren kein Erſatz für den Verluſt der Böhmiſchen Hülfe. Der König Johann, ſeinem Vertrage mit Friedrichen getreu, hatte alle ſeine Macht in ſein Land zurückgezogen, und bediente ſich derſelben, um in den damaligen Unruhen in Polen Schleſien an ſein Haus zu bringen, und ſeine Abſichten auf die Hinterlaſſenſchaft des verſtorbenen Kurfürſten Waldemar von Brandenburg zu unterſtützen. Sein Beyſpiel entſchuldigte die Lauigkeit der übrigen Bundesgenoſſen Ludwigs. Die eigenen Kräfte des Letztern aber waren tief geſunken. Nie ſtanden die Zeichen günſtiger für Oeſterreich. Man hoffte den Baier mit einem Schlage vernichten zu können. Im Herbſte des Jahres (1319.) brach Friedrich plötzlich mit großer Heereskraft in Baiern ein, und Leopold zog aus Schwaben gegen den Lech heran. Ludwig ſammelte in der Eile ſeine Kräfte; ſein Vetter Heinrich der ältere, von Nieder-Baiern, zog ihm mit einem beträchtlichen Heere zu; man gieng dem Feinde in die Nähe von Mühldorf entgegen; der Tag, an dem ein allgemeiner Angriff ausgeführt werden ſollte, war bereits beſtimmt. Da verbanden ſich einige Mißvergnügte von Adel im Baieriſchen Heere, daß ſie den Tag vor der Schlacht den König,

wenn er die Meſſe hören würde, ermorden wollten, damit endlich das ſo lange geplagte Vaterland doch Ruhe erhalten möchte. Die Zahl der Verſchwornen war zu groß, als daß ihr Vorhaben ein Geheimniß bleiben konnte. Die Nacht vor deſſen Ausführung, während Ludwig ſorglos in ſeinem Zelte ſchlief, gieng die Rede durch das Lager, von dem was geſchehen ſollte, und daß dem ganzen Heere die unvermeidliche Gefahr drohe, das Opfer einer gottloſen Verrätherey zu werden. Schrecken und Entſetzen ergriff Ritter und Knechte. Man wollte nicht wehrlos durch Meuchelmörder ſterben. Jeder ſorgte nur für ſeine Rettung. Haufenweiſe nahmen die Kriegsleute die Flucht. Selbſt der Herzog Heinrich zog mit den Seinen von dannen. Als Ludwig erwachte, ſah er ſich von aller Welt verlaſſen. Auch er machte ſich auf, ſchloß ſich in ſeine treue Stadt München ein, und überließ das Land den Feinden, welche daſſelbe zwey Monate lang mit Feuer und Schwert verheerten. Da ſaß der König, in tiefer Betrübniß, in ſeiner Burg zu München, klagend über das Verhängniß, das ihn nimmer zur Ruhe kommen ließ, und ſo große Drangſale und Gefahren an die nicht geſuchte Krone knüpfte, und im Kreiſe der Wenigen, die ihm noch getreu

geblieben waren, überlegend, ob er dieſe Krone nicht einem ſeiner Vettern in Niederbairn übergeben, und ſich dadurch dieſen ewigen Verfolgungen eines widrigen Schickſals entziehen ſollte.

Die Oeſterreichiſchen Schaaren räumten das verwüſtete Land, und Zuverſicht und Hoffnung kehrten in Ludwigs Seele wieder. Er zog (im Januar 1320.) an den Rhein hinunter, um hier die Hülfe zu ſuchen, die er in ſeinem Eigenthume nicht gefunden hatte. Er ſah auch ſeine Erwartungen auf das trefflichſte beſtätigt. Zwar entriß ihm der Tod gerade zu dieſer Zeit den getreueſten ſeiner Bundsgenoſſen, den Kurfürſten Peter von Mainz; aber ſeine Sache litt dadurch keinen Nachtheil; vielmehr zogen von allen Seiten der Adel und die Städte ihm zu, mit einer anſehnlichen Macht rückte der Kurfürſt von Trier herbey, und auch der König von Böhmen ſchickte wieder einige Schaaren, ſo daß Ludwig nie ein Heer von dieſer Stärke um ſich verſammelt geſehen hatte. Als Friedrich dieſe Rüſtungen vernahm, machte er ſich auf, zog durch das Tyrol an den Rhein, und erſchien bey Straßburg den feindlichen Stellungen gegen über. Zugleich ſchloß Leopold mit den Speyerern,

vor deren Stadt er im achten Monate gelegen war, einen Waffenstillstandsvertrag, und vereinigte sich mit seinem Bruder. Das Flüßchen Breusch trennte beyde Heere. Aber Ludwigs Unstern gieng auch diesmal wieder über seinem Lager auf. Bey dem Anblicke der vereinten Oesterreichischen Macht entfiel seinen Bundsgenossen der Muth. Er war genöthigt, seine Stellung zu räumen, und sich nach Hagenau zurück zu ziehen. Gleich als hätten sie ihn in offener Feldschlacht besiegt, verfolgten die Oesterreicher seine Schaaren. Mit Ungestümm forderten seine Krieger von dem geldlosen Könige ihren Sold, und als er nicht zu leisten vermochte, was sie verlangten, löste der größte Theil des Heeres sich auf; und nicht minder rathlos, als nach dem Schrecken von Mühldorf, nahm er seine Zuflucht nach Frankfurt; Friedrich aber verstärkte seine Macht immer mehr im Elsaß und in Schwaben. Im darauf folgenden Sommer (1321.), während Ludwig wieder am Rhein beschäftigt war, die Reichsstände in sein Interesse zu ziehen, oder in demselben zu erhalten; fielen die Oesterreicher abermals über seine baierischen Lande her, durchzogen sie zehn Wochen lang nach allen Richtungen, und jede Gegend, die ihr

Fuß betreten hatte, ward von ihnen verlassen als ein scheußlicher Greuel der Verwüstung.

So hatten denn acht Jahre hindurch die beyden Könige, über deren Wahl das Reich in sich selbst zerfallen war, sich um die teutsche Krone bekämpft! Der ganze vaterländische Süden, von den Alpen bis an den Thüringer Wald, und vom Inn bis an die Gebirge des Waasgau, war ein trauriger Schauplatz unaufhörlicher Befehdungen. In offenem Kriege lebte der Nachbar mit dem Nachbarn: da alles durch die Gewalt des bewaffneten Arms entschieden wurde, waren die Gesetze vergessen; Handel und Wandel und das friedliche Geschäfte des Landmanns hatte keinen Schutz mehr; nur der Mächtigste konnte seines Eigenthums sicher seyn; und überall sah man die rauchenden Trümmer zerstöhrter Hütten und Burgen, und traurig verwüstete Dörfer. Da die Parthien selten im Stande waren, vernichtende Schläge gegen einander zu führen; so suchten sie sich durch Zerstörung aufzureiben, und diese traf gerade den schuldlosesten Theil, nämlich die wehrlosen Bewohner des Landes. Murrend sehnte sich deßhalb ganz Teutschland nach einer bessern Zeit, und es ward aller Welt gleichgültig, wer die Krone trug, wenn man nur des so lange vermißten Glückes theilhaftig ward, wieder ruhig

und ſicher zu leben. Dieß war auch der Sinn der meiſten Stände des Reiches und des Adels. Das lange vergebliche Streben und das Unglück hieß endlich auch den Partheygeiſt verſtummen, und die kriegeriſche Luſt überſättigt ſchweigen. Es war Aller Wunſch, daß irgend ein entſcheidender Tag das Schickſal Teutſchlands ausſprechen möchte. Zu einer ſolchen rüſtete ſich Oeſterreich. Selbſt ſeine Feinde anerkannten, daß ihm endlich der Sieg werden müßte. In allen bisherigen Feldzügen hatte es immer die Oberhand behauptet. Nie ſtanden die Sachen Ludwigs bedenklicher, als itzt. Ein mit Verſtand und Kraft geleiteter Anſtoß mußte das wankende Gebäude ſeiner Entwürfe und Hoffnungen vollends zu nichte machen.

Friedrich ließ ein Aufgebot an ſeine ſämmtlichen Mannen ergehen, daß ſie herbey kommen ſollten, um Baiern zu demüthigen. Die Biſchöfe von Salzburg, Paſſau, Lavant und Gurk ſchickten ihm Geld und Mannſchaft, und gelobten ihm, ſeinen Fahnen ins Feld nachzufolgen. Der König Karl von Ungarn ſtellte zahlreiche Horden von Reuterey und Bogenſchützen; ein wildes Volk, von ſeltſamer Geſtalt und Tracht, aber furchtbar im Kriege. So kam ein mächtiges Heer zuſammen, mehr als ſiebenzig

tauſend Mann ſtark. Um das Feſt der Kreuzerfindung (21. Sept. 1322.) brach Friedrich, ſeinen Bruder Heinrich an der Seite, mit demſelben auf, und drang über Salzburg in Baiern ein, und lagerte ſich bey demſelben Mühldorf, wo es ihm drey Jahre früher gegen Ludwigen ſo leicht und ſo wohl gelungen war. Zu gleicher Zeit zog Leopold groſſe Streitkräfte in Schwaben, am Rhein, im Thurgau und Aargau zuſammen. Er ſollte den Feind im Rücken nehmen, und ſo ſeinen unvermeidlichen Untergang vollenden.

Mit derſelben Thätigkeit, und mit einem nicht minder günſtigen Erfolge hatte Ludwig ſeine Rüſtungen betrieben. Die Städte ſeines Landes ſtanden mit allen ihren Mannſchaften auf, und der getreue Adel, beſonders der jenſeits der Donau im Nordgau ſaß, ſammelte ſich um ſeine Fahnen. Es kamen Heinrich von Nieder-Baiern, Johann von Böhmen, und der Burggraf Friedrich von Nürnberg mit mächtiger Hülfe herbey. Viele von den Städten des Reichs zogen dem Könige zu. Balduin von Trier ſendete ſein Volk; auch er erſchien mit den ſeinigen Wilhelm von Montfort, zween Graen von Oettingen, zween von Schlüſſelburg, und der von Hennеberg. So er-

wuchs Ludwigs Heer zu einer ſtattlichen Macht; aber an Zahl war es nicht der Hälfte des Feindes gleich. Der König von Böhmen ſah deßhalb nicht ohne Sorgen, die ungeheuere Menge von Lanzknechten, Schützen und Reiſigen, die in Friedrichs weit gedehnten Lagern ſich bewegten. Aber der König wankte nicht in ſeiner Zuverſicht. „Seyd guten Muths, ſprach er, die Hand des Herrn iſt mit unſrer Sache! Wir ſiegen!“ — Dieſe Zuverſicht verkündigte einen ſelbſtſtändigen Geiſt. Denn nicht nur an Volk war Ludwig ſchwach; er war es auch an Geld. Seine Kaſſe enthielt den Tag vor der Schlacht an baarem Vorrathe, nicht mehr als elf Pfund Heller; und Krone, Eigenthum und Leben hiengen in dem Ausgange dieſes verhängnißvollen Moments. Doch ſprachen die Aſtrologen für die Unternehmung; die Geſtirne ſtanden günſtig für der König.

Das Oeſterreichiſche Heer hatte ſich in der weiten Ebene gelagert, welche, die Buchenwieſen genannt, zwiſchen dem Inn und der Iſer, weſtlich von Mühldorf ſich hindehnt; Ludwig aber ſtand mit ſeinen Bundesgenoſſen, hinter dem letztgenannten Fluſſe. Sein ganzes Heil ſchien daran zu hängen, daß er mit Friedrichen ſchlug, ehe Leopold herbey gekommen war, um ihn zu verſtärken. Das Glück

gab ihm Gelegenheit, den Briefwechsel der beyder Brüder zu unterbrechen. Friedrichs Boten nahmen nämlich ihren Weg durch das Kloster Fürstenfeld. Die dortigen Mönche; ihrem Fürsten treu ergeben; und davon unterrichtet, was jetzt sein Interesse forderte, hielten dieselben beym Becher auf, und veranlaßten sie unter Umständen, wo die Augenblicke kostbar waren, die Nacht hindurch mit ihnen fortzuzechen. Zum Ueberflusse ließen sie noch ihre Pferde stehlen, daß der Aufbruch am Morgen nicht erfolgen konnte. So beschäftigte sich Leopold damit, die Burg des Grafen von Montfort zu berennen, während seine Gegenwart am Inn dringend nothwendig war; Ludwig aber gab seinem Heer eine Stellung; die Friedrichen große Vortheile darbot, um ihn zum Angriffe zu reizen, ehe Leopold mit den Seinen herbey kam.

Die wichtigste Person unter dem Heere des Königs war Seyfried Schweppermann, ein erfahrner Kriegsmann von Nürnberg, zwar unansehnlich von Person, aber unerschöpflich an Hülfsmitteln, voll Geistesgegenwart und Tapferkeit, und durch ein schönes vorhergegangenes Heldenleben hochgeachtet in der öffentlichen Meynung. Ihm hatte Ludwig die Lenkung der Operationen anvertraut. Den rechten Flügel des Heers führte

Konrad von Baierbrunn, den linken Albert Rindsmaul, Pfleger von Neustadt. Beyden waren Schaaren von leichter Reuterey zugetheilt, welche den Auftrag hatten, während des Gefechtes den österreichischen Friedrich nie aus dem Auge zu lassen, und ihn wo möglich zu erhaschen. Der König von Böhmen und der Herzog Heinrich standen an der Spitze des Vortrabs. Ihnen ward die Ehre des ersten Angriffs zugedacht. Ludwig hielt sich, in gemeiner Rüstung, auf dem Mittelpunkte des Heers, bey der Sturm- und Rennfahne, umgeben von seinen treuen baierischen Bürgern. So rückte die gesamte Macht bey Ampfing über die Iser, und bot dem Feinde die Schlacht an. Nur der Burggraf von Nürnberg blieb mit seinen Reutern, jenseits des Flusses, im Hinterhalte stehen. Dieß geschah am Tage des Erzengels Michael (18. Sept. 1322.) früh vor Aufgang der Sonne.

Schon den Tag zuvor hatte Friedrich, der die Bewegungen in dem feindlichen Lager wahrnahm, sich entschlossen, das Treffen anzunehmen. Umsonst widerriethen es ihm seine bewährten Kriegsgefährten, Dietrich von Plichendorf und die Brüder Heinrich und Ulrich von Waldsee, mit der Ermahnung, erst Leopolds Ankunft zu erwarten; umsonst weissagten seine

Sternkundige Unglück; er blieb auf seinem vermessenen Sinne. Der Erzbischof von Salzburg, wie Friedrich ungeduldig die gewisse Vernichtung des Feindes erwartend, nahm das Schwert und schlug drey und neunzig Ritter, und am folgenden Morgen, als man die Baiern in Schlachtordnung heran rücken sah, setzte sich das ganze Heer gegen sie in Bewegung. Der rechte Flügel, der die wilden ungarischen Schaaren enthielt, ward von den Brüdern von Waldsee geführt. Ein großer Haufen auserlesener Pfeilschützen schritt vor demselben her. Den linken Flügel, auf dem die Oesterreicher und Steyermärker standen, befehligte Herzog Heinrich von Oesterreich. Mit demselben zog Friedrich, umgeben von seiner Leibwache, einher, auf einem stolzen Pferde reitend, in vergoldeter Rüstung, und mit einem Helm geschmückt, auf dem der Reichsadler sich erhub. Diese Pracht, eine so edle Gestalt umkleidend, konnte die Seinen ermuntern, die Feinde aber schrecken. Die bey dem Heere befindlichen Bischöfe hatten sich in die Stadt Mühldorf zurück gezogen, und flehten am Altare um Glück für Oesterreichs Waffen.

Die Ungarn eröffnen die Schlacht. Mit einem wilden Geheule und raschen Schrittes stürzen sie auf den baierischen Vortrab los, und ein Hagel

richtig treffender Pfeile fällt auf denselben nieder. Die Pferde stutzen; das Fußvolk verzweifelt an der Möglichkeit solchem Ungestümme zu widerstehen; fünfhundert Böhmen werden gefangen; die andern wenden um, und bringen selbst die Baiern auf dem rechten Flügel in Unordnung. Unter dem Könige Johann fällt sein Streitroß. Da eilt Schweppermann mit den Baiern, welche der Herzog Heinrich anführte, herbey, stellt sich dem Feinde entgegen, bildet aufs Neue die Schlachtordnung, und wieder ermannt, treten die Böhmen abermals in die Lücke ein, die durch ihre Flucht entstanden war. Nun beginnt ein heftiger Kampf. Auf beyden Seiten glänzt die höchste Tapferkeit. In großer Zahl fallen die Todten und Verwundeten; aber ohne daß ein Resultat sich zeige, empfängt der Tod sein Opfer. Schweppermann sieht, daß die Kunst entscheiden müsse, wo das Schwert ohne Erfolg geführt wird. Er macht eine Schwenkung mit dem ganzen Heere. Sonne, Wind und Staub fällt den Oesterreichern ins Gesicht. Mit neuem Eifer benützen die Baiern diesen Vortheil. Heldenmüthig widerstehen die Feinde. Aber sie sehen sich auf die Vertheidigung zurück gebracht. Sie werden heftig gedrängt. Doch plötzlich kommt die Hülfe, deren so grosse Tapferkeit werth war. Von der

Ufer her ſtürmt ein langer Zug Reuterey, und über ihm weht Oeſterreichs Banner. War das nicht Leopold, den der Himmel gerade im Augenblicke der Entſcheidung ſandte? Im Jubelſchall lief die entzückende Kunde durch Friedrichs wankende Reihen. Aber welche Täuſchung! Es war der Burggraf von Nürnberg mit ſeinen Reutern, der aus ſeinem Hinterhalte hervor gebrochen, das trügeriſche Zeichen der Genoſſenſchaft führend, in den Rücken der Ungarn fällt. Darüber verliert das überraſchte Volk den Muth. Alles ergreift die Flucht, die gefangenen Böhmen entwaffnen ihre Wächter, und ſtürzen rachedürſtend in die feindlichen Haufen. Die Niederlage des rechten Flügels iſt vollendet. Aber noch kämpft Friedrich mit Löwenmuth in der Mitte der Oeſterreicher und Steyermarker. Sein Wort und ſein Beyſpiel konnten auch den Kleinmüthigſten begeiſtern. Nur vermochte die Tapferkeit nicht mehr, den beſonnenen Schweppermann zu hindern, daß er den errungenen Vortheil benützte. Er ſendet eine Schaar Reuterey in die feindliche Flanke. Die Verwirrung wird allgemein. Der Herzog Heinrich von Oeſterreich ergiebt ſich den Siegern. Gleiches Schickſal hat Dietrich von Pillichendorf, der das Hauptbanner des Heers führt. Unerſchütterlich ſteht, in dieſen ſchrecklichen

Augenblicken, der unbezwingbare Friedrich, gleich einem Helden aus dem Zeitalter der Fabel. Alles dringt auf ihn ein; Alles schlagen die treuen Ritter nieder, die ihn umgeben. Endlich fällt unter ihm sein Pferd. Noch wehrt er sich männlich. Die Leichname seiner Freunde liegen um ihn her. Nach langem Zweykampfe wird Albert Rindsmaul seiner Meister. Der Burggraf von Nürnberg kömmt herbey. Ihm übergiebt Friedrich sein Schwerd. Ehrfurchtsvoll und schweigend stehen die Helden, und tief gerührt durch solchen Unbestand menschlichen Glücks.

So siegreich endigte sich, nach einem harten Kampfe von zehn Stunden, für den König der Tag bey Ampfing. Eine Menge tapferer Männer von beyden Seiten war gefallen. Fünftausend todte Pferde lagen auf der Wahlstadt. Unter den Gefangenen zählte man 1400 rittermäßige Leute. In tiefen Schmerz versunken sann Friedrich seinem Unglücke nach. Er gerieth in größere Bestürzung, als ihm verkündigt ward, daß er Ludwigen sollte vorgestellt werden; denn er war der gewissen Zuversicht, daß er diesen selbst, in der Schlacht niedergehauen habe. Gebeugt und zaghaft erschien er in dem Zelte seines Ueberwinders. Aber dieser nahm ihn mit Würde auf, und nie seine gewohnte Freundlichkeit ver-

läugnend, bewillkommte er ihn, mit den Worten: „Vetter! wir ſehen Euch gern!“

Ludwig verſäumte nicht, ſeine Krieger und ſeine Bundsgenoſſen für die Treue und den Muth zu belohnen, die ſie an dieſem heiſſen Tag ihm bewieſen hatten. Was er bey dem dürftigen Mahle nach der Schlacht zu ſeinem trefflichen Heerführer ſprach, iſt zum Sprichworte geworden:

Jedem ein Ey,
Dem frommen Schweppermann zwey!

Dem Könige von Böhmen, und einem groſſen Theile ſeines Adels ertheilte er den Ritterſchlag. Konraden von Schlüſſelburg belehnte er mit der Burg und Stadt Gröningen und mit der Reichs-Sturmfahne. Den Bäckerknechten zu München, die in der Schlacht, bider und mannhaft ihn aus groſſer Gefahr gerettet hatten, gab er, neben anderen Graden und Befreyungen, den Reichsadler in ihre Fahne. Dem Burggrafen überließ er einen groſſen Theil der gefangenen Oeſterreichiſchen Ritterſchaft, um durch ihre Ranzion ſein Gut zu mehren. Zu demſelben Zwecke kam der Herzog Heinrich in die Verwahrung des Königs Johann. Jene befreyten ſich, indem ſie dem Burggrafen ihre Güter als Lehn verſchrieben; dieſer bezahlte als Löſegeld, neben

Abtretung einiger Städte, die Summe von 30,000 Gulden. Den unglücklichen Friedrich aber brachte Ludwig erst auf das Schloß Dornberg, und dann übergab er ihn dem Vicedom Weigel von Lengenfeld, der ihn auf seiner Burg Trausnitz, im Nordgau, verwahrte. Zwey seiner Diener hatten die Erlaubniß die Gefangenschaft mit ihm zu theilen.

Leopold, der indessen gegen den Kampfplatz in Baiern vorgerückt war, hatte im Kloster Fürstenfeld Friedrichs Boten gefunden, und bald kam ihm das Geschrey entgegen, daß Oesterreichs Macht gänzlich geschlagen, und seine beyden Brüder, mit dem Kern ihres Adels, in Feindes Gewalt seyen. In tiefer Bestürzung gab er seinen Völkern den Befehl zum Rückzuge, und rächte an den Freunden des Königs in Schwaben und am Rhein das Unglück, das die Seinen betroffen hatte.

Mittlerweile durchlief das Geschrey von dem blutigen und entscheidenden Tage bey Ampfing ganz Teutschland. Jedermann bewunderte die Kunst und die Tapferkeit, welche hier so glänzend gesiegt hatten: und da es dem Glücklichen nie an Freunden fehlt; so erklärten sich viele Stände, die zuvor Oesterreich angehangen waren, für Ludwig und seine Sache; und andere, welche

zuvor egoistisch keine Parthie genommen hatten, bezeugten den Obsiegenden ihre Theilnahme und ihre Treue. Die Krone war nun kein zweifelhafter Besitz mehr; und ein Prätendent derselben, der sich in der Gewalt ihres Innhabers befand, konnte selbst durch glückliche Waffen seiner Anhänger keine Hülfe finden. Erst itzt trat Ludwig mit dem ganzen Gewichte der königlichen Würde auf, hielt seinen ersten feyerlichen Reichstag (im Frühling 1323.) zu Nürnberg, wo die meisten Stände sich um ihn versammelten, gab das Gesetz eines allgemeinen Landfriedens, und schaffte die neu aufgerichteten Zölle wieder ab. Zugleich hielt er sich für mächtig genug, auch einmal für die Verstärkung seines Hauses etwas zu thun, indem er seinen Sohn Ludwig mit der durch das Aussterben des Askanischen Stamms erledigten Mark Brandenburg belehnte. Die Oesterreicher wenigstens konnten ihm darüber keinen Vorwurf machen, da sie ja durch dieselbe Operation den größten Theil ihres Eigenthums erworben hatten: und gerade durch sie ward Ludwig unaufhörlich daran erinnert, wie wenig die königliche Macht gegen eine starke Hausmacht vermöge. Unterdessen gewährte der Erwerb in der letztern Hinsicht sehr wenig. Denn lange war die Mark durch innere und äussere

Zwiſte ein unſicherer und werthloſer Beſitz, und nur fünfzig Jahre konnte den Stamm von Mittelsbach ſie behaupten.

Aber bald trübte ſich der Himmel wieder über dem Könige. Die Parthie der Gibellinen hatte ſich in Italien, unter ihrem Oberhaupte Matthäus Visconti, zu groſſem Anſehen erſchwungen, und im Norden dieſes Landes, die meiſten Städte in einen feſten mächtigen Bund vereinigt. Das verdroß den päbſtlichen Hof, der von jeher in dieſer Parthie ſeine Feinde zu ſehen gewohnt war, und Johann XXII. erklärte den Visconti für einen Ketzer und ſandte ſeinen Kardinallegaten Bertrand von Pojet mit einem Heere gegen ihn, der endlich gar Mailand belagerte. In dieſer Noth wandten ſich die Visconti an den König Ludwig, erinnerten ihn an die Anhänglichkeit, die die Gibellinen ihm immer bewieſen, und baten ihn um Hülfe. Da zogen, auf ſeinen Befehl, die Grafen von Truhendingen, Graiſpach und Neuffen, mit acht hundert Reutern über die Alpen, und die Päbſtlichen wurden genöthigt, die Belagerung wieder aufzuheben (im Jul. 1323.) Darüber entbrannte Johann zur unverſöhnlichſten Rache, und er ſchwur, an Ludwigen zu vollenden, was die Oeſterreicher „vergeblich an ihm verſucht hat-

ten.“ Er habe: sprach eine an den Kirchthüren zu Avignon angeheftete Bekanntmachung, sich die Verwaltung des römischen Reichs angemaßt, ohne die päbstliche Bestätigung nachzusuchen, und den Ketzern Beystand gegen den heiligen Stuhl geleistet.. Werde er sich nicht der Reichsverwaltung entschlagen, bis über seine Berechtigung und seine Person von dem Statthalter Christi erkannt sey, so treffe ihn der Bann. Bis dahin sey es jedermann verboten, ihm als Könige zu gehorchen.“ Es machte in Teutschland ein dem Pabste nachtheiliges Aufsehen, daß er den unerhörten Grundsatz, von einer ihm gebührenden Bestätigung der teutschen Königswahl behauptete, und die meisten Stimmen vereinigten sich mit Ludwig, als er in einer feyerlichen Verwahrung erklärte: daß ein von den Kurfürsten rechtmäßig erwählter und gekrönter König keiner weitern Bevollmächtigung zur Verwaltung des Reichs bedürfe, und daß er wohl wisse, wie man am Hofe zu Avignon gewohnt sey, diejenigen für Feinde der Kirche zu halten, die ihre Pflichten gegen das Reich treu erfüllen. Darauf sprach der Pabst die Exkommunikation förmlich über den König aus: und da auch dieß keinen nachgiebigen Schritt von Seiten der Verbannten bewirkte; erfolgte ein dritter päbstlicher Spruch,

vermöge deſſen Ludwig alles Rechtes für verluſtig erklärt wurde, das er durch ſeine Wahl etwa auf das Reich erhalten haben möchte.

Solche kühne Schritte würde der Pabſt nicht gewagt haben, hätte er nicht, mitten in Teutſchland ſelbſt an dem Erzherzoge Leopold von Oeſterreich einen mächtigen und tapfern Förderer ſeiner Abſichten geſehen. Durch das Unglück ſeines Bruders erſchüttert, hatte derſelbe, um ſeine Befreyung zu bewirken, zwar erſt den Weg der Unterhandlung eingeſchlagen, und deßhalb durch den Herzog Heinrich von Kärnthen und den Grafen Heinrich von Görz dem Könige Vorſchläge gethan. Als aber auf dieſe Weiſe nichts bewirkt wurde, beſchloß er, indem ſein gereizter Muth mit neuer Stärke erwachte, was durch die Waffen verlohren ward, durch die Waffen wieder zu erwerben. Er ſchloß einen neuen Bund mit dem Könige Karl von Ungarn. In den Unterhandlungen über die Befreyung des Herzogs Heinrich ward Johann von Böhmen vermocht, Ludwigen gegen Oeſterreich keine Hülfe weiter zu leiſten, die zwey hundert Helmen ausgenommen, mit denen er aus ſeinen auſſer Böhmen gelegenen Reichslanden ihm zuzuziehen verpflichtet war. Auch mit ſeinem Vetter dem Grafen Johann von Habſpurg

traf er eine Uebereinkunft wegen gegenseitiger Hülfeleistung. Die päbstliche Bannbulle gegen den König ließ er überall, wo er Gewalt hatte, anheften. Recht empfindlich traf sein Arm im Westen Teutschlands die, welche wider ihn waren. Und weil die Rache nichts berechnet, als nur das Verderben des Gehaßten; so vergaß er das alte Interesse seines Hauses, und die Ehre und die Freyheit der teutschen Nation, und gieng in die Plane des Pabstes ein, vermöge deren der König Karl von Frankreich den Thron des römischen Reiches besteigen sollte. Es kam ein Vertrag zwischen ihm und diesem Monarchen zu Stande, in dem sich Karl verbindlich machte, den Baier so lange zu bekriegen, bis Friedrich frey wäre, und nach Erlangung der Krone Leopolden, der mit allen seinen Kräften für seine Zwecke wirken sollte, dreißigtausend Mark Silbers zu bezahlen. Zugleich ward ein Zusammentritt beyder Fürsten, zu Bar in Burgund verabredet, zu dem alle diejenigen teutschen Stände eingeladen waren, die man für Feinde des Hauses Wittelsbach hielt. Es erschien auch an dem bestimmten Tage (im Jul. 1325) der König Karl mit einem prächtigen Gefolge: aber ausser Leopolden fand sich in Teutschland niemand ein: worinn der König einen Beweis sah, daß ihm von dem Her-

zoge zu viel verheißen war, und was ihn bestimmte, seine Absichten auf die teutsche Krone nicht dem Glücke der Waffen zu überlassen, das sich vor Kurzem erst zum Erstaunen der Welt so günstig für Ludwigen erklärt hatte. Diese Unterhandlungen gewährten Leopolden nicht, was er von ihnen erwartet hatte: doch war es für ihn sehr vortheilhaft, daß durch seine Mitwirkung der König Johann von Böhmen die innigsten Verbindungen mit dem französischen Hofe anknüpfte, und die bisherigen freundschaftlichen Verhältnisse mit Ludwigen zerriß, der diesen wichtigen Bundsgenossen allerdings nicht mit der Aufmerksamkeit behandelt hatte, die er verdiente, und die Umstände forderten. Zu gleicher Zeit schleuderte der Pabst einen wiederholten Bannstrahl auf das Haupt des Königs. Er erklärte ihn wegen seines beharrlichen Ungehorsams für einen von Gott Verworfenen, und verbot den Reichsvasallen und Unterthanen, unter den fürchterlichsten Drohungen, ihm weiter zu gehorchen.

Unterdessen sann Leopold Tag und Nacht darüber nach, wie er den geliebten Bruder seiner Haft entledigen möchte. Die Erregung eines neuen allgemeinen Krieges gegen Ludwigen war ihm mißlungen. Auch hatte er umsonst seine Zuflucht zur Hülfe eines berühmten Schwarz-

künſtlers *) genommen. Er wandte ſich nun mit freundlicher Gebehrde an den König ſelbſt, überſandte ihm (im Sept. 1324.) die Reichskleinodien, die er bisher noch in Händen gehabt hatte, nach Nürnberg, und bat ihn um die Befreyung ſeines Bruders. Mit Freude empfieng Ludwig das willkommene Geſchenk; aber da er zugleich darauf beſtand, daß Leopold vorläufig

*) So erzählen einmüthig die Alten, die in der ſichtbaren Welt überall die Mächte der unſichtbaren walten ſahen: der Zauberer habe Leopolden den Teufel in der Geſtalt eines Studenten dargeſtellt, und ihm Befehl ertheilt, Friedrichen zu befreyen. Um Mitternacht erſchien der böſe Geiſt, in ſeiner Vermummung, vor der Trausnitz, drang durch die verſchloſſenen Thüren des Gefängniſſes, weckte den Verhafteten aus dem Schlafe, und kündigte ihm ſeine Freyheit an. Dieſer ahnete, daß es hier nicht mit rechten Dingen zugehen dürfte. Er fragte den Befreyer um ſeinen Stand und Namen. „Laß dich das nicht kümmern, ſprach der Geiſt, und folge mir nach.“ Da ergriff Schrecken und Entſetzen den frommen Fürſten, er kreuzte und ſegnete ſich, beſchwur im Namen Gottes und der Heiligen die Erſcheinung, und ſo wich der Satan von ihm. Trithemii Chronicon, Chronicon Sponheim. Cuspinian. Gerard de Roo.

die Reichsstädte, die ihm den Huldigungseid geschworen hatten, ihrer Verbindlichkeit entlassen, und ihn unbedingt in seine königlichen Rechte einsetzen sollte, zerschlugen sich die Unterhandlungen, die Oesterreicher griffen wieder zu den Waffen, und mit den alten Muth entbrannte der verheerende Krieg in Baiern und Schwaben. Ludwig belagerte noch im Winter desselben Jahrs die Veste Burgau, aus welcher der tapfere Burkard von Ellerbach dem umher liegenden Land vielen Schaden zugefügt hatte. Aber Leopold kam dem Platze zu Hülfe, und schlug das Belagerungsheer von demselben hinweg. Diese Niederlage verminderte sehr die herrschende Meynung von Ludwigs kriegerischer Tugend, und bewies, daß der Tag von Ampfing zu ganz anderen Erfolgen geführt haben würde, wenn in den Reihen der Helden Oesterreichs auch Leopold gestanden wäre.

Um diese Zeit war durch die Ränke des Pabstes eine Tagfahrt in Rensee zu Stande gekommen, auf der die Churfürsten zu Maynz und Trier, der Herzog Leopold, der König von Böhmen, und mehrere Stände erschienen, mit der erklärten Absicht, unter Mitwirkung der päbstlichen und französischen Gesandten, dem Könige Karl von Frankreich die teutsche Krone

zu übergeben. Zwar scheiterte der Entwurf an dem patriotischen Sinne der meisten versammelten Fürsten, und auch die Gleichgültigen wußte der Kommenthur des teutschen Ordens zu Koblenz, Graf Bertold von Buchek durch seine gewaltige Beredsamkeit davon zu überführen, was zu erwarten stehe, wenn das Reich an einen Fremden gelange. Aber dieser Versuch zeigte dem Könige aufs Neue die Unversöhnlichkeit und die Macht seiner Feinde; die Erinnerung an die Niederlage bey Burgau konnte keine Hoffnung in ihm erregen, auf den Fall, daß Leopold sich wieder gegen ihn erhub: überdieß hatten seine mächtigsten Bundsgenossen ihn verlassen, und seine eigenen Kräfte waren so tief gesunken, daß er wohl ein recht armer Fürst heißen konnte. Alles forderte ihn auf, sich endlich mit seinem Gefangenen zu versöhnen. Da begab er sich (im März 1325.) auf die Trausnitz, bot Friedrichen Freyheit und Freundschaft an, und beyde wurden also mit einander darüber einig: „Friedrich werde seiner Haft entlassen; er entsage dem Reiche, und mache sich, für sich und seine Brüder verbindlich, alle in ihrem Besitze sich befindlichen, dem Reich gehörigen Städte und Schlösser zurück zu geben, und dem Könige gegen alle seine Feinde, und namentlich gegen

den, der ſich Papſt nennt, beyzuſtehen. Die Lehen über die Oeſterreichiſchen Staaten werden von dem Könige empfangen. Friedrichs Tochter Eliſabeth werde Ludwigs Prinzen Stephan verlobt, und begebe ſich deßhalb ſogleich nach München. Sollte Friedrich nach Ludwigs Tode die teutſche Krone empfangen; ſo ertheile er den Söhnen des Letztern alle ihre Reichslehn, beſonders die Mark Brandenburg, und beſtätige ihre Reichspfandſchaften. Ein ewiger Bund beſtehe zwiſchen Oeſterreich und Baiern. Könne oder werde Friedrich einen dieſer Punkte nicht erfüllen; ſo ſtelle er ſich bis auf den Johannestag wieder auf der Burg Traubnitz.“ Am 13. März wurde dieſe Verkommniß von dem Grafen Bertold von Henneberg einer, und von Dietrich Blichendorfer anderer Seits geſiegelt. Die beyden Fürſten beſtätigten ſie mit einem körperlichen Eyde, und empfiengen darauf das Abendmahl aus ihrer Beichtiger Händen.

Friedrich, als ein frommer Biedermann, entſchloſſen, getreu alles zu leiſten, was er hier ſo feyerlich verheiſſen hatte, war kaum zu Wien angekommen, als er den Vertrag von Traubnitz in Vollzug zu ſetzen begann. Er ſandte ſogleich ſeine Tochter an den Hof nach Mün-

chen ab, ermahnte seine Brüder, zu bekräftigen, was in ihrem Namen verabredet war, und erließ Briefe in das ganze Reich, worinn er den Ständen bekannt machte, daß er auf die Krone Verzicht geleistet habe. Aber weder der Pabst, noch der Herzog Leopold waren mit dieser Wendung der Angelegenheiten zufrieden. Jener erklärte in einem Breve den Vertrag, dessen Innhalt er noch nicht einmal kannte, für nichtig, und legte Friedrichen den Titel eines erwählten römischen Königs bey, während er zugleich unter der Hand den König Karl von Frankreich zu bewegen suchte, die itzige Lage der Dinge zu seiner endlichen Erhebung auf den teutschen Thron zu benützen. Leopold aber, von Avignon aus unaufhörlich zur Beharrlichkeit und zum Widerstand ermahnt, sah in dem Vertrage eitel Unrecht und Schmach, griff aufs Neue zu den Waffen, und verfolgte mit Feuer und Schwerdt die Freunde des Königs. Da erkannte Friedrich die Unmöglichkeit, sein Wort zu erfüllen; aber treu und wahr zu bleiben, daran konnte nichts ihn hindern, und so stellte er sich wieder in seiner Haft auf der Trausnitz ein.

Solcher Edelmuth gewann dem Gefangenen

Ludwigs Herz. Die Argliſt des Pabſtes und Leopolds trotziger Muth konnten die Unruhen in Teutſchland erhalten; aber ſie konnten es den beyden verſöhnten Fürſten nicht verwehren, ſich gegenſeitig zu achten und zu lieben. Während über Intereſſen, über die ſie mit einander einverſtanden waren, ſich alles entzweyt hatte, beſtand unter ihnen ein inniges freundſchaftliches Verhältniß. Sie wohnten in einem Hauſe, ſpeißten an einer Tafel und ſchliefen brüderlich in einem Bette. Indem Ludwigs Herz ſo laut für ſeinen unglücklichen Freund ſprach, und Leopold, im Einverſtändniß mit dem Pabſte, täglich neue Gefahren über ihn erregte, konnte es ihm nicht an Bereitwilligkeit fehlen, der Sache des Friedens auch von ſeiner Seite ein groſſes Opfer zu bringen. Am Donnerſtag vor Maria Geburt (1325.) wurde von beyden Fürſten, zu München ein neuer Vergleich getroffen, und darinn ausgemacht: „Ludwig und Friedrich beſitzen das Reich gemeinſchaftlich, und beyde nennen ſich römiſche Könige und Mehrer des Reichs. In den öffentlichen Urkunden wechſeln ſie mit der Vorſetzung des Namens jeden Tag ab. In Ludwigs Siegel ſteht Friedrichs, in Friedrichs Siegel Ludwigs Name zuerſt. Die groſſen Lehen werden gemeinſchaftlich vergeben.

Der nach Italien geht, erhält von dem Mitkönige die Vollmacht; dieser verwaltet in der Zwischenzeit Teutschland. Was bisher jeder in Reichssachen verfügt, behalte seine Gültigkeit. Von beyden werde nur ein Hofrichter und ein Hofschreiber bestellt. Keiner verlasse den andern, und beyde bleiben eng verbunden, gegen alle ihre Feinde, sie seyen geistlich oder weltlich." Ludwig und Friedrich hängten ihre Siegel an diesen Brief, und mit ihnen zehn Zeugen von hohem Stande.

So hatte denn das römische Reich zween Könige! Die Neuheit der Sache, und die vielen bedenklichen Seiten, die sie darbot, ließen erwarten, daß sie nicht ohne Widerspruch werde geltend gemacht, und nicht ohne große Schwierigkeiten ausgeführt werden können. Zwar die Parthien schienen nun vollkommen beruhigt, und selbst Leopold begrif, daß diese Uebereinkunft in Vergleichung mit dem Traunitzer Vertrage, als ein glänzender Triumph seines Hauses gelte. Aber die Kurfürsten behaupteten, daß eine solche einseitige Verfügung über die Regierung des Reichs ein Eingriff in ihr Wahlrecht sey, und ohne ihre Bestättigung keine gesetzliche Kraft erlangen könne; und der Papst erklärte, die Gemeinschaft mit einem Excommunicirten, mache

den Genoſſen — ſeines Verbrechens und ſeines Fluches theilhaftig. Umſonſt brachten die Könige die Auskunft in Vorſchlag, daß einer von ihnen Teutſchland, und der andre Italien regieren ſollte; die Widerſprüche dauerten fort. Indeſſen brachten beyde die Rechte in Ausübung, die ſie ſich in dem Münchner Vertrage verbirgt hatten, und männlich und ſtandhaft ſetzten ſie dem Zwieſpalte der Meynungen ihre Eintracht entgegen.

Ludwig glaubte nun, der Ruhe in Teutſchland genugſam ſicher ſeyn zu können, um über die Alpen zu gehen, und an dem Papſte die vielen Kränkungen zu rächen, die er ihm durch öffentlichen Trotz und geheime Bosheit bewieſen hatte. Ueberdieß war im Anfange des Jahrs 1326. der Herzog Leopold, nach einem Leben voll kriegeriſcher Unruhe und kühnen Unternehmungen, zu Straßburg geſtorben, und damit jedes Beſorgniß beſeitigt, was noch immer der Charakter deſſelben erregen konnte. Am Schluſſe des beſagten Jahrs wurde der Zug angetreten. Alle Umſtände begünſtigten den König. Mit hoher Freude giengen ihm die Gibellinen bis nach Trident entgegen. Zu Mailand empfieng er die Krone von Italien; zwang dann Piſa, ihm die Thore zu öffnen, und ſchloß Bündniſſe mit den mächtigſten Fürſten des Landes. Bald erſchien

er, von den Bewohnern der Stadt eingeladen, in Rom, wurde daselbst von den Senatoren zum Kaiser gekrönt, entsetzte den Pabst Johann seiner Würde, und erhub Nicolaus V. auf den heiligen Stuhl, der dann ein neues Kardinalkollegium schuf, und die geschehene Kaiserkrönung bestätigte. Doch war es Ludwigen nicht gegönnt, lange im Besitze seines Glücke zu bleiben. Die Gibellinen, die sich durch das Verfahren des Kaiser gegen ihre Häupter gekränkt sahen, erklärten sich feindselig gegen ihn. Das teutsche Volk, dem sein Sold nicht bezahlet werden konnte, entschädigte sich durch Plünderungen und Erpressungen auf dem römischen Gebiete, und um sich aus seiner Verlegenheit zu retten, schrieb Ludwig eine Kronsteuer aus. Das eine und das andere erregte die äußerste Erbitterung. Dazu war der König Robert mit einem Heere aus Apulien herauf gezogen, und schnitt Rom alle Zufuhr ab. So wurden die Römer ihrer Gäste müde; der Kaiser war genöthigt ihre Stadt zu verlassen; und Hohn und Verachtung folgte ihm nach. Er zog sich in das nördliche Italien zurück, und am Ende des Jahrs 1329. befand er sich, mit seinem geschwächten, und unmuthig nach der Heymath sich sehnenden Gefolge, in Pavia.

Mittlerweile hatte diesseits der Alpen der lange Streit über die Krone nicht geruht. Als Ludwig nach Italien zog, begrüßte ihn Friedrich in Inspruck, in der Hoffnung, den Verträgen gemäß, von ihm während seiner Abwesenheit zur Regierung von Teutschland bevollmächtigt zu werden. Diese Hoffnung wurde nicht erfüllt, und mißvergnügt schieden beyde Könige von einander. Ohnehin war Friedrichs Zutrauen zu der Redlichkeit seines Freundes gesunken, da derselbe dem Herzoge Heinrich von Kärnthen, zum Nachtheile des Hauses Oesterreich, die Erbfolge in seinen Landen auch für seine weiblichen Nachkommen bewilligt hatte. Dies alles bewies, was von dem Baier zu erwarten stand, wenn ihm das Glück getreu blieb, das ihn bey seinem Eintritte in Italien so sehr begünstigte. Friedrich, und noch mehr sein Bruder Albrecht, faßten deßhalb aufs Neue den Gedanken, wieder auf den Alleinbesitz der Krone anzustreben, die an dem unglücklichen Tage von Ampfing verlohren gegangen war, und eine an Johann XXII. abgeordnete Gesandtschaft erhielt den Auftrag, denselben zu vermögen, daß er Friedrichen als rechtmäßigen römischen König anerkennen möchte. Aber auch diesem letzten Versuch setzte das Verhängniß Um-

ſtände in den Weg, die ihn nothwendig vereitelten. Ein Zwiſt, den der Herzog Otto von Oeſterreich mit ſeinen ältern Brüdern erhob, und der die Lande des Hauſes zum Schauplatze eines verderblichen Krieges machte (1328.), geſtattete nicht, die Kräfte für auswärtige Angelegenheiten zu verwenden. Der Pabſt trug blos die Maske des Freundes; Friedrich ſollte ihm nur als Werkzeug für höhere Abſichten dienen. Der Kurfürſt Balduin von Trier, noch immer ein ſtandhafter Bundesgenoſſe Ludwigs, erlangte nach dem Tode des Erzbiſchofs Matthias die Adminiſtration des Hochſtifts Maynz, und damit das Uebergewicht in den rheiniſchen Landen. Der König Johann von Böhmen, aufs Neue zerfallen mit den ältern Prinzen des Hauſes Oeſterreich, ſprach und handelte öffentlich für Ludwigen und für ſeinen Oheim Balduin. — Dieß alles konnte den Ehrgeiz eines rüſtigen und muthigen Mannes mäßigen, und ſeine Hoffnungen niederſchlagen; noch mehr ſtanden dieſe Wirkungen bey Friedrichen zu erwarten, da ſeit ſeiner Gefangenſchaft die frühere Energie aus ſeinem Gemüthe gänzlich gewichen war, und nun auch körperliche Leiden die Kräfte ſeines Lebens lähmten. Das Schickſal wollte

nicht, daß er zur Ruhe gelange. Er unterlag seinem Unglücke. In der Woche der heiligen drey Könige (1330) überraschte ihn der Tod auf dem Schlosse Gutenstein in Nieder-Oesterreich. Die Abtey Murbach verwahrte seine Asche. Wenige Tage später kam Ludwig von seinem italienischen Zuge wieder in München an.

Damals stand der Herzog Otto von Oesterreich, der jüngste von Friedrichs Brüdern, wegen seines jugendlich unternehmenden Geistes der „Kühne" genannt, am Rheinstrom unter den Waffen, um Ludwigs Freunden zu vergelten, was durch ihn seinem Hause zu Leid geschehen war. Ihn hatte Johann XXII. zum Oberhaupte der Parthie bestimmt, die er in Teutschland gegen den Kaiser zu erregen suchte. Er verhieß ihm alles, was die menschlichen Leidenschaften reizen kann, und stellte ihm den Ruhm und das Verdienst dar, die er sich durch das Bestreben, den Schatten seines Bruders an seinen Widersachern zu rächen, erwerben würde. Niemand war für Aufforderungen dieser Art empfänglicher, als der unruhige thätige Otto. Aber zum Glück für ihn und für Teutschland überwog der Vortheil der Gegenwart in seiner Ansicht die glänzenden Güter, die man ihm in

einer fernen Zukunft zeigte. Erst versöhnte er sich (9. May 1330.) durch einen in Landau geschlossenen Vertrag mit dem Könige Johann von Böhmen, und gab, zum Siegel des Friedens, Anna, der Tochter desselben, seine Hand; und nun trat der Schwiegervater in die Mitte des Kaisers und des Herzogs, in einem Augenblicke, wo die überlegene Heeresmacht des letztern, den erstern unfehlbar zu vernichten drohte, und vermittelte unter ihnen einen Friedensvertrag, der am Montage vor Lorenzi (6. Aug. 1330.) zu Hagenau gesiegelt wurde. Der Kaiser bestätigte den Herzogen von Oesterreich alle Fürstenthümer und Herrschaften, die sie vor seiner Thronbesteigung eigen oder pfandweise inne gehabt. Man versprach sich wechselseitigen Beystand wider alle Feinde, nur die römische Kirche, die Kurfürsten und einige andere genannte Herrn ausgenommen. Was zwischen dem Kaiser und Friedrichen geschlossen worden, sollte nichtig seyn. Die alten Rechte, Freyheiten und Gewohnheiten, so Otto und seine Brüder bey ihren Städten und Gerichten, auch wegen der Juden gehabt, wurden bestätigt. Ueberdieß erhielten sie die Städte Schaffhausen, Rheinfelden, Breisach und Neuburg am Rhein als Reichspfandschaften.

So ward, nachdem man siebenzehn Jahre lang sich angefeindet und befehdet, manchen vergeblichen Versöhnungsversuch gemacht und doch nie Zutrauen gefunden, und einen großen Theil von Oberteuschland in eine traurige Wüste verwandelt hatte, zwischen Baiern und Oesterreich Friede geschlossen. Aber die Eifersucht und der Haß blieben in den Herzen, und sie haben sich von den Zeiten Ludwigs an fortgepflanzt bis auf diesen Tag.

Die Reichenau. *)

Die aus dem Bodenſee hervortretenden Gewäſſer des Rheins ergießen ſich, nachdem ſie die Mauern der uralten, durch ſo manche Erinnerung aus der Vorzeit intereſſanten Stadt Konſtanz beſpühlt, in ein zweytes, kleineres Becken, von dem an ſeinem Rande liegenden Städtchen Rädolfzell, der Zellerſee genannt, auf deſſen weſtlicher Seite die Inſel Reichenau, eine fünf Viertelſtunden lange, und zwey Viertelſtunden breite ovale Fläche, aus dem Waſſer empor ſteigt, — einer der anziehendſten Punkte des Vaterlandes, durch die Reize der Natur, die er dem Auge darſtellt, und durch die Denkmale aus dem Alterthum, die hier noch von dem Geiſt und Sinne der Väter zeugen. In der

*) Hierzu das Titelkupfer.

Mitte der Insel bezeichnet ein Kreuz die höchste Stelle des Bodens, und hier umfaßt der Beobachter alles Schöne und Herrliche, was in den nähern und fernern Umgebungen sich findet. Zwar ist die Aussicht nicht so weit, und durch keine so kolossale Gegenstände gehoben, wie auf dem Bodensee, besonders wenn hier der Blick gegen Südosten sich wendet; auch sind die Ufer des Zellersee's niedriger und flächer. Dagegen einigt sich hier alles in ein Landschaftsgemälde von sanftem und mildem Charakter, der um so traulicher das Auge anspricht, je näher sämmtliche Parthieen demselben gerückt sind. In bunter Mannigfaltigkeit stellen sich an den Ufern des Sees blühende Dörfer, Städte und Schlösser, ländliche Hütten und stattliche Klöster, Weinberge und Getraidefelder, fröhliche Wiesen und düstere Wälder dar, und jenseits des Rheins thut sich das lachende Thurgau auf, an Fruchtbarkeit und Kultur ein großer Garten, besäet mit Landhäusern und Dörfern, und überall die fleissige Hand und den thätigen Geist seiner Bewohner verkündend. Mit Liebe weilt das Aug auf diesen reizenden Umgebungen, deren Zauber der Glanz des ruhigen Wasserspiegels mächtig erhöht, nicht nur, weil es hier so viel Schönes vereint sieht, was die Natur selten mit dieser

Freygebigkeit zusammen häuft; sondern auch weil es allenthalben die Veredlung wahrnimmt, deren die Natur durch den Fleiß der Menschen theilhaftig wird.

Der Boden der Insel bringt die meisten Produkte, die in dieser Gegend einheimisch sind, in Fülle und Ueberfluß hervor. Vorzüglich gedeihen Gartengewächse, Obst und Getraide, und der hier wachsende Schleitheimer ist der beßte unter den Weinen des Seegeländes. Es fördert den Anbau nicht wenig, daß sämmtliche Felder, wie sonst die Gärten, eingezäunt, und die Wohnungen der Landleute, in denselben zerstreut sind. In der Mitte breitet sich die sogenannte Ergat aus, eine lachende Ebene, und — in der schönern Jahrszeit — durch ihr mildes Grün eine wahre Augenweide. Gangbare Wege durchschneiden in allen Richtungen die Insel. Mehrere Gebäude von hohem Alter sprechen durch historisches Interesse den Wanderer an. Im Jahre 1802. lebten auf der Reichenau, in 268 Häusern, 1373 Menschen, die auf 354 badischen Jaucharten Ackerfeldern, 353 Jaucharten Wiesen, 496 J. Weinbergen, und 59 J. Weideplätzen Landwirthschaft trieben, und 6 Pferde, 6 Schweine und 692 Stücke Hornvieh besaßen. Die Einwohner halten sich zu den drey Pfarrkirchen zu Ober-Zell, Nieder-Zell und St. Johann.

Die berühmte geistliche Niederlassung, die Jahrhunderte lang auf der Insel bestand, und unter den Klöstern des heiligen Benedikts einen so ausgezeichneten Rang behauptete, nahm ihren Ursprung in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts. Damals, so erzählt die Sage, hauste der fromme Sintles, Landvogt der fränkischen Könige über das Thurgau, auf der im Angesichte der Reichenau liegenden Burg Sandegg. Dieser vermochte den Bischof Pirminius von Meaux mit ihm nach Allemanien zu ziehen, daß er dort den Unglaubigen das Evangelium predigte. Aus den Fenstern der Burg gewahrte der heilige Mann die Iniel, damals von den besagten Anwohner die Sintlesau genannt, und öde und verlassen, in dem von sumpfichten Ufern umgebenen See liegend, — und erregt vom Geiste, gelobte er in ihr ein dem stillen, klösterlichen Dienste Gottes gewidmetes Haus zu bauen. Nachdem er durch die ihm inne wohnende Wunderkraft alle Kröten, Schlangen und giftige Insekten auf ewig aus der Wildniß verbannt hatte, begann er, unterstützt von 40 Laien, den Wald, der sie bedeckte, zu lichten, und Tempel und Zellen aufzuführen, und bald gelang seinem Eifer die Vollendung des löblichen Werks. Karl Martel hatte Wohlgefallen an

dem frommen Unternehmen gefunden, und, durch einen am 25. April 724. gefertigten Brief. *) dem heiligen Pirminius und seinen Brüdern aus Gallien, nebst den Dörfern Markelfingen, Allenspach, Wollmatingen, Ermatingen und Allmansdorf, die Insel Reichenau, „genannt die königliche oder Sintles-Ow," geschenkt, daß er dort ein Kloster baue, nach der Regel des heiligen Benedikt. Zugleich ward in dieser Stiftungsurkunde verfehen: Reichenau soll dem heiligen Pirminius und seinen Nachfolgern, den Aebbten, eigen gehören, den Mönchen soll die Wahl der Aebbte zustehen, diese aber sollen immer von den römischen Kaisern investirt werden.

Diese Stiftung begleitete ein ungewöhnlicher Segen. Könige, Fürsten und Ritter beiferten sich in die Wette, sie durch große Vergabungen zu mehren, und so wurde im Laufe weniger Jahrhunderte das Gotteshaus auf der Sintlesau eine der reichsten klösterlichen Anstalten in dem großen Reiche, welches das geistliche Haupt in Rom beherrschte, und es übertraf an Macht und Einkünften die meisten der erlauchten Familien

*) Der sich noch, als eine große diplomatische Seltenheit, im Original, in dem Großherzoglichen Hauptarchive zu Karlsruhe befindet.

Teutſchlands. Karl der Große hatte ihm zehn Ortſchaften, und darunter Ulm und Radolfszell. — Gerold, Herzog in Schwaben, Tuttlingen, Wangen, Stetten am kalten Markt und 24. andere Dörfer, — Karlmann, vier Städtchen am Komerſee, — Karl III. Zurzach, — Ludwig, der Fromme, Altheim, Riedlingen und fünf Ortſchaften, Herzog Berthold in Schwaben, fünf und dreißig Ortſchaften, worunter Schafhauſen und Geiſingen, — Berchtold von Schwaben dreißig Dörfer — geſchenkt. Minder begüterte Wohlthäter ſorgten für ihre Seelen durch geringere Stiftungen; aber viele ritterliche Geſchlechte hinterließen ihr Eigenthum an Land und Leuten dem wunderſam ſich mehrenden Kloſter. Seine Beſitzungen breiteten ſich in einem ſo hohen Grade aus, daß im Alterthum die Sage gieng, wenn der Abbt von Reichenau nach Rom reiſe, könne er täglich auf eigenem Grunde und Boden zu Mittag ſpeiſen, und übernachten. Ueberdieß waren über 300 adeliche Vaſallen dem Kloſter verpflichtet. Solchem Reichthum konnte es nicht an Auszeichnungen fehlen. Die Kaiſer verliehen dem Stifte große Privilegien. Es ward den Aebten die fürſtliche Würde ertheilt. Vier hundert Jahre lange konnten nur Fürſten, Herzoge, Grafen und

Freye als Kapitularen aufgenommen werden. Die Zahl der von der Abbtey abhängenden Mönche und Prieſter belief ſich unter Ludwig dem Frommen auf 1600 Köpfe. Oft ward die Reichenau von den teutſchen Kaiſern beſucht. Der Pallaſt der Aebbte ſtellte das Bild eines glänzenden Hofes dar. In ſchöner Blüthe ſtanden Wiſſenſchaften und Künſte. Der teutſche Adel verſammelte da ſeine Jugend in einem für ſie angelegten Erziehungsinſtitute. Viele teutſche Benediktinerklöſter erhielten den Stamm ihrer Mönche aus dieſer ſo herrlich gelungenen Anſtalt des heiligen Pirminius.

Dieſen hohen Wohlſtand behauptete das Stift ungetrübt, während der Periode, in welcher die Könige aus dem Karolingiſchen Hauſe auf dem teutſchen Throne ſaßen; aber vom zehnten Jahrhundert an ſank derſelbe immer mehr zurück, bis er ſich endlich in der Gränze gänzlicher Verarmung verlohr. Schon im Jahre 1175 unter dem Abbte Diethelm waren die Einkünfte, die in der Epoche der höchſten Blüthe die für jene Zeit ungeheure Summe von 60,000 Gulden erreicht hatten, bis auf 16000 herunter gebracht; etwas über zwey hundert Jahre ſpäter aber (1384) betrugen die Renten nicht mehr weiter als drey Mark Silber, und der Abbt Werner von Ro-

ſenegg, der keine eigene Tafel mehr halten konnte, ritt, wie die Chronik ſagt, Mittags und Abends „auf einem weißen Rößli“ zu dem Prieſter nach Nieder-Zell, um bey ihm für ein geringes Koſtgeld zu ſpeiſen. Dieſer Verfall war allerdings zum Theil durch die Stürme der Zeit, die Mißhelligkeiten der Päbſte und der Kaiſer, durch unglückliche Befehdungen, und durch die gewaltthätigen Eingriffe der weltlichen Herrn verſchuldet. Aber ſelten vollendet das Unglück ſeine Zerſtörungen, wenn ihm Besonnenheit und ſtandhafte Thätigkeit entgegen geſetzt werden. Dieß geſchah von Seiten der Mönche von Reichenau nicht, im Gegentheile wurden die Uebel, welche die Ungunſt der Zeit herbey geführt hatte, durch ihre eigenen Fehler erſt recht verderblich. An dem Hofe der Aebbte herrſchte königlicher Pracht, und ungemeſſener Aufwand. Auf ihren Reiſen waren ſie von Gefolgen umgeben, wie die Beherrſcher großer Reiche. Täglich waren die Kloſtergebäude mit Gäſten angefüllt; unaufhörlich ſchwelgte man im größten Ueberfluſſe. Die Mönche vergaßen ihre Beſtimmung, und überließen ſich einem luſtigen, oft ärgerlichen Leben. Manchmal zogen ſie auf die Faſtnacht nach Ulm, tanzten, turnierten, ſpielten und trieben ungeiſtliche Poſſenſpiele. Wie konnten die Aebbte die Zucht

herſtellen, da ſie meiſt ſelbſt von dem Verderbniß ergriffen waren? *) Und wer hätte da für wirthſchaftliche Ordnung ſorgen ſollen, wo das Wohlleben zur Regel geworden war? Mochten ſich auch die Folgen der Schwelgerey und der Verſchwendung bald zeigen; die Bedürfniſſe, die man ſich im Beſitze des Reichthums angewöhnt hat, werden ſelten abgelegt, wenn man gleich deſſen Verminderung bemerkt. So wurde denn ein Gut, eine Stadt, ein Dorf nach dem andern veräuſſert oder verſetzt; der Raub und der Betrug hatten bey der nachläſſigen und leichtſinnigen Wirthſchaft freyes Spiel; die wichtigſten alten Rechte des Stiftes giengen verlohren, oder wurden verſchleudert; umſonſt legte der eine und der andere Abbt Hand an, dem tief gewurzelten Verderben zu ſteuren; das alte Gotteshaus konnte ſeinem Verhängniſſe nicht entgehen.

Dieſes kümmerliche Dahinſinken hatte längſt die Blicke der Biſchöfe von Konſtanz auf die Reichenau gelenkt. Schon i. J. 1050. brachte

*) Von dem Abbte Bernhard, der im J. 1508. zur Regierung kam, ſagt eine alte Handſchrift, auf ſeine Vorfahren zurück blickend: „er war nit ein Bergäuder, ſondern ein Mörer, der weder Huren noch Buoben, weder Freund noch Maid, weder ſeinen kindern noch lebtfrauen geben haut.“

der Biſchof Dietrich die Vereinigung der verfallenden Abtey mit dem Hochſtifte in Antrag, aber ſeine Begehrlichkeit ſcheiterte an dem Widerſpruche des Pabſts Leo IX. Im ſechszehnten Jahrhundert kam die Sache aufs Neue in Bewegung, und ſie verlohr einen Theil ihrer Gehäſſigkeit durch die Hinweiſung auf den Verluſt, den der biſchöfliche Stuhl durch die Reformation des Herzogthums Wirtemberg und einiger andern Beſtandtheile der Dioceſe erlitten hatte. Am 10. Oktober 1538. wurde, mit kaiſerlicher Zuſtimmung, von dem Pabſte Paul III. das Kloſter mit allen ſeinen Gütern und Rechten dem Biſchofe Johann übergeben, und 1542. ertheilte der Kaiſer Karl V. dem Hochſtifte die Belehnung über die Regalien der neuen Erwerbung, nachdem der letzte der Aebte, Marx von Knöringen, am 6. December 1540. als ein armer Pfründer ſein Leben geendet hatte. Von nun an führten die Biſchöfe den Titel als Aebte von Reichenau, und vermehrten mit den klöſterlichen Einkünften ihre Tafelgelder; einige Mönche aber blieben im Stifte, und warteten dort, einem Prior untergeordnet, des Gottesdienſtes. In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts machten dieſe einen Verſuch, von dem die Einverleibung im-

mer widersprechenden Benediktinerorden unterstützt, dem Institute wieder zu seiner alten Selbstständigkeit zu verhelfen. Aber von ihren Anschlägen unterrichtet, überfiel (1757.) eine von dem Bischofe Kardinal von Roth abgeordnete Kommission mit gewaffneter Hand die frommen Männer, und zwang sie, das Kloster zu verlassen. Nun trat aber ihr Prior Meichelbeck öffentlich auf, klagte am Reichstage über die an diesem alten Sitze der Söhne des heiligen Benedikts verübte Ungerechtigkeit, suchte die Verwendung auswärtiger Höfe nach, und bemühte sich durch einige heftig verfaßte Schriften das Publikum in sein Interesse zu ziehen. Die Benediktiner-Abteyen in Baiern und Schwaben, und besonders die Kongregation des heiligen Maurus unterstützten ihn mit Geld, zur Führung seiner Sache, und selbst die Könige von Frankreich und Preussen gewährten ihm ihren Schutz und ihre Verwendung. Aber er starb ohne der Insul theilhaftig geworden zu seyn, die er mit so rastloser Thätigkeit gesucht hatte.

Nachher wurde der Gottesdienst in der Stiftskirche von zwölf Missionarien aus den schwäbischen und helvetischen Benediktinerklöstern verrichten. Als aber diese letztern in Absendung

ihre Mönche laulicht zu werden anfiengen, ſo erſetzte man die leeren Stellen mit ausgewanderten franzöſiſchen Prieſtern, die damals haufenweiſe über den Rhein hinüber ſtröhmten. Die Kriegslaſten zwangen die biſchöfliche Regierung auch hier auf Beſchränkung der Ausgaben zu ſinnen, und ſo machte man 1799. die neue Einrichtung, daß die Funktionen in der Kloſterkirche durch drey von dem Hochſtifte beſoldeten Weltprieſter verwaltet wurden, welche Einrichtung auch nach der Badiſchen Beſitzergreifung beybehalten worden iſt. Tauſend und fünf und ſiebenzig Jahre lang hatten alſo die Söhne des heiligen Benedikts in der Kloſterkirche auf der Reichenau des Altars gepflegt.

Ein ſchöner Beweis von dem wiſſenſchaftlichen Eifer, der ehemals hier herrſchend war, ſind die litterariſchen Schätze, die bis in unſre Tage in dem Kloſter aufbewahrt, neuerlich aber mit den öffentlichen Bibliotheken zu Karlsruhe und Heidelberg vereinigt wurden. Im Mittelalter war die Büchersammlung auf der Reichenau eine der wichtigſten in Teuſchland. Aber mit dem Wohlſtande des Stifts ſank auch ſie, und dann wurde ihr noch die Kirchenverſammlung zu Konſtanz beſonders nachtheilig, indem die Väter die bedeutendſten Werke entlehnten,

ohne sie wieder zurück zu geben. Indessen blieben noch 134 Handschriften, von denen 273 auf Pergament, und 161 auf Papier geschrieben waren, übrig; welche aber seit der Vereinigung der Abbtey mit dem Bisthum, unbenützt oder vernachlässigt, ihrem Schicksale überlassen, und zum Theil von den Motten verderbt wurden, bis endlich der treffliche Abbt Martin Gerbert von St. Blasi auf den Werth der hier vorhandenen Alterthümer aufmerksam machte, die pergamentenen und papiernen Handschriften von einander absonderte, ihnen und den Inkunabeln bessere Stellen anwies, und die Katalogisirung der Bibliothek veranlaßte. Unter den Handschriften fanden sich mehrere aus dem neunten, zehnten und elften Jahrhundert. Aus einigen lateinischen und aus dem griechischen übersetzten klassischen Autoren mochten Reginonis Chronicon, ein Hermannus Contractus, ein Gregorius Turonensis de miraculis apostolorum, ein Servius in Virgilii Georgica, Josephus de bello judaico, ein psalterium aus dem neunten Jahrhundert, ein Chronicon Germanicum Abbatis Augiensis, Joannis Egonis Annales Augienses, Isidorus Hispa-

lensis de officiis, Alcuini quaestiones in Genesin, Petri Comessoris historia scholastica, und Conradi de Cimbern, Abbatis, carmen, quo afflictus Augiae status amare deflctur — die wichtigsten seyn.

Reichenau hatte aber noch größere Schätze, als solche, welche menschliche Kunst und Witz hervorzubringen vermögend sind. Es verwahrte das Gotteshaus einige Tropfen des heiligen Bluts, die Gebeine des Evangelisten Markus, einen Krug von der Hochzeit zu Kana, einen Dorn von der Krone Christi, einen Nagel von seiner Kreuzigung, und mehrere ähnliche Reliquien aus den ersten Zeiten der Kirche. Der fromme Betrug hatte diese Dinge erfunden, und der Aberglauben ward bey ihrem Anblicke erschüttert und entzückt. Moralische Wirkungen lassen sich in unsern Tagen nicht mehr von ihnen erwarten; aber sie verdienen erhalten zu werden als charakteristische Denkmale der Gestalt, in welcher religiöse Ansichten und Gefühle auf einer gewissen Stufe der Kultur sich bilden. — Der berühmte Stein, den Reichenau seit der Zeit Karls des Großen besitzt, den die Prahlerey und die Unwissenheit lange für einen Smaragd ausgegeben haben, ist nichts weiter als ein

Glasfluß, aber auch solcher wegen seiner Größe allerdings merkwürdig. Er wiegt 28 Pfund und ist blaßgrün und durchsichtig, aber nicht rein und in der Mitte zersprungen. Es hätte schon längst Verdacht gegen seine Aechtheit erregen sollen, daß er in den Zeiten des Mangels und der Noth, die oft so schwer auf die Väter von Reichenau drückten, nie versilbert worden ist. *)

Unter den Gebäuden der Insel ist die alte, schon im J. 806. von dem Abbte Hatto, aufgeführte Klosterkirche das merkwürdigste, theils durch den alterthümlichen Charakter ihrer Bauart, theils durch die Monumente, die sie ent-

*) So wie wir auch sehr viel Verdacht gegen die Glaubwürdigkeit derjenigen haben, welche dem ehrlichen J. G. Keysler (S. dessen Reisebeschreib. 1. S. 17.) erzählten, daß von Juwelieren für jedes Pfund des Steins schon 50,000 Gulden geboten worden. Hätte es aber auch mit diesem Angebote seine Richtigkeit, so käme der Reichenauer Stein doch noch bey weitem in keine Vergleichung mit einem andern erträumten Kleinode unsrer Zeit, nämlich mit dem großen Diamant des sel. Hofraths Beireis in Helmstädt, den, nach der Versicherung seines Besitzers, alle Souveraine von Europa zusammen, nicht zu bezahlen im Stande waren.

hält. In ihr liegt Kaiſer Karl der Dicke begraben, der — ein warnendes Exempel von dem Unbeſtande des menſchlichen Glücks — erſt Herr der geſammten fränkiſchen Monarchie geweſen war, und dann in Armuth und Elend ſein Leben in einem ſchlechten Dorfe in Schwaben endigte. *)

An dem öſtlichen Ende der Inſel ſind noch die Ruine des uralten Schloſſes Schopfeln der Beachtung werth. Daſſelbe ſcheint der erſte Sitz der Aebbte geweſen zu ſeyn, wie denn mehrere der frühſten Urkunden in ihm unterzeichnet wurden. Im Jahre 1055. war es das Gefängniß des Biſchofs Gebhard von Regensburg, dem wegen des Verbrechens der beleidigten Majeſtät die Haft zuerkannt worden. Im Jahre 1383. zerfielen die Mauern dieſer Burg unter den Händen des durch eine empörende Grauſamkeit zur Rache entflammten Volkes.

---

*) Universam Germaniam et Galliam, hatten die Mönche von Reichenau auf ſein Grab geſchrieben, jure hereditario acquisivit; demum animo, mente et corpore deficiens, ab imperio, sane magno cum Fortunae ludibrio, dejectus, a suis omnibus postpositus, humili hoc in loco sepultus jacet.

Der Abbt Mangold, der zugleich die bischöfliche Würde begleitete, hatte einige Fischer von Konstanz, die ihre Netze in sein Gebiet ausgeworfen, gefangen genommen, und sie eigenhändig des Augenlichts beraubt. Ergrimmt über diese That des Tyrannen stand die gesamte Zunft der Fischer auf, überfiel die Reichenau, machte das Schloß Schopfeln dem Erdboden gleich, und opferte mehrere Höfe auf den abbteylichen Besitzungen den Flammen.

Innhalt.

Seite.

1. Ueber teutſche Geſchichte und Hiſtorio-graphie. 1

2. Die Römer und die Germanen. 47

3. Ueber den Charakter Karls des Großen. 92

4. Bemerkungen eines Reiſenden über Weſtphalen, in beſonderer Beziehung auf Geſchichte und Alterthümer. 141

5. Die Kämpfe Ludwigs des Baiers und Friedrichs von Oeſterreich um die teutſche Königskrone. 204

6. Die Reichenau. 279

Lindau.

Herda,

Erzählungen und Gemählde

aus der

teutschen Vorzeit

für

Freunde der vaterländischen Geschichte.

Von

J. G. Pahl.

Zweyter Band.

Freyburg und Konstanz,
in der Herderschen Buchhandlung.
1812.

Sr. Hochwohlgeboren

Freyherrn

Karl von Baden

Großherzogl. Badiſchen wirkl. Staatsrath

als

dem vorzüglichen Beförderer

des

Freyburger Muſeums

aus

tiefeſter Verehrung

gewidmet

von

der Verlagshandlung.

Die Römer und die Germanen.

(Beſchluß.)

Durch die Niederlage des Varus ſahen ſich die Völkerſchaften des eigentlichen Germaniens von dem Joche befreyt, das viele von ihnen niedergedrückt und alle bedroht hatte, und keine fremde Macht beſtand weiter auf dem alten, freyen Boden ihres weitgedehnten Landes. Dagegen war die heimatliche Gränze gegen Süden und Weſten vom römiſchen Gebiete umgeben, aus dem frühe oder ſpat neue Unfälle der kriegeriſchen und mächtigen Feinde zu erwarten ſtanden. Ihnen gehorchte ganz Gallien, und eine Reihe von befeſtigten Niederlaſſungen längſt dem Rheine herunter verwahrte die ſchöne Provinz und dräute zu den Bewohnern des jenſeitigen Ufers hinüber. Im Süden ſchied auf gleiche Weiſe die Donau, von ihren Quellen an, bis an die Gränze von

Pannonien, das unermeßliche Reich des Auguſt von den Wohnſitzen der unbeſiegten Germanen. Vindelicien, Rhätzien und Noricum waren römiſche Eroberungen, und auch in dieſen Ländern wurden befeſtigte Lager und Kaſtelle angelegt, die allmählich zu Städten erwuchſen, welche zum Theile noch, mit dem Ruhme eines hohen Alterthums, ſtehen. Die Ueberwinder des Varus verfolgten ihren Sieg nicht, bis in die römiſchen Gränzlande, wie es denn in der Natur verbündeter Macht iſt, die Kriege nicht länger, als bis zur Erreichung des nächſten Zweckes zu führen, und dieſer war hier die Wiedereroberung der verlohrnen Unabhängigkeit geweſen.

Mit dem Heere, welches nach der Niederlage des Varus, unter dem Sträuben des erſchreckten Kriegsvolks, in Rom zuſammen gezogen worden war, erſchien Tiber an der weſtlichen Gränze von Germanien. Er erwies auch dießmal wieder denſelben Charakter, den er in ſeinen frühern Feldzügen gegen die Teutſchen gezeigt hatte. Statt die Schmach zu rächen, welche ſeine Mitbürger durch die Waffen der Cherusker erlitten hatten, beſchränkte er ſich darauf, erſt die römiſchen Gränzplätze zu befeſtigen und zu verwahren, und dann kurze Streifzüge in die vorliegenden Germaniſchen Gauen zu unternehmen, und ſie

zu verwüsten. Zugleich wirkte er durch trügerische Unterhandlungen und Bestechungen in das Innere des Landes, um die verschiedenen Völkerschaften unter einander zu entzweyen, und die Bande ihrer Genossenschaft aufzulösen. Es sey unmöglich, meldete er nach Rom, ein solches Volk, in einem solchen Lande, durch Gewalt der Waffen zu bezwingen. Er erhielt damit zwar die Germanen in steter Aufmerksamkeit; aber er fand bey ihnen weder Ruhm noch Beute, und gieng, ohne den Dank des Kaisers, wieder in die Hauptstadt der Welt zurück.

Ihn ersetzte an der Spitze der in dem östlichen Gallien stehenden Legionen Cäsar August Germanikus, ein edler junger Mann, von gebildetem Geiste und hohem Heldenmuthe, der Sohn desselben Drusus, der einst der Schrecken der Teutschen gewesen war, begeistert durch das Beyspiel des Vaters zu dem Entschlusse, zu vollenden, was dieser begonnen hatte. Es war im vierzehnten Jahre nach der Geburt Christi, als er mit seinen Legionen aufbrach, in das diesseits des Rheins liegende Land einfiel, die in den nordwestlichen Gegenden des grossen Germaniens wohnenden Völkerschaften in ihrer Heimat schlug und zerstreute, und planmässig dahin operirte, die römische Provinz bis an die Ufer des baltischen

Meeres auszudehnen. Mit Geist und Besonnenheit verfolgte er seine Entwürfe: und was er wollte, leitete mit Liebe der den edeln Feldherrn anbetende Soldat. Als August starb, beschlossen seine Legionen, ihn als Kaiser auszurufen; aber mit Ernst und Unwillen mißbilligte und bestrafte er diese Empörung gegen den rechtmäßigen Thronfolger. Dadurch verdiente er den Dank Tibers: aber durch Tugend und große Eigenschaften erwirbt man nie das Wohlwollen der Tyrannen.

Indem die Macht der Römer, durch den hohen Geist des Germanikus, sich wieder so kraftvoll erhub, mußte der Bund der Cheruskr sich dringend aufgefordert sehen, treu und fest zusammen zu halten, und über der Gefahr der allgemeinen Freyheit jedes einzelne Interesse aufzugeben. Aber Streben auf Einheit war nur in seltenen Augenblicken die Tugend der Germanen. Noch immer brannte in dem Herzen des Segest der alte Haß gegen seinen Eidam. Es gelang ihm endlich, sich seiner Person zu bemächtigen, und die fürchterlichste Rache drohte dem Helden. Aber Heermanns Freunde eilten herbey, befreyten den Gefangenen, und umschlossen mit ihren Schaaren die Wohnsitze des unversöhnlichen Schwiegervaters. Da wandte sich der Treulose

an den Germanikus, und bat ihn um Hülfe. Der Römer, der des Sieges über Feinde sicher war, die er durch innere Zwietracht zerrissen sah, rückte mit seinem Heere an, überfiel die den Segest belagernden Fürsten, zerstreute ihre Schaaren, und entsetzte den Unwürdigen, der seines Volkes Sache an ihn verrathen hatte. Thusnelde, Heermanns schwangere Gemahlinn, fiel in die Hände der Sieger. Hohen Sinnes vergoß sie über ihr Unglück keine Thräne. Sie schlug ihre Hände im Schooße zusammen, und starr haftete ihr Blick auf ihrem schwangern Leibe. Sie ward über die Alpen geführt, und zu Ravenna von einem Sohne entbunden.

Heermann, durch das Schicksal seiner Gattinn zum heiligsten Ungestümm entflammt, eilte durch alle Gauen der Cherusker, forderte sie zum Kriege auf gegen Segest und gegen den Cäsar, beschwur sie, seine Gemahlinn und sein noch ungebohrnes Kind zu rächen, erinnerte an den alten gegen Varus erfochtenen Ruhm und an die neuen Gefahren der Freyheit, und zeigte die Schmach der Römer, welche den redlichen teutschen Waffen Trug und Verrätherey entgegen setzen, und den Krieg gegen Weiber führen. Die Worte des Helden thaten mächtige Wirkung. Es bildete sich ein neuer Bund für das Vaterland und

seine Unabhängigkeit. Auch mehrere benachbarte Völkerschaften ergriffen die Waffen für die gemeine Sache. Ingomar, Heermanns Oheim, längst gefürchtet von den Römern, erschien auch wieder unter den Streitern für heimisches Recht und vaterländische Sitte.

Als Germanikus von diesen grossen Bewegungen Kunde erhielt, beschloß er, ungesäumt in das Innere Teutschlands einzubrechen, und die feindliche Kraft zu vernichten, ehe sie sich vereinigte. Mit einem Theile seines Heers gieng er über den Rhein; ein anderer Theil desselben aber wurde in die Nordsee eingeschifft, um auf demselben Wege, den schon Drusus eingeschlagen hatte, das Land in Rücken zu nehmen. Die gesammte Macht traf an der Ems zusammen, und rückte von dort an die Lippe vor. Hier gelangten die Römer auf das Schlachtfeld des Varus, und — welch' ein Anblick! Noch lagen in der schauerlichen Wüste, in grosser Menge, die unbegrabenen, von der Sonne weiß gebleichten Schädel und Gebeine ihrer Landsleute und Verwandten, umher, — noch standen die Altäre, auf denen die Tribunen und Centurionen unter unsäglichen Qualen geblutet hatten! Mit tiefer Betrübniß betrachteten die römischen Soldaten diese traurigen Trümmer

ihrer Freunde; mancher suchte vergeblich unter ihnen die Reste des Vaters, des Bruders, des Vertrauten; alle vernahmen die laute Stimme der Erschlagenen, die sie zur Rache an den Barbaren aufforderte. Germanikus befahl, daß die zerstreuten Gebeine gesammelt und begraben wurden, veranstaltete ein feyerliches Leichenbegängniß, und errichtete ihnen auf der Stätte, wo das Unglück sie erreicht hatte, ein Denkmal. Dieß geschah im sechsten Jahre nach der Niederlage der varianischen Legionen.

Bald stießen die Römer auf die kampflustigen Schaaren der Cherusker. Es kam zu einigen heftigen Gefechten, die aber keine entscheidenden Erfolge bewirkten. Die Wildheit der Gegenden, die weitgedehnten Moräste, in denen der schwer bewaffnete Soldat des Germanikus versank, und die langen Spieße der Teutschen, setzten dem römischen Feldherrn große Schwierigkeiten entgegen. Der Vortheil stand im Ganzen immer auf der Seite Heermanns und seiner Horden. Es drohte sogar die Gefahr, daß ein Schwarm der Germanen in Gallien eindringen dürfte: und schon bereiteten sich die Furchtsamen am Rheinstrome, um die Brücke abzubrechen, welche das römische Heer mit der Provinz verband. Germanikus gab die

Unternehmung verlohren, und wich, nach grossen Aufopferungen an Geld und Menschen, mit seinen Legionen wieder in ihre Standlager zurück.

Aber die Erfahrungen dieses Feldzugs sollten für den grossen Mann nicht verlohren seyn! Er brachte im folgenden Jahre sein ganzes Heer auf Schiffe, steuerte mit der ungeheuern Flotte die Ems herauf, setzte seine gesammte Macht in dem Herzen des nördlichen Germaniens ans Land, und rückte an die Weser vor, deren jenseitiges Ufer Heermann mit den Seinen vertheidigte.

Ein Bruder des teutschen Helden befand sich, wie so viele andere germanische Jünglinge von edler Abkunft, im Dienste des Kaisers, unter dem römischen Heere. Seine neuen Landsleute hatten ihm den Namen Flavius beygelegt. Mit Unwillen erinnerte Heermann sich seiner Entartung, in der er nicht errörhete, die Waffen gegen sein Vaterland und gegen seine Stammsverwandte zu tragen. Doch trat er mit ihm zu einem Gespräche zusammen, indem ein Fluß die beyden Brüder trennte. Flavius hatte in den Feldzügen des Tiber ein Auge verlohren. „Woher, sprach Heermann, hast du dieß häßliche Gesicht?“ Als ihm der Ort und die Schlacht genannt wurde, fragte er nach

den Belohnungen, die er für diesen Verlust erhalten. Flavius nannte erhöhten Sold, goldene Halsbänder und Kronen. „Und dieser Tand, fuhr Heermann fort, ist dir ein Ersatz für die Freyheit, die du mit schmählicher Sclaverey verwechselt hast?“ Da pries Flavius die Herrlichkeit der Römer, die Macht des Cäsars, seine Strenge gegen die Ueberwundenen und seine Großmuth gegen die, die sich ihm freywillig ergeben. Dadurch wurde Heermann in seinem Innersten bewegt. Er machte dem Flavius die bittersten Vorwürfe über die Treulosigkeit, womit er die alte Freyheit, die vaterländischen Götter, und selbst die Mutter, die ihn in ihrem Schooße getragen, verlassen, und über die Schmach, mit der er sich nun, um fremden Sold, zur Unterdrückung der Seinen und ihrer Unabhängigkeit gebrauchen lasse. Die Erbitterung der Brüder wurde so heftig, daß sie Miene machten, über den Fluß zu setzen und einander anzufallen. Dieser Ausbruch des Zwistes wurde von ihren Begleitern verhindert.

An dem folgenden Tage gieng Germanikus über die Weser. Auf den Hügeln jenseits des Stroms fand er das Heer der Teutschen in Schlachtordnung. Man bereitete sich die Nacht hindurch auf beyden Seiten zu einer

entscheidenden Unternehmung. Heermann und die übrigen Anführer giengen durch die Reihen der Germanen, ermunterten sie zu kühnem und tapferm Widerstande, und erinnerten an die frühern glänzenden Siege über die Feinde ihrer Freyheit und ihrer Rechte. Auch in dem römischen Heere erhuben die beredten Befehlshaber ihre Stimme, um den Soldaten zu begeistern und zu entflammen. Denn in jener Zeit vertraute man wenig der mechanischen Bewegung der Heere: man wollte, daß jeder einzelne Streiter von der Sache ergriffen sey, für die man kämpfte. Um die dritte Nachtwache erhuben sich die römischen Adler, und die gesammte Macht rückte gegen das Lager der Germanen an. Den Vortrab bildeten die Hülfstruppen aus Gallien, Rhätzien, Vindelicien und Noricum. Den Kern des Heers bestand aus vier Legionen, an deren Spitze der Feldherr stand. Auf den Flügeln zogen die leichten Truppen, die Bogenschützen und die Reuterey heran. Mit tiefem Blicke und geübter Kunst hatte Germanikus seine Plane entworfen. Der ungestümme Muth und die kräftigen Körper der Teutschen konnten nicht bestehen, vor solcher Macht des Verstandes. Bald lenkte sich das Glück des Tages auf die Seite der Römer. Umsonst war Heermann überall mit seinem Beyspiele und

mit seinen Ermunterungen: umsonst kämpften seine tapfern Genossen vom Aufgang der Sonne bis an den Abend. Sie vermochten nicht mehr der Gewandtheit der Römer, nicht mehr dem gewaltigen Andrang der südteutschen Schaaren zu widerstehen. Alles war getrennt, erschreckt und flüchtig. Kaum entrann Heermann dem Unglück der Gefangenschaft; um nicht erkannt zu werden, hatte er sein Angesicht mit dem Blute bestrichen, das aus einer empfangenen Wunde rann. Auf gleiche Weise rettete sich auch Ingomar. Aber zu Tausenden lagen die todten Riesenkörper der Teutschen auf dem Schlachtfelde und auf dem Wege, auf dem sich ihre Flucht hinwälzte. Viele fanden ihren Tod in den Fluthen der Weser: andere wurden von den Bogenschützen, gleich dem Wilde, von den Bäumen herab geschossen, in deren Aesten sie sich versteckt hatten. Unter der Beute sah man eine Menge eiserner Ketten, welche die Teutschen mit sich führten, um sie den gefangenen Römern anzulegen. Auf der Wahlstadt errichteten die Sieger ein Denkmahl dieses rühmlichen Tags, auf das sie die Namen der überwundenen Völker schrieben.

Mit dieser Niederlage hatten aber die Heerführer der Germanen das Vertrauen auf sich selbst noch nicht verlohren. Sie sammelten die

Flüchtigen, erregten aufs Neue die Gemüther zum Widerstande und zur Rache, theilten den Kampflustigen Waffen aus und setzten sich in einer befestigten Stellung ihren Ueberwindern entgegen. Doch auch hier siegte die römische Taktik über die wilde Tapferkeit der Barbaren. An dem Abend des blutigen Tages räumten sie, heftig gedrängt von den Römern, in flüchtiger Eile, ihre Verschanzungen.

Indessen war es den Siegern auch nach diesen glänzenden Vortheilen nicht möglich, in dem Innern Germaniens festen Fuß zu fassen, indem das Land die Bedürfnisse, die ein zahlreiches Heer forderte, bey weitem nicht zu gewähren vermochte, die Verlegung der Truppen aber in ausgedehnten Quartieren bey dem unruhigen kriegerischen Geiste der Bewohner die größten Gefahren erregte. Germanikus mußte sich deßhalb mit dem Ruhme begnügen, die Teutschen, mitten in ihren Wohnsitzen geschlagen, und die Manen derer, die im Teutoburger Walde gefallen, gerächt zu haben; und so machte er, bey herannahendem Winter, eine rückgängige Bewegung, um das Heer wieder in seine Stellungen jenseits des Rheins zurück zu führen. Ein Theil desselben schlug den Landweg ein; der größere Theil aber bestieg die

Schiffe, die ihre Richtung gegen den Ocean nahm. Hier schien ein schreckliches Verhängniß den rühmlichen Zug zu beschliessen. Ein heftiger Sturm ergriff die Flotte, und drohte alles zu vernichten. Schon hatte Germanikus beschlossen, einen solchen Unfall nicht zu überleben. Aber die Gunst des Glückes kehrte zurück. Der gröste Theil der Schiffe sammelte sich wieder. Man wußte sich über einen auch beträchtlichen Verlust zu trösten, wo die Gefahr des gänzlichen Untergangs so furchtbar gedrauet hatte.

Damals war Germanikus der gefeiertste Name in der Hauptstadt des römischen Reichs. Durch ihn war die Schmach ausgelöscht worden, die seit der Niederlage des Varus den Ruhm der Weltbeherrscher befleckte; er hatte einen Theil der Beute, die an jenem unglücklichen Tage den Römern abgenommen worden, wieder gebracht; und die Barbaren des Nordens durften sich nun ihrer Ueberlegenheit über die Heere, welche bisher alle Nationen bezwungen, nicht weiter rühmen. Aber mit verbissenem Neide bemerkte der heimtückische Tyrann Tiber das Lob und die Bewunderung, die dem Helden zu Theil wurden. Er beschloß, ihn von einer Laufbahn zurück zu rufen, auf der er, wie sein

böses Gewissen fürchtete, ihm selbst frühe oder spät gefährlich werden konnte. „Neun Feldzüge, schrieb er, habe er in Teutschland glorreich vollendet. Für so viele Siege gebühre ihm die Ehre des Triumphs. Zwar sey Germanien nicht zur Provinz gemacht; aber an einem solchen Volke könne man keine bessere Rache nehmen, als daß man es seinen innern Zwisten überlasse.“ Germanikus sträubte sich gegen seine Zurückberufung. „Man möchte ihm nur noch ein Jahr bewilligen, um sein Werk zu vollenden.“ Darum war es dem Kaiser nicht zu thun. Der Feldherr ward zum Konsul ernannt, mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß er sein Amt persönlich verwalte; und nun mußte er dem Gesetze gehorchen. Sein Triumph war einer der glänzendsten; mit hohem Jubel und Entzücken empfieng die Stadt den angebeteten Helden. Eine Menge Volks gieng ihm mehrere Meilen weit entgegen. Mit Staunen sahen die Römer die ansehnlichen und edeln Gestalten der gefangenen teutschen Oberhäupter und ihrer Frauen, und mit inniger Rührung die Adler und die übrigen Denkmahle, die seit der Niederlage des Varus in den Händen der Cheruskер gewesen, und ihnen nun wieder entrissen worden waren. Aber nicht lange genoß der

Triumphator den Anblick des seinen grossen Eigenschaften so herzlich huldigenden römischen Volkes. Tiber, immer heftiger über ihn erbittert, je mehr er seine Vorzüge anerkannt sah, übertrug ihm die ganze Verwaltung der morgenländischen Provinzen, um, wie er vorgab, seine Verdienste zu belohnen, in der That aber, um sich seiner zu entledigen. Germanikus, die Absichten des Tyrannen nicht verkennend, reiste mit seiner Familie nach Asien ab, und nachdem er auch hier, durch Weisheit, Ruhm und Edelmuth, seinen alten Ruhm vermehrt hatte, starb er, in der Blüthe seines Lebens an Gift, das ihm, wie es scheint, auf Befehl des Kaisers gereicht worden war. Er glänzt als einer der trefflichsten und würdigsten Menschen zu uns aus dem hohen Alterthum herab; aber sein Beispiel bestätigt die demüthigende Lehre, daß es Zeiten gebe, in welchen für das zeitliche Glück nichts gefährlicher ist, als Tugend und Verdienste.

Sicher sassen nun die Teutschen in ihren Wäldern; keine fremde Macht bedrohte ihre Freyheit; aber das Schicksal wollte, daß der innere Friede von ihnen wich, ohne welchen ein Volk auch keine Sicherheit nach aussen hat. Unter den Stämmen, mit welchen Heervest Gallien überzogen hatte, fanden sich die Markomannen, ur-

ursprünglich in dem heutigen Mähren einheimisch, nachdem sie aber durch Cäsar über den Rhein zurück geworfen worden waren, liessen sie sich an den beyden Ufern der obern Donau nieder. Aus ihrem königlichen Geschlechte erhub sich ein Mann von Kraft und kriegerischem Sinne, Marbod genannt, der, nachdem er zu Rom in den Künsten der damaligen gebildeten Welt unterwiesen worden war, zu seinen Landsleuten zurück kehrte, ihre militärische Verfassung nach römischer Art organisirte, und dann an ihrer Spitze auf Eroberung auszog. Er rückte an der Donau herunter, unterwarf sich die an dem linken Ufer des Stroms wohnenden Völkerschaften, vertrieb die Bojer aus ihrer Heimat, und wurde an Land und Macht so groß, daß ein Heer von 80,000 Mann seinen Befehlen gehorchte. Ehemahl hatte Tiber sich an der Spitze von zwölf Legionen gegen ihnen versucht, und an dem Glücke der Waffen gegen einen solchen Feind verzweifelt die Gränze der Provinz durch Verträge gegen ihn gesichert. Durch so grosses Glück ward Marbod zu kühnern Entwürfen fortgerissen. Doch stand sein Sinn nicht auf Eroberungen von dem römischen Reiche; seine sämtlichen teutschen Stammsverwandten wollte er sich unterwerfen, und sein Reich von der Donau bis an den Ocean aus-

dehnen. Aber da war ihm der mächtige Bund der Cherusker im Wege; und Heermann verabscheute den Despotismus innerer Usurpation nicht minder, als das Joch fremder Eroberer. So spaltete sich die Nation in zwo Hälften, und der Süden und der Norden Germaniens geriethen mit einander in einen blutigen Krieg. Dieß geschah im siebenzehnten Jahre nach der Geburt des Welttheilandes.

Mit dem mächtigen Bunde der Cherusker zog Heermann gegen die Markomannen und ihre Genossen heran. Ingomar war mit den Seinen der gemeinen Sache untreu geworden, und hatte sich auf die Seite der Feinde geschlagen; dagegen aber giengen die Semnonen und Longobarden zu Heermann über, und verschafften ihm dadurch den Vortheil der Ueberzahl. Beyde Heere stellten sich gegen einander in Schlachtordnung, indem sie, durch ihre Kämpfe mit den Römern, in den schulgerechten Krieg eingeweiht, nach römischer Weise sich anreihten. Man stritt mit grosser Heftigkeit und Erbitterung. Aber die Schlacht gab kein entscheidendes Resultat, indem die rechten Flügel beyder Theile über den Haufen geworfen wurden. Aber da Marbod die Wahlstadt räumte, und sich auf die hinter derselben liegenden Hügel zu-

rückzog, anerkannte er die Ueberlegenheit des Feindes. Dadurch entfiel den Seinen der Muth. Eine Menge derſelben verließ das Lager und gieng zu den Cheruskern über. Verzweifelt an der Möglichkeit eines weitern Widerſtandes beſchloß er den Rückzug, und nahm ſeine Zuflucht in die Wohnſitze der Markomannen. Umſonſt flehte er den Kaiſer Tiber, durch eine Geſandtſchaft, um Hülfe in ſeiner Noth an. „Mit Unrecht, ward ihm geantwortet, rufe er die Waffen der Römer gegen die Cherusker auf, da er eher den gegen denſelben Feind kämpfenden Römern ſeinen Beyſtand verweigert habe.“ Doch erlangte er, daß Druſus, der Sohn des Tiber, den Frieden zwiſchen ihm und Heermann vermittelte. Aber nicht lange genoß er der Ruhe. Der Gothe Katualda, den er eher aus ſeinem Eigenthum vertrieben hatte, ſtiftete eine Verſchwörung gegen ihn an, und von aller Welt verlaſſen, floh er über die Donau und warf ſich dem Tiber in die Arme, der ihm einen Wohnſitz in Ravenna anwies. Da hat er vergeſſen und verachtet ſein Leben beſchloſſen.

Mittlerweile hatte Heermann das Glück, das ihm durch die Befreyung ſeines Volks von fremder Gewalt und durch ſeinen Sieg über Marbod zu Theil geworden war, nicht ungeſtört ge-

noſſen. Der Bund der Cheruſker war ihm zu viel ſchuldig, als daß nicht der Neid gegen ihn hätte rege werden ſollen, und wenn in freyen Verfaſſungen ein Mann ſo groſſes Anſehen ſich erwirbt, ſo kann er kaum dem Verdacht entgehen, daß er nach der höchſten Gewalt ſtrebe, welcher Verdacht gewöhnlich gegründet iſt, weil nur wenige Menſchen einen ſo hohen Grad gerechter Geſinnung haben, um die Macht nicht zur Befriedigung ihres Ehrgeizes zu mißbrauchen. Die Fürſten der nördlichen teutſchen Völkerſchaften konnten es dem Helden, itzt, da ſie ſeiner nicht mehr bedurften, nicht verzeihen, daß er ſie an Kraft und Ruhm ſo ſehr überglänzte, und leicht glaubte die Eiferſucht, was die Verläumdung ausſtreute, daß er die fremden Ketten zerſchlagen habe, um ihnen ſeine eigenen anzulegen. Adgandeſter, einer von den Vornehmſten der Katten, ließ ſich durch ſeinen Haß ſo weit verleiten, daß er an die Senatoren nach Rom ſchrieb, ſie möchten ihm Gift ſchicken, mit dem er den Heermann aus dem Wege räumen wollte. Aber ſtolz und edel, und im Geiſte der ſchönern Vorzeit, ward dem Meuchelmörder geantwortet: „Das römiſche Volk rächte ſich an ſeinen Feinden nicht durch Trug und Verrätherey, ſondern durch öffentliche Waffen.“ Demunge-

achter entgieng der Ueberwinder des Varus seinem Verhängnisse nicht. Die zwischen ihm und seinen Gegnern entstandenen Mißhelligkeiten wurden heftiger. Die römische Politik versäumte nicht, das Feuer immer mehr anzublasen. Man griff zu den Waffen: selbst seine Anverwandten wurden seine Verräther; er fiel unter den Händen der Mörder, im sieben und dreißigsten Jahre seines noch so viel verheißenden Lebens, beynah: in demselben Alter, in dem seinen edeln Gegner Germanikus ein gleich unwürdiger Tod ereilt hatte. Sein Name ist in der Geschichte der teutschen Nation einer der heiligsten; denn ohne ihn wäre diese Nation vielleicht noch in der Dunkelheit der Barbaren untergegangen. Die Nachwelt hat das Unrecht zu vergüten gesucht, was seine undankbaren Zeitgenossen ihm erwiesen. Sie errichtete ihm Altäre, und pflanzte in Volksliedern das Gedächtniß seiner Thaten fort. Der erhabenste unter den Dichtern des kultivirten Teutschlands wählte ihn zum Helden eines unsterblichen Gedichts, und der größte unter den Geschichtschreibern der Römer *)

*) Tacitus, de Annal. II. 88. von ihm sagt: Liberator haud dubie Germaniæ, et qui non primordia populi Romani, sicut alii reges

wurde sein Lobredner. Hatte er auch die Absicht, die vielen getrennten Völker Germaniens unter seinem Scepter zu vereinigen, so müssen wir vielleicht nur bedauern, daß sie ihm nicht gelungen ist. Denn alles Unglück, was die Teutschen seit achtzehn Jahrhunderten betroffen, kam daher, daß sie nie daran gewöhnt waren, als ein Volk zu leben, und einem Oberhaupte zu gehorchen.

Durch das Unglück des Marbod und durch Heermanns Tod waren die Völkerschaften Germaniens wieder vereinzelt. Die Eifersucht und die Eroberungslust ihrer Fürsten, so wie der gegenseitige Haß, der unter Stammsverwandten gewöhnlich bitterer ist, als unter Fremden, erhielten stete Kriege unter ihnen, die mit grosser Grausamkeit und immer zum Zwecke der Vernichtung geführt, für die Sieger und die Besiegten

---

ducesque, sed florentissimum imperium lacessierit. Proclius ambiguus, bello non victus. — Caritur adhuc barbaras apud gentes. Graecorum annalibus ignotus, qui sua tantum mirantur. Romanis haud perinde celebris, dum vetera extollimus, recentium incuriosi.

gleich verderblich wurden. Die Römer hüteten ſich wohl, ſich in dieſe Familienzwiſte zu miſchen. Je mehr die Germanen durch innere Fehden ſich entkräfteten, deſto ſicherer waren ihre Angränzer. Die Abſicht, ihr Land zur Provinz zu machen, hatte man in Rom ohnehin aufgegeben, da man durch die frühern Erfahrungen inne geworden war, wie ſchwer dieſe Abſicht zu erreichen ſtand, und wie geringe Vortheile auch glückliche Feldzüge in dieſen armen und wüſten Gegenden gewährten. Man ſchränkte ſich deßhalb darauf ein, die Flamme der Zwietracht unter den Teutſchen zu erhalten und immer mehr anzufachen, auf ihre innere Angelegenheiten durch die Künſte der Politik ſo viel möglich zu wirken, den einen Stamm immer gegen den andern zu unterſtützen, und die Sitten der Nation durch die Luxusartikel, welche römiſche und galliſche Kaufleute bey ihr einführten, zu vergiften. Der Kaiſer Klaudius ſchien Germanien gar aufgeben zu wollen, indem er die Beſatzungen aus den römiſchen Kaſtellen am Rhein zurückzog.

Dagegen erfolgte zu der Zeit, als Veſpaſian den Kaiſerthron beſtieg, (70 Jahre nach Chriſti Geburt) eine heftige Bewegung der weſtlichen Völker Germaniens gegen Rom. Clau-

dius Civilis, das Oberhaupt der Bataver, aus königlichem Stamme entsprossen, und müde der Knechtschaft, welche die römischen Bundsgenossen niederdrückte, beschloß die Unruhen, welche den Regierungsantritt des Kaisers begleiteten, zur Wiederherstellung der verlohrnen Unabhängigkeit zu benützen. Seine Landsleute säumten nicht, seinem Rufe zu folgen, und als ihm die ersten Unternehmungen gelungen waren, vereinigten sich auch mehrere auf dem rechten Rheinufer wohnende Völkerschaften mit ihm, indem sie ihn, als den Befreyer des gemeinsamen Vaterlands begrüßten. Die Römer wurden in ihren Quartieren überfallen und zerstreut, und ihre Festungen zerstört. Indessen war Vespasian zum Kaiser erklärt worden, und Civilis ließ seine Armee ihm den Eid der Treue schwören. Aber er suchte dadurch blos seine wahre Gesinnung zu verbergen, bis er stark genug war, um der Macht des neuen Imperators Trotz zu bieten. Bald warf er die Larve ab, kündigte den Römern den Gehorsam auf, schlug und verjagte ihre Legionen, und breitete seine Eroberungen weit jenseits des Rheinstroms aus. Gallien und Germanien bewunderten und priesen ihn, als den Retter des Vaterlands; die begeisterten Bei-

ter verkündigten ihm Glück und Sieg; wo seine Thaten ruchbar wurden, ſtanden tapfere Männer auf, um ſeinem Heere zu folgen. Nun aber kam Petilius Cerialis mit einem mächtigen Heere herbey, um den Aufruhr zu dämpfen. Es erfolgten mehrere Schlachten, in denen Civilis, mit ſeinen Bundsgenoſſen, groſſe Kraft und Tapferkeit bewährte, ohne jedoch etwas gegen die Kriegskunſt des Römers zu vermögen, der allenthalben das Uebergewicht behauptete. Immer mehr in die Enge gebracht, verzichtete er auf die Unternehmung, und bat den Kaiſer um Frieden und Verzeihung. Um die Kräfte, die man gegen ihn verwandt hatte, in andern Gegenden des damals heftig erſchütterten römiſchen Reichs gebrauchen zu können, ward ſeine Bitte erfüllt. Der Rhein beſchrieb, wie zuvor, die Gränze des freyen Germaniens.

Dieſe Milde gegen einen Rebellen war nicht der Entſchluß eines edeln Gemüths, ſondern das Werk der nachgebenden Politik, die die Schwäche ohne Hülfsmittel fühlt. Die innern Zwiſte hatten den groſſen römiſchen Staat dergeſtalt zerrüttet, daß die Barbaren ungeſtraft ſeine Gränzen überfallen, und gegen das Verſprechen, die Waffen niederzulegen, auf die vollkommenſte Amneſtie

rechnen konnten. Titus regierte zu kurz, um so groſſe Uebel zu heilen; und unter einem Regenten, wie Domitian, schienen ſie unheilbar werden zu müſſen. Es entgieng den Bewohnern Germaniens nicht, wie tief die Macht ihrer Feinde geſunken ſey; aber ſtatt durch Vereinigung ihrer Kräfte den Gefahren, die ihnen von Süden und Weſten her drohten, zu beſchwören, beſchränkten ſie ſich auf einen planloſen, theilweiſen Krieg, in dem kein höherer Zweck bezielt ward, als Raub. Sie machten wiederholte Einfälle in die römiſchen Gränzlande, ſchlugen die in denſelben ſtehenden Beſatzungen zurück, und plünderten ſie aus. Es war nun nicht mehr davon die Rede, ſich der Römer zu erwehren, ſondern ſie aus ihren Eroberungen zu verdrängen. Dieß gelang auch in einem ſo hohen Grade, daß die Gränze des Reichs in dieſen Gegenden immer mehr verengt, und den Barbaren, für die Zuſicherung, daß ſie den Rhein und die Donau nicht überſchreiten wollten, ein jährlicher Tribut bezahlt wurde. Für ſo viel Unglück entſchädigte ſich Domitian dadurch, daß er einen Triumph über die Teutſchen hielt, in welchem lauter erkaufte Leute, als Gefangene, aufgeführt wurden, deren Kleider und Haare nach Germaniſcher Weiſe geſchnitten und gefärbt waren.

Nach dem Tode dieſes unſinnigen Wüthrichs folgten beſſere Zeiten (beynahe ein Jahrhundert hindurch, von 96 bis 180 nach Chriſti Geburt) für das römiſche Reich. Nerva verband die Wunden, die die Tyranney dem Staate geſchlagen; Trajan erwarb das Lob der größten und beſten unter allen denen, die Auguſts Thron beſtiegen: Hadrian zeigte nach einer kriegeriſchen Regierung, wie ſehr der Genuß und die Künſte des Friedens beglücken, und bey Antonin ſah man die Tugend, bey Mark Aurel die Philoſophie auf dem Throne. Dieſe Zeiten waren nicht günſtig für die Barbaren, welche ſich von dem Ueberfluſſe der römiſchen Provinz bereichern wollten. Trajan, ein unwiderſtehlicher Krieger, ſtellte überall die alte Gränze des Reichs wieder her, und verſchaffte ihm durch herrliche Thaten bey allen es umgebenden Völkern die verlohrne Achtung. Am Rhein und an der Donau wurden die Anwohner, welche aus dem Innern vorgerückt waren, wieder zurück gedrängt. Von der Donau dehnte man ſich vorwärts bis an die Altmühl und den Kocher aus; vom obern Rheine bis an den Neckar; am Main ward ein Kaſtell gegen die Katten gebaut; weiter unten erſtreckte ſich die römiſche Herrſchaft dieſſeits meiſtens bis auf den Gipfel der Gebirge, die das Stromgebiet

des Rheins umschreiten. Inner diesen Gränzen begann aufs Neue römisches Leben und römische Kultur. Man theilte Land unter frische Ankömmlinge aus Gallien aus, gab ein löbliches Beyspiel des Acker- und Weinbau's, errichtete feste Plätze, baute Strassen und hielt durch starke Besatzungen die feindseligen und rohen Anwohner im Zaume. Noch vollkommener und sicherer, als es durch Waffen geschehen kann, suchte der vielseitig gebildete und thätig für geistige Bildung arbeitende Adrian den letztern Zweck zu erreichen. Denn höchst wahrscheinlich war es der den berühmten Gränzwall, welcher von Pförring an der Donau, durch den Nordgau und das nördliche Schwaben, bis an den Main sich hinzieht, angelegt hat; — ein ungeheures Werk, dem von der über seine Größe staunenden Nachwelt der Name der Teufelsmauer beygelegt wurde.

Unter der Regierung des Mark Aurel standen mit einem Male die sämtlichen Völkerschaften, welche in den nordöstlichen Gegenden des freyen Germaniens von der Donau bis an den mitternächtigen Ocean wohnten, mit grosser Heereskraft auf, und fielen in die jenseits der Donau liegenden römischen Länder ein. Es ist aus den dürftigen und widersprechenden Nachrichten der Geschichtschreiber dieser Zeit nicht ersichtlich, wa-

durch dieſe groſſe Bewegung veranlaßt worden. Vielleicht daß dieſe Völker, durch den Druck anderer hinter ihnen wohnenden Nationen fortgeſtoſſen, einer unvermeidlichen Nothwendigkeit nachgaben, die für ſie wenigſtens nicht in dem unglücklichſten Augenblicke kam, da die auf einem ungeheuern Flächenraum vertheilte römiſche Kriegsmacht, und die Unglücksfälle, die zu gleicher Zeit das Reich trafen, die Schwierigkeiten des Angriffs ſehr verminderten. Zwar führte der erſte Zug, den die Katten gleich nach Mark Aurels Thronbeſteigung (161 nach Chriſti Geburt) nach Rhätien unternahmen, zu keinem groſſen Erfolge, indem ſie von dem Legaten Viktorinus wieder zurück getrieben wurden. Als aber darauf die Parther ſich empörten, und ganz Aſien der römiſchen Herrſchaft zu entreißen drohten, und Peſt, Hunger und Ueberſchwemmungen die meiſten Provinzen des Reichs mit unſäglichem Jammer und Elend erfüllten, da glaubten die Barbaren ausführen zu müſſen, was ihnen das Verhängniß ſo günſtig vorbereitet hatte. Es erhuben ſich die Markomannen, und im Verein mit ihnen die Quaden, die Sarmaten und andere Völker des Nordens, verheerten Pannonien und Illirien, und ſchickten ſich an, in Italien einzudringen. Rom gerieth in die äuſ-

ferste Bestürzung. Man gelobte und brachte den Göttern unermeßliche Opfer, um sie zu versöhnen, und nahm alle diejenigen gottesdienstlichen Uebungen vor, welche sonst nur in den Zeiten der äußersten Noth gebraucht worden waren. Der Kaiser trat, mit seinem Regierungsgehülfen Lucius Verus, an die Spitze der bewaffneten Macht, zog dem Feinde entgegen, und stieß in der Nähe von Aquileja auf seinen Vortrab. Es kam zu einem entscheidenden Treffen, in dem das Glück den Barbaren den Rücken wandte. Nach einer grossen Niederlage wandten sie um; verfolgt von den Römern, wurden sie in den Alpen noch zu verschiedenenmalen geschlagen; und nachdem sie über die Gränzen der Provinz vertrieben waren, kehrten die Sieger glorreich, und ohne beträchtlichen Verlust, wieder nach Rom zurück. (169 J. n. Chr. Geb.)

Diese Unglücksfälle erstickten den Muth zu neuen Unternehmungen in den Völkern des Nordens nicht. Sie schienen blos in ihre Wohnsitze zurück gekehrt zu seyn, um zu kräftigern Operationen neue Hülfsmittel herbey zu holen. Nachdem sie den Befehlshaber der kaiserlichen Leibwache, Vindex, an der Donau, mit einem Verlust von zwanzigtausend Mann geschlagen hatten, wälzte sich das Heer abermals gegen die Alpen

einher, um die Gefilde Italiens zu überſchwemmen. Die vor ihnen fliehenden Römer wurden bis nach Aquileja verfolgt, und ſchon ſchien die Stadt vor dem Ungeſtümme der Barbaren zu erliegen. Da kam der Kaiſer, an der Spitze einer anſehnlichen Macht herbey, und das Glück war ihm auf demſelben Schlachtfelde, das ihm früher ſchon ſo glänzende Trophäen gereicht hatte, abermal günſtig. Der Feind wurde geſchlagen, und Italien und die nördlichern Provinzen von ihm befreyt. Aber es war nicht möglich, durch eine Niederlage alle Gefahren, die er bereitete, abzuwenden. Der Krieg dauerte, unter abwechſelnden Erfolgen, noch fünf Jahre fort. Meiſtens blieben aber die Römer der überlegene Theil; oft machten ſie Streifzüge tief in das Innere von Germanien, und rächten mit Feuer und Schwert das Böſe, was die Bewohner des Landes zuvor ihren Mitbürgern angethan hatten. Allmählich ward der Feind ermüdet; er nahm Friedensbedingungen an, die der Sieger ihm vorſchrieb, und triumphirend kehrte Mark Aurel nach Rom zurück.

Der Drang der nordiſchen Völker, ſich auf den Süden zu werfen, und ihre öden, ſumpfichten Wüſten mit ſeinem freundlichern Gelände zu vertauſchen, der nachher die ganze bekannte Welt

umkehrte, schien aber um diese Zeit schon unwiderstehlich. Kaum hatte der Kaiser ihre Gränze verlassen und die Besatzungen in dem vorliegenden Gebiete vermindert, als die Barbaren sogleich wieder zu den Waffen griffen. Und zwar dräute ihre Macht dießmal fürchterlicher, als zuvor nie. Alle Nationen von der Gränze Illirikums bis nach Gallien waren auf, und im festen Bunde mit den Markomannen, zum Untergange Roms verschworen. Nie hatte in solcher Stärke der Norden sich erhoben, nie so planmässig seine Kräfte vereinigt. Seine Bewegungen erfüllten alles Land ienseits der Donau und der Alpen mit neuen Schrecken. Um des drohenden Andrangs sich zu erwehren, nahm der Kaiser, dessen Heere durch Pest und Krieg aufgerieben waren, und der im Unglück der Zeiten alle Kassen des Staats erschöpft sah, ausserordentliche Maasregeln. Die Fechter und die Strassenräuber aus Dalmatien wurden unter die Legionen eingetheilt. Man nahm teutsche Miethlinge in Sold, um sie gegen ihre Landsleute anzuführen. Den Provinzen wurden ausserordentliche Steuern auferlegt. Selbst der kaiserliche Schmuck, die reichen, von Adrian gesammelten Schätze, und viele Meisterstücke der Kunst wurden in einer zwey Monate dauernden Versteigerung verkauft. Als diese Anstalten ge-

troffen waren, zog der Kaiser zum Schutze des römischen Reiches aus, schlug die Barbaren aus den Provinzen zurück, drang auf einer Schiffbrücke über die Donau in ihre Länder ein, verbrannte ihre Niederlassungen und Vorrathshäuser, und verwüstete bald siegend, bald unterliegend ihre Gauen. Er starb, ohne daß er durch Waffenmacht die Feinde zur Ruhe gebracht hätte. Doch stellte er dem Reiche die alte Donaugränze wieder her, und einige der überwundenen Völker verpflanzte er sogar nach Italien. Sein unwürdiger Sohn und Thronfolger Kommodus fand aber diese Kämpfe zu unbequem und zu gefährlich. Er beruhigte die Nordgränze des Reichs, indem er den an dieselbe anstossenden Nationen Tribute bezahlte.

Wenn es gleich in allen diesen Feldzügen den Germanen nicht gelungen war, festen Fuß im römischen Gebiete zu fassen, und wenn gleich die weiten Märsche und die blutigen Niederlagen die Zahl ihrer bewaffneten Männer sehr verminderte, so wurden sie doch, auch durch die mißlungenen Unternehmungen, den Römern immer gefährlicher. Der Anblick der schönen blühenden Länder, die sie durchzogen, und der Reichthümer, womit dieselben erfüllt waren, reizte in ihnen mit unwiderstehlicher Gewalt die Begierde, die arme, ge-

nußlose Heimat mit jenen freundlichen und üppigen Gefilden zu vertauschen, und zu herrlich waren die Güter, welche jenseits des Rheins und der Donau zu ihrem Empfange einluden, als daß man um des ersten verfehlten Versuches willen, zumal bey diesem kraftigen, kühnen Sinn, die Hoffnung hätte aufgeben sollen, bey wiederholter Anstrengung ihrer endlich doch theilhaftig zu werden. Dabey mußten die Teutschen in den Künsten des Krieges immer mehr eingeweiht werden, je länger sie dieselben den Römern gegenüber übten. Viele von ihren Häuptern waren in der Hauptstadt selbst in die Schule gegangen; die andern lernten auf dem Schlachtfelde dem Feinde seine Vortheile ab. Dadurch wurde die Parthie immer ungleicher. Eher hatten die Germanen der Intelligenz der Römer blos ihre physische Kraft entgegen gesetzt; nun wußten sie die letzte auch mit Einsicht und nach überdachten Planen zu lenken. Was aber ihnen endlich die entscheidende Ueberlegenheit geben mußte, war die zu dieser Zeit allmählich erfolgende engere Vereinigung ihrer Macht. Seit dem Anfange des dritten Jahrhunderts verschwinden nämlich die Namen der vielen einzelnen teutschen Völkerschaften immer mehr aus der

Geſchichte, und es erheben ſich die groſſen und zahlreichen Nationen der Franken, Allemannen, Sachſen und Gothen, jede in einen Körper verbunden, und von einem Willen gelenkt. Es ſcheint nicht, daß dieſe Vereinigung ein Werk freyen Entſchluſſes war, ob wohl die Beyſpiele, die Heermann früher durch den Bund der Cherusker, und Marbod durch den der Markomannen gegeben hatte, ein ſolches Syſtem empfehlen konnten. Vermuthlich verminderten ſich ſchon durch die innern Kriege, die nach Heermanns Tod lange in Germaniens Gauen wütheten, die einzelnen Stämme, indem ſich der eine den andern unterwarf: in dem heftigen, mehrere Jahre dauernden Streit mit Mark Aurel aber mußte die Nothwendigkeit der Vereinigung immer deutlicher erſehen werden, und indem man gleiches Intereſſe gegen den gemeinſchaftlichen Feind theilte, und ſich gewöhnte, in den Lagern unter einander zu leben, floß man auch leicht in eine politiſche Maſſe zuſammen, zumal da ſolche Zeiten energiſchen Männern günſtig ſind, wenn ſie ſtreben, das Mannigfaltige und Zerriſſene unter ſich zur Einheit zu bringen. Dieß Zuſammenflieſſen aus mehrern Stammhorden drückt ſchon

der Name Allemannen aus, *) welche um das Jahr 213 unter Karakalla, zuerſt zum Vorſchein kommen. Sie hatten vorzüglich aus den Trümmern des Markomanniſchen und Suevitſchen Bundes ſich gebildet, und ſaſſen in den Gegenden zwiſchen dem Rhein, Mayn, Neckar und der Donau. Die Franken werden zuerſt unter Valerian und Gallien (i. J. 223.) genannt. Ihr Hauptſtamm waren die Völker, die einſt zum Cheruskiſchen Bunde gehört hatten. Sie wohnten längſt des Rheins, von der Lahn bis in die Niederlande, und verſchafften ſich auch bald bleibende Wohnſitze jenſeits des Stroms. Gott hatte dieſem Volke eine groſſe Beſtimmung in der Weltgeſchichte angewieſen! — Die Sachſen, welche urſprünglich in Holſtein und Schleßwig wohnten, und ihre wichtigſte Verſtärkung durch die in dieſen Gegenden ſitzende mächtige Nation der Chaucen erhalten zu haben ſcheint, zogen ſich allmählich weiter gegen Süden herab, und breiteten ſich auch jenſeits der Elbe aus. Sie wurden ſpäter

*) „Alemanni communes sunt variis ex nationibus collecti, id ipsum apud eos significante vocabulo.“ Agathias Hist. Lib. I. ed. Par. p. 536.

durch ihre Unternehmungen zur See den meiſten benachbarten Küſten furchtbar. Das berühmte Volk der Gothen aber hatte ſeine Urſitze in dem heutigen Königreiche Preuſſen, zu beyden Seiten der Weichſel, zog im zweyten Jahrhundert gegen die nordweſtliche Küſte des Pontus Euxinus herunter, und begann im dritten Jahrhundert ſeine nimmer wieder aufhörenden Einfälle in die Provinzen des Kaiſerthums. Die Mehrheit der Nation, die nun an die Mündungen der Donau ſich angeſiedelt hatte, hieſſen die Oſtgothen, die aber, welche weiter aufwärts am Strome, in Dacien, hausten, die Weſtgothen.

Indem die nordiſchen Völker ihre Kräfte auf dieſe Weiſe entwickelten, und koncentrirten, wurden ſie dem römiſchen Reiche um ſo gefährlicher, da an ihm bereits alle Symptome eines alternden, ſeiner Auflöſung ſich annähernden politiſchen Körpers ſichtbar waren. Beynahe waren tauſend Jahre ſeit Erbauung von Rom verfloſſen; und wir kennen wenige Staaten in der Weltgeſchichte, die nicht in einer kürzern Periode ihren Kreislauf vollendet hätten. Zwar umſchrieb das Reich nie eine ſolche Macht von Land und Leuten, als unter Trajan; und nie war es ſo weiſe, gerecht und kraftvoll regiert

worden, als unter den Antoninen. Aber alle dieſe Macht und Herrlichkeit war nur der „Glanz einer ſchönen Abendröthe“ Mit Marl Aurel gieng das Anſehen und das Glück der Römer unter, und einige flüchtige Momente abgerechnet, kehrte das eine und das andere nie mehr wieder, bis endlich das Ganze in Trümmer fiel. Eine lange Reihe laſterhafter oder unfähiger Regenten vernichtete ſchnell das meiſte Gute, was durch die trefflichen Monarchen des zweyten Jahrhunderts gegründet worden war, und den wenigen beſſern, die unter ihnen erſchienen, ließ das Verhängniß nicht Zeit, dem raſchen Gange des herrſchenden Verderbens zu ſteuern. Das Reich war zu groß geworden, als daß es nicht unter ſeiner eigenen Laſt hätte erliegen müſſen; denn nur ſelten ſchickt die Vorſehung Köpfe, die eine ſolche Rieſenhülle zu erfüllen vermögen. Dadurch ward der Ehrgeiz und die Herrſchſucht im Innern unaufhörlich gereizt, und überall bot die unermeßliche Gränze den anwohnenden Barbaren ſchwache und verwundbare Punkte dar. Dieß hatte die weitere Folge, daß das Kriegsheer ſich allmählich über alle andere Stände empor ſchwang, und ſich als die eigentliche Kraft und Are des Staates betrachten lernte. So geſchah es, daß nicht nur der

militärische Despotismus die Gefühle der Humanität und die Gesetze verstummen machte; die Soldaten setzten die Imperatoren nach Belieben ab und ein, und versteigerten mehr als einmal das Reich — das in ihren Händen als eine Beute erschien, an den Meistbietenden. Der Reichthum hatte die alten Familien weichlich und feig gemacht: die Schwelgerey und das Verderbniß der Sitten ließ keinen grossen Mann mehr aufkommen; wenigstens stand ein solcher, in der allgemeinen Erschaffung einsam, wie in der Wüste. Die verdorbene Generation suchte gegen das um sich greifende Elend sich zu retten, indem jeder Einzelne selbstsüchtig sich isolirte. Die Philosophie war in einen erbärmlichen Mysticism, die Religion in elenden Aberglauben ausgeartet. Kein klassischer Dichter erhub seine Stimme weiter vor den unkenschen Ohren; die Geschichtschreiber wurden kalte Erzähler, oder fade Deklamatoren. Wenn ein Staat, an dessen Innerm solche Fäulniß nagt, auch noch von äussern Stürmen ergriffen wird, so ist sein Untergang unvermeidlich.

Die ersten heftigen Stösse erhielt das römische Reich von seiner Nordseite, von den Gothen, welche, wie wir wissen, in grosser Macht und bewegt von kriegerischem Sinne, an der

Westküste des schwarzen Meers sich angesiedelt hatten. Schon seit Karakalla (i. J. 215.) war ihr Name so furchtbar geworden, daß die Kaiser sich veranlaßt sahen, durch Geschenke und Tribute sie in guter Laune zu erhalten. Aber unter Decius, (248 — 251.) der es für unwürdig achtete, daß der Nachfolger der Cäsaren fremden Völkern steuerbar sey, brachen sie mit unermeßlicher Heereskraft aus ihren Steppen hervor, giengen über die Donau, überschwemmten Thracien, und setzten ihre Verwüstungen bis nach Thessalien fort. Da gieng der Kaiser den wilden Horden entgegen, und lieferte ihnen eine grosse Schlacht, in welcher ihnen dreißig tausend Mann erschlagen wurden. Die Unternehmung schien zum Vortheile der Römer entschieden; aber Decius hatte in der Person seines Feldherrn Gallus einen Verräther an der Seite, der ihn durch trügerische Kunst aus dem Wege zu räumen suchte, damit er sich selbst der Krone bemächtigen könnte. Von ihm verleitet, richtete der Kaiser seinen Marsch durch einen engen Paß, wo die, von dieser Bewegung benachrichtigten, Gothen ihn unversehens überfielen. Ein Pfeilschuß tödtete den Sohn des Monarchen an der Seite des Vaters. Eingeschlossen, und von allen Seiten

gedrängt, entfiel dem Herrn der Muth. Alles war verlohren. Decius zog — im Geiste der alten Heroen seines Volkes — den Tod der Schmach der Gefangenschaft vor. Er stürzte sich, samt seinem Pferde, in einen Sumpf, der ihn verschlang; so, daß sein Leib nicht mehr gefunden wurde. Gallus erhielt, zum Lohne seiner Verrätherey, die römische Krone. Aber er schändete seine Würde, indem er von den Gothen den Frieden erkaufte, und sich verbindlich machte, ihnen die bisherigen Jahrgelder auch in der Zukunft zu bezahlen. Bald ward es jedoch dieses Volk müde, blos zu empfangen, was die Verträge ihm bewilligten. Daher begann es wenige Jahre nach diesem Frieden (i. J. 258. ff.) die Feindseligkeiten aufs Neue, verwüstete und plünderte die schönen Provinzen von Asien und Griechenland, und eroberte sich endlich feste Sitze in Daecien. (275.)

Während die östlichen Gegenden des Reichs durch diese Anfälle erschüttert wurden, sahen sich die Provinzen des Abendlandes durch die gegen sie gerichteten Unternehmungen der Franken und Allemannen nicht minder geängstiget und beunruhigt. Die erstern erhuben sich (i. J. 263) in unzählbarer Menge in ihren Wohnsitzen am Rheinstrome, drangen in Gal-

lien ein, rückten von da nach Spanien vor, und segelten sogar an die Küste von Afrika hinüber. Alle diese Länder wurden von ihnen geplündert, und da sie sich zwölf Jahre lange in denselben behaupteten, hinderte sie nichts, sich aller ihrer Reichthümer zu bemächtigen. Zur nämlichen Zeit giengen die Allemannen über die Alpen, und kamen (i. J. 260.) nach Ravenna und (268.) bis Verona, große Beute erwerbend und scheußliche Verheerungen anrichtend. Unter Aurelian fielen die letztern, mit noch größerer Macht in Italien ein, verwüsteten die Ebenen am Po, und füllten Rom mit Bestürzung und Schrecken, wie in den Tagen der Cimbrer. Umsonst schlug man die sibyllinischen Bücher auf: umsonst suchte man den Zorn der Götter durch Opfer und Prozessionen zu versöhnen. Das römische Heer erlitt eine fürchterliche Niederlage bey Piacenza. Es schien um das Reich geschehen. Aber zum Glücke benutzten die Teutschen die Vortheile nicht, welche ihnen der Sieg verschafft hatte. Aurelian fand Zeit seine Kräfte wieder zu sammeln; und schnell ward durch seine Thätigkeit und durch seinen Muth Italien gerettet.

Im zwey hundert und fünf und siebenzigsten Jahre nach Christi Geburt wurde der Pannonier

Probus auf den römischen Thron erhoben, ein vortrefflicher Regent, der das Reich wieder zu seinem alten Glanze gebracht haben würde, wenn ihn das Schicksal länger an dessen Spitze erhalten, und wenn Weisheit, Tapferkeit und Gerechtigkeit noch zugereicht hätten, es in seinem Falle zu hemmen. Schwer traf seine rächende Hand die Germanischen Völker, welche bisher die Provinzen theils verheeret, theils erobert hatten. Er griff dieselben in Gallien an, brachte ihnen mehrere grosse Niederlagen bey, machte sich das ganze Land wieder unterwürfig, zog siegreich über den Rhein und breitete seine Eroberungen bis an den Neckar und das Alpgebirge *) aus. Da kamen die Fürsten der erschreckten Franken und Allemannen und baten um Frieden, gaben die gemachte Beute wieder zurück, brachten Steuern und Geschenke, verbürgten ihre Treue durch Geiseln, und legten ihre und ihrer Völker Waffen vor dem Sieger nieder. Probus begann abermals feste Niederlassungen diesseits des Rheins zu gründen. Es wurden Kastelle und Wohnplätze erbaut,

*) Dieses versteht Pfister (Geschichte von Schwaben ꝛc. 1. S. 53.) unter der Alba des Vopiscus. Minder wahrscheinlich sind andere hier die Altmühl oder gar die Elbe.

den Besatzungen Ländereyen ausgetheilt, und die Kultur des Bodens thätig gefördert. Es schickte sich alles wieder zu dem Leben an, das in den Tagen des Drusus in den teutschen Gauen begonnen hatte. Aber das löbliche Werk der Civilisirung überlebte seinen Stifter nicht lange. Nach ungefähr zehn Jahren wurde es durch neue Stürme schnell wieder vernichtet; doch sind von dem edeln und kräftigen Wirken dieses Kaisers auf teutschem Boden Denkmale bis in unsre Tage übrig geblieben.

Von den Franken, welche er überwunden, hatte er eine grosse Anzahl nach Thracien versetzt, dass sie sich dort ansiedeln, und ihr Vaterland vergessen sollten. Aber unvergesslich ist dem rohen Sohne der Natur der heimatliche Boden. Die verpflanzten Franken ertrugen die ferne Fremde nicht, und die Sehnsucht nach ihren Wäldern, Gebirgen und Strömen begeisterte sie zu einer abentheuerlichen Unternehmung. Sie bemächtigten sich der Fahrzeuge, die an ihren Ufern lagen, brachten ihre Weiber und Kinder und ihre arme Habe auf dieselbe, steuerten durch den Hellespont, plünderten die Küsten von Griechenland und Afrika, so wie das reiche Sicilien, giengen dann an den Säulen des Herkules vorüber in das Weltmeer, und

langten endlich nach groſſen Gefahren, die ſie mit hoher Kühnheit beſchworen, reich an Beute, an den vaterländiſchen Ufern an. Das Alterthum kennt wenige Unternehmungen, wobey ſo viel gewagt worden, und das Ende das Werk ſo ſchön gekrönt hätte. Deßhalb wurde dieſen Abentheurern von Freunden und Feinden das lauteſte Erſtaunen.

Der gefürchtete Name des Probus hatte die Barbaren im Norden der Monarchie im Zaum gehalten. Aber kaum hatte der treffliche Held die Augen geſchloſſen, als an der Donau und am Rhein wieder alles auf war, und die Gränzlande der Monarchie die alten Bedrängniſſe wieder erneuert ſahen. Es war in dieſen Völkern keine Ruhe mehr: unwiderſtehlich trieb ſie ihr Verhängniß fort, ihre Beſtimmung, die in Roms Untergange lag, zu vollenden. Diokletian (von 284 — 304.) glaubte das Reich dadurch retten zu können, daß er die Laſt ſeiner Regierung auf mehrere Schultern vertheilte. Er nahm erſt einen, und dann drey Gehülfen an, ſo daß das Reich, jedoch ohne daß der Grundſatz der Einheit verletzt werden ſollte, in vier Theile zertrennt ward. Dieſe ſehr bedenkliche Maaßregel führte anfänglich, ſo lange nämlich Diokletian durch ſein Anſehen ihre

Ausartungen hinderte, zu ihrem Ziele. Die Feinde der Römer wurden in Osten und Westen geschlagen; auch die germanischen Nationen, so fürchterlich ihr Andrang gewesen war, verjohren, nach mehrern blutigen Niederlagen, die Lust, sich wieder an den immer siegenden Feinden zu versuchen. Aber so bald die auswärtigen Gefahren abgewandt waren, geriethen die vier Cäsaren unter sich selbst in heftige Zwiste. Jeder wollte sich über den andern erheben; alle strebten nach der Alleinherrschaft. Es kam eine traurige Zeit innerlicher Kriege und Verwirrungen.

Konstantin, den christliche Historiker den Grossen genannt haben, weil er das Interesse ihrer Parthey unterstützte, während der ächte Christianism durch ihn entehrt ward, erlaubte sich, um alle Macht an sich zu reissen, jedes seinem Zwecke dienende Mittel; und da er, bey vollendeter Unsittlichkeit, Verstand und Muth besaß, konnte es nicht fehlen, daß seine Nebenbuhler ihm unterlagen. Das muß man einräumen, so sehr auch seine Treulosigkeit, seine schändliche Politik und seine Grausamkeit, Haß gegen den Tyrannen erregen, daß er mehr als irgend einer der frühern Beherrscher des wan-

lenden Reichs, nicht nur begriff, daß und wie geholfen werden müsse, sondern auch in der Anwendung seines Begriffs eine Energie und eine Unabhängigkeit des Geistes bewährte, wie man sie vor und nach ihm an keinem der Cäsaren wahrnahm. Er beschloß eine gänzliche Wiedergeburt des Staats. In den neuen Formen des politischen Lebens meinte er, mußte auch ein neuer Geist erwachen. Der Kaisersitz ward von Rom nach Byzanz verlegt. Die Tempel und Götter des Heidenthums wurden verlassen; der Christianismus erhielt den Vorzug der Staatsreligion. Der Senat, dreyhundert Jahre lang immer noch als ehrwürdige Trümmer aus den Zeiten der Republik neben dem Throne so vieler unbändigen Tyrannen bestehend, verlor alles Ansehen. Die willkührliche Gewalt des Kriegsheers ward gezähmt. In einer schönen Stufenfolge öffentlicher Behörden erwies sich das kräftige Leben der Staatsadministration; an ihrer Spitze stand der Kaiser; es war der streng, die Begriff der Alleinherrschaft realisirt; alle wirkenden Kräfte waren nur Organe des Einen, der das Ganze umspannte, und selbstständig lenkte. Neue Ordnungen erhielt die Armee und das

Finanzwesen. Der Staat bildete einen, nach dem Subordinationssysteme angelegten, vollendeten und kraftvoll sich bewegenden Organismus. Diese Einrichtungen bewährten sich auch in ihren Erfolgen. Die innern Empörungen hörten auf. Die nordischen Völker hielten sich meistens ruhig in ihren Gränzen, nachdem der Kaiser die über die Donau eindringenden Gothen zurück geschlagen, und ihr Heer um mehr als hunderttausend Mann geschwächt hatte. Alles huldigte der Macht des so glänzend regierenden Monarchen. Selbst die Nationen des fernen Indiens schickten Boten, um ihm das Anerkenntniß seiner Oberherrschaft zu erklären.

Konstantins Schöpfung konnte ihn nicht überleben, weil nach seinem Tode sich niemand fand, der die Kraft gehabt hätte, sie zu erhalten. Das Reich ward unter seinen drey Söhnen getheilt; und dieß war die Losung zu verderblichen innern Kriegen und Zerrüttungen. Konstantin, der Zweyte, wurde von Konstans, Konstans von dem teutschen Anmasser Magnentius, und Magnentius von Konstantius gestürzt, so daß die Alleinherrschaft wieder auf den letztern kam; aber dieser

verächtliche Wohllüstling vermochte nicht, der Regierung das verlohrne Ansehen zu geben; im Gegentheil wurde, durch das Beyspiel seines lasterhaften Hofes und durch die Schlechtigkeit der Menschen, die sich zu den ersten Stellen vorgedrungen hatten, das Verderben immer unheilbarer. Im Osten von Persern und Gothen, und im Westen von Franken und Allemannen grausam und glücklich bekriegt, schien der erschütterte Staat unrettbar verlohren.

Da ernannte Konstantius seinen Vetter Julian zum Cäsar, und schickte ihn nach Gallien, um die von den Barbaren überschwemmte Provinz zu befreyen. Er fand das Land in einem traurigen Zustande. Große Strecken desselben waren verheeret; funf und vierzig Städte geplündert. Häufig hatte der Schrecken die alten Einwohner aus ihren Wohnsitzen vertrieben. Mit einer kleinen Macht stand Julian den zahllosen germanischen Horden gegenüber; aber sein Geist siegte über die Menge. Die Feinde hielten ihm selten Stand; aber wo er sie ereilte, wurden sie von ihm geschlagen. Endlich gelang es ihm, durch einen herrlichen Sieg, den er (i. J. 357.) über ihre Hauptmacht

erfocht, nicht nur die Provinz zu retten, sondern sich auch den Weg in das jenseits des Rheins liegende Land zu eröffnen. Die von einem neuern sehr schätzbaren Historiker *) gegebene Darstellung von dieser Schlacht enthält mehrere treffende Züge aus dem Geiste und den Sitten jener Zeit, weßwegen wir uns hier deren wörtliche Wiederholung erlauben.

„Es sammelten sieben Anführer der Allemannen ihre Schaaren und lagerten um Argentoratum (Straßburg). Auch die Gauen Gondomads und Vadomars traten zu dem vereinten Heere, nachdem der erstere, weil er den Frieden nicht brechen wollte, ermordet war. Drey Tage und drey Nächte währte der Zug über den Rhein. Ihren Muth erhob ein Ueberläufer, durch die Nachricht, daß dem Julian kaum noch dreyzehntausend Soldaten übrig seyen. Mit kühnem Trotze erschienen ihre Gesandten, und sprachen zu Julian: „Er sollte dieses „Land räumen, das ihre Tapferkeit erkriegt hätte. „Entweder müßte es bey den Schriften bleiben — (sie zeigten wohl die Verträge des Konstantins) —

*) Pfister a. a. Orte, S. 71. ff.

„oder es müſſe eine Schlacht entſcheiden.“ Der Cäſar blieb unbeweglich. Er behielt die Geſandten, und fuhr fort, die Verſchanzungen von Zabern, welche die Barbaren niedergeriſſen hatten, wieder herzuſtellen. Indeſſen ſah er keinen Ausweg, als die zweifelhafte Schlacht. „Ihre einzige Rettung liege in ihrer Tapferkeit,“ ſprachen alle Soldaten aus Julians Mund nach. Die Anführer glaubten, man müſſe die Barbaren angreifen, ſo lange ſie noch in Haufen ſtunden; und nun rückte Julian ihnen entgegen. Auf einem Hügel, wo eben die Erndte reif war, ſtanden die erſten Wachen der Allemannen: die Römer fiengen einen Fußgänger, und befragten ihn um die Stärke ſeines Volks. Hinter dem Hügel aber wurden die Römer der dichten Schaaren der Barbaren anſichtig, und ihre Führer machten Halt. Auch die Allemannen ſtanden ſtille, und ordneten ihre Haufen mit Klugheit. Sie ſtellten nach der alten Sitte auserleſene Fußgänger unter ihre Reuter, damit einer den andern, beſonders gegen die gepanzerten Römer, unterſtützen möchte. Ein anderer Theil wurde in tiefe Laufgräben gelegt, um unverſehens aus dem Hinterhalte hervor zu brechen.“

„Es führte aber alle diese streitbaren und wilden Völker, Chnodomar und Serapio, höher an Macht, als die übrigen Fürsten. Chnodomar, der Urheber dieses ganzen Krieges, kennbar durch eine feuerfarbene Binde um den Haarbusch, erschien an der Spitze des linken Flügels, wo der heißeste Kampf erwartet wurde, an Größe und an Muth über alle hervorragend, trotzig und kühn, auf einem wilden, schäumenden Hengst, in der starken Rechten einen ungeheuern Wurfspieß anreckend, von ferne ausgezeichnet durch den Glanz seiner Waffen; längst ein tapferer Krieger, und nun vor allen ein geschickter Heerführer. Den rechten Flügel lenkte Serapio, kaum ein bärtiger Jüngling, aber über sein Alter unternehmend, ein Sohn Mederichs, eines Bruders von Chnodomar, sonst Agenarich genannt: aber sein Vater, der als Geisel in Gallien griechische Geheimnisse erlernt, hatte ihm den Namen Serapio gegeben. Diesen folgten die übrigen fünf Fürsten mit Namen Westralf, Urino, Urstein, Suomar, Hortar, und zehn von fürstlichem Stamme, und ein großes Gefolge von Edeln, und fünf und dreyßig tausend streitbare Männer aus verschiedenen Völkerschaften,

theils durch Sold, theils durch gegenseitige Bündnisse vereint.“

„Da nun die Schlachthörner ertönten, stürzten die Allemannen in vollem Laufe auf die römische Reuterey, mit drohenden Gebärden ihre Speere in den Rechten schwingend. Grausig starrten ihre Haare, und aus den Augen blitzte wildes Feuer. Mit erbittertem Ungestümm stießen die Streitenden aufeinander, also, daß ein dichter Staub sich erhub, und die Luft von dem Geschrey der Siegenden und Fallenden erfüllt ward. Schon war die Reuterey der Römer geschlagen, und die Allemannen brachen nun mit schrecklichem Geschrey in die Linie des Fußvolks ein. Es erscholl ihr Marlied, zuerst mit einem dumpfen Geräusche, dann stärker und heftiger, wie die Hitze im Kampfgewühle stieg, gleich den tobenden Wellen, wenn sie an die Felsen schlagen. Die Allemannen entbrannten aufs Neue und hieben die Schilddächer der Römer durch; die batavischen Söldner thaten treflichen Widerstand; aber die Allemannen, immer grimmiger und wilder, drohten alles zu vernichten. Ununterbrochen flogen ihre zahlreichen Geschosse und mit Eisen beschlagene Spiesse; ihre Schwerter drangen durch die Panzer, und die Verwundeten erhuben sich, bevor sie sich verbluteten, nochmals zum Gefechte. Lange

war germanische Kraft und römische Kriegskunst im zweifelhaften Kampfe.“

„Noch stürzte ein Haufen von Edeln mit ihren Gefolgen hervor, und brach durch die Reihen der Römer bis auf den Mittelpunkt. Hier drängte sich alles zusammen, und der Kampf wurde heftiger, denn zuvor. Jene, fest entschlossen, den Sieg mit ihrem Leben zu erkaufen, rafften alle Kräfte zusammen, um die Glieder der Römer zu trennen. Diese, als gewandtere Fechter, entgiengen leicht den schweren Streichen der Allemannen, und wußten dagegen die grossen, in der Hitze des Streits entblößten Kriegsmänner überall zu treffen. Je mehr sie darnieder streckten, desto muthiger wurden die Römer. Da nun aber Erschlagene auf Erschlagene gehäuft und die Römer doch nicht zum Weichen gebracht wurden, so erkaltete zuletzt der Muth der Allemannen, und alle ergriffen plötzlich die Flucht. Aber in ihrem Rücken war der Rhein, und die Römer verfolgten die zerstreuten Haufen mit ungesättigter Mordlust. Endlich warfen sich die meisten Allemannen in den Strom, um mit der letzten Anstrengung an das andere Ufer zu entkommen. Die Römer sahen vom Ufer das mannigfaltige Schauspiel, und warfen noch ihre Geschosse hinter den Schwimmenden her. Chnodomar hatte sein Gesicht

unkenntlich gemacht, und wollte das Lager und die Schiffe erreichen. Aber nahe bey dem Rhein fiel er mit dem Pferde in einen Sumpf, und da er mit seinem schweren Körper Mühe hatte, den nächsten Hügel zu erreichen, so wurde er von den nacheilenden Römern erkannt, und im Gebüsche umringt. Als er sah, daß er überall abgeschnitten sey, trat er kühn allein heraus und ergab sich. Aber seine Getreuen wollten ohne ihn nicht leben, und gaben sich mit ihm in die Gefangenschaft, zweyhundert an der Zahl, und drey seiner Vertrauten. Nun war der trotzige Held, wie von Natur alle Barbaren, im Unglück kleinmüthig, benahm sich beschämt vor Julian, und bat, nach seiner Art, um Verzeihung. Dieser hieß ihn guten Muthes seyn, und ließ ihn darauf nach Rom bringen, wo er, wie einst der Anführer der Teutonen, als ein Riese angestaunt worden seyn mag. Chnodomar starb, weil er die Ruhe nicht ertragen konnte."

„Am Abende dieses Tages ließ Julian sein Heer mit Trompetenschall zusammen rufen, und die Erschlagenen zählen. Es waren von den Römern gefallen 243 und vier Anführer: von den Allemannen 6000 ohne die, welche im Fluß ihren Tod gefunden. — So endigte diese Schlacht, un-

gefähr in derselben Gegend, wo 400 Jahre zuvor Heervesi gegen Cäsar gestritten.“ —

Der Sieger unternahm hierauf mehrere Feldzüge in den diesseits des Rheins liegenden Landen der allemannischen Fürsten, und zwang sie zur Ruhe und Ergebung, indem er entweder ihre Horden schlug, oder ihre Gauen mit Feuer und Schwert verheerte. Niemand vermochte ihm zu widerstehen. Sein Name ward allenthalben gefürchtet in diesen Gegenden; die zerstörten Rheinstädte baute er wieder auf: die alte Gränze des Reichs längst dem Strome ward hergestellt und gesichert; Gallien erhielt Friede, um die tiefen Wunden, die ihm in diesen verwüstenden Kriegen geschlagen wurden, zu heilen.

Aber kaum war der gefürchtete Julian gestorben (im J. 363.) als am Rhein und an der Donau wieder alles lebendig ward, um Gallien und Rhätien zu überfallen. Teutschlands Boden schien unerschöpflich an Kriegsvolk, so wie dieß Volk an Raublust und Kraft. Ganz Gallien ward aufs Neue überschwemmt. Nur Paris erwehrte Jovin, Feldherr des Kaisers Valentinian, sich des Andrangs der Barbaren. Endlich besiegte er sie durch Vorsicht und List. Da ging der Kaiser selbst über den Rhein, schlug [illegible] den Feinde, und drang [illegible] Quellen der Donau vor. Doch [illegible] er

nicht, ſich dieſſeits zu halten, und in einem Augenblicke groſſer Gefahr rief er die Burgundianen gegen die Allemannen zu Hülfe. Zu gleicher Zeit fielen die Quaden in Illirien ein. Da war die Gegenwart des Kaiſers dringend nothwendig. Er ſchloß Friede mit den Allemannen, und er durfte ſich Glück wünſchen, daß er noch die Rheingränze rettete.

Während Valentinian im Occident mit den Kriegen gegen die beſagten Völker beſchäftigt war, ſchien der Orient unter neuen gewaltigen Ausbrüchen der Barbaren von teutſchem Stamme unvermeidlich zu erliegen. In den weiten Steppen an der Wolga und den Ufern des kaſpiſchen Meeres gerieth der Himmel weiß, durch welchen Antrieb erregt, die Hunnen in Bewegung, um ſich neue Sitze im Süden zu ſuchen, — ein Volk, zahllos, wie der Sand am Meere, von wildem, häßlichem Ausſehen und dunkelgelber Farbe, Tag und Nacht auf ſeinen flüchtigen Roſſen zubringend, trefflich geübt in der Behandlung des Pferdegeſchoſſes, von Jugend auf an Raub und Krieg gewöhnt, mit den Pflanzen der Erde und Pferdefleiſch ſich nährend, ohne daß die einen und das andere erſt durchs Feuer bereitet war, und bis zu dieſer Zeit in Konſtantinopel und in Rom auch nicht einmal dem Namen nach gekannt.

Diese gräßlichen nordischen Männer gienzen (im J. 374.) über den Don und die gefrorene möotische See, und nachdem sie die Alanen vor sich hinweggedrückt hatten, fielen sie über die in Dacien, zwischen dem schwarzen Meere und der Theiß, wohnenden Gothen her. Umsonst widersetzten sich diese, mit ihrer gewohnten Tapferkeit, den wilden Horden. Allenthalben wurde ihrer Ueberzahl und ihrer Schnelligkeit der Sieg. Der gothische König Hermanreich verzweifelte an dem Heil seines Volkes, und gab sich selbst den Tod. Ein Nachfolger Vithimer erlag, auf dem Schlachtfelde, den feindlichen Waffen. Die Ueberwundenen zu vertilgen, schien der Zweck der grausamen Sieger.

In dieser großen Noth schickten die Gothen Gesandte an den Cäsar Valens nach Konstantinopel, und baten, da sie nicht mehr im Stande seyen, sich in ihrer Heimat zu halten, daß ihnen Wohnsitze in Thracien eingeräumt werden möchten. Man bewilligte ihre Bitte, weil man durch ein so kriegerisches Volk der Macht des Reiches eine Verstärkung zu geben hoffte, (im J. 376.) und der römische Feldherr Lupicin erhielt den Auftrag, das ganze Geschäft in Ordnung zu bringen. Eilig setzten die Gothen über die Donau, und priesen ihr Glück, als sie den

Strom, als eine Scheidewand zwischen ihr und den grausamen Feinden, sahen der Lupicin und seine untergeordneten Befehlshaber nicht, was die leidende Treuherzigkeit von ihnen erwartet hatte. Sie ließen die armen Völker an allem Mangel leiden, bereicherten sich von den germanischen geretteten Reihen ihres Eigenthums, und stillten an ihren Weibern, Töchtern und Knaben ihre viehische Lust. Dadurch ward das getäuschte Volk entrüstet, und verstärkt von einem andern Haufen seiner Landsleute, der sich den Weg über die Donau mit Gewalt gebahnt hatte, erhub es die rächende Hand gegen seine treulosen Quäler, schlug die römische Bedeckung, die es nach Thracien führen sollte, in die Flucht, plünderte die umliegenden Gegenden, machte sich Meister von allem Lande, von der Donau bis an den Hämus, und verstärkte und befestigte sich mächtig in der neuen Eroberung.

Der Kaiser Valens, nachdem die schwächern Heerhaufen, die er von Antiochien gegen die neuen Friedier ausgesendet hatte, von ihnen waren zurück geschlagen worden, rief seinen in Gallien siehenden Bruder Gratian zu Hülfe, sammelte alle Macht, die er aufbringen konnte, um sie her, und zog mit derselben gegen die den Kaiserlichen so

nahe bedrohenden Feinde aus. Gratian machte sich unverzüglich auf, und ermahnte den Beherrscher des Orients, ja nichts vor seiner Ankunft zu unternehmen. Zu seinem Unglücke verschmähte Valens diesen Rath; er wollte den Ruhm, die Barbaren besiegt zu haben, nicht mit dem Bruder theilen, indem der christliche Orient, längst schon seine Tapferkeit bewundernd, mit Ungeduld seinen Retter erwartete. Er griff in der Nähe von Adrianopel die Gothen an: (im J. 378.) aber fürchterlich ward seine Vermessenheit bestraft. Sein Heer ward beinahe ganz erschlagen und zerstreut, daß es, gänzlich aufgelöst, sich nicht mehr sammeln konnte. Der Kaiser selbst verlohr auf der Flucht das Leben. Seit der Schlacht bey Kannä, versichern die Geschichtschreiber jener Zeit, haben die Römer keine schrecklichere Niederlage erlitten. Die Gothen erschienen vor den Thoren von Adrianopel und Konstantinopel. Wären Ueberlegung und Plan in den Unternehmungen gewesen, so mußten diese Städte fallen und es stand bey ihnen, dem römischen Reiche ein Ende zu machen. Aber da der Krieg für sie keinen höhern Zweck hatte, als Raub und Rache, so beschränkten sie sich darauf, in wilder Zügellosigkeit, diese ihre Absichten zu befriedigen, und verwandelten Thracien, Mösien und Illirikum bis zu den Julischen Alpen in Wüsteneyen.

Während dem Reiche im Morgenlande diese Gefahren bereitet wurden, ergriffen neue Erschütterungen die Provinz jenseits des Rheins. Kaum war hier Gratian aufgebrochen, um dem bedrohten Bruder zu Hülfe zu eilen, so glaubten die Allemannen, welche auf der Südseite des Bodensees wohnten, daß dieser Augenblick köstlich sey, um sich abermals an Gallien zu versuchen. Von mehrern andern Gauen verstärkt, drangen sie über die Eisdecke des Rheins in das Land ein. (im J. 378.) Da mußte Gratian auf den fernen Zug nach dem Orient verzichten. Er rief das Heer wieder zurück, und verstärkte es mit den in Gallien geworbenen Völkern, unter welchen die Franken, unter ihrem Fürsten Mellobaud, voll Hasses gegen ihre Stammsverwandten, mit gierig ungeduld den Tag der Schlacht erwarteten. Er erschien. Auf den Feldern von Argentaria traten die Heere gegen einander hervor. Die Allemannen erlitten eine große Niederlage. Der Sieger verfolgte sie über den Rhein. Die andern retteten sich in ihre Wälder. Ein Theil der jungen Mannschaft nahm römische Kriegsdienste. So wurd hier die Gränze abermal gesichert. Auch im Orient zähmte der neue Kaiser Theodos die gefürchteten Gothen,

und zwang sie zu einem seinem Interesse günstigen Frieden. Mehrere ihrer Horden wurden, als neue Ansiedler in Thracien und Phrygien, aufgenommen, und als Bundsgenossen dem Heere einverleibt. Dieser tapfere und verständige Monarch sah am Ende seiner Regierung die barbarischen Völker, scheu vor seiner Macht, an allen Gränzen beruhigt; so wie er der lezte unter den Cäsaren war, der das Reich in seiner Integrität seinen Nachfolgern hinterließ.

Aber indem er dasselbe zertheilte, legte er den Grund zu seinem Untergange. Arkadius erhielt den Orient, Honorius den Occident. Beyde waren durch Gemüthsart und Schwäche des Vaters unwürdig; der lezztere bey seinem Regierungsantritte noch unmündig; dadurch bildete sich eine Ministerregierung, die immer gleich nachtheilig für die Regenten und für die Nationen ist; in Konstantinopel herrschte Rufin, in Rom Stilico. Aber nicht nur, daß das Reich zertrennt war; die Häupter beyder Hälften vergaßen bald den gemeinschaftlichen Ursprung, und es entwickelte sich ein herrschendes System von gegenseitiger Eifersucht, die nur in der Vernichtung des andern Theils ihre Befriedigung zu sehen schien. Der Orient setzte die immer nach dem Reichthum und dem angenehmern Leben des Südens gierigen

Barbaren dem Occident auf den Hals, ohne zu bedenken, was ihm selbst drohte, wenn die eine Hauptsäule von dem großen Gebäude des christlichen Reichs gestürzt wird. So erregte der Hof zu Konstantinopel den furchtbaren Sturm der Völkerwanderung gegen den Hof von Rom, und bald sah er auch denselben auf eine jämmerliche Weise untergehen. Es gehört unter die Wunder in der Geschichte, daß der erstere den letztern noch um tausend Jahre überlebte; aber es war ein verächtliches Leben, ohne Tugend, ohne Kraft und ohne Ruhm.

Stilico war ein kluger und tapferer Mann. Als Alarich, der König der Westgothen, erregt durch Rufins trügerische Künste, in Italien einfiel (i. J. 400) erfocht er über ihn einen glänzenden Sieg bey Pollentia, und machte ihn sogar zu seinem Bundsgenossen; und als ein anderer Sturm von 200,000 Männern desselben Volks, unter Radagais, das Reich angriff, schlug er ihn eben so siegreich zurücke. Sein Glück und sein Selbstgefühl hatten in ihm den Wunsch erzeugt, die Krone dem Regenten zu entreißen, der sie so unwürdig trug; aber der von Honorius ertheilte Befehl, ihn zu erwürgen, kam der Ausführung seines Entschlusses

zuvor. Nun sah Alarich, wie leicht itzt seine frühern Absichten auf das verwaiste Rom ihm gelingen mußten; ein Theil des römischen Heers, erbittert über das Schicksal des geliebten Feldherrn, war zu den Gothen übergegangen. Da machte sich der König auf, erstieg mit den Seinen die Alpen, durchzog wüstend, und ohne Widerstand zu finden, die Gefilde Italiens, und erschien — während Honorius sich hinter den festen Mauern und Thürmen von Ravenna verborgen hatte — vor den Thoren von Rom. (i J. 408.) Ringsum von den Barbaren eingeschlossen und geängstet, und in ihrem Innern durch Pest und Hunger verheert, sah auch die trostlose Stadt in der Macht der wilden Belagerer. Alarich forderte alle ihre Reichthümer und Sklaven, und als die Gesandte ihn fragten, was er ihnen denn noch zu lassen gedenke? erwiederte er trotzig: „das Leben!“ Es war umsonst, daß alles kostbare Privateigenthum und alle Kleinode der heidnischen Tempel dargebracht wurden, um Friede und Sicherheit zu erkaufen. Die Bedingungen seyen, sprach der König, nicht erfüllt, rückte im folgenden Jahre wieder vor die Stadt, überließ sie drey Täge lang dem Muthwillen und der Raubsucht seiner Horden, und ernannte den

Präfektus Urbi Attalus zum Kaiser, den er aber bald wieder absetzte. Er verwüstete hierauf die Provinzen des untern Italiens, und starb in Rosenza, (411.) als er eben im Begriffe war, über Sicilien nach Afrika zu gehen.

Während die Gothen auf diese Weise Italien mit Schrecken und Elend erfüllten, wurden auch die germanischen Länder diesseits der Alpen der Schauplatz grosser Bewegungen. Von den Hunnen bedrängt, machten sich die Alanen, ein am rechten Ufer des Don wahnendes Volks, auf, um die ihnen abgedrungene Heimat mit einer andern zu vertauschen, nahmen ihren Weg nach Teutschland, (406.) zogen die Vandalen Sueven und Burgunder mit sich fort, giengen über den Rhein, schlugen die Franken zurük, und verbreiteten sich über ganz Gallien, das sie nach ihrer Weise ausplünderten und verwüsteten. In demselben Jahre, in dem Alarich Rom seinen Horden aufopferte, drangen sie über die Pyrenäen vor, verwüsteten Spanien auf eine schrekliche Weise, und erhielten von den Römern, daß ihnen die grössere westliche Hälfte des Landes eingeräumt wurde, wo sie sich niederliessen. In Gallien erschien an der Spize von Alarichs Gothen dessen Schwager Athaulf, sezte sich

in den aquitaniſchen und narbonenſiſchen Theilen des Landes feſt, und ſtiftete daſelbſt das weſtgothiſche Reich. Die Burgunder aber hatten ſich an der Rhone und an der Aar angeſiedelt. So machten denn die Barbaren in weniger als einem Jahrzehend groſſe Eroberungen von dem abendländiſchen Kaiſerthume, und in weiter Ferne von dem Vaterlande erklangen die Waffen und die Sprache der unwiderſtehlichen Germanen.

Immer weiter breitete ſich ihre Macht aus, und immer tiefer ſank das römiſche Reich; während der dreißigjährigen Regierung Valentinians. Die Vandalen zogen (429) aus Spanien nach Afrika hinüber, eroberten alle dortigen römiſchen Beſitzungen, und gründeten daſelbſt unter ihrem Könige Genſerich ein mächtiges Reich. Die Franken machten ſich Meiſter von dem belgiſchen Gallien; die Sachſen, Angeln und Jüten ſetzten ſich (449) in Brittannien feſt; andere aus dem Oſten hervordringende Horden, von Gothiſchem und Hunniſchem Stamme, lieſſen ſich in Dalmatien und Illirien nieder. Der Kaiſer ließ ſich zur Ermordung des Aetius verleiten, des einzigen Mannes, der den wankenden Staat noch halten konnte, und ihn ſo glücklich gegen den

furchtbaren Hunnen Attila *) gerettet hatte; er bereitete ſich dadurch ſelbſt ſeinen Untergang. Sein Mörder Petronimus Maximus ſchwang ſich auf den erledigten Thron (455.) und Eudoxia, die Wittwe des geſtürzten Monarchen gab gezwungen dem Anmaſſer ihre Hand. Um deſwillen unterließ ſie nicht an Rache gegen ihn zu ſinnen. Auf ihren Ruf erſcheint der Vandalenkönig Genſerich mit einer groſſen Flotte

*) Deſſen Charakter Johannes Müller, in einer ſeiner frühern Schriften (Reiſen der Päbſte) unnachahmlich ſchön zeichnet in folgenden Worten: „Dieſſeits der Theis, im Norden des Königreichs Ungarn, in einem ſehr groſſen Flecken, in einem hölzernen Pallaſt, unter einer unzählichen Menge ſtreitbarer ungeſitteter Hirten und Jäger, wohnte Attila, König der Hunnen, der Oſtgothen, der Gepider, der mähriſchen, böhmiſchen, öſterreichiſchen, ja der meiſten teutſchen Völker. Er glaubte ſich gebohren, alle Staaten zu erſchüttern; er nannte ſich die Geiſſel Gottes; den römiſchen Kaiſer zu Konſtantinopel nannte er ſeinen Sklaven. Er zog einher an der Spitze von ſiebenmal hundert tauſend Mann; jedes Volk war unter der Anführung ſeines Königs; die Menge der Könige beobachtete, wie gemeine Soldaten, den Wink des Attila; alles was er anzeigte, that jeder mit Furcht, ohne einigen Widerſpruch:

in der Mündung der Tiber. Der fliehende Kaiser Maximus wird von dem entrüsteten Pöbel zerrissen. Vierzehn Tage lang plündern die raubgierigen Horden das jammervolle Rom. Was Alarich übrig gelassen, wird vollends ent-

---

er selbst aber, Attila, der König der Könige, gab Allen Befehl und machte für Alle allein. Er zog einher voll Rachbegierde, wegen einer verlohrnen Schlacht; er zog in Italien. Als die Stadt Aquileja ihren Widerstand mit schrecklichem Untergange büßte, als von Vicenza, von Momfelice, von Pavia, von Mailand, nichts übrig war, als die rauchenden Trümmer, bereitete der barbarische Held in seinem Lager am Fluß Mincio der Stadt Rom seine Rache. Kein Kaiser, keine Legion, kein Senat unternahm die Errettung des Vaterlands der alten Beherrscher der Welt. Aber der Pabst Leo nahm den Bischofsstab in seine Hand, und wagte sich in das hunnische Lager. Er brachte rührende Vorstellungen für den König und Geschenke für seinen Rath. Es wurde gesagt und geglaubt, Rom, von Gott beschirmt, könne nicht unbestraft eingenommen werden; Alarich habe dieß weiland erfahren, als er diese Eroberung wenige Tage überlebt. Athaulf sey in der Blüthe seiner Waffen gefallen. Also wurde Rom von Leo gerettet." Joh. v. Müllers sämmtliche Schriften. 8. S. 21.

fremdet und zerstört. Gräßlich wüthen die Grausamen gegen die Unschuld und die wahrlose Tugend. Die herrlichsten Denkmahle des Alterthums und die kostbarsten Erzeugnisse der Kunst werden hinweg geführt, um — in einem Sturm auf dem Meere unterzugehen. Die Stadt stellt, nachdem die Barbaren sie verlassen, einen scheußlichen Greuel der Zerstörung dar.

Aber auch das Reich, seiner wichtigsten Provinzen beraubt, der Wüthrer der fremden Völker, die es allenthalben erfüllten und umgaben, überlassen, und ohne Hülfe von seinen alten Bewohnern, denen alle Kraft, und damit auch die letzte Regung von Hoffnung und Muth entfallen war, glich einem lecken und entmasteten Schiffe im Sturm. Noch dauerte es ein und zwanzig Jahre lange (von 455 — 476) aber blos dem Namen nach: und in dieser kurzen Periode bestiegen und verliessen nicht weniger als acht Cäsaren den baufälligen Thron. Es waren immer die Barbaren, durch welche sie entweder erhoben, oder gestürzt wurden; aber ihr Thron selbst hatte sogar in dem Urtheile dieser rohen nordischen Völker eine Art von Heiligkeit, daß ihre Häupter noch immer zögerten, ihn nieder zu reissen. Dies vollbrachte endlich Odoacer, der Anführer der im römischen Solde

lebenden Scirren, Rugier, Heruler und anderer germanischen Stammsgenossen: Oreſtes, Befehlshaber der römischen Armee in Gallien, hatte ſich nämlich gegen den Kaiſer Julius Nepos empört, und ſeinen eigenen Sohn Romulus auf den Thron geſetzt, von dem er ſenen geſtoſſen. Dies mißfiel den Völkern, welche Odoacer anführte. Nachdem ſie ihn zum Könige von Italien ausgerufen, ſchlug und tödtete er den Oreſtes, hieß den Romulus in den Privatſtand zurück kehren, und erklärte die Reiche der Auguſte für geſchloſſen. So endigte ſich das römiſche Reich in Occident auch dem Namen nach. Dieſe große Begebenheit erfolgte zwölfhundert und zwanzig Jahre nach der Erbauung der Stadt Rom, und vierhundert und ſechs und ſiebenzig Jahre nach der Geburt Chriſti.

Als die Cimbrer und Teutonen, mehr als hundert Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung, zuerſt mit den römiſchen Legionen zuſammenſtieſſen, — als Heervest mit ſeinen Sueven über den Rhein zog, und zu ſeinem Schrecken empfand, wie ſehr Cäſars Taktik ſeiner Macht überlegen war, — und als Druſus und Tiberius in das Innere Germaniens eindrangen, und mitten in ſeinen Wäldern Kaſtelle und Kolonien anlegten, — wer konnte

damals von den Berührungen der Römer und der Germanen die Resultate erwarten, welche die Geschichte aus ihnen hervor gehen sieht. Das gröſte und mächtigſte aller Reiche, welche die Annalen des menſchlichlichen Geſchlechts uns nennen, — das Reich, das in der Zeit ſeiner Blüthe alle civiliſirten Länder der Welt umfaſte, — dem an militäriſcher Bildung und Stärke vielleicht keines der frühern und der ſpäternglich, — auſſer dem es einſt nirgends eine wiſſenſchaftliche Kultur gab, und in dem alles ſich vereiniat fand, was Genie und Geſchmack hervor zu bringen und zu bilden vermochten, — das in der Weltgeſchichte ewig als einer der groſſen Mittelpunkte ſteht, aus dem die Schickſale der meiſten Völker ſich entwikeln, oder in dem ſie ſich ſchlieſſen, — das reicher war, als ſonſt irgend eines an heldenmüthigen, patriotiſchen, kraftvollen und ſelbſtſtändigen Männern, — dieſes Reich wird von unbekannten Nationen, die wild und arm aus ihren Wüſten hervor kommen, und die Kunſt des Krieges erſt von ihren Feinden lernen, angefallen, und indem dieſelben ihre Anfälle unermüdet immer wiederholen, endlich aufgelöſt und zertrümmert, ſo daß in den Gegenden, in denen einſt ſein Fundament und ſeine Hauptkraft beſtand, auch ſein Name verſchwindet.

Es war in dem Rathe der Vorsehung, diese erstaunliche Revolution an den Plan angeknüpft' daß durch sie der verweichlichte Süden durch neue physische Kraft gestärkt, der rohe Norden aber durch geistige Kultur der Barbarey entrissen, und der Bedingungen und Mittel des höhern Lebens theilhaftig werden möchte. Darum war auch diese gewaltige Erschütterung unvermeidlich. Die Römer arbeiteten ihren Feinden, durch ihr inneres Verderben und durch ihre bürgerlichen Zerrüttungen, selbst in die Hände, die Germanen aber wurden auf der einmal betrettenen Bahn unwillkührlich fortgeflossen, indem sie in ihrem Rücken sich immer gedrängt, in ihrer Stirne aber sich meistens siegreich sahen. So flossen die Völker der mitternächtigen und der mittägigen Länder in einander; es bildete sich ein neues Menschengeschlecht auf den Ruinen der alten Welt; neue Begriffe, neue Sitten, neue Verfassungen und neue Sprachen gaben Europa eine andere Gestalt; die Menschheit zog einen neuen Charakter an; — Gott hatte die Horden Germaniens aus ihren Wildnissen hervor gerufen auf daß sie selbst, und durch sie die andern Nationen wiedergebohren würden.

Ist aber in diesen Umkehrungen „das stolze, ewige Rom" gleich untergegangen, so blieb sein

Name doch unauslöschlich in den Jahrbüchern unſers Geſchlechts, als — „ein fürchterliches Denkmal, wie jede Eroberungswuth groſſer und kleiner Reiche, inſonderheit wie der deſpotiſche Soldatengeiſt nach gerechten Naturgeſetzen ende. Feſter und gröſſer iſt nie ein Kriegsſtaat geweſen, als es der Staat der Römer war; keine Leiche iſt aber auch je ſchrecklicher zu Grabe getragen worden, als Jahrhunderte hindurch dieſe in der römiſchen Geſchichte; ſo daß es hinter Pompeius und Cäſar keinen Eroberer, und unter kultivirten Völkern kein Soldatenregiment mehr geben ſollte.“ *)

*) Herders Ideen zur Geſch. d. Menſchh. 3. 14. 4.

Wie das Reich und das Haus Karls des Groſſen unterging.

Im drey und dreißigſten Jahre des Regiments ſaß Karl durch ſeines Geiſtes und Armes Kraft auf dem Kaiſerthrone. Franken, Lombarden, Spanier, Friesländer, Sachſen, Slaven, Baiern und Avaren huldigten und zinſeten ihm als ihrem Herrn. Vom Ausfluß der Elbe bis zum goldführenden Ebro und dem mittelländiſchen Meere, vom abendländiſchen bis an den Raab und die Theiß, und über die beſchneiten Alpen bis gen Benevent hinab, webten ſeine Panner; und dieß mächtige groſſe Land, das in aufgeklärter Zeit von den Vielen, ſo es theilten, bey mühſamer Eintracht mit andern und ſich ſelbſt erhalten ward, bannte er, allein, in dunkeln Zeiten, unter rohen Völkern, mit Al-

gewalt, weil er nur Eines, aber unausgesetzt, wollte. Er setzte sein Leben daran, und darum gewann ers." *) Aber es war nicht in seiner Macht, dem grossen Werke, das er geschaffen hatte, auch eine beständige Dauer zu geben; denn es bedarf nicht nur Kraft und Genie, um mächtige Reiche zu gründen: es bedarf derselben auch, um sie zu erhalten; und die eine und das andere sind in einem um so höhern Grade erforderlich, je gröſſer die Masse ist, die der Stifter zusammen geordnet hat, je heterogener die Bestandtheile sind, die ihre Gesamtheit bilden, und je weniger die Völker noch gewöhnt sind, in ihr zu leben. Darum begegnen uns in der Geschichte mehrere Eroberer, die unwiderstehlich sich alles unterwarfen, was ihre Kreise berührte, deren Schöpfungen aber in dem Augenblicke wieder zerfielen, in dem der Tod sie zwang, ihre Hand von ihnen abzuziehen. Sie konnten wohl ihre Reiche auf ihre Nachkommen bringen, nicht aber den Geist, mit dem sie dieselben erworben hatten.

Auch geschieht es selten, daß auf die Söhne grosser Männer die eminente Seelenkraft der Männer unvermindert übergeht; ja die Natur

*) H. K. Dippoldts Leben Karls d. G. (Tübingen 810.) S. 160.

entzieht gewöhnlich den erstern um so karger ihre Gaben, je reichlicher sie dieselben an die letzten verschwendet hat. Aber in dem Geschlechte Karls gefiel es ihr, eine Ausnahme von dieser Regel zu machen. Karl Martell, Pipin und er, also der Vater, der Sohn und der Enkel gehörten unter die ausgezeichneten Günstlinge der Natur, durch seltene Anlagen und glückliche Entwicklung derselben, und gerade er hatte unter den Dreyen das höchste Maaß ihrer Gaben empfangen. Auf gleiche Weise genossen sie die Gunst des Schicksals; der erste erwarb das Reich ohne den Namen, der zweyte mit dem Reiche auch den Namen und die Krone, und der dritte erschwung sich auf die höchste Stufe der Macht und des Rangs, die in seinen Zeiten irgend erreichbar war. Aber dieser ununterbrochene Wachsthum an natürlicher Ausstattung und Ansehen und Gewalt, durch drey Glieder hindurch, konnte keine grossen Hoffnungen für das vierte erregen. War nicht zu besorgen, daß die Natur durch so grosse und so lange fortgesetzte Freygebigkeit sich endlich erschöpft haben dürfte? Und muß nicht jedes menschliche Werk, in dem Gange seiner Entwicklung, sich nothwendig von dem Augenblicke an rückgängig bewegen, in dem es den Punkt seiner Kulmination erreicht hat?

Mit groſſem Ruhme und unter der Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen hat Karl ſein Reich gegründet und verwaltet. Gefürchtet von allen denen, die ihn haſſten und beneideten, ſtand ſein Thron in groſſer Sicherheit. Ueberdieß war derſelbe durch die Weihe der Religion geheiligt. Militäriſche Organiſation und gute, mit Ernſt gehandhabte Geſetze gaben der Staatsmaſchine ungewöhnliche Stärke und Schnellkraft. Es war keine Macht vorhanden, die gewaltig genug, und kein Regent, der kühn genug geweſen wäre, die Zerſtörung dieſes Werkes auch nur zu verſuchen. Karl hatte alles niedergeworfen und entwaffnet, was gegen ihn und ſeine Schöpfung anſtrebte. — Und doch ſchien dieſer Schöpfung noch lange ein Geiſt von ſeiner Stärke beynahe unentbehrlich. Noch ſo wenig waren die Völker in dem groſſen Frankenreiche an die neuen Formen und Geſetze, die Karl eingeführt hatte, gewöhnt, und ſo viele derſelben erſchienen als willkührlicher Zwang oder als drückendes Unrecht; wie denn der Menſch, zumal der rohe, alle Neuerungen haſſt, die ſeinen herrſchenden Begriffen zuwider ſind, oder ihn aus ſeiner Trägheit zu lebendigerer Wirkſamkeit wecken. Der höhere Adel erinnerte ſich mit Schmerz an die frühere Selbſtſtändigkeit und Ungebundenheit, die er durch die neuen be-

schränkenden Einrichtungen und durch das Steigen der königlichen Gewalt verlohren hatte. Der Heerbann war eine schwere Last auf dem Rücken der Freyen: Eigenthum und Freyheit schien durch ihn unter zu gehen. Die sämtlichen eroberten Völkerschaften, die Longobarden, die Sachsen, die Bewohner von Oesterreich und von der spanischen Mark trugen sträubend das Joch der Franken: auch in ihnen war die Erinnerung an die gute frühere Zeit noch zu neu. Und von den Nachbarn mennte es keiner gut mit dem gewaltigen Karl, der sie alle entweder verdunkelt oder durch Siege gedemüthigt hatte. Im Osten konnten es ihm die Ovaren und im Westen die Saracenen nicht vergessen, daß er ihre Macht gebrochen und vermindert; und der Hof zu Konstantinopel sah in ihm einen ungerechten Anmasser, der Länder und Würden, die ihm gebührten, usurpirt habe; im Norden der Monarchie aber erwuchs immer drohender, mächtig zu Wasser und zu Lande, der Bund der Normänner, die es auch bereits bewiesen hatten, daß sie ihre Augen so gut auf den Süden richteten, als ihre Väter. Zwar bestanden, in Karls letzten Zeiten, Verträge mit allen diesen Völkern: aber die feindselige Gesinnung erlöscht um deßwillen nicht, was der Buchstabe heuchelt. Auch war es nur

der eine imposante Name, der alle Nachbarstaaten in Furcht erhielt: folglich war auch dieser Name der einzige Grundstein der Ruhe und Sicherheit des Reichs.

Der Kaiser fühlte oder begriff, daß der kolossale Staat, den er gestiftet, auch nur von einem Regenten von seiner Kraft bewahrt und erhalten werden könne. Deßhalb beschloß er seine Vertheilung. Gewiß ward er hierzu nicht durch die unverständige väterliche Liebe bestimmt, die die überlebenden Söhne zu kränken glaubte, wenn sie nicht jedem eine Krone hinterließ; ein Mann von so bewährtem Regentensinne, wie Karl, ließ es nicht geschehen, daß die Gefühle des Vaters ihm das Interesse des Staats verdunkelten. Das Innere der Länder, meynte er, müsse besser verwaltet werden, wenn die Wirkungskreise derer, die sie regierten, sich verengten; gegen außen aber mußten die getrennten Theile doch immer wieder in Eins zusammen fließen, da sie, den Nachbarn gegenüber, nothwendig gleiches Schicksal mit einander theilten. So versammelte er die Grossen seines Reiches (806.) zu Diedenhofen um sich her, legte ihnen seinen Entschluß vor, wie seine Söhne Karl, Pipin und Ludwig das grosse väterliche Erbe unter sich theilen soll-

ten, ließ dieſen ſeinen letzten Willen von den Magnaten beſchwören, und ſandte Eginharden ab, um demſelben noch die Unterſchrift des Pabſtes beyzufügen. Die Theilungsakte war, wie alles, was von Karln kam, mit hellem Verſtand und weiter Umſicht gedacht und ausgeführt, weislich auf die Erhaltung der brüderlichen Eintracht berechnet, und recht beſtimmt darauf angelegt, daß die Privatangelegenheiten der Theilhaber dem Intereſſe des Geſamthauſes keinen Eintrag thäten. Aber dieſer Vertrag kam nicht zu ſeiner Vollziehung. Das Jahr 810 raffte die beyden ältern Prinzen hinweg. Es war nur noch Ludwig, und der Enkel Bernhard, Sohn Pipins, übrig. Da ernannte Karl, auf einem Reichstage zu Aachen, dem er bisher ſchon die Verwaltung des Königreichs Aquilanien überlaſſen hatte, zu ſeinem Reichsgehülfen, und nachdem er ihm ſeine Pflichten vorgehalten und den Schwur ihrer treuen Erfüllung von ihm empfangen, gebot er ihm, die Kaiſerkrone ſich ſelbſt auf das Haupt zu ſetzen. Bernhard erhielt von dem großväterlichen Erbe Italien. Im Jahre 814 endete Karl ſein Daſeyn, nachdem er ſeine Reiche beynahe ein halbes Jahrhundert lange, in hohem Glanze, beherrſcht hatte.

Damit wich auch sein Geist von seinem Werke. Zwar hatte der Thronfolger manche löbliche Eigenschaft; aber es fehlte seinem Verstande der scharfe und umspannende Blick und seinem Charakter die Kraft und die Festigkeit, die da erforderlich waren, eine Monarchie zu beherrschen, die eben erst aus der Hand ihres ersten Bildners hervor gegangen war, und die sich vom Ebro bis nach Pannonien, und vom mittelländischen Meere bis an die Ostsee erstreckte. Vielleicht hätte er bey seinem guten Willen und bey seinem gesunden Urtheile einen kleinen, festorganisirten Staat, in ruhigen Zeiten, mit Segen regiert; aber für das Gewöhnliche und Mittelmäßige von der Natur berufen, konnte ihm die Handhabung des Ausserordentlichen und des Grossen nicht gelingen.

Ludwig besaß nicht wenig mönchische Gelehrsamkeit, sprach lateinisch, verstand griechisch, und las die grossen Schriftsteller der alten Welt. Den Bogen und die Lanze führte keiner seiner Ritter so geschickt, als er. Die Geschäfte waren ihm, als er das Reich antrat, nicht fremde; er hatte, als König von Aquitanien, sich in der Kunst geübt, die er nun im Grossen versuchen sollte. Er war nicht feige, dem Feinde gegenüber, und nicht unentschlossen in Gefahren. Auch hatte er den Geist begriffen, der in seines Va-

ters Schöpfungen waltete; er wollte ihn erhalten wissen, und seine Herrschaft immer mehr befestigen. Sein gutes, empfindsames Herz war durchdrungen von Liebe zu seinen Völkern; das Ganze und jeden Einzelnen zu beglücken, zu trösten, zu erfreuen, waren seine liebsten Gedanken; überall sollten Recht und Gerechtigkeit herrschen und geltend gemacht werden; mit lebendigem Glauben faßte er die Verheißungen der Religion, mit Gewissenhaftigkeit wartete er ihrer Uebungen, und immer war seine Hand ausgestreckt, um Wohlthaten unter den Kirchen und ihren Dienern auszuspenden. — Und doch wurden durch ihn und unter seiner Regierung die Grundsäulen der fränkischen Monarchie dergestalt erschüttert, daß es das Ansehen gewann, Karls Eroberungen dürften kaum auf den dritten Erben kommen, zum klaren Beweise, daß die Tugenden des Privatmanns nicht hinreichen, um den Beruf des Regenten zu erfüllen, und daß Gutmüthigkeit und wohlwollender Sinn auf dem Throne oft eben so verderblich werden, als Härte und Ungerechtigkeit, wenn sie nicht auf den Boden eines kräftigen, festen und konsequenten Charakters gepflanzt sind.

Es war umsonst, daß Ludwig das Rechte und das Gute wollte; er hatte nicht die Kraft

und die Ausdauer, um es zu bewerkſtelligen. Unklar wankte ſein Sinn unter oft widerſprechenden Anſichten und Vorſätzen; meiſtens war es der augenblickliche Eindruck, der ſeine Entſchließungen beſtimmte; auch vermochte ſein gutes Herz nicht, den Einflüſſen der Menſchen zu widerſtehen, die ihn umgaben; zu bald ermüdete er, wo es darauf ankam, einen Gedanken mit ausdauerndem Muthe zu verfolgen: Hinderniſſe und Schwierigkeiten machten ihm die beſte Sache verdächtig oder verhaßt; er glaubte, ein unermeßliches Reich in dem Geiſte eines löblichen Hausvaters regieren zu können, und dadurch brachte er dieß Reich in die Gefahr einer gänzlichen Auflöſung, ſich ſelbſt aber ſtürzte er ins Verderben.

Es war eine Folge dieſes wankenden Charakters und dieſer ſchmählichen Abhängigkeit von Umſtänden und Menſchen, daß Ludwig ſogleich nach ſeinem Regierungsantritte mißtrauiſch die Freunde ſeines Vaters von den Geſchäften entfernte, und die Schätze, welche dieſer hinterlaſſen hatte, durch verſchwenderiſche Freygebigkeit hinweg warf, wodurch er die Hauptbedingungen einer energiſchen Regierung ſich entzog, tüchtige Gehülfen und Geld. Feverlich und

unaufhörlich wurde den Völkern versprochen, daß alle Einrichtungen, die ihnen lästig waren, abgethan, und alle Bedruckungen der Beamten gesteuert werden sollten; aber da nur zur Hälfte geschah, was verheißen war, murrte der grosse Haufen über das nicht erfüllte Kaiserwort, und die Diener des Staats sahen mit Unwillen und Mißvergnügen ihr Ansehen geschwächt, und die Vortheile ihrer Geschäftsführung vermindert. Auch erschienen eine Menge Verordnungen, durch die der fromme Kaiser die Geistlichkeit zu ihrem eigentlichen Berufe zurück zu führen, und dem Verderben ihrer Sitten steuern wollte, durch die jedoch gleichfalls nicht viel mehr bewirkt wurde, als Erbitterung und Grimm. So ward, unter allen Klassen der Staatsbewohner, die Unzufriedenheit allgemein, und die Regierung, die so viele Blössen gab, wurde nicht gefurchtet, sondern verachtet. Die unterjochten Nationen im Osten und Norden des Reichs glaubten nun die verlohrne Freyheit wieder erwerben zu können, und griffen, von wildem Aufruhr bewegt, zu den Waffen, und die Franken, statt zur Demüthigung der Empörer herbey zu eilen, machten gleichfalls Miene, einem Regenten, der so ruhmlos auf dem Throne ihres grossen Karls saß, den Gehorsam aufzukündigen. Darüber entfiel Ludwigen aller Muth.

Er erklärte in einem Ausschreiben an seine Völker, daß er der größte Sünder seines Reiches seye, aber nun, von Neue ergriffen, mit Gottes Hülfe, wieder gut machen wolle, was er durch Trägheit und Unwissenheit verdorben habe. Konnte er seine gänzliche Unfähigkeit zum Regimente bestimmter aussprechen, und die Verblendung seiner Unterthanen zum Mißvergnügen feverlicher anerkennen, als indem er ein solches Sündenbekenntniß ablegte?

Man vergiebt es einem so schwachen Fürsten, wenn er, erliegend unter der Last der Regierung, sich den Entschluß abgewinnt, sich dieselbe durch Vertheilung zu erleichtern. Nach dem Beyspiel seines Vaters, und unter der Genehmigung seiner Großen, verkündigte Ludwig, auf dem Reichstage zu Aachen, (i. J. 817.) die Zertrennung des Reichs. Sein Sohn Pipin sollte Aquitanien, Ludwig Baiern, und der zum Reichsgehülfen ernannte Lothar die übrigen Länder erhalten. Diese Anstalt konnte zur Heilung eines an unzähligen Uebeln leidenden Staates gereichen, da durch sie eine Hauptquelle dieser Uebel, die in dem Charakter des Kaisers floß, verhindert ward, sich, wie bisher, auf das Ganze zu ergießen; aber durch sie wurde Ludwigs Schwäche

erst recht offenbar und recht verderblich. Zwar ward das Sträuben Bernhards, der sich durch die Theilung von den mißvergnügten Bischöfen zum Aufruhr hatte verleiten lassen, schnell und mit Strenge niedergeschlagen; aber als der Kaiser von eigennützigen Hofleuten sich bereden ließ, nach dem Tode seiner ersten Gattinn, sich mit der schönen Judith zu vermählen, und als er auch dem von ihm gebohrnen Prinzen Karl, dessen Ursprung bey der zweydeutigen Tugend der Mutter noch zweifelhaft war, gegen den feyerlich geschworenen und beschwornen Vertrag, einen Antheil an dem Reiche zutheilen wollte, da entbrannte ein Familienkrieg, der in der Geschichte der fränkischen Nation eine der scheußlichsten Parthieen darbietet, und auf gleiche Weise zum Verderben des regierenden Hauses und der beherrschten Länder gereichte. Angeführt von seinen Söhnen zogen die Großen des Reichs und die Bischöfe aus, um den Vater vom Throne zu stoßen. Zweymal gerieth der unglückliche Monarch in die Gefangenschaft der Seinen. Es ist keine Demüthigung zu erdenken, die ihm nicht widerfuhr. Einmal ward er zum Kloster verurtheilt: einmal feyerlich der Regierung entsetzt und des Wehrgehänges beraubt. Jedesmal rettete ihn das Mitleiden und das Recht-

lichkeitsgefühl der Teutſchen; aber ſeine thörichte Vorliebe für den Sohn der holden Jutta ſtürzt ihn immer wieder in die alten Gefahren. Er fand keine Ruhe bis in den Tod. Ludwigen von Baiern verfolgend, der mit den Aquitanern, die gegen den Vater aufgeſtanden waren, ſich vereinigt hatte, ſtarb er auf einer Rheininſel, die Ingelheimer Aue genannt, von der Laſt der Jahre und der Trübſale niedergedrückt, unter einem Zelte. (i. J. 840.) „Sagt meinem Sohne, das war ſein letztes Wort, daß er ſeinen grauen Vater ins Grab geſtoſſen!“

Wie hätten Karls des Groſſen Schöpfungen gedeihen können, da ihrer ſo nachläſſig und unverſtändig gepflegt war, und da ſolche innere Zerrüttungen ſie erſchütterten? Verſchwunden war im Auslande der Schrecken vor den fränkiſchen Waffen; und im Innern trat an die Stelle der Ehrfurcht, mit der Prieſter und Laien, Herrn und Knechte zu Karls Thron aufgeblickt hatten, Verachtung und oft höhnender Trotz. Die Päbſte überſahen nicht, wie günſtig ihnen die Zeit war, um die Unabhängigkeit von dem Kaiſer zu erſchleichen, die ſie eher nicht hatten anſprechen dürfen; der andächtige Ludwig konnte in dem Statthalter Chriſti nichts Arges beſorgen; er warf ſich

vor Stephan IV. dreymal der Länge nach auf die Erde nieder; Rom legte in diesen Verwirrungen den Grund zu einer neuen Weltherrschaft, die nachher für manchen von den Nachfolgern Karls so drückend geworden ist. Während diese Ketten geschmiedet wurden, griffen im Osten unaufhörlich die Slaven und im Norden die Normänner das Reich an, machten zum Theil tiefe Einfälle in dasselbe, plünderten und verwüsteten die Provinzen, und erhielten wohl reichliche Tribute, um von den verderblichen Angriffen abzulassen, da die Anstalten zur Vertheidigung der Gränzen, welche Karl getroffen hatte, über der Noth des Innern gänzlich zerfallen waren. Der Adel und die Geistlichkeit traten schnell wieder aus den Schranken heraus, womit die vorige Regierung sie umgeben hatte, und beyde erhuben sich zu einer die Souverainetät des Monarchen nicht wenig bedrohenden Gewalt. Es war nicht nur Ludwigs Schwäche und Freygebigkeit, die das Streben der geistlichen und weltlichen Grossen nach Unabhängigkeit begünstigte: in den Kämpfen des Vaters mit den Söhnen mußte es beyden Theilen daran liegen, die Vornehmsten der Nation auf der Seite zu haben, und man suchte sie zu gewinnen, indem man ihrem Ehrgeize und ihrer Habsucht in

die Wette schmeichelte. So wurden Zoll- und Münzrechte und viele königliche Domainen an die Grossen und an die Klerisey verschenkt. Beyde lernten ihre Wichtigkeit erkennen, indem die Glieder des regierenden Hauses nur durch sie zu bestehen schienen. Stolz erhub sich der Adel über das Volk; alle öffentliche Angelegenheiten wurden von ihm und den Bischöfen abgethan; man sah, wie von beyden der Kaiser selbst das Erkenntniß über sein Schicksal erwartete. Der Glanz der Krone erlosch immer mehr. Von den Nachbarn verhöhnt, und von den Unterthanen durch Aufruhr und Streben nach Unabhängigkeit erschüttert, stellte der Thron Karls des Grossen, schon wenige Jahre nach dem Tode dessen, der ihn errichtet hatte, ein trauriges Bild von der Wandelbarkeit aller menschlichen Dinge dar.

Der Tod des Vaters brachte keinen Frieden in die entzweyte Familie. Auf der einen Seite stand Lothar, in Beziehung auf die Kaiserkrone, die er trug, den Primat unter den Brüdern ansprechend, auf der andern aber Ludwig und Karl, das gemeinsame Interesse gegen ihn verwahrend. Umsonst suchte man durch Unterhandlungen den Streit zu schlichten. Man griff zu den Waffen. Es kam (1. J. 841) zu der blutigen Schlacht bey Fontinai in Auxerre, welche den Haupt-

stamm der fränkischen Heeresstraft hinweg rasste, indem in ihr gegen 100,000 Mann fielen: wie denn Kriege unter Verwandten immer mit der größten Erbitterung und Grausamkeit geführt werden. Die beyden jüngern Brüder behielten das Feld. Vergebens suchte Lothar seine Kräfte wieder zu sammeln. Die Mehrheit der Grossen stand auf der Seite seiner Feinde. Auf einem Tage zu Aachen thaten ihn die Bischöfe in den Bann, sprachen seine Unterthanen von ihren Pflichten los, und übergaben — gleich als wäre es in ihrer Macht, über die Kronen zu schalten — die Regierung seiner Lande seinen Ueberwindern. Lothar, der in den Waffen keine Hoffnung mehr sah, nahm seine Zuflucht zu Unterhandlungen, und es glückte ihm (843) den Vertrag von Verdun zu Stande zu bringen, durch den eine neue Theilung vollzogen ward. Karl erhielt das westliche Franken, das von dem Ebro bis an die Rhone, Saone, Maas und Schelde sich erstreckte. Lotharius behauptete neben der kaiserlichen Würde Italien und die zwischen den besagten Flüssen und dem Rhein liegenden Lande, Ludwigen aber wurde ganz Teutschland, samt den jenseits des Rheins liegenden Städten, Speyer, Worms und Mainz zuerkannt. Auch bey dieser Theilung ward, so wie

ben allen vorhergehenden, vorausgesetzt, daß ungeachtet der Trennung der Herrschergewalt, die fränkische Monarchie doch nicht aufhören sollte, ein enge verbundenes Ganze zu seyn, welche Voraussetzung aber nur im Buchstaben bestand, wie sie denn in der Wirklichkeit auch nicht zu erwarten war. Deßhalb datirt sich von dem Vertrag von Verdun die Selbstständigkeit des teutschen Reiches, als eines von der grossen fränkischen Ländermasse sich losreissenden, und nun durch und in sich selbst lebenden politischen Organismus.

So bestand denn das Haus der Karolinger aus drey Zweigen, die ja wohl in grosser Pracht neben einander hätten blühen, und allmählich ganz Europa zum Eigenthum derselben einen Familie machen können, wenn nicht die Unbestimmtheit der Hausgesetze und das unter den Agnaten schon zur Gewohnheit gewordene, tiefgewurzelte Mistrauen den heimischen Krieg unaufhörlich unterhalten, und das neidische Verhängniß fortdauernd dieser Familie einen hochbegabten Mann versagt hätte, der einen hohen Geist in sie bringen, und ihre widerstrebenden und zerrissenen Verhältnisse ordnen konnte. Zwar ragte Ludwig der Teutsche, durch Verstand und Tapferkeit weit über die beyden andern Brüder hervor; aber grosse Maasregeln und durchgreifende Thaten waren nicht in

ſeinem Sinne. Auch hatten die wiederholten brüderlichen Verträge, indem ſie auf das Intereſſe des Geſammthauſes abzielten, eine löbliche Tendenz; aber der nächſte Fall, der die ſchlummernde Leidenſchaft reizte, brachte ſie wieder in Vergeſſenheit. Darum trug Ludwig kein Bedenken, ſeinen Bruder Karl, auf die Aufforderung ſeiner rebelliſchen Groſſen, mit Krieg zu überziehen; Karl nahm es auf ſein Gewiſſen, Lothringen an ſich zu reiſſen, ohne daß er der Vorrechte achtete, welche Lothars Söhne, ſeine Neffen, auf den Beſitz des Landes hatten; und als Lothars Geſchlecht erloſch, (875.) fand man wieder kein anderes Mittel, um ſich über die Erbſchaft zu verſtändigen, als die Waffen. Es lebte ein Geiſt des Haſſes und der Zwietracht in dieſer Familie, der nicht ruhen zu wollen ſchien, bis er ſie gänzlich aufgerieben hatte.

Dieſe innern Kriege waren immer wiederholte Einladungen an die fränkiſchen Gränznachbarn, um in dem zerrütteten Reiche ihre Raubſucht zu ſättigen. Unaufhörlich beunruhigten die Normänner Friesland und Sachſen, und verbrannten das durch thätigen Handel glücklich aufblühende Hamburg. Als aber bey dem Widerſtande, den die Teutſchen ihnen entgegen ſetzten, ihre Angriffe immer auch ſehr verderblich für ſie wur-

den, ſo lenkten ſie dieſelben gegen Frankreich, ſchifften auf den groſſen Strömen tief in das Innere des Landes, verheerten durch Feuer und Plünderung Städte und Dörfer, und führten ſogar die Weiber und die Kinder mit ſich hinweg, um auch ſie neue Pflanzſchulen für den Seeraub zu errichten. Sie ſchifften mit einer Flotte von 600 Segeln in der Seine bis nach Paris hinauf, und brandſchatzten die Hauptſtadt. Karl der Kahle wußte ſich ihrer immer nicht anders zu entledigen, als daß er groſſe Geldzahlungen an ſie machte, da er denn in der Noth auch zu den Schätzen der Kirche ſeine Zuflucht nahm. Unterdeſſen ängſteten die wendiſchen Völker den Osten von Teutſchland mit ihren Einfällen. Zwar wurde ihnen hier mehr Kraft und Muth entgegen geſetzt, als den Normannen in Frankreich, und einige von ihnen unterwarf Ludewig ſogar ſeinem Scepter. Aber auch dieſe errangen nicht ohne wiederholte Empörungen die fremde Gewalt, und wenn die Verſuche der andern, ſich an den Teutſchen zu rächen, fehlſchlugen, ſo wurden ſie doch immer verheerend genug für die Länder, in welchen dieſe wilden und tropigen Feinde ſie ausführten.

Beſonders durch dieſe Einfälle geſchah es in

Teutschland, daß der Adel, zum Nachtheile der Selbstständigkeit des Regenten, immer unabhängiger und mächtiger, und das monarchische System durch das Emporkommen einer fortschreitend sich ausbildenden Aristokratie immer beschränkter wurde. In der steten Gefahr der Gränzlande glaubte man eine Nothwendigkeit zu sehen, in ihnen wieder größere Beamte, mit weitern Wirkungskreisen und ausgedehnten Vollmachten anzusetzen, im geraden Widerspruche mit der Politik des Stifters der Monarchie, der die alten Herzoge abgeschafft, und die Gewalt seiner Stellvertreter so viel möglich beschränkt hatte. Unter Ludwig dem Teutschen haben sich aber schon wieder Herzoge in Thüringen und Sachsen; zwar nicht mit erblichem Recht, und mit selbstständigem Charakter, aber mit genugsamer Macht, um auch noch das eine und das andere wünschenswerth halten zu können. Da der Staat niemand Sicherheit gegen die Anfälle der fremden Völker gewähren konnte, so bauten sich die reichen Gemeinden und die Adelichen befestigte Wohnplätze oder Bergschlösser, und umgaben sich mit Dienstleuten, welche in Zeiten der Gefahr zu ihrer Vertheidigung verpflichtet waren. Jede dieser Burgen war eine

Art von Staat im Staate; denn auch der Regente konnte sich nur durch bewaffnete Macht ihren Besitzer unterwerfen, wenn es ihm einfiel, sich gegen die Gesetze aufzulehnen. Sicher in ihren Festungen begannen schon zu dieser Zeit die Adelichen, sich über den früher so weislich gegründeten Rechtsstand zu erheben; verachteten die richterlichen Erkenntnisse; überliessen die Entscheidung ihrer Streitigkeiten dem Schwerte; oder trieben gar, weil sie wußten, daß keine Polizeygewalt sie erreichen konnte, Strassenraub. Die Gesetze verlohren allmählich ihr Ansehen und ihre Kraft; man suchte das Recht in der Faust. Die ganze Verfassung, ein immer mehr sich ausbildendes Lehnsystem, nahm einen militärischen Charakter an. Die Freiheit der Vornehmen erwuchs bis zur ärgerlichen Gesetzlosigkeit; elend und herabgewürdigt, schmachtete das Volk unter dem Drucke; und da die Grossen so mächtig geworden waren, so bestand der Regent nur durch ihren guten Willen. Ohne ihre Einwilligung durfte kein erhebliches Geschäft vorgenommen werden. Ihr Widerspruch machte die sichersten Entschliessungen der Regenten rückgängig. In einer, zu Mersen i. J. 860. gehaltenen Versammlung, hatten sich die beiden Kö-

nige Karl und Ludwig die Zusage gegeben, „ihr Getreuen in ihren Rechten und Würden zu schützen, ihren Rath zur Wiederherstellung der Kirche und des Staats zu hören, und sie als wahre Gehülfen und Mitwirker (veri adjutores et cooperatores) anzusehen.“ Dieselben Bestimmungen wurden in einem 860 zu Koblenz geschlossenen Vertrag wiederholt, und dadurch die Elemente einer repräsentativen Verfassung gesetzlich ausgesprochen.

Noch mehr erlosch, durch das Emporbringen der Optimaten, der Glanz der Krone in Frankreich, wo freilich der kraftlose und schwache Charakter des Regenten noch weniger imponirte, und die heftigern Anfälle der Normänner die Selbstthätigkeit und den Muth der Einzelnen noch mehr entwickelte. Schon bey seinem Regierungsantritte konnte Karl der Kahle sich nicht erwehren, dem Adel und den ersten Beamten des Reichs die Versicherung auszudrücken, keinem anders, als nach ordentlichem Urtheile und Recht seine Stelle zu nehmen, und jedem Stande die Privilegien zu lassen, die er unter den vorigen Königen gehabt habe. Das konnte indessen auch ein energischer, von der Heiligkeit seiner Pflicht durchdrungener Regente bewilligen:

denn im Grunde that Karl hiermit nichts, als was er zu thun schuldig war. Aber schon acht Jahre nachher (851.) sah er sich das Versprechen abgedrungen, in Reichssachen nichts ohne Einwilligung der Grossen zu thun, und fünf Jahre darauf, mußte er für sich und seine Nachkommen sogar die Versicherung ertheilen, daß die Grossen das Recht haben sollten, dem Könige, wenn er etwas Ungerechtes verlange, gemeinschaftlich mit den Waffen in der Hand sich zu widersetzen. Ja — um den Sieg der Magnaten zu vollenden, bewilligte er noch vier Monate vor seinem Tode (877.) durch eine neue feierliche Akte, daß die grossen Amtsstellen der Herzoge und der Grafen, von dem Vater auf den Sohn erblich seyn, und auch die Lehngüter derer, die sich gerade damals in ihrem Besitze befanden, als Erbstücke für sie angesehen werden sollten. — Damit erlosch in der That die höchste Staatsgewalt in der Person des Regenten, und der König des westlichen Frankens trug seinen Namen uneigentlich, indem er nichts weiter war, als der eng beschränkte Konsul einer aristokratischen Republik. So gänzlich war die souveraine Macht Karls des Grossen in seinem Enkel schon verschwunden!

Im Jahre acht hundert sechs und siebenzig

ſtarb Ludwig der Teutſche, und das Jahr darauf folgte Karl der Kahle ihm im Tode nach. Der erſtere hinterließ drey Söhne, welche nach dem in dem karolingiſchen Hauſe herrſchenden unglücklichen Syſteme, die väterliche Erbſchaft abermals unter ſich vertheilten. Karlmann erhielt Baiern, Avarien, Kärnthen, die Rechte der teutſchen Könige über Böhmen, Mähren und die andern ſlaviſchen Länder, ſo wie die Anſprüche der teutſchen karolingiſchen Linie auf die Kaiſerwürde und das Königreich Italien; Ludwig, der jüngere, empfieng Oſtfranken, Thüringen, Sachſen, Frießland, und einen Theil von Oſtlothringen; Karl, dem Dicken, dagegen wurde der Reſt von Oſtlothringen und Allemannien zugetheilt. Die beiden ältern Brüder ſtarben aber bald unbeerbt, und ſchon (882.) ſah ſich der leztere im alleinigen Beſitze der geſammten väterlichen Hinterlaſſenſchaft. — Karl der Kahle hatte ſeine Lande ſeinem Prinzen Ludwig, dem Stammler, hinterlaſſen, der ſie aber nur zwey Jahre beherrſchte, da ſie nach ſeinem Tode an ſeine beiden Söhne erſter Ehe Ludwig III. und Karlmann fielen, von denen der eine Neuſtrien, und einen Theil von Burgund, der andere aber Aquita-

nien und Septimanien zu ſeinem Antheil erhielt. Aber ſchon i. J. 882. ſtarb Ludwig, und zwei Jahre ſpäter Karlmann, und ihre Beſitzungen kamen an die teutſche Linie zurük, ſo daß Karl, der Dike, die geſammte Monarchie wieder unter ſeinem Scepter vereinigte. Doch erhielt er die weſtfränkiſchen Lande nicht mehr in der Integrität, in der ſie auf Karl, den Kahlen, übergegangen. Zuvor ſchon hatten die Saracenen ſich der baleariſchen Inſeln bemächtigt, und nachher alle fränkiſchen Beſitzungen jenſeits der Pyrenäen, bis auf die Grafſchaft Barcelona, erobert. Im Süden von Frankreich bildete ſich aber ſeit 879. ein beſonderer Staat, indem die Stände des Landes, das von der Rhone und Saone ſich an das Juragebürge erſtrekt, um gegen die Anfälle der Normänner ſicherer zu ſeyn, Boſo, den königlichen Statthalter, einen Schwager Karls, des Kahlen, zu ihrem Könige erwählten, wodurch das Nieder-Burgundiſche Königreich entſtand. Dieſem Exempel folgten die Länder jenſeits des Jura, Savoien und Helvetien nach, welche ihre Krone Rudolfen, aus dem Stamme der Welfen, übertrugen, der ſich dann König von Hochburgund nannte. Bald wurden beyde Staaten, unter der Welfi-

schen Familie, mit einander vereinigt, und bestanden bis zum Erlöschen ihres Regentenstamms (1033.), unter dem Namen des Burgundischen oder Arelatischen Reichs, das, nach der besagten Katastrophe, mit der teutschen Krone vereinigt wurde.

Es war nicht der Titel der Erbschaft, unter welchem Frankreich an Karl, den Dicken, überging: die Krone wurde ihm von den Ständen freiwillig dargeboten. Ludwig, der Stammler, hatte nämlich ausser seinen beyden genannten Söhnen, in seiner zweyten Ehe, noch einen dritten erzeugt, der erst nach seinem Tode gebohren, und nachher unter dem Namen Karls, des Einfältigen, bekannt geworden ist. Aber man hielt das Erbfolgerecht dieses Prinzen für zweifelhaft, weil die besagte zweyte Ehe nicht als gesetzmäßig erschien, wenigstens vom Pabste nicht dafür anerkannt wurde, indem sich Ludwig auf eine illegale Art von seiner ersten Gemahlin getrennt hatte. Ueberdieß sahen die Franken ein, daß ihnen, bey ihren innern Zerrüttungen, und bey den immer steigenden Gefahren, welche die Normänner nicht nur dem Glücke, sondern selbst der Existenz des Reichs bereiteten, mit einem Kinde nichts gedient sey. Aber sie machten einen jämmerlichen

Mißgriff, indem sie den König von Teutschland an ihre Spitze stellten. Aengstliche Religiosität, eine an Blödsinn gränzende Geistesschwäche, und zaghaftes Wanken in Unternehmungen, die nur durch raschen und zuversichtlichen Entschluß gelingen, machten ihn durchaus unfähig, einen auch nur mittelmäßigen Staat mit Würde zu regieren; und wie konnten die Franken von ihm die Wiederherstellung der verlohrnen Selbstständigkeit erwarten, da er zuvor schon, mit unaussprechlicher Feigheit, den Normännern einen Theil von Friesland abgetretten, und ihren Abzug mit einer grossen Summe Gelds erkauft hätte?

Bald wurde es den Völkern der Monarchie kund, wie eitel die von dem auf den Thron des grossen Karls erhobenen Regenten gefaßten Hoffnungen waren. Die Normänner, in der Gewißheit, daß ein charakterloser Mensch durch vermehrte Macht nicht furchtbarer werde, brachen mit einem grossen Heer in Frankreich ein, und belagerten, während ihre Schiffe die Seine bedekten, Paris. Anderthalb Jahre lang vertheidigten die Bürger, mit hohem Heldenmuthe, ihre Stadt gegen die Barbaren. Karl hatte Zeit, alle Kräfte seines Reiches um sich zu versammeln. Von der Blüthe des fränkischen

Adels umgeben, und dem Feinde an Hilfsmitteln aller Art überlegen, kam er der geängsteten Stadt zu Hülfe. In allen Herzen lebte die Hoffnung, daß nun der alte fränkische Waffenruhm werde hergestellt, und die so lange gefürchtete Macht der Barbaren gänzlich gebrochen werden. Aber als Karl des Feindes ansichtig ward, entfiel ihm der Muth, und taub gegen die Stimme der Ehre und der Pflicht, schloß er einen Frieden, in dem er den Normännern nicht nur sieben hundert Pfund Silber Brandschatzung, sondern auch freye Schiffahrt auf der Seine, und einen grossen Strich Landes jenseits des Stromes bewilligte. Dieser schändliche Vertrag erbitterte die Westfranken aufs äußerste, gegen den unwürdigen Regenten. Es wurde ihm allgemeine Verachtung. Niemand wollte ihn mehr als das Haupt der Nation erkennen, die er an ihre grausamsten Feinde verrathen hatte.

Luitward, Bischof von Vercelli, der vertrauteste Rathgeber des Kaisers, hatte zu dem schmählichen Ausgange des normännischen Krieges nicht wenig beygetragen, und dadurch den Haß aller Mißvergnügten auf sich gezogen. Man beschloß seinen Sturz, und die Unternehmung gelang, indem man Karln beredete, daß Luitward mit der Kaiserinn Richardis in

einem unerlaubten Umgange lebe. Der Monarch erwog nicht, wie viel er an diesem Manne verlohr, der bisher in seinem Namen alle Geschäfte gelenkt hatte, und noch viel weniger, wie viel er von seiner Rache zu fürchten hatte. Der gekränkte Priester dekte den Grossen des Reichs die Blößen des Kaisers auf, entwarf mit dem Herzoge Arnulf von Kärnthen einen Plan zu seiner Entthronung, und wirkte so thätig und so glüklich, daß Karl auf dem Reichstage zu Trebur (i. J. 887.) von den teutschen und französischen Ständen feierlich der Regierung entsetzt wurde. Der Monarch, der kurz zuvor Herr von Teutschland, Frankreich und Italien gewesen war, hatte nun nichts, wo er sein Haupt hinlegte. Armuth und Elend endigten das folgende Jahr sein unglückliches Daseyn. Mit ihm schloß sich die teutsche Linie des ächten karolingischen Stammes.

Noch blühte derselbe aber in einem unächten Zweige, nämlich in dem besagten Arnulf, den Karlmann, der älteste Prinz Ludwigs des Teutschen, mit seiner Beischläferinn Litowinda, aus slavischem Geschlechte erzeugt hatte. An ihn hatte sich der Bischof Luitward gewandt, und ihn ermuntert, nach der Krone zu trachten, die auf dem Haupte Karls

des Dicken, so bedenklich wankte. Diese Einladung war ihm willkommen. Denn unternehmend, kühn und hochsinnig hatte Arnulf längst sein Auge auf ein Erbe gerichtet, zu dem, nach dem Tode des Besitzers, doch niemand mehr berechtigt war, als er. Auch fehlte es dem Unternehmen nicht an Wahrscheinlichkeit des Gelingens. Ein Abkömmling des grossen Karls, der immer mehr bewundert wurde, je mehr man sein Reich zerfallen sah, durfte erwarten, daß ihn die Teutschen jedem andern Bewerber vorzogen; überdieß stand Arnulf bey den Seinen in grossem Ansehen; er glänzte durch so manche tapfere That, und es war bekannt, wie eifrig er sich bemüht hatte, den schimpflichen Frieden mit den Normännern zu hindern; dazu erschien er, an der Spitze eines zahlreichen Gefolges wehrhafter Männer aus Baiern und Kärnthen auf dem Tage zu Tribur. So geschah es, daß er den Scepter von Teutschland und Lothringen von derselben Versammlung der Stände erhielt, welche ihn dem von aller Welt verlassenen Karl entrissen hatte.

Arnulf trat die Regierung mit dem Vorsatze an, die auswärtigen Feinde des Reichs zu demüthigen, Ordnung und Recht wieder geltend zu machen, und seiner Krone den Glanz zu

verschaffen, der unter seinen Vorfahrern so traurig erloschen war. Mit Muth und Thätigkeit begann er das Werk, und einige seiner Unternehmungen führten auch zu Resultaten, welche die besten Hoffnungen erregen konnten. Die westfränkischen Herrscher leisteten ihm Gewährschaft, daß sie ihn im Besitze von Lothringen nicht stören werden. Der König von Nieder-Burgund empfieng die Bestätigung in seinem Reiche, und der von Hochburgund ließ sich von ihm mit seinen Landen belehnen. Ueber die Normänner erfocht er einen herrlichen Sieg in der Gegend von Löwen; und als es der König Zwentibold von Mähren undankbar vergaß, daß er ihm Böhmen unterworfen hatte, züchtigte er ihn, im Bunde mit den um diese Zeit zuerst in Europa auftretenden Magyaren, auf eine empfindliche Weise. Um die Rechte seiner Krone in Italien geltend zu machen, zog er dreimal über die Alpen, ward zu Pavia als König ausgerufen, und empfieng von dem Pabste die Symbole der kaiserlichen Würde, so wie von der Stadt Rom die Huldigung. Es schien, daß das altväterliche Blut in dem Bastarte reiner und lebendiger floß, als in den entarteten ehelichen Söhnen.

Aber alle diese Erfolge waren nur das Werk belohnter übermäßiger Anstrengung, oder einzelner Gunstbezeugungen des Glücks; eine durchgreifende Umbildung des Ganzen, so wie Arnulf sie dachte und wollte, konnte er nicht bewirken. Das Schikſal war ihm unhold, indem es die Zeit seiner Thätigkeit auf eilf Jahre beschränkte; auch das größte Genie konnte in so kurzer Frist, wo alles auf eine neue Schöpfung ankam, kaum die ersten Grundsteine legen. Mit den übermüthigen Reichsvasallen durfte Arnulf nicht zu Werke gehen, wie ein Regente, der durch anerkanntes Erbrecht herrschte. Ihnen hatte er die Krone zu verdanken, und er hatte sie sogar unter der Bedingung empfangen, seine Macht nie zum Nachtheile ihrer Prärogative anzuwenden. Was dieselben ehemals von ihren Königen erbaten, ward nun als Schuldigkeit gefordert; und widerstrebte er einem, so mußte er besorgen, alle zu erbittern. Dasselbe galt von dem Pabste, der ihm die Kaiserkrone gegeben, und von den Bischöfen, die so einstimmig zu seiner Erhebung zusammen gewirkt hatten. So war er auf allen Seiten gebunden; tausend Rükſichten hemmten seine freie Thätigkeit; immer mehr gieng das untergeordnete Verhältniß der Geistlichkeit und des Adels

in ein gegenseitiges über, und sollte mit Kraft nach aussen gewirkt werden, so war es nur in dem Verhältniß möglich, in dem die Staatsgewalt den vornehmen Unterthanen Opfer brachte. Deßwegen konnte er zwar die Normänner schlagen, aber er konnte sie nicht überwinden, daß sie den Muth zu neuen Angriffen verlohren. Er konnte in Italien die Kaiserkrone haben, aber er vermochte nicht, sich dieses von Partheyen zerrissene, und nach Unabhängigkeit strebende Land zu unterwerfen. Empfieng er auch von den burgundischen Königen Zusicherungen der Treue und des Gehorsams: er konnte sie nicht zwingen, dieselben in der That zu erfüllen. Und welchen Werth hatte es für ihn, daß er Zwentibolden gedemüthigt hatte, da sich die Magyaren für ihre Hülfe mit einem ansehnlichen Theile des Königreichs Mähren belohnten, und sich dadurch die Zugänge öffneten, durch welche sie nachher so oft zerstörend in Teutschland eindrangen? Mitten unter seinen Entwürfen und Unternehmungen für die Herstellung der Ordnung und für die Befestigung seines Hauses ereilte Arnulfen (899.) ein früher Tod, und mit ihm' giengen die meisten Produkte seiner oft kühnen und meistens zweckmässigen Thätigkeit wieder unter.

Mehrere Jahre lang hatte dem Kaiser seine Gemahlinn Oda keinen Prinzen gebohren; dagegen war er mit seiner Beyschläferinn Ellinrad, Vater zweyer unehelichen Söhne geworden, deren der eine sich Zwentibold, und der andere Ratold nannte. Um diesen die Nachfolge im Reiche zu verschaffen, unterhandelte er mit den Ständen auf dem Tage zu Forchheim (889.) und es ward ihm die Erfüllung seines Wunsches zugesichert. Aber vier Jahre später gebahr ihm Oda einen Sohn, der nachher unter dem Namen Ludwig das Kind in der Geschichte denkwürdig geworden ist, wodurch die den Bastarten ertheilte Anwartschaft erlosch. Da wandte sich Arnulf an die Stände von Lothringen, mit dem Ansinnen, daß sie Zwentibolden zu ihrem Könige wählen möchten, wozu sie, nachdem viele Bitten und Drohungen vorher gegangen waren, sträubend ihre Einwilligung gaben. (894.) Ohne Liebe aber ward der neue König in seinem Reiche aufgenommen; unter vielen selbst verschuldeten Mißhelligkeiten setzte er die Regierung fort: und sterbend noch mußte der Vater sehen, wie das ganze Land sich zur Empörung gegen den eigenmächtig und trotzig einherfahrenden Sohn

rüſtete. Kaum hatte auch Arnulf die Augen geſchloſſen, als die Lothringer im Aufruhr ſich erhuben, den gehaßten König erſchlugen, und ſich wieder mit dem teutſchen Reiche vereinigten. — Ratold hatte ſich in Baiern niedergelaſſen, und wurde, wie die Alten verſichern, der Stammvater der Grafen von Andechs. *)

Ludwig war ſechs Jahre alt, als Arnulf ſtarb. Die ganze Lage Teutſchlands forderte dringend einen Regenten von Anſehen, Energie und Selbſtſtändigkeit. Demungeachtet ertheilten die Stände, auf dem Tage zu Forchheim, dem kaiſerlichen Prinzen die Krone, und der Erzbiſchof Hatto von Maynz, und der Herzog in Sachſen, Otto, der Erlauchte, übernahmen die vormundſchaftliche Regierung. War es das dunkle Gefühl, daß es billig ſey, den

*) Wenn er das wirklich war, ſo hat in ſeiner Nachkommenſchaft das karolingiſche Haus — wiewohl in einem unächten Zweige — am längſten fortgedauert. Denn der letzte des Geſchlechtes von Andechs, Otto, Herzog von Meran, Pfalzgraf zu Burgund und Graf zu Hall, Schärding und Neuburg am Inn, ſtarb i. J. 1248. — Die von den Karolingern geſtürzten Merowingen haben aber jene weit überlebt, wenn es wahr iſt, daß von dieſen das noch blühende Haus Montesquiou abſtammt.

dem Hause zu bleiben, das einst den Thron erblich inne gehabt, oder war es die Furcht vor einer gänzlichen Auflösung des Reichs, oder war es die eigennützige Absicht der Grossen, während der Minderjährigkeit des Königs immer mehr Vorrechte und Gewalt zu erwerben, was dieser Wahl den Ausschlag gab; — man erkannte bald, daß ein Land nicht zu beneiden sey, dessen König ein Kind ist. Die Eigenmacht und Willkühr der Stände und des Adels entschlugen sich aller Schranken. Alle Ansprüche wurden mit den Waffen geltend gemacht, und mit ihnen alle Beleidigungen gerächt. Eine zwischen dem Bischoff Rudolf von Würzburg, aus dem Hause der rheinfränkischen Grafen von Rothenburg, und dem Grafen Adelbert von Babenberg entstandene Fehde setzte die meisten geistlichen und weltlichen Grossen von Franken, Schwaben und Baiern in Bewegung, und erfüllte das Land weit umher mit Schrecken und Greuel. Die Normänner ängsteten Lothringen durch wiederholte Einfälle. Im Osten von Teutschland aber verbreiteten die Magyaren, nachdem sie kaum an der Gränze sich angesiedelt hatten, vier Jahre hindurch, namenloses Elend. Erst (907.) überschwemmten sie Baiern, erschlugen den Herzog Luitpold, und räum-

ten das verwüstete Land nicht, bis ihnen mit den Kirchenschätzen der Friede abgekauft, und ein jährlicher Tribut verheissen ward. Der junge König war mit seinem Erzieher, Bischof Adalbero von Augspurg, nach dem Rheine entflohen. Im folgenden Jahre ergoß sich ihr Schwarm über Sachsen und Thüringen. Auch hier fiel unter ihren Streichen der Herzog Burkhard. Im Jahre (909.) drangen sie in Schwaben, und (910.) in Franken ein. Ludwig war in der Schlacht auf dem Lechfelde selbst ein Zeuge ihrer siegreichen Unwiderstehlichkeit geworden. Ueberall wurden die Länder mit unsäglicher Grausamkeit verheert. Die Teutschen sahen in diesem Volke, mit Schrecken erfüllt, furchtbare Peiniger, von Gott ihnen zur Strafe gesandt. In dem Könige, einem Jünglinge, ohne Ansehen und ohne Kraft, blühte keine Hoffnung in so grosser Noth. Alle Welt fühlte, welch' ein Bedürfniß ein Regent von Weisheit und Heldenmuth, in diesen jammervollen Zeiten, dem Reiche sey. Manche von den Vornehmen und vom Volke liessen ihr Gefühl durch Klagen und Murren laut werden. Aber unvermerkens kam das Schicksal ihren Wünschen entgegen. Ludwig starb, als er kaum das achtzehnte Jahr seines Lebens erreicht hat-

te, zu Regenſpurg, (911.) und mit ihm erloſch auch der noch übrige unächte Zweig des karolingiſchen Stammes in Teutſchland. Familienrükſichten beſchränkten nun nicht mehr das Wahlrecht der Stände. Herzog Konrad von Franken beſtieg den erledigten Thron. Aber er brachte ſeinem Vaterlande keine beſſern Ordnungen, und alſo auch keine beſſern Zeiten.

Als Karl der Dicke auf dem Reichstage zu Tribur abgeſetzt worden war, ſahen die Völker des weſtlichen Frankenreichs auch ihren Thron entledigt, und es ſtand bey ihnen, denſelben mit einem noch übrigen Sprößling aus dem karolingiſchen Stamme zu beſetzen, mit dem bereits genannten Karl, der ſich nachher den Namen des Einfältigen verdient hat, welcher von Ludwig, dem Stammler, in ſeiner zweyten für illegal erklärten Ehe erzeugt, und deßhalb auch ſchon bey der Thronerledigung durch den Tod ſeines Bruders Karlmann, übergangen worden war. Auch dießmal ſprach die Mehrheit der Reichsſtände nicht für ihn. Es war nämlich zu dieſer Zeit Odo, Graf zu Paris und Orleans und Herzog von Burgund, ein Sohn des Herzogs Robert von Neuſtrien, bey weitem der Begütertſte

und Mächtigſte unter den fränkiſchen Dynaſten, und hoch berühmt im ganzen Reiche, durch viele tapfere und glückliche Thaten, die er in den Kriegen gegen die Normannen ausgeführt. Ihm ward die Krone von allen denen zugedacht, welche das wahre Intereſſe des ſo gewaltig erſchütterten Staats beherzigten, und mit dem Entſchluſſe ihren Glanz wieder herzuſtellen, empfieng ſie Odo aus ihren Händen. Aber auch für Karln erhub ſich eine mächtige Parthey, er wurde von ihr gleichfalls zum Könige ausgerufen, und nun entbrannte ein langwieriger bürgerlicher Krieg über die Frage, welcher von beyden Gegnern dem andern weichen ſollte. Ein Vertrag ſchlichtete die verderbliche Zwietracht, und als Odo bald darauf ſtarb, gelangte Karl zum Alleinbeſitze des Reichs. (898.) Ihm war es vorbehalten, den Verheerungen der Normänner ein Ende zu machen: aber nicht dadurch, daß er durch kräftig gelenkte Macht und Siege ſie demüthigte, ſondern indem er durch einen ſchmählichen Vergleich, der i. J. 911. zu St. Clair an der Epte geſchloſſen worden, ihnen alles bewilligte, was ſie verlangten. Er trat ihrem Oberhaupte Rollo alles Land vom Andelleſtrohm und der Eure bis ans Meer, als

ein Leben ab, unterwarf ihm die Grafen in Bretagne, als Vasallen, und gab ihm seine Tochter Gisela zur Ehe, wogegen aber der neue Herzog von der Normandie die christliche Religion annahm. Damit war wieder eine schöne und grosse Strecke Landes, mit einer weitgedehnten Seeküste, von dem alten karolingischen Erbe abgeschnitten.

Indessen hatte es das Haus des Königes Odo nicht vergessen, daß eines seiner Glieder einst die vaterländische Krone getragen. Robert, Odo's Bruder, erhebt sich gegen Karln, den die allgemeine Verachtung drükt, und spricht die königliche Würde an. Er fällt im Gefechte; aber nun setzt sein Sohn Hugo, im Einverständnisse mit vielen der grossen Vasallen, den Aufstand fort, und ruft seinen Schwager, den Herzog Rudolf von Burgund, zum Könige aus. (923.) Durch Verrätherey nimmt der Graf Herbert von Vermandois Karl'n gefangen, und der unglückliche Regent endigt (929.) sein Leben im Kerker zu Peronne. Rudolf behauptete zwar den Thron, nicht aber königliche Gewalt und Recht. Er vermag nicht, den Fehden der Vasallen zu steuern; oft richten sie ihre Waffen gegen ihn selbst; mit den

noch übrigen Gütern der Krone erkauft er ihre Gunst, und sichert sich einen leeren Namen, an dem kein Ansehen und kein Glück mehr hieng.

Derselbe Hugo, der Rudolfen erhoben, bringt nach dem Tode des letztern, (936.) während die Grossen sich über die Wiederbesetzung des Thrones zanken, das Reich wieder auf die alte Dynastie. Er ruft Ludwigen, Karls des Einfältigen Sohn, der mit seiner Mutter seine Zuflucht nach England genommen hatte, zurück, und reicht ihm die Krone, und als dieser gestorben war, (954.) leistet er denselben Dienst, seinem Prinzen Lothar. Beyde regieren unter steten Stürmen und innern Kriegen; aber Hugo blieb von seinen Kreaturen nicht unbelohnt. Mit den Herzogthümern Isle de France und Burgund, die er schon besaß, vereinigte er auch noch Aquitanien. Er — den seine Zeitgenossen den Grossen und den Weisen nannten, — scheint recht planmässig darauf gearbeitet zu haben, sein Haus so viel möglich zu bereichern, und dadurch die Seinen in den Stand zu setzen, daß sie einst gegen die Karolinger eben so verfahren könnten, wie die Väter der letztern gegen die Merowinger verfahren haben. Durch ihn sollte das Werk der Nemesis vorbereitet werden.

Alles verkündigte den nahen, unvermeidlichen

Fall des Regentenhauses. So karg war die Natur in ihren Gaben gegen seine Glieder, in Zeiten, wo kaum die ausgezeichnetesten Talente das wankende Gebäude hätten retten können. Keinem der letztern Könige war es vergönnt, lange zu regieren; keiner hatte also auch Frist, grosse Plane anhaltend zu verfolgen, und jeder Todesfall gab dem Geiste der Unordnung und der Leidenschaft neue Reize. Um die mächtigen Vasallen zu gewinnen, wurde unaufhörlich von dem alväterlichen Erbe verschenkt; manches ward gewaltthätig genommen, oder trügerisch entfremdet. Das königliche Haus sank allmählich in eine so grosse Verarmung herab, daß Ludwigen, dem Vierten, (949) von den weit verbreiteten herrlichen Domainen seiner Ahnen nichts mehr übrig war, als Laon und ein Theil von Rheims. Dagegen fand sich Reichthum und Macht in ungewöhnlicher Fülle bey den Herzogen und Grafen. Die erstern behaupteten eine Art von Unabhängigkeit, gleich souverainen Regenten, und befanden sich in einem steten Zustande der Empörung gegen die höchste Staatsgewalt, die in der That nur dem Namen nach existirte. Alle Herrschaft aber beruht auf der Macht. Darum erlöscht nothwendig das Verhältniß der Unterordnung in dem Augenblicke, in dem der Unterthan mächtiger und reicher wird, als der König.

Im Jahr neun hundert und sieben und achtzig starb, nach einer kurzen Regierung von vierzehn Monaten, Ludwig, der Faule, König von Frankreich, Lothars Sohn, — und nun glaubte Hugo Kapet, der älteste Sohn des grossen Hugo, Herzog von Isle de France, und Graf von Paris und Orleans, daß es Zeit sey, endlich auszuführen, was in seiner Familie schon so lange eingeleitet war. Er bemächtigte sich des Thrones und der Krone. Alle Umstände waren dem Unternehmen günstig. Keiner der Grossen Frankreichs glich Hugo'n an Tapferkeit und Ruhm; keines der ausgezeichneten Häuser dem seinigen an Macht und Reichthum. Schon hatte man zwey Ritter aus diesem Geschlechte auf dem Throne gesehen; das Diadem auf Hugo's Haupt war also keine fremde Erscheinung. Die öffentliche Stimme sprach für ihn; die Protestationen Einzelner mochten wohl zurückzuweisen seyn. Der Nation wurden alle ihre bisherigen Rechte und Gesetze, der Geistlichkeit und dem Adel ihre Freiheiten garantirt. So besiegt Hugo, ohne erhebliche Schwierigkeiten, und ohne Blutvergiessen den Thron, und begann eine Geschlechtsreihe, die zu grosser Macht und Herrlichkeit erwachsend, bis in unsre

Tage hinein reichte, in denen auch sie, unter den schrecklichsten Katastrophen, dem ewigen Statut der Geschichte unterlag, daß alles, nachdem es den höchsten Punkt der Entwiklung erstiegen, wieder in die Tiefe zurück falle, aus der es sich erhoben hat.

Aber noch stand einer von den Nachkömmlingen des grossen Karls dem neuen Könige gegenüber, rechtliche Ansprüche auf den Thron erhebend, dessen er sich bemächtigt hatte, — Karl, ein Sohn Ludwigs des Vierten, und Oheim des letzten der Könige aus seinem Geschlechte, der unter der Regierung seines Bruders Lothar von dem Kaiser Otto II. mit dem Herzogthume Nieder-Lothringen belehnt worden war. Entschlossen forderte er von dem Anmasser die väterliche Krone zurück, und zog aus, um sein Recht mit den Waffen geltend zu machen. Aber das Glück war nicht mit ihm und seiner Sache. Hugo nahm ihn zu Laon gefangen, und brachte ihn nach Orleans in Verhaft, wo er — der letzte der Karolinger — im Jahr neun hundert ein und neunzig, nachdem er nur kurze Zeit den Verlust seiner Rechte und seiner Freyheit bejammert hatte, sein Daseyn beschloß.

Zwischen dem Zeitpunkte, in dem Pipin

die Krone der Merowinger auf ſein Haupt ſetzte, und dem, in welchem Hugo Kapet den Thron der Karolinger beſtieg, liegt eine Periode von 239 Jahren. In ihr ſpielt eines der anziehendſten Stücke in der Weltgeſchichte, und alle Figuren drehen ſich um das Geſchlecht, das ſo herrlich, ſo gewaltig und ſo ruhmvoll begann, und ſo gemein, ſo ſchwach und ſo verachtet endete.

Es waren in dem Geſchlechte der Karolinger die groſſen Eigenſchaften und die Tugenden der Väter erloſchen, darum muſte es untergehen; und ſo wiederholten die Annalen dieſes Geſchlechtes dieſelbe Lehre, die überhaupt das Reſultat aller Geſchichte iſt, daß, was Geiſt und Muth geſchaffen, nur ſo lange beſtehe, als Geiſt und Muth es erhalten!

Die Stadt Ulm im Fürſtenkriege im Jahre 1552.

(Eingeſandt.)

Die Geſchichte gewährt nicht nur dann Belehrung und Intereſſe, wenn ſie uns die Bewegungen groſſer Völker, oder die Thaten der auf ganze Generationen wirkenden Heroen darſtellt; ſie verſchafft uns nicht ſelten auch die eine und das andere in einem vorzüglichen Grade, wenn ſie uns in kleinere Kreiſe einführt, und uns zeigt, wie in ihnen Gedanken, Empfindungen und Leidenſchaften ſich entwickelt haben, die wohl oft auch auf dem größten Schauplatze glänzend erſchienen ſeyn dürften. Die allgemeinen Lehren und Maximen, die durch ſie am fruchtbarſten erkannt werden, bringt ſie hier den Lagen und Verhältniſſen näher, in denen der einzelne Menſch ſich befindet, und ſie wird wegen der engern Begränzung und des beſtimmtern Gangs der Hand-

lung einer dramatiſchen Darſtellung fähiger. Führt eine Erzählung ſolcher Art erſt noch in ein vergangenes Zeitalter zurück, das wir gemeiniglich darum ſchon für beſſer zu halten geneigt ſind, weil es vergangen iſt, und ſtellt ſie Auftritte dar, worinn wir das rege Leben einer Gemeinheit wahrnehmen können, unter deren Gliedern viel Muth, Patriotismus und Biederſinn ſichtbar geworden, ſo erſcheint jenes Intereſſe noch größer. Dieſe Betrachtungen mögen uns aller Entſchuldigung überheben, indem wir hier erzählen, wie die Bürger einer alten teutſchen Stadt, in einem höchſt kritiſchen Moment, ihren feſten Willen, gegen eine drohende Uebermacht, ſiegreich behauptet haben.

Hart und demüthigend waren die Züchtigungen, mit denen Karl, der Fünfte, die überwundenen Genoſſen des ſchmalkaldiſchen Bundes heimſuchte. Ihren verhaltenen Groll hierüber verſtärkte die Furcht, die durch die ſtrenge Einführung des Interims erregt, und durch die leicht geglaubten, allerdings nicht unwahrſcheinlichen Gerüchte, daß der Kaiſer ihren gänzlichen Untergang beſchloſſen habe, noch vermehrt wurde. In der ſchmählichen Gefangenſchaft, worinn er den Kurfürſten von Sachſen und

den Landgrafen von Heſſen hielt, bemerkten die Fürſten Teutſchlands, ohne Unterſchied der Religion, eine ſchreckliche Warnung, vor ſeinem Uebermuthe auf ihrer Hut zu ſeyn, und in der geringen Aufmerkſamkeit, mit der er ihre Bitten um die Loslaſſung der Gefangenen aufnahm, ſahen ſie einen Beweis, mit welcher Verachtung er ſie behandeln zu dürfen glaubte. Das Feuer des Kriegs, das in Teutſchland gebrannt hatte, und noch immer unter der Aſche fort glimmte, durfte von dem ſchlauen und unternehmenden Moritz von Sachſen nur angefacht werden, um in neue Flammen auszubrechen. Um dieß zu verſuchen, fehlte es ihm auch nicht an Ermunterungen.

Die Macht des Kaiſers, deren Stütze er bisher aus Eigennutz und auf Koſten ſeines guten Namens geweſen war, wurde auch ihm furchtbar, zumal, da Karl an dem gefangenen Kurfürſten Johann Friedrich ein gefährliches Mittel in Händen hatte, den härteſten Zumuthungen, wozu ſeine Politik oder ſein Stolz ihn bewegen mochten, Nachdruk zu geben. Er mußte alſo darauf denken, dieſes Mittel dem Monarchen aus den Händen zu reiſſen, die Gunſt ſeiner Religionsverwandten, die er durch ſein

Betragen im schmalkaldischen Kriege verlohren hatte, wieder zu gewinnen, und die Gefahren, die ihm und seinen sämmtlichen Mitständen drohten, auf ihren Urheber zurück zu leiten. Die Stimmung der protestantischen Fürsten sowohl, als die Politik des Königs von Frankreich, wo es schon seit längerer Zeit Maxime geworden war, unter dem Vorwande der Beschützung der teutschen Freyheit eigensüchtige Zwecke zu bedecken, erleichterten seine Entwürfe. Ueberdieß durfte er erwarten, daß auch die katholischen Fürsten, durch die Gewaltthätigkeiten des Kaisers und durch seine Eingriffe in die Verfassung des Reichs aufgebracht, zögern, oder wohl gar sich weigern würden, ihm gegen seine Feinde Beystand zu leisten.

Schnell und in tiefer Stille brachte Moritz mit den Söhnen des gefangenen Landgrafen, mit dem stets zu jedem Kampfe bereiten Markgrafen Albrecht von Brandenburg, mit den Herzogen Heinrich und Johann von Meklenburg, und mit dem Könige von Frankreich ein Bündniß zum Schutz und Trutz gegen den Kaiser zu Stande. Kaum war das Manifest erlassen, worinn die unerträglichen Religionsbedrückungen, die Vernichtung der teut-

schen Freyheit und Verfassung, und die nun fünfjährige Gefangenschaft der Fürsten als dringende und gerechte Ursachen des Kriegs angegeben wurden, und kaum hatte der plötzliche Aufbruch der vereinigten Sächsischen, Hessischen und Brandenburgischen Völker begonnen, als auch schon die Eroberungen anfiengen, so daß die Kriegserklärung, die Nachricht von der Eröffnung der Feindseligkeiten, und die Bitten der bedrohten und bedrängten Stände um Beystand beynahe zu gleicher Zeit, bey dem überraschten Kaiser anlangten. *)

Indem der feindliche Zug sich gegen den teutschen Süden lenkte, mußte es ein vorzügliches Augenmerk der Verbündeten seyn, Nürnberg, Augspurg, Ulm und andere Reichsstädte zu gewinnen, und in ihr Interesse zu ziehen, weil sich durch ihren Beytritt große Vortheile darboten, sowohl durch die Reichthümer, die noch immer in ihnen gefunden, wenigstens vermuthet wurden, als durch ihr Geschütze, womit sie mehr als die Fürsten versehen zu seyn pflegten. Auch stand zu erwarten, daß ihr Ex-

*) Quellen sind hier Sleidan, Hortleder, Schertlinsleben rc. Hülfsmittel Robertson, Plank, Schmidt.

empel andere Stände, welche zögernd ihren Entſchluß nach dem glücklichen oder unglücklichen Erfolge faſſen wollten, zu beherzterer Theilnahme bewegen werde. Und wie hätten die Bundesfürſten an dem guten Willen der Reichsſtädte zweifeln können? In ihnen hatte die kirchliche und religiöſe Verbeſſerung, zu deren feſterer Begründung die Fürſten ausgezogen zu ſeyn ankündigten, die früheſten und die eifrigſten Freunde gefunden. Sie waren zum Theil, wo nicht geachtete, doch thätige Mitglieder des ſchmalkaldiſchen Vereins geweſen. Sie hatten nach dem unglücklichen Ausgange des Kriegs die Härte des Kaiſers vorzüglich erfahren, einen groſſen Theil ihres Geſchützes aufopfern, und ungeheure Geldbuſſen erlegen müſſen. Sie waren überdieß der ihren Bürgerſchaften ſo theuern Zunftverfaſſung — des ehrwürdigen Ueberreſtes ehmaliger bürgerlicher Freyheit und Selbſtändigkeit, — und nicht ſelten auf eine grauſame und höhnende Art ihrer evangeliſchen Prediger beraubt, und mit dem den Katholiken und Proteſtanten gleich verhaßten Interim belaſtet worden. Unwillig über die erduldeten Bedrückungen mußten ſie mit Hoffnung und Freude einer Bewegung entgegen ſehen, die ihnen die Wiederherſtellung ihres alten politiſchen und religiöſen Zuſtandes

verhieß, und ihre Feinde mit der längſt verdienten Rache bedrohte.

Ihre Erwartungen giengen zum Theil in Erfüllung. Unter tumultuariſchen Auftritten, und ſogar mit Lebensgefahr für diejenigen Magiſtratsperſonen, die dem Kaiſer anhiengen, erklärte ſich die Bürgerſchaft zu Augſpurg für die Sache der Fürſten, ſchlug die vom Rathe verlangte Gegenwehr ab, und drang auf Uebergabe der Stadt. Das Intereſſe der Bürger war ſeit dem unglücklichen Ausgange des ſchmalkaldiſchen Kriegs auf mehr als eine Art gekränkt worden. Nicht nur, daß man die evangeliſche Religion, welche der beträchtlichſte Theil der Innwohner angenommen hatte, beynahe gänzlich verdrängte, und die Prediger, mit dem ſtrengſten Verbote, die Urſache ihrer Verbannung weder mündlich noch ſchriftlich bekannt zu machen, aus der Stadt ſchaffte; es wurde auch das Zunftregiment aufgehoben, eine ariſtokratiſche, die vormaligen Beleidigungen der Zünfte bitter rächende Regierungsform eingeführt, und das von den Zünften ſelbſt erworbene, und darum bisher auch unbeſtritten von ihnen ſelbſt verwaltete Vermögen, welches ſich auf 60000 Gulden belief, der Adminiſtration des Raths übergeben. Dieſer letztere war beynahe

Allen, das aufgedrungene Interim den Meisten verhaßt. Durch diejenigen, die sich Retter der teutschen Freyheit und Religionsfürsten nannten, hofften sie von beyden befreyt zu werden. Die Stadt ergab sich am 4. April 1552. *)

Aber eine von der zu Augspurg herrschenden ganz verschiedene Stimmung fanden die Verbündeten zu Nürnberg und Ulm. Die Nürnberger, obgleich der Sache, zu deren Vertheidigung der schmalkaldische Bund die Waffen ergriffen hatte, mit Wärme zugethan, waren dennoch, vielleicht aus lebendigem Gefühl ihrer Verpflichtung gegen das Reichsoberhaupt, vielleicht aus theologischer Bedenklichkeit, weil die Schweizer, und die schweizerischgesinnten oberländischen Städte ebenfalls zum Beytritte eingeladen waren, vielleicht auch aus politischen Ursachen, die in ihrem Verhältnisse mit Brandenburg zu suchen seyn dürften, jenem Bunde nicht beygetretten. Konnte nun gleich die Stadt den übeln Folgen nicht ausweichen, die das Ende des schmalkaldischen Kriegs über die Protestanten überhaupt brachte; so litt sie doch nicht

*) C. P. v. Stetten Gesch. d. Reichsstadt Augspurg. 1. S. 402 — 479.

ſo viel, als die, welche an dieſer Verbindung unmittelbar Theil genommen hatten. Da ſie weder durch einen Biſchof in ihren Ringmauern, noch durch die Gegenwart des Kaiſers, ſeiner Räthe und ſeines Kriegsvolks, wie Augſburg, in Furcht gehalten wurde, ſo konnte ſie hoffen, ihre Gewiſſensfreyheit auch bey einer für ſie läſtigen Form des Gottesdienſtes zu erhalten. An die ariſtokratiſche Regierungsform war die Bürgerſchaft ohnehin ſchon länger gewohnt; und dieſe Ariſtokraten, als feine Politiker damals anerkannt, und bedächtlich in ihren Berathſchlagungen und Entſchlieſſungen, pflegten ſich vor raſchen Maaßregeln, die den Volksregierungen eigen ſind, ſorgfältig zu hüten. Es waren auch in der That Umſtände genug vorhanden, die zur Behutſamkeit aufforderten konnten. Furchtbar hatte die Macht des Kaiſers zugenommen; ihn itzt zu reizen, war gefährlicher, als je. Auch hatten die Fürſten des Bundes den Krieg nicht ſo geführt, und die Städte nicht ſo behandelt, daß dadurch die Luſt, in eine ähnliche Verbindung zu tretten, gepflanzt worden wäre. Am wenigſten konnte Nürnberg zu einem Bunde mit dem Markgrafen Albrecht geneigt ſeyn, deſſen wilder und deſpotiſcher Sinn eher ſchon in den roheſten Ausbrüchen gegen die Stadt kund ge-

worden war. Der Rath verweigerte also den Beytritt, und glaubte, als sich das verbündete Heer näherte, durch ein Opfer von hundert tausend Gulden, welches die Fürsten forderten, die Neutralität nicht zu theuer zu erkaufen. *)

Einige der Gründe, wodurch Nürnberg abgehalten wurde, dem Bunde beyzutreten, fanden auch bey Ulm statt, und es kamen noch andere hinzu. Die Stadt hatte den lebhaftesten Antheil an dem letztern Bündniß und Kriege genommen: sie hatte sich mit Lieferung von Geld und Geschütze auf das Aeusserste angestrengt; und dabey war sie Zeuge der unthätigen, unzusammenhängenden und eigensüchtigen Kriegführung gewesen. Weder die Rathschläge der Ulmer, die sie, von Lokalkenntniß unterstützt, zu geben im Stande waren, noch ihre oft wiederholten Ermahnungen zum Angriffe waren geachtet worden: und am Ende waren sie in ihrem Vermögen erschöpft, ihrer Kriegsvorräthe beraubt, und der Gewalt des nach Genugthuung und Rache gierigen Kaisers Preis gegeben. Auf die ungeheuern Kriegskosten, welche die Stadt aufgewendet hatte, folgte die Erlegung einer Geldbuße von hundert tausend Gulden, Auflie-

*) S. Hortleder rc. Th. 2, B. 6. S. 1135.

ferung von zwölf Kanonen und Einquartierung spanischer Soldaten. Die Kirchen mußten die im Interim vorgeschriebenen Formen annehmen. Statt des Zunftregiments wurde eine aristokratische Regierung von Patriciern, von denen die Bürger bey dem Kaiser als heftige Freunde der Reformation und als Urheber des Beytritts zum Bunde angeklagt worden waren, eingeführt. Drangsale genug für eine Stadt, welche ihre mühesam errungene und mit Anstrengung vertheidigte religiöse und politische Freyheit so sehr liebte! Mochte der Unmuth über diese Leiden den Bürgern die Aussicht zur Befreyung von denselben erwünscht machen, so hatten wohl eben diese Leiden den Unternehmungsgeist in dem nämlichen Grade gelähmt, als durch sie die physische Kraft zu neuem Widerstande geschwächt worden war. Sie hatten sehr viel verlohren, aber weit mehr konnte noch verlohren werden. Auch scheint es, daß das Patriciat von den ihm durch die neue Regierungsform zu Theil gewordenen Vorzügen anfangs keinen unbescheidenen Gebrauch gemacht habe. Ueberhaupt betrugen sich beyde Parthenen der Stadt nie so ungestümm gegen einander, als in Augsburg, wenn gleich auch unter ihnen immer Zwiespalt herrschte, und das gegenseitige Zutrauen schon lange er-

ſterben war. Vorzüglich aber ſchienen die Bürger darum zu geduldiger Ertragung der neuen Einrichtungen geſtimmt, weil nicht nur die von dem Kaiſer gemachte Verordnung, zu den Aemtern im Rathe und in der Stadt vorzüglich ſolche zu nehmen, die der alten wahren chriſtlichen Religion zugethan ſeyen, nicht mit Strenge vollzogen wurde, ſondern auch die kirchlichen interimiſtiſchen Verfügungen das Drükende, das ſie Anfangs mit ſich führten, hier bald verlohren hatten: der heftige Unwille darüber war nach und nach in Geringſchäzung und Nichtbeobachtung übergangen. Endlich, wer konnte Luſt haben, ſich mit dem Kurfürſten Moritz zu verbinden, der im nämlichen Kriege ſeine Religionsparthey ſo treulos verlaſſen, und von Eigennuz verblindet, an ſeinem Vetter dem Kurfürſten, und an ſeinem Schwiegervater, dem Landgrafen, zum Verräther geworden war? — In dieſer Lage befand ſich die Stadt Ulm, als die Religionsfürſten, von Augſpurg aus, ſie zum Eintritte in ihr Bündniß aufforderten.

Der Rath entſchuldigte ſich, daß er, durch den im ſchmalkaldiſchen Kriege erlittenen Verluſt erſchöpft, dem Verein ſich nicht anſchlieſſen könne. Er bat, daß der Stadt nicht zugemuthet werden möchte, wider ihren Kaiſer zu han-

dein; der verlangte Previan und Durchmarsch wurde nicht geradezu abgeschlagen. Zufolge der Sitte, die auch nach der Regierungsveränderung aus der Demokratie übrig geblieben war, die Bürger in wichtigen Angelegenheiten um ihre Meynung zu befragen, rief man sie zusammen. Einer aus dem Geschlechte der Besserer, *)

*) Bey der Verschiedenheit der Chroniknachrichten ist nicht zu bestimmen, ob es Georg oder Sebastian Besserer war. Beyde erscheinen zu dieser Zeit, als die gebrauchtesten Geschäftsmänner der Stadt, und beyde sind im schmalkaldischen Kriege Kriegsräthe gewesen. Sebastian, der zugleich Pfenningmeister (Kriegskassier) war, hat bey einigen Expeditionen militärische Einsicht und grosse Herzhaftigkeit bewiesen. Georg wurde am meisten zu politischen Verhandlungen gebraucht. Er war es, der am Ende des Jahrs 1546 sich im Namen der Stadt vor dem Kaiser demüthigen, und die harten Bedingungen der Ausführung annehmen mußte. Sehr wahrscheinlich ist es auch, daß er bey dieser Gelegenheit, am kaiserlichen Hoflager zu Schwäbisch Hall, die erste Idee zur Abänderung der Demokratie in den Reichsstädten, welche durch die leidenschaftliche Schrift des Augsburgischen Patriciats (S. Langemantels Historie des Regiments zu Augsburg S. 69 — 83.) vollends aufgebildet wurde, trug gemacht hat. Die eine der oben erwähnten Re-

welches zu den ältesten, angesehensten und verdientesten der Stadt gehört, stellte ihren das Gefährliche in dem Antrage der Fürsten, den Schaden, den sie im letztern Kriege erlitten haben, und die Gefahren dar, in die sie sich durch den Eintritt in das angebotene Bündniß stürzen würden. Einmüthig und feyerlich gab die Bürgerschaft ihr Wort, daß sie dem Kaiser und dem Rathe getreu verbleiben wolle.

Ueber diese Weigerung aufgebracht, und der Vortheile gewiß, welche Ulm der gemeinen Sache gewähren konnte, ruften die Fürsten der Stadt näher, und erneuerten, von Weissenhorn aus, wo sie ein Lager bezogen hatten, ihr Anfinnen. Sie wollen, liessen sie dem Rathe entbieten, mit ihrem Kriegsvolke in die Stadt eingelassen seyn, — sie fordern den dritten Theil alles Geschützes, samt Pulver und Bley, und die Entrichtung der Römermonate, — und sie begehren, daß das vom Kaiser aufgedrungene aristokratische Regiment, samt dem Interim abgeschafft, und ihnen zur Genugthuung, wegen Verweigerung des Beytritts, dreymal hundert tausend Gulden bezahlt werden sollten. Dagegen

---

den hat vermuthlich Georg, die andere Sebastian gehalten.

verſprachen ſie, Religion und teutſche Freyheit zu erhalten, die ſpaniſche Kanzley, durch welche der Kaiſer das Reich unter ein fremdes Joch zu bringen trachte, zu vertreiben, und die Städte vor den Beſatzungen von welſchen Kriegsvölkern zu ſichern. Noch vor Sonnenuntergang ſollte die Stadt in dieſe Forderungen einwilligen.

Der Bürgermeiſter Sebaſtian Beſſerer trug der im Zeughauſe unter den Waffen verſammelten Bürgerſchaft das Anſinnen der Fürſten vor. Er ſchilderte die letztern von einer nichts weniger als vortheilhaften Seite: die Religion diene ihnen blos zum Deckmantel, der iedoch ihre wahren Abſichten nur dürftig verhülle, indem die Belagerung von Magdeburg, das doch ihres Glaubens ſey, und die Schlieſſung eines Bündniſſes mit dem katholiſchen Könige von Frankreich beweiſe, daß es ſich hier um etwas ganz anderes handle, als um das Evangelium. Er verſprach der Bürgerſchaft, im Namen des Magiſtrats, die thätigſte Sorgfalt für die Erhaltung des Glaubens, und ſuchte ſie wegen der vor etlichen Jahren eingeführten Regierungsverfaſſung zu beruhigen. „Der Rath werde ſich ſo halten, daß die Bürgerſchaft deſſen unbeſchwehrt ſeyn ſoll; den entſtandenen Mißhelligkeiten werde er ſich gütlich und billig mit ihr vergleichen.“

Endlich zeigte er an, wie der Rath den Fürſten zu antworten gedenke: „die Stadt ſey dem Kaiſer mit Eid und Treue verpflichtet; ihm verdanke ſie ihre Freyheiten, an denen ſie bisher noch keinen ſonderlichen Abbruch erlitten; man habe über ihn bisher weder auf Reichstagen, noch ſchriftlich Beſchwehrden geführt, folglich auch keine Berathſchlagungen über die dienlichſten Mittel, ſolchen Beſchwehrden abzuhelfen, gepflogen, welches doch dem Ueberfalle derjenigen, welche ihren Pflichten treu bleiben wollen, vorzuziehen geweſen wäre; — in die Entrichtung der Römermonate könne die Stadt ohne Zuſtimmung des Kaiſers eben ſo wenig willigen, als ſie ohne deſſen Wiſſen und Zuſtimmung Aenderungen in der kirchlichen Verfaſſung und im Regiment vornehmen dürfe; — auſſerhalb der Stadt wolle man ihnen freyen Paß geſtatten, auch für die erforderlichen Bedürfniſſe, ſo weit es ohne jemands Schaden geſchehen könne, Sorge tragen.“ — Nach dieſem Vortrage fragte Sebaſtian Beſſerer die Verſammelten, ob ihnen dieſer Entſchluß genehm ſey? „denn der Rath wolle nicht anders denn mit ihrem Wiſſen und Willen handeln.“ Jedermann hub zum Zeichen ſeiner Zuſtimmung die Hand auf. Die abſchlägige Antwort wurde noch dadurch ſehr befördert

daß gerade ein kaiserliches Schreiben *) angelangt war, worinn Karl die Stadt zur Treue ermahnte, und sie über den Religionspunkt beruhigte.

Die Fürsten umschlossen hierauf die Stadt, und fiengen an, sie zu belagern. Der Rath, durch den Muth und die Bereitwilligkeit der Bürger unterstützt, traf die nöthigen Vorkehrungen zur Sicherheit und Gegenwehr. Die Häuser ausserhalb den Thoren, die der Feind für sich benützen konnte, wurden niedergerissen, auf die Bollwerke und Mauern Geschütze geführt, und die bewehrte Bürgerschaft eben so wohl, als die Fähnlein Knechte, die in der Stadt lagen, unter Waffen gehalten.

Man beschoß am 13. und 14. April die Stadt von mehreren Seiten; jedoch wurden nur einige Häuser beschädigt, ein Quaderstük im Münster bey der Kanzel losgerissen, und ein Mensch, der sich zu unvorsichtig blos gestellt hatte, getödtet. Schon am 14. April ward ein Stillstand geschlossen. Georg Besserer. Wolfgang Neidhardt, und Erasmus Rauchschnabel erschienen im Lager. Die Fürsten wiederholten ihre Forderungen; da aber

*) dd. Innsbruk den 5. April 552.

die Stadt keine Beſatzung einnehmen, Proviant nur unter Bedingungen liefern, und von der verlangten Geldſumme nur einen Theil, und dieſen erſt nicht ſogleich bezahlen wollte, ſo zerſchlugen ſich die Unterhandlungen, und die Feindſeligkeiten begannen aufs Neue. Doch ſchon am 16. April eröffneten die Fürſten, deren Intereſſe ein langer Aufenthalt in dieſer Gegend nicht zuſagte, die Mittheilungen wieder. Sie bedienten ſich einiger Augſpurger, die im Lager gegenwärtig waren, des Jakob Hörbrat, Marx Pfiſer, Hans Möhlin und Georg Oeſterreicher zu Vermittlern. Aber die Wahl dieſer Männer war nicht glüklich; die Ulmer lieſſen ſie den Haß empfinden, den ſich Augſpurg durch ihre übereilte, nicht ohne Treuloſigkeit bewirkte Uebergabe zugezogen hatte. Ehe man ſie in die Stadt einließ, mußten ſie ihre weiſſen franzöſiſchen Feldzeichen ablegen. Sie durften ſich nicht einmal ſo lange verweilen, um nur eine Mahlzeit genieſſen zu können. Man zeigte ihnen, zu ihrer Beſchämung, die mit dem Ulmiſchen Wappen bezeichneten herein geſchoſſenen Kugeln, dieſelben, welche die Stadt gutherzig zuvor den Augſpurgern geliehen hatte. Beſonders waren die Ulmer gegen Jakob Hörbraten, den ſie, nicht mit Unrecht, für den

Hauptanstifter von dem Abfalle der Augspurger ansahen, so aufgebracht, daß er den äussersten Mißhandlungen nur durch den Schutz entgieng, den ihm sein Mitgesandter Böhlin gewährte, welcher in Ulm viele angesehene Verwandte hatte.*)

Die Belagerung wurde, da sich auch dieser Friedensversuch ohne Erfolg endigte, heftiger; am heftigsten war die Beschiessung am Ostertage; aber tapfer widerstanden die Belagerten. Konrad von Bemmelberg, der „kleine Heß" genannt, ein Zögling aus der Kriegsschule des Georg von Freundsberg, dessen Lieutenant (Generaladjutant) er bey der Eroberung von Rom (1527.) gewesen war,**) stand itzt in der Stadt Dienssen, und vertheidigte sie mit eben so viel Geschicklichkeit als Muth. Nicht weniger zeichnete sich der Graf Ulrich von Helfenstein aus. Zwar lagen in der Stadt nur vier Fähnlein Landsknechte; aber neben diesen diente eine zahlreiche und beherzte Bürgerschaft, deren Kampflust keiner Ermunterung bedurfte. Vor-

*) A. P. v. Stetten Lebensbeschreibung II. S. 316.

**) C. (Reißners) Historische Beschreibung der Kriegsthaten der Herrn Georg und Kaspar von Freundsberg ꝛc. (fol. Frankf. a. M. 620.) S. 81.

züglich thaten sich zween Schützen hervor, der eine ein Zinngiessergeselle, der andere ein Gürtler, Hans Meier. Hatten sie ihren Mann ins Gesicht gefaßt, so war er ihnen gewiß; sie schossen ihn gewöhnlich entzwey. Diese Geschicklichkeit hatten sie sich ohne Zweifel auf den damaligen häufigen, feyerlich veranstalteten und oft aus weiter Ferne besuchten Freyschiessen erworben. Es war Sitte, aus den entferntesten Gegenden dazu einzuladen, und die Schützengilden beehrten solche Einladungen durch Abordnung tüchtiger Leute aus ihrer Mitte. Wer den Preis gewann, wurde, wo er durchzog, besonders aber in der Heimat, mit Jubel und stattlichen Ehrenbezeugungen empfangen. Ueberall begünstigten und förderten die Obrigkeiten diese Uebungen, weil dadurch kriegerische Tüchtigkeit erworben wurde, und weil es überhaupt in dem Charakter jener Zeit war, Bürgerfeste und Volksfreuden zu veranstalten und zu unterstützen. So hatte die Schützengesellschaft zu Ulm i. J. 1549 acht Büchsen- und Armbrustschützen auf ein grosses Freyschiessen nach Landshut abgeordnet, und der Rath hatte einen Beytrag zu den Zehrungskosten, so wie einen Stadtkärrner, der die Gewehre führen mußte, dazu hergegeben. Ausser zweyen andern Schützen, war auch der be-

sagte Hans Meier, auf eigene Kosten, nach Landshut gezogen; und diese Ulmer-Bürger brachten von fünf und zwanzig Fahnen, die als Ehrenpreise ausgesetzt waren, die drey ersten zurük, und Meier gewann das Beste mit der Büchse, so wie ein Zürcher mit der Armbrust. Solche Schützen waren nach der damaligen Beschaffenheit des Geschützes, der Befestigung, der Vertheidigung und des Angriffs sehr wichtige Leute für den Staat.

Der Magistrat bewies sich auch für die Dienste, welche die gedachten Männer in der Belagerung geleistet hatten, nicht undankbar. Der Zinngiesser erhielt ein köstliches Kleid, und der Gürtler ausser einem Geldgeschenke ein Jahrgehalt. Im Lager sollen, ohne daß ein Gefecht vorgefallen wäre, sieben hundert Mann umgekommen seyn.

In der Nacht vom neunzehnten auf den zwanzigsten April verliessen die Fürsten ihr Lager *) und zündeten es an. In Söflingen und

*) Ungenothdrängt heißt es in einem unten zu erwähnenden Schreiben der Stadt Ulm an die schwäbische Ritterschaft zu Ehingen, ddo. 24. Jul. (S. Bürgermeister cod. dip.) equett. II. S. 964.) Allein: eigentlich waren sie doch dazu gezwungen, da ihnen die höhern Interessen des Krieges nicht erlaubten, die Belagerung länger fortzusetzen.

andern benachbarten Oertern fand man Anfälligkeiten, worin sie sich, in lateinischer Sprache, Rächer der teutschen Freyheit und der gefangenen Fürsten nannten. Markgraf Albrecht verfolgte seinen Nebenzweck, nämlich seine Zerstörungssucht und Raubgierde zu befriedigen, mit solchem Eifer, als ob das sein Hauptzweck wäre, so daß ihm seine darüber sehr unzufriedenen Bundsgenossen keinen Einhalt zu thun vermochten.

Mehrere Dörfer des ulmischen Gebiets wurden in die Asche gelegt, und von den beträchtlichern Orten in demselben, Langenau, Leipheim, Alpek und Geißlingen, über 40000 Gulden Brandschatzung erpreßt. Das Schloß Helfenstein, besetzt mit Geißlinger Bürgern, unter den Burgvögten Mang, Kraft und Hochwehr, bekam der Markgraf durch Verrätherey, und legte, unter dem Befehle des Silvester Hornung, eine Besatzung von 300 Mann darein. Er fand daselbst viel geflüchtetes Gut.

Unterdessen war ein Theil der verbündeten Fürsten zu gegenseitiger Einhändigung der Geißeln, und um die französischen Hülfsgelder in Empfang zu nehmen, nach Stokach gegangen. Am Ende des May kehrten sie wieder, einige

Meilen unterhalb Ulm, an die Donau zurük, um nach Baiern zu ziehen. Während dieser Zeit hatte Moritz Unterhandlungen mit dem Kaiser angeknüpft, die sich aber bald auflösen mußten, da beyde Theile die rasche Betreibung derselben nicht wünschten, der Kurfürst, weil er die Sache blos durch die Gewalt der Waffen erledigt sehen wollte, und der Kaiser, weil er die Gefahr weder für groß noch für nahe hielt. Moritz nahm in fliegender Eile die Ehrenberger Klause und Innspruk weg, und zwang den Kaiser zur schleunigsten Flucht. Aber noch früher war ein huldvolles Schreiben des letztern, worinn er der Stadt über ihre Treue sein Wohlgefallen bezeugt, und ein ähnlicher Erlaß von dem Könige Ferdinand, dem Rath und der Bürgerschaft, durch den Grafen Philipp von Eberstein, überbracht worden.

So sah sich die Stadt für den Augenblik von der Gefahr befreyt, die ihr gedroht hatte. Der Magistrat hörte aber um deßwillen nicht auf, seine Vertheidigungsmittel zu erhalten und zu vermehren, und so thätig für das gemeine Beste zu sorgen, als die kritische Zeit es forderte. Besonders bemühte er sich, durch wiederholte Ermahnungen und Warnungen die Einwohner auszuld-

schen, welche die von den Fürsten ausgestreuten Briefe, worinn ihre Sache als fromm und gerecht dargestellt wurde, auf die Burger machen konnten. Die Stadt Nürnberg, welche, obwohl, wie es scheint, nicht mit freyem Willen, Ulm ermahnte, sich in einen ehrbarlichen redlichen und freundlichen Vertrag mit den Fürsten zu begeben, ward nicht einmal einer Antwort gewürdiat.

Um diese Zeit setzte ein Absagebrief des Markgrafen Albrecht*), abgefaßt in dem diesem Fürsten eigenthümlichen trotzigen und wilden Stile, die Standhaftigkeit der Ulmer auf eine neue Probe. Er habe, sagte der Markgraf in demselben, Nürnberg nicht ohne dessen verderblichen Schaden dahin gebracht, sich, gleich andern Reichsstädten, mit den christlichen Potentaten, Kurfürsten und Fürsten des Reichs in die Einigung zu begeben, die zur Erhaltung teutscher Freyheit und der christlichen Religion errichtet worden. Nun werde er mit Heereskraft

*) dd. Nürnberg den 20. Jul. S. Bürgermeister a. a. O. — Albrecht hatte unterdessen, ohne Theilnahme der Bundsgenossen, die Stadt Nürnberg, die sich mit der eben angesetzten Summe losgekauft zu haben glaubte, aufs Aeusserste gedrängt.

vor Ulm ziehen, ohne Gnade mit Feuer und Schwerdt fürfahren, die Stadt mit Gottes Hülfe erobern, und keine über sieben Jahre alte Mannsperson am Leben lassen, weiern sie nicht innerhalb acht Tagen, durch Bevollmächtigte, in seinem Lager, der löblichen Einung beytretten, und sich wegen der schon begangenen Rebellion mit ihm vergleichen. Denn sie sollen, so Gott will, dießmal anders heimgesucht werden, als jüngst, da man sie noch als verhoffte Freunde ermahnt habe. Allein auch itzt blieb Ulm standhaft, gestärkt durch des Kaisers Beyfall, und sich verlassend auf seine Zusage, daß die Stadt diese Treue von ihm und dem Hause Oesterreich auf ewige Zeiten sollte zu genießen haben. Von allen Seiten her liefen Nachrichten von Zurüstungen gegen die Bundesfürsten, und Verheissungen von Hülfe und Beystand ein. Die zu Ehingen versammelte schwäbische Ritterschaft, an die sich Ulm um Rath, Trost und Rettung wandte *), ließ es auch nicht an Aufmunterungen und Versprechen fehlen. Ueberdieß hatte sich durch Briefe aus Straßburg das Gerüchte verbreitet, daß der König von Frankreich immer weiter aus Elsaß und Lothringen zurük weiche, folglich die Fürsten in kurzer Zeit

*) S. Bürgermeister a. a. O.

ganz sich selbst überlassen seyn würden. Durch diese Verheißungen und Hoffnungen mit Muth erfüllt, gaben die Ulmer dem Markgrafen die Antwort, sie werden, so lange sie leben, nichts von dem thun, was er verlange.*) Der Passauer Vertrag hatte indessen seinen Fortgang; den Markgrafen aber trieb sein unruhiger Geist zu andern Unternehmungen, die ihn nach einigen Jahren nöthigten, aus Teutschland zu fliehen.

Da auf solche Weise nichts mehr zu fürchten war, so beschloß der Rath, die Wiedereroberung der verlohrnen Burg Helfenstein zu versuchen. Konrad von Bemmelberg und Sebastian Besserer unternahmen die Belagerung mit acht Fähnlein Lanzknechten, und der Graf Ulrich von Helfenstein leitete den Gebrauch des Geschützes. Am 4. August setzte sich das Kriegsvolk in Bewegung. Als man aber die Weißlinger Steige hinunter zog, schossen die in der Burg so gewaltig heraus, daß die Hauptleute erkannten, man bedürfe, um die Eroberung schleunig zu vollenden, noch größerer Macht. Sie ließen deßhalb von Ulm noch sieben große Karthaunen kommen, von denen die

*) J. Sleidani commentar. (ed. Argent. 1555. fol.) S. 47.

ſchwerſte mit 28 Pferden beſpannt war. Kaum hatte ſich alles zum Angriffe gerüſtet, als eine Kugel aus dem Schloſſe ſo unglüklich fiel, daß drey Pulverwägen in die Luft flogen, wodurch mehrere von den Belagerern verwundet, drey aber getödtet wurden. Dieſer Vorfall hinderte die kraftvolle Fortſezung des Angriffs nicht. Die Stüke der Ulmer ſprühten ſo heftig gegen die Mauern der Burg, daß deren Vertheidiger kaum mehr zum Schuſſe kommen konnten. Die Beſazung fieng an zu murren und auszureiſſen. Die Lebensmittel giengen zu Ende; nirgends her war Hülfe zu hoffen. Da übergaben die Befehlshaber Wilhelm von Kaltenbach, der an die Stelle des im Zweykampfe erſchoſſenen Hornung getreten war, und Balthaſar Reiſſenſtein, der Hauptmann der Reuterey, nachdem ſie ſechs Tage lange ſich mannhaft gewehrt hatten, das Schloß den Belagerern. Die Beſazung hatte ſeit dem April hundert Mann, das Belagerungsheer aber ihrer dreyhundert verlohren. Die Mannſchaft ließ man mit weiſſen Stäben abziehen, und bis an die Wirtembergiſche Gränze begleiten: nur der Kommandant behielt ſeinen Degen. Waffen, Munition und Proviant wurden nach Ulm geführt. Um in Zukunft ſolcher an Geld und Blut koſtbaren Züge über-

boben zu seyn, beschloß der Rath in Ulm das Schloß zu zerstören. Es fielen die alten Mauern und Thürme in Trümmer; die stärksten Quader wurden in die Stadt geführt, und zum Bau eines Wassergrabens, durch den man den einen Arm der Blau leitete, verwandt; das übrige überließ man dem Zahne der Zeit. Die Reste, welche dieser nicht verzehrte, wurden in der Mitte des vorigen Jahrhunderts vollends abgetragen: und so blieb der Nachwelt nichts mehr von dieser alten festen Burg als ihre Brandstätte.*)

---

*) „Ueber dem Städtchen Geißlingen, wo die Höhen der Alp in das Filsthal hernieder sinken, ragt auf der Krone des Gebirges ein rauher Felsen empor, vor dem sich drey Felsenspitzen noch höher erheben. Hier stand einst die Burg Helfenstein, von deren Daseyn aber nichts mehr zeugt, als die Stätte, wo sie aufgethürmt war; nur ihre Warte hat sich bis in unsre Tage erhalten, ein ernst und feyerlich in das Thal herabschauender, einsamer Thurm, den noch ein Wächter bewohnt, um es den Umwohnern zu verkünden, wenn irgend im weiten Gesichtskreise eine Feuersbrunst bemerkbar wird. Dieser Platz war recht erlesen, um in dem Zeitalter des Gewaltrechts und der Fehden die Wohnung eines Ritters zu seyn. Denn das Auge beherrscht nicht nur das zu den Füßen liegende Filsthal, in der Rich-

Nun war es an dem Kaiser, die durch so grosse Anstrengung und durch so viele Aufopferungen bewährte Treue der Ulmer zu belohnen. Er

---

lung gegen Göppingen und Wiesensteig, sondern auch andere in das Gebürge sich hinüberziehende Vertiefungen, und einen Theil der Ebene auf der Höhe der Alp. Auch war das ein fester Rittersitz; wie denn die gedachten Felsenspitzen durch Aufziehbrüken unter einander zusammen hiengen, bey deren Hinwegräumung die Burg, hinter ihren Gräbern und Mauern, unzugänglich stand. Die Grafen von Helfenstein stammten, wie es scheint, von dem uralten Geschlechte der Dynasten von der Fils ab, von denen Rudolf, schon in der Mitte des neunten Jahrhunderts, das Kloster zu Wiesensteig gestiftet hat. Erst vom zwölften Jahrhundert an beginnt ihre Geschichte aufzudämmern, und bald erscheinen sie unter den edeln Familien Schwabens in grossem Ansehen, durch glänzende Verbindungen, thätigen Antheil an den Händeln jener Zeit, und weitläufige Besitzungen. Es war in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, als das Haus auf dem Mittagspunkte seiner Macht und seines Glanzes stand. Es genoß die vorzügliche, durch viele Begünstigungen bewährte Huld des Kaisers Karl IV. Helfenstein, mit seinen Umgebungen, Wiesensteig, der grösste Theil der Herrschaft Heidenheim, ein Theil der Stadt und des Klosteramts Blaubeuren, und andere außer

schenkte, als er im September auf seinem Zuge nach Metz, durch die Stadt kam, dem Landvolke in dem Gebiete, welches durch das Heer

---

diesem zugerundeten Gebiete liegende Güter waren ihm unterthan: viele Edle und Klöster erkannten seine Lehnshoheit; es besaß die Landvogtey in Ober-Schwaben und die Schirms-Vogtey über Elchingen, Königsbronn, Anhausen und Herbrechtingen: ein Graf von Helfenstein war mit Maria, der Tochter des Fürsten Stephan von Bosnien vermählt, und Schwager des Königes Ludwig von Ungarn. Aber von dieser Zeit an neigte sich das Haus wieder zu seinem Untergange. Schon 1382 wurde die Stammburg mit Geißlingen an Ulm verpfändet, und vierzehn Jahre später gar verkauft. Mehrere wichtige Besitzungen eignete sich das Kloster Blaubeuren zu. 1448 wurde die Herrschaft Heidenheim an Wirtemberg überlassen. Wiesensteig blieb noch als das einzige Erbe der reichen Vorfahren in den Händen der verarmten Enkel. 1591 erwarben sie zwar durch Heurath die Herrschaft Mößkirch. Aber es war endlich das Erlöschen des Geschlechts selbst bey den Göttern beschlossen. 1627 starb der Graf Rudolf und wenige Tage nach ihm sein Sohn Heinrich, der letzte der Helfensteine. Ihre hinterlassene Güter fielen an die Häuser Baiern und Fürstenberg. Es ist charakteristisch, daß sich unter dem Kriegsvolk der Stadt Ulm bey der oben erzählten Belagerung ein Graf von Helfenstein befand-

der Fürsten Plünderung, Brand und andere Drangsale erlitten hatte, zwölfhundert Kronen: jedem Kranken und Armen im Siechenhause, Blatterhause und Hospital ließ er eine Gabe von zwölf Kreuzern reichen; den Waisenknaben wurde auf seinen Befehl ein Bad und eine Mahlzeit zubereitet. Im Oktober erhielten die Patricier einen gemeinschaftlichen Adels- und Freyheitsbrief. Im December genehmigte er eine bestimmte Belohnung für die Rathssitzungen, und ertheilte der Stadt das Privilegium, allerley goldene und silberne Münzen zu schlagen. Im Jahre 1555 kam noch die Vergünstigung hinzu, den Weinzoll in Weißlingen erheben zu dürfen. Diese Belohnungen waren ziemlich gemäßigt. Aber vielleicht sollte auch das noch als eine Folge der kaiserlichen Gnade betrachtet werden, daß Ulm im Anfange des nächsten Jahrs das Interim so ungeahndet abschaffen durfte; was jedoch nicht hoch anzurechnen stand, da es bey der vortheilhaften Wendung, welche die Angelegenheiten der Protestanten damals genommen hatten, zu diesem Schritte keiner besondern Begünstigung bedurfte.

Um schmählichen Lohn half er den Stammsitz seiner Väter den fremden Eigenthümern wieder erobern.“ Chronik d. Teutsch. 108. S. 269. vgl. Veesenmaiers Vers. einer Geschichte des Schlosses Helfenstein. 4. Ulm 796.

Noch weniger entsprach das Betragen des Raths den Erwartungen der Bürger. „Die Herrn, sagt ein gleichzeitiger Chronist, haben doch nicht Wort gehalten, der Bürgerschaft alles anzuzeigen.“ Erst i. J. 1556 kam eine für die Zünfte etwas günstige Rathsvermehrung zu Stande, welche jedoch die Aristokratie keines Wegs milderte. Auch dauerten die Mißhelligkeiten zwischen dem Magistrate und der Bürgerschaft immer fort. Man zankte sich zehn Jahre, bis wieder ein Schwörtag gehalten und ein Schwörbrief abgefaßt wurde. Man nahm zwar in den letztern, zur Beruhigung der Zünfte, einige Ausdrüke aus dem alten demokratischen Schwörbriefe auf, die den Bürgern Mitwirkung bey den wichtigsten Geschäften zusagten. Aber die Erklärung und Anwendung dieser Ausdrüke ist, bis auf die gänzliche Auflösung des reichsstädtischen Gemeinwesens, ein Gegenstand heftiger Streitigkeiten zwischen beyden Partheyen geblieben.

So wurden es die wakern Ulmer, nachdem sie ihre Mauern so tapfer und patriotisch vertheidigt hatten, zu ihrem Schmerzen inne, wie man vergeblich bey denjenigen auf Dankbarkeit rechne, die gewöhnt sind, alles was man für sie thut, als Schuldigkeit, dagegen aber jede Erfüllung ihrer Pflicht als Gnade anzusehen.

Die Wallfahrt nach Hohenstaufen.

Der Religiöse besucht die Gräber der Märtyrer und die Denkmale, die das Alterthum zum Zeugniß ihres edeln Muthes für die Wahrheit errichtet hat, um dadurch seinen Glauben und seine Hoffnung zu stärken, und die Ermunterungen, die ihr Beyspiel seinem Herzen zum redlichen Handeln und zum standhaften Dulden giebt, zu beleben. Aber es ist auch ein religiöses Gefühl, das den für das Grosse und Edle empfänglichen Sohn des Vaterlands treibt, die Gräber der Helden zu besuchen, die einst seines Volkes Ruhm gewesen sind, und ihrer Spur in den Ruinen nachzugehen, die noch aus ihrer Zeit in der unsrigen übrig geblieben. Denn es ist ja in diesen Helden, so gut als in denen, welche für ihren Glauben sich aufgeopfert haben, das Göttliche, was in dem Menschen liegt, offenbar geworden, wenn sie für das Recht, die Unschuld und die Freyheit das Schwert geführt, die An-

maſſer und die Tyrannen gezüchtigt, die freye Entwiklung des menſchlichen Geiſtes gefördert und geſchüzt, und in ihrem Thun und Dulden bewährt haben, welche Macht Gott dem Menſchen giebt, um ſeinen feſten Willen geltend zu machen. Auch findet der, der den höhern Sinn des Lebens fühlt, bey dem Anblicke der Denkmale dieſer Helden, denſelben geiſtigen Genuß, und es wird ſeinem Gemüthe die nämliche Erhebung, die man mit Unrecht ausſchlieſſend von den Erinnerungen aus der eigentlichen Religionsgeſchichte erwartet. Er fühlt ſich mit Macht dem Gemeinen und der Trägheit entriſſen, um durch Anſtrengung ſeiner Kraft zum Idealiſchen und Edeln anzuſtreben, und wenn die Gegenwart für ihn bedrükend iſt, oder ſeinen Glauben an die Menſchheit niederſchlägt, ſo bringen die herrlichen Geſtalten, die aus der Vergangenheit ihm erſcheinen, wieder Troſt und Hoffnung in das bange Gemüth zurük, und bezeugen ihm, daß am Schikſal und an der Menſchheit nicht zu verzweifeln ſey.

Wie könnten Empfindungen und Anregungen dieſer Art dem vaterländiſch geſinnten Wanderer entgehen, wenn er ſich aufmacht, um die Wohnſize und die Todtenhallen der Fürſten aus dem Hauſe Stauſen zu beſuchen, welche,

wie wir wissen, vom Jahre 1138 bis 1254 den teutschen Thron, mit Kraft und Ruhm, inne gehabt, und durch hohen Sinn im Glük und im Unglük, die meisten teutschen Geschlechter überglänzt, und das Reich auf eine Stufe von Macht gebracht haben, auf der es vor und nach ihnen nie gestanden ist. Zwar wollen wir nicht sagen, daß auch unter ihnen mancher die erbliche Würde und Tugend ihrer Familie verläugnet, daß sie alle, oft in Augenblicken, wo Selbstständigkeit am meisten Noth war, menschlich gewankt, so wie, daß ihr Zeitalter manchen Schatten in ihr Denken und Handeln gebracht habe. Wo ist ein Einzelner, wo ein Geschlecht, dem es gelungen wäre, vollkommen zu seyn? Aber wir, die wir selbst im Ringen nach Vollkommenheit nie zum Ziele kommen, übersehen, nicht das Verbrechen, und eben so wenig die aller Verbesserung widerstrebende Roheit, aber die Schwäche des Augenblicks oder die die gesetzlichen Ufer überströmende Kraft, — wo so viel Geist und Muth, so viel edle Einfalt mit so viel Würde vereint, so viel Tapferkeit und Vaterlandssinn, so viel Ausharren im Streben auf demselben Zwek, so viel Standhaftigkeit im Unglük und so viel fromme, kindliche Gemüthlichkeit uns begegnen wie in diesem löblichen, teutschen Geschlechte

— und wo im ganzen Laufe der Geschichten allenthalben der holde Genius waltet, der ein finsteres Zeitalter mit der Fackel der Aufklärung zu erhellen, und die rauhen Genossen desselben für die Reize der Kunst und des Schönen zu gewinnen trachtet.

Im Osten des Königreichs Wirtemberg erhebt sich, einsam und majestätisch der Berg, auf dem einst das Stammhaus der Könige vom Geschlechte der Staufen lag. Keine Paläste und keine Thürme krönen mehr seinen Gipfel; eine in der Ferne kaum bemerkbare niedrige Mauer ist alles, was die Flamme wilder Zerstörer und der Zahn der Zeit den Enkeln von der herrlichen Burg übrig gelassen: wo die Friedriche von Schwaben ihren grossen Unternehmungen, diesseits und jenseits der Alpen nachsannen, und wo die Minnesänger ihre sanften Lieder ertönen liessen, da waidet nun die Ziege und der Stier, und es klingt in dem unermesslichen Umkreis die Pfeife des Hirtenknaben. Aber ein solcher Wandel der Dinge kann uns nicht das ehrwürdige Heiligthum entweichen. Seine Einladung an unser Herz wird im Gegentheile dadurch dringender, daß es uns die alte herrliche Grösse in ihrem Vorfall zeigt, also in einem

Zuſtand, der gerade die ſanfteſten Töne in unſrer Empfindung anſchlägt, und uns in die ſüſſe Schwermuth geſetzt, die den Menſchen mehr als ſonſt irgend etwas über das Irdiſche erhebt.

Wären es auch nicht ſo groſſe und theuere Erinnerungen aus der Vorzeit, durch die der Staufen den teutſchgeſinnten Beobachter anzieht, ſo erregte ſchon ſeine Anſicht zumal von Norden her gefaßt, und die Geſtalt ſeiner Umgebungen, als ein in hohem Stile ausgeführtes Landſchaftsgemälde das gröſte Intereſſe. Auf der freundlichen, an mannigfaltigem Naturſegen reichen Höhe, zwiſchen der Lein und der Rems, zweyen kleinen Flüſſen, von denen der eine gegen Abend und der andere gegen Morgen ſtrömt dahin wandelnd, bietet ſich uns, indem wir das Auge gegen Mittag richten, eine lange, ſtolz ſich erhebende, mit Wäldern und Felſen gekrönte, und durch viele in ſie hinein ragende Thäler und Schluchten unterbrochne Gebirgkette dar. Sie iſt der nördlichſte Vorſprung der Alp, der ſich öſtlich gegen den Kocher und nördlich gegen die Rems herab ſenkt. Viele einſame Ritterſitze und verfallene Burgen krönen ihre Gipfel. Auf einem ſenkrechten Felſen erheben ſich in alterthümlicher Pracht die Trümmer des Ro-

fensteins. Manches friedliche Dörfchen sieht aus den Buchten der Bergabhänge uns entgegen. Auf der höchsten Spitze des Gebirges, wo es gegen Westen ein Eke bildet, liegt eine dem heiligen Bernhard gewidmete Kapelle — und nun ist die lange Kette abgebrochen, und einzeln steigen, auf einer niedrigern Stufe der Erdoberfläche drey mächtige, das Gebirge selbst überragende Kolossen, der Stuifenberg, der Rechberg und der hohe Staufen empor. Der erstere übertrifft an Höhe und Umfang die beyden andern; aber sein größten Theils kahler Rüken, den weidenden Viehheerden einen weiten, reichlich nährenden Spielraum gewährend, trägt nicht und trug nie irgend ein Wohngebäude. Die beyden andern Berge springen von ihm in der Richtung gegen Abend vor. Alle drey erscheinen als die Begleiter, oder, wenn man will, als die Vorposten der östlichen Alp.

An dem nördlichen Flusse des Rechbergs, in dem tiefen Remsthale, das von seiner Höhe angesehen, einem Abgrund gleicht, liegt die Stadt Gmünd, in lieblicher Umgebung, und durch ihre Mauern und Thürme, so wie durch den Geschmak, in dem manche ihrer öffentlichen und Privatgebäude aufgeführt sind,

ein hohes Alterthum anzeigend. Ihr Name wird zuerst im achten Jahrhundert genannt, da Karl der Grosse dem Abte Konrad von St. Denis die Erlaubniß ertheilte, zu Camundia, in Allemannien, eine Niederlassung für einige seiner Mönche zu gründen. Aber das schönere Aufblühen der Stadt fällt erst in die Zeit, in der die Herrn von Staufen, zu deren Besitzthum sie gehörte, die herzogliche Würde in Schwaben erhielten, und reicher an Land und Leuten, sich mit einem fürstlichen Hofe umgeben sahen. Da erforderte es ihr Bedürfniß, in der Nähe ihrer mächtigen Burg eine Niederlassung zu haben, in der Künste und Gewerbe getrieben wurden, und die ihnen gewährte, was der steigende Luxus ansprach. Friedrich, der Einäugige, umgab die Stadt i. J. 1110 mit einer Ringmauer. Konrad, Herzog in Franken, stiftete i. J. 1140 das Augustinerkloster, und später das der Dominikaner. Friedrich Barbarossa weilte öfters in der Mitte seiner getreuen Bürger von Gmünd, gab ihnen Stadtrechte und andere Freyheiten, und setzte den silbernen Einhorn in ihr Siegel. Dafür waren sie seinem Hause immer hold, und folgten freudig mit ihrem Kriegsvolke dem Banner von Staufen, wenn auch gleich selbst der päbst-

liche Bannstrahl sie bedrohte. Sie sahen das löbliche Regentenhaus in seinem edeln Sprößling Konradin traurig untergehen. Dessen Untergang aber führte sie, wie es scheint, zur reichsständischen Unmittelbarkeit, welche unter manchem Wechsel des Schiksals, wohl sechshalb hundert Jahre von ihnen behauptet ward. *)

In das Zeitalter des Stauffenschen Besitzes fällt ohne Zweifel der Ursprung der Johanneskirche, welche, einen ansehnlichen Thurm zur Seite, als ein ehrwürdiges Alterthum, unter den übrigen Kirchen und Klöstern der Stadt sich auszeichnet. Ihre kunstlose und dabey sehr solide Bauart, die Tiefe und das Dunkel ihres Innern, die in die Steine eingehauenen Figuren von Menschen, Engeln, Thieren, die rauhe Form und die feste Zusammenfügung des Ganzen, — verrathen deutlich den Geschmak des eilften oder zwölften Jahrhunderts. Eine besondere Merkwürdigkeit in ihr ist ein Gemälde auf Tuch, welches die Ansicht des Remsthals, vor der Erbauung der Stadt Gmünd, darstellt. So weit zurük ist nun freylich das Stük nicht zu setzen; es ist offenbar das Werk

*) S. J. A. Rinks Gesch. der Reichsstadt Schw. Gmünd 2c. (S. 802.) S. 7 — 24.

eines weit spätern idealisirenden Künstlers. Indessen fällt sein Ursprung gewiß wenigstens in das fünfzehnte Jahrhundert zurük, und auch bey dieser Voraussetzung gewährt es noch Interesse genug, indem es uns zeigt, wie damals die Oberfläche dieser Gegend beschaffen war, wie die nun zerstörten Burgen in ihrem ursprünglichen Zustande sich ausnahmen, und wie dichte Waldungen und wüste Einöden das Thal und seine Abhänge bedekten, wo nun die fleissige Hand des Menschen lachende Wiesen, fruchtbares Ackerland und schöne Meyerhöfe geschaffen hat. Wie könnte die im Laufe der Zeit ununterbrochen fortgehende Umbildung der Erdoberfläche in irgend einem gegebenen grössern oder kleinern Kreise lebendiger zur Anschauung gebracht werden, als durch ein solches Werk der darstellenden Kunst?

Wenn man von Gmünd nach Hohenstaufen hinauf geht, — welchen immer bergan sich ziehenden Weg zurük zu legen ein auch rüstiger Fußgänger zweyer Stunden bedarf. — so hat man, in kleiner Entfernung den Rechberg stets zur Linken. Er erhebt sich auf der Mitternachtseite, gegen die Stadt herab, sehr steil, aber man ersteigt ihn auf einem be-

quemen Pfade, der am sanftern Abhange sich hinauf zieht. Seine Spize krönt eine ansehnliche Kirche, umgeben von den Wohnungen ihres Pfarrers und seiner Gehilfen, in der schon seit Jahrhunderten fromme Wallfahrten — die jedoch in der neuesten Zeit immer sparsamer und ungläubiger erscheinen — das wunderthätige Bild der „schönen Maria“ anbeten. Der Kirche gegenüber, aber viel niedriger als sie, bildet der Berg eine zweyte Emporragung, und auf ihr liegt das Schloß Hohen-Rechberg, durch seinen ernsten, alterthümlichen Charakter des Wanderers Blike an sich ziehend. Es ist mit starken Mauern und Thürmen umgeben; eine Aufziehbrüke, einen tiefen Graben bedekend, verbindet es mit dem Berge; in seinem Innern sieht man sich um Jahrhunderte aus der itzigen Welt zurük versezt. Auf seinem Zinnen, so wie auf der höhern Spize, die die Kirche trägt, eröffnet sich dem Auge ein ungeheurer Umkreis. Am Berge findet sich eine Menge Petrefakte. Auch beweist schon die ganze Formation der Erderhöhungen, hier und weiter gegen das Gebirg hin, daß diese ganze Gegend einst aus dem Wasser hervor gestiegen sey.

Die Burg Hohen-Rechberg ist die Wiege einer der ältesten und edelsten teutschen

Familien der ehemaligen Grafen und nunmehrigen Freyherrn von Rechberg und Rothen Löwen. In der Mitte des siebenten Jahrhunderts — so erzählten die Alten, *) als schon die Sonne des Evangeliums ihre Strahlen in die Wälder Allemanniens ergossen hatte, hauste ein mächtiger Dynast auf der Höhe der Tek, noch in des Heidenthums Greuel und Finsterniß begraben, und mit Grausamkeit die guten Seelen verfolgend, die von seinen Göt[illegible] sich zu dem lebendigen Gott bekehrt hatten. Darüber entbrannte der Zorn des Herzogs Rumelius von Allemannien, und er beschloß, die heilige Sache des Kreuzes an dem Heiden zu rächen. In grosser Zahl sammelten seine Getreuen auf seinen Ruf sich um ihn her, und an der Spitze eines gewaltigen Heeres lagerte er sich im Thale bey Hausen, am Fusse der Tek. Es rükten die Feinde gegen einander an; aber Gott segnete die Waffen der Christen, und am Abend des blutigen Tages lagen dreyzehn tausend erschlagene Heiden auf dem Schlachtfelde. Unter den Gefangenen befanden sich vier Brüder mit den rothen Löwen; und diese schickte der Sieger in das Land zwischen der Rems und der Fils, daß sie sich dort ansiedeln sollten.

*) Lorer und Felix Jahrb.

Nachdem sie die Taufe empfangen hatten, erbauten sie hier die Burg Rechberg, führten ein christliches, ritterliches Leben, und wurden die Väter einer Familie, die mit grossem Segen geblüht hat, bis auf diesen Tag. — Dieß meldet uns die Sage aus der Vorzeit, ohne daß jedoch urkundlich verbürgt wäre, was sie uns kund thut; aber die Sage, unabhängig von ihrem Innhalt, beweist den alten Ruhm des Geschlechts, von dem sie spricht.

Zu der Zeit, in welcher das Haus Staufen den teutschen Thron inne hatte, erscheinen die Rechberge bereits unter den Dienstleuten dieses Hauses, und in der Kirche, mit grossen Würden geziert. Ulrich, der ums Jahr 1202 verstorben, war Marschall der Herzog von Schwaben; von seinen Zeitgenossen und Vettern saß ein anderer Ulrich auf dem bischöflichen Stuhle von Speyer, und Siegfried auf dem von Augspurg. Nachher wuchs die Familie an Gütern, Verbindungen und Ansehen herrlich heran; zugleich verbreitete sich dieselbe in mehrere Zweige; viele ihrer Glieder thaten durch Weisheit im Rath und durch Kraft in der That sich hervor. Sie gab den geistlichen Sitzen Eichstädt, Ellwangen, Chur, und Einsiedeln Bi-

schöfe, Pröbste und Aebte; mit den ausgezeichnetesten Häusern von Schwaben, namentlich mit den Herzogen von Teck, den Pfalzgrafen von Tübingen, den Grafen von Hohen-Zollern, Werdenberg, Zimmern, Schwarzenberg ꝛc. waren sie verschwägert; die Herrschaften Heidenheim, Mindelheim, Kirchberg, Babenhausen, Illeraichheim, Sindelfingen, Faurdnan, der größte Theil des Gmünder Gebiets und eine Menge Burgen und Dörfer am Kocher, der Rems und der Fils waren kürzere und längere Zeit in ihrem Besitze. Hätten die Rechberge erhalten, was ihre Voreltern inne gehabt, ihr Gut wäre im achtzehnten Jahrhundert als ein ansehnliches teutsches Fürstenthum bestanden. Aber diese Art von Emporkommen war ihnen im Rathe der Götter nicht zugedacht. Immer war in frühern Zeiten die Familie zu zahlreich, als daß die Vereinigung ihres Besitzthums unter ein Haupt thunlich gewesen wäre. Manches kam als Heuratbgut, manches als Erbstük an fremde Namen; einiges gieng durch das Unrecht der Zeit, einiges durch Unwirthlichkeit verlohren. Doch blieb das Haus immer eines der begütertesten unter den reichsritterschaftlichen Geschlechtern, und schön und edel haben seine männlichen Glieder in unsern Tagen, durch verdienstliche

Geschäftsthätigkeit und tapfere Thaten, den Ruhm der Väter erneuert.*)

Auf der Höhe des Bergrükens, über den der Staufen emporsteigt, gelangt man in den Marktflecken Hohenstaufen, der sich an dem südlichen Abhange des Berges anlehnt. Er enthält 800 Einwohner, die sich theils von Handwerkern, theils von dem Feldbau nähren. Der leztere ist erträglicher, als man in einer so hohen Lage erwarten sollte. Von Getraide gedeiht vorzüglich Noken und Gerste; die gesunden und fruchtbaren Wiesen erhalten einen ansehnlichen Viehstand; und in glüklichen Jahren gewähren die Obstbäume, — unter denen besonders die Zwetschgen- und Kirschenbäume gut fortkommen — einen

*) Eine Uebersicht der Geschichte der Herrn von Rechberg und rothen Löwen findet sich in (v. Seida und Dinglers) Baierischer Vaterlandskunde 2c. 807. I. S. 193. ff. Eine vollständige Chronik dieses Hauses hat, mit Benuzung eines grossen Vorraths von Archivaturkunden und aller gedrukten Quellen Hr. Dechant Rink in Donndorf, mit Sachkenntniß und Fleiß bearbeitet. Die Herausgabe derselben ist sehr wünschenswerth, da die Geschichte von Schwaben überhaupt, und besonders die des schwäbischen Adels in ihr viele sehr schäzbare neue Aufklärungen und Berichtigungen erhält.

namhaften Gewinn. Oben im Marktflecken steht die Kirche, ein altes Gebäude, in welcher das Bild des Kaisers Friedrich ꝛc., auf einer zugemauerten Thüre, in Lebensgröße, angemalt ist. Aber das Gemälde sowohl, als die dabey stehenden Verse sind von einem zu neuen Ursprung, als daß sie die Aufmerksamkeit des Geschichtforschers erregen könnten. Die sämtlichen Bewohner von Hohenstaufen sind leibeigen, und zwar zu der Burg, die einst über ihren Häus[illegible] erhub. Ohne Zweifel schreibt sich diese Verfassung noch von den Zeiten Friedrich's des Alten, des ersten Herzogs von Schwaben aus diesem Hause her, der die Burg, vermuthlich nach einer vorher gegangenen Zerstörung, erbaute, und arme Leute um sie her ansiedelte, aus deren Wohnungen dann das itzige Dorf entstand. *)

Von hier erhebt sich der Berg, in pyramidalischer Gestalt, und ringsum in sehr steilen Abdachungen, noch so hoch, daß man von der Kirche an beynahe einer Viertelstunde bedarf, um seinen Scheitel zu erklimmen. Ein grau-

*) In casteo Stoyphe dicto coloniam posuerat — sagt Otto von Freisingen l. c.

weiſſes feines Geſtein iſt ſeine Maſſe, welche eine dünne Deke von Erde überzieht. Seine Seiten, ſo wie ſein Gipfel, ſind kahl. Man unterſcheidet leicht die über einander geſetzten Lagen ſeines Körpers, durch welche die bildende Natur ihn immer höher thürmte. Aber ſeine Abhänge ſcheinen, zum Behufe der Befeſtigung, von Menſchenhänden geglättet, und ſeine Eken gerundet. Sein Gipfel bildet eine ovale Ebene, von ungefähr drey Wirtembergiſchen Morgen Flächeninnhalt. Auf der nordweſtlichen Seite öffnet ſich eine vier Schuh hohe, und fünf Ruthen lange Höhle in die ſteile Felſenwand, von den Anwohnern das Heidenloch genannt. Sie iſt unverkennbar ein Werk menſchlichen Fleiſſes; aber keine ſichere Kunde giebt ihre urſprüngliche Beſtimmung an. Eine bequeme, auf der abhängenden Seite mit Schranken verwahrte Straſſe führt von dem Dorfe auf den Berg.

Hat man ſeinen Gipfel erreicht, ſo fühlt der ſinnige Wanderer ſich vor allem von dem unermeßlichen Gebiete ſeines Blicks, — einem groſſen, herrlichen Tempel Gottes — ſo gewaltig ergriffen, daß die überraſchende, mächtige Gegenwart wohl in dem Momente des erſten ſtaunenden Anſchauens, die Sehnſucht nach dem antiken Leben, die hier ihre Genüge finden wollte,

überwältigt und zum Schweigen bringt. Ja eine herrliche Aussicht, durch Grösse, Mannigfalt, Schönheit und vielfaches Interesse! Man fühlt sich erhaben über das gemein menschliche Daseyn, da es mit all' seinem Schimmer und seinen Armseligkeiten, uns zu Füssen zu liegen scheint, und man wird empor gezogen zu Gott, dessen Macht und Grösse der weite, majestätische Schauplatz so laut und kräftig ausspricht. Indem man sich gegen Morgen wendet, sieht man den Rechberg und dann den Stuifenberg im Vorgrunde der weitverbreiteten Landschaft gelagert, und hinter ihnen beginnt der nördliche Strich des Alpgebirges, seine Gipfel und Rüken stolz gen Himmel erhebend, und in hundert Beugungen und Wölbungen sich gegen Osten hindehnend. Auch hier zeigt sich die Kirche auf dem Bernhardsberg wieder in ihrer charakteristischen Position, gleichsam die Grenzsäule dieser Bergkette auf dieser Seite bezeichnend. Links von diesen Höhen schlängelt sich das Remsthal hin, aus dem die Stadt Gmünd freundlich heraufblikt, und nun wechseln Felder und Wälder, Erhöhungen und Vertiefungen mit einander ab, das Schloß von Ellwangen und die dortige Wallfahrtskirche auf dem „schönen Berge“ erheben sich feyerlich in dem waldigten

Gelände, und hinter ihnen ziehen ſich blaue Höhen hin, ſchon tief hinter der Gränze des ehemaligen Fürſtenthums Anſpach liegend. — Auf der Mittagſeite bildet das ſchöne Filsthal, in vielen Wendungen von Geißlingen bis zu ſeiner Vereinigung mit dem Nekarthale ſich herunter ziehend, den Vorgrund. In ihm iſt beſonders Göppingen, und dem Berge gegenüber das alte Schloß Staufeneck markirt. Jenſeits deſſelben aber zieht ſich, in majeſtätiſcher Anordnung die Alp in ihrer ganzen Länge hin, und die hohen Spizen in der Herrſchaft Wiesenſteig, die Tek, Neuſen, die Achalm, der Roßberg und Hohenzollern ſtellen ſich dem Auge dar: ein herrlicher, pitoreſker Anblik, und die intereſſanteſten Erinnerungen erwekend. — Das Land gegen Mitternacht ſtellt einen ungeheuern Wald vor, aber nicht in dem Charakter einer wüſten Einöde, ſondern belebt durch eine Menge Dörfer, Thürme, Schlöſſer und Höfe, die aus dem Dickicht hervorragen. Man überſchaut hier den größten Theil des Oberamts Welzheim, der Grafſchaft Limpurg und die weſtlichen Gegenden des Fürſtenthums Ellwangen. Am weiteſten reicht aber der Blik gegen Abend. Da thun ſich

dem Beobachter die paradieſiſchen Thäler von Wirtemberg auf; es glänzt ihm Hohenheim und weiter weſtlich die Solitude entgegen: über dieſe erhebt ſich die hohe Seitenwand des Schwarzwalds, die Herrnalp und Bernſpach von demſelben ſcheidet, und in blauer Ferne entdekt das ſcharfe Auge ſogar die höchſten Spitzen des Vogesus, dem Gränzgebirge zwiſchen Lothringen und Elſaß. Wendet man ſich dann gegen Nordweſt, ſo ſchließt der Stromberg und der deutlich ſich darſtellende Michelsberg den Horizont. Mit Staunen und Bewunderung ſieht das Gemüth, von dieſem ungeheuern Umkreiſe umgeben, ſich erfüllt, und langſam erholt es ſich von dem überwältigenden Eindruck des herrlichen Ganzen, um das Einzelne in ihm faſſen, und betrachten zu können, was ſo gewaltig ſich dem Gefühle zudringt.

Aber auch das Nächſte hat hier ſo groſſes Intereſſe; man wandelt auf der Spur der Helden, die ihres Zeitalters Ruhm geweſen ſind, und auf ewig der Stolz der Teutſchen bleiben werden. Umſonſt ſuchen wir jedoch die Paläſte, die ſie bewohnt, und die Thürme, auf denen ſie in das weite Land hinausgeſpähet haben.

Der Gipfel des Berges iſt eine kahle, mit Gras bewachſene Ebene. Ein niedriges Gemäuer, ungefähr achtzehn Schuhe lang, mit wenigem Schutt umgeben, iſt noch der einzige Ueberreſt von der prächtigen Kaiſerburg. Wie nachdrüklich predigt derſelbe die Vergänglichkeit aller menſchlichen Gröſſe von dieſer ſteilen Höhe herab. Bey ſeinem Anblik empfanden wir das ganze Gewicht der Worte in Oſſians Karthon:

Warum bauſt du die Halle,
Sohn der geflügelten Tage?
Du blikſt von deinen Thürmen heute;
Wenig Jahre — dann brauſen
Heran die Stürme der Wüſte,
Die leeren Höfe durchheulend,
Umſauſend den alternden Schild!

Noch am Ende des ſechszehnten Jahrhunderts trug der Staufen die ſchönen Trümmer der alten Burg; aber der ökonomiſche Geiſt der folgenden Zeit, der das Heilige nicht ahnet, was in ſolchen Denkmalen iſt, hat ſie allmählich geſchleift und verſchleppt. Im Jahre 1588, alſo drey und ſechszig Jahre nach der Zerſtörung der Burg, machte der wakere Sammler ſchwäbiſcher Geſchichten, MartinCruſius, eine Wallfahrt zu den Monumenten aus der Periode des Hauſes Staufen, deren treuherzige

Beſchreibung er uns in dem zwölften Buche ſeiner Annalen aufbewahrt hat. Damals ſtanden noch hohe Mauern und Thürme, und die ſieben Schuhe dike Ringmauer, auf der man umher gehen konnte; aber alles war im Zerfallen. Das Thor auf der Mittagsſeite hatte zween alte wurmſtichige Thorflügel. Der ſogenannte Mannsthurm war noch 52 Schuhe hoch, auch der Bubenthurm hatte ſich ziemlich erhalten. Aber im innern Raum der Gebäude wuchs Gras, an den Mauern Bäume und Holunderſtauden. Der Brunnen und der Keller waren mit Steinen angefüllt. Nichts war mehr mit Ziegeln gedekt, alles Holz hinweg getragen. Mit tiefem Gefühle betrachtete der fromme, patriotiſche Cruſius den Greuel der Verwüſtung. „Lieber Gott, „ſpricht er, ſoll eine ſo groſſe Herrlichkeit der „mächtigſten Fürſten und Monarchen zu einem „ſo ſcheußlichen Anblik geblieben ſeyn! Kein Kai„ſer, kein Fürſt iſt mehr da; keine Hofleute, „keine Ritter, keine griechiſche Irene, keine „andere Kaiſerinn, keine Herzoge, kein Frauen„zimmer. Kein Geräuſch mehr der Menſchen, „keine Trompete hört man weit und breit er„ſchallen. Alles iſt verſchwunden, wie ein Rauch; „alles iſt hinweg geflogen wie ein Vogel. Ein „Bauernſchultheiß hat itzt die Schlüſſel zu dem

„Thore, und er mähet das im Schloßhofe hoch „stehende Gras. Mit Erbarmung über das mensch„liche Elend hatten wir alles fleissig betrachtet, „und ich begann dann das Lied zu singen: Mag „ich Unglük nicht widerstahn!“ *)

Die Burg Staufen hat von der Zeit, da Friedrich, der Alte, der von dem Könige Heinrich IV. das Herzogthum Schwaben empfangen, sie erbaut, oder wieder hergestellt, bis auf ihre Zerstörung, fünfthalb hundert Jahre gestanden. Aber sie ward dem Hause des Erbauers entfremdet, ehe dasselbe gänzlich untergieng. Denn schon i. J. 1274 finden wir es in den Händen des Schenken Walther von Limpurg, der, ein treuer Waffengenosse des Königs Konrads IV. es von diesem für seine kostbaren Dienstleistungen erhalten, oder nach seinem Tode sich zugeeignet haben mochte. Konradin hatte kein Eigenthum mehr an dem Stammsitze seiner Väter. Aber schon in dem gedachten Jahre überließ Schenk Walther, vermöge eines zu Urbach geschlossenen Vergleichs, **)

*) M. Crusii Schwäb. Chron. (teutsche Ausgabe von Moser) II. S. 374.

**) Die Urkunde ist abgedruckt in H. Preschers Gesch. und Beschreib. von Limpurg ꝛc. II. S. 389 f.

das Schloß Staufen, samt dem Burgsitze mit allen seinen Gütern und Leuten auf der andern Seite der Rems, seinen Tochtermann Ulrichen von Rechberg, gegen Einsatzung von 450 Pfund Heller, pfandweise. Wie lange die Pfandschaft in den Händen der Rechberge geblieben, darüber schweigt die Geschichte; so wie es auch unbekannt ist, aus welchem Rechtsgrunde nachher der Kaiser Karl IV. Staufen und Achalm an das Haus Oesterreich verpfänden konnte. Dieses blieb nicht lange in dem erworbenen Besitze, indem die Erzherzoge Albrecht und Leopold i. J. 1370 beyde Burgen, um 12000 ungarische Gulden, an die Gebrüder, Hans und Wilhelm von Rietheim verpfändeten; der letztre verkaufte aber die Pfandschaft 1378 an den Grafen Eberhard von Wirtemberg. Der Verkauf wurde nicht nur auf dem Hofgerichte in Nürnberg im Namen des Kaisers bestätigt, sondern auch i. J. 1387 von dem Kaiser Wenzel verordnet, daß niemand den Käufer in dem Besitze beyder Veſten irren oder stören soll. Als i. J. 1519 der Herzog Ulrich von Wirtemberg von dem schwäbischen Bunde vertrieben ward, theilte Staufen gleiches Schikſal mit dem gesamten Lande. Der Obervogt Jörg Staufer zu Göppingen,

einer von den ersten, die dem Herzoge treulos wurden, und ihre Untreue durch Absagebriefe erklärten, schien selbst sein Aug auf die Erwerbung der Burg gerichtet zu haben, deren Namen klang, wie der seinige. Er erhielt auch die Stelle ihres ersten Befehlshabers; aber unter seiner Verwaltung fiel der alte Kaisersitz, durch den grausamen Muthwillen der empörten Bauern, in Asche.*) Nach Ulrichs Wiederherstellung kam Staufen an den alten Besitzer. Umsonst erhub im dreissigjährigen Kriege die Erzherzoginn Klaudina von Oesterreich vergessene Ansprüche an diese Burg und ihre Zugehörden, so wie an die Achalm; umsonst nahm sie nach der Nördlinger Schlacht beyde Herrschaften in Besitz. Der westfälische Friede machte das wohlerworbene Recht des Hauses Wirtemberg gegen die augenblicklich siegende Gewalt wieder geltend.

*) Wie in dem vorigen Bande dieser Schrift erzählt worden. — Wer umständlichere Nachrichten und Schilderungen von Staufen zu lesen wünscht, findet sie in J. F. Ammermüllers Hohenstaufen ꝛc. 2. Ausg. 8vo. m. K. u. in H. Prescher's Alt Germanien (2. Ellwang. 8vo.) 2. Hft. Beyde Schriftsteller behandeln den Gegenstand mit genauer Kenntniß und vaterländischem Sinn.

Indem wir diesen alten ehrwürdigen Sitz eines unvergeßlichen teutschen Geschlechtes verlieſſen, um auch noch die Grabſtätte der Fürſten aus dem Staufenſchen Hauſe, in dem Kloſter Lorch, zu beſuchen, führete uns ein ſteiler Pfad auf die zweyte Gebirgsſtufe hinab, die über dem linken Ufer der Rems ſich hindehnt; und nach einer Stunde gelangten wir in den ſtattlichen, wie es ſcheint, von einem fruchtbaren Gelände umgebenen Marktflecken Wäſchenbeuren, den die Familien von Taxis und Freyberg, unter Wirtembergiſcher Souverainetät beſitzen. Auch hier befanden wir uns wieder in der Nähe eines intereſſanten Denkmals der ſchwäbiſchen Friedriche. Nördlich von dem Orte, gegen die Rems hin, liegt nämlich ein altes, einfaches Gebäude, von einem Förſter der Gutsherrſchaft bewohnt, welches den Namen des Wäſcherſchlöſſleins führt. Es ruht auf ſtarken und diken Mauern, und iſt von einem tiefen Graben umgeben. Ueber ſeinem Eingange ſieht man die Jahrszahl 1160 eingebauen. In geringer Entfernung davon breitet ſich, mitten in den Akerfeldern, ein groſſer Grasgarten aus, welcher mit dem Namen des Buren bezeichnet wird. Auch in ihm ſteht ein altes, gleichfalls mit einem Graben umgebenes Gebäude,

aus dem man eine sehr weite und schöne Aussicht beherrscht. Nach allen Andeutungen, die uns die Geschichte giebt, haben wir hier die Wiege und die eigentliche Heimat des Hauses Staufen zu suchen.

Der Abt Wibald von Korvey, der unter dem Kaiser Konrad III. in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts lebte und schrieb, und als nächster Zeitgenosse alles Glaubens würdig ist, nennt den Vater Friedrichs, des Alten, — Friedrichen von Buren. Dieses Buren (oder nach neuerer Formation: Beuren) haben die frühern Geschichtforscher allenthalben gesucht, nur nicht da, wo es sich so ungesucht darbietet, nämlich am Fusse des Staufen, und mitten in dem alten staufenschen Erbe. Nicht nur trägt, wie bereits bemerkt worden, die Umgebung des zweyten genannten Burgfalls, noch heut zu Tage den Namen Buren; denselben Namen führt auch der Ort Wäschenbeuren in den ältesten Urkunden bis ins vierzehnte Jahrhundert herein; so daß die erste Ansiedlung des Hauses auf diesem Punkte keinem Zweifel unterliegt. Erst als der nachherige Herzog Friedrich sich auf der Spitze des Staufen niedergelassen hatte, änderte sich die Benennung, und er schrieb sich

wie die Sitte jener Zeit es mit sich brachte, nach der Burg, die er bewohnte.

Um deßwillen hörte der Name der Herrn von Buren nicht auf: er ward im Gegentheile von einer Seitenlinie des herzoglichen Hauses fortgeführt, welche sogar noch immer blühte, als der Hauptast schon verdorrt war. Drey Jahre nämlich nach Konradins Hinrichtung, (1271.) kommt in den Urkunden ein Ritter, Konrad, der Wascher, dessen Sohn, und sein Bruder Egeno, vor. Er hauste in dem Wascherschlößlein, und besaß das Gut Wäschenbeuren, welche beyde Besitzungen die Prädikate ihrer Namen ohne Zweifel von ihm erhalten haben. Noch vor dem Aussterben seiner herzoglichen und königlichen Agnaten trat er mit Ansprüchen an das Kloster Lorch auf. „Ihm gebühre, als einem Stammsvettern der Stifter die Kastenvogtey des Klosters, da im Stiftungsbriefe ausdrücklich versehen sey, daß dieselbe immer der Aeltede der Familie inne haben soll." Dagegen sträubten sich Abt und Mönche, und der Prätendent that den letztern zu leide, was er konnte. Nach Konradins Tod wurden seine Forderungen noch ungestümmer. Aber da es ihm an Macht gebrach, sie geltend zu machen, sah er, daß alle seine Bemühungen ins-

sonst waren, und so begab er sich endlich durch einen Vertrag seines Rechtes, welches dann i. J. 1291 an Wirtemberg übergieng. In Konrad und seinem Sohne erhielt sich, obwohl nur in schwachem Schimmer, die Nachkommenschaft der Staufenschen Urväter. Mit dem letztern scheint aber die lange Geschlechtsreihe sich geendigt zu haben.

Das Kloster Lorch liegt auf einem Hügel über dem Remsthale, das hier noch nicht den freundlichen Anbau und die lachenden Rebenwände zeigt, die ihm weiter unten so unaussprechliche Reize geben. Im Gegentheile sind die Abhänge auf beyden Seiten mit Wald bewachsen; es öffnet sich keine weite Aussicht; auch bietet das enge Thal wenige mahlerische Parthieen dar. Nur breiten sich in seiner tiefsten Niederung schöne Wiesen aus, und der fleissig gebaute Boden verräth ein arbeitsames Volk. Auch erscheint in dem an dem Fusse des Klosterberges liegenden ansehnlichen Marktflecken viel Wohlstand und Betriebsamkeit, so wie die durch ihn sich ziehende Landstrasse von Nürnberg nach Stuttgardt die Lebhaftigkeit sehr vermehrt.

Die Anhöhe, auf welcher die Klostergebäude liegen, trug eher den Namen „Marienberg;“

auch ſtand auf ihrem Rücken eine alte Burg der Herrn von Staufen. Dieſe Burg beſchloß Herzog Friedrich, als er an Gütern und Anſehen gewachſen war, und endlich ruhig das ihm zuerkannte Herzogthum Schwaben inne hatte, in ein Haus Gottes umzuwandeln, in dem fromme Männer, nach der Regel des heiligen Benedikt, am Altare dienen ſollten. Die Ausführung des chriſtlichen Vorhabens war noch leichter, da bereits in dem Marktflecken Lorch eine Probſtey mit 6 Kanonikern und eben ſo viel Vikarien beſtand, die mit der neuen geiſtlichen Anſtalt vereinigt werden konnte. Die Stiftung geſchah i. J. 1102 und werden in dem darüber ausgefertigten Briefe Herzog Friedrich und ſeine Gemahlinn Agnes, und ſeine beyden Söhne Friedrich und Konrad, als die Stifter genannt. Die Kaſtenvogtey behielt der Stifter immer dem älteſten ſeines Geſchlechtes vor; als aber ein unglükliches Verhängniß dieſes Geſchlecht vertilgt hatte, kam dieſelbe an das Haus Wirtemberg. Die Aebte erſchienen dann an dem Hofe der Grafen als Rathgeber und Diener, und leiſteten ihnen, als getreue Landſtände, in ihren Kriegen Beyhülfe an Geld, Mannſchaft und Rüſtung. In dem Bauernkriege hatte das Kloſter gleiches Schikſal mit der Stamm-

burg Staufen, es wurde von den Rasenden verbrannt. Der letzte katholische Abt war Benedikt Rebstok, der i. J. 1563 starb, nachdem er noch ein Zeuge davon gewesen war, wie in den heiligen Hallen seines Gotteshauses der Chorgesang verstummte, und die Stimme lutherischer Prädikanten sich erhub.

Ein gut erhaltener Fahrweg führt von dem Marktflecken in das Kloster herauf. Seine Ansicht von der Mitternachtseite, auf der es hier umgangen wird, wo sich eine feste Ringmauer, mit Thürmen und Gräben, dem Auge darbietet, so wie die Aufziehbrücke, durch die man in das Thor gelangt, erinnert, daß hier eher eine feste Burg gestanden sey, von der auch die starken Grundmauern zu sehen sind. Eine uralte, ästreiche Linde vor dem Thore kündigt sich auch als ein Zeuge aus der Vorzeit an. Durch eine Vorhalle gelangt man in das Innere des Klosters; mehrere ökonomische Gebäude und die Wohnungen einiger königlichen Beamten, alle, wie es scheint, von neuerm Ursprunge, erfüllen den innern Raum. Diejenigen, welche an die Ringmauer auf der Südseite angebaut sind, geniessen einer angenehmen Aussicht in das Thal hinab, und auf die am Fusse des Klosterberges vorüberziehende Landstrasse. Nur sucht das Auge

hier vergebens den Staufen; er iſt durch die gegenüber liegende waldigte Anhöhe bedekt.

Aber ein ehrwürdiges Alterthum iſt die auf der Abendſeite liegende Kloſterkirche, — die Grabſtätte ſo vieler Prinzen und Prinzeſſinnen aus dem ſchwäbiſchen Königshauſe, — die in dem Brande glüklich erhalten, der Nachwelt bezeugt, wie die löblichen Altvordern ihre Todten geehrt haben. Nur bemerkt man nicht ohne ſchmerzhafte Rührung, wie viel der Zahn der Zeit an dieſen ſtarken Mauern ſeyen zermalmt, und wie dieß Werk uralten teutſchen Baugeſchmaks immer mehr vergehe. Der Haupteingang iſt durch keine Thürflügel mehr verſchloſſen. Nur hie und da hängt noch eine zerbrochene Glasſcheibe in den zertrümmerten Fenſtern. Der mit Bakſteinen gepflaſterte Fußboden iſt aufgeriſſen: der hölzerne Innbau meiſtens zerſtört. Vielleicht wäre das Ganze ſchon zerfallen, hätte nicht ein über der Deke angelegter Fruchtboden die Erhaltung des Daches nothwendig gemacht. Man wird mit Ehrfurcht erfüllt, wenn man, beym Eintritt in dieſes Heiligthum, ſich erinnert, daß man hier über der Aſche der Stammsverwandten des erſten und zweyten Friedrichs wandle; aber die Bemerkung, wie verlaſſen dieſes Heiligthum ſey, und wie

jeder Tag es seinem Verfalle näher bringe, mische tiefe Wehmuth in jene Empfindung. *)

Zum Glüke ist das Grabmal der Stifter, welches der Abt Nicolaus Schenk von Arberg, nachdem er die Gebeine der leztern erhoben, i. J. 1475 errichtet hat, noch in einem so hohen Grade von Vollkommenheit erhalten, daß es erst vor wenigen Jahren gesezt zu seyn scheint. Es steht vor den Chorstufen, ein neun Fuß langes und fünfthalb Fuß hohes und breites Vierek bildend. Der Dekel, aus einem einzigen sehr feinen Werkstein gefertigt, stellt in kunstreicher, erhabener Arbeit das herzoglich schwäbische Wappen, drey zum Laufe gerichtete Löwen, in einem Schilde dar, auf dessen Helm ein einköpfiger Adler die Flügel schwingt, als wollte er sich zum Fluge erheben. Zween Engel halten zu beyden Seiten den Schild. An den vier Ekn der Basis, auf welcher der Dekel liegt, sind Figuren angebracht, die ihn zu tra-

*) Schon i. J. 1806 ist von Seiten der Würtembergischen Regierung eine ansehnliche Summe bewilligt worden, um das Gemäuer der Kirche auszubessern, das Dach und die Fenster wieder herzustellen, und die in dem Innern vorhandenen Reliquien gegen jede weitere Zerstörung zu sichern. Nat. Chron. d. J. 1806. S. 302.

gen scheinen. Auf seinem Rande liest man, in zierlicher Mönchsschrift, die Worte:

año. dni. m. c. i. i. iar ward diß closter gestift. Hie lic begraben herzog Fridrich vō swabe. Er vnd sün kind diß closters stiffter sind sin nachkimling ligent och hie by got in allen gnadig sii

Gemach im 1475.

In das Langhaus der Kirche ragen, vorwärts von dem Grabmale, nach der gewöhnlichen Manier des gothischen Baus, auf jeder Seite 4 Pfeiler oder Säulen herein, und auch diese sind als Denkmale benützt, indem man auf ihnen mehrere Personen des Stanfenschen Hauses, in Lebensgrösse, auf nassen Wurf abgemalt, sieht. Zwar ist der Kunstwerth dieser Bilder sehr gering; auch sind durch die Länge der Zeit, in diesem den Einflüssen der Witterung so sehr ausgesetzten Lokal, die Farben ziemlich abgebleicht; und schwerlich reicht ihr Ursprung über die Zeit hinauf, in welcher der Abt Nicolaus das Grabmal der Stifter erneuert hat. Aber ihr alterthümliches Gepräge, ihre charakteristische Individualität und die Wahrheit des Kostüms ziehen den Beobachter nicht minder

an, als wären sie Originale: wie denn auch aus den besagten Eigenschaften wahrscheinlich wird, daß der Maler, der sie entworfen, alte Urbilder vor sich gehabt, oder vielleicht diese nur erneuert hat. Keines dieser Bildnisse ist durch eine Unterschrift bezeichnet: aber sie sind auch ohne diese meistens kennbar genug. Die Reihe eröffnet Friedrich der Alte und Agnes seine Gemahlinn, die, als die Stifter, kniend, das Modell der Kirche empor halten. Friedrich, der Einäugige, erscheint in einem prächtigen Gewande, von rother Farbe, mit kostbarem Pelzwerke verbrämt. Kaiser Friedrich I. ist hinreichend bezeichnet durch die ihm gegebenen Symbole der kaiserlichen Würde, und durch seinen rothen gespaltenen Bart. Dieselben Symbole führen die beyden folgenden Bildnisse, welche Heinrich VI. und Friedrich II. vorstellen, wovon besonders der letztere in einer stattlichen Figur erscheint. Noch ansehnlicher aber an Haltung, Gestalt und Kleidung schließt sich an diesen Konrad IV. an. Auf der achten Säule erscheint wieder, wie auf der ersten, ein fürstliches Ehepaar, eine Tafel mit dem Bilde des Gekreuzigten in den Händen haltend. Der Gemahl trägt, seine Würde bezeichnend, eine kaiserliche

Krone, und einen grünen, mit Pelz verbrämten Talar: die gleichfalls getrönte Gemahlinn aber ist in ein graues Gewand gekleidet. Die Ueberlieferung erklärt diese Figuren für den König Philipp, Friedrichs des ersten Sohn, und seine Gemahlinn Irene, die Tochter des griechischen Kaisers Isencius. Einige Alterthumsforscher aber glauben in ihnen den Ministter des Klosters Konrad III. und seine Gemahlinn Gertrud, eine gebohrne Gräfinn von Sulzbach, zu sehen.

Unter allen diesen Bildnissen zeichnet sich aber das auf der siebenten Säule am meisten aus, so wie es auch die Empfindung des Anschauens am meisten in Anspruch nimmt, eine holde, edle, jugendliche Gestalt, den unglüklichen Konradin vorstellend. In seiner Rechten führt er das Schwert; seine Brust ist gepanzert; ein langes verbrämtes Oberkleid, von blauer Farbe, wallt über die Schultern hinab; der Helm liegt zu seinen Füssen. Ein kleineres Gemälde über seinem Haupte stellt die empörende Geschichte seiner Hinrichtung dar. Während der Henker dieselbe vollzieht, umgeben der Pabst, Karl von Anjou und seine Kanzler die greuliche Scene. Es ist bemerkenswerth, daß

hier Konradin, nicht mit einem Schwerte, sondern mit einer Art von Guillotine, welche ein Manuscript über die Alterthümer des Klosters Lorch*) eine „welsche Richtsalle“ nennt, enthauptet wird; nur erscheint hier der hinzurichtende Unglükliche nicht, wie bey der Guillotine, liegend, sondern knieend. Daß übrigens in Teutschland die Enthauptungen bis ins vierzehnte Jahrhundert nicht mit dem Schwerte, sondern mit einer Maschine, deren wesentlicher Theil in einer eichenen, mit einem scharfschneidenden Eisen versehenen Diele bestand, vollzogen wurde, ist durch viele Zeugnisse der Alten bestätigt. **)

*) Welches Prescher a. a. Ort anführt, und den ehemaligen Tübingischen Kanzler Pfaff, der auch Abt in Lorch war, als dessen Verfasser vermuthet.

**) S. Gräters Bragaund Hermode rc. I. S. 55. ff. — Die oben beschriebenen Bildnisse, so wie das Grabmahl der Grifter hat Hr. Zeichenlehrer Baumeister in Gmünd, abgezeichnet, und in schönen, kolorirten Kupferabdrüken vervielfältigt; welches sehr schätzbare und verdienstliche Werk i. J. 1805 erschienen ist unter dem Titel: Gallerie der Familienbilder des ehemaligen kaiserlichen Hauses von Hohenstaufen, nach den in dem Kloster Lorch befindlichen Originalien gezeichnet. gr. 4.

Die Nachrichten, die uns das Alterthum von den, in diesen ehrwürdigen Hallen, begrabenen Todten hinterlassen hat, zeigen einige Varianten. Das glaubwürdigste Verzeichniß derselben ist aber ohne Zweifel dasjenige, welches von einem ehemaligen hiesigen Konventual, Jakob Spindler, i. J. 1519 aus einem alten Nekrolog abgeschrieben und von Martin Crusius aufbewahrt worden ist. Er nennt im Ganzen zwey und zwanzig Leichname, aus dem herzoglich schwäbischen Hause, die hier, Theils im Chor, Theils vor demselben in der Kirche, ihre Ruhestätte gefunden haben. Die in dieser Reihe von ihm genannten bedeutendsten Personen sind der Stifter Friedrich und seine Gemahlinn Agnes, Judith, die Gemahlinn Friedrichs, des Einäugigen, der König Heinrich, Gertraut, die Gemahlinn des Kaisers Konrads III., und Irene, die Gemahlinn des Königes Philipp. Da in sämtlichen Nachrichten diese Individuen einstimmig aufgezählt werden, so ist nicht daran zu zweifeln, daß sie wirklich hier begraben seyen. Dagegen ist Spindlers Angabe, daß neben ihnen auch Kaiser Konrad III. ruhe, von unsicherm Gehalte; wenigstens widersprechen sich die ältesten Zeugen über seine Grabesstätte, indem Otto von Freh

ſingen verſichert, er ſey in Bamberg, wo er geſtorben, auch beygeſetzt worden; wogegen der Abt von Urſperg wiſſen will, man habe den Leichnam des Monarchen in ſein Erbland nach Lorch geführt. Im Jahre 1475 ließ, wie bereits bemerkt worden, der Abt Nikolaus Schenk von Arberg die Gebeine der Stifter und der übrigen hier beerdigten Perſonen erheben. Spindler, der dieß berichtet, bemerkt dabey aus dem Munde von Augenzeugen, daß drey Spannen lange Gebeine ausgegraben, und an einigen Schädeln noch „hübſch gelb Haar“ gefunden worden ſey.

So lange die Söhne des heiligen Benedikt das Kloſter Lorch noch inne hatten, wurde jedes Jahr, am Tage des Märtyrers Antonin, ein Feſt zum Andenken der Todten, aus dem Hauſe Stauſen, deren Gebeine ſie bewahrten, gefeyert. Mit Leichentuchern waren die Gräber bedekt; wenige Kerzen beleuchteten, die dem Feſte vorhergehende Nacht hindurch, das Heiligthum des Tempels. Vor Tags Anbruch rief das Geläute die fromme Gemeinde herbey. Das Gebet und die Geſänge der Prieſter erfüllten die Kirche. Der Prälat, in ſeinem höchſten Schmuke, die biſchöfliche Mitra auf dem Haupte, und den Krummſtaab in der Rechten, gieng an

der Spitze seines Kapitels, unter feyerlichem Gesange, die Stufen des Chors herab; alle umgaben das Grabmahl; die Weihrauchwolken stiegen gen Himmel; aufs neue wurde die Ruhestätte geweiht; die Priester vertheilten sich an den Altären; es begannen die Messen für die Erlösung und das Seelenheil der Verstorbenen. Die Edeln, die Priester und Vornehmen der Nachbarschaft, welche gekommen waren, die Todten durch ihre Anwesenheit zu ehren, wurden von dem Abte zur Tafel gezogen, und das freundliche Mahl und der volle Becher endigte, wie es die Sitte der alten Zeit mit sich brachte, das rührende Fest. Auch die Armen wurden mit Speise und Trank erquickt. — Aber als dem Lande Wirtemberg das Licht aufgieng, das an den Ufern der Elbe angebrochen war, und der alte Kultus in den Mauern von Lorch erlosch, ward auch der Todten nicht weiter gedacht, die in den Gewölben dieses Stiftes schlafen. Denn der Protestantismus knüpft keine religiöse Idee an die Erinnerung der Edeln und Geliebten, die vor uns vorausgegangen sind, und manchen läßt er, nur berechnend, was er für die Erleuchtung und Besserung der Ueberlebenden leisten möchte, in Vergessenheit sinken, dessen Andenken der Menschheit für immer erhebend, und tröstend wäre.

Auch die Familie der Freyherrn von Wöllwarth, mit urkundlicher Gewißheit bis in die Zeit des schwäbischen Kaiserhauses hinaufsteigend, und durch teutschen Sinn und tapfere Thaten in allen Jahrhunderten ausgezeichnet, hatte in dem Kloster Lorch, das ihr durch manche fromme Stiftung verpflichtet war, ihr Erbbegräbniß. In einer kleinen, engen Kapelle, die an die Nordseite der Kirche angebaut ist, ruhen die Gebeine der Glieder dieses ritterlichen Geschlechts, und an den Wänden der Halle sieht man die Statuen von zehn Wöllwarthen, in Lebensgröße, mit geschikter Hand, in grauen Stein gebildet. Der Anblik ist gleich interessant für den Forscher des Alterthums und für den Kenner der Kunst; für jenen, indem er hier den Wechsel des Kostümes, für diesen, indem er den Gang des Stils und der Manier, im Laufe zweyer Jahrhunderte dargestellt sieht. Der erste hier abgebildete Todte ist i. J. 1409, der letzte 1567 verstorben. Sämtliche Statuen, obwohl unverkennbar von verschiedenen Meistern verfertigt, haben einen anziehenden Charakter von Einfalt und Würde, und der moralische Zwek der Kunst wird durch sie, zumal unter diesen Umgebungen, bey jedem sinnigen Anschauer in seiner höchsten Stärke erreicht. Durch die Na-

ieren der Rebellen des sechszehnten Jahrhunderts, so wie durch spätern Muthwillen haben sie Theilweise gelitten. Auch diese Denkmale hat Baumeister dem Publikum in charakteristischen und treuen Nachbildungen gegeben,*) nur daß hier und da ein verstümmelter Bestandtheil ersetzt, und dadurch die Idee des Bildhauers ausgeführt worden ist. — Die Stammburg der Freyherrn von Wöllwarth lag auf einem von den Felsen, die zwischen Harburg und Donauwörth an dem linken Ufer der Wernitz sich erheben. Noch führt die zerstörte Stätte ihren Namen. Seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts haben sie sich in die Gegenden der Quellen des Kochers und der Rems gewendet. Von hier aus wurden sie Wohlthäter des Gotteshauses Lorch.

*) S. Abbildung der Statuen in der wöllwarthischen Todtenhalle, in dem Kloster Lorch. Ein Beytrag zur Geschichte der Kunst und des Geschmacks im vierzehnten, funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert, v. S. B. 4. 806.

Sprüche und Anekdoten der Alten.*)

1.

Oft hat Kaiser Rudolf von Habspurg das Wort im Munde geführt: „Wohl regieren ist eine gröſsere Kunst, als die Gränzen erweitern, und dem Reiche wohl vorstehen, ist besser, als dasselbe vermehren.“

2.

Der König Ottokar von Böhmen hatte einem seiner Ritter groſse Verheiſsungen gegeben, wenn er in der Schlacht, die er Rudolfen von Habspurg zu liefern im Begriffe war, diesen tödten würde. Der Ritter drang mit unwiderstehlichem Ungestümm bis zu dem Kaiser hindurch, und erstach sein Pferd unter ihm. Aber hier erlag er der Uebermacht, und wurde gefangen. Solch' ein frevelhaftes Vorhaben auf die

*) Nach Joh. Wilh. Zinegrefs: scharpffinniae kluge Sprüch der Teutschen. 8. Straſsb. 639.

Person des Kaisers, sprachen alle Stimmen, könne nur durch den Tod abgebüßt werden. „Da wolle Gott vor seyn, sprach der edelmüthige Rudolf, — so einen herzhaften Rittersmann zu tödten, hieße dem ganzen Reiche einen unersetzlichen Schaden zufügen.“

3.

Als die Stadt Zürch mit Rudolfen in Fehde stand, that ein handfester Bürger der Stadt, genannt Müller, den Habsburgern viel zu leid, und warf häufig ihre Leute auf der Strasse nieder. Endlich gelang es Rudolfen, ihn, mit seinen Reutern, auf dem Felde zu überfallen. Muller, da er sah, daß er nicht mehr entrinnen konnte, stieg vom Pferde, zog die Hosen aus, und ließ sich auf die Erde nieder, als wollte er seine Nothdurft verrichten. Da springt ihn Rudolf an. „Wenn du, sprach Müller, ein redlicher Ritter bist, so wirst du meiner schonen, bis ich die Hosen wieder angezogen habe.“ — „Das werde ich,“ erwiedert Rudolf. „Je nun, fuhr Müller fort, so mag St. Nelten mir die Hosen anziehen; ich lasse sie ewig hängen.“ Drob lachte der Graf; er begnadigte den Gefangenen, nahm ihn mit auf seine Burg, und hatte von nun an an ihm einen nützlichen, treuen Diener.

4.

Als Kaiser Friedrich III. i. J. 1485 mit seinem Sohne Maximilian von Schwäbisch Hall nach Gmünd reiste, war man wegen dem schlechten Wege genöthigt, an dem Berge bey der erstern Stadt dem kaiserlichen Fuhrwerke einige Ochsen vorzuspannen. Da sprach Friedrich zu den Seinen: „Seht, man führt das römische Reich mit Ochsen im Lande herum.“

5.

Einst wollte Friedrich mit seinem Gefolge in Reutlingen übernachten. Ein solcher kostbarer Besuch war den dortigen Bürgern nicht angenehm. Sie liessen dem Kaiser deßhalb entbieten, wie sie unvermögend wären, einen so vornehmen Gast nach Würde zu beherbergen, und wie sie an allen Bedürfnissen Mangel litten, die der Besuch Sr. Majestät erfordere. Friedrich ließ sich dadurch an seinem Vorhaben nicht hindern. Als er aber in die Stadt kam, und die Pferde in den ungepflasterten Strassen bis an den Bauch in den Koth sanken; sprach er zu seinen Begleitern: „die Reutlinger sind doch fromme und bidere Leute; sie wollten nicht, daß wir in ihre Stadt kämen,

weil sie besorgten, wir möchten samt und sonders in den Gassen untergehen.“

6.

Man sprach an dem Hofe Maximilians I. von dem Gange und der Lenkung der grossen Weltereignisse. Da bemerkte der Kaiser lächelnd: „Wenn Gott nicht das Beste thäte, so würde es übel in der Welt stehen, zumal itzt, wo beyde Regimenter übel genug bestellt seyen; das geistliche mit einem trunkenen Pfaffen,*) und das weltliche mit einem Gemsenjäger.“ **)

7.

„Der König von Frankreich, pflegte Maximilian zu sagen, sey ein König der Esel; denn was er seinen Unterthanen auflege, tragen sie schweigend; — der König von England sey ein König der Menschen; denn sie tragen und gehorchen nur dann, wenn das Rechte und Billige von ihnen gefordert werde; — der römische Kaiser aber sey ein König der Könige; indem die Reichsstände seinen Verfügungen nur dann nachkommen, wenn es ihnen beliebe.

8.

Als Maximilian gefragt ward, was er

*) Dem Pabst Julius.

**) Maximilian war ein leidenschaftlicher Liebhaber der Gemsenjagd.

von Cäsars Kommentarien halte, erwiederte er: „Cäsar schreibe zierlich und wohl, aber von sich selbst.“

9.

Als der Kaiser Karl V. i. J. 1540 durch Frankreich reiste, ward er zu Paris mit einer Anrede empfangen, in der ihm alle Vollkommenheiten und Verdienste, die ein Regent haben konnte, zugeschrieben wurden. Darauf erwiederte der Kaiser dem Redner: „das grosse Lob, das ihr mir beylegt, habe ich gern vernommen, weil es mich erinnert, wie ich soll beschaffen seyn.“

10.

Die Teutschen im Gefolge Karls V. hatten sich einst, als ein sehr gutes Weinjahr eingefallen war, das neue Gewächs so wohl schmecken lassen, daß einige von ihnen an den Folgen der Trunkenheit starben. Dieß veranlaßte die spanischen Räthe, den Kaiser zu bitten, daß er doch eine strenge Verordnung gegen diesen Nationalfehler der Teutschen ergehen lasse. Worauf der Monarch versetzte: „Ich werde, wenn ich den Teutschen das Weintrinken verböte, so wenig ausrichten, als wenn ich euch Spaniern das Stehlen verbieten würde.“

11.

Als Karl am Podagra darnieder lag, besuchte ihn der Kurfürst Joachim von Brandenburg, tröstete ihn, und ermahnte ihn, daß er sich guter Mittel dagegen bedienen möchte. „Zur Linderung meiner Schmerzen, erwiederte dann der Kaiser, habe ich bereits die besten Mittel, nämlich Geduld und ein wenig Schreyen.“

12.

Karl sprach einst zu dem Könige von Frankreich Franz I. mit dem er in lange Kriege verwikelt gewesen war: „Wir beyde haben hitzige und choleriſche Nationen zu regieren; wenn wir nicht zuweilen gegen einander kriegten, so kriegten unſre Völker gegen uns.“

13.

Als ein franzöſiſcher Geſandte das Herzogthum Mailand für ſeinen König begehrte, gab ihm Karl die Zweydeutigkeit zur Antwort: „was mein Bruder der König von Frankreich will, das will ich auch.“ *)

*) Das an eine Stelle des Seneka erinnert: Quod vinculum amonis esse debebat, Seditionis atque odii causa est, idem velle. De ira etc. III. 34.

14.

Als Karl auf einer eiligen Reise nach Spanien beschloß, den kürzesten Weg, durch Frankreich, einzuschlagen, warnte ihn einer seiner spanischen Räthe. „Er handle thöricht; er liefere sich auf solche Weise selbst dem Könige Franz in seine Gewalt.“ — „Wie aber, erwiederte der Kaiser, wenn uns Franz doch ziehen läßt? Wenn er uns wohl gar mit Ehrenbezeugungen überhäuft?“ — „Dann, bemerkte der Spanier, begeht er noch eine größere Thorheit als Euer Majestät.“ — „Eben deßhalb, fuhr der Kaiser fort, nehme ich meinen Weg durch sein Land, weil ich weiß, daß er thörichter ist, als ich.“

15.

Der Pfalzgraf Kasimir, welcher von 1583 bis 1592 die Administration der pfälzischen Lande führte, lebte in vertraulicher Freundschaft mit dem Kurfürsten Christian I. von Sachsen. Einst besuchte er diesen in Dresden, in Gesellschaft seines Marschalls, Rol von Trautmannsdorf, der, nach der Sitte jener Zeit, den Wein im Uebermaaß liebte. Dieß veranlaßte den Kurfürsten, dem Pfalzgrafen die Bemerkung zu machen, daß sein Marschall doch ein tüchtiger

Zecher ſey.“ Das müſſen die Marſchalle alle ſeyn, erwiederte Kaſimir, und darum biſt du, mein lieber Bruder Chriſtian, Erzmarſchall.“

16.

Herzog Ludwig von Baiern, der Bärtige genannt, (reg. von 1413 — 443.) wurde von ſeinem Sohne Ludwig, dem Höckerichten, bekriegt, zu Neuburg, an der Donau, gefangen genommen, und dann von dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, zu Onolzbach in Verhaft gehalten. Als ihm nun der letztre die Forderungen vorlegte, die er an ihn machen zu dürfen glaubte, und ſie zugleich mit heftigen Drohungen begleitete, ſprach er: „du wirſt, indem ich dein Gefangener bin, nicht mehr von mir verlangen, als ich dir etwa auch bewilligt hätte, wenn ich auf freyem Fuſſe wäre; denn nur mein Leib iſt in deiner Gewalt, nicht aber mein Gemüth.“

17.

Als der Kurfürſt Friedrich, der Weiſe, von Sachſen, (reg. von 1486 — 525.) von jemanden gefragt wurde, was er von Karl V. halte, erwiederte er: „dieſer Kaiſer iſt uns von Gott gegeben zu Gnaden und Ungnaden.“

18.

Dem wilden, kriegeriſchen Markgrafen Al-

brecht von Brandenburg dem Jüngern, (geb. 1522. geſt. 1557.) bemerkten ſeine Freunde, daß ihn der Kaiſer, wenn er nicht von ſeinen Fehden ablaſſe, endlich mit der Acht und Aberacht belegen werde. „Das macht mir keine Sorge, erwiederte der Fürſt, — acht und aber acht ſind erſt ſechszehn; mit ſo vielen hoffe ich wohl noch fertig zu werden.“

19.

Als i. J. 1316 die Stadt Baſel durch ein Erdbeben groſſen Theils zerſtört wurde, riethen dem Herzoge Albrecht von Oeſterreich, der mit den Baslern in langer Feindſchaft gelebt hatte, ſeine Ritter, er ſollte dieſen günſtigen Zeitpunkt benutzen, um die Stadt zu überfallen, und die Beleidigungen, die ſie ihm erwieſen, zu rächen. Aber mit Unwillen wies Albrecht diesen Antrag zurük. „Es ſey ferne von mir, daß ich Unglükliche noch unglüklicher machen ſollte. Laßt die Basler erſt ihre Mauern wieder bauen, und können wir uns dann nicht mit ihnen vergleichen, ſo iſt es erſt Zeit, das Schwert abermals zu ziehen.

20.

Ein anderer Herzog Albrecht von Oeſterreich lebte mit ſeinem Bruder, dem Kaiſer Friedrich III. im Unfrieden, weil er ſich in

der Theilung der väterlichen Erblande verkürzt glaubte. Einſt ſtieß der Herzog mit 3000 Pferden auf den Kaiſer, als dieſer, von einem kleinen Gefolge umgeben, nach Wien reiste. Der Obriſt des herzoglichen Volkes machte ſeinem Herrn den Vorſchlag, dieſen Augenblik nicht vorüber gehen zu laſſen. „Wir heben, ſprach er, den Kaiſer mit ſeinen Begleitern auf, und machen damit dem ganzen Streit ein Ende. Ueber die Urtheile der Welt dürfen wir unbekümmert ſeyn. Wer die Oberhand behält, hat immer Recht.“ — „Würdeſt du, erwiederte der Herzog, dieſen Streich ohne mein Wiſſen ausgeführt haben, ſo hätte ich mir ihn vielleicht gefallen laſſen: aber wie ſollte ich es mir abgewinnen können, dir Befehl zu einer Unternehmung zu geben, die gegen die Ehrbarkeit iſt?“

21.

Auf einem fürſtlichen Tage entſpann ſich viel Streit und Zwietracht über den Rang unter den anweſenden Herrn. Da ſprach der Herzog Eberhard im Bart, von Wirtemberg, (reg. von 1459 — 495.) — wegen ſeiner Weisheit und Rechtlichkeit hoch verehrt von ſeinem Zeitalter —: „ich will gerne unten an, oder wenn ihr wollt, hinter den Oien ſitzen, wenn nur die Obern etwas Verſtändiges und Nützliches beſchlieſſen.“

22.

In dem Lande Wirtemberg wuchs einſt, als Herzog Friedrich regierte (von 1593 — 1608.) ein ſauerer, harter Wein, der kaum zu trinken war, und von allen Kanzeln ertönte die Verſicherung, dieſer Mißwachs ſey ein recht augenſcheinliches Strafgericht Gottes, über das halsſtarrige und undankbare Volk. Einige Prediger wandten ſich an den Herzog mit der Bitte: man möchte ihnen ihren Beſoldungswein von einem frühern Jahrgange geben; „ſie ſeyen Seelſorger, die einen guten Magenwein vonnöthen hätten.“ — Der Fürſt fertigte ſie aber mit einem kurzen Beſcheide ab, indem er auf ihre Vorſtellung ſchrieb: „Mit geſündigt, mit gebüßt!“

23.

„Treue Erfüllung des gegebenen Worts, pflegte der Landgraf Philipp, der Großmüthige, von Heſſen zu ſagen, ſichere Straßen und gerechte Münze ſind die Merkmale eines guten Fürſten.“

24.

Georg von Frundsberg, Kriegsoberſter in den Dienſten der Kaiſer Maximilian I. und Karls V. hat in einem thatenvollen Leben eben ſowohl ſeine Treue und ſeinen aufopfern-

den Dienſteifer, als ſeine Einſicht und Tapferkeit bewährt. Aber es wurde ihm für alle ſeine Verdienſte keine Belohnung: ſelbſt ſeine Herrſchaften in Schwaben, die er, um ein Heer für Karl V. zu errichten, verpfändet hatte, konnte er nicht mehr einlöſen. Man vernahm deßhalb oft den Spruch aus ſeinem Munde: „drey Dinge ſollen jeden vom Kriege abſchreken: die Verheerung der Länder, das wilde, ſträfliche Leben der Kriegsleute, und die Undankbarkeit der Fürſten gegen verdiente Soldaten.“ Nach dem Siege bey Pavia, zu dem er ſehr viel beygetragen, dichtete er folgendes Liedlein, das er ſich oft, in grämlichen Stunden, vorſingen ließ:

Mein Fleiß und Müh,
Ich nie
Hab g'ſpahrt
Und allzeit g'wart
Des Herren mein,
Zum Beſten ſein,
Mich gſchickt darein,
Gnad, Gunſt verhofft
Doch g'mäth in Hof
Verkehrt ſich oft.

Wer ſich zukauft
Der lauft
Weit vor,
Und kommt empor;
Und wer lang Zeit

Nach Ehren ſtreit
Was dannen weit,
Das laut mit end,
Mein treuer Dienſt bleibt unbekannt.

Kein Dank noch Lohn
Davon
Ich bring.
Man acht mich ring,
Und iſt mein zwar
Vergeſſen gar.
Groß Noth und G'fahr
Ich d'ſtanden hab
Was Freud ſoll ich haben d'rab?

25.

Als Kurfürſt Friedrich, der Weiſe, von Sachſen, von dem Tage zu Kölln, wo Karl V. zum Kaiſer gewählt worden, nach Hauſe kam, fragte er ſeinen Rath Fabian von Feilitſch, wie es ihm gefalle, daß die Fürſten das Reich dem mächtigen Könige von Spanien anvertraut? Feilitſch erwiederte: „es müſſen ja wohl die Raben einen Geyer haben!“

26.

Eitelwolf von Stein, Hofmarſchall zu Mayntz, (geb. 1450.) war wegen ſeines Witzes und ſeiner Gelehrſamkeit berühmt. Als man ihm ſagte, daß er den Krieg gegen die Venetianer unter Maximilian I. ſo gut beſchrie-

ben habe, erwiederte er: „es wäre noch besser, wenn man ihn gut geführt hätte.“ — Ein ruhmredtiger Kriegsmann erzählte ihm seine Thaten, und zeigte ihm seine Wunden am Munde, mit der Bemerkung, daß er sie bekommen habe, nicht indem er dem Feind den Rüken, sondern indem er ihm das Gesicht zuwandte. „Und indem der Feind auch dir das Gesicht zugewandt,“ setzte Eitelwolf hinzu.

27.

Peter Beuterich von Neidenfels, Kriegsoberster des Pfalzgrafen Kasimir, hatte manches grosse Wagestük glüklich vollendet, und war oft, ohne bemerkt zu werden, mitten durch die Feinde hin und her gereist. Deßhalb sagte ihm die Pfalzgräfinn einst: „Beutrich! Beutrich! Der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht.“ — „Ja, gnädige Frau, erwiederte der listige Krieger, wenn ihn ein Narr trägt.“

28.

Hippolyt von Colli, Hofrichter des Kurfürsten Friedrichs IV. von der Pfalz (reg. von 1592 — 610.) war in Kassel auf der Hochzeit eines von Wunderode. Unter den Gästen wurde ihm eine Frau bemerkbar, die mit einer unbeschreiblichen Geläufigkeit der

Zunge unaufhörlich ſchwatzte. Er erkundigte ſich, wer ſie wäre? ſein Nachbar ſagte ihm, ſie ſey die Gemahlinn des ihm gegenüber ſitzenden Herrn von Adel, der das ſchöne, aufgezogene Gekröſe an habe. „Ach! ſagte Colli, nun wundere „ich mich nicht mehr: er hat das ſchönſte Ge„kröſe, weil ſein Weib die gröſte Waſcherinn iſt.“

29.

Johann Geiler von Kaiſersberg, Prediger zu Straßburg, (geb. 1445, geſt. 1510.) bezeichnete den Weltlauf alſo: „Friede macht Reichthum, Reichthum Uebermuth, Uebermuth bringt Krieg, Krieg bringt Armuth, Armuth macht Demuth, Demuth macht wieder Frieden.“

30.

Der teutſche Dichter Konrad Celtes (geb. 1459. geſt. 508.) pflegte zu ſagen: „ſchwache Regenten gleichen den Orgeln, welche nicht pfeifen, wenn ihnen nicht ein anderer einblaſe.“

31.

Der Stättmeiſter Jakob Sturm zu Straßburg, als er ſah, wie ſchnell die Zahl der Genoſſen des ſchmalkaldiſchen Bundes ſich vermehrte, ſagte: „je mehr unſrer werden, je ſchwächer wir werden.“

32.

Heinrich Lorit von Glarus (geb.

1488. geſt. 1563.) war trotz ſeiner groſſen hiſtoriſchen, philologiſchen und mathematiſchen Gelehrſamkeit ein witziger Kopf und ſtets zu Scherz und Schwänken aufgelegt. Als er einſt gefragt ward, wie er lebte? antwortete er: „fürſtlich, denn ich habe Eſſen und Trinken genug, und viele Schulden.“ — Noch ſtärker erwies ſich aber ſeine Laune bey Gelegenheit einer Doktorpromotion in Baſel. Seine Kollegen, die dortigen Profeſſoren, hatten ſich nämlich immer geweigert, ihm in ihren Verſammlungen den Rang einzuräumen, den er anſprach. Nun erſchien er reitend auf einem Eſel in dem Hörſaale. Jedermann bezeugte ſein Erſtaunen. Aber Lotze erklärte ſich: „da ihr mir, ſprach er, keinen Sitz in eurer Mitte bewilligen wollt, ſo mußte ich mir ja wohl ſelbſt einen verſchaffen.“

33.

Johann Gruter, Profeſſor zu Heidelberg, (geb. 1560. geſt. 1627.) pflegte von Machiavel zu ſagen: „jedermann ſchilt ihn, und jedermann practicirt ihn.“

34.

Es war beynahe keine Stadt in Teutſchland, von der unſre zu Fröhlichkeit und Schwänken aufgelegten Alten nicht irgend einen Schildbürger-

streich zu erzählen wußten, womit dann die Einwohner bey Gelegenheit geschraubt wurden. Manchmal ward im Laufe der Zeit der Schildbürgerstreich selbst vergessen, und es erhielt sich nur noch ein Wort oder eine Redeform, womit man die Einwohner neckte und aufzog. So wurden die Bürger zu Zwingenberg, an der Bergstraße, mit „Käsen," und die in dem benachbarten Städtchen Bensheim mit dem „hinten nachkommen" geschraubt, die letztern, weil sie in irgend einer pfälzischen Fehde mit ihrer Fahne zu spat gekommen waren. Nun ritt einst ein Zwingenberger durch Bensheim, als die Bürger in der Kühle des Abends vor ihren Häusern saßen. Einige muthwillige Gesellen riefen ihm nach: „Holla! du hast einen „Käs" fallen lassen." Da wandte sich der Reuter um, und sprach: „es „kommt einer hinten nach," der wird ihn aufheben."

35.

Der Kaiser Maximilian I. hatte einen jungen Edelmann an eine Stadt abgeordnet, um in ihr eine Brandschatzung zu erheben. Er erpreßte [illegible] Gulden, wovon er aber nur [illegible] den kaiserlichen Rentmeistern überlieferte. Diese versäumten nicht, die Anzeige da-

von zu machen. Der Abgeordnete gestand die Sache; er zögerte aber von einem Tage auf den andern, seine Rechnung zu liquidiren. Endlich ward ihm eine Stunde bestimmt, in der er in der Sitzung der Rentmeister erscheinen sollte. Der Kaiser selbst befand sich in ihrer Mitte. Da erklärte sich der junge Ritter: „ich habe ein gutes Gewissen: nur bin ich im Rechnungswesen gänzlich unerfahren. Ich bitte deßhalb Euer Majestät, diese geschickten Herrn da anzuhalten, daß sie erst in meiner Gegenwart ihre Rechnungen ablegen, damit ich von ihnen lerne, wie ein solches Geschäft zu behandeln ist.“ Maximilian, der den Sinn dieser Rede verstand, und den Scherz liebte, entband den Beklagten seiner Verantwortlichkeit.

31.

Als in einer Gegend von Sachsen, durch ein strenges Edikt, das Fluchen verboten wurde, erschienen die Bauern vor dem Amtmann, und baten ihn, er möchte ihnen wenigstens einen guten reputirlichen „Hausfluch“ erlauben weil sie sonst ihr Gesinde nicht mehr regieren könnten. „Und was wäre das für ein Fluch?“ fragte der Beamte. „Die Pestilenz!“ erwiederten die Bauern, mit der Bemerkung, daß ja dieser Ausdruck

keine Gotteslästerung erhalte. „Je nun, sprach der Amtmann, so will ich euch die Pestilenz bewilligen, und sollte sie euch nicht genügen, so könnt ihr meinetwegen auch noch die Franzosen dazu nehmen.“

37.

Etliche Reichsstädte beschlossen eine Vereinigung unter sich zu errichten, wobey sie aber vorläufig überein kamen, daß auf dem deßhalb zu haltenden Tag lauter erfahrene, alte Leute, namentlich nur solche, die schon das sechszigste Jahr zurük gelegt, erscheinen sollten. Dem ungeachtet trat ein Abgeordneter in die Versammlung ein, dem kaum der Bart gewachsen war. Man äusserte sein Befremden. „Ihr thut mir unrecht, sprach der Ankommende; ich habe bereits hundert Jahre erlebt.“ Die Verwunderung wurde noch gröſſer. Da fuhr jener fort: „Vor wenigen Jahren war ich auf einer Tagsatzung, wo ein Bündniß auf fünfzig Jahre geschlossen und unterzeichnet wurde. Bald aber löste es sich wieder auf. Nun trat man abermals zusammen, und bestimmte es auf dreissig Jahre; und auch diese Bestimmung hat itzt ein Ende. Jene fünfzig und diese dreissig Jahre machen achtzig Jahre, und dreissig Jahre war ich alt, als ich auf dem ersten Tage erschien.

Rechnet nun diese Zahlen zusammen, und ihr werdet finden, daß ich mein Alter noch um zehn Jahre zu kurz angegeben habe.“

38.

Der Prinz Moritz von Oranien hatte sich in seinem Lager vor Gertrudenburg so tief verschanzt, daß es die Spanier unmöglich fanden, ihn anzugreifen. Als er nun einst einen Trompeter zu dem feindlichen Befehlshaber, dem Grafen Peter Ernst von Mansfeld hinüber schikte, sprach dieser höhnend: „Es verräth große Furchtsamkeit, daß euer General sich mit solchen Werken umgiebt. Ein junger Kriegsmann, wie er, sollte hervor treten, und sich im freyen Felde versuchen. Hinter den Schanzen erwirbt man keine Ehre.“ Darauf erwiederte der Trompeter: „Gnädiger Herr! der Prinz fürchtet sich nicht: aber er möchte gern so ein alter Kriegsmann werden, wie Euer Gnaden sind.“

39.

Der Pritschen Peter, Hofnarr des Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz, hatte die silbernen Schilde, die ihm bey den Stahlschiessen von Fürsten und Herrn verehrt worden waren, nach und nach an seine Gläubiger ver-

sent. Darüber gab ihm der Kurfürst einen ernstlichen Verweis. Aber Peter erwiederte: „mag, eben mich Euer Kurfürstlichen Gnaden vier vierzehn Tage lang zu ihrem Kammerdiener, und ich werde die Schulde sicher alle wieder einlösen.“

40.

Als der Herzog von Alba 1568 die vornehmen Herren der Niederlande, die ihr Mißvergnügen mit der spanischen Regierung erklärt hatten, besonders die Grafen Horn und Egmont, zu sich nach Brüssel rief, stimmte der Prinz Wilhelm von Oranien dahin, daß die Einladung nicht befolgt werden sollte, weil den Spaniern nicht zu trauen sey. Die andern waren der entgegengesetzten Meynung, und sagten ihm, wenn er nicht erscheine, sey er in Gefahr, seine Güter zu verlieren. Als nun diese abreisten, nahm einer von ihnen Abschied von ihm, mit den Worten: „Adieu, Prinz ohne Land!“ Er aber erwiederte: „Adieu, ihr Herrn ohne Köpfe!“ Beyde Abschiedsformeln wurden genau erfüllt.

41.

Als der Herzog Johann von der Pfalz die Regierung antrat, bat er seinen Vetter, den Landgrafen Wilhelm von Hessen um seinen

Rath. Dieser sagte ihm: „im Regimente sey nicht hochmuthig, sonst möchtest du eben anstossen, und fallen, aber bücke dich auch nicht zu tief, sonst sieht man dir in den Hintern.“

Rudolf von Habſpurg und Ottokar von Böhmen.

Friedrich, der zweyte, aus dem Hauſe Hohenſtaufen, welcher im Jahr zwölfhundert und eilf von den Teutſchen zu ihrem Könige gewählt wurde, war ein Fürſt von hohem Sinne, freyem Blick, und unerſchütterlicher Kraft im Wollen und Handeln. Was von ſeinen Vorfahren am Reiche vielleicht geahnet und gewünſcht, aber von keinem gewagt ward, das machte er zur Aufgabe ſeines Lebens, nämlich die mächtigen Reichsbeamten, die dem Kaiſer zu Trotze ſich zu erblichen Herrn von Land und Leuten erſchwungen hatten, in ihre urſprünglichen Kreiſe zurük zu führen, den Einfluß der Prieſterſchaft auf die weltlichen Angelegenheiten zu hemmen, und der kaiſerlichen Würde die Majeſtät und die unbeſchränkte Macht wieder zu verſchaffen, die ſie, ſeit dem das Auge Karls des Groſ-

ſen erloſchen war, immer mehr verlohren hatte, Teutſchland und Italien wollte er vereinigen in eine Monarchie; in Mailand wollte er ſeinen Thron errichten. Von dort aus ſollte ſeine eine Hand den Aetna, die andere die Ufer des baltiſchen Meers berühren. Was zwiſchen dieſen beyden Punkten lebte und webte, ſollte unbedingt ſeinem Geſetze gehorchen; alle chriſtlichen Völker ſollten in ihm ihren Beſchützer, ihren Schiedsrichter und ihr höchſtes Oberhaupt verehren. — Aber was von ihm mit ſo groſſer Kühnheit gedacht, und bald mit ruhiger Kälte, bald mit raſchem Muthe verfolgt ward, ſcheiterte an dem unermüdbaren und von ſeltener Scharfſicht geleiteten Widerſtand der Päbſte, welche die von ihnen ſelbſt beabſichtigte Univerſalmonarchie mit Schreken durch das Aufkommen einer andern bedroht ſahen: — und nach einer zwey und dreiſſig jährigen Regierung ward Friedrich auch nicht einer der Hoffnungen froh, die er durch ſo viele Sorgen und Anſtrengungen erfüllen wollte; vielmehr ſtanden hinter einander zween Gegenkönige ihm zur Seite, die ganze Lombarden hatte die Waffen gegen ihn ergriffen, die groſſen Reichsvaſallen, die Biſchöfe und der Adel waren zu noch gröſſerer Macht und Unabhängigkeit gelangt,

und nur zu immer empfindlichern Demüthigungen schien das Schikſal ihn erhalten zu wollen, als Manfreds Gift (1250) ſeine Tage endete. Weil er, von dem Bannſtrahle berührt, verſtorben war, erhielt er nicht einmal ein feyerliches Leichenbegängniß, wie der chriſtliche Ritus es fordert.

Mit ſeinem Leben erloſch der Glanz, der während der Herrſchaft der Könige aus dem Hauſe Schwaben das römiſche Reich verherrlicht hatte. Hier ward von einem Theile der Stände noch immer der Graf Wilhelm von Holland als des Reichs Oberhaupt begrüßt, während der gröſſere Theil Konraden, dem Sohne Friedrichs, huldigte. Aber nach einem kurzen Laufe von vier Jahren rief der Tod den letztern von dem Throne, den er nur mühſam gegen die von dem unverſöhnlichen Pabſte Innozenz IV. wider ihn erregten Feinde behauptet hatte; auch Wilhelm überlebte ihn, kaum um anderthalb Jahre, ohne daß er vermocht hätte, dem königlichen Namen das Gewicht und das Anſehen zu geben, ohne die er ein leeres und lächerliches Traumgebilde war.

Die teutſche Krone hatte ihren Glanz und Werth in dem Grade verlohren, daß ſich unter den [illegible]en Fürſten auch nicht einer

fand, der bereitwillig geweſen wäre, ſie anzunehmen. Welche Reize konnte auch ein Zeichen der Herrſchaft haben, das durchaus keine Gewalt und keinen Einfluß mehr gewährte, und das man nicht annehmen konnte, ohne daß man zugleich die Ruhe ſeines Lebens und alles ſonſt wohl erworbene Privateigenthum daran ſetzte? So ward dieſe Krone zu einem Gegenſtande merkantiliſcher Spekulation gemacht. Einige Fürſten nahmen von dem Grafen Richard von Kornwallis, andere von dem Könige Alphons von Kaſtilien große Summen, und jede Parthie ertheilte dagegen ihrem Begünſtigten ihre Stimmen. So erhielt Teutſchland abermals zween Könige, und keiner von beyden war von teutſchem Stamme. Aber auch ſie hatten nicht viel mehr, als den bloſen Namen, um ihr Geld erkauft. Alphons heirat nie das Land, deſſen oberſten Beherrſcher er ſich nannte; und Richarden geſtatteten die zerrütteten Angelegenheiten ſeiner Heymath ſelten dieſſeits des Meeres die Rechte geltend zu machen, die er durch ſeine Wahl und Krönung (1257) erworben hatte.

Man nennt die Periode, die von dem Tode Friedrichs II. beginnt und mit der Wahl

Rudolphs von Habspurg sich schließt, die Zeit des großen Zwischenreichs, treffender durfte man sie die Zeit der Anarchie nennen. Das königliche Ansehen lag zu Boden; die Gesetze waren verachtet und vergessen; das Recht war erloschen unter der siegenden Gewalt. Die Politik der Könige aus dem schwäbischen Hause hatte unverwandt ihre Blike nach Italien gerichtet; mit den Kräften Teutschlands wollten sich diese Fürsten einen großen Erbstaat jenseits der Alpen gründen; aber sie bereiteten sich dadurch ihren Untergang und tödten allmählich das Verhältniß der Unterordnung, indem die Reichsvasallen zu dem Reichsoberhaupte standen, gänzlich auf. Um Italien zu erobern, bedurfte man der täglichen und kräftigen Hülfe dieser Vasallen, und um gegen den Widerstand der Päbste und ihrer Anhänger sich zu behaupten, war den Königen alles an der Freundschaft der Stände gelegen. Deßhalb bewilligte man diesen jedes Vorrecht, was sie verlangten; man brachte ihnen die schönsten Reichsdomainen zum Opfer dar; man übersah ihnen die gräßlichsten Handlungen der Willkühr und des Eigennutzes, und es bildete sich zwischen dem Haupte und den Gliedern des Reichs ein Ton und eine Haltung, in denen von dem Verhältnisse des Herrn

zum Unterthanen kaum noch eine Spur ſichtbar war. Da die Könige, welche auf Friedrich II. folgten, durch keine perſönliche Eigenſchaften imponirten; und nur wenige Jahre im Beſitze ihrer Würde waren, auch gegen einen jeden derſelben ein Theil Teutſchlands ſich im offenen Aufſtande befand, — ſo bildete ſich dieſe Unordnung der Dinge immer mehr aus, und der königliche Name ward der Spott der Groſſen und die Verachtung des Volks.

Das Band, welches die Fürſten und Stände des Vaterlands unter einander verknüpft hatte, war zerriſſen, und indem jeder groſſe Gutsbeſitzer und jede Gemeinde für ſich beſtand, gab es für ihre gegenſeitige Rechte keine Gewährſchaft mehr, als die Macht jedes Einzelnen. Die Herzoge und die Grafen, im erblichen Beſitze ihrer Würden und Länder, umgaben ſich mit zahlreichen Kriegsheeren, und behaupteten ihre Selbſtändigkeit und ihre oft ungerechten Anſprüche, gegen das Geſetz und gegen das Erkenntniß befugter Richter, mit den Waffen: der niedrigere Adel befeſtigte ſich in ſeinen Burgen, machte ſeine Reiſigen wehrhaft, und trieb den Straſſenraub, der für ein ehrliches, ritterliches Gewerbe galt. Indem dieſe ſich der Waffen

bedienten, um zuzugreifen und zu usurpiren, benützten Bischöfe und Aebte zu demselben Zwecke den Aberglauben, und wenn dieser seinen Dienst versagte, sandten wohl auch sie aus ihren reichen Sitzen ihre Gewaffneten aus. Die Städte verschanzten sich mit starken Mauern und Bollwerken, und nahmen hinter ihnen, so weit als die Ritter auf ihren Felsenschlössern, von niemand Gesetze an: der Landmann aber führte ein kümmerliches Leben, indem er nie seines unverwahrten Eigenthums sicher seyn mochte, und als Sklave seines Zwingherrn allen heitern Genuß des Daseyns entbehrte. Jeder durfte, was er konnte; es war der Macht alles erlaubt; die Vernunft war verstummt vor dem Schwerte; es gab kein Gesetz und keinen Frieden des Landes mehr; alles ward nach der Regel des Faustrechts abgethan; jeder sicherte sich so gut er konnte; der Mächtige stand Einzeln gegen alle; die Schwächern verstärkten sich durch Bündnisse. Teutschland stellte ein wüstes, chaotisches Bild eines durch innern Zwiespalt zerrütteten Staates dar. Wäre es in dieser Zeit von irgend einer auswärtigen Macht mit Nachdruk angefallen worden, es würden seine Bewohner, in ihrer Zersplitterung, dem Joche nicht entronnen seyn. Aber die Vorsehung wollte die Teutschen

noch länger als eine unabhängige Nation erhalten, ob sie gleich der Unabhängigkeit nie unwürdiger waren, als eben in diesen Tagen.

Dieser Zustand der Verwirrung hatte den höchsten Grad erreicht, als der König Richard, im Jahr zwölfhundert neun und siebenzig, ferne von dem teutschen Boden, auf seinen englischen Erbgütern starb. Sein Tod schien der Nation willkommen; denn so verführerisch auch der Genuß der Ungebundenheit und der freyen Eigenmacht ist, so war doch die Sehnsucht nach Ordnung und Recht allgemein, deren Wiederherstellung aber von Richarden nicht zu erwarten stand. Jedermann fühlte die Unbehaglichkeit, in welche das Bewußtseyn versetzt, daß man seines Eigenthums nicht sicher sey. Niemand konnte seines Besitzes froh werden, niemand im Frieden genießen und verbessern, was er vielleicht mit Unrecht erworben hatte. Der Mächtige schwebte so gut in Gefahr, als der Schwache; denn es konnte ja dieser durch seines Gleichen sich gegen ihn verstärken. In einem beständigen Kriege aller gegen alle, müssen nothwendig die meisten verlieren. Ueberdieß erträgt es die höhere Natur des Menschen nicht, daß das Gesetz der Vernunft immer untertreten werde; auch in der äußersten Ver-

wilderung dringt der Geiſt unabläſſig ſich dem Zuſtande des Rechts entgegen. Alſo traten die Fürſten im Herbſte des Jahrs 1273 zu Frankfurt zuſammen, entſchloſſen, einen König zu wählen, dem es nicht an Kraft und Muth gebrache, um dem verfallenen und zerrütteten Reiche wieder aufzuhelfen.

Es ſtand zu erwarten, daß Alphons von Kaſtilien, nach dem Tode ſeines Nebenbuhlers, die Rechte geltend machen würde, die er durch ſeine frühere Wahl erworben hatte. Aber er ſchien, unter den vorigen vergeblichen Bemühungen, um die teutſche Krone auf ſeinem Haupte zu befeſtigen, der Wünſche ſeines Ehrgeizes müde geworden zu ſeyn, und die Parthie, die an ſeiner Erhebung gearbeitet hatte, war Theils Richarden zu gefallen, Theils bezeugte ſie keine Luſt, ihn nachdrüklich zu unterſtüzen. Es war deßhalb bey der neuen Wahl kaum eine Rede von ihm, und bald bewährte er die Unbefangenheit ſeines Urtheils über die Lage der Dinge, indem er förmlich auf ſeine Anſprüche auf die Krone verzichtete —

Auch war es umſonſt, wenn itzt die Teutſchen ihr Augenmerk auf das Haus Staufen richteten, das ihnen ſo manchen tapfern und

edeln Regenten gegeben, und mehr als hundert Jahre hindurch das Reich mit so viel Kraft und Ruhm beherrscht hatte. Denn zu dieser Zeit war der treffliche Stamm der schwäbischen Friedriche bereits verdorrt, nachdem Konradin, der letzte Zweig desselben, am 29. Oct. 1268 unter dem Beile seiner Mörder geblutet. Es war die Aufgabe der Fürsten, in der Mitte der überlebenden Geschlechter einen Helden zu suchen, der an Geist und Muth den Vätern Konradins glich, um herzustellen und zu verbessern, was seit dem Tode des zweyten Friedrichs untergegangen und zerrüttet war.

Vor allen drang sich unter ihnen Ottokar, König von Böhmen, hervor, um den erledigten Thron zu beleigen. Aber weder sein in so vielen ausdrukvollen Handlungen geoffenbarter Charakter, noch die furchtbare Macht, in deren Besitz er sich befand, konnte ihm die Zuneigung der Fürsten gewinnen. Zwar hatte er sich immer kühn, unternehmend, schlau und standhaft in seinen Vorsätzen erwiesen; aber er konnte als König durch diese löblichen Eigenschaften den Ständen zur Geissel werden, da er mit denselben einen rauhen, despotischen Sinn, ein wildes Ungestümm im Handeln, und eine oft an Grausamkeit gränzende Härte verband. Da,

bey war er Herr des ganzen Ostens von Teutschland, vom Böhmer Walde und vom Inn an, bis zur Gränze von Ungarn. Mit den Kräften solcher weitläuftigen und fruchtbaren Lande konnte ein immer mit hohen Planen beschäftigter, herrschsüchtiger Fürst ja wohl der Tyrann von Teutschland werden. Diese Gefahr fürchteten die Stände um so mehr, da ihre Freyheit ein neu erworbenes Gut war, und da sie es noch nicht vergessen hatten, wie einst die Entwürfe Friedrichs II. sie bedrohten. Ueber dieß war kurz zuvor das österreichische Erbe von Ottokarn auf eine Weise erworben worden, die den Ständen warnend bewährte, wie sehr dieser Fürst auf Vergrößerung strebe, und wie wenig ihm um rechtliche Begründung dessen zu thun sey, wozu die Gewalt ihm verholfen.

Im Jahre zwölfhundert sechs und vierzig war nämlich der Herzog Friedrich von Oesterreich, genannt der Streitbare, als letzter Stammhalter des alten babenbergischen Geschlechts, in einem Treffen gegen den König Bela von Ungarn, erschlagen worden. Da derselbe keinen ähnlichen Nachkommen hinterlassen, und für den Fall seines Abscheidens nichts verordnet hatte, so betrachtete der Kaiser Fried-

richs II. die Lande Oesterreich und Steyermark als erledigte Reichslehen, nahm sie in Besitz, und ließ sie von dem Grafen Otto von Eberstein in kaiserlichem Namen verwalten. Indessen erhuben die weiblichen Verwandten des Erblassers ihre Ansprüche auf die Hinterlassenschaft des Herzogs, namentlich seine beyden Schwestern Margaretha, Witwe des römischen Königs Heinrich, und Konstantina, Gemahlinn des Markgrafen von Meissen, Heinrichs, des Erlauchten, so wie seine Nichte Gertraut, Tochter seines Bruders Heinrich. Der Pabst Innozenz IV. sah mit Schrecken, daß dieser Erbfall eine neue Veranlassung zur Vergrößerung des ihm so sehr verhaßten Hauses Stanfen werden könnte, wie denn auch der Kaiser die erledigten Lande, in seinem Testamente, wirklich für seinen Enkel Friedrich, den ersgebohrnen Sohn des römischen Königes Heinrich, bestimmte. Der Pabst wandte sich deßhalb an den König Bela von Ungarn, und an den König Wenzel von Böhmen, und bot ihnen die Erbschaft zum Geschenke an. Sogleich fiel der erstere in Oesterreich ein, während der Herzog Otto von Baiern, im Bunde mit ihm, das Land von der Westseite her überzog, um bey dieser Gele-

genheit die einst seinem Hause entrissenen Gegenden ob der Ens wieder zu erobern. Otto von Eberstein führte die Oesterreicher, die weder die Zertrümmerung ihres Landes, noch die Einverleibung desselben in einen fremden Staat wollten, gegen die auswärtigen Feinde an; es entbrannte ein heftiger, zerstörender Krieg, in welchem die schönen Ufer der Donau jämmerlich verwüstet wurden: und der Pabst ließ seinen Zorn gegen die Widerstrebenden aus, indem er sie mit dem Interdikt belegte.

Die österreichischen Landstände waren indessen übereingekommen, die Lande, die sie repräsentirten, der oben gedachten Bertraud anzutrauen, die aus dem Blute ihres alten Regentenstamms entsprossen mehr zu diesem Erwerbe berechtigt war, als jeder Fremde. Auf ihre Veranstaltung vermählte sie sich mit dem Markgrafen Hermann V. von Baden, und dieser kam mit dem Entschlusse herbey, das altväterliche Erbe seiner Gemahlinn gegen jedermänniglich zu vertheidigen. Aber er vermochte nicht, sein Recht gegen die überlegene Macht des auf seinen Ansprüchen beharrenden Königes Bela zu behaupten, und ein früher Tod (1250) vereitelte alle Hoffnungen, die man auf ihn gesetzt hatte. Nun beschlossen die Stände, sich an den Mark-

grafen Heinrich von Meissen zu wenden, und das Land einem seiner beyden Söhne, die von ihrer Mutter her Neffen des letzten Herzogs waren, anzubieten. Es ward eine Gesandtschaft an ihn abgeordnet. Diese nahm ihren Weg über Prag. Der König Wenzel von Böhmen hatte auf die Angelegenheiten von Oesterreich immer ein scharfes Auge gerichtet. Er war eher als einer der ernsthaftesten Prätendenten des Landes aufgetreten. Denn schon in dem Todesjahre Friedrichs des Streitbaren hatte dessen Tochter Gertraut, dieselbe, die nachher mit dem Markgrafen von Baden vermählt ward, seinem Sohne Wladislaus die Hand gegeben; aber vom schnellen Tode übereilt, konnte dieser die Rechte der Gemahlinn nicht verfolgen. Um deßwillen gab man an dem Hofe zu Prag die Plane auf ein Land nicht auf, das sich so schön mit Böhmen zurundete, und durch dessen Erwerb so entscheidende Ueberlegenheit im teutschen Reiche gewonnen ward. Deßhalb, als Wenzel vernahm, daß die österreichischen Gesandten in seiner Hauptstadt angekommen seyen, sprach er mit ihnen über die Angelegenheiten ihres Vaterlandes, bewies, daß der Markgraf von Meissen nicht mächtig genug sey, dasselbe ge-

gen den König Bela zu beschützen, zeigte, wie dieser Schutz ihnen am kräftigsten von Böhmen aus gewährt werden könnte, erklärte ihnen, daß sein Sohn Ottokar, Markgraf von Mähren, alles in sich vereinige, was dem Interesse Oesterreichs zuträglich sey, und unterstützte seine guten, lokenden Worte mit ansehnlichen Geschenken, wodurch die Gesandten bewogen wurden, wieder umzukehren, um dem Lande die Anerbietungen des Königs vorzutragen. Ottokar folgte ihnen, an der Spitze eines ansehnlichen Heeres, nach, und nachdem er, Theils durch Gewalt, Theils durch Bestechungen, die Mehrheit der Landstände auf seine Seite gebracht hatte, gelang es ihm, sich die lange bestrittene Erbschaft zu unterwerfen. (1251.) Um seinem Beginnen einen Schein des Rechts zu geben, vermählte er sich mit der verwittibten römischen Königinn Margaretha, die er aber, als er bey dem befestigten Besitze jenes Anscheins nicht mehr bedurfte, wieder verstieß. Auch gegen ihn hatte Bela seine Ansprüche mit den Waffen behauptet; aber nach einem verwüstenden Kriege versöhnten sich die Partheyen, (1254.) und Ottokar, der unterdessen seinem Vater auf dem böhmischen Throne nachgefolgt war, opferte zum Vortheile seines Gegners das Herzogthum Ste-

ermark auf, das Bela seinem Sohne Stephan überließ. Im J. 1259 empörten sich aber die Steyermärker gegen ihren Herzog, und Ottokar, von ihnen herbey gerufen, führte das Schwert so glüklich gegen die Ungarn, daß sie allen ihren Rechten auf das Land entsagten. Bald darauf empfieng er, um sich in seinem Besitze zu sichern, von dem Könige Richard, die Belehnung, nicht nur über Böhmen und Mähren, sondern auch über seine Eroberungen auf der rechten Seite der Donau. Die Frucht seiner Ränke und seines Waffenglüks schien ihm auf immer verbürgt, zumal da auch Konradin von Schwaben nicht mehr war, der, wenn das Schikſal ihn begünstigt hätte, vorallem seine Rechte auf Oesterreich gegen den Usurpator ausgeführt haben würde. Ueberdieß hinderte ihn, in dem damaligen zerrütteten Zustande des Reichs, niemand, die Zeit zu weitern Vergrösserungen zu benützen. Unbekümmert um die Bedingungen, welche die Steyze und die Lehnsverfassung forderten, ließ er sich von den Herzoge Ulrich Kärnthen und Krain insgesamtlich zuerkennen, und so sah man sein Gebiet bis an die Ufer des adriatischen Meeres hingedehnt. Dabey nahm er sich nicht die Mühe

den Schalten, den die Art des Erwerbs auf ihn warf, durch Gesetzmäßigkeit und Güte in der Verwaltung zu mildern. Mit eiserner Strenge herrschte er über seine Unterthanen; mit Uebermuth und Trotz behandelte er seine Nachbarn.

So konnte es den Fürsten, welche auf dem Wahltage in Frankfurt versammelt waren, nicht entgehen, was von Ottokarn zu erwarten stand, wenn sie ihm die königliche Würde übertrugen. Es mochte wohl durch ihn der Anarchie im Reiche gesteuert werden; aber war es nicht ein gleich grosses Uebel, wenn man, indem man ihr entgieng, sich in die Ketten einer schmählichen Knechtschaft schlagen ließ? Es fiel auch nicht eine Stimme für den König von Böhmen, dagegen war das die herrschende Meynung, man bedürfe eines weisen, gerechten und tapfern Regenten, der aber nicht so mächtig wäre, daß er die Freyheit der Stände gefährden könnte. So ward, ohne daß er sich um die Krone beworben hätte, der Graf Rudolph von Habspurg genannt, als der einzige, in dem alle äussern und innern Bedingungen vereinigt waren, von denen das Frommen des Reichs zu erwarten stand. Aus einem der edelsten oberteutschen Geschlechter entsprossen, be-

ließ er einige Herrschaften in der Schweiz und in Schwaben, die durch ihren Umfang keine Besorgnisse erregen konnten. Er hatte in seiner Jugend, im Gefolge der Könige aus dem Hause Staufen, dem er auch in seinem Unglücke in Treue zugethan blieb, sich in den Künsten des Kriegs und der Ritterschaft geübt; auch eine Zeit lang dem Könige Ottokar an seinem Hofe und in seinen Lagern gedient, als Mann aber in vielen gerechten Fehden durch Weisheit, Tapferkeit und Redlichkeit sich großen Ruhm erworben, und sein väterliches Erbe gemehrt. Sein Name ward in ganz Teutschland mit Achtung ausgesprochen. Alle, die ihn umgaben, liebten ihn um seiner Einfalt, Treuherzigkeit und um seines heitern Sinnes willen, so wie er ihre Ehrfurcht erwarb durch strenge Gerechtigkeit, durch Gottesfurcht und durch standhaften Muth. Seine Tugenden waren überdies durch lange Uebung bewährt. Denn er hatte zu dieser Zeit bereits ein Alter von fünf und fünfzig Jahren.

Der Kurfürst Werner von Mainz, aus dem Hause der Herrn von Flakenstein, brachte Rudolphs Namen bey den Berathschlagungen über die Wahl, in Erregung, und pries die Verdienste und die Eigenschaften des Mannes, der ihn einst bey einer Reise nach

Rom ſo willfährig und ſicher beſchützt, und ihm ſo viele Beweiſe von Verſtand und Redlichkeit gegeben hatte. Ihn unterſtützte der Burggraf Friedrich von Nürnberg, des Habſpurgers Neffe, indem er die Wahlfürſten, thätig und beredt, auf des geliebten Oheims Tugenden aufmerkſam machte Unter dieſen Wahlfürſten waren die von Brandenburg und Sachſen, ſo wie der Pfalzgraf Ludwig, unvermählt; Rudolf aber hatte ſechs blühende Töchter; ſo konnten die gegenſeitigen Intereſſen durch die ehelichen Bande geſichert werden. Man unterhandelte über dieſen Punkt mit dem Burggrafen; dieſer übernahm die Verbindlichkeit, die väterliche Einwilligung bey dem Oheim zu bewirken; die Fürſten übertrugen dann das entſcheidende Wort dem Pfalzgrafen, und dieſer that den Ausſpruch, daß Rudolf die Krone erhalten ſollte. (1273 am 30. Sept.) Umſonſt proteſtirte der Biſchof Berthold von Bamberg, im Namen des Königes Ottokar, gegen die Wahl; der Burggraf von Nürnberg und nach ihm der Reichsmarſchall Heinrich von Pappenheim wurden abgeſandt, dem Habſpurger ſeine Erhöhung kund zu thun. Sie fanden ihn im Lager vor Baſel, welche Stadt er, im Zerwürfniſſe mit ihrem Biſchofe, mit einer anſehnlichen Kriegs-

macht, einschloß. Sobald jene Kunde erscholl, ward die Fehde durch Versöhnung geendigt; Rudolf machte sich, umgeben von einem stattlichen Gefolge schwäbischen Adels, auf, zog herab nach Aachen, wurde mit grosser Pracht gekrönt, und belehnte die Fürsten mit ihren Ländern.

Es gehört nicht in den Plan dieser Erzählung aus Rudolfs Regierungsgeschichte, umständlich darzuthun, welch' ein freundliches Gestirn in dem Augenblike über Teutschland leuchtete, in welchem die Verwaltung, oder vielmehr die Wiederherstellung des Reichs ihm anvertragen war, der, der Einzige unter Tausenden, alle Eigenschaften des Geistes und des Gemüthes hatte; um ein wüstes gemeines Wesen zu ordnen und zu säubern, und sein verwildertes Zeitalter wieder an die Herrschaft der Gesetze zu gewöhnen. Recht planmäßig, als hätte er es längst überdacht, begann er sein Werk, und mit einer Energie, welche die Bösen zittern machte, und alle Guten für ihn begeisterte, setzte er es fort. Es wurden von ihm die Lehren mit grosser Empfänglichkeit beherzigt und benützt, welche die Erfahrungen seiner Reichsvorfahren aus dem schwäbischen Hause allen ihren Nachfolgern gaben. Darum stellte er den Frieden mit dem Pabste her, und erhielt ihn aufrecht, mehr durch grosse

Verheissungen, als durch Opfer; der italienischen Händel entschlug er sich, denn in ihnen hatte die alte Macht der Könige sich verzehrt; all' sein Sinn und sein Streben war auf Teutschland gerichtet, wo sein eigentlicher Beruf ihn ansprach, und wo es ihm nicht, wenn seine Plane gelangen, an Ruhm und Ansehen fehlen konnte; auch strebte er, das Gut seines Hauses zu vermehren, weil aller Glanz der Krone an der erblichen Macht ihres Innhabers zu hängen schien. Auf diesem Wege wandelte er kräftig und muthig fort, und auf ihm machte er die schönste Epoche in der Vaterlandsgeschichte, so wie er auch auf ihm das schönste Lob erwarb, das einem Regenten werden kann, indem er die Zwietracht und den Eigennutz durch die Macht der Gesetze zähmte, und statt der herrschenden Gewalt den durch sie verdrungenen Rechtszustand wieder herstellte.

Ottokar gerieth in die heftigste Erbitterung, als er die Kunde erhielt, daß Rudolf auf den erledigten Thron des Reichs erhoben worden sey, nicht nur, weil er dadurch die Anschläge seines Ehrgeizes und seiner Herrschsucht vereitelt sah, sondern auch weil er von dem gewählten Könige voraussetzen durfte, daß er seine

Rechte auf die österreichischen Lande einer neuen Prüfung unterwerfen würde. Es war nicht in Ottokars Charakter, politisch seine Gesinnungen zu verschleyern, oder durch geheime List auf seine Zwecke zu streben. Er erklärte öffentlich, daß er Rudolfen nicht als König anerkenne, und keine Belehnung von ihm annehmen werde. Zugleich wandte er sich an den Pabst Gregor X. mit der Aufforderung, daß er der geschehenen Wahl seine Zustimmung verweigern sollte; und als er hier seine Absicht nicht erreichte, verbot er den Bischöfen, die von der Kirchenversammlung von Lyon zurük kamen, wo ein Kreuzzug gegen die Saracenen beschlossen war, in seinen Landen den Zehenden zu erheben, oder das Kreuz zu predigen. Dabey verheimlichte Rudolf nicht, daß nur die sich seines Schutzes zu erfreuen haben sollen, welche das Ihrige auf dem Wege der Gesetze erworben, und mit Achtung für Recht und Ordnung verwalten. Denn schon bey seiner Rükkehr von der Krönung ließ er zu Speyer ausrufen: wer in der verflossenen Zeit der Verwirrung Güter und Lehen des Reichs entfremdet, soll sie wieder zu seinen und des Reichs Händen stellen. Diese Kundmachung konnte einen Anmasser, wie es Ottokar war, nicht mit dem Könige versöhnen.

Bald darauf hielt Rudolf seinen ersten Reichstag zu Nürnberg. Mit Freude hatten sich die Fürsten und Stände vor ihm versammelt, weil sie seinen Eifer für das Recht und seinen edeln Muth ehrten, und weil es in Allen herrschende Hoffnung war, daß durch diesen Mann des Reiches Glanz, so wie das Wohl der Nation werde wieder hergestellt werden. Er schlichtete die Klagen der Entzweyten, bestätigte jeden rechtmäßigen Besitz, und empfieng den Eid der Huldigung von den Getreuen. Die geschriebenen Rechte und kaiserlichen Satzungen wurden verlesen, der Straßenraub bey hoher Ahndung verboten, und der Landfriede beschworen. Alles schikte sich zu einer schönern Ordnung der Dinge an. Aber vergeblich suchte man in der erlauchten Versammlung den König von Böhmen. Auch der Herzog Heinrich von Baiern war nicht erschienen.

Dieser letztere hatte Nieder-Baiern und den Nordgau inne, während sein Bruder Ludwig, derselbe, der, wie bemerkt worden, auf dem Tage zu Frankfurt Rudolfen als König ausgerufen, die Pfalzgrafschaft am Rhein und Ober-Baiern beherrschte. Er konnte es Ludwigen nicht verzeihen, daß er

bey der Königswahl, ohne seine Mitwirkung, einseitig die baierische Stimme geführt hatte, und anerkannte deßhalb das Resultat nicht, das aus diesem, wie er behauptete, gesetzwidrigen Verfahren hervor gieng. Ottokar fand ihn damit empfänglich für seine Interessen, und beyde standen für einen Mann, indem sie die alte Feindschaft vergaßen, die eher in einen heftigen Krieg unter ihnen ausgeschlagen war. Der Bruderzwist erreichte einen so hohen Grad von Erbitterung, daß Heinrich, als Ludwig Rudolfs Prinzessinn, wie in Frankfurt vertragen ward, die Hand gab, die Waffen ergriff, und in Ober-Baiern einfiel. Nachdem man durch Mord und Brand des Unheils genug angerichtet hatte, kam es zwar zum gütlichen Austrage; es hatten aber an demselben die Herzen keinen Antheil. Vom Nürnberger Reichstage aus hatte Rudolf den Burggrafen von Nürnberg an den König von Böhmen abgeschickt, der ihm mit kräftiger, männlicher Beredsamkeit darthat, was er dem Reiche schuldig war; aber er hatte nichts über ihn vermocht. Auch auf die Versammlung der Stände zu Würzburg wurde er geladen, und ungehorsam blieb er abermal aus. Nun eröffnete

der Kaiſer einen Reichstag zu Augſpurg (15. Mai 1275.) um das früher gegebene Mandat, wegen Zurükſtellung der dem Reiche entzogenen Güter und Rechte, zu wiederholen und zu vollziehen. Es ergiengen neue Ladungen an die Widerſpenſtigen nach Böhmen und Baiern. Allein alle Erwartung erſchienen auch Geſandte von Ottokar und Heinrich. Aber bey ſo groſſem Zwieſpalte der Anſichten und der Gemüther konnte nichts Fruchtbares geſchaft werden. Mit Trotz und Ungebühr ſprachen die böhmiſchen Abgeordneten von dem Rechte, und mit Uebermuth von der Macht ihres Herrn, und die baieriſchen wurden durch das Erkenntniß, daß, bey den Königswahlen, die Stimmen der beyden Brüder Ludwig und Heinrich für eine unter ſieben gerechnet werden ſollten, nichts weniger als zufrieden geſtellt. Die gegenſeitigen Erklärungen hatten nur dazu gedient, die Unheilbarkeit des beſtehenden Zwiſtes zu offenbaren. Da ſprach Rudolf die Acht über die beyden rebelliſchen Fürſten aus, und erklärte ſie aller ihrer Länder und Würden verluſtig. Ottokar und Heinrich aber verbanden ſich mit einander zum Schuz und Trotz, und da jener dieſem groſſe Geldſummen darbot, und ihm zugleich die feſte Burg Scharding am Innſtrom, kettete er ihn

unzertrennlich an ſeine Sache und an ſein Schickſal.

Die Lage der Umſtände geſtattete keine ſchleunige Vollziehung der ausgeſprochenen Acht. Nicht nur war es nöthig, zu einem Kriegszuge gegen zween ſo mächtige Fürſten, mancherley vorbereitende Maaßregeln zu nehmen, ſondern es wollte auch Rudolf vor allem ſeine Verhältniſſe mit dem päbſtlichen Stuhle beſtimmen und befeſtigen. Zu dieſem Ende kam er im Oktober deſſelben Jahrs mit Gregor X. in Lauſanne zuſammen, beſchwor die frühern Verträge, die ſeine Geſandten mit dem römiſchen Hofe geſchloſſen hatten, verſprach der Kirche ſeinen Schutz, machte ſich verbindlich, die Krönung zu Rom zu empfangen, und gelobte einen Kreuzzug nach Palästina, wodurch er den Papſt vollkommen für ſich und ſeine Intereſſen gewann, obgleich die Erfüllung der gegebenen Zuſicherungen nicht unbedingt in ſeinen Abſichten zu liegen ſchien, und auch theils durch die eintretenden veränderten Umſtände unmöglich wurde. Aber als Rudolf wieder nach Schwaben zurück kam, ſah er, wie eine Menge neuer Feinde gegen ihn aufgeſtanden war. Mehrere Grafen dieſes Landes hatten nämlich während der Anarchie, die ſeit Friedrichs II. Tod eingetreten

war, und besonders seit dem Untergange des Hauses Staufen, recht habsüchtig zugegriffen, und viele Güter und Nutzungen an sich gezogen, die unstreitiges Eigenthum des Reichs gewesen waren. Mit Strenge forderten Rudolfs Ordnungen alles dieses wieder zurük; aber die Usurpatoren hatten keine Lust, das zu entbehren, in dessen Besitz sie sich für so sicher gehalten hatten. Ottokar's und Heinrichs Beyspiel machte ihnen Muth, und bald wurden Verbündnisse zwischen dem Westen und dem Osten angeknüpft. So traten der Markgraf Rudolf zu Baden, die Grafen Ulrich und Eberhard von Wirtemberg, die Grafen von Helfenstein, von Freyburg und Neuenburg, das Haus Montfort, und einige andere Herrn von gleichem Gewichte in den Stand förmlicher Empörung. Rudolf sah sich dadurch von einer Gefahr bedroht, die nicht verachtet zu werden verdient. Denn die Kette seiner Feinde erstrekte sich nun vom Rhein bis an die Gränze Ungarns: niemand war ihm in diesen Gegenden getreu verblieben, als sein Eidam Ludwig von Baiern und ein Theil des oberländischen Adels; von den Städten, die seiner Sache zugethan waren, hatte er wenigstens keine Hülfe zu erwarten; seine meiste Hof-

zung konnte nur auf ihn selbst gegründet seyn. Aber muthig und sicher, und seinem alten Glüke vertrauend, zog er das Schwert, um die Verschwörung zu trennen. Er drang mit seinen Getreuen über den Schwarzwald herein, belagerte Freyburg, und zwang den Markgrafen, indem er den größten Theil seines Landes eroberte, zur Unterwerfung. Als dann auch der Pfalzgraf mit seinem Volke herbei kam, sahen die Widerspänstigen kein Heil mehr im Kriege. Sie gelobten Gehorsam, und der König, dem es vor allem darum zu thun war, seinen Rücken zu sichern, vergab ihnen. Dies geschah im Sommer des Jahrs zwölfhundert sechs und siebenzig.

So bald Schwaben beruhigt war, machte sich Rudolf auf, um in Nieder-Baiern und Oesterreich das Ansehen der königlichen Würde herzustellen. Es sammelte sich ein mächtiges Heer um ihn her. Zwar die Reichsvasallen in Schwaben, die er so eben zum Gehorsam gebracht hatte, leisteten ihm, vermuthlich in Gemäßheit des geschlossenen Unterwerfungsvertrags, in diesem Kriege die Heeresfolge nicht. Dagegen kamen der Pfalzgraf Rudolf von Tübingen, die Grafen Albrecht von Hohenberg und Hugo von Werdenberg,

und der Markgraf Heinrich von Burgau mit ihren Dienstleuten herbey: das nämliche that der übrige schwäbische Adel. Auch im Elsaß sammelte sich alles, was wehrhaft war. Seit langer Zeit hatte man eine solche Ritterschaft nicht beysammen gesehen. Das Heer wandte sich über Nürnberg nach Regenspurg, und von hier aus drang dasselbe mit Macht in Nieder-Baiern ein. Auf der Ebene bey Straubingen ward Heinrich geschlagen. Da trat der Bischof Leo von Regenspurg zwischen die Partheyen, und vermittelte den Frieden. Heinrich verließ die böhmische Sache, anerkannte den König und versöhnte sich mit seinem Bruder Ludwig. Um die Bande der neuen Freundschaft noch fester zu knüpfen, gab Rudolf seine Tochter Katharina, dem Prinzen des Herzogs Heinrich Otto zur Ehe, und räumte ihm Theils als Pfandschaft, Theils als Heurathgut das Land ob der Ens ein. So ward auch in Baiern die Ruhe hergestellt.

Diese schnellen Erfolge liessen sich in der Fortsetzung des Krieges nicht erwarten, da Ottokar mit überlegener Macht zur Vertheidigung seiner Lande bereit stand, und mit einem durch lange Erfahrung geübten Blik, so wie mit

tapferm Muthe seine Kräfte beherrschte und lenkte. Rudolf, weit entfernt, diesen Feind zu verachten, hatte eher schon dafür gesorgt, sich durch Bündnisse gegen ihn zu verstärken. Gerne bot ihm der König von Ungarn, Wladislaus, der Komaner, die Hand, da derselbe gleiches Interesse mit ihm theilte, weil Ottokar nicht aufgehört hatte, sein Reich durch feindselige Angriffe zu drängen. Um sich seiner Treue zu sichern, verlobte Rudolf dem Bruder des Wladislaus, Andreas, Herzoge von Slavonien, eine seiner Töchter. Immer den Grundsatz befolgend, daß politische Vereine nicht fester halten, als wenn die Bande des Bluts sie umschlingen, hatte er auf gleiche Weise den Grafen Mainhard von Tyrol und Görz an sich angekettet, indem er ein Verlöbniß zwischen seinem erstgebohrnen Sohne Albrecht und Mainhards Tochter Elisabeth veranlaßte, wogegen der letztere seine thätige Mitwirkung in diesem Kriege verhieß und leistete. Ueberdieß fand er eine Menge Freunde und Gehülfen in den Landen selbst, die er überziehen wollte. Denn die Oesterreicher waren müde des Druckes und der willkührlichen Behandlung müde, worunter sie seufzten, und laut rief die Stimme der Bedrängten Hülfe und Befreyung herbey. Es war auch

Ottokarn nicht verborgen, weſſen er ſich zu ihnen zu verſehen hatte. Deßhalb führte er, als er vernahm, daß Rudolf gegen ihn heranziehe, die Kinder der mächtigſten Grafen und Herrn aus Oeſterreich und Steyer, als Geiſſel nach Böhmen hinweg, und beſetzte die Burgen des Landes mit ſeinem Volke, und ließ ſich, gleich als könnte man durch erzwungene Eide die Gewiſſen binden, das Gelübde der Treue aufs Neue ſchwören.

In den erſten Tagen des Oktobers rückte das Heer, das in Baiern ſo ſchnell und ſo entſcheidend geſiegt hatte, in Oeſterreich ein. Freudig eröffneten die Städte ihre Thore: ein groſſer Theil des Adels vereinigte ſich mit den Ankommenden, die als die Befreyer des Landes von dem böhmiſchen Joche begrüßt wurden; durch eine Kriegsliſt war das feſte Schloß Neuburg am Inn gefallen; nirgends zeigte ſich ein Widerſtand; alles unterwarf ſich bis auf Kloſter Neuburg und Wien, wo zahlreiche Beſatzungen die Mauern vertheidigten. Während Rudolf vor der letztern Stadt lag, ſtieß der Graf Mainhard mit ſeinem Heere zu ihm, nachdem er auf einem gleich raſchen Zuge Kärnthen und Steyermark erobert hatte. Der König von Ungarn aber führte den Krieg

an der Oſtgränze der böhmiſchen Staaten. Mittlerweile hatte Ottokar auf dem jenſeitigen Ufer der Donau ſeine Macht verſammelt. Die Ueberſchwemmungen des Stroms zwangen ihn, den Eroberungen ſeiner Feinde unthätig zuzuſehen. Seinem Heere entfiel der Muth bey dem Anblicke der Vortheile, die Rudolf erfocht. Die Hauptſtadt ſelbſt erbot ſich, ihre Thorſchlüſſel zu übergeben, wenn nicht in einer kurzen beſtimmten Friſt Hülfe käme. Unverſehens ward eine Schiffbrücke geſchlagen, und das vereinte ſiegende Heer über die Donau geführt. Im böhmiſchen Lager erregte di: Erſcheinung Beſtürzung und Schrecken. Ein Theil der Soldaten verweigerte den Dienſt. Ottokar ſelbſt — von allen Seiten bedrängt — ließ ſeine Hoffnungen fallen. Er ſah kein Heil mehr in dieſem Kriege. Seine Freunde bewieſen ihm, daß es vermeſſen ſey, um ſeiner neuen Erwerbungen willen, ſeine alten Erbſtaaten aufs Spiel zu ſetzen. Da ſchrieb er einen Brief an Rudolfen, nannte ihn darinn römiſchen König und ſeinen Herrn, und erbot ſich ihm zur Sühne und zum Frieden.

Die Biſchöfe von Würzburg und Olmütz, und die Kurfürſten Ludwig von der Pfalz und Otto von Brandenburg er-

öffneten als Vermittler und Schiedsrichter die Unterhandlungen, und legten den Zwiſt auf folgende Punkte bey: Ottokar räume Oeſterreich, Stevermark, Kärnthen, Krain, die Windiſche Mark, Eger und Partenau, dagegen belehne ihn der römiſche König mit Böhmen, Mähren und ſeinen übrigen durch Erbſchaft als väterliches Gut erworbenen Landen; die nach Böhmen abgeführten öſterreichiſchen Geiſſeln werden auf freyen Fuß geſtellt; der Friede werde durch eine Wechſelheurath befeſtiget, dergeſtalt, daß ein Sohn Rudolphs mit der böhmiſchen Prinzeſſinn, und dann Judith, die Tochter Rudolfs ſich mit dem böhmiſchen Kronprinzen vermähle; Rudolfs Prinzeſſinn erhalte 40,000 Mark Silbers Heyrathaut, bis zu deren Bezahlung der auf dem linken Donauufer liegende Theil von Oeſterreich, mit Ausnahme von Crems und Stein, dem Kronprinzen verpfändet bleibe; die nämliche Summe erhalte Rudolfs Prinz als Brautſchatz, oder ſtatt derſelben Ottokars Privatgüter in Oeſterreich, die er zugleich mit den Regierungsrechten über das Land abgetreten; auch dem Könige von Ungarn ſollte der Vertrag gelten, und alles, was Ottokar von ſeinem Gebiete erobert, ihm wieder zurük geſtellt werden. — So entſcheidend wurden, durch

Rudolfs rasches und zweckmäßiges Beginnen, die Resultate eines Feldzuges, der nicht ganz zween Monate gedauert hatte.

Sobald die Urkunde des Friedens gesiegelt war, setzte Rudolf dem überwundenen Feinde einen Tag zur Empfängniß seiner Lehen an. (25. Nov.) Die Feyerlichkeit wurde auf einer Insel der Donau, im Angesichte beyder Heere, vorgenommen. Ottokar kam, begleitet von einem grossen Gefolge von Grafen und Rittern, und bedekt von Gold und Edelsteinen, in das Lager herüber. Sein Prunk stach auf eine schneidende Weise mit der edeln Einfalt seines Besiegers ab, der auf einem einfachen hölzernen Stuhle sitzend, in sein gewöhnliches blaues Wammes gekleidet, und mit einem hohen Hute bedeckt, ihn empfieng. Ottokar fiel, wie es das Lehnsrecht forderte, — so wehe es auch seinem Stolze thun mochte — vor dem römischen Könige auf die Knice nieder, der ihm dann, mit den gewöhnlichen Formen Böhmen und Mähren, als Lehen des Reichs auftrug, und ihm zugleich 36 Fahnen überreichen ließ. Tief gedemüthigt und unter dem Hohne aller derer, die er zuvor durch seinen Uebermuth und durch

seine Eigenmacht gedrükt hatte, kehrte er in seine Hauptstadt zurük. *)

Rudolf beschäftigte sich nun emsig damit, die eroberten Herzogthümer nach seinem Sinne zu bilden, und die erforderlichen Anstalten für ihre Sicherheit, so wie für die Befestigung ihres Besitzes zu treffen. Er wirkte von Wien aus, wo er seine Wohnung nahm, mit seiner gewöhnlichen Thätigkeit nach allen Seiten. Den Ständen, so wie den Klöstern bestätigte er ihre alten Rechte; er gab ihnen wohl auch neue Freyheiten. Durch mehrere Gesetze sorgte er für die Wiederherstellung der Ordnung, und daß die Personen und das Eigenthum ungefährdet blieben, ließ er den Landfrieden auf fünf Jahre

*) Es wird erzählt: Ottokar habe zur Bedingung gemacht daß die Lehnsreichung, wegen der damit verbundenen erniedrigenden Ceremonien nicht öffentlich, sondern im Zelte des Königs geschehen soll, dieß sey ihm bewilligt worden, aber in dem Augenblike, als er auf den Knieen gelegen, sey das Zelt vermittelst einer angebrachten Vorrichtung auf allen Seiten niedergelassen, und also der fußfällige Ottokar beyden Heeren zur Schau gestellt worden. — Diese Anekdote hat viele historische Bedenklichkeiten gegen sich. Auch ist sie durchaus nicht in dem Charakter des arglosen Rudolfs.

ausrufen. Die Reichshülfe, die ihm in diesem Zuge beygestanden war, wurde entlassen; dagegen erhielt und vermehrte er sein eigenes wehrhaftes Volk. Auf den Fall seines Todes machte er die Verordnung, daß der Pfalzgraf Ludwig in diesen Landen Reichsverweier seyn sollte. Die Oesterreicher priesen ihr Schiksal, das ihnen das böhmische Joch so schnell abgeworfen hatte, und ehrten den Geist und die Kraft ihres Retters. Aber als er im folgenden Jahre (1277.) genöthigt war, vermittelst einer starken Schazung die Hülfe aus dem Lande zu ziehen, die er zu seiner Vertheidigung bedurfte, fiengen sie an zu murren. Da ward es Rudolf inne, wie viel die Völker von den Regenten erwarten, und wie wenig sie dagegen ihnen zu leisten geneigt seyen.

Ottokar vermochte es nicht, die Schmach und den Verlust zu verschmerzen, womit er diesen Krieg geendigt hatte. Mit den bittersten Vorwürfen empfieng ihn seine stolze, von den heftigsten Leidenschaften bewegte Gemahlinn Kunigunda, als er nach Prag zurük kam. „Wie konnte, sprach sie, ein Regente so tapfrer Völker, der eher so glänzende Thaten gethan, und in so vielen Schlachten gesiegt, seines Ruhmes so sehr vergessen, daß er die Waffen niederlegte, ehe er noch eines Feindes ansichtig ge-

worden? Wie konnteſt du deine Würde ſo ſehr hinweg werfen, und die Länder, die du unabhängig regierteſt, unter fremde Lehnsherrſchaft ſetzen? Und der Tyrann, unter den du dich ſo feige beugteſt, und bey dem du von nun an Schenkendienſte wirſt verrichten dürfen, war einſt dein Diener und aß dein Gnadenbrod? Ja, um die Entehrung aufs äuſſerſte zu treiben, verlobteſt du deine Kinder, ihres königlichen Urſprungs uneingedenk an die Kinder eines ſchwäbiſchen Grafen von dunkler Abkunft. Ach, daß ich nicht Witz und Kraft habe, um die Waffen zu führen, und an dieſem „blauen kirchenräuberiſchen Bettler" die Schmach zu rächen, die er, indem du vergaſſeſt, was Pflicht und Ehre geboten, unſerm Hauſe bewieſen hat." Täglich wiederholte Kunigunde dieſe Reden, und es fehlte am Hofe nicht an Menſchen, die, ermunternd und neue Hoffnungen erregend, ihre Abſichten unterſtützten. Auch widerſtand ihnen der König nicht, weil noch immer die alten Leidenſchaften in ihm lebten, und weil man gewöhnlich die rechten Mittel, um Verluſt und Entehrung zu vermeiden, erſt dann zu ſehen glaubt, nachdem man ſie erlitten hat.

So beſchloß Ottokar den Vertrag zu brechen und die Lehen wieder aufzuſagen. Er zö-

gerte die österreichischen Geisseln zurük zu geben, und zu leisten, was er im Frieden dem Könige von Ungarn verheissen hatte. Rudolf nahm dagegen, um ihn zu seiner Pflicht zu zwingen, das jenseits der Donau gelegene Oesterreich, das ihm als Unterpfand für das versprochene Heurathgut eingeräumt war, wieder in Besitz. Die Erbitterung der Gemüther wurde heftiger; man verbarg immer weniger seine Gesinnung. Ottokar schrieb Briefe an die teutschen Fürsten, ermunterte sie zum Aufstande gegen den König, und versprach ihnen, so sie ihm Hülfe gewährten, grosse Geldsummen. Zugleich verstärkte er sein Heer, und zog nicht nur aus seinem Lande alles an sich, was wehrhaft war; auch Wenden, Polen, Pommern und Sachsen folgten seinen Fahnen. Nie war seine Macht furchtbarer gewesen. Mit grosser Zuversicht begann er die Feindseligkeiten (1277.) fiel in Oesterreich ein, nahm viele Städte hinweg, und vertrieb die Besatzungen des Königs. Umsonst ermahnte ihn der letztere zum Frieden. Auch der neue Vergleich, den Rudolfs Sohn Albrecht mit ihm geschlossen hatte, wurde so wenig als der erste erfüllt. Deßgleichen achtete er es nicht, daß der Pabst über ihn und alle seine Anhänger den Bann aussprach.

Auch dieser neuen Gefahr gieng Rudolf mit mannhaftem Sinne und kluger Vorsicht entgegen, unterstützt durch den weisen Rath des Bischofs von Basel, seines ehemaligen Beichtvaters Heinrich von Isny, der, wegen seiner unerschöpflichen Klugheit, und weil es schien, daß er das Glük beschwören könne, bey seinen Zeitgenossen den zweydeutigen Ruhm eines tüchtigen Schwarzkünstlers hatte. Um sich der Stadt Wien zu versichern, wo kurz zuvor ein Aufruhr gegen den König ausgebrochen war, wurde sie für eine freye Reichsstadt erklärt. Auch die Stände der Länder erhielten gute Worte und grosse Versprechungen. Es bewaffnete sich der ganze Adel in Oesterreich, Steyer, Kärnthen und Krain für Rudolfen. Mit dem Könige von Ungarn und dem Herzoge von Sclavonien wurde das alte Bündniß erneuert, und aus Schwaben, Elsaß und Helvetien jedermann zu Hülfe gerufen, wer es redlich mit Habspurg meynte. Es erschienen auch alle die schwäbischen Herrn, die den ersten Zug nach Oesterreich gethan, mit ihren Dienstleuten wieder, und ausser ihnen noch die Markgrafen Heinrich von Hochberg und Hermann von Baden, der Graf Heinrich von Fürstenberg und der Graf Gottfried von Hohenlohe.

Selbſt die ſchwäbiſchen Städte ſandten eine wohlgerüſtete Mannſchaft. So brachte Rudolf ein ſchönes und anſehnliches Heer zuſammen, zwar an Zahl weit unter Ottokars Macht, aber an Kriegserfahrung, Ordnung und Treue ihr überlegen.

Als er ſeine Rüſtungen vollendet hatte, ſetzte er ſich mit den Seinen in Bewegung und zog über die Donau, entſchloſſen, durch einen groſſen Schlag dem verderblichen Zwiſte ſeine Entſcheidung zu geben. Jenſeits des Stroms ſtand Ottokar, in ſtolzem Vertrauen auf ſein Uebergewicht an Roſſen und Streitern. Aber es fanden ſich viele Mißvergnügte und Treuloſe unter ſeinem Heere. Einige derſelben hatten ſogar den Anſchlag gefaßt, ihn, wenn es zum Treffen käme, dem Feinde in die Hände zu liefern. Aber er benahm ſich auf eine edle Art, als ihm von dieſer Verſchwörung die Anzeige gemacht wurde, indem er ſeinen Adel um ſich verſammelte, und ihm erklärte: „Ich glaube der Verläumdung nicht, welche in mir Mißtrauen gegen euch zu erregen ſucht; aber hat jemand „Abſichten auf mich oder auf mein Leben, ſo „unternehme er ſein Werk, ehe es zum Angriffe „kommt, auf daß wenigſtens diejenigen erhalten

„werden, die ohne Zweck im Treffen fallen wür„den.“ — Auf dem Marchfelde*) waren beyde Heere einander zu Gesicht gekommen. Die Schlacht war unvermeidlich. Am Freytage nach dem Tage des heiligen Bartholomäus (26. Aug. 1278.) wurde sie geliefert.

In vier Haufen getheilt zog Rudolfs Heer gegen den harrenden Feind heran. Die Hauptmacht des Königs, aus den schwäbischen, steyerischen, kärnthischen und krainischen Schaaren bestehend, wurde von ihm selbst angeführt. Der Burggraf von Nürnberg und der Graf Heinrich von Fürstenberg trugen die beyden grossen Panner. An der Spitze des Heers ritt der Bischof von Basel, in einer Mönchskleidung einher, wie denn von den Lehensleuten seines Hochstifts allein 200 Helme herbey gekommen waren. Als man der langen Reihen der Böhmen, und ihres grünen Panners ansichtig ward, erhub sich das Feldgeschrey der Teutschen: „hie römisch Reich alle Tag!“ Der Bischof Hein-

*) Durch den Sieg auf dem Marchfelde hat Rudolf den Grund zur Grösse seines Hauses gelegt. Durch eine Niederlage, nicht ferne von derselben Wahlstatt, (bey Wagram) wurde fünfhundert und ein und dreissig Jahre nachher dieses Haus in seinen Grundfesten erschüttert.

rich begann den Schlachtgesang. Rudolf zu Rhyne, Ritter von Basel, rief so laut, daß beyde Heere seine Stimme vernahmen. Heinrich Schorlin aber, ein Dienstmann des Bischofs, stürzte mit seinem wilden Streitroß zuerst auf den Feind los. Da gab Rudolf den Befehl zum Angriffe. Der österreichische Haufe fiel mit seinen Spiessen auf die mannhaft widerstehenden Böhmen. Man kämpfte beynahe eine Stunde und auf beyden Seiten ward mancher tapfere Streiter erlegt, bis endlich eine Lücke in den feindlichen Reihen sich öffnete. Nun stürmte der König selbst mit dem Kern seines Heers gegen den böhmischen Mittelpunkt an. Hier erfolgte grosses Blutvergiessen. Man stritt auf beyden Seiten mit äusserster Erbitterung und Tapferkeit. Rudolfs Leben kam in Gefahr. Ein polnischer Ritter war bis zu ihm hin durchgedrungen, in der Absicht ihn zu tödten. Schon hatte er sein Pferd erlegt. Aber die habspurgischen Lehnsleute kamen dem Könige zu Hülfe, der nicht duldete, daß der Pole, dessen man sich bemächtigte, umgebracht ward. Als der Kampf am heissesten war, rückte Berchtold der Kappeler mit der Nachhut der Teutschen herbey und stürzte auf die feindlichen Haufen, die Schwaben aber, von dem Markgrafen Heinrich von

Hochberg dazu angewiesen, riefen mit freudigem Tone: „seht, wie sie fliehen!“ Darüber wurden die Böhmen von Schrecken ergriffen, und sie wandten sich zur Flucht. Nun sandte Ottokar Boten auf seine Nachhut, daß sie eiligst herbey kommen möchte. Aber der Hauptmann derselben, der da sah, daß die Sache seines Königs unterlag, verließ mit den Seinen das Schlachtfeld. So glaubte er sich, im entscheidendsten Augenblike, an seinem Könige dafür rächen zu können, daß er einst seinen Bruder in dem Thurm zu Eichhorn verbrannt hatte. Früher schon waren die Meißner, die Mähren und viele Böhmen treulos entwichen. Der König fand sich in grosser Noth. Und es galt nicht nur seinem Ruhme und seiner Freyheit, sondern auch seinem Leben. Zween steyerische Ritter, die er eher, als er noch ihres Landes Herr war, durch seine Strenge gekränkt hatte, rannten, nach seinem Blute dürstend, auf der Wahlstatt umher. Endlich fanden sie ihn im Gedränge, und nachdem sie ihn vom Pferde geworfen, und er vergeblich um sein Leben gefleht, tödteten sie ihn mit dem Schwerte. Sein Heer ergriff die Flucht. Viele, die vom Schlachtfelde sich gerettet hatten, fanden ihren Tod in den Fluthen der March. Man zählte

14,000 Erschlagene von den Böhmen und ihren Genossen, ohne die Gefangenen. Lange lag Ottokars Leichnam unbegraben, weil er, beladen mit dem päbstlichen Banne, gefallen war. Rudolf rückte, nach der Sitte jener Zeit, mit seinem siegenden Volke, drey Tage auf der Wahlstatt.

Das siegende Heer rükte hierauf in Mähren ein, und nachdem es sich das ganze Land unterworfen, nahm es seinen Weg nach Böhmen. Es stand in Rudolfs Macht, über die Lande, welche Ottokar beherrscht, und über allen Reichthum, den er hinterlassen, nach Willkühr zu verfügen. Aber dessen Neffe, Otto, der Lange, Markgraf von Brandenburg, nahm sich der böhmischen Angelegenheiten an, und trat als Fürsprecher und Beschützer des achtjährigen Prinzen Wenceslaus auf, den der unglükliche König hinterlassen hatte. Rudolf, gerührt durch die gute Sache der Unschuld, und den Eindruk erwägend, den es auf das Publikum machen müßte, wenn er sich an ihr vergriffe, gab der Stimme der Menschlichkeit und der Gerechtigkeit Gehör, und ein zu Iglau abgeschlossener Vergleich, endigte allen Span. Der zwey Jahre zuvor mit Ottokar

verabredete Friede wurde in allen seinen Bestimmungen, also auch in Hinsicht auf die darinn festgesetzte Wechselbeerath, bestätigt. Wenceslaus erhielt die sämtlichen altväterlichen Erbländer zurük. Otto, der Lange, blieb bis zu seiner Volljährigkeit, vormundschaftlicher Regente in Böhmen. Um die Familienbande noch enger zu knüpfen, sollte sich der Bruder des Vormunds, Otto der Kleine, mit Rudolfs Prinzessinn Hedwig vermählen. Mähren blieb fünf Jahre im Besitze des Königs. Würde Wenceslaus ohne männliche Erben sterben, so sollte ihm der an seine Schwester Agnes zu vermählende Prinz Rudolf in allen seinen Besitzungen folgen.

Als der König auf solche Weise die böhmischen Händel geschlichtet hatte, zog er, siegreich und bewundert von seinen Zeitgenossen, wieder nach Wien zurük, wo er auch noch den grössten Theil des folgenden Jahrs verweilte. Er durchreiste während dieser Zeit die Länder auf der rechten Seite der Donau, gab ihnen Gesetze und Ordnungen, steuerte den Zerrüttungen, welche der neue Krieg veranlaßt hatte, und stellte allenthalben die Ruhe wieder her. Hierauf ernannte er seinen Prinzen Albrecht zum Reichsverweser in Oesterreich; die Verwaltung von

Kärnthen aber übertrug er dem Grafen Mainhard von Tyrol. Er selbst machte sich auf den Weg, um wieder in seine obern Lande zurük zu kehren, wo seine Gegenwart nothwendig war. Die Hülfsvölker, die ihm in diesem Kriege so tapfer beygestanden, giengen, zum Theil reich an Beute, und mit grosser Freygebigkeit belohnt, in ihre Heimath zurük. Gott zu Danke, der seine Waffen gesegnet, beschloß er, ein Frauenkloster dem heiligen Kreuz zu Ehren, zu Tuln in Oesterreich zu stiften, welches er mit ansehnlichen Gütern, Einkünften und Zinsen begabte.

Während dieses zweyten Krieges gegen Ottokar hatte der Herzog Heinrich von Baiern den Zorn Rudolfs abermals gereizt. Uneingedenk der großmüthigen Art, womit ihm der König seinen ersten Aufstand verziehen, und die Bande der Schwägerschaft verachtend, die unter ihnen geknüpft worden waren, verweigerte er nicht nur seinen Beytrag zur Reichshülfe, sondern ließ sich sogar mit dem Könige von Böhmen in geheime Verständnisse ein, und unterstüzte ihn durch Rath und That. Dafür wollte ihn Rudolf auf seinem Zurükzuge nach Schwaben züchtigen. Wer konnte es ihm auch verübeln, wenn er einen Fürsten der Regierung entsezte, der, während ihn alles zur Treue auf-

forderte, unaufhörlich mit verrätherischen Anschlägen schwanger gieng? Es mochte Heinrichen sein Gewissen sagen, wessen er sich zu dem Könige zu versehen hatte. Deßhalb rüstete er sich zum Widerstande; aber was konnten seine schwachen Schaaren gegen ein Heer ausrichten, das die furchtbare Macht Ottokars gebrochen, und seinen kriegerischen Muth durch einen so ruhmvollen Sieg erhöht hatte? Verzweifelnd an seinem Heile, übertrug er seine Rettung seinem Sohne Otto, der mit Katharina, der Prinzessinn Rudolfs vermählt war. Dieser warf sich seinem Schwiegervater zu Füßen, und bat um Gnade, für den unglücklichen Vater. Dadurch ward der zürnende König erweicht, und er sprach das Wort „Verzeihung“ aus; jedoch wurde Heinrich gebeten, das Land ob der Ens, mit Verzichtleistung auf den ihm darauf verschriebenen Pfandschilling, wieder abzutreten; der Sohn des Königes, Otto, erhielt dagegen mit Neuburg, Schärding, Freystadt, Ried und einigen andern Orten an der österreichisch-baierischen Gränze seine Abfertigung.

Durch Rudolfs Muth und Thätigkeit waren also die erledigten Herzogthümer dem Rei-

ehe wieder erworben, und es ſtand zu dem Könige, wem er dieſelben verleihen wollte. War' es ein Wunder, wenn er vor allen ſelbſt ſein Augenmerk auf ſie richtete? Es war doch ausſchlieſſend ſein Verdienſt, daß in dieſen Ländern die Rechte des Reichs gegen Ottokars Uiurpation aufrecht erhalten wurden; und billig gebührt der Preis des Sieges dem, durch den er vorzugsweiſe erfochten worden iſt. Die alten Familien, die einſt in dieſen Herzogthümern herrſchten, waren in ihren männlichen Stämmen alle ausgeſtorben: mochten ſie auch noch in den Töchtern fortblühen, es fiel dadurch, vermöge der beſtehenden Lehensordnungen, kein Schatten auf den neuen Erwerber. Und da Rudolfs Verfahren am Regimente ſich und den Ihrigen ſo manches eröffnete Lehn zugewandt, warum ſollte ihm nicht daſſelbe geſtattet geweſen ſeyn, zumal unter Umſtänden, in denen jedermann begreifen mußte, wie ſelbſt die Ruhe und der Wohlſtand des Reichs es fordern, daß die Hausmacht des Kaiſers verſtärkt werde. Rudolf ſchritt ſeinem Ziele allmählich entgegen. Durch ſeine ſchönen und edeln Kriegsthaten hatte er die Achtung der Bewohner der Herzogthümer erworben: durch eine feſte, planmäſſige und milde Regierung gewann er ihre Liebe.

laut ſprach der allgemeine Wunſch ſich aus, daß der, der von Ottokars Tyranney ſie gerettet, ſie fürder nach den Geſetzen regieren ſollte, die er bey ihnen eingeführt hatte. Auch der Reichsverweſer Albrecht erhielt die beſtimmte väterliche Vorſchrift, wie er in dieſen Ländern verfahren ſollte, um ſie an das Haus Habſpurg zu ketten. Schon in dem Jahre nach dem Frieden von Iglau bewirkte es Rudolf bey dem Biſchofe von Paſſau, daß er die durch das Abſterben des letzten Herzogs von Oeſterreich bey ſeinem Hochſtift erlegte Lehn, ſeinen Söhnen Albrecht, Hartmann und Rudolf verlieh. Daſſelbe vermochte er auch über den Biſchof von Bamberg. Darauf wandte er ſich an die Kurfürſten, und ſuchte ihre Zuſtimmung nach, für den Fall, daß er die eroberten Herzogthümer als Lehen des Reichs ſeinen Söhnen auftrug. Alle ertheilten ihm (1280 und 1282) in gehöriger Rechtsform feyerliche „Willebriefe.“ Ein vorher ſchon von ihm niedergeſetzter Gerichtshof hatte erkannt, daß er, oder jeder, den er damit belehnen würde, die Länder, welche einſt der Herzog Friedrich beſeſſen, unbedenklich in Beſitz nehmen könnte, unbeſchadet jedoch der Anſprüche, welche die Berechtigten noch zeitlich vor den befugten Be-

hörden vortragen würden. Auch die weiblichen Agnaten des österreichisch-babenbergischen Hauses, welche unter besondern Reichstiteln Anforderungen an das väterliche Erbe machen konnten, wurden von ihm zufrieden gestellt.

Nachdem auf solche Weise jedem erheblichen Widerspruche vorgebeugt war, hielt Rudolf einen feyerlichen Reichstag zu Augsburg, und brachte es zur Kenntniß der Stände, was er in Ansehung der Verleihung der erledigten reichslehnbaren Herzogthümer beschlossen hatte. Jedermann erklärte seine Zustimmung; nur der Herzog Heinrich von Baiern vermochte auch hier nicht seinen alten Groll zu unterdrüken, widersprach dem königlichen Beginnen, und reiste ohne Abschied von dem Reichstage ab. Aber sein unmächtiges Sträuben konnte die Vollendung der Sache nicht mehr hemmen. Am 27. December des Jahrs zwölfhundert zwey und achtzig erfolgte die feyerliche Belehnung, und die beyden Söhne des Königes Albrecht und Rudolf*) wurden, nach Lehensgebrauch in die Länder Oesterreich, Steyermark, Krain und die windische Mark eingesezt.

*) Der mittlere, Hartmann, war zuvor in den Fluthen des Rheins ertrunken.

Die österreichischen Landstände fanden es bedenklich und unbequem, daß das Herzogthum von zweyen Herrn zugleich regiert werden sollte; auch sahen sie darinn eine Verletzung ihrer alten Verfassung, indem der Kaiser Friedrich I. in dem Briefe, durch den er ihr Land zu einem Herzogthume erhöht, die Untheilbarkeit desselben ausdrücklich verordnet hatte. Sie trugen diese Anstände dem Könige vor, der die Billigkeit ihrer Wünsche nicht verkannte. Er verfügte, daß sein Sohn Albrecht und dessen männliche Erben die Herrschaft in diesen Landen allein führen, Rudolf aber und seine männlichen Nachkommen, so lange sie nicht mit einem andern Fürstenthum versorgt würden, mit einer verhältnismäßigen jährlichen Rente zufrieden gestellt werden sollten. — Indessen führte der König die Verwaltung der Herzogthümer noch geraume Zeit unter seinem eigenen Namen fort. Denn erst im Jahre 1288 erließ er einen Befehl an die österreichischen Stände und Lehensleute, worinn er sie ihres ihm und dem Reiche geleisteten Eides entband, und zum Gehorsam gegen seine beyden Söhne, Albrecht und Rudolf, als ihre belehnte Herzoge und Herrn ermahnte.

In dem Lehnbriefe, in welchem Rudolf die von Ottokar gemachten Eroberungen seinen

Söhnen zugeschrieben hatte, war des Herzogthums Kärnthen nicht gedacht worden. Es scheint, daß es der König damals schon für seinen Freund und Bundsgenossen, den Grafen Mainhard von Tyrol bestimmte, als er ihm dasselbe zur Verwaltung übergab. Dieses Vorhaben führte er im Jahre 1286 auf dem Reichstage in Augspurg aus, da er, nach zuvor erlangter Einwilligung der Kurfürsten, Mainharden mit dem Herzogthum belehnte, wobey zwischen diesem und seinem Schwiegersohne, dem Herzoge Albrecht von Oesterreich, ein Erbvertrag errichtet ward, vermöge dessen nach Abgang des Mainhardischen Mannsstammes Kärnthen dem letztern zu Theil werden sollte. Der Fall der Erbfolge trat auch schon in der ersten Generation ein.

So gründete der gute und grosse Rudolf von Habspurg durch Verstand und Tapferkeit, und ohne daß er sich mit dem Fluche belud, der auf dem räuberischen und grausamen Erwerbe haftet, die Macht seines Hauses. Fröhlich blühte sein Stamm, in dem neuen Boden, in den er ihn gesetzt hatte, empor, und es bedurfte nicht einmal des Laufes dreyer Jahrhunderte, als seine Aeste sich schon so weit verbreitet hatten, daß über ihnen die Sonne nicht

mehr unterging. Oft ward dieſes Haus, durch ſeine wachſende Gröſſe, der Schreken von Europa; oft ward es aber auch der Segen der Nationen, hier, indem es ſie gegen die Gefahren der Univerſalmonarchie ſchüzte, und dort, indem es vor dem Occidente eine unerſteigliche Vormauer gegen den Andrang der Türken bildete. Es hat wenige heroiſche und glänzende Charaktere hervor gebracht; aber mehr als irgend einer der groſſen Dynaſtien der neuern Zeit iſt ſeinen Gliedern der edle Ruhm geworden, der durch mildes Regiment und durch die Tugenden des Privatlebens erworben wird.

Die Grafen von Babenberg.

(Ein Anhang zu dem vorigen Aufſatze.)

Nahe bey Bamberg, in der Richtung gegen Südweſt, erhebt ſich in dem durch jeden Schmuck und jeden Segen der Natur beglükten Gelände ein mit ſchönen Rebenpflanzungen umgebener Berg, deſſen Spize die Trümmer eines feſten Schloſſes tragen, das von den Anwohnern die „alte Burg“ genannt wird. Eine hölzerne Aufzugbrüke führt über den Graben in das Innere, wo, bis auf einige Gebäude von neuerm Urſprunge, alles zerfallen iſt; wie denn auch niemand mehr, als ein Förſter, dieſe Höhe bewohnt. Aber noch hat ſich ein ſehr hoher, runder Thurm von den alten Beſtandtheilen der Burg, in einem ziemlich guten Zuſtande erhalten, nur daß er, vor wenigen Jahren vom Blize getroffen, ſeiner Kuppel beraubt iſt. Ihn umgiebt in beträchtlicher Höhe ein mit einer Brüſtung und mit Einſchnitten verſehener Kranz, auf der man eine herrliche Ausſicht über die nahe liegende

Stadt, ihre freundlichen Umgebungen und das weit sich hindehnende Land beherrscht. Auch ein tiefer Schöpfbronnen, der frisches und gutes Wasser liefert, ist noch wohl erhalten. Am Walpurgistage wird die Kirchweihe des Schlosses gefeiert, welche ein allgemeines Volksfest für die benachbarte Gegend ist. Ausser den Bauern sammeln die Herbeikommenden sich um einen Kreuzaltar, an dem der Priester Messe liest, und nachdem sie Gott ihren Dienst erwiesen, ergötzen sie sich in dem nahen Dörfchen Wildenforg beym Tanz und Becher.

Diese Burg hat in der allgemeinen Geschichte des teutschen Reichs, als Schauplatz einer schrecklichen That, unvergeßlich: denn in ihr hat am 22. Juni des Jahrs 1208 der baierische Pfalzgraf Otto VIII. von Wittelsbach, den teutschen König Philipp, aus dem Hause Schwaben meuchelmörderisch getödtet. Otto war nämlich lange Philipps Dienstmann gewesen, und hatte Ansprüche auf seinen Dank. Aber da die Könige sich leicht bereden, daß sie niemand etwas schuldig seyen, gab Philipp seine Tochter Kunigunde, ob er sie gleich dem Pfalzgrafen versprochen hatte, dem Könige Wenzel von Böhmen, und machte noch dazu unwürdige Schritte, um die Heirath des erstern mit einer

Tochter des Herzogs Heinrich von Polen zu hintertreiben. Darüber ergrimmte Otto, und seines Entschlusses sicher, begab er sich, die Miene des Freundes heuchelnd, zu dem Könige in die „alte Burg," zog, als zum Scherze, sein Schwert, stieß es dem Monarchen in den Nacken, und ergriff die Flucht. Ganz Teutschland entsetzte sich über das Bubenstück. Der Verbrecher ward in des Reichs Acht und Aberacht erklärt. Heinrich Kalatin, der Pappenheimer, ereilte den Flüchtigen unweit Regensburg, und rächte das königliche Blut durch seinen Tod. Der Herzog Ludwig in Baiern erhielt seine Güter; die Pfalzwürde gelangte an den Grafen Rapoto von Ortenburg. Die Burg Wittelsbach wurde zerstört.

Aber es ist nicht blos der Meuchelmord des Wittelsbachers, der die Blicke des Geschichtsforschers auf die Trümmer dieses alten, seinen Sitzes zieht: es gewährt ihm ein noch größeres Interesse, als die ursprüngliche Heimath und als der Jahrhunderte hindurch behauptete Sitz der von ihm ihren Namen führenden Grafen von Rabenberg, eines uralten teutschen Geschlechtes, hochberühmt in der Vorzeit durch Macht, Ansehen und herrliche Kriegs-

thaten, und denkwürdig durch manche Gunſt und Ungunſt des Verhängniſſes.

Als Karl, der Groſſe, um ein reines Syſtem von Alleinherrſchaft herzuſtellen, die alten Herzogthümer in Allemannien aufgehoben hatte, theilte er das Land in Gauen ein, und ſetzte jedem derſelben einen Grafen vor, deſſen Amt darinn beſtand, die Gerechtſame des Königs zu verwahren, die Geſetze gegen die Uebertreter geltend zu machen, und die Streitigkeiten über das Mein und Dein zu ſchlichten. Sie waren die Stellvertretter der höchſten Staatsgewalt; im Beſitze von groſſem Anſehen und groſſer Vollmacht; aber für ihre Handlungen blieben ſie dem Könige verantwortlich, eine genaue Aufſicht hielt ſie in den Schranken ihrer Pflicht, und ihre Stellen waren, — wie es der Geiſt einer ſolchen Anordnung mit ſich bringt, — nicht erblich. Dieſe Eintheilung des Landes war in dem Herzogthum Franken, das von den Höhen des Fichtelbergs herab ſteigend, zu beyden Seiten des Mayns, zwiſchen Thüringen und Schwaben ſich hindehnte, ſchon von Karl dem Groſſen ausgeführt worden. Die gröſten der dortigen Gauen waren der Radenzgau, der vom Mayn und der Rednitz gegen Oſten, der Gau Volkfeld, der von beyden Flüſſen gegen We-

ſen ſich zog, und der Gau Grabfeld, der vom nördlichen Ufer des Manns bis an die Gränzen von Thüringen, Heſſen und der Wetterau ſich erſtrekte. Wo das Volkfeld und der Radenzgau ſich berührten, auf dem linken Ufer der Rednitz, nicht weit von ihrem Einfluſſe in den Hauptſtrom von Franken, lag die Burg Babenberg.

Sichere geſchichtliche Denkmale nennen, in dem zweyten Viertel des neunten Jahrhunderts, einen Grafen Poppo, der den Gau Grabfeld inne hatte, und wie aus jenen Denkmalen erhellt, in demſelben mit vielen Gütern angeſeſſen war. Er iſt höchſt wahrſcheinlich der Stammvater des Geſchlechtes, von dem hier die Rede iſt. Da ihn einige Geſchichtſchreiber Papo; Pabo, oder auch Babo nennen, ſo iſt die Vermuthung wenigſtens nicht aus der Luft gegriffen, daß die Burg Babenberg ihren Namen und vielleicht auch ihren Urſprung ihm verdanke.

Es dämmern nur einzelne Züge aus dem Leben dieſes Poppo zu uns herüber; aber mit groſſer Macht und hohem Ruhme erſcheint nach ihm, in den Annalen jener Zeit ſein Sohn Heinrich. Auch er hatte den väterlichen Gau, das Grabfeld, zur Verwaltung überkommen,

beſaß in demſelben viele und weit verbreitete Güter, und fand hier den erſten Spielraum ſeiner kriegeriſchen Thaten. Denn als unter dem Könige Ludwig, dem Teutſchen, die Böhmen und Sorben nicht aufhörten, den Frieden des Reichs anzufallen und zu brechen, waren es beſonders die wehrhaften Männer in Oſtfranken, an die der Ruf erging, die Stürme jener Völker zu brechen. Sie unternahmen gegen dieſelben, in den Jahren 869, 871 und 873 drey große Heereszüge, wovon zweymal der Biſchof Arno von Würzburg, als Anführer, die vereinigte Macht leitete, und erfochten große Siege über den Feind. Schon in dieſen Kriegen erwarb ſich Heinrich das lauteſte Lob ſeiner Genoſſen. Er galt für einen der tapferſten unter den fränkiſchen Rittern.

Als Ludwig, der Teutſche, (876) geſtorben war, ſuchte Karl, der Kahle, ſeinen Söhnen den öſtlichen Theil von Lothringen, ſamt den Städten Mainz, Speyer und Worms zu entreißen. Da erhob Ludwig, der jüngere, die Waffen, zur Vertheidigung des väterlichen Erbes. Aber an der Spitze ſeines Heers erſchien der Graf Heinrich, und durch ſeinen Muth und ſeine Treue geſchah es, daß der Anmaſſer bey Andernach aufs Haupt ge-

schlagen, und das von ihm entfremdete Land wieder herbey gebracht wurde. Ja wenige Jahre später (i. J. 880.) wurde den Enkeln Karls, des Kahlen, durch einen abermaligen siegreichen Zug, auch noch die westliche Hälfte von Lothringen abgedrungen. Heinrich war damals der bedeutendste am Mann am Hofe Ludwigs, des Jüngern. Er führte den Oberbefehl über die gesamte Kriegsmacht des Königs. Die herrlichen Erfolge krönten seine Unternehmungen. Auch an dem rühmlichen Siege, den die Franken i. J. 881 über die Normänner erfochten, hatte er den größten Antheil. In dem gesamten ostfränkischen Reiche glich ihm keiner der Kronvasallen an Ansehen, so wie keiner an Reichthum und Macht.

Im Jahre achthundert und zwey und achtzig starb Ludwig, der Jüngere, und Karl, der Dike, sah die sämtlichen Länder, die sein Vater beherrscht hatte, Teutschland, Italien und Lothringen, wieder unter sich vereinigt, und zwey Jahre später fiel ihm auch noch die westfränkische Krone zu, so daß das gesamte Reich Karls, des Großen, mit Ausnahme einiger bereits davon getrennten Stüke, von ihm beherrscht ward. Nie hat sich das Schikſal ge-

gen einen Unwürdigen freygebiger bewieſen. Denn er hatte auch nicht eine der Eigenſchaften, die zur Regierung ſo weitläuftiger Länder erforderlich waren; überdieß befand ſich unter ihm die groſſe fränkiſche Monarchie in ſteter Gefahr, im Süden von den Saracenen, und im Norden von den Normännern verſchlungen zu werden. Es war ein Glük für den ſchwachen Kaiſer, daß er unter ſeinen Vaſallen einen Mann fand, wie Heinrichen von Babenberg. Ihm vertraute er ſeine Macht, um dem letztern Feinde zu widerſtehen, und von nun an weihte der Held ſein Leben dem Kriege gegen die Normänner. Es blühten ihm ſchöne Lorbeeren auf dem Felde.

Vier Feldzüge machte er gegen dieſes kriegeriſche Volk; jeden endigte er ſiegreich, nur den letzten mit ſeinem Leben; ſo oft das überrheiniſche Franken von den Barbaren angefallen war, ſtanden alle Hoffnungen auf Heinrichen und auf ſeinen tapfern Allemannen, und nie hat er dieſe Hoffnungen getäuſcht. Karl ernannte ihn zum Markgrafen in Neuſtrien, weil er überzeugt war, daß niemand das Land ſicherer ſchützen könne, gegen die immer wiederkommenden Feinde, als er. Im Jahre 853 hatte er die Normänner aus Lothringen zurük geſchlagen; die ſchwere Wunde, die er im Ge-

fechte erhielt, sah er reichlich vergolten durch den glänzenden Sieg. Im folgenden Jahre, als die Feinde am Rhein heraufgedrungen wären, und sich in Duisburg befestigten, kam er mit seinen Ostfranken, den Bischof Arno von Würzburg abermals an seiner Seite, wieder herbey, und schlug in einem heftigen und zweifelhaften Kampfe, in dem auch viel Blut der Seinen vergossen war, sie zurük. Mit demselben Erfolge stritt er gegen sie im Jahre 885. Er schien vom Schikſal zur Geissel der Normänner erlesen; sobald er erschien, wich der Muth aus ihren Herzen und das Blut von ihren Fahnen. Aber auch diesem Helden wurde das Schikſal unhold. Mit einem ungeheuren Schwarme von Rossen und Volk hatten die Normänner abermals Frankreich überschwemmt, mit ihren Schiffen die Seine bedekt, und die Stadt und Gegend von Paris ihre Grausamkeiten verdoppelt. Freudig eilte Heinrich mit seiner Hülfe (im Febr. 886.) aus Ostfranken herbey. Aber die Schwierigkeiten der Jahrszeit und die Ueberschwemmungen hemmten seinen Lauf und schwächten sein Heer; und die Verschanzungen, hinter welchen die Macht der Feinde sich gesichert hatte, machten jeden Angriff unmöglich. Nun nicht so viele tapfere Kriegsmänner unnüz

aufzuopfern, mußte man sich zum Rückzuge entschließen. Nun aber traten die Feinde aus ihren festen Lagern hervor, erfüllten das Land weit umher mit Greuel und Verwüstung, und legten heftige Stürme auf Paris an, das mit unglaublicher Standhaftigkeit sich ihrer noch immer verwehrt hatte. Auf das Flehen der Bürger beschloß der Kaiser der Stadt zu Hulfe zu kommen. Heinrich erhielt den Oberbefehl über die gesamte teutsche und lothringische Mannschaft. Mit frohem Muthe rückte das Heer herbey. Man rüstete sich, den Feind in seinen Verschanzungen anzugreifen. Um die Oertlichkeit zu erkunden, ritt Heinrich, von einem kleinen Gefolge umgeben, vor das Lager hinaus. Die Vorwachen der Normänner schossen ihre Pfeile auf ihn ab. Er sprengte mit den Seinen gegen die einzelnen zerstreuten Schützen an. Aber unversehens stürzte sein Pferd in eine der bedeckten Wolfsgruben, welche vor den feindlichen Schanzen angelegt waren. Die im Hinterhalte liegenden Feinde eilten herbey, durchbohrten den Helden mit ihren Schwertern, und stoßen mit seinen Waffen in ihr Lager. So starb einer der größten Männer unter den Teutschen jener Zeit eines unwürdigen Todes. Sein Leichnam wurde in der Kirche des heiligen Medar-

hus zu Soissons begraben. Alle Zuversicht entwich dem Heere, als es ihn nicht mehr an seiner Spitze sah. Der Kaiser endigte den Krieg mit den Normännern durch einen schimpflichen Frieden.

Heinrich war Vater dreyer Söhne geworden, die sich Adelbert, Adelhard, und Heinrich nannten. In seinen Feldzügen lernten sie an seiner Seite die Kunst des Krieges. Ausser dem Ruhme seines Namens hinterließ er ihnen grosse Besitzungen in Ostfranken.

Adelbert, der Erstgebohrne unter ihnen, gewann vor den meisten Grossen seiner Zeit das Zutrauen Arnulfs von Kärnthen, den die Teutschen, nach der Absetzung Karls, des Diken, zu ihrem Könige erwählt hatten. (i. J. 887.) Er befand sich, mit seinen Brüdern, häufig in dem Hoflager des neuen Monarchen, förderte seine Interessen, und stand ihm zum Dienste bereit, mit seiner ganzen Macht. Dagegen übergab ihm der König die Gauen Grabfeld, Tullifeld und Radenzgau, machte ihn zum Kammerboten in Ostfranken und zum Schutzvogt des Bisthums Würzburg, und ertheilte ihm den Auftrag, als Markgraf die Gränze des

Reichs gegen die Böhmen und Sorben zu schützen. Solches Zutrauens war Adelbert werth. Denn schon unter den von seinem Vater angeführten Heeren, zumal in den lothringischen Feldzügen, hatte er sich grossen Kriegsruhm erworben; und es nennen ihn die Geschichtschreiber seiner Zeit die Zierde der Franken, und einen grossen Helden. — Auch Adelhard und Heinrich hatten ihren Antheil an den beträchtlichen väterlichen Gütern erhalten, und beyde waren Grafen im Gau Volkfeld.

Leyder! es verwandten diese drey Brüder ihren Muth und ihre Kräfte, nicht nach dem Beyspiele des Vaters, in den grossen Angelegenheiten des Reichs, sondern in einem lange dauernden, verderblichen Privatkriege, der denn auch für sie alle ein höchst klägliches Ende nahm.

Gleichwie nämlich Adelbert königlicher Kammerbote und Verwalter der königlichen Einkünfte in dem östlichen Franken war, so begleitete dieselben Stellen der Graf Wernher von der Wetterau in den fränkischen Rheinländern. Der letztere hatte vier Söhne, Konraden, der nach dem Tode des Vaters ihm in seinen Aemtern nachfolgte, die Grafen Eberhard und Gebhard, und Rudolfen, welcher i. J. 892 die bischöfliche Würde von

Würzburg erlangte. Beyde Häuser galten für die mächtigsten diesseits des Rheins, und so bildete sich unter ihnen eine Eifersucht, der es bey den beyderseitigen vielfachen Berührungen nicht an Gelegenheit zum Ausbruche fehlen konnte. Man hörte nicht auf sich zu necken und zu beleidigen, und einander zu widerstreben, und als der alte Wernher (i. J. 897.) gestorben war, hatte sich des gährenden Stoffes so viel angehäuft, daß die jugendlich rüstigen Widersacher sich öffentlich gegen einander auflehnten, und die lange unterdrückte Rache mit den Waffen zu stillen begannen. Aber der Kaiser Arnulf gebot ihnen, den Frieden des Reichs nicht zu stören, und sein Ansehen zwang sie zum Gehorsam.

Im Jahre 897 endete dieser Regent, zum Unglüke für Teutschland seine Tage, die Fürsten erhuben den sechsjährigen Knaben Ludwig auf den erledigten Thron, und der Erzbischof Hatto von Maynz und der Herzog von Sachsen, Otto, der Erlauchte, übernahmen die vormundschaftliche Regierung des Reichs. Hatto erwies sich günstig für die Grafen von der Wetterau, selbst auf Kosten des Hauses Babenberg; wie er denn viele königliche Be-

ſirungen der Verwaltung Adelberts entzog, und dem Biſchof von Würzburg zutheilte. Darüber ſchlug das Feuer in vollen Flammen aus. Adelbert, im Bunde mit ſeinen Brüdern Adelhard und Heinrich, ſammelte auf ſeinem Schloſſe Babenberg ein zahlreiches Heer, und unverſehens brach er mit demſelben gegen die Gebrüder Eberhard, Gebhard und Rudolf hervor. (i. J. 902.) Dieſe, auf den Ueberfall gefaßt, widerſtehen mannhaft dem Angriffe, ſchlagen den Feind in die Flucht, und erfechten, nach einem blutigen Kampfe, über ſeine Scharren einen vollſtändigen Sieg. Der Tag war ſehr unglücklich für Babenberg; denn Heinrich fiel in der Schlacht, Adelhard aber wurde gefangen, und nachher, auf Gebhards Befehl, enthauptet. Auch über den Grafen Eberhard leuchtete kein günſtiges Geſtirn. Schwer verwundet fanden ihn die Seinen auf dem ſiegreich behaupteten Schlachtfelde, unter den Erſchlagenen. Wenige Tage nachher endete er ſein Leben. — Adelbert rettete ſich, mit den Reſten des geſchlagenen Heers, in ſeine Burgen.

Dieſes verderbliche Mißlingen des erſten Unternehmens machte ihn jedoch nicht muthlos.

Der Tod der beyden Brüder forderte Rache; und wie konnte die Schmach der Niederlage anders ausgelöscht werden, als durch neue Siege? Im folgenden Jahre brach Adelbert abermals, so stark er war, aus seinen Burgen hervor: und er fand, wie es scheint, seine Feinde unvorbereitet. Erst überfiel er den Bischof von Würzburg, verjagte ihn von seinem Sitze, durchzog verheerend die Güter der Kirche, zwang die Söhne des an seinen Wunden verstorbenen Eberhards, samt ihrer Mutter, ihr Eigenthum zu räumen, entsetzte sie der Würden, die sie von dem Könige Ludwig erhalten hatten, und trieb sie bis hinter den Speſſart fort. Mittlerweile sammelten Konrad und Gebhard, jener bey seinem Wohnsitze Fritzlar, und dieser in der Wetterau, zahlreiche Schaaren wehrhafter Männer, um dem so drohend einher ziehenden Feinde kräftigen Widerstand zu leisten. Adelbert nahm seine Maaßregeln mit grosser Besonnenheit. Er ordnete seine Bewegungen so an, daß es scheint, als wollte er über Gebharden in der Wetterau herfallen; aber plötzlich wandte er um, und zeigte sich Konraden im Rücken. Da erhub sich ein blutiger Kampf. Konrads Macht war in drey Schaaren getheilt. Muthig und

freudig stürzten die Babenberger auf die beyden ersten her; bald wankten ihre Reihen; erst ward das Fußvolk, dann die aus Sachsen zur Hülfe gekommene Reuterey zurük geworfen. Indem Konrad diese mit lauter Stimme ermahnte, die gemeine Sache nicht zu verlassen, führte er die dritte Schaar ins Gefecht herbey. Aber kaum hatte er den Angriff erneuert, als er, unter den Vordersten, schwer verwundet, fiel, und auf dem Schlachtfelde verschied. Da das die Seinen sahen, wurden sie hoffnungslos, und ergriffen die Flucht. Unaufhaltsam verfolgten sie die Sieger, und strekten ihrer noch eine Menge nieder. Nachdem Adelbert drey Tage lang das umliegende Land verwüstet und geplündert hatte, kehrte er, mit reicher Beute beladen, wieder nach Babenberg zurük. Glismonda aber, die Gemahlinn Konrads, eine Tochter des Kaisers Arnulf, holte nachher den Leichnam ihres Gemahles ab; und begrub ihn in ihrem Schlosse Wilenburg.*)

Adelbert, seines Glükes froh, hörte nicht auf, seine Feinde zu beschädigen, während in diesen die Rache unaufhörlich fortbrannte. Der stete Unfriede hemmte in Franken und in der

*) Das heutige Weilburg.

Wetterau alle guten Ordnungen und Gesetze; das Land wurde verwüstet, die Leute verarmten; es war eine traurige Zeit der Gewalt. Endlich schrieben die Reichsverweser, im Namen des Königs, auf den Heumonat des Jahrs neunhundert und fünf, einen Tag nach Tribur aus, und beschieden den Babenberger, daß er da erscheinen, und sich über seinen Ungehorsam gegen das früher schon an ihn gelangte Friedgebot, vor den Grossen des Reichs, verantworten sollte. Adelbert konnte nicht auf die Gunst dieser Richter rechnen. Wessen er sich zu dem argilistigen Hatto zu versehen hatte, war ihm von diesem längst bewährt worden. Auch der Herzog von Sachsen stand auf der Seite seiner Feinde. Die Gemahlinn Konrads war eine leibliche Schwester des Königs Ludwig; — und der Bischof Rudolf hatte, mit dem besten Erfolge, schon so lange gearbeitet, allenthalben Haß und Mißtrauen gegen Babenberg zu erregen. Deßhalb beschloß Adelbert vor einem solchen Gerichtshofe sich nicht zu stellen, und sein Heil den bisher so glüklich geführten Waffen zu überlassen. Nun sammelte sich ein grosses Heer, um die Acht, die über den Widerspänstigen ausgesprochen war, an ihm zu vollziehen, und bald lagerte sich das-

ſelbe, die erſten des Reichs und ſelbſt den jungen König in ſeiner Mitte, um die Burg Babenberg. Man legte mehrere Stürme auf die ſtarken Mauern an, aber umſonſt floß das Blut des Kühnen. Adelbert machte häufige Ausfälle, in denen er ſeltene Kriegslist zeigte, und dem Feinde vielen Schaden that. Es zog ſich die Belagerung in die Länge.

Hatto, des Vorhabens, durch treuloſe Tücke zu verſuchen, was der Gewalt nicht gelingen wollte, ritt zu Adelbert in ſeine Burg hinauf, und trug ihm vor: wie die Fürſten alle wünſchen, daß dieſen langen Irrungen endlich durch eine herzliche Verſöhnung der Partheyen geſteuert werden möchte, — wie er auf gänzliche Vergeſſenheit alles Vergangenen rechnen dürfte, wenn er vor dem Könige im Lager erſchiene, und ſich der leeren Form einer Abbitte unterwürfe, — und wie er, Hatto, ſelbſt ſich ihm dafür verantwortlich mache, daß ihm dieſer Schritt auf keine Weiſe gefährlich werden könnte. Der trugloſe Kriegsmann ließ ſich durch die gleiſende Worte des tückiſchen Prielers berucken, und nachdem ihm dieſer einen Eid geſchworen, daß er ihn, in jedem Falle, unverletzt auf ſeine Burg zurük führen werde, machten ſich beyde auf den Weg. Als ſie ſchon am Fuſſe

des Berges die Teuerstadt*) erreicht hatten, bemerkte Hatto, daß sie wohlgethan haben würden, wenn sie vor dem Ausritte erst einen tüchtigen Imbiß genossen hätten, weil sie, wegen der Zeit, die ihr Geschäft erforderte, wohl ein spates Mittagmal erhalten dürften. Dieß überhörte der gastirene Graf nicht, und er machte dem Erzbischofe den Vorschlag, wieder auf die Burg zurük zu kehren, was auch geschah. Nach genommenem Frühstüke wurde der Weg von Neuem angetretten. Hatto erreichte mit seiner Beute das Lager; die Soldaten drangen herbey, um den bewunderten Babenberger zu sehen; es wurden beängstliche Bewegungen bemerkbar; Adelbert erschien vor dem jungen Könige; man kündigte ihm die Gefangenschaft an. Umsonst berief sich der Getäuschte auf den Eid, den ihm Hatto geschworen. „Ich habe mein Wort erfüllt, sprach der Treulose, indem ich dich von der Teuerstadt wieder auf deine Burg zurük führte; für den zweyten Ritt hattest du von mir keine Bürgschaft“ — Die Grossen des Reiches, alle entweder seine erklärten Feinde, oder doch partheyisch für seine Widersacher, versammelten sich, und nachdem sie die

*) Name des jenseits der Regnitz liegenden Theils der itzigen Stadt Bamberg.

gegen ihn erhobenen Klagen erwogen, thaten sie den Spruch, daß er als ein Rebelle gegen das Reich und sein Oberhaupt, und als ein Aechter, nach den Gesetzen der Franken, Baiern und Sachsen, das Leben verwirkt habe; und so fiel, im September des Jahrs neunhundert und acht, sein Haupt unter dem Mordschwerte des Henkers. Sein Leichnam ward in dem Kloster Theres, das er gestiftet, begraben. Die weitläufigen Güter, die er inne gehabt, wurden Theils für die königliche Kammer eingezogen, Theils unter denjenigen vertheilt, welche in dieser Fehde gegen Adelbert Hülfe gesandt hatten. Mit Abscheu vernahm Teutschland Hatto's schändliche That.*) Noch im zwölften Jahrhundert

*) Man hat die Verrätherey des Hatto bezweifeln wollen, weil die Genossen dieser Zeit, Regino und Lambert von Aschaffenburg, in ihren Chroniken ihrer nicht gedenken. Aber gegen diese beyden stehen Luitprand, — der in der Mitte des zehnten Jahrhunderts, und in der Nähe des Schauplazes dieser Begebenheiten lebte und schrieb, — Marianus Scotus, welcher ein Jahrhundert später lebte, Otto von Freisingen, ein Nachkömmling Adelberts und die meisten andern Annalisten des Mittelalters. Das Stillschweigen Regino's und Lamberts ist um so begreiflicher, da beyde in Hatto's Kir-

ertönten die Spottlieder, in denen das Volk seinen Unwillen über den meineidischen Pfaffen aussprach.

---

chensprengel lebten, der es unmöglich wünschenswerth finden konnte, daß die Geschichtschreiber eine Handlung verewigten, deren Schändlichkeit auch der verruchteste Bösewicht fühlen mußte. Auch ist in der Art, wie Regino Adelberts Ende beschreibt, das Gesuchte und Künstliche in der Darstellung unverkennbar. „Protracto, sagt er, paulo prolixius obsidione fractus animo Adalbertus ad callida argumenta convertitur, & omni ingenio excogitare coepit, qua arte ablidio solveretur, ut exercitu ad propria remeante, optata libertate potitus, ipse cum sibi faventibus dolos, quos in pectore fovebat, longe lateque effundere posset. Portis itaque apertis a munitione exiens cum perpaucis ultro se regi obtulit, supplex veniam de commissis expetit, emendationem promittit. Sed cum fraus, quae struebatur, suis prodentibus fuisset detecta, custodiae mancipatus est, et in praesentia totius exercitus manibus vinctis adductus, omnibus adjudicantibus, capitalem suscepit sententiam.“ Vielleicht daß die Nachwelt den Stil der Journalisten unsrer Tage der Manier Regino's ähnlich findet!

Mit Adelberts Tod war das Geschlecht der Babenberge nicht erloschen. Er hinterließ einen einzigen Sohn gleiches Namens, den er mit seiner Gemahlinn Brunnehilde, einer Tochter des Herzogs Otto von Sachsen, erzeugt hatte. Mit dem zarten fünfjährigen Knaben floh die Mutter, als das Unglük des Gemahls sie aus dem Hause trieb, zu ihrem Oheim, dem Herzoge Heinrich von Sachsen, demselben, der, mit dem Zunamen des Vogelfängers bezeichnet, nachher das teutsche Reich siebenzehn Jahre lang mit hoher Weisheit, tapferm Muthe und grossem Ansehen regiert, und seiner Zeitgenossenschaft durch treffliche Gesetze und mannhafte Thaten bewiesen hat, daß er würdig sey, dem grossen fränkischen Karl auf dem Throne nachzufolgen. An dem Hofe dieses ausgezeichneten Regenten wurde der junge Adelbert erzogen, und in keiner Schule konnte die erbliche Tugend der Babenberge, ritterlicher Heldenmuth, sich glüklicher entwikeln, als in dieser. Auch bewährte er in Heinrichs Kriegen, durch manche glänzende That, daß er des Namens seiner Väter werth sey. Aber das Schikſal hatte ihm nur eine kurze Laufbahn angewiesen. Er fiel, in dem dreißigsten Jahre seines Alters, in der grossen Schlacht

bey Merseburg, nachdem auch er das Seine ritterlich zu dem herrlichen Siege beygetragen, den hier sein Pflegevater über die Hungarn erfocht.

Der jüngere Adelbert hinterließ einen einzigen Sohn, Luipold genannt, der, als der Vater den Heldentod starb, erst neun Jahre alt war. Auch ihn nahm der König Heinrich in seinen Schutz und in seine Pflege, und was dieser begonnen, setzte Otto fort, der seinem Vater Heinrich auf dem teutschen Throne folgte. Ja, diesem gelang es, dem Hause Babenberg zum Theil zu vergüten, was das Schikksal ihm ungerechter Weise entzogen hatte, indem er Luipolden die Markgrafschaft Oesterreich verlieh, nachdem um das Jahr 943 durch den Tod Rutgers von Pekarn, der Stamm der dortigen Markgrafen erloschen war. Die Verleihung, sagt eine Nachricht aus jener Zeit, sey geschehen, um Luipolds und seines Vaters Verdienste und Tapferkeit zu krönen, und ein edles Geschlecht wieder zu der Ehre zu erheben, der es so würdig war. Zwar war das Land des neuen Markgrafen durch die wiederholten Einfälle der Hungarn in eine Wüste verwandelt, und der größte Theil derselben im

Beſitze dieſer Barbaren. Auch lag Luipold die erſten Jahre in einem ſteten heftigen Kampf mit ihnen, und die größte Tapferkeit konnte ein an ihre Wohnſitze anſtoſſendes Land nicht gegen ihre zahlloſen Schwärme ſchützen. Aber als i. J. 955 ihre Macht auf dem Lechfelde gebrochen, das Land unter der Ens wieder erobert und ihren Einfällen in Teutſchland ein Ende gemacht ward, — da konnte Luipold die ihm zu Theil gewordene Markgrafſchaft bilden, befeſtigen und zu blühendem Wohlſtande erheben; ſo wie er ſie auch, als einen ſichern Beſitz, im Jahre 991 ſeinem Sohne Heinrich übergab.

Hier ward das Walten der vergeltenden Nemeſis erſichtlich. Die alten Stammgüter der Babenberge waren zerſplittert und unter viele Geſchlechter getheilt; aber was ihnen in Franken entzogen worden, theilte ihnen das Schikſal in der öſtlichen Mark wieder zu. Nur drey Jahre lang hatte Ludwig das Kind ſeinen Antheil an der ungerechten Beute beſeſſen, und mit ihm verdorrte der Stamm der Karolinger; dagegen blühte das Geſchlecht Adelberts nach ſeinem Tode noch zweyhundert und dreyſſig Jahre fort, und beynahe eben ſo lange blieb es im Beſitze von Oeſterreich. Ueberhaupt

lehrt die Geschichte, daß erlauchte Familien, in denen das Unglük die moralische Kraft nicht getödtet, selten durch ungerechte Gewalt unterdrükt worden, ohne daß sie sich nicht, frühe oder spat, wieder erhoben hätten.

Schon in Luipolds Söhnen schwang der wieder aufstehende Stamm der Babenberger sich glänzend empor. Auf seinen Erstgebohrnen Heinrich vererbte er die Mark, Poppo ward Erzbischof von Trier; und Ernst erlangte, durch die Heurath der Gisela, Tochter des Herzogs Hermanns III. von Alemannien, des Schwiegervaters Herzogthum. Man sah aus Luipolds Linden ein treffliches Heldengeschlecht hervor gehen. Sein Enkel Adelbert erhielt den Namen des „Siegreichen," und von seinen beyden Urenkeln Leopold und Ernst wurde jener der „tapfere Krieger" und dieser der „Müthige" genannt. Der letztere fiel unter den Fahnen Heinrichs IV. in der grossen Schlacht an der Unstrut, bey dem Kloster Hohenburg, wo der König sich die empörten Sachsen unterwarf. (i. J. 1075.)

Eine noch höhere Stufe des Ansehens und der Macht erlangte aber das Haus der Babenberge unter Leopolden, dem Frommen, der ein

Enkel des muthigen Ernſts war. Auch er hatte, wie ſeine Väter, die öſtliche Markinne, welche damals, wie zuvor immer, als ein Beſtandtheil des alten Herzogthums Baiern betrachtet wurde. Dieſes Herzogthum aber ward von Heinrich dem Stolzen beherrſcht, damals dem mächtigſten und reichſten unter den teutſchen Dynaſten, deſſen Länder, da er auch Toskana und Sachſen beſaß, ſich vom mittelländiſchen Meere bis an den Belt erſtreckten. Doch fehlte es Heinrichen an Weisheit, um ſo groſſes Glük zu ertragen. Durch Uebermuth und Prunk reizte er den Neid der Groſſen, und da er in ſeinen Anſprüchen, mit Verachtung der Geſetze und des Herkommens, alles auf ſeine Macht baute, waren ihm auch die Redlichen nicht hold. Am bitterſten haßten ihn die Prinzen aus dem Hauſe Hohenſtaufen, weil er in ihren Händeln mit dem Könige Lotbar der Sache ihres Feindes das Uebergewicht verſchaft hatte. Nach dem Tode dieſes Lotbars beſtieg das Haupt dieſes Hauſes, Konrad, Herzog von Franken, den Thron. (1138.) Das verdroß Heinrichen, nicht nur weil die Erhebung ſeines Feindes für ihn gefährlich werden konnte, ſondern auch, weil er ſelbſt nach der königlichen Würde getrachtet hatte. Umſonſt erklärte er ſich gegen die Wahl. Teutſchland und

Italien anerkannten den Gewählten einstimmig als des Reiches Haupt, und so kam auch er herbey, huldigte dem neuen Widersacher, und überreichte ihm die Reichsinsignien, die er aus Lothars Händen empfangen hatte. Nun aber erklärte der König Konrad, daß es sich nicht zieme daß ein Furst zwey Herzogthümer besitze, weßwegen Heinrich gehalten werden müßte, Sachsen und Toskana wieder dem Reiche zurük zu geben. Unbezwinglich bestand der Herzog auf der Behauptung seines Eigenthums. Da hielt der König einen Tag zu Würzburg, sprach über Heinrichen, als einen Widerspänstigen die Acht aus, erklärte ihn aller seiner Lehen verlustig, und verlieh das Herzogthum Sachsen dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, Baiern aber dem Markgrafen Leopold von Oesterreich. (i J. 1138.) So erhub sich das Haus Babenberg wieder in die eher behauptete und durch Adelberts Unglük verlohrene Klasse der grossen Reichsfürsten. Es verdankte diese Vergönstigung seiner Verwandtschaft mit dem Könige. Denn Konrad und Leopold waren, durch ihre gemeinschaftliche Mutter Agnes, Halbbrüder.

Indessen wurde dem neuen Herzoge der ru-

bige Beſitz ſeines ſchönen Erwerbs nicht zu Theil. Zwar unterwarfen ſich ihm die meiſten Stände des Landes ohne Widerſtand, weil ſie mit dem ſtrengen und herriſchen Sinne ihres vorigen Regenten mißvergnügt geweſen waren; auch nahm dieſen der Tod in dem Augenblicke hinweg, in dem er mit einem groſſen Heere getreuer Baiern und Sachſen herbey kam, um das entriſſene Eigenthum wieder zu erobern. Aber bald erhub ſich gegen Leopolden, Heinrichs Bruder Welf VI. einer der begüterteſten Beſitzer des Landes; mit ihm vereinigten ſich die Grafen von Valei, mit ihrem zahlreichen Lehngefolge; viele andere Edeln traten auf dieſelbe Seite; ſpäter geſellte ſich auch der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach zu ihnen; ſelbſt die Stadt Regenſpurg empörte ſich gegen den Herzog. Man lag gegen einander in ſtetem Kampfe; bald ſiegend, bald erliegend trieb Leopold ſich im Lande umher. Als die Unruhen ſchon ins dritte Jahr gedauert hatten, ſtarb er. (1141.) Damit war das Herzogthum wieder ledig; denn er hatte keinen männlichen erbfähigen Nachkommen hinterlaſſen.

Der König beſtand darauf, daß die Welfen in dieſen Gegenden nicht mehr herrſchen ſollten, und verlieh Baiern Heinrichen (der den

Beynamen Jasomirgott *) führt,) Leopolds Bruder, welcher seit des letztern Erhebung zum Herzogthume die östliche Mark verwaltet hatte. Um ihn, durch einen Schein von Berechtigung, in seinem Besitze zu befestigen, stiftete der König eine Heurath zwischen dem Herzoge und Gertraut, der Wittwe Heinrichs, des Stolzen; der Sohn des letztern, Heinrich, der Löwe, ein Jüngling von siebenzehn Jahren ward verleitet, seinen Ansprüchen auf das Land förmlich zu entsagen; von der väterlichen Hinterlassenschaft blieb ihm Sachsen, das Albrecht von Brandenburg ohnehin nicht gegen die Freunde des Welfischen Hauses behaupten konnte. Gegen alle diese Verfügungen sträubte sich der alte Welf mit voller Kraft. Es bedurfte eines Jahrs, bis es Heinrichen gelang, den Besitz des Herzogthums anzutretten. Beyde Theile verstärkten sich durch Bundsgenossen. Es begann ein langer, mit äusserster Erbitterung geführter Krieg. Unsäglich litten die Länder unter den verwüstenden Zügen der Heere. Ein unversöhnlicher Haß wurzelte in den Gemüthern der Welfen und der Staufen. Auch Heinrich, der Löwe, sor-

*) Ita me Deus adjuvet!

derte das väterliche Herzogthum wieder zurük, und erklärte den Verzicht für ungültig, der dem Unmündigen abgedrungen worden.

Im Jahre eilfhundert zwey und fünfzig starb der König Konrad, ohne daß er in seinem Entschlusse, die Trennung der beyden Herzogthümer zu erhalten, je gewankt hätte, und sein Neffe Friedrich I. bestieg den erledigten Thron. Dieser, zwar das Haupt des Hauses Staufen, aber von mütterlicher Seite nahe mit dem Welfen verwandt, war schon durch seine Abstammung berufen, den langen, bittern Familienzwist zu versöhnen. Ueberdieß hatte er grosse Plane in Beziehung in Italien entworfen, die nicht ausgeführt werden konnten, ohne daß in Teutschland innerer Friede herrschte. Auch konnte ihm auf seinen Zügen über die Alpen niemand thätigere Hülfe leisten, als Heinrich, der Löwe, der ein Herr war über vierzig Städte und sieben und sechszig Burgen. So beschloß er, dem letztern Baiern wieder zurük zu geben. Stets sah man Heinrichen, so wie seinen Oheim, den alten Welf, dem königlichen Hoflager nachfolgen, in trauter Freundschaft mit dem Monarchen lebend, und beyde hörten nicht auf, ihre Ansprüche zu wiederholen. Sogleich nach Friedrichs Regierungsantritte kam die

Sache zur reichstäglichen Berathschlagung. Aber unerschütterlich bestand Heinrich Jasomirgott auf seinem Besitze. „Er habe das Herzogthum durch des Königs Gnade zu Lehn erlangt, und durch kein Verbrechen verwirkt, und so könne man es ihm unter keinem Rechtstitel entreissen.“ Friedrich mochte die Wahrheit fühlen, die in dieser Selbstvertheidigung lag; aber stärker sprach in ihm die Stimme der Politik. Er lud den Herzog auf einen Tag nach Goslar, und als dieser der Ladung nicht folgte, sich auf das Gesetz berufend, daß jeder nur in seiner Provinz gerichtet werden könne, ward über ihn erkannt, daß er des Herzogthums verlustig seyn sollte. Hierauf trat der König den Römerzug an. Heinrich der Löwe, begleitete ihn mit einem Heere, das beynahe so groß war, als das seinige, und glänzte jenseits der Alpen durch herrliche Heldenthaten. Jasomirgott aber blieb mittlerweile im Besitze seines Landes. Es scheint, daß das Unrecht, das der König an ihm ausübte, unter den baierischen Vasallen die Zahl seiner Freunde vermehrt habe.

Aber wie selten siegt das Recht über die Macht! Als der Römerzug vollendet war, erneuerten sich die Zumuthungen an den Herzog, das

Land zu räumen, dessen er durch königlichen Spruch entsezt ward. Heinrich beharrte unerschütterlich auf seinem widerstrebenden Sinne. Mochte er auch den Ertrag des Landes verschmerzen, das ihm entrissen werden sollte; so mußte es seinem Ehrgefühle unerträglich seyn, auch den Heerschild zu verlieren, und wieder in den Stand eines mittelbaren Grafen zurük zu treten. Der ganze Handel schien am Ende sich an diesem Punkte anzustossen. Da gab Ladislaus, Herzog von Böhmen, einen guten Rath: man soll, schlug er vor, die östliche Mark in die Reihe der Herzogthümer erheben, dann erhalte der eine Heinrich seine Fürstenwürde, und der andere das väterliche Land. Dieß leuchtete beyden Theilen ein. Die Grossen des Reichs kamen in Regenspurg zusammen, (i. J. 1156.) und „Kaiser Friedrich that das Urtheil kund: von Heinrich dem Oesterreicher, bisher dem Heerführer der Baiern, soll das Herzogthum Baiern aufgegeben, und Heinrich, dem Löwen, verliehen werden; dagegen soll dieser die österreichischen Lande, die des Herzogthums Baiern östliche Mark bisher waren, und von den Herzogen des Landes zu Leben vergeben wurden, der alten Lehenverbindung entlassen, und als ein freyes unabhängiges Herzogthum an Heinrich

Jasomirgott abtretten. Bald nachdem geschah die Aufgabe des Herzogthums von Heinrich, dem Oesterreicher, mittelst sieben Fahnen, worauf Heinrich, der Löwe, dem Kaiser mit zweyen Fahnen, die östliche Mark aufgab, die Heinrich, der Oesterreicher, von der Hand des Kaisers empfieng.“*) So büßte das Haus Babenberg das Herzogthum Baiern wieder ein, nachdem es dasselbe achtzehn Jahre lang, unter dem Widerspruche und den Störungen der frühern Besitzer, inne gehabt hatte.

Es waren aber nicht blos die gewöhnlichen Eigenthümlichkeiten und Rechte eines teutschen Herzogthums, welche bey dieser Veranlassung Oesterreich verliehen wurden; um Heinrichen, für das Opfer, das er gebracht hatte, so viel möglich zu entschädigen, that der Kaiser noch verschiedene andere Prärogative und Freyheiten hinzu, wodurch das Land und sein Regent eine Art von Selbstständigkeit erlangten, wovon man bisher in der Geschichte Teutschlands noch kein Exempel gehabt hatte. Die Herzoge von Oesterreich sollten weder dem römischen Reiche, noch sonst jemand zu Diensten verpflichtet seyn. Die

*) S. Festmaiers Gesch. von Baiern rc. S. 287.

Leben über ihre Beſitzungen ſollten ſie von dem Kaiſer nirgends anders als in dem Lande ſelbſt empfangen dürfen: hätten ſie dreymal vergebens um die Lehensreichung angeſucht, ſo ſollten ſie das Herzogthum auch ohne Inveſtitur beſitzen können. Auf Reichsverſammlungen zu erſcheinen, ſollte von ihrem freyen Willen abhängen. Weder der Kaiſer, noch das Reich ſollte befugt ſeyn, einige Lehen im Herzogthume zu vergeben. Kein Herzog von Oeſterreich ſollte ſchuldig ſeyn, weder vor dem Reiche, noch vor ſonſt jemand Recht zu nehmen. Es ſoll bey den Herzogen das Recht der Erſtgeburt gelten, nach Abgang des Mannsſtamms die älteſte Tochter in der Regierung folgen, und bey Ermanglung aller Anverwandten ſoll es dem letzten Herzoge frey ſtehen, die Länder, an wen er wolle, zu vergaben. Den Rang ſollten die Regenten von Oeſterreich ſogleich nach den Wahlfürſten haben. Würden ſie in der Zukunft noch andere Länder erwerben, ſo ſollten alle dieſe Gerechtſame auch auf ſie übergetragen werden. — Indem Heinrich das väterliche Erbe durch ſo groſſe Freyheiten verherrlicht, und in dem neuen Charakter, den er und das Land angezogen, ſo manche ſchöne Hoffnungen blühen ſah, muſte ihm der Verluſt von Baiern doch wohl erträglich

werden. Auch gab das Schikſal ſchon ſeinem Sohne und Nachfolger Leopold einen weitern Erſatz, da es ihm gelang, nach dem unbeerbten Abſterben Ottokars IV. auch das ſchöne Herzogthum Steyermark an ſein Haus zu bringen.

Aber von dieſem Leopold an blühte das Geſchlecht der Babenberge nur noch in dreyen Gliedern fort: Friedrich, der Streitbare, mit dem es erloſch, war ſein Enkel. Der Charakter dieſes Fürſten iſt durch ſeinen Beynamen treffend bezeichnet; denn er brachte ſein ganzes Leben mit kriegeriſchen Unternehmungen und Fehden zu. Als der römiſche König Heinrich ſich gegen ſeinen Vater, den Kaiſer Friedrich II. empörte, (1235.) kam er bey dem letztern in den Verdacht, daß er an dem Aufruhre Antheil habe, und der Verdacht gewann dadurch einen Schein, daß Margaretha, Heinrichs Gemahlinn, eine Schweſter des Herzogs war. Ueberdieß weigerte er ſich, in Beziehung auf den von Friedrich I. erhaltenen Freyheitsbrief, den an ihn erlaſſenen Vorladungen Folge zu leiſten. Deßhalb erklärte ihn der Kaiſer (1236.) auf dem Reichstage zu Augſpurg in die Acht, fiel ſogleich mit einem Heere in Oeſterreich und Steyermark ein, wurde —

da kriegerische Fürsten selten die Liebe ihrer Unterthanen geniessen, und noch seltener verdienen — allenthalben mit Freude empfangen, eroberte beyde Herzogthümer, und erklärte Wien für eine unmittelbare Stadt des Reichs. Hierauf zog der Kaiser nach Italien, während innere Spähne und Fehden beynahe ganz Teutschland erfüllten. Diese Gunst der Umstände übersah der streitbare Oesterreicher nicht. Er verstärkte sich, so gut er konnte, errichtete ein Bündniß mit dem Könige Wenzel von Böhmen, und eroberte allmählich alle seine Lande, samt ihrer Hauptstadt, wieder; worauf die Versöhnung mit dem Kaiser zu Stande kam, (1240.) der auch die den Wienern ertheilte Reichsfreyheit für erloschen erklärte. Aber nun mußte Friedrich seine Waffen gegen den König von Böhmen wenden, dem er, als er in der Noth war, das Land jenseits der Donau für seine Hülfe verheissen hatte, was ihm, nachdem er gerettet worden, zu erfüllen lästig fiel. Zum Glük dauerte dieser Krieg nicht lange; er ward vermittelst einer Heurath beygelegt, welche der böhmische Prinz Wladislaus mit der österreichischen Prinzessinn Gertraut schloß. Aber sogleich bot sich Friedrichen eine andere Gelegenheit dar, seinen ritterlichen Sinn zu

befriedigen und zu entwikeln. Es fiel (1241.) ein zahlloser Schwarm von Tataren, nachdem er Ungarn und Polen durchzogen, in Schleſien und Mähren ein, und verbreitete ſich von dort in Oeſterreich. Ganz Teutſchland ward von Schreken ergriffen. Man predigte das Kreuz gegen die grauſamen Feinde. Viele Fürſten und Edle ſtrömten in Nürnberg zuſammen, um die Gefahr des Vaterlands abzuwenden. Auch der Kaiſer ſchikte ein Heer. In Oeſterreich ſchlug König Konrad, der die vereinte Reichsmacht befehligte, den Feind aufs Haupt. So wie immer, bewies ſich auch hier der Herzog als ein treflicher Kämpfer. Noch gröſſerer Ruhm wurde ihm aber im folgenden Jahre, (1242.) da er die Tataren, welche wieder vorgedrungen waren, und Wieneriſch-Neuſtadt belagerten, ohne die Hülfe des Reichs, blos durch ſeine Annäherung zurüke trieb. So ein tapferer Fürſt, der in der öffentlichen Meynung ſo hoch ſtand, und der überdieß über ſo anſehnliche Streitkräfte zu gebieten hatte, war eine wichtige Perſon für den Kaiſer, zumal in dem Gedränge, in das ihn damals der Haß und die Ränke des Pabſtes Innocenz IV. verſezt hatten. Der Monarch ſchloß ſich deßhalb immer enger an den Oeſterreicher an, und

er hatte das Vergnügen, auf dem Tage zu Verona, (1245.) wo er seine Getreuen um sich versammelte, auch ihn erscheinen zu sehen. Um sich ihn so eng als möglich anzuketten, überhäufte er ihn mit Auszeichnungen und Wohlthaten. Er bestätigte die sämtlichen Rechte und Freyheiten, welche Friedrich I. den Herzogen von Oesterreich bewilligt hatte, erhob auch das Land Krain zu einem Herzogthum, und ertheilte seinem Freunde sogar die königliche Würde, die aber dieser anzunehmen Bedenken trug. Friedrich war auch nicht undankbar gegen so viele Wohlthaten; wie denn hauptsächlich er es verhinderte, daß die Bemühungen des Pabstes, um die Wahl eines Gegenkaisers zu Stande zu bringen, vereitelt wurden. Aber nicht lange genoß der Kaiser die Vortheile, welche die Treue dieses Bundsgenossen ihm gewährte. Noch in demselben Jahre, in welchem der Tag zu Verona statt gehabt hatte, überzogen der König von Böhmen und der Herzog Ulrich von Kärnthen, erregt durch den König Bela von Ungarn, die österreichischen Lande mit Krieg, und lagerten sich vor dem Städtchen Laa. Mit seinem gewöhnlichen Glücke schlug sie Friedrich in die Flucht, und machte sogar Ulrichen von Kärnthen gefangen.

Aber im folgenden Jahre brach der König von Hungarn wieder mit seiner Macht herein, um die Niederlage seiner Bundsgenossen zu rächen. Auch ihn traf Friedrichs siegender Arm, und sein Heer wich zurück. Doch zu rasch verfolgte der Herzog die Geschlagenen. Von den Seinen getrennt und übermannt, fiel er unter den Streichen der hungarischen Schwerter, und starb den Heldentod, wie es dem letzten der Babenberge geziemte. Dieß geschah am fünfzehnten des Brachmonats, im Jahre zwölfhundert sechs und vierzig.

Welche Unruhen dieser Todesfall veranlaßte, wie Friedrichs Lande geraume Zeit ein Zankapfel unter den eroberungslustigen Fürsten jener Zeit gewesen, und wie endlich auf sie Rudolf von Habspurg die nachherige Grösse seines Hauses gegründet, ist in dem vorhergehenden Aufsatze erzählt worden.

Nach dem Freyheitsbriefe, welchen Kaiser Friedrich I. dem Herzoge Heinrich Jasomirgott über Oesterreich gegeben, um ihn für den Verzicht auf Baiern zu entschädigen, sollten die Lande des letzten Babenbergers keinem fremden Geschlechte zu Theil werden, da Friedrich, der Streitbare, von zweyen Schwestern und einer Nichte überlebt ward,

welche die ersten und einzigen urkundlich begründeten Ansprüche hatten. Aber das Recht konnte damals nicht aufkommen, vor der siegenden Gewalt, und das Schiksal — unerbittlich den Untergang dieses Hauses bereitend — erwies sich auch unhold gegen die überlebenden Töchter. Friedrichs ältere Schwester Margaretha, an den römischen König Heinrich vermählt, hatte mit ihrem Gatten sein Unglük getheilt. Denn als er von dem Kaiser, seinem Vater, wegen seiner gegen denselben unternommenen Empörung, als Gefangener nach Messina abgeführt wurde, begleitete sie ihn, mit ihren beyden Söhnen Friedrich und Heinrich in sein Elend. Nach dem Tode ihres Gemahls begab sie sich erst in ein Kloster bey Trier, dann nach Oesterreich, nahm ihre Wohnung auf dem Schlosse Heimburg, und ließ sich endlich bereden, (1252.) dem Könige Ottokar, der für den gewaltsamen Erwerb von Oesterreich eines rechtlichen Scheins bedurfte, ihre Hand zu geben. Dadurch stürzte sie sich in neues Unglük. Die fromme und unfruchtbare Margaretha konnte die Liebe des wohllüstigen Ottokars nicht erwerben. Sein unkeusches und wildes Leben machte ihr täglichen Kummer. Endlich, als er seinen Besitz durch

die Waffen so sicher befestigt hatte, daß er die rechtliche Begründung derselben entbehren zu können glaubte, trennte er sich (1261.) von ihr, und heurathete die bulgarische Prinzessinn Kunigunda. Margaretha begab sich wieder in die Einsamkeit zurük, in der sie ihr Unglük nur wenige Jahre überlebte. — Die jüngere Schwester Konstantia war an den Markgrafen Heinrich, den Erleuchteten, von Meissen vermählt. Ein Versuch der österreichischen Landstände, Friedrichs Besitzungen ihrem Hause zuzuwenden, wurde, wie in dem vorher gehenden Aufsatze erzählt worden, durch die Ränke und das Gold des Königs Wenzel von Böhmen vereitelt. — Noch überlebte eine Nichte dieser beyden Schwestern, Gertraut, den väterlichen Stamm. Sie war an den böhmischen Prinzen Wladislaus vermählt worden, der, nach dem Tode Friedrichs, des Streitbaren, ihre Rechte auf seine Lande geltend zu machen suchte; aber ein früher Tod zerstörte seine Entwürfe. Sie gab dann ihre Hand dem Markgrafen Hermann von Baden, der mit ihr den unglüklichen Friedrich zeugte, welcher, ein treuer Genosse des schwäbischen Konradins, auch gleichen Tod mit ihm theilte. Durch seine Verwandtschaft mit dem

Kaiser und mit dem Herzoge von Baiern und durch des Tabjes Gunst schien ihm das väterliche Erbe seiner Gemahlinn gewiß zu seyn. Aber er hatte zu wenig Mittel und zu wenig innere Kraft, um sein Recht mit den Waffen zu verfechten; und schon im Jahre 1250 nahm auch ihn der Tod hinweg. Umsonst erhub die arme Gertraut ihre Stimme vor den Grossen von Oesterreich für ihren unwürdigen Prinzen Friedrich. Da warf sie sich dem Könige Bela von Ungarn in die Arme, und trat alle ihre Rechte auf die Lande ihrer Väter an ihn ab. Vor Verdruß vermählte sie an einen russischen Fürsten; (1252.) aber schon während ihrer ersten Schwangerschaft stieß sie dieser wieder von sich. Sie nahm dann ihre Zuflucht zu ihrer Base Konstantia. Hier machte ein baldiger Tod ihren Leiden ein Ende.

So erlosch das alte Geschlecht der Babenberger, das ewige Statut der Weltordnung bestätigend, daß allen Dingen ein Ziel gesetzt sey, und daß es keine Macht gebe, die nicht breche, und kein Leben ohne Tod. Aber unauslöschlich steht der Name dieses Geschlechtes, durch große Glücks- und Unglücksfälle denkwürdig, und durch einen seltenen ununterbrochen sich forterbenden Heldenmuth verherrlicht, in den Jahr-

büchern der teutſchen Nation. Es gedenkt auch der Babenberger die Hiſtorie um ſo dankbarer, da aus ihrer Mitte ſelbſt ein in ſeiner Art treflicher Geſchichtſchreiber hervor gegangen iſt, Otto, Biſchof von Freyſingen, Sohn des Markgrafen Leopolds des Frommen. Keiner der Annalisten des Mittelalters ſchrieb ſo unbefangen, mit ſo viel Sachkenntniß und in ſo edelm Sinne, als er, und das Licht, das die unvergeßlichen Zeiten der Könige aus dem Hauſe Stanfen, zumal des erſten Friedrichs erhellt, ſtrahlt größten Theils aus ſeinen Werken zu uns herüber.

Blike auf Lindau. *)

Die Stadt Lindau liegt auf einer Insel des majestätischen See's, der in seinem tiefen Beken die aus den Alpen herunter rauschenden Fluthen des Rheins hemmend, Schwaben und Helvetien trennt, und auf seinen herrlichen Ufern eine schöne und segensvolle Natur begrüßt. Eine 290 Schritte lange Brücke verbindet die Insel mit dem festen Lande. Eher hatte ein sie durchschneidender Graben sie in zwey Theile getheilt; der getrennte mindere Theil enthält Baum- und Weingärten und mehrere Gebäude, und hieng durch zwey Brüken mit der Stadt zusammen; nun aber ist der Graben ausgefüllt, und man gelangt auf festem Boden in die Vorstadt hinüber. Eine andere kleine Insel ist aber noch immer von der größern getrennt. Sie trägt von ihrer ursprünglichen Bestimmung den Namen der Burg, und enthält eine alte dem heiligen Jakob ge-

*) Hierzu das Titelkupfer.

widmete Kirche. Die Stadt hat enge, aber reinliche Straßen. Sie nährt in 452 Gebäuden 538 Bürgerfamilien, mit 2229 Seelen.

Sie ist eine von den Niederlassungen, welche die in den Süden Teutschlands eindringenden Römer unter den ersten Imperatoren gegründet haben. Noch ist ein Thurm aus jener Zeit übrig, die Heidenmauer genannt, dessen Erbauung dem Tiber zugeschrieben wird; die benagte kleine Insel aber trug ein römisches Kastell, das von den Erbauern selbst wieder geschleift, aber von den Alemannien, die sie aus ihren Positionen vertrieben, aufs Neue hergestellt worden ist. Jahrhunderte hindurch genoß die Stadt, republikanisch konstituirt, die Rechte der Reichsunmittelbarkeit. Aber das kaum beginnende neunzehnte Jahrhundert warf sie, gleich als wollte das ewig wechselnde Schikfal den langen Bestand derselben Form an ihr rächen, schnell von einer Veränderung in die andere. Der Reichsdeputationsschluß (1802.) theilte sie dem Fürsten von Bretzenheim zu, der sie aber nur unter wiederholten Protestationen annahm, weil er sich für seinen sehr hoch berechneten Verlust nicht entschädigt glaubte. Unterdessen ließ er am 5. Dec. 1802 von der Stadt und dem Stifte Besitz nehmen. Aber weniger

auf die damals ſchon ihre Unſicherheit ankündende Ehre der Reichsſtandſchaft, als auf den kameraliſchen Vortheil achtend, trat er i. J. 1804 dieſes ſein Fürſtenthum, gegen ergiebigere mittelbare Beſitzungen an das Haus Oeſterreich ab, welches dadurch ein ſchätzbares Vorwerk vor den Eingängen von Bregenz, und einen wichtigen Verbindungspunkt ſeines Handels mit der Schweiz erwarb. In dem folgenden Jahre, da die neuen zwiſchen Oeſterreich und Frankreich entſtandenen Mißhelligkeiten laut zu werden begannen, kam Lindau in den Verhandlungen der Diplomatiker, und in den Unterſuchungen der politiſchen Schriftſteller wiederholt zur Sprache. Die franzöſiſchen Journaliſten legten ſogar den Erwarb von Lindau gegen den Erwerb von Genua in die Wagſchaale; was an eine frühere, gleich lächerliche Uebertreibung erinnerte, da man jene Stadt zuweilen das „teutſche Venedig“ zu nennen für ſchiklich fand. Der öſterreichiſche Beſitz dauerte aber kaum ein Jahr. Es erfolgte der Friede von Preßburg, und Lindau wurde mit der baieriſchen Monarchie vereinigt.

Dieſe leztern Kataſtrophen theilte auch das ehemalige fürſtliche Damenſtift mit der Stadt. Sein Urſprung fällt ſchon in die erſte Hälfte

des neunten Jahrhunderts zurük, da es der kaiserliche Pfalzgraf Adelbert, auf einer in den Bodensee hinein ragenden Erdzunge, für Benediktinernonnen, gründete. Die frommen Frauen wurden durch die Unsicherheit der Zeiten veranlaßt, sich in der Stadt anzusiedeln, gelangten zur Unabhängigkeit, und traten endlich in den weltlichen Stand über. Die Vollziehung des Friedens von Luneville löste ihre Gemeinschaft gänzlich auf. Das Stift besaß kein geschlossenes Gebiet, sondern nur einzelne Domainen, Renten und Gefälle. Man berechnete seine Einkünfte zur Zeit der Reichsentschädigung auf 16000 Gulden, welche aber mit grossen Schulden belastet waren. Seine Gebäude sind nun der Sitz des königlich baierischen Landgerichts. *)

Die Lage von Lindau ist unstreitig eine der schönsten von Teutschland. Abgesehen von dem See, der dem Auge, das nicht an wasserreiche Gegenden gewöhnt ist, einen frappanten Anblik gewährt, gehören die ländlichen Umgebungen zu den fruchtbarsten und reizendsten. Gleich vor der Stadt nehmen die wohlangelegten, schönen Gärten ihren Anfang, und erstre-

*) S. Chronik der Teutschen. 1808. S. 166.

ken ſich oſtwärts bis gegen das eine halbe Stunde entfernte Pfarrdorf Reuti, nordwärts bis über das eine Viertelſtunde von der Stadt liegende Dorf Aeſchach und weſtwärts an den Ufern des See's drey Viertelſtunden weit, bis nach dem Dörflein Schachen. Dieſe Güter ſind gröſten Theils mit Häuſern beſezt, deren einige auch im Winter bewohnt werden können. Wählt man ſeinen Standpunkt auf der Brüke, ſo erblikt man gerade vor ſich die Bregenzer Berge, welche von den Schwäbiſchen oder Allgäuer alpen, die etwas weiter ſüdlich ihr beſchneites Haupt gegen die Wolken erheben, vorgeſchoben werden. Dieſe Berge, die mit Nadelholz und mehrern Häuſern beſezt, und hin und wieder mit Getreiden angebaut ſind, entzücken das Auge, vornämlich wenn die Abendſonne ſie beglänzt. Aber noch entzükender ſind die jenſeits des See's liegenden, mit ewigem Schnee bedekten Appenzeller Alpen und die mit Städten, Dörfern und Landhäuſern beſäten ſchweizeriſchen Ufer des See's, die bey hellem Wetter ſich enthüllen. Die vorzüglichſten Weinberge liegen, von der Stadt aus angeſehen, gegen Norden und Nordoſt; ihre mit Reben bepflanzte Vorſeite wird von der Morgen-

und Mittagssonne beglänzt. Auch die Ebene, dem See entlang, ist mit Weingärten besetzt. *)

„Ich empfehle iedem, sagt ein neuerer Reisende, **) der nach Lindau kommt, und in der Krone oder Post logiert, die neben der Gans der beste Gasthof ist, sich bald auf die Altann hinten am Hause zu begeben, und da zu sehen. Wer da nicht in Entzücken geräth, hat weder Sinn noch Gefühl. Ich wage es nicht, ein Bild von dem zu geben, was sich hier dem Auge darstellt. Das Leben und Weben in dem nahe gelegenen Hafen, das grosse, prächtige Becken des hier sich endenden See's, die Menge Dörfer, Klöster und Gebäude an seinem Rande, Bregenz in so täuschender Nähe, daß man in die Strassen hinein zu sehen glaubt, der schwarze Wald mit den finstern Schluchten hinter seinen Mauern, das liebliche Rheinthal mit dem Vaduzer Zuckerhut, das herrliche Berggelände, gegen Appenzell, mit grünen Matten bis auf die äussersten Höhen überzogen, und mit Hütten und Schlössern, Dörfern und Landhäu-

*) S. Blike auf die Stadt Lindau von Eberl, in der baierischen Vaterlandskunde ꝛc. 807.

**) Morgenblatt für gebild. Stände. 8vo. Nro. 160. St. 21.

fern übersä't, und endlich die grossen, hehren, in blendender Weise glänzenden Kolossen! Wer mahlt mir diese Gegenstände nach? Aber nicht weniger schön ist die Aussicht von der entgegengesetzten Seite der Stadt, aus den Weingärten, auf die von der Stadt abgeschnittene, und mit besondern Mauern umgebene Insel. Hier hat man den See in seiner ganzen Länge vor sich, und bis über Hohentwiel hinunter, mehr als 20 Stunden, reicht der Blik. Die Ufer rechts und links wetteifern an Schönheit, und auf beyden Seiten hebt sich Dorf an Dorf empor. Der Anblik des grossen Wasserspiegels, vielleicht eine Fläche von mehr als 30 — 40 Quadratstunden, ist erhebend. Die äussersten Gränzen fallen mit dem Horizonte zusammen, und die untergehende Sonne taucht sich in die Wellen. An den Ufern des adriatischen Meeres sah ich sie mit nie gesehenem Glanze aus den Fluthen heraufsteigen, aber noch schöner hier sich untertauchen. — Ich ergötze mich noch lange, von den Mauern hinunter, dem wunderbaren Spiele der Wellen zuzusehen, und finde in seinem Anschauen den Stoff zu tausend Betrachtungen. Die Sonne ist hinunter; die Schifflein eilen überall der Heimath zu; dort lenkt der Roschacher ein, hier der Rheineker; nur der Konstan-

zer steuert noch auf hoher See, aber mit verdoppelten Kräften eilt er seinem Ziele entgegen.“

Die Hauptprodukte der Umgebungen von Lindau sind Wein, Obst, besonders Kirschen, Gemüse und Futterkräuter. Der Handel beschäftigt sich meistens mit Spedition. Doch bestehen auch ein Paar Häuser, die ansehnliche Geschäfte in Leinwand machen. Einen beträchtlichen Theil der Einwohner nährt die Schiffahrt. Indessen ist der Handel von Lindau kein Schatten mehr von dem, was er im sechszehnten Jahrhundert war. Ein Genosse jener Zeit*) giebt uns davon folgende naive Beschreibung: „die Bürger und Einwohner dieser Stadt sind gemeinlich aufrecht, und ein Kriegsvolk, das nicht übel lebt, ziemlich gekleidet, vermöglich, aber etwas noch bäurischer Sitten, und haben bis zu diesen Zeiten wenig gelehrter Leut gehabt, aber doch unter den ersten die Religion

*) Achilles Masser, ein gebohrner Lindauer, Arzt zu Augsburg, bekannt durch seine schätzbaren Annales de vetustate etc. reipublicae Augspurgensis. Eine Topographie einer Vaterstadt, aus der obige Stelle genommen ist, hat er dem malern Sebastian Münster für seine Kosmographie mitgetheilt.

wieder den Pabſt angenommen. Es iſt hier eine ſolche Niederlag und Zukehr von allerley Gewerbshändeln aus allen Landen, daß gemeinlich alle Samſtage auf dem Wochenmarkt, mehr dann aus acht und zwanzig Städten und Städtlein, von ſieben, acht, neun und mehr Meilen Wegs her, ohne Unterlaß Leut herbey fahren, dazu auf gemeldten Wochenmarkt ob vierzehnhundert Kärren und Wägen zu dem Thor aus- und eingehen. Aus Schwaben und Baiern kommt ein mächtig Getreid, Salz, Kupfer und Eiſen dar, das von dannen in das Oberland und in die Eidgenoſſenſchaft verführt wird. Ab dem Unterſee, Thurgau und Hegau gehet wöchentlich auf dem Waſſer zu Schiff Haber, Korn und eine groſſe Menge Wein, der von Stund an darnach in das Algau, Schwaben und auch Baierland hinwieder verkauft wird. Aus dem Bregenzer Wald, Montafun, Appenzell, Turthal und Oberland bringt man trefflich viel Käs und Butter dahin. Von dem Land tragen die Nachbauern Obſt, Garn und Geſpinnſt zu Markt. Ausgenommen anderer viel und groſſer Kaufmannsgüter, auch täglicher Krämmerey, ſo daſelbſt, nicht mit kleinem der Stadt Sekel Einkommen, von mitternächtlichen Landen und Oeſterreich, durch Danzig, Leipzig, Nürnberg, Augſpurg,

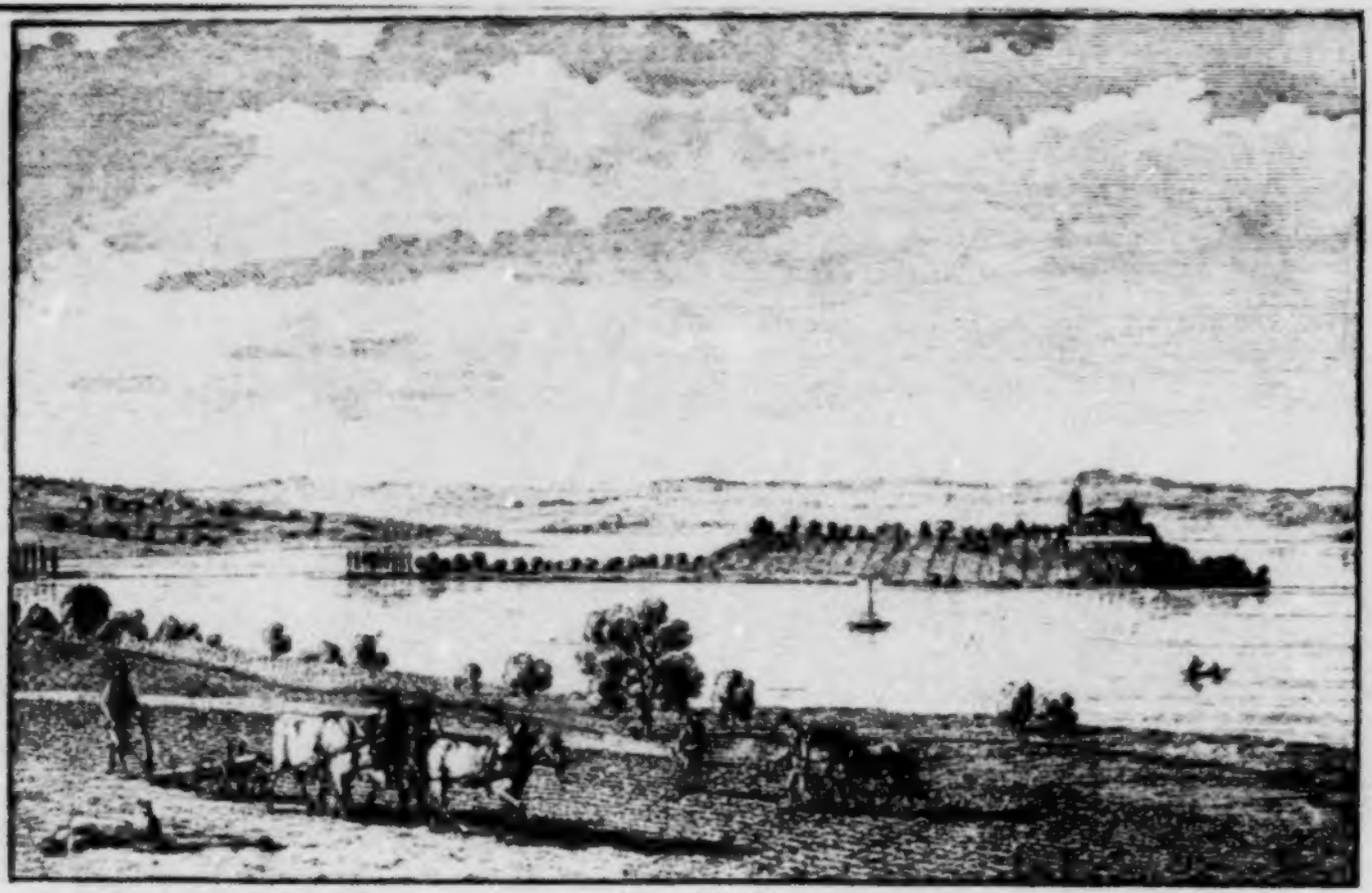
München, in die Lombarden, gen Genua, ganz Welschland, und auch gen Genf und in Frankreich durchgeführt werden, daß es nicht unbillig das Teutsche, oder auch das schwäbische Venedig genannt kann seyn.“

Von jeher hatte Lindau einen Namen in den Annalen der Kriege. Besonders aber bewährte sie ihre Wichtigkeit im dreyßigjährigen Kriege. Sie wurde von dem schwäbischen Feldmarschall Wrangel vom 29. Dec. 1646 bis zum 26. Febr. 1647 zu Wasser und zu Lande belagert, und von ihrem Kommandanten dem Grafen von Wolfegg so geschickt und männlich vertheidigt, daß der Feind unverrichteter Dingen wieder abziehen mußte. Es wurden während der Belagerung 700 Todte begraben. Der Schaden der Stadt belief sich auf 2 Mill. Gulden.

Inhalt.

Seite

1. Die Römer und die Germanen. (Beſchluß.) 1.
2. Wie das Reich und das Haus Karl des Großen untergieng. . . . . 73.
3. Die Stadt Ulm im Fürſtenkriege im Jahr 1552. . . . . 119.
4. Die Wallfahrt nach Hohenſtaufen. . 151.
5. Sprüche und Anekdoten der Alten. . 192.
6. Rudolf von Habſpurg und Ottokar von Böhmen. . . . . 214.
7. Die Grafen von Babenberg. . . . 267.
8. Blike auf Lindau. . . . . 310.



Hertha,

Erzählungen und Gemählde

aus der

teutschen Vorzeit

für

Freunde der vaterländischen Geschichte.

Von

J. G. Pahl.

Dritter Band.

Freyburg und Konstanz,
in der Herderschen Buchhandlung.
1814.

BIBLIOTHÈQUE
ROYALE
MONACENSIS

Heinrich, der Vogelsteller,
und
seine Zeit

Im Jahre Christi neun hundert und eilf starb zu Regensburg der teutsche König Ludwig, Arnulfs Sohn, ein Jüngling von achtzehn Jahren. Mit ihm verdorrte in dem diesseitigen Frankenreiche auch vollends der ächte Zweig von dem Stamme des großen Karl. Während der eilf Jahre, in denen er den Thron inne gehabt, hatten seine Vormünder, der Erzbischof Hatto von Maynz und Otto, der Erlauchte, Herzog von Sachsen, das Reich regiert. Das war aber eine Zeit großer Trübsale. Es stand nicht in der Macht eines Kindes, den Zerrüttungen und Uebeln zu steuern, die unter dem Regimente der schwachen und unglücklichen Könige

aus dem Karolingiſchen Geſchlechte ihr groſſes Erbe erfüllt hatten. Den Norden des Reichs bedrohten unaufhörlich die verſchiedenen Völker von ſlaviſchem Stamme; den Weſten verwüſteten in fortwährenden Einfällen die Normänner; über die öſtliche Gränze ſtürmten beynahe jedes Jahr die Ungarn herein; Kärnthen, Baiern, Sachſen, Thüringen und Franken ſahen ihre Horden und ihr Gräuel; und da man ſich ihrer nicht zu erwehren vermochte, erkaufte man den Frieden um jährlichen Tribut. Im Innern des Landes war alle Ordnung zerfallen. Die königliche Würde hatte mit der Macht auch das Anſehn verloren. Die Groſſen, die Geſetze verachtend, die Niemand gegen ſie handhaben konnte, und mit Widerwillen jede Beſchränkung ihrer Selbſtſtändigkeit ertragend, lagen unter einander in ſteten Fehden, und züchtigten durch Raub und Mord das Land nicht weniger als die Barbaren. Das Volk verſank in ſchmähliche Sklaverey. Kein Beſitz war ſicher. Die Geiſtlichkeit, ſelbſt mächtig ergriffen von dem allgemeinen Verderben, vermochte nicht, die überhand nehmende wilde Sitte zu bändigen. Was Karl der Groſſe für die geiſtige Bildung ſeiner Völker angeordnet hatte, gieng in dieſer Zeit meiſtens unter.

Als nun Ludwig gestorben war, traten die Sachsen und Franken zusammen, um durch die Wahl eines neuen Oberhauptes das Schicksal des Vaterlandes zu verbessern. Es waren aller Augen auf Otto, den Erlauchten, gerichtet. Er hatte als Vormund des jungen Königs seine Tüchtigkeit zur Verwaltung großer Geschäfte rühmlich bewährt; in innern und äußern Kriegen war er immer als einer der gepriesensten Helden erschienen; überdieß kam ihm, dem Herzoge von Sachsen und Thüringen, keiner der Fürsten an Macht und Reichthum gleich. Aber Otto glaubte, es sey die Krone für sein graues Haupt eine zu schwere Last, und schlug deßhalb dem Volke den fränkischen Grafen Konrad von Fritzlar vor, der durch Tugend und Tapferkeit des Vertrauens der Nation werth war, und von dem man hoffen konnte, daß er als entfernter Verwandter des Karolingischen Hauses und als Besitzer großer Güter den Glanz des Thrones nicht werde untergehen lassen. So erhielt Konrad die Salbung als König der Franken. Doch ließ er geschehen, daß so lange Otto lebte, alles nach dessen Wink gerichtet wurde. Aber schon im folgenden Jahre (912.) verschied derselbe.

Auch mit Konraden kamen keine beſſern Zeiten, ſo wenig es ihm an Willen und an Kraft gebrach, das allgemeine Beſte zu fördern. Die Uebel waren zu tief gewurzelt, und die Zeit ſeines Wirkens war zu kurz, als daß durch ihn hätte Hülfe geſchafft werden können. Sein Bemühen, die königliche Würde gegen die Anſprüche der Großen zu behaupten, erregte heftige Empörungen und innere Kriege. Ueberall blieb der Sieg den Widerſachern des Königs. Lothringen gieng für das Reich verloren. Die Schwärme der Ungarn durchſtreiften Teutſchland bis an den Rhein. In ſeinem Unglück verlor Konrad die Achtung ſeiner Völker. Alle Bande guter Ordnung löſten ſich auf. Keine Straße, kein Strom war mehr ſicher. Selbſt das Heiligthum der Gotteshäuſer ward von den Räubern nicht verſchont.

Seine heftigſten und längſten Kämpfe hatte Konrad mit Heinrichen zu beſtehen, dem Sohne deſſelben Fürſten, dem er die Krone verdankte. Als nämlich Otto geſtorben war, nahm dieſer von den väterlichen Herzogthümern Thüringen und Sachſen Beſitz, gleich als ob dieſe Länder und die mit ihnen verbundene Würde durch das Recht der Erbſchaft auf ihn

übergegangen wären. Das vertrug sich nicht mit den Planen, die der König zur Wiederherstellung des erloschenen Glanzes der Krone entworfen hatte; zudem war so große Macht nirgends gefährlicher, als in den Händen eines hochstrebenden jungen Fürsten, dem durch klugen Rath und tapfere Thaten schon ein großer Ruhm geworden war. Deßhalb entbot ihm Konrad, wie er zwar, was väterliches Eigenthum gewesen, wohl behalten und besitzen könne; aber was Otto vom Reiche zu Lehn getragen, müsse auch dem Reiche wieder zugestellt werden. Dieß Ansinnen wurde von Heinrichen trotzig abgeschlagen; und nun entbrannte ein heftiger Krieg. Weder der König, noch sein Bruder Eberhard, dem er das Herzogthum Franken verliehen hatte, vermochten gegen die überlegene wohlgeleitete Macht zu bestehen. Nach sechsjährigem Streite schienen die Partheyen der Anstrengungen müde. Auf den Rath der Fürsten schritt man zu Unterhandlungen. Aber auch in ihnen fand Konrad kein Heil. Es blieb Heinrichen alles Land und alle Macht, wie das eine und die andere von seinem Vater auf ihn übergegangen war.

Bald nachdem man diese Irrungen beygelegt hatte, begann der König das Herannahen seines

Endes zu ahnen. Da gab er einen herrlichen Beweis von seltenem Edelmuth und von der ausschließenden Richtung seines Sinnes auf das Wohl des Reichs. Er versammelte die Großen in den fränkischen Gauen um sich, mit ihnen berief er seinen Bruder, den Herzog Eberhard. „Es sey, sprach er, zu besorgen, daß nach seinem Tode der alte Streit zwischen den Franken und Sachsen aufs Neue entbrenne, woraus eine gänzliche Auflösung des Reichs erwachsen könne. Um einer solchen Gefahr vorzubeugen, müsse man den eigenen Vortheil vergessen, und nur auf das achten, was dem Ganzen fromme. Zwar sey der Herzog Heinrich lange sein Feind gewesen, und habe ihm viel Uebels erwiesen. Aber keiner der Großen der Nation gleiche ihm an Macht und tapferm Muthe, und so gebühre vor allem die Krone ihm, und er, der König, rathe und bitte, daß man sie auf sein Haupt setze. Wollte Eberhard sie gegen ihn behaupten, so werde er sich zu Grunde richten, und neue Zerrüttungen werden den Frieden des Reichs stören. Ueberdieß sey billig, daß der Sohn desjenigen, der ihn selbst auf den Thron erhoben, nach seinem Tode ihn besteige.“ Zugleich überantwortete Konrad Eberharden die Krone, das Scepter und die königliche Kleidung

mit dem Befehle, dieſe Zeichen der Herrſchaft Heinrichen zuzuſtellen. Die Fürſten gaben dem ſterbenden Könige ihr Wort, daß ſein letzter Wille getreulich vollzogen werden ſollte. Ohne dieſen edlen Verzicht auf perſönliches Intereſſe und auf die Anſprüche der Leidenſchaft wären vielleicht die Bande, welche die Hauptſtämme des teutſchen Volkes untereinander verknüpften, für immer gebrochen, und alles Große und Löbliche, was ſpäter durch den Verein der Nation zu Stande kam, wäre in ſeinen erſten Keimen erſtickt.

Nach dem Tode Konrads verſammelten ſich die Vornehmſten der Franken und Sachſen, denen große Schaaren von Dienſtleuten und Volk nachgefolgt waren, auf den Gefielden vor Fritzlar, und einmüthig ward von ihnen beſchloſſen, daß der fromme Herzog Heinrich, der bisher durch Rath und That ſich ſo tapfer erwieſen, und als ein Enkel des Königs Arnulf von dem löblichen Kaiſer Karl abſtammte, den erledigten Thron beſteigen ſollte. Der Herzog Eberhard erhielt den Auftrag, dem Gewählten die Kunde zu bringen, und ihm die Inſignien des Reichs zu überreichen. Er machte ſich auf, zog nach der Staufenburg, einem am weſtlichen Abhange des Harzgebürges gelegenem Schloſſe,

wo Heinrich damals weilte, und da er ihn, als er zu ihm trat, eben in einer Höhle mit dem Vogelfange beschäftigt sah, ertheilte ihm das Alterthum, das in seiner Einfalt solche kleine Züge auszeichnete, den Beynamen des „Vogelstellers.“ Noch zeigt man die Stätte, wo Eberhard den König überraschte; das Volk nennt sie den „Heinrichswinkel.“ Mit Freude wurde der Neugewählte zu Fritzlar empfangen. Er bewährte hier seinen demüthigen Sinn, als ihm der Bischof Heriger von Mayuz die Krone aufsetzen wollte. „Es genügt mir, sprach er, daß du mich in Gegenwart der Großen des Reichs König nennst; die Salbung aber und das Diadem gebührt den Bessern; ich halte mich solcher Ehre für unwerth.“

So war denn Heinrich König der Franken und Sachsen und der mit den letztern vereinigten Thüringer; die beyden andern germanischen Hauptvölker aber, die Schwaben und Baiern, waren nicht bey seiner Wahl erschienen; im Gegentheil begehrten ihre Herzoge sie unabhängig zu beherrschen und Lothringen war unter der vorigen Regierung vom Reiche abgekommen. Dieser Zustand der Dinge vertrug sich nicht mit den Absichten des neuen Re-

genten. Das Entfremdete wieder herbeyzubringen, im Innern Einheit und Kraft herzustellen, und ſo, nach dem Beyſpiele der würdigen Vorfahren, dem teutſchen Namen ſeinen alten Ruhm, und der Nation Selbſtſtändigkeit und blühenden Wohlſtand zu erwerben, das waren die Plane, zu deren Ausführung er ſich, durch den Empfang des Scepters, berufen glaubte.

Das Herzogthum Schwaben hatte damals Burkhardt, der Sohn des Grafen Adelbert im Thurgau, inne, nachdem er von dem Könige Konrad zu demſelben erhoben worden war. Er herrſchte in großem Anſehen; denn durch ſeinen ausgebreiteten Beſitzthum galt er für einen der mächtigſten Fürſten ſeiner Zeit, und an kriegeriſchem Ruhm waren ihm wenige überlegen, wie er denn ſeine Lande immer glücklich gegen die Ungarn vertheidigt, und Rudolphen, den König der Burgunder, in der ſiegreichen Schlacht an der Reuß, überwunden hatte. Deßhalb behauptete er ſelbſt, dem Könige, dem er das Herzogthum verdankte, gegenüber, die Unabhängigkeit, und benahm ſich in den Geſchäften des Krieges und des Friedens nicht anders, als wäre er Niemanden unterthan. So weigerte er ſich auch, als Heinrich den Thron beſtieg,

Würde und Güter als Lehn von ihm zu empfangen. Um so mehr glaubte er seine Weigerung geltend machen zu können, da die Herzoge von Lothringen und Baiern auf gleicher Widersetzlichkeit bestanden, da auch Eberhard, der Herzog von Franken, in der Treue gegen den König wankte, und da ein neues, durch die Bande des Bluts verstärktes Bündniß Burkhardten des Beystands der burgundischen Macht versicherte. Ohnehin konnte man es nicht unbillig finden, wenn der Herzog von Schwaben in demselben Verhältnisse zu dem Könige stehen wollte, was dieser früher seinem Vorfahrer am Regimente selbst abgetrotzt hatte. Aber Heinrich, entschlossen, der erlangten Herrschaft alles Recht und allen Glanz, die ihr gebührten, zu verschaffen, und furchtlos in den Gefahren, die auch mächtige Feinde ihm bereiteten, machte sich ungesäumt mit einem starken Heer auf, das er in Sachsen und Franken gesammelt hatte, überzog die schwäbischen Gauen, und verbreitete jämmerliche Verwüstungen in dem Lande. Burkhardt kam zur Erkenntniß, daß sein Widerstand vergeblich sey, und unterwarf sich mit seinem ganzen Volke, sammt allen Städten und Burgen, dem Könige. Auf dem Reichstage zu Worms begrüßte er

diesen feyerlich, als den Lehnsherrn seines Herzogthums, und der herzoglichen Güter. Von nun an erschien er nicht mehr als selbstständiger Herrscher, sondern wie die alten Ordnungen es wollten, als Stellvertreter des Königs.

Nun wandte Heinrich seine Waffen gegen Baiern. Der dortige Herzog Arnulf hatte, als Ludwig, der letzte von den Karolingen, gestorben war, seine Lande als ein durch den Willen der Nation ihm angefallenes Eigenthum betrachtet, und indem er die Erhöhung des Königes Konrad als nicht verbindlich für ihn ansah, nannte er sich „aus Gottes Vorsehung Herzog von Baiern und auch der umliegenden Länder.“ Dadurch verwickelte er sich in schwere Kriege, welche endlich, besonders durch den Einfluß der ihm abholden Geistlichkeit einen so nachtheiligen Ausgang nahmen, daß er mit den Seinen aus dem Land fliehen, und den Schutz der Ungarn erbitten mußte, welche eher seinen starken Arm schmerzlich genug gefühlt hatten. Als aber der König Konrad gestorben war, entboten die Baiern Arnulfen, er möchte nun wieder herauskommen und sie mit dem königlichen Titel beherrschen, denn sie gedächten von nun an ein selbstständiges Volk zu seyn. Arnulf säumte

nicht, den Willen der Nation zu vollbringen, und nachdem er in ihrer Mitte angekommen war, umgab er Regensburg, seine Hauptstadt, mit Mauern und Wällen, legte eine feste Burg bey ihr an, und setzte sich in einen starken wehrhaften Stand. Mittlerweile hatten die Franken und Sachsen den Herzog Heinrich zu ihrem Könige gewählt. Ihrem Entschlusse getreu hatten die Baiern sich geweigert, bey der Wahlversammlung zu erscheinen; eben so wenig erkannte Arnulf den Gewählten als sein Oberhaupt. Deßhalb drang Heinrich, nachdem er Burkharden von Schwaben gedemüthigt hatte, mit seinem siegenden Heere in das Land, und lagerte sich vor Regensburg. Aber umsonst berannte man die festen Werke der Stadt; muthig widerstanden die tapfern und gut angeführten Baiern dem Feinde; das königliche Heer ward genöthigt zurückzuweichen. Heinrich, indem er bedachte, daß hier mit Waffengewalt nichts zu erzwingen sey, lud Arnulfen zu einer Zusammenkunft ein. Dieser erschien. Die beyden Fürsten erwogen ihr eigenes Interesse und das Beste von Land und Leuten, und so kamen sie über folgenden Vertrag mit einander überein: „Arnulf sollte verzichten auf den königlichen Ti„tel, sein Land sollte er besitzen als ein Lehn,

„verpflichtet zu den Kriegsdiensten des Reichs; „dagegen bleibe er regierender Herr; er und „seine Nachfolger haben, den Königen gleich, „die Bischöfe in Baiern zu setzen; seiner Hoheit „seyen sie unterthan; nicht minder habe er eines „Herrschers übrige Rechte zu üben." — Es ward Arnulfen auf diese Weise sehr viel bewilligt; man sieht in ihm alle die Befugnisse vereinigt, welche in spätern Zeiten die Stände unter dem Namen der Landeshoheit ausübten. In der That erzählt auch die Geschichte von ihm, wie er nicht nur die Bischöfe ernannt, sondern auch Landesversammlungen berufen, Gerichte über Priester und Laien gehalten, Grafschaften vergeben, Münzen geprägt, Schenkungen bestätigt, und alles gethan habe, was bey jenen einfachen Verhältnissen ein Regent thun konnte. *) Heinrich dagegen konnte sich damit begnügen, daß Arnulf das lehnbare Verhältniß anerkannte, und die Verbindlichkeit, dem Reiche Kriegsdienste zu leisten übernommen hatte. Denn dadurch ward die Oberhoheit des Königs über den Herzog gerettet, und der letztere konnte sich, bey seinen kriegerischen Unternehmungen der Kräfte von Baiern ungehindert bedienen

*) S. Feßmaiers Geschichte von Baiern. S. 167. 209. f.

Bald gelang es dem Könige auch Lothringen wieder an das Reich zurückzubringen. Dieß Herzogthum war seit dem Vertrage von Verdun eine Provinz von Teutschland gewesen. Als aber Konrad I. (912.) auf den Thron erhoben wurde, versagten ihm die Lothringer, verleitet durch ihren Herzog Reginar, den Gehorsam, und unterwarfen sich dem Könige des jenseitigen Frankenreiches, Karl, dem Einfältigen. Konrad überzog die Empörer mit Krieg, aber das Glück war seinen Waffen nicht günstig, und die Unruhen, welche das Innere von Teutschland erschütterten, erlaubten ihm nicht, seine Kräfte nach außen zu richten. So mußte er Lothringen seinem Schicksale überlassen; doch war das Elsaß, so wie Utrecht in dem alten Verbande geblieben. Um das Verlorne wieder zu erwerben, begünstigten Heinrichen die Umstände. Frankreich war durch heftige innere Bewegungen zerrüttet. Die Großen hatten Karln, dem Einfältigen, den Gehorsam aufgekündigt, den Herzog Robert als König ausgerufen, (922.) und als dieser im Gefechte gefallen war, (923.) dem Herzoge Rudolph von Burgund die Krone verliehen. In diesen Gefahren wollte Karl sich eines äußern Feindes entschlagen, der die Macht seiner Widersa-

cher zu verstärken drohte. Er schloß (923.) einen Vertrag mit Heinrichen zu Bonn, worin er Lothringen an das Reich abtrat, welcher Vertrag aber nicht zur Vollziehung kam, weil Karl, von dem Grafen Herbert von Vermandois gefangen, den Thron mit dem Kerker vertauschte. Sein Nachfolger Rudolph von Burgund anerkannte nicht, was zu Bonn vertragen war, auch der Herzog Giselbert, der Sohn des obengenannten Reginars, widersetzte sich der Oberherrschaft der Teutschen. Da griff Heinrich zu den Waffen, und nachdem er erst Ober-Lothringen eingenommen hatte, (924.) schlug er Rudolphen (925.) bey Zülpich aufs Haupt, worauf sich ihm das ganze Land unterwarf. Um Giselbertens sicher zu seyn, bestätigte er ihn in der herzoglichen Würde, und gab ihm seine Tochter Gerberg zur Ehe. Zehn Jahre später kam der Friede mit dem Könige Rudolph zu Stande, und der Besitz von Lothringen ward dem Reiche feyerlich bestätigt.

So hatte denn Heinrich die sämmtlichen teutschen Hauptvölker wieder in einen Körper vereinigt, und glorreich dargethan, wie er würdig sey, dessen Haupt zu seyn.

Während der König mit der Eroberung von Lothringen beschäftigt war, machten sich die Ungarn auf, (924.) um seine Unternehmungen zur Verstärkung des Reichs zu stören. Wie immer erschienen sie, ein scheußliches Volk von Gestalt und Sitten, in unermeßlicher Zahl, in den östlichen Marken, und bald hatten seine Schwärme beynahe ganz Teutschland, besonders aber Westphalen und Sachsen überschwemmt. Allenthalben floh das geängstete Volk vor ihnen her; das Land hinter ihnen war eine Wüste. Im offenen Felde sie anzugreifen, war nicht räthlich, wegen ihrer Ueberzahl und wegen ihrer leichten Beweglichkeit. Heinrich beschränkte sich deßhalb darauf, daß er seine zertheilte Macht in die Burgen des Landes legte, aus welchen er die einzeln umhertreibenden Horden des Feindes anfiel, ihnen die gemachte Beute abjagte, und sie auf jede mögliche Art beschädigte. In diesem kleinen Kriege glückte es ihm, einen von den Vornehmsten unter den ungarischen Fürsten gefangen zu nehmen. Darüber gerieth das ganze Volk in Bestürzung. Heinrich bot dem Gefangenen die Freyheit an, unter der Bedingung, daß die Ungarn sich zu einem neunjährigen Waffenstillstande verstehen, und die Verbindlichkeit übernehmen sollten, diese Zeit hindurch weder das Reich

zu beunruhigen, noch, wie es eher geschehen, Tribut von demselben zu so theer. Die Feinde entsprachen diesem Antrage, und der König sah sich für geraume Zeit gegen eine Gefahr gesichert, bey der er auf umfassende und durchgreifende Anstalten für das Beste und den Ruhm der von ihm beherrschten Völker für immer hätte verzichten müssen.

Die bisherigen Erfahrungen in den Einfällen der Ungarn hatten gelehrt, daß man gegen dieses Volk, daß die Kunst der Belagerung nicht verstand, und auch nicht mit dem zu ihrer Uebung erforderlichen Geräthe versehen war, nirgends sicher sey, als hinter festen Mauern und in wohlverwahrten Wohnplätzen. Zwar fanden sich auf den Bergen und Felsen des Landes schon eine Menge Burgen, worin die Fürsten und die Edeln hausten, und sich, wenn es ihnen im Felde nicht gelingen wollte, männlich vertheidigten. Aber diese Burgen boten zu wenig Raum dar, als daß in Zeiten allgemeiner Noth das Volk in ihnen seine Zuflucht hätte finden können; und außer ihnen gab es, zumal im Innern von Teutschland wenige wehrhafte Plätze; die Städte, welche in dem Zeitalter der Römer ihren Ursprung genom-

men hatten, waren in den ſtürmiſchen Jahrhunderten der Völkerwanderungen meiſtens verfallen; die Anſiedlungen beſtanden gewöhnlich in einzelnen Höfen oder kleinen Dörfern; ſelbſt die königlichen Landgüter, die Klöſter und die Stiftskirchen, mit den ſie umgebenden Gebäuden, bildeten in der Regel offene Orte, für jeden Angriff zugänglich. Es war unter den Teutſchen noch eine Sitte der Urväter erſichtlich, einzeln und zerſtreut zu wohnen, und in dem Falle der Noth nur ſeinem Arm und ſeinem Wehr zu vertrauen.

Um dem hieraus entſtehenden Uebelſtande zu ſteuern, begann Heinrich die Flecken und Dörfer in Städte zu verwandeln; indem er ſie mit Mauern, Gräben und Verzäunungen umgab, ihre Eingänge durch Thore verſperrte, und in ihrem Innern öffentliche Gebäude zum Dienſte der Gemeinheit aufführte. Es ward verordnet, daß von den Bewohnern des Landes der neunte Mann ſich in dieſe neuen Anſiedlungen niederlaſſen mußte, um das Bauweſen zu betreiben, während die Zurückgebliebenen die Verbindlichkeit erhielten, Lebensmittel herbeyzuſchaffen. Auch die Künſtler und Handwerker, meiſtens aus der Klaſſe der Leibeigenen, mußten in die Städte ziehen, um hierin die Gewerbe zu betreiben,

Deſsgleichen ward den Leibeigenen und hörigen Leuten geſtattet, inner den „Pfählen" zu wohnen. Alle Land- und Reichstage, alle öffentlichen Zuſammenkünfte, feyerliche Gaſtmale, deſsgleichen die Meſſen und Märkte muſsten in den Städten gehalten werden. Da der König dieſe Anſtalten mit äuſserſter Thätigkeit betrieb, *) ſo hatten ſie allenthalben den beſten Erfolg. Es entſtanden auf ſeinen Stammgütern Meiſsen, Merſeburg, Quedlinburg, Goslar, Nordhauſen, Grona, Duderſtadt, Gotha. Seine Ermunterungen und ſeine Beyſpiele erweckten in den groſsen Landbeſitzern und Biſchöfen das nämliche Beſtreben. Auch ſie umgaben ihre Dörfer mit Mauern und Palliſaden. So nahm die Zahl der Städte überhand; und nicht nur daſs durch ſie die innere Sicherheit des Landes verſtärkt ward; es gewann zugleich die geiſtige Entwickelung der Nation; Handel und Kunſtfleiſs huben ſich ſchnell empor; es gieng über dem in ſchmähliger Unmündigkeit hingehaltenen Volke die Morgenröthe der Freyheit auf.

Aber nicht nur zur Vertheidigung wollte

*) „In exstruendis urbibus *die noctuque operam dabat*," ſagt Wittekind von Corvey.

Heinrich gerüstet seyn; mit Klugheit strebte er zugleich sein Volk zum Angriffe zu bilden. Er gab der schwerfälligen Reuterey eine leichtere Bewaffnung, gewöhnte sie an schnelle Beweglichkeit, und lehrte sie eine gleiche Schlachtordnung zu halten, und in geschlossenen Massen anrücken und zurückweichen. Ueberall wurden die Waffenübungen mit größter Thätigkeit betrieben; man hielt feyerliche Ritterspiele, wo Gewandtheit und Kraft durch Beyfall und Ehrenzeichen belohnt wurden. Jeder erstgeborne Sohn eines Freyen wurde zum Kriegsdienste bestimmt; von der Hinterlassenschaft des Vaters erhielt er „das Heergeräthe" zum Voraus. Aus Bauern und Räubern ward eine tüchtige Infanterie gebildet. Man nahm die letztern als „Pfahlbürger" in die befestigten Gränzplätze auf; indem sie der Bewohner des teutschen Bodens schonten, ward ihnen gestattet, einen steten kleinen Krieg gegen die benachbarten feindlichen Völker zu führen.

Während Heinrich dem teutschen Volke auf diese Weise militärische Haltung und Tüchtigkeit zu geben suchte, fehlte es ihm auch nicht an Gelegenheit, im ernsten Kampfe die Seinen zu üben, und den Werth seiner Anordnungen zu erproben. In Nordosten des Reichs saßen meh-

rere Nationen von slavischem Stamme, die theils die Gränze des Reichs unaufhörlich beunruhigten, theils die Tribute, zu denen sie schon seit Karl dem Großen verpflichtet gewesen, zu entrichten sich weigerten. Ueberdieß waren sie dem Heidenthume ergeben; und schon um deßwillen konnte zwischen ihnen und dem frommen Könige kein friedliches Verhältniß gedeihen. So kam es zu wiederholten Anfällen. Zuerst überzog Heinrich die Dalemengier und Milzier, welche in der heutigen Lausitz wohnten, und zwang sie zum Gehorsam. Dann bekriegte er die Heveller (927.) in der Mark Brandenburg, schlug sie in mehrern Gefechten, und eroberte, mit ihren sämmtlichen Wohnsitzen, ihre Hauptstadt Brannibor, in die sich ihre wehrhafte Mannschaft geworfen hatte. Von hier wandte er sich (929.) nach Böhmen, nahm Prag hinweg, und nöthigte den Herzog Wenzel, ihm die verweigerte Huldigung zu leisten, und den rückständigen Tribut zu bezahlen. Auch die Obotriten, im Mecklenburgischen, wurden besiegt, und ihre Fürsten gezwungen, das Christenthum anzunehmen. Umsonst erhuben diese Völker im Jahre 930 die Fackel der Empörung; die Feldherren des Königes, Bernhard, der einst selbst Haupt eines slavischen Stammes ge-

weien war, und Dietmar zogen ihnen entgegen, richteten in der Schlacht bey Lenzen, in der Priegnitzer Mark, beynahe ihre ganze Macht zu Grunde, und stellten die Ruhe wieder her. Darauf fiel Heinrich (931.) den König Gorm von Dänemark an, welcher die Slaven in ihren Widerstrebungen unterstützt, die verlieegenen sächsischen Lande verwüstet, und seine christlichen Unterthanen verfolgt hatte. Auch hier siegten die teutschen Waffen. Die alte Gränze des Reichs wurde von der Eider bis an die Schlie vorgerückt, und Gorm mußte sich bequemen, das Christenthum zu dulden. Um die Erfolge dieser Feldzüge zu befestigen, und die besiegten Slaven und Dänen für die Zukunft im Zaum zu halten, legte man gegen sie die Markgrafschaft Meißen, Nordsachsen, Lausitz und Schleßwig an, bevölkerte sie mit teutschen Ansiedlern, und gründete in ihnen feste Städte.

So war in Teutschland, durch die Weisheit und Tapferkeit des Königs, Eintracht und Ruhe hergestellt; Ordnung, Sicherheit und Wohlstand blühten immer fröhliger empor; im Norden war die Gränze befestigt, durch die Erinnerung an die erfochtenen Siege und durch kräftige Vertheie

dungsanſtalten; aus Italien und Frankreich war nichts feindſeliges zu beſorgen, da beyde Länder durch heftige innere Bewegungen ihre Kräfte erſchöpften; als ein würdiger Nachfolger des großen Karls behauptete Heinrich den von ihm ſo ſehr verherrlichten Thron. Nur die Ungarn ſchienen ſeiner Macht und ſeines Ruhmes nicht zu achten. Als die Friſt des mit ihnen verabredeten Waffenſtillſtandes ſich zu Ende neigte, kamen ihre Boten in das Hoflager des Königes, und thaten im Namen ihrer Fürſten kund, daß nun der alte Tribut wieder zu bezahlen ſey; in dem Falle der Weigerung werden ſie ihn ſelbſt holen. Heinrich, der Kraft und Ordnung ſeiner Vertheidigungsmittel vertrauend, erwiederte das Anſinnen mit Verachtung. Zum Beweiſe ſeiner Zuverſicht höhnte er die Barbaren, indem er ihnen einen räudigen Hund ſchickte, dem Schwanz und die Ohren abgehauen waren. „Den ſollten ſie für den Tribut gelten laſſen, welchen ſie verlangen.“

Nun erhub ſich das ungariſche Volk abermals in unermeßlicher Menge, drang über die teutſche Gränze vor; und lenkte ſich, in zwey Heere abgetheilt, theils nach Thüringen, theils nach Sachſen. Aber die Feinde bemerk-

ten zu ihrem Schrecken, wie sehr seit ihrer Abwesenheit die Dinge in Teutschland sich geändert hatten. Allenthalben stießen sie auf feste Plätze, die sie anzugreifen nicht wagen durften. Das Land fanden sie leer an Menschen und Vieh; alles hatte sich in die Städte gezogen, und die Bedürfnisse des Lebens dahingeflüchtet. Eine zahlreiche, wohlgeübte Reuterey beunruhigte ihr Lager, und schlug sich mit ihnen in heftigen Kämpfen tapfer und glücklich. Der Wehrstand der Teutschen kündigte überall Stärke, Sicherheit und Planmäßigkeit an. Gegen das eine Heer, das sich nach Thüringen gezogen, rückte eine ansehnliche Macht, die unter den Fürsten und dem Adel des Landes sich versammelt hatte, herbey, und nachdem sie in der Nähe von Sondershausen auf dasselbe gestoßen war, schlug sie es siegreich in die Flucht. Heinrich dagegen gieng dem größern Haufen, der bey Merseburg sich gelagert hatte, mit seinen Sachsen und mit der baierischen Hülfe entgegen, griff es, begünstigt von dem Nebel, der das ihm wohlbekannte Gelände bedeckte, mit unwiderstehlicher Kühnheit an, und brachte ihm eine entscheidende Niederlage bey. In Strömen floß das Blut der Ungarn. Es fielen ihre Häupter. Verwirrung und Schrecken ergriff das Heer.

Alles überließ ſich einer wilden Flucht. Grauſam verfolgte das Schwert der Sieger die Fliehenden. Wer ereilt ward, fiel unter ſeiner Schärfe; andere Gefangene wurden verſtümmelt. Der Raub der Länder, der in dem Lager der Ungarn aufgehäuft lag, bereicherte Ritter und Knechte. In wenigen Tagen ward das Land von den Barbaren geräubert. Von der Elbe bis an den Rhein erklang der Ruf der Freude. In allen Tempeln ward der herrliche Sieg gefeyert. Heinrich wurde als der Retter des Vaterlandes und als der ruhmwürdigſte Held geprieſen und bewundert. Das Volk ſang Lieder zu ſeinem Lobe. Noch itzt wird zu Horburg an der Luppe, drey Stunden von Merſeburg, alljährlich am 8ten September ein groſſer Jahrmarkt, zum Andenken an dieſen herrlichen Sieg, gehalten. *)

Da nun Teutſchland keine Gefahr mehr von ſeinen Nachbarn drohte, und die Macht des Reichs ſo kräftig und furchtbar geworden war, ſo glaubte Heinrich, daß es Zeit ſey, zu den Zeichen ſeiner Würde auch noch die römiſche Kaiſerkrone hinzuzuthun, welche ſein erlauchter

*) Das letztere wird bemerkt in F. L. Jahns teutſchem Volksthum, (8. Leipzig 813) S. 350.

Vorfahre, Karl der Große, getragen. Ohnehin begünſtigte der Stand der Dinge in Italien dieſen Anſchlag; auch lag es in den Begriffen jener Zeit, daß die gedachte Krone dem Könige der Teutſchen gebühre. Ueberdieß hatte ſie der König Arnulf erworben; und wer mochte es Heinrichen widerſprechen, daß er durch die Wahl und durch das Anerkenntniß der Stände in deſſen Rechte eingetreten ſey? Zudem war im Jahr 924 der König Berengar von Italien geſtorben, der von dem Pabſte Johann X. zum Kaiſer gekrönt worden, und in dieſer Würde keinen Nachfolger mehr erhalten hatte. So war denn der Thron der römiſchen Cäſaren ledig, und die Völker erwarteten, daß der ihn beſteige, der unter allen Fürſten jener Zeit ſich ſeiner am würdigſten erwieſen hatte.

Dieſe Erhebung und die Vereinigung der ſchönen Halbinſel jenſeits der Alpen mit Teutſchland konnte allerdings Heinrichs Glanz und Ruhm vermehren, weil, in dem Urtheile der Menge, der Name der Helden in dem Verhältniſſe herrlicher wird, in dem ſie die Kreiſe ihres Wirkens erweitern. Aber die Vorſehung wollte nicht, daß er, der lauter Löbliches und Edles zu Stande gebracht, eine Unternehmung beginne,

die nachher für das Glück und den wahren Ruhm der Teutſchen ſo verderblich geworden iſt. Mitten unter ſeinen Rüſtungen nahm ihn der Tod hinweg. Er ſtarb unverſehens von einem Schlage getroffen, am erſten des Heumonats, im Jahre 936, in einem noch kräftigen Alter von ſechzig Jahren, auf ſeiner Burg zu Memleben an der Unſtruth. Unerſchrocken ſah er, wie es einem ſo frommen Helden ziemte, dem Tode entgegen. Mit zärtlichem Danke verabſchiedete er ſich von Mechtilden, der Königin. Seine Kinder ermahnte er ſterbend zur Eintracht. In ganz Teutſchland floſſen die Thränen der Getreuen um den Befreyer des Vaterlandes. Sein Leichnam fand ſeine Ruheſtätte in der Stiftskirche zu Quedlinburg, die er von eigenem Gute erbauet hatte. Die Königin betrauerte ihn, indem ſie die Welt verließ und ihr übriges Leben frommen Uebungen widmete.

Als ein mild und helle ſtrahlendes Geſtirn erſcheint uns Heinrich in den Finſterniſſen ſeiner Zeit. Zwar war auch er von den Vorurtheilen dieſer Zeit befangen, wie er denn nicht vermochte, ſich dem Aberglauben zu entſchlagen, der damals für Gottesfurcht galt, oder ſich von den Banden zu befreyen, in welchen die Prieſter die Glaubigen verſtrickt hatten. Dagegen begriff

er, was ſeine Pflicht als Regent ihm anſann, und ſah den Ruhm des Herrſchers nicht weniger in der innern Bildung der Länder, als in den Thaten des Kriegsmanns. Mit Weisheit ordnete er die Angelegenheiten des Reichs; an Tapferkeit und militäriſcher Kunſt übertraf er alle ſeine Zeitgenoſſen; in ſeinem Beginnen war überall Beſonnenheit, Kraft und überdachter Plan ſichtbar; durch Edelmuth und ſanften Sinn erwarb er ſich die Liebe ſeines Volkes. Er hat die zertrennten Beſtandtheile des Reichs in einen Körper vereinigt, Lothringen wieder in den teutſchen Verband gebracht, die Ungarn gedemüthigt, die Slaven und Dänen gezähmt oder überwunden, die Gränze Teutſchlands geſichert, die kriegeriſche Tüchtigkeit der Nation ausgebildet und erhöht, und durch die Anordnung ſtädtiſcher Verfaſſung einen glücklich emporſtrebenden Geiſt der Freyheit, der Betriebſamkeit und der Aufklärung erweckt. „So gründete „er Frenſtätte des Kunſtfleißes, und vervollkomm„te durch Sammlung der Menſchen das von Karl „dem Großen angefangene Werk der Civiliſirung „Europa's. Griechenland würde Heinrichen „unter die Götter gezählt haben.“

*) S. Joh. v. Müllers allgem. Geſch. II. S. 155.

Die Ungarnschlacht auf dem Lechfelde, im Jahre 955.

Die Magyaren, ein Volk von mongolischer Abkunft, schlugen, als sie die Stammsitze ihrer Väter verlassen hatten, ihre Wohnungen erst am Irtisch, dann am Uralgebirge und später an den Ufern der Wolga auf. Hier drückten die Petschenegen, von den Uzen im südlichen Sibirien gedrängt, auf sie, da sie denn ihren Weg in der Richtung gegen Südwest nahmen, und sich in den Gefilden Pannoniens zu beyden Seiten der Donau niederließen. Mehrere Stämme der im Lande siedelnden Avaren vereinigten sich mit ihnen; andere Einwohner wanderten aus. Das Oberhaupt der Nation Arpad erhielt den jenseits der Donau gelegenen Theil der Eroberung; von Stuhl-

Weiſſenburg aus gab er ſeine Befehle. Der Reſt des Landes ward unter die übrigen untergeordneten Häupter und Kriegsleute vertheilt, denen die unterjochten Einwohner dienſtbar waren. Die Einwanderung erfolgte am Ende des neunten Jahrhunderts. Die Abkömmlinge wurden Ungern, Ungarn, Ugren genannt, was noch itzt in der mongoliſchen Sprache einen Ausländer bedeutet. Sie ſelbſt nannten ſich Magyaren, welchen Namen das kräftige, tapfere, und edle Geſchlecht ihrer Enkel noch bis itzt, in der Landesſprache, führt.

Sie waren in jener Zeit ein wildes, rauhes Kriegsvolk, an Geſtalt und Lebensweiſe den Hunnen des Attila ähnlich, zwar vereinigt unter einem Oberherrn, aber getrennt in viele einzelne Horden, deren ſich jede ermächtigt hielt, dem Willen ihres Hauptes folgend, die benachbarten Länder anzufallen, und die Reichthümer derſelben zu erobern. „Sie ſind, ſagt Regino, immer auf ihren Pferden, ſchießen furchtbare Pfeile mit hornenen Bogen, und ſind eben ſo ſchnell im Ueberfalle als in der verſtellten Flucht. Sie leben nicht wie Menſchen ſondern wie das Vieh; ſie freſſen rohes Fleiſch und trinken das Herzblut ihrer Feinde.“

Dieſes kühnen und kriegeriſchen Volkes glaubte der teutſche König Arnulf für ſeine Intereſſe benützen zu können. Dieſer hatte nämlich dem Könige Zwentibold von Mähren, aus freundſchaftlicher Zuneigung, auch die Böhmen unterthan gemacht, ohne jedoch damit die Bande auflöſen zu wollen, durch welche dieſes Volk ſeit den Tagen Karls des Großen an das Reich geknüpft. Im Beſitze ſo großer Macht vergaß der Günſtling ſeinen Wohlthäter, machte entſcheidende Schritte, um gänzliche Unabhängigkeit zu erwerben, und beunruhigte die öſtlichen Marken. Arnulf, auf andern Seiten beſchäftigt und gedrängt, und verzweifelnd an der Möglichkeit, mit eigener Macht ſich des Rebellen zu erwehren, rief die Ungarn zu Hülfe, und forderte ſie auf, Zwentibolden in den Rücken zu fallen. Mit Freuden ward ſeine Einladung befolgt, und die Reſultate erfüllten alle ſeine Hoffnungen. Der König von Mähren erlag vor der feindlichen Uebermacht; der öſtliche Theil ſeines Landes ward von den Ungarn erobert und mit ihrem Reiche vereinigt; der Reſt deſſelben, ſammt Böhmen, trat in die alten Verhältniſſe mit dem Karolingiſchen Erbe. Aber beynahe wäre es Arnulf ſelbſt noch inne geworden, wie gefährlich es war, dieſem Volke, das

den Krieg als seine Bestimmung betrachtete, den Weg nach Teutschland gezeigt zu haben.

Denn schon im nächsten Jahre nach seinem Tode (901.) drangen die Ungarn in das Herzogthum Kärnthen ein. Im Jahre 907 überschwemmten sie Baiern, und erschlugen den Herzog Luitpold. Im Jahre 908 durchzogen sie Sachsen und Thüringen; Burkhard, der Herzog des letztern Landes, fiel in einem Treffen gegen sie. Schrecklich verwüsteten sie auf diesen Zügen, mit Feuer und Schwert, die Länder. Grausam rächten sie sich an allen, die ihnen widerstanden. Was irgend einen Werth hatte, galt ihnen für Beute. Selbst Weiber und Kinder wurden von ihnen fortgeschleppt. Schwer mit Raub beladen, oder mit den Kirchenschätzen, die man ihnen darbrachte, bereichert, zogen sie immer wieder zurück. Ja, als sie im Jahre 913 in Franken einfielen, mußte der König Ludwig sich zu der schmählichen Bedingung verstehen, daß er ihnen einen jährlichen Tribut reichen wolle. Auch unter der Regierung des Königs Konrad fuhren sie fort die Geißel der Teutschen zu seyn. Zwar mißlang ihnen ihr erster Zug; die königlichen Kammerboten Erchinger und Berchtold trieben sie (913.) aus

Schwaben zurück, und am Ufer des Inns schlugen sie die vereinten Baiern und Schwaben dergestalt, daß von dem zahlreichen Heer kaum noch dreyßig Mann entkamen. Als aber Arnulf von Baiern von dem König Konrad aus dem Lande vertrieben, nach Ungarn floh, stürmten sie wieder herauf, und nahmen an den Geistlichen, Arnulfs Feinden, die grausamste Rache; im Jahre 917 drangen sie sogar bis über den Rhein vor, verwüsteten das Elsaß und zerstörten die Stadt Basel. Unter der Regierung des Königs Heinrich unternahmen sie zween Züge; aber die Erfolge waren für sie nicht günstig. Wie hätten auch die Schrecken von Merseburg für sie nicht warnend seyn sollen?

Drey Jahre nach diesem ruhmvollen Tage (937.) starb der Herzog Arnulf II. von Baiern, und sein Sohn Eberhard trat die Regierung des Landes an, ohne die Belehnung von dem teutschen Reiche nachzusuchen, weil auch er des Sinnes war, die alte Selbstständigkeit der väterlichen Besitzungen zu behaupten. Damals regierte der teutsche König Otto I., ein Sohn Heinrichs, tapfer und glücklich, aber nicht so weise und edel, wie sein Vater. Dieser machte

die Rechte der Krone auf Baiern an der Spitze eines siegenden Heeres geltend, stieß Eberharden vom Throne, und verlieh das Herzogthum an Berchtolden, einem Oheim des entsetzten Regenten, der bisher Markgraf an der Etsch und im Vinstgau gewesen war. Dieser starb, nachdem er seinem Namen durch viele tapfere Thaten großen Ruhm bereitet hatte, und mit Uebergehung seines Sohnes und seiner übrigen Verwandten belehnte der König seinen eigenen Bruder Heinrich mit dem Herzogthum Baiern. Dieß war die Losung zu langen Unruhen, Empörungen und Kriegen. Arnulfs Nachkommen, die es sich nicht abgewinnen konnten, auf das schöne väterliche Besitzthum zu verzichten, machten wiederholte bald mehr, bald minder glückliche Versuche, es wieder zu erwerben, und da die höchste Noth jedes Rettungsmittel rechtfertigt, nahmen sie es auf ihr Gewissen, die Ungarn gegen den ihr Recht kränkenden König zu Hülfe zu rufen. Eine solche Mahnung ergeht nicht umsonst an eine kriegerische Nation von diesem wildkühnen unstäten Sinn. Auch mochten die Häupter der Ungarn wohl begreifen, wie die damals zwischen dem teutschen Könige und seinen Großen herrschenden Entzweyungen ihnen Gelegenheit darboten, die

Niederlage zu rächen, die ſie bey Merſeburg erlitten hatten.

In fünf Heerſäulen getheilt brach eine zahlloſe Menge dieſes gefürchteten Volks in Baiern ein. „Unſere Pferde — ſprachen die Ungarn, trotzend auf ihre Macht, — werden die Ströme und die Seen austrinken, und ſtürzt nicht der Himmel ein, oder thut ſich nicht die Erde auf; ſo wird uns kein Unfall widerfahren.“ Mit reiſſender Schnelle breiteten ſie ſich auf beyden Seiten der Donau aus, verwüſteten das Land bis an den Lech, und lagerten ſich um Augsburg, wohin die ängſtliche Vorſicht die Schätze der ganzen Nachbarſchaft geflüchtet hatte. Der Erzbiſchof Gerold von Salzburg und der Herzog Konrad von Lothringen, Vetter des Arnulf-baieriſchen Hauſes, befanden ſich bey dem ungariſchen Heere. Aber noch ehe die entſcheidenden Schläge erfolgten, wurde Gerold von dem Herzoge Heinrich bey Mühldorf gefangen, und mit der Blindung beſtraft; Konrad dagegen begriff noch zur rechten Zeit, daß es ſeiner unwürdig ſey, mit einem fremden Volke gegen ſein eigen Vaterland zu kämpfen, verließ die Sache des gemeinſamen Feindes, und trat mit den Seinen wieder auf die Seite der Teutſchen über.

Die ganze Macht des feindlichen Ungeſtüms ſchien ſich über Augsburg auszuleeren. Die Stadt hatte damals bey weitem nicht ihre itzige Größe, und war nur mit einer ſchwachen und niedrigen Mauer umfangen. Aber der Biſchof Ulrich, ein Mann von Geiſt und Gewandtheit, und tapferm religiöſen Sinne, verſtand es unter ihren Bürgern Muth und Zuverſicht zu wecken; er war immer ermunternd und tröſtend den Streitern zur Seite, erhöhte durch gottesdienſtliche Feyerlichkeiten die Gemüther, ließ, während die Männer die Waffen führten, von den Weibern in den Kirchen die göttliche Hülfe erflehen, verbeſſerte und verſtärkte die Feſtungswerke der Stadt, und machte Ausfälle auf die Stellung des Feindes, der weit umher das Land verheerte, und auch die Kapelle der heiligen Märtyrin Afra, ein von den glaubigen Anwohnern hoch verehrtes Heiligthum, niedergebrannt hatte. In den erſten Tagen der Gefahr waren aber von ihm ſchon Boten an den König Otto abgeſchickt worden, der eben damals in einem Kriege gegen die Slaven begriffen war, um ſeinen ſchleunigen Beyſtand zu erflehen. Als Oberhaupt des Reichs, und als Bruder des Herzogs Heinrich von Baiern forderte ein gedoppeltes Intereſſe ihn auf, die Stimme der Bedrängten zu hören. Er

eilte an der Spitze seiner Sachsen herbey. Es vereinigten die Franken, Schwaben, Baiern und Böhmen sich mit ihm, und so floß die gesammte teutsche Nationalkraft in eine Masse zusammen. Eben zogen die Ungarn, von ihren mit Peitschen in der Hand sie kommandirenden Befehlshabern geführt, zum Sturm gegen die Stadt an, als die Kunde erscholl, daß die Hülfe komme. Der Feind wandte um, um sich gegen den Entsatz aufzustellen. Ulrich verließ in der Nacht, mit einem Theile seiner Streiter, die so männlich vertheidigte Stadt, und schloß sich an das mit trunkener Freude bewillkommte Heer des Königs an.

Unsere Väter unternahmen in jener Zeit nichts Großes ohne die Weihe der Religion. Durch Gebet und Fasten, gebot der König, sollten Befehlshaber und Soldaten sich des göttlichen Beystandes im Kampfe gegen die Heiden würdig machen; und am folgenden Tage sollte das heiße entscheidende Werk beginnen. Dieser Tag brach an; es war der Festtag des heiligen Lorenz. Ein edler Gemeinsinn hatte sich der Teutschen bemächtigt; alle hatten sich Treue und Ausharrung zugeschworen; in jedem Gemüthe bestand der Entschluß, nur auf dem Boden des freyen

Vaterlandes zu leben. Die verſchiedenen Völkerſchaften des groſſen germaniſchen Vereins hatten alle ihre Trennungen und ihre Zwiſte vergeſſen, und nur für einen Zweck und ein Intereſſe empfindend und handelnd, ward ihre concentrirte Kraft unwiderſtehlich.

In acht Heerhaufen getheilt, rückte die teutſche Macht gegen den Feind an. Die baieriſche Nation bildete die drey erſten Haufen, an deren Spitze der Graf Eberhard von Ebersberg gebot, weil der Herzog Heinrich durch eine Krankheit in ſeiner Hauptſtadt Regensburg hingehalten ward. Auf dieſe folgten die Franken, welche der Herzog Konrad anführte, entſchloſſen, dem Vaterlande die Schuld abzutragen, die wegen ſeines frühern Abfalls auf ihm laſtete. Der fünfte Haufen, der königliche genannt, weil Otto ihn ſelbſt befehligte, war der ſtärkſte an Zahl und an auserleſener Mannſchaft. Vor ihm her gieng, umgeben von den bewährteſten des Heeres, das Reichsbanner, gezeichnet mit dem Bilde des Erzengels Michael. Die Schwaben kamen im ſechsten und ſiebenden Haufen, geführt von ihrem Herzoge Burkard. Den Beſchluß machten tauſend Böhmen, unter dem Herzoge Boleslav, und die Wagenburg.

So rückten die Teutſchen auf der weiten Ebene des Lechfelds an, mit Vorſicht ſich auf Abwege und in Wälder lenkend, um von den Pfeilen der Feinde, welche ſehr geübte Bogenſchützen waren, vor dem Angriffe nicht erreicht zu werden. Als die Ungarn die große Heeresmacht erblickten, ſetzten ihre reitenden Schwärme über den Fluß, ſtürzten unter wildem Geſchrey auf die Anrückenden los, und ſchütteten einen Regen von Pfeilen auf ſie aus. Zuerſt fiel ihr Sturm auf die Böhmen; ein Theil von ihnen wurde niedergemacht, ein anderer zerſprengt, und die ganze Wagenburg erbeutet. Andere Horden drangen auf die Schwaben ein, welche, im harten Kampfe, durch das Ungeſtüm der Feinde gleichfalls zum Weichen gebracht wurden. Der König, nicht erſchüttert in ſo großer Gefahr, befahl dem Herzoge Konrad mit ſeinen Franken vorzurücken und das Gefecht wieder herzuſtellen. Dieſer vollzog den erhaltenen Auftrag mit dem glänzendſten Erfolge. Er fiel dem Feinde in den Rücken, ſchlug ihn zurück, befreyte die Gefangenen, eroberte die Wagenburg wieder, und bewährte ſo auf die ſchönſte Weiſe, daß er würdig geweſen war, die Verzeihung des Vaterlandes zu erhalten.

Nun ſtellte der König das Heer in Schlachtordnung, und nachdem er die Befehlshaber um

ſich verſammelt hatte, ſprach er zu ihnen: „Wir „haben bisher ſo viele Siege außer den Gränzen „des Vaterlandes erfochten; ihr werdet hier, in dem Herzen des Reichs, mich und die gemeine „Sache nicht verlaſſen. Der Feind iſt uns über„legen an Zahl, aber wir ihm an Tapferkeit. „Seine Horden ſind unbewährt, wir führen mit „geſchickter Hand tüchtige Waffen. Er trotzt „vermeſſen auf ſeine eigene Kraft; wir vertrauen „dem Beyſtande Gottes. Darum werden wir „ihn überwinden! Und wer iſt unter euch, der „es vorziehen ſollte, den Ungläubigen als Sclave „zu dienen, während er im ritterlichen Kampfe „ſterben kann? Doch die Rede iſt nichts; Tha„ten ſollen von uns zeugen.“ — So ſprach der König, nahm das Schwert, den Schild und die heilige Lanze, und führte das muthvoll, in geſchloſſenen Gliedern anrückende Heer dem Feinde entgegen, der ihm gegenüber, in einer unabſehbaren Linie, Tod und Schmach den Kommenden gelobte. Die Ungarn ſtanden unerſchütterlich gegen den gewaltigen Anſtoß der Teutſchen. Erſt nach langem, ſtarrem Widerſtande brachen weite Lücken in ihre Reihen. Nun begann ein wilder, ſcheußlicher Kampf. Hordenweiſe ſchlugen ſich die feindlichen Reuter mit großen Schaaren, und vergoſſen ſtromweiſe teutſches Blut. Aber

es ward der geordneten Kraft der Sieg über die ohne Einheit wirkende Menge. Schrecken und Zagen ergriff die trotzigen Barbaren. Sie überließen sich einer allgemeinen Flucht. Das Schwert in ihrem Nacken folgten die Sieger ihnen nach. Zu tausenden schwammen die Leichname der Erschlagenen und Ertrunkenen im Lech. Viele wurden sammt den Flecken und Dörfern verbrannt, in welche sie sich geworfen hatten. Das Morden dauerte die Nacht hindurch fort, da die Geschlagenen aus ihren Schlupfwinkeln hervorkamen, um unter dem Schutze der Dunkelheit der Rache zu entrinnen. Das ganze feindliche Lager ward erbeutet; alle Gefangenen gelangten wieder zur Freyheit.

Mit vielem Blute hatte der König Otto diesen herrlichen Sieg erkauft. Unter den Todten, welche für die Freyheit des Vaterlandes gestorben waren, befand sich auch der Herzog Konrad. Er hatte in der Hitze des Streits, um Luft zu schöpfen, das Visier an seinem Helm eröffnet, und in diesem Augenblick drang ein Pfeil in seinen Hals. Sein Leichnam ward unter Feyerlichkeiten, wie sie den Helden gebühren, in Worms beygesetzt. Der Bischof Ulrich beweinte seinen Bruder, den Grafen Teutbold

von Dillingen und seinen Neffen Reginbold. Der Bischof Starkhard von Eichstädt war im Lech ertrunken; unter den Verwundeten befand sich auch der Bischof Michael von Regensburg.

Am Abend dieses blutigen und siegreichen Tages ritt der König, umgeben von den Grossen des Reichs, in die über ihre Rettung frohlockende Stadt Augsburg ein. Die Bürger derselben hatten sich vorhin schon durch ihre standhafte Gegenwehr seines Beyfalls würdig gemacht; aber auch in der Schlacht selbst waren sie, ihrem von Seyboth Stolzhirschen geführten Stadtpanner folgend, in großer Zahl und mit tapferm Muthe erschienen. Dafür bewilligte ihnen Otto, neben andern Freyheiten, die Erweiterung ihrer Mauer, und gab den Augsburger Webern den Schild, den sie von einem ungarischen Fürsten erbeutet hatten, als Zunftwappen. Um Ulrichen über den Verlust seiner Blutsverwandten zu trösten, verlieh er Richwin, Teutboldens Sohn, die Grafschaften seines Vaters.

Ohne Verweilen machte das siegende Heer sich auf, und folgte dem fliehenden Feinde durch Baiern nach. Was von seiner Macht noch

Stand hielt, ward bey dem alten Gotteshause Thierhaupten vollends aufgerieben. Ueberall wurden die Zersprengten eingeholt, und zum Theil mit ausgesuchten Martern getödtet. Drey gefangene Fürsten überlieferte man dem Herzoge Heinrich, der sie vor den Thoren von Regensburg an den Galgen aufhängen ließ; einige andere von den feindlichen Anführern wurden bey Ebersberg lebendig in die Grube geworfen, und mit Erde verschüttet. Der Graf Werner, aus dem Hause Scheiern, auch einer von denen, welche die Fremdlinge ermuntert hatten, in die Heimath einzufallen, ward von ihnen selbst umgebracht. Berchtold von Scheiern dagegen, der sich gleichfalls zu ihnen gehalten hatte, und in die Hände der Sieger gefallen war, erhielt Begnadigung. Nur wenige überlebende Zeugen dieser Niederlage kamen nach Ungarn zurück. Von nun an wagten die Barbaren keinen kräftigen Angriff mehr auf Teutschland. In allen Kirchen des Reichs ertönten der Gottheit, die ihren Schutz so herrlich erwiesen, gerührte Loblieder. Ein großer Theil des erbeuteten Goldes und Silbers wurde zu kostbaren Kirchengefäßen verwendet. Die einmüthige Stimme der Nation gab dem Könige Otto den Ehrennahmen: Vater des Vaterlandes.

Dieſer groſſe Sieg zeigte den Teutſchen, wie viel ſie vermögen durch Eintracht, und wie ſicher ihre Unabhängigkeit ruhe auf ihrer eigenen zuſammenſtimmenden Kraft. Aber leider! wiederholt jedes Blatt der ſpätern Geſchichte die traurige Bemerkung, daß dieſe heilſame Lehre von ihnen nicht beherzigt, und daß die Geſinnung, welche durch dieſelbe gepflanzt werden ſollte, nie lebendig und nie allgemein unter ihnen wurde.

Antiquariſche Reiſe
im
öſtlichen Schwaben.

Wo die alten Gränzen von Schwaben und Baiern ſich berühren, und die aus dem öſtlichen Franken herbeyſtrömende Wernitz ſich mit der Donau vereinigt, liegt auf einer ſanften Erhöhung über beyden Flüſſen, in einem freundlichen, manche mahleriſche Anſicht gewährenden Gelände, die Stadt Donauwörth. Ueber ihr ragt der Schellenberg empor, auf deſſen Höhe das Auge eine weite in den Thälern der Donau und des Lechs ſich verbreitende Gegend beherrſcht. Aber auch eine wichtige Erinnerung gewährt dieſer Hügel dem patriotiſchen Gemüthe. Hier hatten ſich nämlich im Laufe des ſpaniſchen Erbfolgekriegs, in welchem der in flo-

zem Sinne nach hohen Dingen ſtrebende Kurfürſt Maximilian Immanuel von Baiern die franzöſiſche Parthie genommen, der General Arco mit einem zahlreichen aus Baiern und Franzoſen zuſammengeſetzten Heerhaufen verſchanzt, um die rückwärts liegenden Lande ſeines Gebietes zu decken. Da erſchien am Feſte der Heimſuchung Mariens (2. July.) im Jahre 1704 die vereinigte engliſche und teutſche Macht, unter den Helden Ludwig von Baden und Marlborough, vor ſeinen Werken. Mit Ungeſtüm ward der Feind angegriffen; mit feſtem Muthe vertheidigte er ſich; es floß viel Blut auf beyden Seiten. Als aber das Reichsvolk auf einem ſchlecht verwahrtem Punkte in die Schanzen eindrang, ergriff der Feind die Flucht; viele von ſeiner Mannſchaft, welche das Schwert verſchont hatte, verſchlangen, indem ſie von der brechenden Brücke in das Waſſer ſtürzten, die Fluthen der Donau. Es rettete ſich kaum der dritte Theil des Heeres. Die Annalen des Krieges kennen wenige Gefechte, wo mit ſo viel Kaltblütigkeit und Todesverachtung geſtritten worden; die Anführer der Sieger gaben glänzende Beyſpiele von aufopfernder Tapferkeit, wie denn fünf von ihren Generälen den Sieg mit ihrem Leben erkauft hatten. Ungehindert breiteten ſich nun die Ver-

bündeten in den benachbarten Städten von Baiern aus, und was hier so glücklich begonnen ward, vollendete sechs Wochen später der große Tag von Höchstädt.

Noch immer hat Donauwörth, ob sie gleich schon über 200 Jahre sich im baierischen Besitz befindet — ihre alte reichsstädtische Physiognomie nicht verloren. Ihre festen, mit starken Thürmen flankirten Stadtmauern, die vielen großen, massiven Gebäude, die an den letztern angebrachten, zum Theil durch die Zeit verlöschten Mahlereyen, und der im Ganzen herrschende alterthümliche Charakter zeigen unverkennbar eine Verwandtschaft dieser Stadt mit den teutschen Republiken an, die wir in unsern Tagen sämmtlich haben untergehen sehen. Wir wissen, daß und unter welchen Umständen Donauwörth dem unvermeidlichen Schicksale früher unterlag. Der Fanatismus der Bürger, der nicht berechnete, was ihrem gemeinen Wesen zum Frieden diente, führte das Unglück herbey, und meisterhaft wußte die Politik des Kurfürsten Maximilian, unter dem Schutze des kaiserlichen Hofes und der katholischen Stände des Reichs, es für sich zu benützen, wobey jedoch, wie das bey Eroberern gewöhnlich geschieht, das Unter-

nehmen auf dem Standpunkte des Rechts nicht sehr rühmlich erschien. Etwas neues geschah indessen durch die Unterjochung nicht; denn die Stadt war schon im dreyzehnten, vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, zu verschiedenen Zeiten, bald als Pfandschaft, bald als Eigenthum in den Händen der Herzoge von Baiern gewesen, und auch später haben es die letztern oft verrathen, wie das Streben auf ihren Wiedererwerb zu den herrschenden Maximen ihres Hauses gehörte; was man aber unaufhörlich will, wird gewöhnlich zu seiner Zeit erlangt.

Donauwörth gehörte nämlich im Laufe des mittlern Zeitalters zu den Besitzungen der auf beyden Seiten der obern Donau stark begüterten Grafen von Dillingen, welcher alte und mächtige Stamm im Jahre 1286 mit dem Bischofe Hartmann von Augsburg erloich, nachdem derselbe zuvor das gesammte liegende Eigenthum seines Hauses an sein Hochstift vergabt hatte. Eher schon war Donauwörth von dem alten Dillingischen Erbe entfremdet worden. Denn am Ende des zwölften Jahrhunderts finden wir sie bereits im Besitze des Königs Heinrichs VI. aus dem Hause Hohenstaufen, der sich der Stätte sehr wohlthätig er-

wies, wie er ſie denn mit Mauern und Thoren umgab, ihren Bürgern anſehnliche Rechte und Freyheit verlieh, und die ſtädtiſche Verfaſſung ordnete. König Konrad IV. aus demſelben Hauſe, zu ſeinen Unternehmungen jenſeits des Gebirges groſſer Hülfsmittel benöthigt, verſetzte ſie gegen eine Summe von 2000 Mark Silbers an ſeinen Schwiegervater, den Herzog Otto von Baiern; das Pfand wurde aber erſt nach dem Tode des unglücklichen Konradins wirkliches Eigenthum, da die Stadt, nach dem letzten Willen des edlen Jünglings, mit andern Gütern, die er auf dem Nordgau und in Schwaben noch inne gehabt hatte, an ſeine Oheime von mütterlicher Seite, die Herzoge Heinrich und Ludwig, als Erbſchaft übergieng. Die neue Erwerbung hatte aber nur bis in die erſten Jahre des folgenden Jahrhunderts Beſtand. Da entſpann ſich zwiſchen dem Könige Albert I. und dem rheiniſchen Kurfürſten, denen jener, zum Vortheile der königlichen Kammer, die Rheinzölle entziehen wollte, eine heftige Fehde. Der König ſchlug alle ſeine Feinde, unter denen ihn der Pfalzgraf Rudolph am bitterſten beleidigt hatte, und eroberte auch die Lande des letztern. Um den Sieger zu verſöhnen, mußten ihm be-

denteade Abtretungen, zumal von dem Hohenstaufenschen Erbe gemacht werden. Die feste Burg, die auf einem Felsen über Donauwörth sich erhub, wurde geschleift, die Stadt aber dem Reiche unmittelbar einverleibt. Nicht lange blieb sie im Besitze der Freyheit. Der Kaiser Karl IV., um sich die Summen zu verschaffen, die da erforderlich waren, um seinem Sohne Wenzel die Thronfolge zu versichern, verpfändete 16 Reichsstädte an die Fürsten; (1376.) unter diesen befand sich auch Donauwörth, die gegen Erlegung von 60,000 Gulden abermals in die Hände von Baiern kam. Sträubend trugen die Bürger das Joch. Doch bald kamen günstige Zeiten für sie. Ihr Regente, Ludwig der Bärtige, Herzog von Ingolstadt, führte lange und verderbliche Fehden gegen Heinrichen von Landshut, und seine übrigen Vettern und Nachbarn; kaum vermochte der Kaiser Sigismund die Ruhe herzustellen. Diese Bewegungen verstanden die Donauwörther zu benützen. Sie erlegten dem Kaiser die Summe, um die sie verpfändet worden waren, und so traten sie wieder in den Genuß der alten Selbstständigkeit ein. Aber der Herzog Ludwig der Reiche glaubte die Rechte seines Hauses auf die Stadt nicht verloren geben lassen zu dürfen. Im Jahre

1458 erschien er unversehens mit einem Heere vor ihren Mauern, und nachdem er sie erobert hatte, empfieng er die Huldigung von ihren Bürgern. Diese gewaltsame That, in Verbindung mit andern E.bitterung erregenden Umständen, veranlaßten einen Krieg zwischen dem Kaiser Friedrich III. und Ludwigen, in dem zwar die Waffen des letztern dem kaiserlichen Heere immer überlegen blieben; demungeachtet mußte im Frieden Donauwörth wieder an das Reich zurückgestellt werden. Anderthalb hundert Jahre genoß sie nun noch die so oft verlorne und immer wieder erworbene Freyheit, um dann auf immer dem Staate anzugehören, der nie aufgehört hatte, ihrer zu begehren.

An der westlichen Gränze der Stadt, wo die Wernitz an ihren Mauern vorüber fließt, liegen die schönen Gebäude der ehemaligen Benediktinerabtey zum heiligen Kreuze. Die Urgeschichte dieser frommen Anstalt enthält einige charakteristische Züge, die den religiösen Geist des Mittelalters und seine Erscheinungen schildern. Der teutsche König Konrad der Salier (reg. von 1024 — 1039.) hatte den Grafen Mangold von Dillingen nach Konstantinopel geschickt, um daselbst um eine Braut

für ſeinen Sohn Heinrich zu werben. Der fromme Graf war ſo glücklich, ſich im Morgenlande eine Partikel von dem Kreuze zu verſchaffen, an dem der Weltheiland geſtorben iſt. Um die theure Reliquie würdig zu bewahren, erbaute er bey ſeiner über dem Zuſammenfluß der Donau und der Wernitz ſich erhebenden Burg Mangoldſtein eine Kapelle, legte das Heiligthum in ihr nieder, und übergab die Hut deſſelben einigen frommen Jungfrauen, denen er ſeine Schweſter Irmentrud vorſetzte. Im Jahre 1049 nahm der Pabſt Leo IX. und der Kaiſer Heinrich III., als ſie von einer zu Maynz gehaltenen Synode zurückzogen, ihre Herberge zu Mangoldſtein. Dieſe Gelegenheit ließ der Graf für die von ihm gegründete Anſtalt nicht unbenützt. Der Pabſt weihte die Kapelle und die Wohnung der Jungfrauen, verpflichtete ſie zur Regel des heiligen Benedikts, und ſetzte Irmentruden als Abtiſſin ein; der Kaiſer aber nahm all' ihr Gut unter ſeinen und des Reichs Schutz. So erwuchs die Stiftung des frommen Mangolds zu einem Kloſter! Sein Sohn Mangold II. beſtätigte das väterliche Werk, und gab ihm gröſſern Glanz und Umfang, indem er auf einer von der Burg entfernteren Stelle, da wo ſich nun die Kapelle

der Heiligen Veit und Nicola findet, eine neue Kirche, mit den nöthigen Gebäuden für die Kloſterfrauen errichtete, und ſeine Schweſter Gunderade als Abtiſſin einführte. Dieß geſchah um das Jahr 1062. Aber im Anfange des zwölften Jahrhunderts ſchien die erſte Blüthe des Kloſters abzufallen. Die Zucht der Nonnen zeigte keine Spur des urſprünglichen Eifers mehr; ihre Zahl begann ſich zu vermindern; die Güter der Anſtalt wurden ſchlecht verwaltet. Um dieſem Unheil zu ſteuern, beſchloß Mangold III. eine Reformation, zu der der Pabſt Paſchal II. ihn bevollmächtigte, der zugleich die Ausführung der Sache ſeinem Legaten, dem Biſchof Gebhard von Konſtanz übertrug. Die Nonnen wurden in das Kloſter Linzheim verſetzt; dagegen wurden 6 Prieſter und 6 Laienbrüder von St. Blaſien herbeygerufen, und Theodorich zur abteulichen Würde erhoben. (i. J. 1101.) Die alten Gebäude wurden geräumt, und ſtatt derſelben, auf dem Platze, wo nun die Kirche und das Kloſter ſtehen, neue aufgeführt. Die Anſtalt ſchickte ſich zum ſchönſten Gedeihen an. Es fanden ſich viele Wohlthäter, die ſie mit Gütern und Einkünften bereicherten; die Zahl der Mönche vermehrte ſich; von allen Seiten ſtrömte das glaubige Volk herbey, um bey ihren Andä-

ren anzubeten. So nahm die alte Stiftung glücklich zu, und wenn auch gleich ſpäter groſſe Unglücksfälle ſie trafen, ſo erholte ſie ſich durch die kluge Verwaltung ihrer Aebte doch immer wieder, und erhielt, in einem blühenden Zuſtande, ihr Daſeyn bis auf unſere Tage, da auch ſie dem leidigen Schickſale der Secularisation unterlag.

Die geiſtlichen Herren zu heiligen Kreuz räumten ihre Stätte der weltlichen Macht, ohne daß ſie den Vorwurf verdient hätten, daß der Mönchsgeiſt in ſeiner Roheit beſtehend, ſie einer längern Dauer unwürdig gemacht habe. Sie hatten im Gegentheil den Geiſt ihrer Zeit begriffen, und in Gemäſſheit dieſes Begriff, in den letzten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts einen regen Eifer für Wiſſenſchaft, Kunſt und Kultur unter ſich angefacht. Die Bibliothek in einem neuerbauten ſchönen Local aufgeſtellt, erhielt planmäſſige und groſſe Vermehrungen; man legte eine Münzſamm'ung und ein Naturalienkabinett an; die Studienanſtalten wurden verbeſſert und thätig betrieben; mehrere gute Köpfe aus der Mitte der Kapitularen bezeugten, welche Veredlung hier dem Mönchthum gelinge; in ſeiner Zelle dichtete Brenner ſeine Fiſcher-

idyllen; bald in bittern Satyren, bald in geiſtvollen Unterſuchungen wirkte der vielſeitig gebildete Beda Mayr für die Sache des Lichts, der Duldung und reiner Religioſität; und aus ſeinen hiſtoriſchen Forſchungen theilte Bernhard Stocker vieles mit, was der Welt frommen konnte. Dieſe edeln und nützlichen Beſtrebungen vermochten übrigens nicht, das Verhängniß von dem heiligen Kreuze zu Donauwörth abzuwenden, das ſeine Beſitzungen und Renten der Kirche entzog, und mit dem Kammergute des Hauſes Oettingen-Wallerſtein vereinigte.

In einer Seitenkapelle dieſes Gotteshauſes ruhen die Gebeine der edeln Frau Maria von Brabant, welche ihr Gemahl, der Herzog Ludwig von Baiern, im Jahre 1256, durch ungerechte Eiferſucht bethört, eines blutigen Todes ſterben ließ. Es befand ſich nämlich an ſeinem Hofe der Graf Heinrich von Hirſchau, ein ſtattlicher Ritter, von anſehnlicher Geſtalt, tapfer und witzig, zum Rath und zur That gleich tüchtig, und deßhalb allgemein geſchätzt. Dieſer machte der Herzogin einſt im Spiele das Anſinnen, daß ſie ihn in Zukunft minder fremd behandeln, und immer durch „du“ anreden möchte.

Maria hielt einen ſolchen traulichen Ton nicht für geziemend, und ſchlug dem Ritter ſeine Bitte ab, ſo oft er ſie auch nachher wiederholen mochte. Nun begab es ſich, daß der Herzog mit ſeinem Heere gegen ſeine Feinde, die Städte in Schwaben, aufbrach, und ſein Lager am Lech, vorwärts Augsburg, ſchlug. Heinrich, der erſte unter ſeinen Hauptleuten, befand ſich in ſeinem Gefolge. Da ſich der Krieg in die Länge zog, ward die edle Fürſtin verdrießlich über die Abweſenheit des geliebten Gemahls. Sie that ihm ihre Sehnſucht kund: „er möchte nach Hauſe ziehen, er habe ja ſonſt der guten Leute genug.“ Aber die Kriegsluſt war mächtiger in Ludwig als die Liebe. Darauf ſchrieb Maria an den Grafen Heinrich, und bat ihn, daß er den Herzog bewegen möchte, zu ihr heimzukehren. „Werde es ihm gelingen, ſetzte ſie hinzu, „ſo wollte ſie auch erfüllen, was er ſo oft von „ihr verlangt habe.“ Als der Bote in dem Lager ankam, war Heinrich, mit ſeinen Rittern das Land der Feinde durchſtreifend, abweſend. So fiel der Brief in die Hände des Herzogs. Dieſer gerieth in Wuth über das verfängliche Wort, das Maria geſchrieben hatte. Unaufhaltſam eilte er in die Heimath zurück. Keine Entſchuldigung der edlen Fürſtin ward angehört.

Nach grausamen Mißhandlungen mußte ein Wächter des Schlosses sie enthaupten. Selbst gegen ihre Frauenzimmer raste der entrüstete Fürst, indem vier ihrer Jungfrauen über die Zinnen hinabgestürzt wurden. Man brachte den Leichnam der gepfferten in das Kloster Mangoldstein; eine Marmorplatte, mit ihrem Namen und Wappen bezeichnet, zeigt die Stelle an, wo sie begraben liegt. Alle Welt war von ihrer Unschuld so gewiß, daß die Gläubigen bis auf unsere Tage zu ihrem Grabe wallfahrteten, und ihr die Verehrung bezeugten, deren sonst nur die Heiligen genießen. Zu spät erkannte Ludwig — den seine Zeitgenossen, wegen dieser grausamen That, den Strengen nannten — sein Unrecht. Um es zu versöhnen, stiftete er, auf die Ermunterung der Päbste Alexanders IV. und Clemens IV. das Cistercienserkloster Fürstenfeld, statrete es mit reichen Einkünften aus, und fand endlich, nach einem Leben voll kriegerischer Thätigkeit, in ihm seine Ruhestätte.

Wenn man von Donauwörth längst der Wernitz herauf geht, berührt man erst den Marktflecken Harburg, über dem das alte feste Schloß gleiches Namens, durch starke Mauern,

Thürme und Gebäude einen intereſſanten Anblick darbietend, ſich erhebt; in geringer Entfernung über dieſen Punkten aber tritt man aus dem engern Thale hervor, und, das Auge überraſchend, breitet ſich mit einem Male das Ries vor dem Wanderer aus. Dieſe ſchöne und fruchtbare Gegend ſtellt eine groſſe Fläche dar, welche von Abend gegen Morgen ein kleiner Fluß, die Eger, durchſtrömt, auf allen Seiten aber, theils waldigte, theils kahle Berge und Anhöhen umgeben, ſo daß nur die einzige Oeffnung bey Harburg, durch welche die Wernitz ſich den Weg in die Donau bahnt, auf ebenem Pfade in ihr Inneres führt. Mehrere ältere Hiſtoriker haben angenommen, daß dieſe Gegend ein Theil des alten Rhätiens geweſen, und daß ſie von dieſer Provinz ihren Namen erhalten. Aber aus genauern Unterſuchungen iſt hervorgegangen, daß ſich Rhätiens Gauen nie bis auf die linke Seite der Donau erſtreckt haben; überdieß ergiebt ſich der Name dieſes Landſtriches aus ſeiner Anſicht. Ried und Ries hieß nämlich in der Sprache des Mittelalters, und heißt in Schwaben noch, eine feuchte, mit Gerdbricht bewachſene, an Flüſſen tief liegende Gegend; und ſo wurde daß Gelände, von dem hier die Rede iſt, durch jenen Ausdruck ſehr treffend bezeichnet.

Denn das ganze Ries ſtellt ein von Bergen umſchloſſenes und nur auf einer Seite geöffnetes Becken dar. In ſeinen tiefſten Niederungen hat es viele feuchte und ſumpfigte Stellen. Mehrere in ihm liegende Ortſchaften haben Namen, die auf ehemalige Verhältniſſe mit größern Waſſermaſſen, die itzt nicht mehr vorhanden ſind, hindeuten. Unter dem Volke iſt die Tradition allgemein verbreitet, daß vor vielen Jahrhunderten das geſammte Land ein großer See geweſen, der allmählig abgeleitet worden, und ſo dem itzigen Wohnſitze Platz gemacht habe.

Das Ries hat zwiſchen ſeinen Gränzorten Oettingen, Wemdingen, Harburg, Bopfingen und Hochaltingen einen Umkreis von 17½ Stunden, welcher Umkreis eine Fläche von 240.485½ Morgen Landes, (den Morgen zu 360 rheiniſchen Quadratruthen gerechnet,) einſchließt. *) Das Land, von irgend einem der erhabenern Punkte angeſehen, bildet durch die Menge ſeiner Ortſchaften, den mannigfaltigen Anbau ſeines Bodens, das lebhafte

*) S. Allgemeine königl. baieriſche Vaterlandskunde von v. Seida und Dingler ꝛc. Augsburg 1807. St. 16., wo genaue Details von dem Flächeninhalte des Rieſes und ſeinem Anbau verzeichnet ſind.

Verkehr auf den Feldern und Straßen, und durch den ſanften Charakter ſeiner Oberfläche, ſo wie durch die zum Theil majeſtätiſchen und kühnen Geſtalten, welche in den Gebirgen, die den Saum des Ganzen vorſtellen, ſich erheben, ein anziehendes Gemählde, auf dem das Auge mit Vergnügen weilt. Ohnehin erſcheint hier allenthalben eine üppige, ſegensreiche Natur. Immer mehr vermindern ſich die Viehweiden und die Brachen; man vermißt nirgends die Spuren der den Boden emſig kultivirenden Hand. Trefflich und in Menge gedeihen alle Arten von Brodfrüchten; mit der hier erzeugten Gerſte werden die Bierbrauereyen des benachbarten Auslandes in einem weiten Umkreiſe verſehen; ein eigenthümliches, durch Wohlgeſchmack und glückliches Gedeihen ausgezeichnetes Produkt des Rieſes ſind die weißen Rüben, die gleichfalls weit verfährt werden; auch dem Flachſe iſt der Boden in dem Grade günſtig, daß er für den Landmann eine der wichtigſten Geldquellen, ſo wie für die vielen in dieſer Gegend wohnenden Weber einen wichtigen Arbeitsſtoff gewährt. In trefflichem Stande findet ſich die Zucht des Hornviehes und der Schafe, begünſtigt durch die an den Flüſſen und Bächen ſich ausbreitenden fetten Wieſengründe, und den thätig betriebenen

Kleebau. In jedem Dorfe gehen täglich große Heerden von Gänsen zur Weide; in unzählbarer Menge werden sie ins Ausland getrieben; ein wichtiger Gegenstand des Handels sind ihre Federn. Schon der ältere Plinius hat die Riesgänse gekannt.

Der Freund des Vaterlandes wandelt hier auf klassischem Boden, umgeben von einer Menge Denkmale aus dem nähern und fernern Alterthum. Hier sind die Sitze des uralten Geschlechts der Grafen von Oettingen, als deren Stammvater ein Ludwig genannt wird, der in der Schlacht bey Merseburg, unter Heinrich dem Vogelsteller, als einer der tapfersten stritt, und ruhmvoll unter den Helden fiel, die damals Teutschlands Freyheit retteten. In der Mitte der schönen Fläche erheben sich die Thürme von Nördlingen, der alten Hauptstadt des Riesgau's, die schon eine Urkunde vom Jahre 898 nennt, deren Messen in dem mittlern Zeitalter unter die besuchtesten von Teutschland gehörten, und deren Bürger, in so mancher Fehde gegen die Herzoge von Baiern — welchen sie nun unterthan sind — und gegen die Grafen von Oettingen mit großem Ruhm stritten. Hohen-Altheim war in dem Zeitalter der Karolinger ein königlicher

Dinghof, in welchem im Jahre 876 Karlmann, Ludwig und Karl, die Söhne Ludwigs des Teutschen, das väterliche Reich unter sich vertheilten. *) Auch ist hier im Jahre 916 der Reichstag gehalten worden, auf welchem die Großen die beyden Sendgrafen Erchanger und Berthold, die ihre Hand an den Bischof Salomo von Konstanz gelegt, und den königlichen Geboten den Gehorsam verweigert hatten, zum Tode verdammten, welches Urtheil dann zu Oettingen mit dem Schwerte an ihnen vollzogen wurde. Manche schöne und denkwürdige Ruine von alten Burgen krönt noch die das Land umgränzenden Höhen, wie Flochberg, einst zu den Domainen der Hohenstaufen gehörig, und von den Schweden im Jahre 1648 in die Luft gesprengt, das rauhe Haus, der Schenkenstein; ungern aber sieht es der sinnige Beobachter, daß der prächtige Felsen, den einst die Burg Wallerstein krönte, keine Trümmer mehr trägt. Dagegen ergötzt ihn der Anblick noch manches wohlerhaltenen alten Bergschlosses, und mit Vergnügen ruht besonders sein Auge auf

*) Daß die Theilung in diesem Altheim beschlossen worden, wird sehr wahrscheinlich gemacht in F. B. Zinkernagels Untersuchung der Gränzen des Riesgau's. 4. Wallerstein 1802. S. 91 ff.

dem alle andern überragenden Baldern, welche Feſte ſchon in der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts unter den Beſitzungen der Grafen von Oettingen aufgezählt wird. Auch an Denkmalen des frommen Sinns der einſt im Ries begüterten Ritter fehlt es nicht; noch ſehen wir wenigſtens die Gebäude der Klöſter zu Deggingen, Kirchheim, Mauhlngen, von Chriſtgarten aber noch die Ruine in dem romantiſchen Cartheuſerthale. Wer endlich Genuß und Belehrung darin ſucht, daß er die Felder durchwandelt, auf denen, in großen Schlachten waltend, der Geiſt und die Kraft der Helden ſich erwies, der wird nicht umſonſt in dieſer Gegend verweilen. Nördlingen iſt in der Geſchichte der Kriege ein berühmter Name geworden, durch die folgenreiche Niederlage, die Bernhard von Weimar, im Jahre 1634 vor ihren Thoren erlitten; bey Allerheim aber ſchlugen ſich in demſelben Kriege, (1645.) der große Türenne und der tapfere baieriſche General Merey, in einem ſchwerem Kampfe, in welchem der letztere unterlag und fiel.

Die Höhen, welche das Ries auf ſeiner ſüdlichen und weſtlichen Seite umgeben, ſind der Anfang eines Berglandes, das, vermuthlich von

der Undankbarkeit seines Bodens und der Rauigkeit seiner Luft, schon seit den ältesten Zeiten das Härtfeld genannt wird. Es erstreckt sich gegen Abend bis an die Brenz und den Kocher; gegen Mittag aber verflächt es sich allmählig gegen einige kleine Flüsse, die sich sämmtlich in die Donau ergießen. Auf der Nord- und Westseite steigt man meistens über hohe und steile Berge in diese Gegend hinauf; die Höhe aber ist überall platt und höchst einförmig. Große Laubwaldungen, besonders gegen die Abhänge zu, weitverbreitete Ackerfelder und Viehweiden wechseln mit einander ab; dagegen sieht man wenig künstliche Wiesen, und auch diese sind nur einmädig. Der dürre, steinigte Boden bringt alle Gewächse nur sparsam und in dürftiger Gestalt hervor. Obst und edlere Gartenpflanzen gedeihen nirgends. Keine Quelle gewährt dem Dürstenden Labsal; man bedient sich des Wassers, das in Cisternen gesammelt worden. Das Hornvieh ist von kleinem, magerm Schlage; dagegen gedeihen die Schafe auf den großen gesunden Weiden desto besser. Die Menschen sind von kräftiger Natur und ansehnlichem Wuchse. In den Dörfern finden sich meistens nur einstöckige Häuser, die gegen die heftigen Winde und die langen Winter mit Stroh gedeckt

ſind. In der Beſchaffenheit des Landes und in der Lebensart der Bewohner bemerkt man auffallende Aehnlichkeiten mit der wirtembergiſchen Alb, von der auch das Härtfeld in der That nur eine Fortſetzung iſt, wie denn bloß das enge Brenzthal es von jenem Gebirge ſcheidet.

Nicht weit von dem Punkte, wo die Egge, ein kleines gegen die Donau ſich hinſchlängelndes Flüßchen, an dem Abhange des Härtfeldes hervorquillt, liegt auf einem ſchönen Hügel, der Ulrichsberg genannt, die ehemalige Reichsabtey Neresheim. Ihre Gebäude ſind weitläufig und anſehnlich; ihre Kirche, ein Werk moderner Baukunſt, iſt eine der ſchönſten in Teutſchland, und durch Größe, Anordnung, Darſtellungen der bildenden Kunſt und edeln Charakter recht dazu gemacht, in der Seele des Anbeters die religiöſe Stimmung hervorzubringen. Am Fuße des Hügels liegt das kleine, und wie es ſcheint, dürftige Städtchen gleiches Namens. Auf ſeiner Höhe hat man eine weite, aber nichts weniger als intereſſante Ausſicht auf die großentheils kahle, allenthalben die Kargheit des Bodens verrathende Ebene des Härtfeldes.

Neresheim gehört, wenn die Sage nicht täuscht, unter die älteſten klöſterlichen Inſtitute der oberteutſchen Lande. Denn ſchon um das Jahr 777 hat hier der Herzog Thaſſilo von Baiern, derſelbe, den Karl der Groſſe ſeine mächtige Hand ſo ſchrecklich empfinden ließ, ein Gotteshaus gegründet, in welchem einige fromme Männer des Altares warten, und die umliegende Gegend durch Lehre und Beyſpiel erbauen ſollten. Dieſe Anſtalt kam aber in den traurigen Zeiten, in welchen die Ungarn durch ihre Einfälle Teutſchland verheerten, in einen groſſen Verfall. Doch erhielt ſich noch die alte Kirche, welche Thaſſilo geſtiftet hatte. In ihr hatten die Grafen von Dillingen, welche den gröſten Theil des umherliegenden Landes beſaßen, ihre Grabſtätte; oft wartete einer der würdigſten Söhne dieſes Stammes, der heilige Ulrich, Biſchof von Augsburg, an ihren Altären des Gottesdienſtes, und erwies den Umwohnern viele Wohlthaten; der fromme Mann ſtand hier auf der Gruft ſeines Vaters, des Grafen Hubald, der im Jahre 908 ermordet wurde, und deſſen Gebeine noch in einem kleinen hölzernen Sarge aufbewahrt werden; es ſchien eines Geſchlechtes, durch das für die Kirche ſo viel geſchehen war, würdig, daß es die Stiftung des Herzogs Thaſ-

filo wieder herſtellte. Dieß geſchah im Jahre 1095, da Hartmann III., Graf von Dillingen und Kyburg, und ſeine Gemahlin Adelheit, eine geborne Gräfin von Bregenz, auf dem Ulrichsberge das neue Kloſter erbauten, den Söhnen des heiligen Benedikts eingaben, und mit anſehnlichen Gütern und Gefällen bereicherten. Die Päbſte Urban II. und Honorius II. beſtätigten die Stiftung. Zwiefalten ſchickte eine Kolonie von ſechs Prieſtern und eben ſo vielen Laienbrüdern, Ernſt, der Bruder des Stifters, ward der erſte Abt, und auch dieſer letztre, als „er der weltlichen Händel müde war," begab ſich in das Gotteshaus, zog den Habit eines Laienbruders an, „lebte als ein Muſter der Demuth und männlicher Tugend," und ſtarb im Jahre 1121 in einem hohen Alter. Seine Gebeine, ſo wie die ſeiner Gemahlin, liegen vor dem eiſernen Gitter unter dem hintern Orchelchore der Kloſterkirche. Ein älteres Monument, in Stein gehauen, ſtellt den Grafen in Lebensgröße, in ritterlichem Coſtume, dar.

Der hervorſtechende Zug in der Geſchichte von Neresheim iſt der Jahrhunderte hindurch dauernde Kampf mit den Grafen von Oettingen, welche die Schutzvogtey über das Stift,

und damit die Landeshoheit und die übrigen daraus fließenden Rechte ansprachen, und ihre Ansprüche oft auf eine recht gewaltthätige Weise geltend machten. Schon im Jahre 1258, als von dem Stamme der Grafen von Dillingen, den bisherigen Schutzvögten, kein weltlicher Herr mehr übrig war, drang Ludwig von Oettingen mit bewaffneter Hand in das Kloster ein, und nahm von allem was dazu gehörte, Besitz. Von diesem Augenblicke an hörten die Angriffe und die Protestationen, die Bedrückungen und der Widerstand nicht auf. Die heftigsten Ausbrüche erfolgten aber zur Zeit des schmalkaldischen Krieges. (1546.) Der Graf Ludwig von Oettingen, der das protestantische Bekenntniß angenommen hatte, überfiel mit gewaffneter Mannschaft das Stift, und forderte, unter wilden Drohungen, von dem Prälaten, dem Konvente und den Unterthanen die Huldigung, und die Abschaffung der Messe. Die Mönche blieben unerschütterlich bey seinem Trotze, aber die Bürger des Städtchens schwuren ihm. Doch bald ward, durch die falschen Maßregeln der Verbündeten, der Kaiser Karl V. Meister von Oberteutschland, und seine Rache traf nun alle diejenigen, die sich an seinen Freunden vergriffen hatten. Das Kloster hatte am 25. No-

vember 1546 das Glück, seinen Retter in seinen Mauern zu sehen, und zum Beweise, wie sehr er mit der ihm gewährten Herberge zufrieden gewesen, schenkte er dem Abte vor seinem Abzuge eine mit Gold und Perlen geschmückte Insel. Aber die Ruhe, die man eine kurze Zeit genossen hatte, wurde schrecklich unterbrochen, als im Jahre 1552 der Kurfürst Moriz von Sachsen unerwartet gegen den Kaiser losbrach, und mit seinen Verbündeten den Schauplatz des Krieges in dem südlichen Teutschlande aufschlug. Nachdem Neresheim erst von dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg gebrandschatzt, und dann von den Sachsen und Hessen geplündert und verwüstet worden war, erhub sich auch der Graf von Oettingen wieder, um die früher versuchte Unterwerfung des Stifts nun zu vollenden. Der wackere Abt Johann wurde gefangen genommen, und auf einem Karren in das Schloß Wallerstein abgeführt, und dann sammt dem Konvente gezwungen, den Huldigungseid zu leisten. Alle vorhandenen Kostbarkeiten, die Vorräthe und die alten Urkunden mußten den Grafen überantwortet werden; bey welcher Gelegenheit ein mit Silber beschlagenes von dem heiligen Ulrich geschriebenes Evangelienbuch, und ein goldenes, mit Steinen besetztes

Kreuz, das Albert, ein Enkel des Stifters, dem Kloſter geſchenkt hatte, verloren gieng. Ueber drey Monate blieb der Abt im Verhaft; um deſſelben ledig zu werden, mußte er, ſammt ſeinen Kapitularen, noch in weitere läſtige Bedingungen einwilligen, und eine Schuld von mehr als 12000 fl. übernehmen. Der Paſſauer Vertrag ſchlichtete den Streit zwiſchen Neresheim und Oettingen nicht; dagegen verordnete der Kaiſer im Jahr 1553, alle erzwungenen Bedingungen ſeyen unverbindlich, und alles gewaltſam entfremdete müßte zurückgegeben werden. Das letztere war unmöglich; man empfieng höchſtens noch einige alte Briefe. Dagegen beſtand die Freyheit des Stifts trotz der geleiſteten Eide; Oettingen aber verzichtete nicht auf ſeine Anſprüche. So dauerte der Streit, auf dem proceſſualiſchen Wege bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts fort. Da regierte der Abt Benedikt Maria, ein Mann, für Geſchäfte geboren, kenntnißreich, ſchlau, conſequent, hart und deſpotiſch. Er endigte den 500jährigen Streit durch einen (1764.) mit dem Hauſe Oettingen abgeſchloſſenen Vergleich, worin das letztere gegen große ihm gebrachte Opfer die Unabhängigkeit des Stiftes anerkannte. Von nun an trat Neresheim in die Reihe der unmittel-

baren Stände des Reiches ein, und mit Kraft und Verstand bildete der Abt die innern und äußern Verhältnisse des Instituts, in Gemäßheit des neuen politischen Charakters, der ihm zu Theil geworden war. Aber was mit so viel Aufwand und Anstrengung erworben war, hatte kaum eine Dauer von 38 Jahren; der Deputationsreceß verwandelte auch hier das Kirchengut in Kammergut. Doch fiel das Loos von Neresheim aufs Liebliche, indem das Stift dem Fürsten von Taxis zugesprochen wurde, der das Schicksal des Abts, der Mönche und ihrer Dienstleute mit einem unter den Erwerbern jener Zeit seltenen Edelmuth bestimmte, und mit väterlicher Milde das Erworbene verwaltete.

Wenn es einem von den gelehrten Männern, die in der letzten Zeit in diesen klösterlichen Mauern gelebt und in ihrer Weise für das gemeine Beste gewirkt haben, gefallen hätte, eine umständliche und gehörig modisirte Geschichte von Neresheim zu schreiben, so hätte ein solches Werk dazu dienen können, den wilden Schreyern zum Trotze, die nicht aufhören, am Grabe des Mönchthums allen Hohn und alle Schmach auf dasselbe zu wälzen, den Beweis zu führen, wie so manches Kloster eine Quelle des Lichts, des

Troſtes und zeitlichen Segens für ſeine Nachbarn geweſen iſt. Da hätte man geleſen: es haben die Mönche von Neresheim nicht nur in alten Zeiten die Wälder des Härtfeldes gelichtet und die Sitten ſeiner Bewohner durch chriſtliche Predigten und Uebungen gemildert, ſondern auch noch in unſern Tagen, im lebendigen Gefühle ihrer Pflicht, und die Stimme des Zeitgeiſtes befolgend, das Studium der Wiſſenſchaften mit Eifer getrieben, mehrere treffliche Sammlungen zum Behufe deſſelben angelegt, manches armen Vaters talentvollen Sohn für die höhern Beſtimmungen des Lebens erzogen, die Künſte gepflegt und unterſtützt, für die intellektuelle und moraliſche Veredlung des Landmanns thätig geſorgt, auf ödem Boden neue Wohnungen angelegt, die Landwirthſchaft durch Ermunterungen und Beyſpiel befördert, mit ſanftem Sinne, jedoch nicht ohne Kraft und Ernſt, ihre Unterthanen regiert, und der Armuth eine ſtets bereite freundliche Zuflucht eröffnet. Dabey wäre zu hoffen, daß dieſe Leſung den Jubel gewiſſer Aufklärlinge über die durchgreifende Allgemeinheit der Säkulariſation um ſo mehr zum Schweigen bringen dürfte, da das meiſte von dem Guten, was durch den Krummſtab geſtiftet worden iſt, bey den an die Stelle deſſelben getretenen Für-

men unmöglich zu Stande gebracht werden konnte, ſelbſt wenn auch der beſte Wille dazu vorhanden wäre.

Wenn man, in der Richtung gegen Abend, über eine ſtarke Meile auf der magern, einſamen Pläne des Härtfeldes hingezogen iſt, ſo gelangt man wieder an den mit Waldungen bekränzten Rand des Gebirges; man ſteigt den ſanft ſich erhebenden Abhang hinab, und man befindet ſich in dem Brenzthale, wo wieder eine fromme Stiftung der Alten, das ehemalige Kloſter Königsbronn, den Wanderer empfängt. Der Urſprung deſſelben fällt erſt in das vierzehnte Jahrhundert. Im Jahre 1302 erkaufte nämlich der teutſche König Albert I. das Schloß Herwartſtein, ſammt mehrern dazugehörigen Ortſchaften von dem Grafen Ulrichen von Helfenſtein; beſtimmte die geſammte Erwerbung zur Errichtung einer klöſterlichen Anſtalt für Ciſtercienſermönche, und bevölkerte ſie, nachdem die erforderlichen Einrichtungen waren gemacht worden, mit einer aus Salmansweil herbeygerufenen Kolonie. Das Kloſter empfieng von ſeinem gekrönten Stifter ſeine Benennung, wogegen der Name Springen, den das Dorf führte, in dem es angelegt worden,

allmählig in dem Munde des Volkes außer Gewohnheit kam. Da Königsbronn schon im sechszehnten Jahrhundert mit den übrigen wirtembergischen Klöstern, dem Mönchthum entzogen wurde, so sind auch beynahe alle Spuren seines ursprünglichen Charakters erloschen. Die Gebäude, andern Bestimmungen gewidmet, sind wie es scheint, alle von neuerer Entstehung; nirgends bemerkt man mehr ein bedeutendes Denkmal des Alterthums. Die Klostermauern umgiebt, in dem engen, romantischen Thale, ein schönes Dorf, dessen Bewohner sich meistens in den Hüttenwerken nähren, welche in großem Umfange betrieben werden, und zum Theile kunstreiche Produkte liefern. Dem Kloster gegenüber springt von dem westlichen Abhange des Gebürges ein Felsen hervor, auf dem die Burg Herwartstein gelegen. Von ihren Mauern zeigen sich kaum noch einige Spuren. Indessen war sie einst groß und fest, wie wir denn finden, daß Rudolph von Habsburg, als er auszog, (1287.) um die das Gesetz des Landfriedens verhöhnenden schwäbischen Zwingherrn zu züchtigen, sie belagert habe.

Dicht an dem Dorfe, am Fuße eines hohen Felsen, ergießt sich die Brenz. Ihre Quelle

iſt ein rundes, tiefes Becken, in dem die hervorſtrudelnden Wellen eine kaum bemerkbare Bewegung machen; aber ſie giebt ihre Waſſer ſo reichlich, daß ſie nur ein Paar Schritte von ihrem Urſprung ſchon die Räder eines großen Schmiedewerks treibt. Von da nimmt ſie ihren Weg gegen Mittag, langſam dahinſchleichend; erſt bildet ſie, eine beträchtliche Strecke, einen breiten, mit Geröhricht bewachſenen See, dann verengt ſie ſich wieder in einem beſtimmten Bette, an deſſen beyden Seiten ſumpfigte Ufer ſich hinziehen. Das Thal iſt enge, gleich den aus dem Innern der Gebirge hervorragenden Schluchten; die Wände deſſelben ſind bald waldigt, bald kahl, bald mit Felſen gekrönt. Aber unter Heldenheim wird die Gegend freyer und fruchtbarer; der Fluß berührt die ehemaligen Klöſter Anhauſen und Herbrechtingen, die alten Ritterſitze Falkenſtein, Eſelsburg und Güſſenberg, und die Stadt Giengen, und dann tritt er bey Brenz in die herrliche Pläne hinaus, welche die Donau durchfließt, um ſich mit dieſem vaterländiſchen Strome zu vereinigen.

Einen prächtigen Anblick gewährt das Schloß Hellenſtein, welches über dem Städtchen

chen Heidenheim, auf einem von dem rechten Ufer der Brenz ſenkrecht emporſteigenden hohen Felſen, liegt. Die Gebäude deſſelben ſind zwar erſt in dem zweyten Viertel des ſechszehnten Jahrhunderts von dem Herzoge Ulrich von Wirtemberg angefangen, und ſpäterhin vollendet worden, und kündigen deßhalb ſchon einen Styl an, der weſentlich von den Burgen des Mittelalters verſchieden iſt. Aber die ſtolze Lage des Schloſſes, ſeine anſehnliche Größe, die Stärke ſeiner Mauern und Thürme, der tiefe in den Felſen geſprengte Bronnen, die hier und da noch vorhandenen alten Waffen und Geſchütze — deuten auf eine Zeit, in der noch kräftiger und tapferer Sinn unter den Vätern herrſchte, und wo ein kleines Häuflein, im Vertrauen auf ſich ſelbſt, ſich noch unterwand, auf wohlbefeſtigten Höhen großer Macht zu widerſtehen. Noch im Jahr 1693, als die Franzoſen das weſtliche Schwaben überſchwemmten und mit zweckloſer Grauſamkeit die unbewahrten Städte des Landes verwüſteten, nahm der Herzog Eberhard Ludwig, mit ſeinem ganzen Hofe ſeine Zuflucht auf dieſe Feſte. Nachher kam ſie aber immer mehr in Abgang, weil von ihren Gebäuden kein irgend ein Bedürfniß des Staates erledigender Gebrauch gemacht werden konnte; und ſo ſind ihre Zimmer

und Säle höchstens noch dem Beobachter dienlich, der sich einen anschaulichen Begriff von altem Geschmacke zu verschaffen sucht. Die ältesten Besitzer dieser Burg und des dazu gehörigen Gebietes waren, so weit die Zeugnisse der Geschichte reichen, die Grafen von Hellenstein. Sie werden zuerst in der Mitte des zwölften Jahrhunderts genannt. Aber sie glänzten durch keine Art von Auszeichnung unter den damaligen Dynasten von Schwaben hervor, und schon im Jahre 1307 erlosch ihr Geschlecht mit Degenharden, Bischof zu Augsburg. Ihre Burg und Gut fiel dann dem Reiche heim. Der Kaiser Albrecht I. verlieh sie Albrechten von Rechberg. Nach mehrern Besitzveränderungen kam endlich die gesammte Herrschaft an das Haus Wirtemberg.

Ohne Zweifel hat die Feste Hellenstein ihren ersten Anfang durch die Römer genommen, als diese ihre Herrschaft auch diesseits der Donau ausgebreitet hatten. An einer römischen Niederlassung auf diesem Felsen, oder an seinem Fuße ist übrigens nicht zu zweifeln. Den Alterthumsforschern ist der Grabstein des Flavius Vitalis, der hier sich erhalten, nicht unbekannt; überdieß finden sich an der Brenz

hinunter, und dann an der Donau auf- und abwärts viele Monumente aus jener Periode. Schon der Name der Stadt Heidenheim zeigt eine römische Ansiedlung — sey es nun für militärische oder bürgerliche Zwecke — an; denn unsere teutschen Voreltern pflegten, als sie das Christenthum angenommen hatten, die Römer im ausgezeichneten Sinne „Heiden" zu nennen, und verbanden dann diese Benennung mit jeder Erinnerung an sie. So findet sich ein anderes Heidenheim im Nordgau, dessen Umgebung voll römischer Denkmale ist. Die römischen Münzen, die man noch ab und zu findet, nennt das Volk in dieser Gegend „Heidengeldlein." Eine unverkennbar römische Befestigungslinie unweit Grabenstetten, auf der Alb, heißt der Heidengraben. — Auch im nordwestlichen Teutschland ist diese Wortbildung hergebracht. In der Nähe von Neuwied, wo bekanntlich eine Menge Spuren auf eine weitverbreitete Ansiedlung der Römer leitet, findet sich ein Heidenweg und ein Heidengraben, und Heddesdorf, wo man die Ruinen einer römischen Stadt entdeckt hat, soll, wie man behauptet, eigentlich Heidendorf heißen. *)

*) S. Wielands teutscher Merkur. 1795. II. Band. S. 37. ff.

Nördlich vom Urſprunge der Brenz, etwas über eine halbe Stunde Weges, bricht die eine Quelle des Kochers hervor, deren Abfluß der rothe Kocher genannt wird. Der Zwiſchenraum zwiſchen beyden Quellen bildet alſo einen der Punkte, auf denen das Gebiet der Meere ſich ſcheidet; denn die Brenz ſendet ihre Waſſer, durch die Donau, in das ſchwarze Meer, der Kocher aber die ſeinigen, durch den Neckar und den Rhein, in den Ocean. Bey dem Dorfe Unterkochen kommt aus einer in das Gebürge des Härtfeldes hineinragenden Schlucht, der ſchwarze Kocher herbey, und im raſchem Gange, auf beyden Seiten den Fuß hoher, waldigter Berge berührend, rieſeln die klaren Gewäſſer der vereinten Bäche in dem freundlichen Thale fort. Ueber der Quelle des ſchwarzen Kochers, auf einem hervorſpringenden Hügel, ſieht man die Stelle, wo einſt das alte Schloß Kochenburg lag. Lange ſiedelten auf ihm die im Mittelalter in dieſem Gau reichlich begüterten und angeſehenen Herren von Aalfingen; aber ſchon im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts kam die Burg ſammt einem Theil ihrer Zugehörde kaufweiſe an das Stift Ellwangen. Auf ihr brachte Johann von Hirnheim, unter deſſen Regierung El-

wangen aus einer Benediktinerabtey zu einem weltlichen Stift umgeſchaffen wurde, (1459.) die letzten Jahre ſeines von der Welt und den Geſchäften entfernten Lebens zu. Seitdem iſt die Burg verfallen; ſelbſt ihre ſchönen, feyerlich in das einſame Thal herabſehenden Trümmer ſind, vor ungefähr 20 Jahren, zum Behufe eines neuern Bauweſens abgetragen worden. Mit Wehmuth gedenkt der Freund des Vaterlandes einer ſolchen, um ſchnöder wirthſchaftlicher Zwecke willen begangenen Verſündigung an einem Denkmale alter Zeit und Sitte; nicht nur weil dergleichen Ueberbleibſel aus einer untergegangenen Welt die Reize der Gegenden, durch erhöhte Mannigfaltigkeit und durch verſtärktes Intereſſe der Parthien vermehren, ſondern auch weil wir uns die Zerſtörung derſelben nimmermehr erlauben würden, wenn uns die Achtung nicht fremd geworden wäre, welche dem Geiſt und dem Muthe der Gründer und Bewohner jener ehrwürdigen Gemäuern gebühren.

Die Stadt Aalen hat eine ſehr reizende Lage. Das Thal erweitert ſich um ſie her, und bildet einen großen Keſſel, voll Abwechslung, Leben und Anmuth. Steil und hoch erheben ſich öſtlich die Berge des Härtfeldes, unter

denen der „Braun“ weit hervorſpringt, und auf ſeiner durch ein einzeln ſtehendes Bäumchen ausgezeichneten Spitze eine herrliche Ausſicht in die ferner liegenden Thäler der Jart, der Lein und der Rems eröffnet. Südlich ſtreicht die Gebürgkette des Albuchs hin, welche die äuſſerſte Hervorragung der wirtembergiſchen Alb iſt. Gegen Norden verlängert ſich, durch einen üppigen Wieſengrund, das Kocherthal, auf deſſen linker Seite die waldigten Hügel des Rohrwangs dem Anſchauer manches treffliche Landſchaftsgemählde im Kleinen darbieten. In vielen Armen und Krümmungen durchſchneidet der Fluß die freundliche Gegend. Die Ausſicht in die benachbarten Berge intereſſirt hier durch kühne und groſſe, dort durch ſanfte und milde Parthien. Das Thal zeigt den mannigfaltigſten Anbau, und allenthalben einen ergiebigen, von fleißigen Händen gepflegten Boden. Drey lebhafte Heerſtraßen durchziehen es. In ſeiner Mitte liegt die Stadt, die ob ſie wohl ſeit dem wirtembergiſchen Beſitze einige Verſchönerungen erhalten hat, und während die thätigen und haushälteriſchen Bürger im Durchſchnitte ſich eines in dieſen Zeiten ungewöhnlichen Wohlſtandes freuen, in Straßen und Gebäuden ein

vernachläßigtes und dürftiges Anſehen hat. Das mag größtentheils eine Folge des großen Unglücks ſeyn, das die Stadt, im Jahre 1634 nach der nördlinger Schlacht betraf, da ſie bis auf einen noch ſtehenden Thurm im Rauche aufgieng. Man baute nachher ſo eilig und ſo ſchlecht, als man konnte, und ſo bietet die Phyſiognomie des Ganzen noch immer eine lebhafte Erinnerung an die Trübſal dar, unter welcher es entſtanden iſt. In jenem Brande ſind auch alle alten Documente der Stadt, mit Ausnahme der Reformationsurkunden, *) zu Grunde gegangen, weßwegen wir das wenige, was uns von ihrer frühern Geſchichte kund geworden, nicht aus heimiſchen Quellen, ſondern aus den Chroniken der benachbarten Stände, und da auch dieſe ſehr dürftig ſind, meiſtens aus den Geſchichtbüchern von Wirtemberg wiſſen.

Die große Kataſtrophe von 1802, welche den Untergang des alten teutſchen Reiches vorbereitete und entſchied, hat Aalen mit dem letztgenannten Staate vereinigt. Dadurch iſt, auch von der geographiſchen Berührung abgeſehen, kein ganz neues Verhältniß gegründet worden,

*) Welche der ſelige G. W. Zapf im Jahr 1776 herausgegeben hat.

indem die Stadt Jahrhunderte früher in Verbindungen gewesen war, durch die sie leicht für immer hätte eine wirtembergische Landstadt werden können. Im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts gehörte sie nämlich zu dem Besitzthume der Grafen von Oettingen, welche sie um 28000 Pfund Heller an die Grafen von Wirtemberg verpfändeten. Als nun der Kaiser Karl IV. im Jahre 1360 den Grafen Eberharden den Greiner wegen seiner Händel mit den Städten, über die derselbe als Landvogt war gesetzt worden, mit Krieg überzog, wurde von ihm Aalen nicht nur belagert und eingenommen, sondern auch in dem, in dem Lager vor Schorndorf geschlossenen Frieden versehen, daß diese Stadt bey dem Reiche verbleiben sollte. Im Jahre 1377 aber verpfändete sie der Kaiser selbst an den Grafen Eberhard; jedoch scheint dieser nicht lange im Besitze der Pfandschaft geblieben zu seyn, indem schon im J. 1379 von der Stadt Verträge mit Wirtemberg geschlossen wurden, die ihre Unabhängigkeit voraussetzten. Seit dieser Zeit waren auch die von Aalen dem Reiche ohne Mittel zugethan, obgleich die Grafen nicht aufhörten, auf der Behauptung zu bestehen, daß ihnen die Stadt gewaltsam entzogen worden, und dadurch ihr Recht auf sie nicht erloschen sey.

Unterdeſſen errichtete ſie nachher öfters Bundesverträge mit Wirtemberg, und folgte in Kriegen und Fehden mit ihrer Hülfe dem wirtembergiſchen Panner. Auch übten die Herzoge, ſo lange die Unmittelbarkeit der kleinen Republik beſtand, auf ihrem Gebiete das Geleitsrecht und die Benützung des Bergwerksregals aus. Zudem verdankte ſie der Unterſtützung von Wirtemberg die Behauptung des lutheriſchen Bekenntniſſes. Denn nicht nur nahm ſie der Herzog Ludwig gegen das Widerſtreben des Probſten zu Ellwangen in ſeinen Schutz, ſondern er ſchickte ihr auch ſeinen Theologen Jakob Andreä, der ihre Kirche nach den Anforderungen des neuen Syſtems bildete, und am Tage Petri und Pauli, im Jahr 1575, ihren Bürgern das Abendmahl zuerſt in beyderley Geſtalten austheilte.

Auch Aalen war einſt einer von den durch die Römer beſetzten Punkte des alten Germaniens. Weſtlich von der Stadt, nahe an ihrem Gottesacker, zieht ſich ein Ackerfeld ſanft einen Hügel hinan, von den Bewohnern die „Mauer" genannt, welche Benennung ſchon ehemalige Ruinen von Gebäuden oder Befeſtigungen anzuzeigen ſcheint. Dieſe Anzeige erhält um ſo größere Sicherheit, da man in dieſer Gegend viele rö-

miſche Münzen, aus Silber und Kupfer, ſo wie andere metallene Geräthſchaften aus jenem Zeitalter gefunden hat, und noch findet, und außer denſelben auch noch Urnen, Scherben von Gefäßen, und ſogar die Ueberbleibſel eines römiſchen Bades entdeckt worden ſind. Die Unterſuchungen, welche Zapf über dieſe Denkmale angeſtellt hat, *) gehen nicht tief genug, um genauere Nachforſchungen entbehrlich zu machen, die aber vermuthlich in früherer Zeit zu einer bedeutendern Ausbeute geführt haben würden, als itzt. Indeſſen beweiſen dieſe Spuren von römiſcher Anſiedlung und die Lage des Orts, daß hier ſich das Aquileia gefunden habe, welches die Peutingeriſche Tafel zwiſchen ad Lunam und Opie ſetzt, **) und daß in dieſer Kolonie der Anfang der itzigen Aalen zu ſuchen ſey. Daraus erklärt ſich auch am natürlichſten der Name der Stadt; die Erklärung der

*) In ſeiner Schrift: Muthmaßungen über den Urſprung und das Alterthum der Reichsſtadt Aalen. 8. Schwabach. 773.

**) Dieſer Umſtand iſt meines Wiſſens von Herrn von Stichaner zuerſt bemerkt worden. Man ſehe ſeinen Aufſatz: Ueber die Verbindung Helvetiens mit Vindelicien, in den Miszellen für die neueſte Weltkunde ꝛc. 813. Nr. 16.

meiſten ältern Geographen, die von den vielen Aalen ſprechen, die hier gefangen werden ſollen, iſt ohnehin ganz unzuläßig, da ſich dieſer Fiſch in den hieſigen Gewäſſern durchaus nicht häufiger findet, als anderswo.

Ueber der Stadt, in der Richtung gegen Mittag, erhebt ſich, zunächſt an den Bergwerken, ein Hügel, auf dem man zwar keine Spur eines Gebäudes, wohl aber noch einen ziemlich tiefen Graben, und über demſelben eine verſchüttete Einfahrt ſieht. Die Stätte wird der Burgſtall genannt, welche Benennung denn, wie ihre Anſicht, das ehemalige Daſeyn eines Schloſſes beweiſt. Aber keine ſichere Kunde ſpricht von ſeinen Eigenthümern, oder von ſeinem Untergange. Zwar will Cruſius wiſſen, es habe Friedrich der Rothbart auf dieſer Höhe Hof gehalten; welche Angabe jedoch auf keine zuverläßige Quelle gegründet iſt, und auch durch die Umſtände keine Beſtätigung erhält. Wenigſtens iſt das nicht zu bezweifeln, daß die auf dem Burgſtalle vorhandenen Werke zuerſt von den Römern angelegt und bewohnt worden ſeyen, indem vor ungefähr 40 Jahren, als man die Gegend und ſelbſt die Brandſtätte zum Anbau der Kartoffel zubereitete, mehrere römiſche Münzen und andere Metall-

ſtücke von gleichem Urſprunge, innerhalb der Schloßgräben, ausgegraben worden ſind. So konnte denn hier eine der Feſten geſtanden ſeyn, deren die Römer in dem ſüdlichen Teutſchlande zum Schutze der Provinz viele angelegt haben, und die beym Sinken der römiſchen Macht, zum Theil von den Landesbewohnern ſelbſt zerſtört worden ſind. Die Plätze, auf denen dieſe Citadellen erbaut waren, nannten dann die Genoſſen der ſpätern Zeit „Burgſtälle.“

Der Weg von Aalen nach Ellwangen durchſchneidet die berühmte Teufelsmauer. Dieſes intereſſante Denkmal der uralten Baukunſt und des kühnen Unternehmungsgeiſtes, der in der neuern erſtorben iſt, ſtreckt ſich durch einen großen Theil des ſüdlichen Teutſchlands in Trümmern hin, die bald mehr, bald weniger kennbar, bald mehr, bald weniger unterbrochen ſind. Hier erſcheint es als eine Mauer, dort als eine Kunſtſtraße, und zur Seite ſtößt man auf Ruinen von Thürmen, Schanzen und Gebäuden. Das ungeheure Werk beginnt auf dem linken Ufer der Donau, unweit Regensburg, durchſchneidet die obere Pfalz, das Eichſtädtiſche, Pappenheimiſche und Anſpachiſche, und zieht ſich von da durch Oettingen, Ellwan-

gen, Limburg und Hohenlohe gegen den Neckar und den Rhein. Von dem Ursprunge desſelben erzählen ſich ſeine Anwohner: „Satan habe ſich einſt einen Theil der Erde zum ausſchließenden Regimente ausgebeten, und Gott habe ihm das Stück Landes bewilligt, daß er, bis der Hahn krähen würde, mit einer Mauer zu umfangen im Stande geweſen wäre. Sogleich begann der böſe Feind ſein Werk, und es erhub ſich eine ſtattliche Demarkationslinie um ſein Reich; aber ehe ſie vollendet ward, krähte der Hahn, und in wildem Zorn warf der entrüſtete Geiſt das gewaltige Produkt ſeiner Macht wieder in Trümmer.“ *) Daher heißt das Werk von ſeinem Baumeiſter „die Teufelsmauer.“

Wir ſehen in ihr eines der ſchönſten Monumente des ehemaligen Aufenthaltes der Römer in dem großen Germanien, obwohl keiner ihrer Geſchichtſchreiber uns den Namen ihres Erbauers aufbewahrt hat. Denn es ſind nur Conjekturen ſpäterer Schriftſteller, wenn die einen die Ehre, dieſes gigantiſche Werk unternommen zu haben, dem Kaiſer Hadrian, die andern ſeinem entferntern Nachfolger Probus zuſchreiben. Der

*) S. Döderlins Abhandlung von der Teufelsmauer oder Pfahlhecke ꝛc. S. 29.

römische Ursprung selbst ist aber keinem Zweifel unterworfen, und durch eine Menge Münzen, Waffen, Inschriften, Säulen und anderer aus der Erde hervorgegrabenen Alterthümer hinreichend erhärtet. Das Gebäude erregt nach Jahrhunderten und in seiner Zerstörung, durch seine Größe und Kühnheit noch immer Erstaunen und Bewunderung. Es geht in einer geraden Richtung, ungehemmt durch die Schwierigkeiten des Bodens, über Berge und Thäler, und selbst durch Flüsse fort, und beschreibt eine wenigstens 80 Stunden lange Linie. „Was man noch vor Augen sieht, begreift eine solche Menge Steine, als wohl alles Vieh im ganzen Lande nicht zu Handen zu bringen vermöchte.“ *)

Die frühern historischen Schriftsteller unter den Teutschen, und unter diesen insbesondere der gelehrte Rektor Oberlein zu Weissenburg im Nordgau, der sehr genaue Untersuchungen über dieses Ueberbleibsel aus der Vorzeit an Ort und Stelle vornahm, erklärte es für eine Landwehr, welche die Römer erbaut haben, um den von ihnen eroberten auf dem linken Ufer der Donau liegenden Theil von Germanien künst-

*) S. J. F. Schöpperlins kleine Schriften II. Bd. S. 461.

lich zu begränzen, und gegen die Einfälle der nördlichen teutſchen Völkerſchaften zu verwahren. Die Behauptung wurde nicht nur durch die Anſicht der Ruinen, ſondern auch durch die geſchichtliche Analogie beſtätigt, indem der Kaiſer Hadrian bekanntlich durch eine ähnliche 80 Meilen lange Mauer Brittannien von Schottland getrennt hat. Gegen dieſe gemeine Meynung erklärte ſich der gründliche hiſtoriſche Forſcher Schöpperlin, Rektor des Lyceums zu Nördlingen, und behauptete, daß die Teufelsmauer nichts weiter als eine ſtreckenweiſe durch befeſtigte Lagerplätze und Stationen unterbrochene römiſche Heerſtraße geweſen ſey. Seit einigen Jahren beſchäftigte ſich der Schloßprediger Redenbacher zu Pappenheim auf das Neue mit der Unterſuchung dieſes denkwürdigen Monuments alter Kraft. Schon im Jahre 1800 gab er dem Publikum von ſeinen Forſchungen Nachricht, *) und bewies, daß die Teufelsmauer beydes, ſowohl eine Landwehr als eine Heerſtraße in ſich vereinige, daß aber die eine von der andern unterſchieden ſey. Seine Unterſuchungen führten ihn auf die intereſſanteſten Entdeckungen,

*) S. Intelligenzblatt zur Erlanger Literatur-Zeitung. 1800. Nr. .

und er fand einen reichen Vorrath von römiſchen Denkmalen aller Art. Aber noch erwartet das antiquariſche Publikum die hiſtoriſche, geo- und chalkographiſche Darſtellung aller dieſer Gegenſtände aus dem reichen Schatz ſeiner Materialien, die er ihm damals ſchon zugeſagt hat.

Wenn man auf der von Aalen nach Ellwangen führenden Straße, vorwärts von dem Dorfe Schwabsberg rechts ablenkt, ſo bemerkt man die erſten Spuren der Teufelsmauer in der Markung von Dalkingen, noch deutlicher treten ſie auf der Höhe gegen Heiſterhofen hervor, und verlieren ſich dann weiter öſtlich in der Vertiefung. Bey Röhlingen und dann bey Röthelm erſcheint das Werk wieder, und von da ſtreicht es, bald bemerkbar, bald unterbrochen gegen das nördliche Ries. Links von der beſagten Straße aber nimmt es ſeinen Zug durch einen Wald gegen das Dorf Hüttlingen, und ſenkt ſich dort, allmählich verſchwindend, in das Kocherthal hinab.

Die Reſte dieſer alten Befeſtigungslinie ſind in dieſer Gegend ſo wie überall, wo ſich dieſe Spuren zeigen, mit Gras und Moos, oder wo ſie ſich durch Waldungen ziehen, mit Bäumen bewachſen. Alte Landleute bezeugen, daß ſie

entweder ſelbſt noch, oder ihre Väter, Steine daraus gebrochen, und zum Häuſer- und Straßenbau verwandt haben. Ihre Breite beträgt, ziemlich gleichförmig, 12 nürnberger Fuß. Zirkelförmige Erhöhungen zeigen ehemalige Schanzen und Thürme an. Längſt der ganzen Linie hat man ehemals römiſche Münzen gefunden, und auch noch itzt wird manchmal eine entdeckt. Man fand deren aus den Zeiten Trajans, Hadrians, der Antonine, der Severe, bis auf Konſtantin den Großen und ſeine Söhne. Jenſeits der Mauer aber iſt noch nie auch nur die mindeſte Spur von römiſchen Denkmalen bemerkt worden.

Weſtlich von Hüttlingen ſcheint die Mauer den Kocher überſprungen zu haben. Bey dem Dörfchen Waiblingen zeigt ſich auf einem niedrigen Hügel ein runder Graben und über demſelben eine Erhöhung, welche Stelle abermals auf den römiſchen Urſprung deutet. Die Einwohner nennen ſie den Burgſtall, was die oben gemachte Bemerkung zu beſtätigen ſcheint, daß unſere Alten dieſen Namen beſonders den zerſtörten römiſchen Caſtellen gegeben haben. Eine ähnliche Anlage findet auf der Höhe gegen Malen, unweit Aſſalterried, von dem Lan-

leuten „die Schanze" genannt. In Malen hat ſich die Linie vermuthlich an die dortigen Befeſtigungswerke angeſchloſſen. Weſtlich von dieſer Stadt finden ſich wieder Spuren auf der Höhe, die ſich zwiſchen der Rems und der Lein hinzieht, und welche von dem Volke die „hohe Straße" genannt wird, ein Name, den auch in andern Gegenden ehemalige römiſche Weganlagen führen. Die Bollwerke, die zum Schutze der Straßen errichtet waren, ſcheinen aber jenſeits der Lein aufgeführt geweſen; wenigſtens ſieht man unweit Schechingen, an einer Waldſpitze, eben ein ſolches Rondell, wie das bey Waiblingen, das noch ſehr kenntbar, aber mit Gras und Bäumen bewachſen iſt, und in der Nähe von Rendrenn finden ſich mehrere Todtenhügel, aus denen eher römiſche Waffen und Geräthe zu Tage gefördert worden ſind. Deßhalb kann das in der Peutingeriſchen Tafel zwiſchen Clarenna und Aquileia aufgeführte „ad Lunam" allerdings, wie Herr von Stichaner vermuthet, eine Niederlaſſung „an der Lein" geweſen ſeyn, zumal da weiter oben an dieſem Fluſſe die Spuren ſich noch mehr häufen. Von dem beſagten Rondelle an verſchwinden ſie gänzlich, aber nördlich von Lorch treten ſie wieder hervor; man ſtößt da auf Ueberreſte von

Wällen, Gräben und runden Thürmen. Diese ziehen sich gegen das Dörfchen Pfaldrenn, dessen Name schon die Nähe der römischen Befestigungslinie verräth, nicht nur weil die Worte Vallum, Wall, Pfahl von gleicher Bedeutung sind, weßwegen die Teufelsmauer auch „die Pfahlhecke" oder „der Pfahlrain" genannt wird, sondern auch, weil sie im Ellwangischen dicht an einem Dorfe vorübergeht, das den Namen Pfahlheim führt. *) Von besagtem Pfaldrenn streicht die Linie nach Welzheim und Kaiserebach, dann auf einer Höhe über dem Rothflusse, welche die Schanze genannt wird, gegen Mainhard, im Hohenlohischen, wo abermals eine „hohe Straße" vorkommt, und von hier in den Odenwald.

Vorwärts von der besagten Schanze bemerkt der Wanderer eines der interessantesten Monumente aus der Römerzeit, den sogenannten Rö-

*) In Franken wird die Teufelsmauer in mehrern Gegenden der Pfahl genannt. Im Hohenlohischen streicht sie an einem Pfahlbach und im Eichstädtischen an einem Pfahldorf vorüber. Auch erklärte Hanselmann den Namen des Marktfleckens Fiedelbach aus dieser Wurzel. Man sehe Bundschuhs geographisches Lexicon von Franken. Bd. IV. S. 329 — 337.

Herrthurm, deſſen nähere Kenntniß und Beſchreibung wir dem um die Geſchichte des Vaterlandes vielſeitig verdienten Herrn Paſtor Preſcher verdanken. *) Derſelbe liegt auf einer von dem rechten Ufer des Rothfluſſes emporſteigenden waldigten Anhöhe, eine halbe Meile von Galldorf. Seine Umgebung verkündigt das ehemalige Daſeyn einer feſten Burg. Man ſieht noch die Spuren von Graben, Aufwürfen und wohlverwahrten Vorhöfen. Der Thurm ſelbſt ſteht in dem innern Burgplatze, nahe am Graben, gegen Abend. Er iſt noch itzt, zwar ohne Dach, 80 bis 90 Fuß hoch, jede ſeiner vier Seiten iſt von außen 30 Fuß breit, die Mauer aber 8 Fuß 9 Zoll dick. Von innen iſt er ziemlich weit herauf mit Steinen und Schutt gefüllt; an den hervorragenden Kragſteinen ſieht man, daß er etliche Fußböden übereinander gehabt hat. Die Steine ſind von weißlichem Sandſtein, lauter längliche viereckigte Quaderſtücke; der Mörtel, womit ſie verbunden ſind, iſt ein feſter Kitt von gelblicher Farbe. An der Mittagsnachtſeite ſind die Steine röthlich, wie vom Feuer gebrannt. An einigen Orten ſieht man Spuren,

*) Man ſehe deſſen Altgermanien ꝛc. 1ſtes Heft. S. 6 — 11

daß man von außen Versuche gemacht hat, in den Thurm einzubrechen. Die Quadersteine sind alle sorgfältig und regelmäßig behauen, und haben nach außen abgerundete Erhöhungen. An der Morgenseite des Thurms, in seiner Mitte, etwa 40 Fuß über dem Schutte des Burgplatzes, sieht man den einzigen Eingang in denselben, der ungefähr 3 Fuß breit und 6 Fuß hoch ist. Er ist gewölbt, und hat unter dem Fußtritte 2 viereckigte Löcher, worin noch Holz steckt, vermuthlich Ueberbleibsel von den Balken, worauf der Gang lag, der in den Thurm führte. Durch zwey schmale Oeffnungen auf der Mittagsseite ward das Innere erleuchtet. Auf vielen Steinen bemerkt man Schriftzeichen, von hetruriſch-griechiſcher Form. So wie in viele ehemalige römiſche Caſtelle, ſo haben ſich auch in dieſes, im mittlern Zeitalter, teutſche Ritter gelagert, und es nach ihrem Geſchmack und ihren Bedürfniſſen eingerichtet. Im Jahr 1338 erkauften die Schenken von Limburg dieß Schloß, welches damals Möthenberg hieß, von Albrecht Haugen von Roſenſtein. Um das Jahr 1350 aber wurde es ſammt noch einigen andern benachbarten Burgen, deren Inhaber die Bewohner der Städte beunruhigten, von den Hallern zerſtört.

So stehen denn einsam und verfallen in den Wäldern und Einöden des Vaterlandes die Monumente des großen Volks, dessen Herrschaft sich einst vom Euphrat bis an die Säulen des Herkules erstreckte, und dem an Kraft und stolzem Muthe keines der Völker der Erde glich. Aber seine herrlichsten Werke sind nun mit Schutt und Staub bedeckt; in seinen Thürmen nisten scheue Unken; über den Mauern und Wällen, auf die einst der Römer trotzte, geht nun der Pflug! So ist in menschlicher Macht und Herrschaft kein Bestand, und was der Ehrgeiz für die Ewigkeit zu bauen träumt, ist in Jahrhunderten unfehlbar der Spott und die Verachtung der Menschen. Aber indem wir an den Trümmern der Teufelsmauer, das ewige Statut der Geschichte, Entstehen und Vergehen, uns so nachdrücklich wiederholt sehen, wollen wir auch die Lehre nicht überhören, welche sie, so wie die übrigen römischen Denkmale auf heimischen Boden gleicher Weise uns geben, daß den Vätern kein fremdes Joch aufgelegt worden, das sie nicht muthig abgeworfen hätten, und daß die Söhne, welche durch ausländische Macht und Sitte sich beherrschen lassen, der Väter unwürdig seyen, die des Landes und der Nation Selbstständigkeit so männlich gerettet und erhalten haben.

Das Land, welches am nördlichen und westlichen Fuße des Härtfeldes zu beyden Seiten der Jart sich ausbreitet, wurde in alten Zeiten der Virngrund genannt. Die Benennung kommt schon in einer Urkunde Ludwigs des Frommen vom Jahre 814 vor, und bezeichnet eine niedrige mit Fichten bewachsene Gegend; heut zu Tage ist sie aber vergessen. Indessen tragen die Umgebungen von Ellwangen noch immer ein Gepräge, aus dem ersichtlich ist, daß ihnen das Alterthum jenen Namen nicht mit Unrecht gegeben habe. Das Land ist größtentheils mit Nadelwaldungen bedeckt, und durch eine Menge kleiner Bäche, die sich meistens in den Kocher oder in die Jart ergießen, unterbrochen. In den Thälern finden sich viele sehr gute Wiesen, weßwegen die Zucht des Hornviehes in bester Blüthe steht; in den höhern Gegenden wird der Ackerbau betrieben, der aber bey dem sandigten Boden keine große Ausbeute abwirft; in tiefen Niederungen, besonders zwischen den Wäldern stößt man noch auf weitgedehnte Weiher. Hoch über den Virngrund empor ragt „Hohen-Berg," eine isolirte mit einer Pfarrkirche gekrönte Spitze, wo die Aussicht tief nach Franken und bis an die Vorgebürge der Alb reicht, weßwegen die Alten mit Recht diesen Punkt zur

Warte des Virngrunds wählten. Die Stadt Ellwangen fällt übrigens sehr gut in das Auge. Auf zweyen sanft über ihr emporsteigenden Hügeln liegen, auf dem einen das ansehnliche fürstliche Schloß, und auf dem andern die prächtige Wallfahrtskirche „auf dem schönen Berge.“ Auch die Stadt hat mehrere ausgezeichnete Kirchen, öffentliche und Privatgebäude; die Straßen sind hell und geräumig; das Ansehen des Ganzen heiter. Indessen findet man hier keine bedeutendere Reliquie aus der frühern Vorzeit, auch die sämmtlichen Gebäude kündigen den neuern Geschmack an. Dieß ist eine Folge der wiederholten Feuersbrünste, die im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert die Stadt verheert haben.

Nichts destoweniger umfaßt die Geschichte von Ellwangen bereits den Raum eines vollen Jahrtausends. Denn schon in der Mitte des achten Jahrhunderts kam Harlolf, aus Langres in Champagne abstammend, ein frommer und begüterter Mann, und wohl vertraut bey dem Könige Pipin, der damals das Frankenreich inne hatte, in diese Gegend, und gründete in ihr eine kleine klösterliche Anstalt, deren ganzer Besitzthum anfänglich nur in drey Häusern und eben

ſo vielen Gütern beſtand. Aber das löbliche Werk kam ſchnell zum Gedeihen; es ſammelten ſich um die Klauſe des Stifters mehrere Männer nach ſeinem Sinne, die zur Regel des heiligen Benedikts ſich verbanden; Hariolf wurde der erſte Abt; als er ſtarb dehnte ſich das Eigenthum ſeines Stiftes ſchon über 300 Güter aus. Der Pabſt Benedikt VII. befreyte daſſelbe im Jahre 974 von der Gerichtsbarkeit des Biſchofs zu Augsburg, und der Kaiſer Heinrich II. ertheilte ihm im Jahre 1024 fürſtliche Würde. Im Jahre 1460 aber entſagten die Chorbrüder der Regel ihres Ordensſtifters und dem gemeinſamen Leben, und das bisherige Kloſter ward in ein weltliches Stift, und der gefürſtete Abt in einen gefürſteten Probſt verwandelt.

Es giebt wenige kleinere und größere Staaten in Teutſchland, deren frühere Geſchichte ſo dunkel und ſo vernachläßigt wäre, als die von Ellwangen; und doch müßte die genauere Unterſuchung und Bearbeitung derſelben zu intereſſanten hiſtoriſchen Aufſchlüſſen führen. Der ehemalige ellwangiſche Hofrath v. Sartori — durch mehrere hiſtoriſche und ſtaatsrechtliche Schriften zu ſeiner Zeit wohl berühmt — hat ſich mit einer umſtändlichen Geſchichte dieſes Fürſtenthums

beſchäftigt, und einen ſchönen Vorrath von Materialien dazu geſammelt; an deren Verarbeitung er aber vermuthlich durch die nachherige Veränderung ſeiner äußern Verhältniſſe verhindert worden iſt.

Die alte Geſchichte von Ellwangen müßte die Periode umfaſſen, welche von der Entſtehung des Benediktinerkloſters (754) bis zur Verwandlung derſelben in eine Probſtey (1460) oder von Hariolf bis auf Johann von Hirnheim reicht. Was die frühere Zeit berührt, gründet ſich auf bloße Vermuthungen und Sagen, und es fließt durchaus keine Quelle als die vorhandenen Römerdenkmale, deren ſich übrigens in der Stadt, die vorwärts von der großen Landwehr lag, keines je gefunden hat. Als Hariolf an der Jart erſchien, mag freylich die Gegend noch ſehr wild geweſen ſeyn; doch war der Birngrund ſchon zum Theil gelichtet. Wenigſtens verſichern die alten Zeugniſſe, die von ihm ſprechen, daß vor ſeiner Anſiedlung ſchon die Orte Schrezheim und Röhlingen vorhanden geweſen.

Von dieſer Epoche an bis auf Johann von Hirnheim fließen freylich die Quellen wieder ſparſam und trübe. Das Chronicon Ell-

wangense, das Freher und Struve in ihren Sammlungen aufbewahrt haben, ist sehr dürftig und gewährt eine geringe Ausbeute, obwohl die meisten spätern Schriftsteller daraus geschöpft haben. Die Annalisten aus der Mönchsklasse waren sich alle darin gleich, daß sie den Mangel an Stoff durch Excursionen in die allgemeine Geschichte zu ersetzen suchten, und in den speciellsten Chroniken mußte Noahs Taube flattern, und das Pferd von Troja wiehern. Dieß ist auch in der ellwangischen der Fall; man findet darin viele Anzeigen von Regierungsantritten, Krönungen, Reisen und Todesfällen der Kaiser, Päbste und Bischöfe; aber manchmal wird 30 bis 40 Jahre lang dieser Stadt und des Klosters nicht gedacht. Ueberdieß umfaßt sie auch, mit gänzlicher Uebergehung der ältern Geschichte, nur die Zeit von 1095 bis 1477. — Von handschriftlichen Annalen der ellwangischen Geschichte zeigt sich nirgends eine Spur. Man findet diese auch selten in fürstlichen Gebieten, häufiger aber in Reichsstädten, wo die öffentlichen Angelegenheiten das Publikum mehr interessirten, und wo jeder in den Begebenheiten der Vorzeit seine Väter handeln sah. Auch mögen die Archive wenige Vorräthe für die gedachte Periode enthalten, da die alten Urkunden in den

wiederholten Feuersbrünsten, welche die Stadt verheeret haben, meistens zu Grunde gegangen sind. Dieß alles dürfte aber einen fleißigen Forscher von der Untersuchung der ältern Geschichte von Ellwangen nicht abhalten. Die Periode, welche diese Geschichte umfaßt, gewährt beynahe überall nur ein Dämmern des historischen Tages, wenn sie nämlich nur für einzelne teutsche Gebiete oder Städte bearbeitet werden soll, und meistens müssen wir uns in diesem Falle in dem, was historischen Ausführungen gerade ihr größtes Interesse giebt, in der Geschichte der Kultur, der Sitten und der Gesetzgebung mit blossen Fragmenten begnügen. Die zerstreuten Data, die man in den Werken der öttingischen, anspachischen, wirtembergischen, hohenlohischen und limburgischen Geschichtsbearbeiter findet, die Ueberbleibsel in den ellwangischen Archiven, die Urkunden in den Archiven der benachbarten Städte, Stifter und Klöster, und so manches Denkmal auf Stein, Holz und Metall müßten zusammengenommen doch eine reichliche Ausbeute geben, den Vaterlandsfreund anziehend belehren und unterhalten, den Geschäftsmann nützlich orientiren, und den gelehrten Geschichtskenner manche neue Aussicht in das Dunkel der Vorzeit öffnen.

Durch den Deputationsreceß iſt Ellwangen dem Hauſe Wirtemberg zugeſchieden worden; aber Jahrhunderte hindurch war dieſes Haus dem Stifte befreundet geweſen, ſo daß jene Verfügung in gewiſſem Sinne für eine Erneuerung alter Verhältniſſe gelten konnte. Nachdem in den Jahren 1365 und 1381 die Grafen von Oettingen die Advokatie über Ellwangen aufgekündigt hatten, nahm der Abt Albrecht und ſein Konvent im Jahre 1392 den Grafen Eberharden den Aeltern von Wirtemberg, und ſeinen Enkel, Eberharden den Jüngern, zum Schirmherrn an, „daß ſie ihre getreuen Schirmer ſeyen, ſie zum Rechten verſprechen, und „bey ihren Freyheiten bleiben laſſen.“ Derſelbe Vertrag wurde nachher öfters wieder erneuert, Abt und Konvent verſprachen, in den Briefen, der Herrſchaft von Wirtemberg folgſam und gewärtig zu ſeyn, und bewilligten ihr in allen ihren Burgen das Oeffnungsrecht, ſo wie dieſe Herrſchaft alle übrigen Befugniſſe ausübte, welche mit der Vogtey, nach den Begriffen jener Zeit, verbunden waren. Noch im J. 1502 ſchloß der Probſt Albrecht und ſein Kapitel eine neue Einung mit Wirtemberg, vermöge deren ſich das Stift in Herzog Ulrichs Schutz und Schirm begab, „zur Verhütung künftiger Gebrechen und

„Schäden, und damit der Gottesdienst in sol„chem Stift gemehrt, und desto stattlicher ver„bracht werden möge.“ Wodey von Seiten des Probsts und Kapitels versprochen wurde, keinen andern Schirmherrn anzunehmen, so lange Herzog Ulrich lebe, und sie und die ihrigen getreulich schütze, und die Schlösser des Stifts ihm und den Seinen zu öffnen, so oft er es verlange; welche Zusage von dem Probst und Kapitel, so wie von dem Schultheis, den Richtern und den Bürgern zu Ellwangen feyerlich beschworen wurde. Die nachher in Teutschland eintretenden staatsrechtlichen Veränderungen, und dann besonders die Reformation haben dieses Verhältniß gestört, und allmählich in gänzliche Vergessenheit gebracht. Doch erwies sich noch der Herzog Christoph auf eine kräftige Weise als Schutzherr des Stifts. Der Probst Heinrich hatte nämlich den Teutschordensmeister Wolfgang Schützbar, genannt Milchling, zu seinem Nachfolger bestimmt. Dechant und Kapitel wollten sich ihr Wahlrecht nicht auf diese Weise beschränken lassen, und als Heinrich im Jahr 1552 starb, trafen sie Anstalt, den erledigten Stuhl wieder zu besetzen. Wolfgang machte seine Ansprüche mit gewaffneter Hand geltend. Er überfiel Ellwangen von zwey Sei-

ten (4ten Dez. 1552.) eroberte die Stadt, das Schloß und das Land, und zwang den Domkapitularen und den Bürgern die Huldigung ab. Die erstern, nicht gehalten durch einen abgenöthigten Eid, erhuben ihre Klage zu Rom, und wegen des verletzten Landfriedens bey dem Kammergericht zu Speyer. Da vollzog der Herzog Christoph den Spruch des letztern an dem Friedensstörer, indem er seine Besatzung aus Ellwangen verjagte, mehrere Güter des teutschen Ordens hinwegnahm, und ihn zwang 30.000 Goldgulden zu bezahlen. Das Kapitel übte die wieder erlangte Wahlfreyheit aus, indem es den Kardinal und Bischof von Augsburg, Otto, Truchseß von Waldburg, zum Probste ernannte.

Der nächste Weg von Ellwangen nach Hall führt, indem man die waldigten Hügel über dem linken Ufer der Jart emporsteigt, durch die ehemalige einen Bestandtheil des Ritterkantons Kocher ausmachende Herrschaft Adelmannsfelden. Ihr Umfang, der wohl mehr als eine Quadratmeile betragen mochte, ist größtentheils von Wald bedeckt; ihr Boden sandigt, indem das Futter nur sparsam, feinere Brodfrüchte aber gar nicht gedeihen; in den Ver-

tiefungen finden ſich Weiher und Sümpfe; die Menſchen wohnen, wie die Germanen des Tacitus, nicht in großen Dörfern, ſondern zerſtreut und einſam, in Höfen und Weilern. Was dem Gute an Fruchtbarkeit abgeht, das erſetzt dem Beſitzer ſeine Ausdehnung; der unbegüterte Mann aber nährt ſich von mannigfaltiger Handarbeit, zu der ihm zum Theil die Produkte des Waldes den Stoff darbieten. Die zunehmende Bevölkerung verengt immer mehr die Gränzen der Waldungen, und ſo ſteigen auch hier wie überall die Preiſe des Holzes in auffallender Gradation.

Die Burg Adelmannsfelden, auf deren Gewölben in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ſich ein in modernem Geſchmacke erbautes Schloß erhoben hat, iſt der Stammſitz der noch blühenden Familie der Adelmänner, die unter die älteſten Geſchlechter Teutſchlands gehört. Wenn auch nicht befriedigend nachgewieſen werden kann, daß der Adelmann, der im Jahre 882 Biſchof in Augsburg war, dieſer Stammreihe angehöre, ſo möchten ſich doch weniger Zweifel gegen den erheben, der im Anfange des eilften Jahrhunderts auf dem biſchöflichen Stuhle von Brescia ſaß, und von dem

ein Schreiben über die Lehre vom Abendmahle auf uns gekommen iſt, das er an den berühmten Berengar von Tours erließ, welchen er ſeinen geliebten und frommen Genoſſen und Bruder nennt. Im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts war Johann Adelmann Teutſchmeiſter, und Johann Chriſtoph ward am 18ten April 1674 zum Fürſten und Probſte von Ellwangen erwählt. Zur Zeit der Kirchenreformation glänzten Bernhard und Konrad Adelmann, von denen jener Domher zu Augsburg, dieſer zu Ellwangen war, durch große Gelehrſamkeit, und es beſtanden zwiſchen ihnen und Reuchlin, Billibald Pirkheimer, Erasmus von Rotterdam und andern ausgezeichneten Köpfen jener Zeit die vertrauteſten Verbindungen. Bald wehte auch die Fahne des Evangeliums auf den Gütern der Familie. Aber Wilhelm Chriſtoph Adelmann kehrte mit den Seinen zur alten Kirche zurück, und am Bartholomäustage 1636 wurde wieder der erſte katholiſche Gottesdienſt auf ſeinen Gütern gehalten. Die Kirche bewies ſich nicht undankbar gegen ihn. Der oben genannte Fürſt Adelmann war ſein Sohn. Joſeph Anſelm erwarb im Jahre 1790 ſeinem Hauſe die reichsgräfliche Würde.

Die Adelmänner waren bis um die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts im Besitze der Herrschaft Adelmannsfelden, die sie von den Grafen von Oettingen zu Lehn trugen. Zu dieser Zeit fiel aber, die Veranlassung nennt die Geschichte nicht, das Gut an den Lehnhof zurück, und dieser veräußerte es im Jahr 1361 als ledig und unverkümmert, an das Gotteshaus Ellwangen, während die Adelmänner sich auf der freundlichen Höhe jenseits des Kochers ansiedelten, wo sie die alten Besitzungen der Ritter von Rippenburg und Schechingen erwarben, und ihr Geschlecht fortpflanzten bis auf unsere Tage. Nicht lange behauptete der Abt von Ellwangen den Besitz von Adelmannsfelden. Denn schon im Jahr 1380 verkaufte er diese Herrschaft an Frau Ytta, Schenken Konrads von Limburg nachgelassene Wittwe. Hundert Jahre hatten sie ihre Nachkömmlinge besessen, als sie dieselbe (1482.) an ihrer Amtmann Götzen von Bachenstein, gegen Erlegung von 2000 Gulden, auf Wiederlosung, überließen. Die Schenken scheinen aber diesen Vorbehalt bald geltend gemacht zu haben; denn schon im Jahr 1493 verkauften sie die Burg Adelmannsfelden und ihre Zugehörungen um die Summe von 3500 Gulden aber-

mals unter der Bedingung des Wiedererkaufs, an Georgen von Bohenstein. Diese Bedingung verursachte nachher viele Irrungen, welche endlich vertragsweise dahin beygelegt wurden, daß die Herren von Bohenstein das Gut als ein limburgisches Mannlehn besitzen sollten. Im Jahr 1737 endigte Johann Ludwig von Bohenstein, ein hoffnungsvoller Jüngling, der letzte seines Geschlechts, sein Leben durch einen unglücklichen Zufall. Seine Schwestern setzten sich in den Besitz der Herrschaft, indem sie behaupteten, der lehnbare Charakter derselben habe dadurch aufgehört, daß der limburgische Mannsstamm vor dem lehenherrischen erloschen sey; welche Behauptung aber von den limburgischen Erbtöchtern widersprochen wurde. Von diesem Augenblick an ward Adelmannsfelden ein Zankapfel unter heftig erbitterten Partheyen, und das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch bekämpfte man sich gegenseitig mit einem so großen Aufwand von Kräften, daß ohne Uebertreibung öfters behauptet worden ist, die Prozeßkosten seyen zu einer den Werth der Herrschaft bey weitem übersteigenden Summe angewachsen. Auch wurde nicht nur von den limburgischen Erbtöchtern gegen die bohensteinischen gestritten; es gab unter den letztern

über die verſchiedenen Berechtigungsgründe zum Beſitze des Erbes wieder beſondere Irrungen, die einſt ſo heftig entbrannten, daß man nach alter Ritterweiſe zu den Waffen griff, und ſeinen Anſprüchen mehrere Todte und Verwundete opferte. In dieſem langen Zeitraume des Zwiſtes — in dem, wie es ſich von ſelbſt verſteht, für die ökonomiſche und moraliſche Melioration der Herrſchaft und der auf ihr wohnenden armen Leute, wenig oder nichts geſchah, — hatte der Beobachter häufig Gelegenheit, die Gebrechen unſerer alten Reichsjuſtiz, namentlich ihren langſamen Gang, ihre Koſtbarkeit und ihren Mangel an Kraft in Vollziehung ihrer Sprüche, zu bemerken. Unterdeſſen kam die Sache durch ſie doch zu Ende. Sie erkannte, nahe am Schluſſe des Jahrhunderts, das ſo lange beſtrittene Eigenthum den limburgiſchen Erben zu, die ſich auch in den Beſitz deſſelben ſetzten, nur daß Wirtemberg, als limburgiſcher Mitherr, dieſelben Rechte in ſeinem Theile anſprach, und behauptete.

Von Adelmannsfelden nach Hall führt der Weg eine beträchtliche Strecke durch die Waldgegend, welche oben beſchrieben worden iſt. Erſt in dem einſamen, ſtillen Thale, das die Fiſchach durchfließt, wird das Land milder

und frever. Von hier übersteigt man eine waldigte Höhe, und hat man deren Saum erreicht, so breitet sich ein weites herrliches Gelände vor dem Wanderer aus. Man sieht das Kocherthal einige Stunden lang in mannigfaltigen Richtungen sich hinziehen. Ueber ihm dehnen sich zu beyden Seiten große Flächen hin, zum Theil von hohen Bergen begränzt. Allenthalben kündigt sich eine üppige, segensreiche Natur an. Eine Menge Dörfer erfüllen das freundliche Landschaftsgemählde. Tief im Grunde liegt in ansehnlicher Größe, gleich als wäre sie mühsam in das Thal eingeengt, die Stadt Hall, mit der die Gebäude des alten Ritterstifts Komburg ein Ganzes auszumachen scheinen. Auf der Bergspitze, auf der man diese anziehende Aussicht beherrscht, liegt eine Wallfahrtskirche, der Einkorn genannt, wo 14 Nothhelfer dem frommen Glauben Heil und Rettung verheißen. Das Heiligthum hat aber in den neuesten Zeiten wenig Zulauf mehr; gleich als ob die Menschen die überirdische Hülfe in demselben Verhältnisse entbehren zu können meynten, indem die Last der öffentlichen und besondern Noth sich vermehrt.

Komburg — wie man sieht, eine Zusammenziehung von Kochemburg — könnt mit

seinen Mauern, Thürmen und übrigen Gebäuden den Rücken eines in das Kocherthal hervorspringenden Hügels. In ernster Gestalt überragt das Ganze die große und schöne Stiftskirche; sie ist von den zum Theil ansehnlichen Wohnungen der ehemaligen Domherren umgeben. An dem Fuße des Hügels zieht sich ein Dorf hin, das die Vorstadt von Hall beynahe unmittelbar berührt.

Die Gründung des hiesigen geistlichen Wesens fällt in die zweyte Hälfte des eilften Jahrhunderts. Dieser Hügel und seine Umgebungen gehörten damals den Grafen von Rothenburg. Burkhard, einer dieses Stammes, beschloß die väterliche Burg in ein Gotteshaus umzuschaffen; im Jahre 1088 ward das Werk vollendet und eingeweiht; Henimo bezog als erster Abt, begleitet von einigen Benediktinern, die heiligen Hallen; der Stifter selbst nahm den Mönchshabit; und seine Brüder Rüger und Heinrich wurden die Schirmvögte des Stifts, und bereicherten es durch viele Schenkungen von ihrem eigenen Gute. Vierhundert Jahre lebten die Bewohner des Klosters, welche meistens von edler Abkunft waren, nach der Regel des heiligen Bene-

dikt. Aber eine im Jahr 1488 erfolgende päbſtliche Bulle verwandelte das Inſtitut in ein weltliches Ritterſtift. Seyfried von Holz, der letzte der Aebte, erlangte als der erſte die Würde eines Probſtes. Aber auch die Stiftung des frommen Burkhards entgieng in unſern Tagen dem Schickſale der Secularisation nicht. Sie wurde ſammt allem zu ihr gehörigem Gute dem Hauſe Wirtemberg zugetheilt.

Als Komburg noch beſtand, bot die dortige Bibliothek, in ihren Handſchriften und Incunabeln, der Aufmerkſamkeit des Kenners der Literatur und des Alterthums einen intereſſanten Gegenſtand dar; nur daß dieſe Schätze dem Publikum beynahe ganz unbekannt waren, bis endlich der gelehrte und verdienſtvolle Forſcher, Rektor Gräter in Hall, ſie erkundete, *) die Blicke der Kenner darauf richtete, und damit die Veranlaſſung ward, daß ſie mit den übrigen herrlichen literariſchen Vorräthen in der groſſen königlichen Bibliothek zu Stuttgard vereinigt wurden. Wer, wie es jeder Teutſche ſeyn ſoll, für die Geſchichte des Vaterlandes begeiſtert iſt, den mußten unter dieſen Schätzen beſonders ei-

*) S. F. D. Gräters Odina und Teutona. 1. Bd. S. 214. ff.

nige Denkmale von dem trefflichen Hiſtoriker Johann von Abensberg — den man nicht mit Unrecht den Johannes Müller des fünfzehnten Jahrhunderts genannt hat — freundlich anſprechen. Es fand ſich nämlich hier eine Handſchrift von deſſen „Bairiſchen Annalen," aus welcher der pfälziſche Rath Nikolaus Eisner den erſten unverfälſchten Abdruck dieſes Werkes verfertigen ließ, die alſo allen übrigen Abdrücken zu Grunde liegt, und überdieß höchſt wahrſcheinlich ein Autographum iſt. Ferner ſah man einen Diomedes de arte grammatica, auf deſſen erſtem weißen Blatte, Oswald von Eckh, ein Schüler Johannes von Abensberg, ein Haar aus dem Barte dieſes ſeines Lehrers eingeklebt, und dazu geſchrieben hatte: Hic est pilus ex barba Joannis Adventini, praeceptoris mei, piae memoriae. Solche Reliquien ſind doch gewiß mehr werth, als ſehr viele kirchliche. In der That kann man den trefflichen Johann den Vater der verbeſſerten teutſchen Geſchichte nennen. Mag er in ſeine Jahrbücher manches einmengen, was nicht zur Hiſtorie ſeines Volkes gehört, und mag es ihm in Hinſicht auf die frühere Zeit oft an ſtrenger Kritik, und auf die ſpätere manchmal an reiner Unbefangenheit fehlen; dieſe Flecken werden von

den ausgezeichnetesten Vorzügen übergläuzt. Mit unermüdbarem Eifer hatte der patriotiſche Mann alle Denkmale der Vorzeit in allen Gegenden des Landes unterſucht, und mit unſäglichem Fleiße geſammelt, was in den Archiven ſich vorfand, wobey ihm eine wunderſame Fülle mannigfaltiger Gelehrſamkeit zu ſtatten kam. Erhaben über die Vorurtheile ſeiner Zeit ordnete und verarbeitete er ſeine Materialien; freymüthig trotzte er jedem Intereſſe, und kühn nahm er es auf mit dem Haſſe der Prieſter; die anziehendſten und gehaltvollſten Bemerkungen belebten ſeinen erzählenden Vortrag; ſein Styl gleicht oft dem der vollendeteſten Alten. So ſtand er einzeln in ſeinem Jahrhundert, alle die, die vor ihm ihre Hand an das Heiligthum der Vaterlandsgeſchichte gelegt hatten, tief verdunkelnd, ſo wie die, welche nach ihm kamen, durch das Beyſpiel, das er ihnen gegeben, und durch den Reichthum, den er ihnen dargeboten, zum heiligſten Danke verpflichtend.

Außer dieſer Bibliothek — die auch in neuern Zeiten nicht weiter vermehrt worden — fand ſich in Komburg keine literariſche Merkwürdigkeit, dergleichen man in Ritterſtiften überhaupt vergeblich ſuchte, weßwegen durch ihre Aufhebung

das Gemüth wohlgesinnter Beobachter bey weitem nicht auf dieselbe Weise ergriffen worden ist, wie durch die Aufhebung der Klöster, besonders der Abteyen. Die Bewohner der letztern konnten sich noch immer vielseitig verdient machen, und haben sich auch bis auf die letzte Zeit ihres Daseyns vielseitig verdient gemacht, durch wissenschaftlichen Fleiß, durch Jugendunterricht, durch Förderung der Künste, durch Errichtung nützlicher Anstalten, durch Thätigkeit im Pastoralfache und durch Unterstützung der Armuth. Die Ritterstifter oder die sogenannten Domkapitel haben aber von dieser Art durchaus nichts geleistet. Im Gegentheil betrachteten sie das Kirchengut, das sie verzehrten, als eine Leibrente, mit der, das mechanische Besuchen des Chors abgerechnet, durchaus keine Verpflichtung verbunden war. Man kann deßhalb sagen, daß derjenige Theil des geistlichen Vermögens, dessen Ertrag die Domherren bezogen, schon Jahrhunderte vor dem Frieden von Lüneville secularisirt war, weil er durchaus nicht zu geistlichen Zwecken verwendet wurde, und an Menschen gelangte, in denen sich nichts weniger als die geistliche Gesinnung fand. Mußte auch nicht nothwendig ein müßiges Leben, dem noch dazu jede Art von Ueberfluß gewährt ward, zu einem hohen Grade von mo-

raliſchem Verderben führen? Tauſend gehäſſige Beyſpiele beantworten die Frage. Deßhalb geſchah es, daß verſtändige und edle Menſchen über den Untergang der Domkapitel frohlockten, während ihr Herz tief bewegt war, indem ſie die Mönche demſelben Schickſale unterliegen ſahen.

Bey aller Achtung für die beſſern und edlern Individuen, die ſich zu allen Zeiten im Schooße des hieſigen Kapitels befanden, verſichern die Anwohner des Kochers, daß man, in Beziehung auf die gedachte ärgerliche Abirrung von dem urſprünglichen Berufe, auch von Komburg ein Liedlein ſingen könnte, und daß ſich die Gebeine Burkhards von Rothenburg oft hätten umkehren müſſen, wenn dem frommen Stifter in der Unterwelt kund geworden wäre, wie ſein der Gottſeligkeit geweihtes Gut bald ſchnöder Eitelkeit, bald roher Wolluſt gedient habe. Doch darin hatte der unwürdige Theil ſeiner Söhne allenthalben viele ſeines Gleichen. Aber in einem haben ſie ſich vielleicht unterſchieden, und das ſoll ihnen auch die Geſchichte nicht vergeſſen, daß ſie nämlich, bis auf den Augenblick, da ihr jüngſter Tag über ſie kam, die proteſtantiſchen Pfarreyen, über die ihnen das Patronatrecht zukam, bey Erledigungsfällen immer an den Meiſt-

bietenden verkauften, daß ſie dieſen Handel ſo öffentlich trieben, als wäre er eine erlaubte Sache, und daß ſich auch nicht einer fand, der Bedenken getragen hätte, an dem Ertrage deſſelben Antheil zu nehmen. Welch Unheil aus dieſem ſchändlichen Trödel entſtand, bedarf keiner Nachweiſung; ſo wie auch diejenigen keiner Charakteriſtik bedürfen, die ſich aktiv oder paſſiv deſſelben ſchuldig gemacht haben.

Auf der Höhe rechts von Komburg, an deren ſteilen gegen den Kocher ſich herabſinkenden Abhang die erſten Weinberge eine mildere Natur verkünden, zeigen ſich die Ueberreſte des alten Dynaſtenſitzes Limburg. Zwar ſind die Mauern tief abgetragen, und es gewährt deßhalb die Ruine in der Ferne keinen impoſanten Anblick. Aber wenn man die Höhe hinanſteigt, ſo zeigt ſich ein weitläufiger Umfang voll Ruinen der ehemaligen Burg; ſtarke Gemäuer, unterirdiſche Gewölbe, Gräben in Felſen gehauen, Spuren wohlverwahrter Eingänge deuten eine für ihre Zeit mächtige Feſte an; eine reizende Ausſicht ins Thal macht die Stätte auch denen lieb, die Sinn für ſchöne natürliche Form haben. Hier war die Wiege und Jahrhunderte hindurch der Sitz der Herren von Limburg.

des Reichs Schenken, unter denen die Jahrbücher des Mittelalters Walteren als den ersten aufführen, der in der zweyten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts lebte, und in vielen tapfern Kämpfen, die er bald für die Rechte seines Hauses, bald für die wankende Macht von Hohenstaufen erstand, sich ruhmvoll hervorthat. Bis zu dem Jahre 1713 dauerte die Reihe seiner Enkel fort, da sie mit dem Schenken Vollrath endete. Das Land fiel nun, nachdem die Lehnhöfe manches Stück desselben abgerissen hatten, den weiblichen Erben zu, und in mannigfaltiger Zerstücklung, die nicht zum Gedeihen des gemeinen Wohls gereichte, bestand es bis auf unsere Tage, durch deren Erschütterungen in ihm die Einheit des Regiments wieder hergestellt wurde. Die Geschichte der Schenken von Limburg, die lange in dichtes Dunkel eingehüllt war, hat vor 24 Jahren schon der würdige Pastor Prescher, nach langer mit Kenntniß und Liebe betriebener Vorarbeit, mit tüchtiger Feder beschrieben, *) und sein Werk verdient um so mehr einer besondern Auszeichnung, da es unter die ersten gelungenen Darstellungen der speciellen teut-

*) H. Preschers Geschichte und Beschreibung der Reichsgrafschaft Limburg. 2 Bände. 8. Stuttgard. 789. 790.

ſchen Hiſtorie gehört, und eine Menge neuer Aufklärungen nicht nur über ſein eigentliches Thema, ſondern auch über die Schickſale der geſammten Kochergegend in der alten Zeit ertheilt, ſo daß daraus recht klar erſehen wird, wie verdienſtlich der Fleiß ſey, der auf die Bearbeitung beſonderer hiſtoriſcher Stoffe verwendet wird.

Die Burg Limburg befand ſich ſchon ſeit der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts in dem Beſitze der Stadt Hall. Die Umſtände, welche ihre Veräußerung veranlaßten, enthalten intereſſante Züge zu einem Gemählde der alten Sitte. An dem Fuße der Feſte liegt nämlich der Flecken Unter-Limburg, der ſich dicht an die Stadt anſchließt, und eine Zugehörde der Burg ausmachte. In ihm ſaßen in anſehnlichen, zum Theil wehlverwahrten Häuſern, die edeln Dienſtleute der Schenken, die Schwabenburge, die Unmuſe, die Honhardte, die Recken, die Niederbache, die Münzmeiſter, die Spieſe, die Senfte, den Hof der Lehnherren umgebend, und zu ihrer Vertheidigung mit dem Schwerte bereit. Nun geſchah es im Jahre 1431, daß Schenk Friedrich, wie er pflegte, in den Flecken heruntergieng, um in ſeinem Zollhauſe Breſtenfels mit ſeinen Vaſallen und mehrern

hälliſchen Edelbürgern von altem Geſchlechte zu zechen. Der Wein erhitzte die Köpfe. Das Geſpräch lenkte ſich auf die Streitigkeiten über die beyderſeitige Jagdberechtigung, welche ſchon ſeit langer Zeit Hall und Limburg entzweyten. Es fielen anzügliche Worte. Die Haller verließen die Geſellſchaft. Der Schenk mit den Seinen folgten ihnen nach. Am Thore worden ſie eingeholt und mit Schlägen mißhandelt. Die Stadt gerieth in Entrüſtung. Man verſah ſich nach einer ſolchen That alles Böſen zum Schenken. Darum beſchloß der Rath, daß das nach Unter-Limburg hinausführende Thor zugemauert werden ſollten. Dieſe Maaßregel war für das Intereſſe des Schenken ſehr nachtheilig. Der an dem Fuße ſeiner Burg liegende Flecken wurde dadurch iſolirt und ſeiner wichtigſten Verbindung beraubt; eine Hauptſtraße durch das ſchenkiſche Gebiet war geſperrt; die in Breſtenfels bisher bezogene Zolleinkünfte giengen größtentheils verloren. Der Schenk wandte ſich beſchwerend an den Kaiſer Sigmund, aber er fand kein Gehör. „Die von Hall, entſchied der Kaiſer, „wären ſolches Thor wieder aufzuthun nicht „ſchuldig. Seine Söhne und Unterthanen zu „Hall möchten ihre Thore alle zumauern, und „mit Leitern über ihre Mauern aus- und einſtei-

„gen; das dürfte ihnen Niemand wehren.“ Zwar öffneten die Haller nun ein anderes Thor auf der Oſtſeite ihrer Stadt. Aber durch daſſelbe blieb Wandel und Verkehr, wie zuvor, von Unter-Limburg abgeſchnitten, und die Bemühungen des Schenken auf dieſer Seite ein neues Zollhaus zu errichten, waren vergeblich.

Seit dieſer Zeit hat, wie die Chronik ſagt, das Hadern zwiſchen Hall und Limburg für und für gewährt. Es gab unter beyden Ständen der Berührungen zu viele, als daß ſich nicht täglich Veranlaſſungen zu Spähn und Irrungen hätten finden ſollen. Bald ſtritt man ſich über das Jagdrecht auf beyderſeitigem Gebiete, bald über die Gränzen der Herrſchaft, bald über die hohe Obrigkeit. Vertrug man ſich auch über einen Gegenſtand, ſo erregte ſogleich ein anderer die alte Erbitterung wieder. Einſt wurde ſogar ein limburgiſcher Jäger, der um das ſchenkiſche Recht zu behaupten, den Hallern ein Haſenheg zerſtöhrt hatte, in der Stadt getödtet. Beyde Parthien erlaubten ſich gewaltſame Mittel, um ihre Anſprüche geltend zu machen. Mehr als einmal waffnete man ſich als zum offenen Kriege. Dabey blieb das Thor wie immer verſchloſſen, und alle Unbequemlichkeiten, die daraus entſtan-

den, dauerten, ſich immer vergrößernd, ein volles Jahrhundert hindurch fort.

Des langen Streites müde, konnte ſich endlich Schenk Erasmus den Entſchluß abgewinnen, den alten Sitz ſeiner Väter zu verlaſſen. Es waren noch andere Umſtände, die das Vorhaben beförderten. Die Burg war baufällig, und bey ihrer Weitläufigkeit die Wiederherſtellung koſtbar. Ueberdieß lag ſie fern und abgeſchnitten von den Beſitzungen des Hauſes; man konnte in einem eiligen Falle der Noth kaum anderthalb hundert wehrhafte Unterthanen aufbringen. Zudem ſah man ſich durch die die Stätte umkreiſende Nachbarſchaft, in allem was man unternahm, beſchränkt und oft gedemüthigt. Die Stammesgenoſſen gaben ihre Einwilligung zur Veräußerung. Da bot der Schenk die Burg und den Flecken dem Herzoge Ulrich von Wirtemberg zum Kaufe an. Empfindlicher konnte er ſich nicht an ſeinen Erbfeinden zu Hall rächen, als wenn er ihnen dieſen mächtigen und trotzigen Fürſten auf den Hals ſetzte. Aber es mißriethen Ulrichen ſeine Diener dieſe Erwerbung, indem ſie ihn erinnerten, wie verderblich ihm einſt bey Reutlingen die reichsſtädtiſche Nachbarſchaft geworden ſey. Da gab der Kurfürſt

Ludwig von der Pfalz den Rath, man ſollte in dieſem Geſchäfte nicht auf die Stimme eingewurzelten Haſſes, ſondern auf den größern Vortheil achten, und die Burg der Stadt Hall überlaſſen, von der zu erwarten ſtehe, daß ſie dieſelbe am beſten bezahlen werde. Man trat in Unterhandlungen, und ſo ward am Mittwoche nach Petri Stuhlfeyer im Jahre 1541 ein Vertrag unterzeichnet, vermöge deſſen der Schenk Erasmus, unter Mitfreyung ſeiner Stammesvettern, das ganze Haus und Schloß Limburg, den Flecken Unter-Limburg, ſammt einigen andern Stöcken der Stadt Hall, um die Summe von 45,700 Gulden, rheiniſcher gemeiner Landeswährung, käuflich überließ. Der Verkäufer räumte den väterlichen Sitz, und erbaute ſich ein neues Schloß zu Ober-Sontheim, in dem er ſeine Wohnung nahm. Das vermauerte Thor that ſich wieder auf. Die Haller begannen die alte Burg, die nun eine ſtarke Citadelle für ihre Stadt abgab, auszubeſſern. Aber bald ward bemerkt, daß die Koſten einer vollſtändigen Erneuerung die Kräfte der Stadt überſtieg, ohne daß damit ein einen ſolchen Aufwand belohnender Zweck erreicht würde. Deßhalb ward die Feſte verlaſſen, und ſo verfiel ſie allmählig in Trümmern.

Die Schenken von Limburg haben ſeit alten Zeiten ihre Beſitzungen immer den Kocher aufwärts ausgebreitet, und dadurch allmählig ein Gebiet gegründet, das, unter dem Namen einer Grafſchaft zu dem fränkiſchen Kreiſe concurrirend, zur Zeit der Auflöſung der teutſchen Reichsverfaſſung einen Raum von 8 Quadratmeilen, mit einer Bevölkerung von 18000 Seelen umfaßte. Der Kocher, der dieß Ländchen der Länge nach durchſtrömt, und die von Abend herfließende Roth, geben ſeiner Oberfläche die ihr eigenthümliche Geſtalt. Denn aus den Thälern dieſer beyden Flüſſe breiten ſich längſt der in ſie fallenden Bäche eine Menge Arme aus, die unzählige größere und geringere Vertiefungen bilden, und von dieſen ſteigt ein buntes Gemiſch von Anhöhen und Hügeln empor, auf denen ſelten eine weitverbreitete Ebene ſich darbietet. Dadurch erhält das Land eine bergigte, durchſchnittene, ungleiche Oberfläche, in der unaufhörlich enge Thäler, wilde Schluchten, ſanfte Erhöhungen, ſteile Abhänge und ſtolz empor ſteigende Berge mit einander abwechſeln. Der größte Theil des Bodens, auf den Hügeln und in den Vertiefungen, iſt mit Holz bewachſen; weßwegen die ganze Grafſchaft, von einigen ihrer höchſten Punkte angeſehen, als ein nur von wenigen

Menſchenwohnungen unterbrochener Wald erſcheint. Von dieſer Ungleichheit des Bodens ſind die Verbindungen unter den Ortſchaften, zumal für Fuhrwerke, ſehr ſchwierig, die Wege führen unaufhörlich bergan und bergab, und nirgends ſind ſie kunſtmäßig gebaut. Je mehr ſich das Rocherthal der Landesgränze nähert, je mehr breitet es ſich aus, und es öffnen ſich ſanfte und milde Naturanſichten, voll Reiz und Ueberfluß.

Das Hauptprodukt von Limburg, und zugleich ſein wichtigſter Ausfuhrartikel iſt das Holz. Zwar ſind die Waldungen nicht mehr ſo weit verbreitet, und ihr Stand im Durchſchnitt nicht mehr ſo reich als ehemals; aber noch immer fließt in ihnen für den Einwohner die ergiebigſte Quelle ſeiner Nahrung. Am Fuße der Stammburg der Schenken läßt die Natur den hallischen Salzbronnen ſich ergießen, und den Rocher aufwärts veranſtaltete ſie eine unermeßliche Holzpflanzung, auf daß die Gewäſſer des erſtern zum Gebrauche bereitet werden können. Der größte Theil des limburgiſchen Walderzeugniſſes geht deßhalb, als Floßholz in den Rocher eingeworfen, zur Saline; ein anderer Theil wird verkohlt, und auf die Eiſenwerke im ellwan-

gischen und im Brenzthale abgeführt, und aus dem Reste werden Weingärtenpfähle, Bretter und eine Menge hölzerner Geräthe für Stadt- und Landhaushaltungen gefertigt und über die Gränze gebracht. Bey diesem Reichthum der Produktion und bey dieser Thätigkeit in ihrer Verarbeitung bringt der limburgische Landmann einen großen Theil seines Lebens in seinen Waldungen zu, und in ihnen findet der Eigenthümer und der Taglöhner seinen Haupterwerb.

Nach diesem bietet ihm, wie es in den meisten bergigten Gegenden der Fall ist, die Viehzucht den reichlichsten Gewinn dar. In den Vertiefungen des Landes und an den Flüssen und Bächen, die dieselben durchschlängeln, breiten sich schöne fette Wiesen, und auf seinen Höhen gesunde Weiden aus. Die letztern hat man in mehrern Bezirken bereits angefangen zu vertheilen und urbar zu machen, und immer thätiger betreibt die fleißige Hand des Landmanns den Anbau des Klees und anderer Futterkräuter. Dadurch wird es möglich, eine große Anzahl Hornvieh von schöner, derber Art zu ziehen und zu nähren, und jährlich einen ansehnlichen Ueberschuß desselben außer Landes abzusetzen. Der Reichthum an Fütterung und an weidbaren Plä-

den begünstigt auch die Schafzucht in einem vorzüglichen Grade; für die Pferde dagegen ist das unebene Gelände nicht zuträglich; auch werden die Schweine meistens aus Baiern eingeführet. Der Fruchtbau ist in den meisten Gegenden mittelmäßig; doch scheint im Durchschnitte das Bedürfniß der Bewohner befriedigt zu werden, zumal da das schätzbarste Surrogat des Getraides, die Kartoffel, in großer Menge und von vorzüglicher Güte, gerath. Die Berge des Landes mögen nützliche Mineralien enthalten; doch wird in denselben bloß an zweyen Orten auf Alaun und Vitriol gebaut.

Die Natur erscheint hier selten in ihrem Feyerkleide; aber bey der Mannigfaltigkeit der Gestaltungen, die sie bildet, eröffnet sie dem Beobachter die interessantesten Ansichten. Unaufhörlich verändern sich die Scenen, und bey der Menge sporadischer Höfe und Ansiedlungen wird, neben dem Bilden des Bodens und der Vegetation, immer das wirksame Daseyn des Menschen sichtbar. Kühne Felsen, dichte Waldungen, tiefe Schluchten, senkrechte Abstürze, düstere Thäler, freundliche Wiesengründe, rieselnde Bäche, traurliche Hütten, friedliche Dörfer, stolze Ruinen —

bilden oft die überraschendsten Gruppen für den Landschaftszeichner. Und diesem rauhen, bloß seine Urschönheit behauptenden, von Fremden nur selten besuchten Boden entspricht denn auch der Charakter seiner Bewohner. In diesen Wäldern haust noch mancher Redliche von altem Schrot und Korn, fern von dem Verderben, den Bedürfnissen und den Bürden der neuern Welt, und was Cäsar von den Belgiern seiner Zeit sagt, kann man, in einem guten Sinne, von der Mehrheit der limburgischen Landleute wiederholen: a cultu atque humanitate provinciae longissime absunt.

Geſchichte des Bauernkriegs in den obern Gegenden des Kochers und der Rems. *)

Umſonſt bemühen ſich einige Hiſtoriker, denen ein in der That nur eingebildetes Intereſſe ihrer Parthey die wahre Geſtalt und Natur der Erſcheinungen verſchleyert, die von Luthern und ſeinen Freunden unternommene Kirchenrefor-

*) Die Hauptquelle iſt Herolds handſchriftliche Chronik von Hall. Der Verfaſſer war mithandelnder Augenzeuge. Aus ihr haben Crusius, Steinhofer und Sattler geſchöpft. Am umſtändlichſten ſind die aufrühreriſchen Bewegungen in dieſer Gegend dargeſtellt in D. Treſchers Geſchichte und Beſchreibung von Limburg ꝛc. 1. Bd. S. 213 — 273.

mation von allem Antheil an der neben ihr auf-
flammenden Empörung der teutſchen Bauern frey
zu ſprechen. Wäre Friede in der Kirche geblie-
ben, es hätte ſicher keine ſo allgemeine und ſo
heftige Bewegung den Staat ergriffen. Zwar war
der Druck der teutſchen Landleute zu jener Zeit groß
genug, um die Gemüther zu entrüſten, zumal
da die Knechtſchaft und die Armuth, unter der
ſie ſeufzten, ihnen ſo oft noch durch den Hohn
ihrer Quäler, und durch den Anblick des Ueber-
muths, in dem dieſe, auf Burgen und in Klö-
ſtern, von dem Schweiße der armen Leute
ſchwelgten, verbittert wurden. Auch hatte ſich
früher ſchon da und dort eine Gemeinde oder
ein größeres Gebiet gegen die willkührliche Ge-
walt aufgelehnt, oder mit Trotz verſucht, die un-
erträgliche Bürde abzuwerfen. Aber ſollte dieſer
Sinn einen anſteckenden Charakter gewinnend,
ſich allgemein verbreiten, und mit Beharrlichkeit
und tapferm Muthe gegen das Uebel wirken,
das er auszurotten entſchloſſen war, ſo mußte
eine begeiſternde Idee, in der die Intereſſen al-
ler ſich vereinigten, und die den Aufſtand als ein
Werk moraliſcher Nothwendigkeit darſtellte, die
Gemüther ergreifen, — und dieſe Idee gab die
Reformation durch die Predigt von der chriſtli-
chen Freyheit. Zwar räumen wir gerne ein, daß

die Reformatoren mit dieſer Predigt etwas ganz anderes meynten, als die rebelliſchen Bauern; aber nachdem das Wort einmal erfunden war, ſtand es nicht mehr in der Gewalt ſeiner Erfinder über den Sinn zu herrſchen, der an daſſelbe geknüpft wurde, und leicht ſchlich ſich bey dem unzufriedenen und bedrückten Landmann der Nebenbegriff von bürgerlicher Freyheit und Wiederherſtellung verlorner Rechte ein, da die Reformatoren ſelbſt oft ſo derb und kühn gegen die weltlichen Tyrannen geſprochen, und das Geheimniß verrathen hatten, daß vor Gottes Augen der Ritter nicht mehr gelte als der Knecht, und der Pfaffe nicht mehr als der Laie. Und wenn es dieſen erlaubt war, dem Pabſte und den Biſchöfen den Gehorſam aufzukündigen, weil ſie den urſprünglichen Geiſt Chriſti verläugnet hatten, ſo konnte es doch vor Gott kein Verbrechen ſeyn, ſich gegen ungerechte Obrigkeiten zu empören. Es fehlte auch nicht an Lehrern und Predigern, die in den Schulen der Reformatoren gebildet, den Bauern, einſtimmig mit ihrer rohen Anſicht, den Sinn der Schrift öffneten, und durch Wort und That bezeugten: es ſey nun Zeit, ein „recht chriſtlich Regiment" anzurichten. Gott wolle den Hochmuth der Tyrannen nicht länger dulden, das Niedrige müſſe erhöht und das Hohe ge-

ſtürzt werden, man müſſe getroſt und freudig ausziehen, in den Streit des Herrn. In dieſem Geiſte predigten nicht nur Karlſtadt und Münzer, ſondern eine Menge anderer Geiſtlichen, die die Lehre des Evangeliums fleiſchlich nahmen. Sie waren, wie Villers ſie treffend nennt, die Jakobiner der Reformation.

Auch in den Umgebungen der alten Stadt Hall, die vom Kocher durchſchnitten, in einem engen Thale, am Fuße des Stammſitzes der Schenken von Limburg liegt, ſtanden, als kaum die erſten Strahlen des an den Ufern der Elbe aufgegangenen Lichtes in ſie gefallen waren, Schwärmer von dieſem gefährlichen Charakter auf. Zwar der nüchterne und ſanfte Johann Brenz, der dort mit glücklichem Erfolge anfieng, den kirchlichen Lehrbegriff und die Gebräuche, nach Luthers und Melanchtons Beyſpiel, zu berichtigen, trug gewiß nichts vor, was die bürgerliche Unterordnung hätte ſtören können, und ſein Gemüth war zu ſehr von dem Geiſte des Evangeliums durchdrungen, als daß er die Zwecke ſeines Strebens in der Zeitlichkeit hätte ſehen können. Aber er vermochte nicht, dem Mißverſtande oder der Mißdeutung ſeiner Lehre vorzubeugen oder zu verhindern, daß nicht

unreine Hände berührten, was aus seinem reinen Herzen hervorgegangen war. Schon im Jahre 1524, da die ersten aufrührerischen Bewegungen in Oberschwaben erfolgten, Thomas Münzer Südteutschland durchstrich und die Gemüther bearbeitete, und Andreas Karlstadt sein Wesen in dem benachbarten Rothenburg ob der Tauber trieb, trat in der Gegend von Hall Johannes Walz, der von dem Rath der Stadt als Lehrer der jungen Mönche in dem Barfüßerkloster angestellt gewesen war, mit der Predigt von der christlichen Freyheit auf. Er zog auf den Kirchweihen umher, sammelte das Volk um sich, und bewies seinen gaffenden Zuhörern aus der heiligen Schrift, daß sie den kleinen Zehenden und einige andern für die Kirche bestimmten Abgaben zu entrichten nicht schuldig seyen. Natürlich leuchtete seine Lehre den Bauern ein, denen gewöhnlich das Nützliche das untrügbare Kennzeichen des Wahren ist; auch einige Geistliche in dem Haller Gebiete, namentlich die Pfarrer von Olach und Zimmern waren mit Walzen gleiches Sinnes, und verkündigten wie er dem Volke, was in Hinsicht auf seine Beschwerden vor Gott recht sey. Zwar zeigten sich noch keine Bewegungen, um die Predigt dieser Männer geltend

zu machen; aber ein ſolcher Same mußte Früchte bringen, ſobald äußere Ermunterungen und Beyſpiele ſeine Entwicklung beförderten.

Dieſer Fall trat frühe genug ein. Sogleich mit dem Anfange des folgenden Jahres entbrannte in den meiſten Gegenden Teutſchlands der Aufruhr in großer Heftigkeit, und bald breitete er ſich auch gegen die Ufer des Rochers aus. Es war das ganze Algäu, das Land um Ulm her, und die Thäler der Iller und der Mindel unter den Waffen. Der Aberglaube ſah in dem Zeichen des Himmels Gedeihen und Sieg für die Sache der armen Leute, und der Betrug ließ Propheten erſcheinen, die den Untergang aller geiſtlichen und weltlichen Macht ankündigten. In Rothenburg wurde die ganze Verfaſſung umgeſtürzt, und Bürger und Bauern vereinigten ſich für ein revolutionäres Regiment. In Franken war alles auf, um Burgen und Klöſter zu brechen oder zu brandſchatzen. Die Odenwälder brachen bey Heilbronn in das Wirtembergiſche ein, und verſtärkten ſich durch den Zulauf der dortigen Landesbewohner. Die zwölf Artikel, in welchen der Pfarrer Schappler in Memmingen die Forderungen der Bauern ausgeſprochen hatte, waren in

aller Händen. Auf beyden Seiten des Kochers erhuben nun auch die Mißvergnügten ihre Stimme lauter. Man veranstaltete Versammlungen, und man überlegte, ob man zu dem löblichen Werke nicht auch mithelfen sollte. Da schickte der Rath von Hall am Samstage nach Mitfasten Abgeordnete in die Flecken und Dörfer des Gebiets, und ließ die Bauernschaften ermahnen: sie sollten sich nicht zum Aufruhr bewegen lassen, sondern still sitzen; — sie sollten bedenken, wie ein ehrsamer Rath in der Theurung voriger Jahre sie mit aller Nothdurft versehen, und auch in Kriegsläufen immer treulich bey ihnen gehalten habe; — was andere Obrigkeiten ihren Bauern nachlassen, soll auch ihnen nachgelassen werden, und was die Empörer mit den Waffen gewinnen, soll ihnen im Frieden zu Theil werden; — sie möchten ihr Gelübde, ihren Eid, ihre Treue und ihre Ehre betrachten, und als fromme Unterthanen bey ihrer Obrigkeit bleiben. — Aber Worte waren nicht mehr zureichend, die erregten Gemüther zu beruhigen. In einigen Orten wurden die sanftmüthigen Vorstellungen der Abgeordneten höhnend und auffordernd erwiedert. Zu Reinsberg erhuben sich zwey alte Bauern, die Stecher genannt, in der versammelten Gemeinde, und sagten den Herrn vom Rathe

ins Angeſicht: „Wir ſind lange genug unter der Bank gelegen, wir wollen auch einmal auf die Bank.“

Wenige Tage ſpäter kam das klimmende Feuer plötzlich zu ſeinem Ausbruche. Nicht weit von dem Punkte, wo der Kocher durch die Haller Landwehr in das Gebiet der damaligen Grafen von Hohenlohe eintritt, liegt das Dorf Braunſpach. Hier kamen in der Mühle ſieben Männer aus dem Dorfe und der Nachbarſchaft, am Sonntage Judica zuſammen, beſchloſſen endlich das Zeichen zum Aufruhr zu geben, verbanden ſich eidlich mit einander, und nachdem der Bund beym Becher verſiegelt ward, liefen ſie in das Dorf, forderten die Bauern auf, mit ihnen zum langen vorbereiteten Werke zu ſchreiten, und ſchnell bildete ſich ein anſehnlicher Haufe, an deſſen Spitze ſich Hädlin von Enslingen, ſeines Gewerbes ein Hamenſtricker, ſtellte, den die übrigen ſechs Verſchwornen von der Mühle als ſeine Rathgeber unterſtützten. Nachdem man ſich bewaffnet hatte, ſo gut man konnte, brach alles auf um die Empörung zu verbreiten, und ſich mit den Mannſchaften anderer Dörfer zu verſtärken, und ſo gieng der Zug in der Nacht noch nach Orlach, End-

lingen, Reinsperg und Groß-Altdorf, und überall erhielt der Haufen beträchtlichen Zuwachs. Es war die Weise der Aufrührer, so bald sie in ein Dorf kamen, daß sie erst die Kirche besetzten, um das Sturmläuten zu verhindern, und sich dann der geistlichen und weltlichen Vorsteher versicherten, um keinen Widerstand zu finden, indem sie die übrigen Einwohner aufwiegelten. Besonders war es ihnen darum zu thun, die Pfarrer in ihre Sache zu ziehen, und sie erlaubten sich gegen diese, so wie gegen jedermann, Drohungen und Gewalt. So konnte namentlich der Pfarrer Herold in Reinsperg *) ihrer Zudringlichkeit nicht widerstehen, und mußte ihnen geloben, den Haufen zu begleiten. Dem Pfarrer von Altdorf aber gelang es, ihnen zu entspringen; wogegen sein Haus geplündert, und sein Wagen mit drey Pferden mitgenommen wurde. Das Städtchen Ilzhofen öffnete ohne Gegenwehr die Thore; selbst der Schulze des Orts, mit vielen Einwohnern, nahm die Parthie der Bauern. Von da wandte sich der Haufen auf die weckrieder Heide, schlug daselbst ein Lager, und schickte Boten in alle umliegenden Orte, mit der Er-

*) Der Verfasser der oben angeführten haller Chronik.

klärung, man ſollte ſich mit ihnen vereinigen, die aber, welche nicht mit ihnen ziehen würden, hätten zu erwarten, daß ihnen alles genommen, und ihre Häuſer werden verbrannt werden. Dieß geſchah am 3ten April.

Unterdeſſen war das Geſchrey von dieſem Aufſtande nach Hall gekommen. Der Rath vernahm erſt das Gutachten des äußern Raths und dann auch das der Geiſtlichkeit über dieſen bedenklichen Handel, wobey Johann Brenz ſeine Erklärung dahin gab: „daß man den Bauern nicht aus dem Wege treten dürfe; je mehr man ihnen einräume, je mehr werden ſie verlangen; man ſoll ſich wehren, ſo ſtark man wäre.“ Hierauf wurden ſämmtliche Zünfte vorgeladen, und unter der Erinnerung an den Eid, den ſie gemeiner Stadt und dem Kaiſer gethan, um ihre Geſinnung befragt, und als man einen guten Geiſt unter ihnen bemerkte, beſchloß der Rath, ſich zu rüſten und die Bauern den folgenden Tag anzugreifen. Doch ſchickte man erſt zween Söldner an ſie auf die weckrieder Heide ab, um ſie im Namen ihrer Obrigkeit zu erforſchen, in welcher Abſicht ſie umzögen, und ihnen zugleich zu erklären, es ſey eines ehrſamen Raths Begehr, ſie ſollten ſtille ſitzen. Die Abgeordneten

beſprachen ſich mit dem Hafen Stephan von Aſpach, den ſie auf einem dem Pfarrer von Altdorf geraubten Pferde fanden, und der nun eines der Häupter des Haufens vorſtellte. Dieſer trug aber ihre Werbung dem Heere nicht vor, ſondern erwiederte aus eigener Machtvollkommenheit: „wenn der ganze Haufen beyſammen wäre, ſo würden die von Hall ſchon inne werden, was ſie umzögen. Auch ſeyen ſie da, das heilige Evangelium aufzurichten.“

Als die Boten in die Nachbarſchaft abgeſchickt waren, brach nach einem Aufenthalte von einigen Stunden das Lager auf der weckrieder Heide auf, und der Zug lenkte ſich wieder gegen die Stadt. Das Schloß Eltershofen wurde durch Ueberfall gewonnen, und ſein zu deſſen Vertheidigung herbeyeilender Beſitzer, Rudolph von Eltershofen, gefangen, und genöthigt mitzuziehen. Bey Münkheim, wo der Opferſtock in der Kirche geplündert wurde, gieng der Haufen über den Kocher, und zog dann über Brachbach und den Landthurm nach Gallenkirchen, wo man das Haus des abweſenden Pfarrers ausleerte. Ueberall verſah man ſich mit den vorräthigen Waffen, und nahm die Hakenbüchſen mit, deren man damals ein

Paar auf jedem Kirchthurm zu haben pflegte. Das Heer fand allenthalben einen ſtarken Zulauf; es war ſchon über 4000 Mann ſtark. Seine Anführer hatten beſchloſſen, auch noch das Volk im Roſengarten an ſich zu ziehen, ihre Macht auf dem rechten Ufer des Kochers zu verſammeln, das Stift Komburg und das Schloß Limburg einzunehmen, und dann, wenn die Haller ſich nicht freywillig an ſie anſchlößen, ihre Stadt zu belagern.

Der Rath in Hall, der von der Richtung, welche der Zug des bäueriſchen Heers nehmen ſollte, genaue Kundſchaft hatte, bereitete ſich, daſſelbe den folgenden Morgen anzugreifen, nachdem zugleich mit dem Grafen Albrecht und Georg von Hohenlohe in dieſer gemeinſamen Noth verabredet worden war, daß ſie zur nämlichen Zeit mit ihren Reutern den Bauern in den Rücken fallen ſollten. In der Nacht (vom 3ten auf den 4ten April) zogen 4 — 500 Mann, Bürger und Söldner, welche der Stättmeiſter Michael Schletz befehligte, mit fünf Falkonetlein aus, und nahmen eine vortheilhafte Stellung bey Gottwollshauſen, vor einer tiefen Schlucht, um da die Anrückenden zu empfangen. Die große Ueberzahl der Rebellen, und die Menge von Feuergewehren, womit ſie ver-

ſehen waren, zeigte in dem Unternehmen der Haller nicht geringe Gefahren; aber daſſelbe mußte einmal gewagt werden, und auf alle Fälle war der Sieg unſicherer, je mehr die Feinde ſich verſtärkten. Frühe in der Dämmerung, eben als die Glocke auf der Michaeliskirche zum Ave Maria ermahnte, erſchien der Vortrab der Bauern vor der Schlucht von Gottwollshauſen. Sobald dem Stättmeiſter dieß gemeldet war, befahl er, daß eins von den Falkonetlein abgebrannt würde, um bey dem Blitze des Pulvers die Stellung und Zahl der Ankommenden zu bemerken. Mit Schrecken vernahmen dieſe den Donner des Geſchützes; denn es war ihnen unerwartet hier einen Feind zu finden. Die Haller bemerken die Bewegung unter dem bäuerlichen Heere. Sogleich werden die übrigen Büchſen auch abgebrannt. Nun ergreift Beſtürzung und Entſetzen den ganzen Haufen. Mehrere Reihen der Bauern ſtürzen vor Schrecken nieder. Viele Stimmen rieſen man ſey verrathen; andere ermahnten vergeblich zur Ordnung. Jedermann ergriff die Flucht. Vor allen ſuchten die Anführer ſich zu retten. Der ganze Haufen zerſtäubte in wenigen Augenblicken, *) obgleich

*) „Ein größer Lauſen habe ich mein Lebtag nie geſehen.“ Herold.

auch nicht einer der Bauern getödtet war; denn man hatte alles Geſchoß abſichtlich zu hoch gerichtet. Die Pfaffen, die man gezwungen hatte, dem Heere nachzufolgen, waren im Rücken deſſelben geſtanden; um ſo leichter gelang es ihnen ſich zu retten. Nur einige wenige Greiſe wurden von den Hallern ereilt und gefangen in die Stadt gebracht. Aber nicht nur dieſen geſtattete man wieder in ihr Heimweſen umzukehren; auch den übrigen verkündigte man allgemeine Verzeihung, und nahm die wiederholte Angelobung von ihnen an.

So leicht, und auf eine für die Aufrührer ſo demüthigende Weiſe hatte hier der zuverſichtliche Entſchluß, für die gute Sache Gewalt zu gebrauchen, geſiegt! Es war ein Glück für die Haller, daß ſie die Hülfe der Hohenloher nicht bedurften, indem die Grafen nicht mehr vermögend waren, ihr gegebenes Wort zu erfüllen. Denn an demſelben Tage, an welchen der Hafen Stephan mit den Seinen gegen den Kocher und auf den Landthurm heran zog, war der Aufſtand, in ihrem eigenen Gebiete, zu Kirchenfall ausgebrochen, von wo die Empörer nach Oehringen und Neuenſtein zogen, beyde Städte einnahmen, und die Grafen

nöthigten, ihnen auf den Knien liegend zu geloben: „ihre Brüder zu bleiben, und nichts wider sie zu thun.“ Es war dieser von Kirchensall ausgehende Haufen, der nachher Lichtenstern und Schönthal plünderte, und dann zum Theil mit den fränkischen Rotten vereinigt, Würzburg ängstigte und beraubte.

Die Milde, mit der der Rath zu Hall sich gegen seine rebellischen Unterthanen benommen, und die Schmach, womit der Angriff bey Gottwollshausen sie bedeckt hatte, brachten die Wahnsinnigen nicht zu Verstande. Sie sahen, wie rings um sie her der Aufruhr ihrer Brüder gelang und sich verbreitete, und wie diese in den eroberten Burgen und Klöstern die Hülle und Fülle fanden. Auch konnte dem Spotte, der wegen der letzten feigen Flucht sie traf, nicht besser begegnet werden, als daß man in einer neuen Unternehmung Entschlossenheit und Tapferkeit bewies. Ueberdieß behauptete der fanatische Aberglaube, es erhelle ja gerade aus dem Vorfalle bey Gottwollshausen, daß der Himmel sie und ihre Sache schütze, indem bey so vielen abgebrannten Büchsen auch nicht einer von ihnen getroffen worden. Die vorigen Reihen-

führer liefen umher, und ermunterten ihre Anhänger, bey ihrer Gesinnung feste zu bleiben, und aus der Nachbarschaft kamen Boten, mit der Aufforderung, daß die im Kocherthale wieder zum Werk schreiten sollten. Es bereitete sich alles zu einer abermaligen Empörung. Die Bauern erschienen öffentlich mit ihren Felozeichen — ein weißes Kreuz — auf den Hüten in Hall, suchten die Bürger zu verführen, drohten ihren Widersachern mit Feuer und Schwert, und verabredeten in zahlreichen Versammlungen ihre Maaßregeln. Alles gerieth in neuen Schrecken. In Hall wurden jede Nacht hundert Geharnischte auf das Rathhaus gelegt, um zu jeder Stunde einen plötzlichen Anfalle wiederstehen zu können. Das Stift Komburg flüchtete alle seine Kostbarkeiten in die Stadt. Unthätig mußten die Schenken von Limburg der Anordnung des Aufstands zusehen, da sie keine Macht im Besitze hatten, die sie der ihrer nun auch von dem allgemeinen Schwindel ergriffenen Unterthanen hätten entgegen setzen können. Die Haller aber mußten sich auf die Vertheidigung ihrer Mauer beschränken; die Bewegung war zu weit verbreitet, als daß die Stadt mit ihren Hülfsmitteln es hätte wagen dürfen, die Explosion derselben auf sich zu leiten.

Am Ostermontage brach der Aufruhr unter den Bauern der Grafschaft Limburg aus. Sie versammelten sich zu Baildorf, der Residenz einer gräflichen Linie, und verabredeten, unter den Augen ihrer Herrschaft, die Unternehmungen, die sie auszuführen entschlossen waren. Wolfgang Kirschenbeißer, Pfarrer zu Frickenhofen, einem dem Kloster Lorch zugehörigen Dorfe, das auf der höchsten Spitze des an dem linken Ufer des Kochers sich hinziehenden Bergrückens liegt, ward von ihnen zum Kanzler, ein gewisser Judenhut von Westheim aber zum Fähnrich gewählt. Der erstere erließ sogleich Briefe in die umliegende Gegend, worin die Landleute aufgefordert wurden, ihrem Banner nachzufolgen, unter der Bedrohung, daß Plünderung und Brand die Säumenden treffen sollte. Diese Einladung machte aber in den nördlichen Gegenden des haller Gebietes wenig Eindruck, weil die dortigen Streitlustigen sich meistens an die Haufen angeschlossen hatten, die in Franken eingedrungen waren, wo reichere Beute zu erwarten stand; dagegen erhob sich alles in der Grafschaft Limburg, im Rosengarten, an der Kirchach und an der obern Bühler, um sich mit den gallischen Aufrührern zu vereinigen. Es war bemerklich, daß die

letztern planmäßiger verfuhren, und bestimmtere Zweck vor Augen hatten, als die Häupter des vor Hottwollshausen zersprengten Haufens. Auch nahmen sie im Anfange eine freundschaftliche Miene gegen die Obrigkeit in Hall an, indem sie dieselbe in treuherzigem Tone ersuchten, ihnen fünf Tonnen Pulver und fünf Rothschlangen zu senden, und sie es bald wissen zu lassen, wann man ihnen beytreten wollte. Dieß Ansinnen wurde aber abgelehnt.

Nachdem man sich in gehörige Bereitschaft gesetzt hatte, brach das Heer auf, und nahm seinen Weg den Waldgegenden zu, die zwischen dem Kocher und der Rems sich ausbreiten. Von beyden Seiten trieb die Hoffnung der Beute eine Menge Landleute herbey. Mit Vergnügen sah man zu Hall und zu Komburg das Gewitter, das erst seinen Zug den Kocher abwärts zu nehmen schien, in der entgegengesetzten Richtung sich bewegen; aber desto größer waren die Besorgnisse auf der Ostgränze von Wirtemberg, gegen die nun der Sturm mit drohender Gewalt heranbrauste. Hier liegt auf einer Höhe über der Rems das Benediktiner Kloster Lorch, eine alte Stiftung der Herzoge von Schwaben aus dem Hause Hohenstaufen,

und die ſtille Begräbnißſtätte vieler Glieder dieſes ehrwürdigen teutſchen Stammes, — und dahin waren die Blicke der wilden Horde aus dem Kocherthale gerichtet. Der Reichthum dieſes Gotteshauſes — der Kirſchenbeißern, als einem lorchiſchen Kuraten am beſten bekannt ſeyn mußte — reizte ihre Habſucht, und keine Gegenwehr erſchwerte die Eroberung. Da überfiel der „chriſtliche Haufen“ die einſamen Mauern und die hülfloſen Diener Gottes, die in denſelben wohnten, ſchwelgte im Ueberfluſſe der klöſterlichen Vorräthe, nahm hinweg, was an Wein, Getraide, Geld und Kirchenſchätzen vorhanden war, ängſtete und mißhandelte die Prieſter, und — um das Maaß voll zu machen — ward am 26ten April das Kloſter angezündet und bis auf den Boden abgebrannt, der alte kaiſerliche Pallaſt, ein ehrwürdiges Ueberbleibſel aus dem Heldenzeitalter der Schwaben, zerſtört, und der Abt Sebaſtian ermordet. So wild und grauſam begann die gaildorfer Horde! Der Geiſt, der in denen, die den Verſchwornen von Braunſpach nachgefolgt waren, nur in ſeinen erſten Regungen erſchien, zeigte ſich hier in ſeiner vollen zerſtörenden Wirkſamkeit.

Nachdem das Verbrechen begangen war, bezog der Haufen unter den Trümmern des zer-

ſtörten Gottes-hauſes ein Lager, und ſeine Anführer ſannen neuen Bubenſtücken nach. Südlich von Lorch erhebt ſich in majeſtätiſcher Größe — aber ihr verlaſſen und trauernd — die Bergſpitze, welche einſt die Mauern und Thürme der Burg Hohenſtaufen, die Wiege des edelſten Geſchlechts, daß je den teutſchen Thron inne gehabt, krönten. Beute war hier, wie es ſcheint; aber ſolch' ein feſtes Schloß zu brechen machte dem bäuriſchen Heere großen Raum. Es erbub ſich zu dieſem Unternehmen eine Parthie deſſelben, aus dem Lager bey Lorch. Unter dem Schutze der Nacht ward die Burg berennt. Der Befehlshaber derſelben, Georg Staufer von Hohenſtaufen war gerade abweſend. Die Beſatzung beſtand nur aus 32 Mann. Der Verweſer der Burghut, Michael Reuß von Reuſenſtein hatte nicht den edeln Muth der Helden ſeiner Zeit. Dazu fehlte es an Geſchoſſen und Vertheidigungsmitteln. Der plötzliche Ueberfall füllte die Gemüther mit Beſtürzung. Die leichte Gegenwehr vermochte nicht das Ungeſtüm der Bauern zu hemmen. Reuß, ihrer Grauſamkeiten gegen die Edeln ſich erinnernd, verließ, im Dunkeln hinſchleichend, heimlich die Burg und floh auf das Schloß Bilbeck. Darauf warfen die Knechte, indem ſie um ihr

Leben baten, die Schlüssel den Stürmenden hinaus. Der wilde Haufe drang in die Mauern des Heiligthums ein; was sich von Vorräthen fand ward geplündert; einige der Burgwächter wurden über die Zinnen den steilen Berg hinunter gestürzt; und bald schlug die Flamme des festen Schloßes und seiner Nebengebäude gen Himmel. Eine niedrige Mauer zeigt noch dem die Stimme aus dem Alterthum vernehmenden Sohne des Vaterlands die Stätte, wo einst der Stammsitz der schwäbischen Friedriche gestanden.

Nach diesen Thaten schickten die Hauptleute der in dem Lager bey Lorch versammelten Bauern zween aus ihrem Mittel, mit „glaubwürdiger Kredenz ihres Kanzler, Herrn Wolfgang Kirschenbeißers," an den Rath nach Hall, und liesen demselben vortragen: „die von Hall sollten ihnen ihre Stadt aufgeben, sich mit ihnen verbinden, in das gemeine Bauernbündniß treten, und geloben und schwören, daß sie ihnen gnädig seyn wollten. Wenn andere Haufen kommen, die werden es nicht ungeahndet lassen, daß sie bey Gottwollshausen also unter die Bauern, ihre Brüder und Bundsgenossen geschossen haben. Man sehe ja, das Gott mit ihnen sey, weil von so vielen Schüssen keiner von ihnen beschädigt

worden, auch weil ſie Hohenſtaufen ſo leicht erſtiegen, und die Oehringer Dumeneck, Gundelsheim, Schauerberg und Weinſperg ſo glücklich gewonnen, und alſo obſiegt haben.“ Dieſe Werbung ſetzte die Haller in Verlegenheit, da ſie noch nicht ſtark genug gerüſtet waren, um ohne Gefahr den Zorn der Rotte zu reizen; und ob ihnen wohl der ſchwäbiſche Bund täglich Hülfe und Beyſtand verhieß, ſo waren doch deſſen Schaaren in Oberſchwaben noch zu ſehr beſchäftigt, als daß man die ſchleunige Herbeykunft derſelben hätte erwarten können. Man beſchloß deßhalb die Unterhandlung zu verlängern, und die Bauern durch unbeſtimmte Erklärungen bis zu günſtigerer Zeit hinzuhalten. Zu dieſem Ende ſchickte man vier Abgeordnete, zween aus dem innern und zween aus dem äußern Rathe, an ſie ab, welche mit ſo viel Uebermuth empfangen wurden, daß man ſie nöthigte, außer dem Lager von ihren Pferden abzuſteigen, und zu Fuß vor den Hauptleuten zu erſcheinen. Die Unterhandlung führte übrigens zu keinem Reſultate. In Hall aber beeiferte man ſich, den Wehrſtand ſo viel möglich zu verſtärken, und nahm etliche hundert fremde Knechte in den Sold der Stadt.

Unterdeſſen hatte ſich ein Haufen wirtember-

gischer Empörer, angeführt von dem Hauptmanne Matern Feuerbacher, in diese Gegenden gezogen. Diese wollten mit den Bauern aus dem Kocherthale nichts zu schaffen haben, und widersetzten sich ihrem weitern Eindringen in das Land, indem sie, wie sie sagten, „ihre Klöster und Kästen selbst segen könnten.“ Dadurch sahen sich die Anführer im Lorcher Lager veranlaßt, nachdem, wie es scheint von derselben Rotte, welche Hohenstaufen verbrannt hatte, auch noch die alte Burg Teck zerstört worden war, eine rückgängige Bewegung anzuordnen. Man schlug den Weg über die Waldgegenden auf der rechten Seite der Rems ein, um die Scenen von Lorch an dem Kloster Murrhard zu wiederholen. Auf diesem Marsche fiel den Empörern der Hauptmann von Hall, Jakob Müller, in die Hände, der bisher bey dem Heere des schwäbischen Bundes gedient hatte, nun aber zurückberufen worden war, um die Wehranstalten der Stadt zu leiten. Drohend schwankte die Waage seines Schicksals. In der Versammlung, in welcher über ihn erkannt werden sollte, fielen eine Menge Stimmen dahin, man müsse ihn durch die Spieße jagen; andere bestanden darauf, daß er gelöpft werden sollte; die Mehrheit aber behauptete, er sey als Rath-

geber bey dem Heere zu behalten. Glücklicher Weise siegte die Menschlichkeit, und Müller gelobte, daß er den Bauern immer mit seinem besten Rathe dienen wollte.

Er erschien als der Schutzengel des Klosters Murrhard, das in seinem einsamen waldigten Thale schon seit dem Zeitalter der Karolinger die Wohnung frommer Diener Gottes, aus dem Orden des heiligen Benedikt, gewesen war. Raubgierig fiel die Horde über dasselbe her, plünderte was an Kostbarkeiten und Vorräthen in ihm gefunden ward, verbrannte seine Archive, wobey auch noch die Urkunden ins Feuer geworfen worden, die man von Lorch mit herüber gebracht hatte, und um auch hier zu enden wie dort, machte man Anstalt die Gebäude des Gotteshauses einzuäschern. Da trat Müller, mit seinem besten Rathe, in die Mitte der Rasenden, und bewies ihnen, wie das Feuer zwar die Wohnungen ihrer Feinde, der Pfaffen, zerstöre, aber es vernichte zugleich die Mittel, die ihnen selbst in Zukunft dienlich seyn könnten; man müsse den Baum nicht fällen, der goldene Aepfel trage. So ward Murrhard gerettet, und so leistete Müller dem dortigen Abte, der sein Freund war, einen trefflichen Dienst.

Die Bauern waren nun am Ziele ihrer Er-

oberungen. Tiefer in das Herzogthum Wirtemberg einzudringen, gestatteten ihnen ihre dortigen Brüder nicht. Die Haller hatten sich immer mehr gerüstet, und eine wohlverwahrte Stadt nahm man nicht so leicht, als wehrlose Klöster oder schlecht vertheidigte Burgen. Ueberdieß mochten einige darauf sinnen, wie sie ihre Beute in Sicherheit brächten, während die andern ihres Heimwesens und ihrer Haushaltungen gedachten. Der Haufen gieng auseinander; aber man hatte sich das Wort gegeben, auf die erste Mahnung der Anführer wieder zusammenzustoßen. So ward auch Müller seines lästigen Amtes ledig. Doch waren viele unter ihnen, denen das freye, wilde Leben zu wohl gefiel, als daß sie dasselbe hätten aufgeben mögen. Sie bildeten einen neuen Haufen, erwählten sich neue Hauptleute und Räthe, und schlugen den Weg über den mainhärdter Wald gegen Oehringen ein, um sich an die dortigen Bauern anzuschließen. Als sie aber vernahmen, daß aus dieser Gegend alles nach Würzburg gezogen sey, wandten sie wieder um, und giengen gleichfalls auseinander.

Um von der Bewegung dieses Hauses Kundschaft einzuziehen, hatten die von Hall einige Söldner ausgeschickt. Einem derselben, Hans

Seuter genannt, kamen die Bauern von Oberroth, einem limburgiſchen Marktflecken an der hohenlohiſchen Gränze, auf den Hals. Um ſich durch den Wald zu retten, verließ er ſein Pferd, deſſen ſeine Verfolger ſich bemächtigten. Umſonſt forderte er es zurück, und auf ſeine Bitte ließ der Rath durch Trommelſchlag bekannt machen, daß, wer Luſt habe auf Beute zu laufen, ſich mit einer Wehr auf dem Markte einfinden ſollte. Da verſammelten ſich die von der Stadt beſoldeten Knechte mit etlichen Bürgern, und mit fliegender Fahne zog die Schaar hinaus. Das Dorf wurde geplündert und um 200 Halben gebrandſchatzt, auch zu Bibersfeld das Haus und die Scheuer eines bäuerlichen Hauptmannes, deſſelben der dem Söldner das Pferd abgedrungen, niedergeriſſen. Wer dieſem Zuge beygewohnt hatte, erhielt von der Beute ein Pfund Heller; ſehr beträchtlich aber war der Antheil der Befehlshaber.

Am Samſtage vor der Kreuzwoche ſah endlich die Stadt erfüllt, was ihr von dem ſchwäbiſchen Bunde verheißen war. Es kam, geführt von dem Hauptmanne von Weſterſtetten, ein Fähnlein Fußknechte, 600 an der Zahl, mit 30 Reutern und einigem Geſchütze, ihr zu Hülfe. Dieſe Schaar hatte, während ſie durch den

gmünder Wald und das Kocherthal, also mitten durch die Wohnsitze der Zerstörer von Lorch, Staufen und Murrhard herabzog. Rache an diesen genommen, die Dörfer ausgeraubt, das Vieh fortgetrieben, und einige Wägen mit Beute, die sie nachher zu Hall auf dem Markte unter sich theilten, mitgeführt. Die Bewohner der Herrschaft Gaildorf, entrüstet über die Gewaltthätigkeit der Bündischen, riefen sich zu den Waffen, fielen ihnen in großer Zahl in den Rücken, nahmen ihnen einen mit Plunder beladenen Wagen wieder ab, und drangen so heftig auf die Vorüberziehenden ein, daß sich diese ihrer schwerlich erwehrt haben würden, wenn sie nicht Feldgeschütz bey sich gehabt hätten. Gleich darauf versammelten sich die Bauern, wohl 6000 Mann stark, wieder an der westlichen Gränze des Fürstenthums Ellwangen, auf der Ebene von Bühlerthan, an der sich in alterthümlichen Ernst das Schloß Tannenburg erhebt. Da hießen die aus dem Kocherthale den Bündischen zu Hall entbieten: „sie sollten gen Thann kommen und dort den verlornen Raub wieder holen; da werden sie ihn finden, und sie wollen ihrer daselbst warten.“ Solch' eine Aufforderung verschmähte der ritterliche Geist jener Zeit nicht. Es machten sich, unter drey Fahnen,

1500 Mann zu Fuß, theils Söldner, theils Bürger, und 100 Reisige, mit zwey Schlangen und einigen Falkonetten auf und zogen nach Thann. Aber kaum waren die Bauern dieses Heeres ansichtig geworden, als sie feige einer wilden Flucht sich überließen. Die Reuter drangen in den Flecken ein, den die Einwohner, bis auf einige Greise, verlassen hatten. Von diesen erhob man eine Brandschatzung von 60 Gulden. Auch wurden etliche Wägen und Vieh erbeutet. Auf dem Rückzuge plünderten die Sieger Obersontheim und einige andere Dörfer. Unter den Gefangenen befand sich der Semmelhans, ein berüchtigter Verbrecher. Durch seine Verräthereyen waren die Bauern Meister von Weinsberg worden, was denn zu einem der scheußlichsten Auftritte in dieser Empörung Veranlassung gab.

Zu dieser Zeit war auch der Aufstand der Bauern in dem Fürstenthum Ellwangen ausgebrochen, nachdem zuvor nur einzelne Mißvergnügte zu den Empörern in der Nachbarschaft sich gestellt hatten. Die Volksbewegung nahm hier einen sehr ernsthaften Charakter an, da an der Spitze der Aufrührer ein Mann von großer Bedeutung erschien. Als nämlich der Probst Albert Thumb von Neuburg die Regie-

rung des Stifts zu Gunsten des Pfalzgrafen Heinrich niedergelegt hatte, ohne die Bewilligung des Domkapitels nachzusuchen, so wählte dieses aus seiner Mitte Johann von Gültlingen zu seinem Nachfolger. Der Pfalzgraf brachte die Sache vor den heiligen Stuhl, und bewirkte, daß er 1521 eingesetzt wurde, jedoch unter der Bedingung, daß Gültlingen von ihm ein Leibgeding von 300 Gulden erhalten, und neben der Befreyung vom Chor, die sämmtlichen Einkünfte eines Domkapitularen genießen sollte. Aber dieser verschmerzte den Verlust der Infel nicht. Als nun der Aufruhr der Bauern ausbrach, drang er, als ihr Oberhaupt, in Ellwangen ein, und wurde von ihnen als Fürst und Probst ausgerufen. In dieser Empörung wurden die Dörfer Jartyhausen, Dalkingen und Baiersdorfen ein Raub der Flammen. Auf dem Lande wurden Kirchen und Schlösser geplündert, die größten Grausamkeiten ausgeübt, und alles, was sich nicht zur Horde schlug, mißhandelt. Auch in der Stadt ward viel geraubt und zerstört. Ein muthwilliger Kerl spazierte einen ganzen Tag, mit der Infel des Probstes auf dem Kopfe, in den Straßen umher. Aber die Pfalzgrafen, Heinrichs Brüder, brachten den Bedrängten Hülfe. Sie

zogen in ihren Städten Laningen, Gundelfingen und Höchstädt ein zahlreiches Kriegsvolk zusammen, fielen damit in das Land herein, griffen die Bauern an, erlegten ihrer 436 auf dem Schlachtfelde, machten viele gefangen und zerstreuten die andern. Von den Gefangenen wurden 33 hingerichtet. Damit hatte auch Gültlingens Herrlichkeit ein Ende. Er ergriff die Flucht, und von nun an erlosch sein Name in der Geschichte. *)

Mittlerweile hatte sich der oberste Befehlshaber des bündischen Heeres, Georg Truchseß von Waldburg, ein tapferer Kriegsmann, und begabt mit dem harten Sinne, der denen geziemt, die da berufen sind, schwere Verbrechen zu bestrafen, — nachdem er Oberschwaben zur Ruhe gebracht, in das Herzogthum Wirtemberg herabgezogen, bey Böblingen die Hauptmacht der dortigen Rebellen geschlagen und zerstreut, und an Weinsberg Rache für die Greuel genommen, die daselbst an so vielen wackern Ritterleuten begangen worden waren. Von hier machte er sich auf, um Würzburg zu entsetzen, und nachdem er sich mit dem Volke des Kurfürsten von der Pfalz vereinigt hatte, lieferte er (2ten Juny) die blutige Schlacht bey Kö-

*) Nat. Chronik d. J. 1805. S. 175.

nigshofen, in der 6000 Bauern auf dem Platze blieben, und zwey Tage später, am heiligen Pfingstfeste, erfolgte ein gleich blutiges und siegreiches Treffen auf dem Gau bey Giebelstadt. Nun wurde die Feste von Würzburg entsetzt und die Stadt wieder eingenommen. Angst und Schrecken ergriff, nach so vielen Niederlagen, und nach so grausamer Vernichtung der Rechte des Sieges, die aus ihrer Täuschung erwachenden Bauern. Ihre Haufen lösten sich auf; ihre Hauptleute entflohen; die Verführten kehrten, um Gnade flehend, in ihre Hütten zurück. Der ganze Süden Teutschlands kam wieder zur Ruhe. Die Obrigkeiten erhuben den strafenden Arm. Tausende, welche das Schwert der Kriegsknechte nicht ereilt hatte, starben unter der Hand der Henker.

Auch an den Ufern des Neckers floß Blut; aber — was, wie man weiß, nicht überall der Fall war, — man unterschied mit zarter Gewissenhaftigkeit die Anstifter und die großen Verbrecher von den Verführten. Eine große Schuld lastete auf dem Kanzler Wolfgang Kirchbeisser; dafür wurde er am Tage Johannis des Täufers zu Hall enthauptet; mit ihm starb gleichen Todes der Sommerhans und noch

zwey andere, und Dienstags nach Maria Geburt noch drey andere, die alle durch Erregung des Aufruhrs, oder durch besondern Antheil an den begangenen Uebelthaten sich strafbar gemacht hatten. Zweyen wurden die Backen durchgebrannt, und vieren die Finger abgehauen, unter welchen sich der Hasen Stephan befand. Einen Akt rascher Justiz übte Wolf von Vellberg an einem seiner Unterthanen aus, von dem ihm hinterbracht werden, daß er Dietrichen von Weiler zu Weinsberg habe von dem Thurm herabstürzen helfen. Wolf führte den Verbrecher auf den Thurm seiner Burg, und warf ihn von demselben in den Graben hinunter, daß er starb. — Sonst wurde im ganzen hallischen Gebiet und in den Landen der Schenken von Limburg, wegen des schwäbischen Bundes, jedes Haus um 6 Gulden gebrandschatzt, wobey die Reichen die Armen vertreten mußten. Dabey setzte man den Einzelnen noch, nach Verschulden, größere und geringere Geldstrafen an. Die Zusammenkünfte in den Wirthshäusern wurden verboten. Alle Waffen, die in den Händen der Bauern waren, mußten ausgeliefert werden. Man schwur den Obrigkeiten aufs Neue den Eid der Treue und des Gehorsams.

Ueber
Johann Brenz,
seinen Charakter und seine Verdienste.

Wer die Geschichte der kirchlichen Revolution, welche die Deutschen im sechszehnten Jahrhundert bewirkt haben, mit unbefangenem Auge betrachtet, kann, selbst wenn ihm auch der Gang und die Folgen dieser Begebenheit als bedenklich erscheinen, doch unmöglich das Interesse übersehen, welches der Charakter der meisten Menschen darbietet, die in ihr handelten und in ihre Bewegungen eingriffen; wie denn Kraft, Größe und Adel nicht so wohl aus dem ersehen wird, was die Menschen wollten und was sie erreichten, sondern aus der Begeisterung und aus der Unabhängigkeit von sinnlichen Triebfedern, womit sie ihre lebendig gedachten und unermüde

der erſtrebenden Zwecke verfolgen. Der reinſte und heiligſte Eifer für das, was ſie als Wahrheit ergriffen hatten, ein edler Heldenmuth im Handeln und Dulden für dieſe Wahrheit, ein unerſchütterliches Vertrauen auf den Unſichtbaren, deſſen Sache ſie zu führen glaubten, die uneigennützigſte Aufopferung und Verläugnung zeitlicher und ſelbſtſüchtiger Intereſſen, die freudigſte Hoffnung, daß Licht und Recht über jede feindliche Macht ſiegen müſſe, Unerſchrockenheit und ſtolzer Muth, wenn es darauf ankam, bloß mit Menſchen zu kämpfen, und der getreue, kindliche Glaube, daß der Treue, mit der ſie ihres Berufes warteten, ihre Krone gewiß ſey, — ſind mehr oder weniger die hervorſtechenden Züge in dem Charakter der Reformatoren, und durch ſie kündigen ſie ſich als Menſchen an, die durch das Höchſte erregt waren, für deſſen Einflüſſe der menſchliche Geiſt empfänglich iſt.

Unſer kaltes, ſelbſtſüchtiges Zeitalter hat gerade um der beſagten Erregung willen über dieſe Männer oft den Stab gebrochen, und indem es ihren Geiſt nicht begriff, oder denſelben mit ſeinen eigenen egoiſtiſchen und gemeinen Anſichten und Antrieben ſo ſchneidend kontraſtiren ſah, ſie für Schwärmer erklärt, in denen das Licht

der gesunden Vernunft erloschen, und die erhitzte Phantasie, im Verein mit einem lebendigen Gefühle, einen ungewöhnlichen Muth und eine seltene Kraft im Handeln hervorgebracht. Es würde vergeblich seyn, diejenigen, welche dieses Urtheil fällen, eines Bessern belehren wollen, weil ein solcher Zweck nur durch den Umsturz ihres ganzen Systems erreichbar wäre, und weil das Wort, in das sie ihre Beschuldigung einkleiden, einen sehr unbestimmten Begriff ausspricht, über dessen Gränze keine Vereinigung der Köpfe zu erwarten steht. Aber das kann uns beruhigen, daß die Anklage der Schwärmerey gewöhnlich nur solche Menschen trifft, die erwärmt für irgend einen großen Zweck, ihm, mit Verachtung jeder Gefahr, ihr ganzes Leben widmen, und alles wagen und aufopfern, für die Idee, von der sie durchdrungen sind. Die andern, welche zu einer solchen Lebendigkeit der Ansicht und des Gefühls sich nicht erheben, und die in ihrem Wollen und Handeln lediglich bestimmt werden, durch die Interessen und Vortheile des gemeinen Lebens, — vermögen den Standpunkt nicht zu erreichen, auf dem jene sich bewegen, und in ihrer tiefern Region erscheint ihnen als Thorheit und Wahnsinn, was in der That die herrlichste Entwickelung der menschlichen Kraft ist, und

worin der Adel der menschlichen Natur in seiner vollen Vortrefflichkeit zum Vorschein kommt.

Freylich, wenn man ein Leben, das ausschließend der Erforschung und Verbreitung der aus der übersinnlichen Welt herüberstrahlenden Wahrheit, und der Erhebung und Erhaltung des religiösen Glaubens gewidmet ist, als schwärmerisch verachten oder verspotten darf, so ist den Reformatoren ihr Urtheil schon gesprochen. Denn daran wendeten sie all' ihre Kraft und ihre ganze Thätigkeit, den Menschen die Offenbarungen Gottes in der Schrift verständlich zu machen, und für den Dienst Gottes, der im Geist und in der Wahrheit geleistet wird, die Herzen zu erwärmen; und es gab kein Gut des Lebens, das sie nicht für das Zeugniß ihres Glaubens freudig aufgeopfert, so wie keine Gefahr, die sie nicht für dasselbe gewagt hätten. Aber durch diese ausschließende Richtung ihres Geistes auf die unsichtbare Welt, und durch diesen unermüdeten Eifer im Dienste des himmlischen Lichtes, sind sie nicht in die Reihe der Fanatiker, sondern in den schönen Kreis der unsterblichen Männer eingetreten, die vor ihnen, als die Gesandten der Gottheit ihre Zeitgenossen der Macht des Irdischen zu entziehen, und für die höhere Be-

ſtimmung des Menſchen zu begeiſtern ſuchten, und die durch dieſes edle Streben die größten Wohlthäter ihres Geſchlechtes geworden ſind.

Auch iſt in dem Charakter der Reformatoren überhaupt kein Zug erſichtlich, der ſie der Schwärmerey verdächtig machen könnte, oder der als empfänglich für ſie, ihr den Eingang in das Gemüth erleichtert hätte. Sie waren, beynahe ohne Ausnahme, Männer von ſchlichtem, nüchternem, ernſtem, beſonnenem Sinne, in denen ſich die Phantaſie durchaus nicht als vorherrſchende Seelenkraft ankündigte. Ihre Gelehrſamkeit beſtand in einem beſtimmten, deutlich ausgeſprochenen, trockenen Wiſſen, entblößt von aller poetiſchen Geſtaltung oder Farbe. Sie berechneten in ihrer Thätigkeit ſehr aufmerkſam und ſcharfſinnig die Verhältniſſe des Lebens, und zeigten allenthalben viel richtigen Blick und Gewandtheit in Geſchäften. Sie waren ſorgſame und gute Hausväter, thätig im Kreiſe ihrer Familien, und ſehr gewiſſenhaft in der Erfüllung ihrer bürgerlichen Pflichten. Mochten ſie auch der Vorſehung ſo viel zutrauen, als ſie ſelbſt im apoſtoliſchen Zeitalter geleiſtet, und dem Glauben, daß er Berge verſetzen könne, ſo thaten ſie doch keine Wunder, und erwarteten keine Wun-

der, und wenn ſie gleich allenthalben und in aller Menſchen Herzen den guten und den böſen Geiſt unmittelbar wirken ſahen, ſo hörten ſie doch nicht auf, die Ihren zu ermahnen, daß ſie die Geiſter prüfen ſollen. Ja das Werk, das ſie unternommen, und ſo glücklich ausgeführt, war ja nur dadurch möglich, daß ſie die richterliche Autorität der Vernunft in den Sachen des Glaubens anerkannten, und den Sieg über diejenige Partole erfochten, welche dieſe Vernunft unter das Joch willkührlicher menſchlicher Beſtimmungen zu zwingen verſuchte.

Indem wir in die Geſchichte der denkwürdigen Zeit zurückkehren, welche dieſe Männer, ohne Hülfe weltlicher Macht, bloß durch die ihnen inne wohnende Geiſteskraft erſchüttert, und zu einer der intereſſanteſten und thatenreichſten Perioden in den Annalen der neuern Nationen gemacht haben, können wir in ihrer Reihe den redlichen, beſcheidenen und vielwirkenden Johann Brenz nicht überſehen. Zwar war in ihm weder Kalvins göttliches Genie, noch Luthers kühner, zermalmender Heldenmuth, noch Melanchthons Schärfe und Vielſeitigkeit des Wiſſens. Aber auch er vollbrachte, mit trefflichen Gaben ausgeſtattet, und mit treuem

Fleiße, ein schönes und würdiges Tagwerk, litt getrost und hingebend viel Böses für seine Ueberzeugung, griff in die Operationen, durch welche die protestantische Kirche ihre Bildung erhielt, mit klugem Sinne und kräftiger Hand ein, und krönte seine Verdienste mit einer edeln Anspruchlosigkeit, die immer nur den Blick auf die Sache und ihren Sieg, nie aber auf sich selbst gerichtet hatte.

Das Schicksal erwies ihm, für die Förderung seiner Bildung eine ausgezeichnete Gunst, indem es ihn schon in dem dreyzehnten Jahre seines Lebens *) auf die damals in herrlicher Blüthe stehende Universität Heidelberg führte, wo ein auserlesener Kreis kenntnißreicher und von edelm Enthusiasmus für die Aufklärung ergriffener Männer beschäftigt war, das Licht der Wissenschaft, das kurz zuvor in Italien angebrochen, auch diesseits der Alpen zu verbreiten. Theobald Billikan und Johann Kneller, nachher Rath bey dem Kaiser Karl V., unterrichteten

*) Er war am 2ten Juny 1491 in der ehemaligen Hauptstadt Weil, die in unsern Tagen sich dem Königreiche Wirtemberg anfügte, in der 72 Jahre später auch der große Kepler das Licht der Welt erblickte, geboren worden.

ihn in der christlichen Theologie, Johann Oekolampad, der ihm mit seinem geistvollen Freunde Erasmus von Rotterdam in Berührung brachte, in der griechischen Sprache und Literatur, und der spanische Rabbiner Johann Matthäus, der nachher zum Christenthume übertrat, in den Dialekten des Orients. Philipp Melanchthon, Martin Bucer, Erhard Schnepf, Martin Frecht waren seine Jugendfreunde und Mitschüler. In solchen Umgebungen mußte ein reichlich begabter Kopf bald zum Ungewöhnlichen sich erheben. Schon in seinem achtzehnten Jahre erhielt Brenz den Grad eines Magisters, ein Jahr später ward er zum Aufseher der sogenannten „Realien Burse" ernannt, und sogleich eröffnete er die Laufbahn des Lehrers mit Vorlesungen über Philosophie, griechische Grammatik, über die Dialektik, den Homer und den Sueton.

Das von Brenz so eifrig betriebene Studium der Schrift in ihren Grundsprachen, und der Fleiß, den er auf die Schriftsteller Roms und Griechenlands verwendete, bereitete ihm die Empfänglichkeit für die freyere Ansicht des theologischen Lehrbegriffs und der kirchlichen Verfassung, welche schon seit 100 Jahren von vielen selbst-

denkenden und lichten Köpfen aufgefaßt und in der Stille mitgetheilt, nun aber von Luthern mit großer Zuversicht öffentlich zur Sprache gebracht war. Im Jahre 1518. als seine bekannten 95 Thesen und sein teutscher „Sermon von Ablaß und Gnade" seinem Namen schon eine große Celebrität erworben hatte, erschien der Reformator in Heidelberg, um einem dahin ausgeschriebenen Konvente seines Ordens beizuwohnen. Nach der Sitte jener Zeit verfaßte er 40 Sätze, die er Paradoxa betitelte, und lud die Gelehrten der Stadt ein, mit ihm darüber zu disputiren. Die Verhandlung ward im Augustinerkloster vorgenommen. Der Name des Mannes und der Inhalt der Sätze, welche lauter solche Materien betrafen, die damals allgemein und mit Eifer besprochen wurden, zogen eine Menge Zuhörer aus allen Ständen herbey, und es fehlte nicht an muthigen Kämpfern, welche vor dem Ausforderer in den Schranken erschienen. Vielen waren Luthers Worte Aergerniß und Thorheit; aber Brenz und seine jugendlichen Freunde sahen aus ihnen ein herrliches Licht der Weisheit strahlen, und unwiderstehlich fühlten sie sich angezogen an den bewunderten Mann, durch den Scharfsinn, die Gewandtheit und die Sanftmuth, die er in dem

gelehrten Wettkampfe bewährt hatte. Es schlossen sich die innigsten Bande des Zutrauens und der Liebe. Luther weihte die wißbegierigen Jünglinge in seinen Glauben und in seine Hoffnungen ein. Jedes Wort der Lehre, das sein Mund aussprach, wurde von Martin Bucer, der damals schon Hofkaplan bey dem Pfalzgrafen Friedrich war, aufgezeichnet. Die Flamme, die an den Ufern der Elbe sich entzündet hatte, fand reichlichen Stoff zu ihrer Verbreitung in den schönen Gauen des Neckars.

Seit dieser Zeit gewann das Studium der theologischen Wissenschaften neue Reize für den jungen Brenz, und fest ward in ihm der Entschluß, dem allein sein Leben zu weihen; zugleich aber hatte nun sein Geist sich zu einem freyern Gange ausgeschickt, der keinen menschlichen Zwang mehr ertrug, und keine Autorität erkannte, als den klaren Ausspruch der Schrift. Das Beyspiel seiner Freunde und die Lektüre der nachher von Luthern herausgegebenen Schriften befestigten ihn immer mehr in dieser Richtung seines Denkens, und brachten immer mehr Licht in die Resultate desselben. Er eröffnete Vorlesungen über die neutestamentischen Schriften, welche von den akademischen Jünglingen sehr zahlreich

beſucht wurden, und um die Neider und Eiferer zum Schweigen zu bringen, welche ein Verbrechen darin fanden, daß der Ungeweihte ſich mit theologiſchem Unterrichte abgebe, trat er förmlich in den geiſtlichen Stand. Seine Abweichungen von dem herrſchenden Lehrbegriffe, und ſeine Hinneigung zu Luthers Neuerungen, die mit jedem Tage in Teutſchland größere Sensation erregten, konnten den Wächtern der Kirche nicht verborgen bleiben. Sie vermochten den pfälziſchen Hof, daß er und Theodor Billikan über ihre Geſinnungen, in Hinſicht auf die herrſchenden kirchlichen Unruhen zur Verantwortung gezogen wurden. Doch gelang es den Beſchuldigten, die Anſchläge ihrer Feinde zu vereiteln.

Vielleicht trug dieſe Unterſuchung dazu bey, Brenzen den Aufenthalt in Heidelberg, wo er als Oberherr bey der dortigen heiligen Geiſteskirche ſchon einen feſten Sitz erlangt hatte, zu entleiden; denn in demſelben Jahre (1522.) trat er als Prediger in die Dienſte der Reichsſtadt Hall; an dem Tage der Geburt Mariä legte er ſeinen erſten öffentlichen Vortrag ab; und der Rath ſetzte ihm eine Beſoldung von 50 Gulden aus. So wollte das Schickſal, daß er durch ſeine geläuterte Einſicht erſt die Gegenden

des Kochers erleuchten, und dann von ihnen aus in einem weitern Kreiſe für die Sache des Evangeliums und der Freyheit wirken ſollte. Es fand ſich unter dem Rathe und der Bürgerſchaft in Hall viel Empfänglichkeit für das mit Macht hervorbrechende Licht des Evangeliums. Manche Stimmen verlangten mit ſchwärmeriſchem Ungeſtümm die Abſchaffung der Mißbräuche. Demungeachtet ſchlug Brenz nicht den Weg der plötzlichen Umkehrung ein. Durch ruhige Belehrung berichtigte er die Begriffe, durch frommen Eifer erregte er in den Gemüthern die Sehnſucht nach dem Beſſern; durch allmählige Entwicklung ſollte die Erkenntniß und die Uebung der Wahrheit reifen. Deßhalb ſtellte er erſt im zweyten Jahre ſeiner Amtsführung die Meſſe ab, und ſprach bey dieſer Gelegenheit ſeine Grundſätze über die religiöſe Aufklärung des Volkes aus, indem er ſeinen Zuhörern in einer Predigt erklärte: „Als ich zu euch kam, fand ich euch in einem Abgrunde von Abgötterey verſunken. Ich ſtieg zu euch hinab, um euch heraus zu helfen. Es war mein Sinn, euch keinen Zwang anzuthun, ſondern euch, nach dem Beyſpiele des Apoſtels, allmählig zu unterrichten und den Umſtänden nachzugeben. Itzt aber ſeyd ihr beſſer in den Lehren des göttlichen Worts unterwieſen,

und von dem Mißbrauch, der mit der Messe getrieben wird, überzeugt. Darum soll und muß derselbe itzt gänzlich unterbleiben."

Während Brenz mit Klugheit und edelm Muthe an der Bildung der hallischen Kirche arbeitete, und in gedruckten Schriften Beweise seiner großen Gelehrsamkeit und seines reinen Sinnes ablegte, breitete sich sein Ruhm weit in Teutschland aus, und bald ward er als einer der bedeutendsten Männer unter den Gegnern des Pabstthums genannt. Innige freundschaftliche Verhältnisse und lebhaftes Verkehr verband ihn mit den Häuptern der wietembergischen theologischen Schule; viele Fürsten und Städte, die an der Reformation ihrer Kirchen zu arbeiten begannen, bedienten sich seines Raths, und er hatte kaum ein Alter von 30 Jahren erreicht, als beynahe kein Zusammentritt und kein Gespräch der protestantischen Stände und ihrer Theologen statt hatte, auf dem nicht auch er erschienen wäre. Als der Landgraf Philipp von Hessen im J. 1529 einen Versuch machte, durch das Kolloquium zu Marburg den Streit über die Abendmahlslehre, der die Eintracht der Reformatoren so traurig störte, zu schlichten, erschien Brenz als Abgeordneter des Herzogs

Ulrich von Wirtemberg, welcher damals in den kirchlichen Unruhen eine Hoffnung zur Wiedereroberung seiner verlornen Lande dämmern sah. Auf dem Reichstag zu Augsburg (1530.) auf welchem dem Kaiser das Bekenntniß der protestantischen Stände übergeben wurde, zog er im Gefolge eines muthigen Bekenners, des Markgrafen Georg von Brandenburg-Onolzbach, und hatte dort an allen Arbeiten seines Freundes Melanchthon und der übrigen evangelischen Theologen Antheil. Im Jahre 1537 wohnte er dem Konvente zu Schmalkalden bey, wo die Protestanten sich über die Frage berathschlagten, ob es für sie der Pflicht und der Klugheit gemäß sey, auf der nach Mantua ausgeschriebenen Kirchenversammlung zu erscheinen, und wo die Theologen eine neue Darstellung ihrer Lehre als Ausspruch dessen, worauf man fest und standhaft zu bestehen habe, die unter dem Namen der schmalkaldischen Artikel bekannt ist, ausarbeiteten. Da er hier die gänzliche Erledigung der behandelten Angelegenheiten nicht abwarten konnte, so reiste er früher als seine übrigen Freunde ab, nachdem er erst dem Johann Bugenhagen Vollmacht gegeben hatte, in seinem Namen gewisse Sätze zu unterzeichnen. Im Jahre 1540 erschien er auf

den Konventen zu Hagenau und Worms; wo ein Versuch, durch den Zusammentritt beyderseitiger Theologen die Eintracht herzustellen, schon bey seinen ersten Anfängen scheiterte. Bey allen diesen Gelegenheiten erwarb er sich Achtung und Zutrauen durch reife Einsicht und lichtvolle Darstellung des Begriffs, — und Liebe durch Sanftmuth und friedlichen Sinn.

Brenzens Wirksamkeit erfüllte durch diese Sendungen und durch diesen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten einen weiten Kreis; besonders aber wurden seine Talente und sein Eifer der wirtembergischen Kirche nützlich, die seit dem Jahre 1534, da der Herzog Ulrich wieder siegreich in das verlorne Land einzog, zu dem Bekenntnisse der Reformatoren übergieng. Es war unter den Anordnungen, die der wiederkehrende Regent für diesen Beruf zu treffen nöthig fand, eine der dringendsten, daß die Universität zu Tübingen, die Pflanzschule der künftigen Religionslehrer, eine dem neuen Bedürfnisse angemessene Bildung erhielt. Um diese zu bewerkstelligen, berief der Herzog den berühmten Humanisten Joachim Camerarius von Wittenberg, und vermochte zugleich den Kurfürsten

von Sachſen, daß er ihm „den Lehrer Teutſchlands“ Philipp Melanchthon auf einige Monate überließ, auf deſſen Vorſchlag auch noch Johann Brenz von dem Rathe zu Hall erbeten wurde. Dieſe drey Männer entwarfen den neuen Organismus für das beſagte Lehrinſtitut, und nachdem das Reſultat ihrer gemeinſamen Erfahrungen und Unterſuchungen die Prüfung der höhern Behörden erſtanden hatte, ertheilte der Herzog demſelben am 3. November 1536 ſeine Beſtätigung. Aber die Vollendung dieſes Geſchäftes trennte Brenzen noch nicht von dem wirtembergiſchen Hofe. Man bediente ſich ſeiner noch weiter zur Reformation des Landes, und zu den auswärtigen Geſchäften, die eine Folge derſelben waren. Sechs Jahre verweilte er in dieſen Verhältniſſen, ohne jedoch ſeine Verbindlichkeiten gegen die Stadt Hall aufzugeben. Im Jahre 1540 kehrte er wieder zu ſeinen geliebten Mitbürgern zurück. Umſonſt hatte der Herzog ſich bemüht, ihn für immer dem Lande zu erhalten, für deſſen wiſſenſchaftliche und gottesdienſtliche Anſtalten ſeine Arbeit ſo ſegensvoll geweſen war.

Es ſcheint, daß Brenz nach einer langen mühe- und geſchäftevollen Periode ſeines Lebens,

in dem alten beſchränktern Wirkungskreiſe und in dem Schooſſe der Seinen Ruhe und Erholung g[illegible]ebt habe. Aber nach einer kurzen Zeit der Still[illegible] fand er weder die eine noch die andere an den friedlichen Ufern des Kochers; im Gegentheile kamen nun die ſtürmiſchen Tage, die den Bekennern des Evangeliums Gelegenheit gaben, zu bewähren, was ihr Glaube in der Trübſal und in der Verfolgung vermöge.

Die Spannung zwiſchen Kaiſer Karl V. und den proteſtantiſchen Ständen hatte den höchſten Grad erreicht. Die letztern, durch den zu Schmalkalden geſchloſſenen und immer wieder erneuerten Bund aufs innigſte vereinigt, widerſtrebten, im Vertrauen auf ihre Macht, jedem Anſinnen des kaiſerlichen Hofes, das Bezug auf die zwiſtigen Religionsverhältniſſe hatte, weigerten ſich die Kirchenverſammlung zu Trident zu beſchicken, und forderten, daß der Erzbiſchof Hermann von Köln, der wegen ſeiner Thätigkeit für die Sache des Proteſtantismus ſeiner Lande verluſtig geworden war, wieder in das Erzſtift eingeſetzt werden ſollte. Der Kaiſer dagegen, durch den Frieden von Creſpy (1544.) gegen Frankreich geſichert, und durch Bündniſſe mit mehrern Reichsſtänden verſtärkt, glaubte;

daß nun die Zeit gekommen ſey, da er nicht mehr Urſache hätte, den Trotz der ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen zu ertragen, und erklärte (1546.) die Häupter derſelben, den Kurfürſten Johann Friedrich von Sachſen und den Landgrafen Philipp von Heſſen, in die Acht. Beyde Parthien griffen zu den Waffen. Es eröffnete ſich der Kriegsſchauplatz in Baiern. Alle Vortheile waren auf der Seite der ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen. Aber die kontraſtirende Charaktere ihrer Häupter, und die ihrer Natur nach langſame Bewegung einer aus ſo verſchiedenartigen Kräften komponirten Maſſe, machten jede raſche Operation unmöglich. Die beſten Gelegenheiten zum Sieg wurden vernachläßigt. Die Zeit gieng unnütz vorüber. Der Herzog Moritz fiel in Sachſen ein; und nun eilte der Kurfürſt ſeinen Staaten zu Hülfe, der Reſt des Heeres löste ſich auf, und der ganze Süden Teutſchlands war in der Macht des Kaiſers, der nun an ſeinen Feinden die empfindlichſte Rache nahm, und denen, die mit der Bitte um Begnadigung ihm entgegen kamen, nur unter den härteſten Bedingungen verzieh.

Am 16ten Dezember kam der zürnende Monarch mit einem mehr als 20,000 Mann ſtar-

ten Heere, von Rothenburg ob der Tauber her, in Hall an. Die Stadt duldete viel durch den militärischen Druck, und ward, weil auch sie es mit den Bundesverwandten gehalten, in eine Geldbuße von 60 000 Gulden verdammt. Von ihren Bewohnern schien die Rache der Sieger niemand mehr zu bedrohen, als Brenzen; denn es war in ganz Teutschland bekannt, wie eifrig und mit welchem Erfolge er für die Sache der Protestanten sprach und handelte, und in seinen Predigten hatte er immer gezeigt, daß in der damaligen Lage Teutschlands das Mittel der Waffen, zur Vertheidigung der bedrohten Gewissensfreyheit, nicht unerlaubt und nicht unchristlich sey. Indessen traute auch er der kaiserlichen Versicherung, die der Ankunft des Heers schon vorausgegangen war, daß wegen des Vergangenen niemand zur Rechenschaft gezogen werden sollte. Aber bald brachen die Trabanten gewaltsam in die Häuser der hallischen Prediger ein. Auch die Wohnung des sorglosen Brenz wurde bestürmt, und nachdem er sammt seiner Familie ausgetrieben war, von den Trabanten eingenommen. Am folgenden Tage bemächtigte sich ein spanischer Bischof des Hauses, erbrach die Kästen und Pulte, durchsuchte die Bücher und Papiere, und fand hier nur zu viele

Beweise, welch' ein bedeutender Gegner des katholischen Systems der Besitzer dieser Wohnung war. Glücklicher Weise ward Brenzen die Gefahr verrathen, in der er schwebte. Wollte er sich nicht unbesonnen aufopfern, und zugleich seine Mitbürger in die äußerste Verlegenheit setzen, so blieb ihm nichts anders übrig, als der Verfolgung durch die Flucht zu entweichen. Nachdem er sich erst auf einem Thurm der Stadt und dann in dem Spital verborgen hatte, ergriff er am Tage des heiligen Thomas, in der Abenddämmerung, seinen Staab, umarmte seine Gattin und seine sechs Kinder, schlich in fremde Kleider vermummt durch die Thore hinaus, und erwartete auf einem Dorfe, sechs Meilen von der Stadt, bessere Zeiten. Ein Schreiben, daß er aus dieser seiner Verbannung an seinen Freund Georg Major, Professor der Theologie in Wittenberg, erließ, *) drückt auf eine rührende Weise aus, wie viel sein Herz durch die damalige Lage der Protestanten und durch die Erinnerung an die Noth seiner Familie litt; aber auch wie getrost er einer höhern Hülfe vertraute. „Ich bin, sagte er, alles menschlichen Rathes entblößt, und ich weiß nicht, wo

*) Abgedruckt in den unschuldigen Nachrichten ꝛc. Bd. XIII.

ich in der weiten Welt mich hinwenden soll. Aber ich zweifle nicht, je mehr ich zerschlagen und gebeugt werde, je näher wird Gott mir seyn, und je gewisser wird er einen glücklichen Ausgang verleihen. Wo ich hinsehe, flammt die Kriegsfackel, und alles ist kaiserlich. Aber wenn kein Land mehr übrig ist, mich aufzunehmen, bitte ich Gott, daß er mich in seinen Himmel aufnehme." Doch diese Tage der Prüfung giengen schneller vorüber, als die Umstände erwarten ließen. Noch vor Weihnachten zog der Kaiser mit seinem Heere von Hall ab, Brenz kehrte wieder zu den Seinen zurück, und obwohl die hallische Landwehr von 10 Fahnen italienischer Völker besetzt blieb, konnte er doch ungestört in der Verwaltung seines Amtes fortfahren.

Aber bald erhuben sich heftigere Stürme über ihn. Am 20. May des folgenden Jahres theilte der Kaiser auf dem Reichstage von Augsburg die unter dem Namen des Interim bekannte Erklärung den Ständen mit, wie es bis zu Austrag des gemeinen Concilii, der Religion halber im Reiche gehalten werden sollte. Die Sache der Protestanten schien damals unwiderbringlich verloren. Der schmalkaldische Bund war aufgelöst; die Häupter desselben wurden als Gefan-

gene triumphirend in Teutschland umher geführt; der Kurfürst Johann Friedrich war seiner Länder und Würden verlustig erklärt worden; die siegende Macht des Kaisers schien unwiderstehlich. Demungeachtet sprachen die protestantischen Theologen unverholen und laut ihre Ueberzeugung aus, das Interim sey der heiligen Schrift zuwider, und es könne von niemand ohne Verletzung des Gewissens angenommen werden. So urtheilte auch Brenz mündlich und schriftlich, und sein Pflichtgefühl drang ihn seine Ansicht der kaiserlichen Erklärung recht laut werden zu lassen, da er in der letztern eine Vorbereitung zu dem gänzlichen Untergange des protestantischen Wesens zu bemerken glaubte. Das Urtheil eines so berühmten und bey seiner Parthie so geachteten Mannes blieb an dem kaiserlichen Hofe nicht unbekannt. Da beschloß der Kanzler Granvelle durch einen terroristischen Akt den Mund derjenigen zu stopfen, die Brenz durch seinen freyen Muth zu gleichem Widerstreben erregt haben konnte. Er ordnete einen Bevollmächtigten nach Hall ab, der nach seiner Ankunft den Rath versammelte, und nachdem er demselben den Eid der Verschwiegenheit abgenommen, seinen Auftrag bekannt machte, vermöge dessen er Brenzen in Verhaft nehmen, und geschlossen nach

Augsburg liefern ſollte. Ein Rathsherr, Philipp Büſchler, trat, von dem Bevollmächtigten unbemerkt, erſt in das Zimmer als der Eid bereits geſchworen war. Er konnte das beſtimmte Opfer retten, ohne daß er ſein Gewiſſen beläſtigte. Nach geendigter Seſſion ſandte er Brenzen ein Briefchen, worin er ihn mit wenigen Worten ermahnte, eiligſt die Flucht zu ergreifen. Eben ſaß dieſer — es war am Tage Johannes des Täufers — beym Abendbrode im Kreiſe der Seinen, das Feſt ſeiner Geburt und ſeines Namens begehend. Sein Freund, der D. Iſenmann, hatte ihm den warnenden Brief von Büſchlern gebracht. Die Gefahr ertrug es nicht, daß auch nur eine Stunde verloren gieng. Ungeſäumt ward die abermalige Wanderung angetreten. Unter dem Thore begegnete dem armen Manne der kaiſerliche Bevollmächtigte, der früher ſchon ſeine Bekanntſchaft gemacht zu haben ſchien. Auf ſeine Frage erwiderte Brenz, daß er in die Vorſtadt gehe, um einen Kranken zu beſuchen. Wollt ihr, fuhr der Bevollmächtigte fort, nicht Morgen mit mir zu Mittag ſpeiſen? „So Gott will!“ verſetzte der Fliehende — und damit verließ er die Stadt, in welcher er 26 Jahre gelehrt, und aus deren Mauern er mit großer Kraft auf ſein geſammtes

Zeitalter gewirkt hatte, ohne je wieder in ſie zurückzukehren. Kaum hatte er ſich entfernt, als ein ſpaniſcher Offizier mit bewehrter Hand in ſein Haus einfiel, und ſich alles deſſen bemächtigte, was er noch daſelbſt fand. Auch ſeine Gattin, die an einer ſchweren Krankheit darniederlag, wurde mit ihren ſechs Kindern aus der Stadt hinaus-geſtoßen. Doch erſchien der Schenk Erasmus von Limburg als der Schutzengel der unglücklichen Familie. Er wies ihr eine Freyſtätte in einem abgelegenen Dorfe an, und auch Brenz fand Zuflucht in ſeinem Lande. Er verbarg ſich den Tag über in den Waldungen; bey Nacht aber hatte er den Troſt mit den Seinen zu weinen und zu beten.

Dieſer Zuſtand konnte indeſſen nicht fortdauern; auch vermochte Schenk Erasmus nicht, den Verfolgten auf längere Zeit vor ſeinen Widerſachern zu verbergen. Nun nahm ſich der Herzog Ulrich von Wirtemberg, der Dienſte eingedenk, die ihm Brenz geleiſtet, und durch ſeine eigene Erfahrungen empfänglich für die Theilnahme an dem Unglück eines Exilanten, des armen Mannes an, und befahl ſeinem Geheimſchreiber Jakob ihm ein Aſyl auf einer der Burgen des Landes anzuweiſen; „aber,

fuhr der Herzog fort, auf welcher, will ich nicht wiſſen, auf daß ich, wenn es je gefordert wird, den Kaiſer eidlich verſichern kann, es ſey mir der Aufenthalt dieſes Märtyrers für die Wahrheit unbekannt.“ So kam Brenz auf das nun in Trümmern liegende Schloß Wittlingen, unweit Urach, wie Luther auf die Wartburg, und wie dieſer beſchäftigte er ſich in ſeinem Pathmos mit dem Studium der Bibel, und ſchrieb ſeinen Kommentar über den 33ten Pſalm. Die Vorſicht des Herzogs war nicht unnöthig. Denn kaum hatte Brenz ſeine einſame Wohnung bezogen, als ein kaiſerlicher Kommiſſär, begleitet von mehrern Bewaffneten, an dem Hofe zu Stuttgard erſchien, und die ungeſäumte Eröffnung des Schloſſes Wirtemberg verlangte, um den daſelbſt verborgenen Brenz abholen zu können. Gerne entſprach man dieſem Anſinnen; aber daſſelbe bewies, wie unſicher der Verfolgte in den herzoglichen Landen ſey. Es wurde deßhalb beſchloſſen, ihm eine Zuflucht zu verſchaffen, wo ihn der Arm des Kaiſers nicht erreichen konnte. Dieſe fand er auf dem Gebiete der Eidgenoſſen zu Baſel. Von dem Herzoge mit Geld unterſtützt, begab er ſich in dieſe Stadt, wurde von dem dortigen Rathe mit Zuvorkommung und Achtung aufge-

nommen, nahm seine Herberge bey der Wittwe seines Freundes, des um die griechische Literatur sehr verdienten Simon Grynäus, und benützte die Muße die ihm hier zu Theil wurde, um seinen Kommentar über den Ejaias zu vollenden.

Nicht lange hatte der von dem Schicksale so unsanft umhergeworfene Mann den Schutz der wackern helvetischen Bundesverwandten genossen, als ein neuer Unfall im Innern seiner Familie ihn niederschlug. Seine Gattin endigte ihre langen Leiden durch den Tod. Sie hatte sich wieder nach Hall zurückbegeben, und fand hier ihre Ruhestätte an der Seite ihrer Freunde. Brenz, in der Nothwendigkeit seine verwaisten Kinder zu sich nehmen, mußte eine neue Lebensweise ergreifen. Auch dazu schaffte der wohlthätige Herzog Ulrich Rath. Derselbe versammelte die Familie in dem in einem einsamen Thale des Schwarzwaldes liegenden Städtchen Hornberg, trug dem Vater die Stelle eines Beamten über die benachbarten Ortschaften auf, und um in seiner Verborgenheit noch sicherer zu seyn, nahm dieser den Namen Huldreich Engster an. Einem in Geschäften so geübten Manne, wie Brenz es war, konnte es nicht

ſchwer ſeyn, in ſeiner Amtsführung ſelbſt die ihm übertragene Rolle zu behaupten; dagegen erregte er manchen Verdacht gegen ſich, durch ſeinen frommen Wandel und durch das Intereſſe, das er an den religiöſen Anſtalten und Uebungen nahm, weil er dadurch mit dem rohen Sinn und den wilden Sitten der meiſten damaligen Beamten auffallend kontraſtirte. Als er einſt einem eifrigen Geiſtlichen die Bemerkung machte, daß er größern Nutzen ſtiften würde, wenn er ſich in ſeinen Predigten mehr ins Kurze zöge, erwiderte derſelbe: „Euch Amtsleuten wird die „Zeit in der Kirche immer zu lange, nicht aber „auf den Gaſtmahlen und in den Wirthshäuſern.“ Bald darauf beſuchte er den nämlichen Geiſtlichen, den eine heftige Krankheit überfallen hatte, und tröſtete und ermahnte ihn, durch die Erinnerung an theuere religiöſe Wahrheiten. Das gieng dem Kranken zu Herzen. „Gewiß, ihr ſeyd kein rechter Obervogt, ſprach er, möget ihr auch ſeyn wer ihr wollet.“

Beynahe zwey Jahre lang hatte Brenz in ſeinem Incognito zu Hornberg gelebt, als er in mehrern Gegenden von Wirtemberg wieder öffentlich erſchien, und da der Herzog Ulrich im Jahr 1550 ſtarb, berief ihn deſſen weiſer

und edler Nachfolger, Christoph, wieder an seinen Hof. Die protestantischen Angelegenheiten standen damals wieder günstiger, und mit Eifer und Thätigkeit ergriff der noch immer rüstige Mann das ehemals schon mit so viel Erfolg betriebene Geschäft der Reformation und die Bildung der wirtembergischen Kirche. Er bearbeitete die Confessio Wirtembergica, und reiste mit der Gesandtschaft seines Fürsten nach Trident, um diese Bekenntnißschrift der dortigen Kirchenversammlung vorzulegen. Bald darauf (1553.) ernannte ihn der Herzog zum Probst an der Stiftskirche in Stuttgard, und übertrug ihm die Aufsicht über die Universität in Tübingen. Als die erste Person unter der gesammten Geistlichkeit des Landes wirkte er nun mit weitgreifender Kraft für das Beste der Kirchen und Schulen; da der passauer Vertrag die Protestanten gegen alle äußern Störungen schützte, betrieb er sein Werk mit desto größerer Freudigkeit; im Jahr 1557 wohnte er dem Religionsgespräch zu Worms und 1562 dem zu Elsaßzabern bey; immer fester und schöner erwuchs unter seiner Hand seine Schöpfung, die wirtembergische Kirche; viele seiner Anordnungen bestehen noch bis auf den heutigen Tag, und noch ist in den Schulen des Landes sein Katechismus das

erſte Lehrbuch der Religion; ſo arbeitete der fromme und vielwirkende Mann freudig und unermüdet fort, bis zum 11ten September des Jahres 1570, da ſein Geiſt, nach einer edeln und würdigen Vorbereitung, ſich zum höhern Daſeyn erſchwang. Nie hatte er ſich, nie den Seinen, immer aber der Wahrheit gelebt.

Durch die Geſinnung, die der Menſch in den letzten Stunden ſeines irdiſchen Daſeyns äußert, kann er — wie ſonſt der beſchränkte theologiſche Begriff vorausſetzen mochte — die Fehler eines unwürdig angebrachten Lebens nicht verſöhnen; aber es ſcheint, daß in dieſen Stunden, wo der Anblick der Anblick des Todes, und das Gefühl von dem unwiederbringlichen Verluſte alles Irdiſchen, die Verſtellung zur Thorheit macht, das Innere des Menſchen reiner und ächter hervortreten müſſe, als ſonſt irgend in einem Momente des Lebens. Deßwegen waren unſere Alten gewohnt, von den Sterbenden noch ein Bekenntniß ihres Glaubens zu fordern, zum Beweiſe, daß ſie nicht um zeitlicher Vortheile willen irgend eine Ueberzeugung geheuchelt haben, und daß ihr feſtes Bewußtſeyn auch die Probe des Todes beſtehe. Ein ſolches Bekenntniß ward von Brenzen, 12 Tage vor ſeinem Ende, recht feyerlich,

wie sich's für einen so lauten Zeugen der Wahrheit geziemte, unverlangt abgelegt. Er versammelte nämlich die sämmtlichen stuttgarder Prediger um sein Krankenbette, und ließ ihnen den Anfang seines Testamentes vorlesen, welches die feyerliche Erklärung enthielt, daß er auf die Lehre, die er bisher vorgetragen, und die in der augsburgischen Konfession ausgedrückt sey, lebe und sterbe. Er legte darauf die Beichte ab, genoß mit seinen sämmtlichen Kollegen das Abendmahl, und ermahnte sie zur Eintracht und zur Beständigkeit in ihrem Glauben. Noch wenige Stunden vor seinem Tode ward ihm von einem Prediger das apostolische Glaubensbekenntniß vorgelesen, und bestimmt und freudig erklärte er, daß er fest auf demselben verharre. — Dieß ängstliche Bemühen, von der innern Ueberzeugung eines Sterbenden gewiß zu werden, war nothwendig in dem Geiste jener Zeit. Man glaubte den Sieg der Wahrheit zu befestigen, indem man sie diejenigen, die sie gegen den Aberglauben und gegen den Irthum verfochten hätten, standhaft bis an ihr Ende bekennen sah.

So viel und in einem so ausgebreiteten Kreise konnte Brenz nicht wirken, ohne vorzügliche und planmäßmäßig gebildete intellektuelle

Kraft. Es lebte in ihm ein lichter, freyer, energiſch hervortretender wiſſenſchaftlicher Geiſt, der die Gegenſtände des Denkens in ihrer Totalität erfaßte, und, durch das Studium der Alten auf den ächten Charakter der Form hingelenkt, rein, lichtvoll und ſchmucklos darſtellte. Er war in dieſer Hinſicht ſeinen meiſten Mitarbeitern am Werke der Reformation überlegen; Luther ſelbſt geſtand, daß er nach Brenzens Schriften ſeine eigenen kaum mehr zu leſen vermöge. Dabey verfiel er weniger als ſeine Zeitgenoſſen in den Fehler ſcholaſtiſchen Wortkrams oder dürrer Trockenheit; die Wiſſenſchaft nahm in ihm ihre beſtimmte Richtung auf praktiſche Zwecke; indem ſeine ununterbrochene Geſchäftsthätigkeit ihn der Welt nicht minder befreundete als der Schule, und ſein frommer Sinn das Intereſſe des Herzens weit empor hub, über das des Wiſſens. Es war eine Folge dieſer Richtung, daß er in allen ſeinen Aufſätzen immer in beſtimmtem, deutlichem und klar entwickeltem Tone des Lehrers ſprach, dem es recht ernſtlich um die Ueberzeugung ſeiner Zuhörer zu thun iſt; daß ihm dieſer Ton, als von ſelbſt aus ſeinem Charakter hervorgehend, vorzüglich gelang, und daß er ſelten die Ruhe, die Milde und die Sanft-

muth verläugnete, ohne welche man oft diejenigen von sich zurückstößt, die man für seine Sache gewinnen möchte. Auch über die letztere Tugend ertheilte ihm Luther — ob er wohl selbst auf sie keinen Anspruch machen konnte — sein Lob. Seine eigene Manier, versicherte der Reformator, reiße dahin wie der Sturmwind, der Berge zerspalte; aber Brenzens Rede gleiche dem sanften, stillen Sausen, in dem Gott den flüchtigen Elias geschreckt.

Die theologische Fakultät in Tübingen hat nach Brenzens Tod eine vollständige Sammlung seiner Schriften veranstaltet, und im Jahr 1576 in acht Foliobänden herausgegeben. Diese Sorfalt für die Erhaltung der sämmtlichen Geisteserzeugnisse eines verdienten Mannes bewies, daß sein Zeitalter seinen Werth dankbar anerkannte, so wie durch sie der Nachwelt ein Vorrath bedeutender Aktenstücke zur Geschichte eines höchst interessanten Zeitpunkts überliefert wurde. Es ist auch in unsern Tagen lediglich noch der historische Standpunkt, auf welchen die Brenzischen Schriften, zumal seine polemischen Abhandlungen und seine Geschäftsaufsätze unsere Aufmerksamkeit ansprechen können. Seine Kommentare über die meisten biblischen Bücher

ſind durch die Forſchungen ſpäterer Kritiker und Exegeten, zur ſichern Beſtimmung des Schriftſinns, unbrauchbar geworden; auch das Licht, das in ſeinen dogmatiſchen Erörterungen ſcheinet, iſt gänzlich überglänzt, durch die Aufklärung derjenigen, die ſich auf ſeine Schultern ſtellten; und daß wir uns ſeines Katechismus noch bedienen, beweiſt nicht, daß er uns unentbehrlich ſey. Dadurch wird aber auch der Ruhm und das Verdienſt des Mannes nicht vermindert, der ſein Leben ſo treu der Erforſchung der chriſtlichen Wahrheit geweiht, und in ihrem Bekenntniſſe ſo viel gewagt und geduldet hat. Denn das Licht der Wahrheit bricht nie und nirgends plötzlich hervor, ſondern dringt allmählig durch das Dunkel der Vorurtheile und des Wahns hindurch, wie die Sonne durch die Finſterniſſe der Nacht. Deßhalb hat jeder, der ſeiner gewiſſenhaft und mit frommen Eifer pflegt, Anſprüche auf Achtung und Lohn, unabhängig davon, ob er dieſem Lichte ſeine Dienſte weihe, in der Dämmerung oder in der Stunde des Mittags.

Auch durch ſeine Predigten und durch katechetiſchen Unterricht wirkte Brenz ſegensvoll auf diejenigen, die in ſeinem nächſten Kreiſe lebten. Seine beredte, klare und lebendige Darſtellung

machte dem Zuhörer seinen Gedanken anschaulich; seine Innigkeit und sein frommer, sanfter Ton drang in die Herzen. Er war nicht gewohnt, seine Kanzelvorträge vollständig auszuarbeiten, wozu er auch in seiner geschäftevollen Lage selten Zeit gefunden haben würde; dagegen machte er von demselben kurze Entwürfe in lateinischer Sprache, die er dann auf der Kanzel weiter ausführte. Diese Entwürfe bearbeitete nachher der Prediger Jakob Gräter in Hall, und theilte sie dem Publikum mit. Man sieht aber, daß in dieser Arbeit nur die Grundform und die Hauptgedanken Brenzen angehören. — Eine seinen Beruf als Prediger betreffende Anekdote ist zu charakteristisch, als daß sie nicht auch hier wiederholt zu werden verdiente. — Ein berühmter Theologe des sechszehnten Jahrhunderts, Johann Sebastian Pfauser, der erst Hofprediger und Rath bey dem Kaiser Maximilian II. gewesen war, dann aber als Pastor an der Pfarrkirche zu Lauingen an der Donau lehrte, reiste nach Stuttgard, in der Absicht, den ausgezeichneten Mann kennen zu lernen, der durch Geist und Muth für die Gründung der protestantischen Kirche so viel ausgerichtet hatte. „Der Herr Probst, sagte Pfausern sein Wirth, werde morgen frühe predigen.“ Der begierige

Fremdling begab ſich, ſchon als das erſte Zeichen gegeben ward, in die Kirche, indem er vorausſetzte, daß in dem Hörſaale eines ſolchen Mannes die Plätze nicht leicht zu finden ſeyn dürften. Aber der gröſste Theil der Kirche blieb leer, und obwohl der Prediger alle Erwartungen Pfauſers vollkommen befriedigte, konnte er ſich doch unmöglich überzeugen, daß das ſtuttgarder Publikum den Mann, der in ganz Teutſchland für einen Hauptpfeiler des Proteſtantismus galt, ſo kaltſinnig vernachläſsigen könnte. Er begab ſich nach geendigtem Gottesdienſte in die Sakriſtey, noch immer zweifelhaft, ob der Prediger, den er gehört, wirklich Brenz ſey. Zu ſeiner groſsen Freude reichte ihm der verehrte Mann die brüderliche Hand, und nahm den Fremdling mit in ſeine Wohnung. Pfauſer äuſserte ſein Befremden über die kleine Zahl der Zuhörer. „So wenigen Menſchen zu Liebe, ſetzte er hinzu, würde ich kaum die Kanzel beſtiegen haben.“ Bald kamen ſie an einen Bronnen vorüber. Hier fragte Brenz ſeinen Begleiter, ob er wohl wüſste, was die gröſste Tugend dieſes Bronnens wäre? Auf Pfauſens Verneinung fuhr er fort: „Das iſt das Lob dieſes Bronnen, daß er immer gleich reichlich Waſſer giebt, es mögen nun viele oder wenige aus

ihm ſchöpfen. Er iſt das Vorbild der Prediger des göttlichen Wortes. Auch dieſe müſſen ſich unaufhörlich das Waſſer des Lebens entquellen laſſen, unbekümmert, ob ſich viele oder wenige Durſtige um ſie her verſammeln." — Die Alten haben mehrere ähnliche Anekdoten von Brenzen aufbewahrt, die eben ſowohl ſeinen frommen Sinn, als die lebendige, geiſtreiche und originelle Manier bezeugen, in der er die Wahrheit ſah und darſtellte. *)

Religioſität war das Prinzip ſeines Lebens. Sie gab ihm den Muth, ſo unerſchütterlich zu beſte-

---

*) Sermo ejus sale, non atro illo; sed candido fuit conditus, ac more vetustatis eruditae multa per apologos graviter dixit, deque rebus arduis admonuit." S. Ch. E. Weismanni introd. in hist. eccl. N. T. Tom. I. p. 1443. Daſelbſt wird auch folgendes „responsum acutum" von ihm erzählt: Elegans responsum Brentius Eccio in comitiis Augustanis dedit, qui dixerat: Matrem ecclesiam hac in parte (agebatur de invocatione sanctorum) esse audiendam, cui hoc visum esset. Respondit enim: Quidsi pater diversum praecipiat?

ben auf ſeiner Ueberzeugung, und ſo getroſt jede Entbehrung und jede Trübſal zu dulden, um Gottes willen; ſie erregte und erhielt aber auch in ihm dieſen raſtloſen Eifer in der Erfüllung des ihm angewieſenen Berufes, und dieſe frohe Zuverſicht, daß ſeine Arbeit nicht vergeblich ſey. Nie ſchweifte ſie über die Gränze aus, in welcher die Vernunft das Gefühl der unſichtbaren Welt hält. Denn niemand war beſonnener, umſichtiger, wachſamer und kälter in der Betreibung der die Intereſſen der Kirche betreffenden Geſchäfte; niemand duldſamer gegen Irrende und ſchonender gegen Wiederſacher. Durch ein ſchuldloſes Leben, durch gänzliche Verzichtleiſtung auf ſich ſelbſt bey ausſchließender Richtung des Willens auf das innere Wohl der Menſchheit, und durch ein kindliches, liebevolles Gemüth bewährte er, daß das Chriſtenthum in ihm zur Kraft gekommen ſey. Treffend haben ihn deßhalb ſeine Freunde geſchildert, indem ſie auf ſeinen Grabſtein ſchrieben: Voce, stylo, pietate, fide, ardore probatus!

Der
Streit über die Erbſchaft
des
Herzogs Georgs des Reichen von Baiern.

Das Schickſal erwies dem Kaiſer Ludwig dem Baier eine ausgezeichnete Gunſt, indem es alle ſeine Stammesvettern, mit Ausnahme der in der Pfalz herrſchenden Linie, nach mannigfaltiger Zurücklung des alten wittelsbachiſchen Erbes, von der Erde nahm, und dadurch ganz Ober- und Niederbaiern unter ſeiner Regierung vereinigte. (1340.) Da war es Zeit den bisherigen verderblichen Trennungen der Macht und des Willens in demſelben Hauſe für immer vorzubeugen, und durch die Einführung des Rechtes der Erſtgeburt einen feſten Grund zur ſteten Erhaltung der innern Ruhe und zu fort-

dauernd wachſendem Anſehen zu legen. Aber der Geiſt jener Zeit faßte die Vortheile einer ſolchen Einrichtung nicht; man pflegte bey Thronerledigungen die Staaten eben ſo zu zertrümmern, wie bey den Todesfällen der Ritter ihre Huben. So geſchah es, daß nach dem Tode des Kaiſers ſein Erbe unter ſeinen ſechs Söhnen vertheilt wurde. Das war eine Loosung zu groſſen Zerrüttungen und Unruhen. Ueber hundert Jahre dauerten die innern Zwiſte. Die Erben von Wittelsbach gaben ein trauriges Schauſpiel von verheerenden Hauskriegen, in denen Brüder gegen Brüder und Söhne gegen Väter zu Felde zogen. So mochte die Macht der Familie und das Glück des Landes nicht gedeihen. Doch allmählig minderte ſich die Zahl der herrſchenden, oder die Herrſchaft anſprechenden Zweige des Stammes; das Getrennte fiel immer mehr zuſammen; und in der zweyten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts beſtanden nur noch die zween Aeſte von München und Landshut, deren jeder nur ein den geſammten Beſitzthum beherrſchendes Oberhaupt hatte. In München regierte Albrecht der Weiſe, in Landshut Georg der Reiche.

Georg war im Jahre 1459 auf dem Schloſſe Trausnitz geboren worden. Im Jahre 1475

vermählte er ſich mit Hedwig, einer Tochter des Königs Caſimir in Polen; vier Jahre ſpäter trat er, nach dem Tode ſeines Vaters Ludwig die Regierung an. Sein Land umfaßte Landshut und Burghauſen, mit dem größten Theile von Niederbaiern, Ingolſtadt und viele Städte und Schlöſſer auf dem Nordgau, die baieriſchen Aemter und Herrſchaften von Neuburg die Donau aufwärts bis an die Brenz, und die Theile des nördlichen Tyrol, welche nach dem Tode Ludwigs des Brandenburgers, für das Haus gerettet worden waren. In ſeiner Jugend hatte er als tapferer Kämpfer in den Schranken und im Kriege ſich ausgezeichnet; als ihm aber ſeine Lande angefallen waren, lenkte ſich ſein Sinn auf die innere Verwaltung, und auf die Uebung einer planmäßigen und ſtrengen Wirthſchaft, wobey er wohl manchmal erndete, wo er nicht geſäet hatte. Dadurch wurde er der reichſte Fürſt ſeiner Zeit. er hatte einen baaren Geldvorrath von 5 Millionen Gulden, ohne die Kleinodien, Edelſteine und das herrliche Geräthe von Silber und Gold, wozu noch große Summen an ausſtehenden Schulden kamen. Seine Schlöſſer waren mit Zeug, Geſchütz und Waffen, ſeine Käſten mit Getraide angefüllt, ſo daß von dem Proviant, den er hin-

verließ, 4000 Pferde und 20.000 zu Fuß vier Jahre lang wohl erhalten werden mochten. Dazu hatte er noch für 1,385.486 Gulden eigene Güter erkauft. Zur Gründung dieses glänzenden Wohlstandes war ihm schon von seinem Großvater Heinrich durch unersättlichen Geiz, und von seinem Vater Ludwig durch weise Staatsökonomie trefflich vorgearbeitet worden. Beyde hatten, so wie er, von ihren Zeitgenossen den Beynamen der „Reichen“ erhalten.

Aber es ward Georgen der Trost nicht, seinen großen Besitzthum auf einen männlichen Erben zu bringen; denn der einzige Sohn Ludwig, den ihm seine Hedwig geboren hatte, war ihm früh schon vorangegangen. Doch blieben ihm zwo Töchter, Margaretha und Elisabeth. Die erste hatte im Jahre 1494 in der Dominikaner-Frauen-Abtey Altenhohenau den Schleyer genommen; so standen alle Hoffnungen der Eltern auf der letztern. Ihr seine Lande und alle seine Schätze zuzuwenden, dahin war des Herzogs ganzer Sinn gerichtet. Zwar hatte die Sache große Schwierigkeiten. Denn Recht und Herkommen im teutschen Reiche, so wie die Gewohnheit des Hauses wollten, daß seine Lande an seine nächsten Gesippten und

Schwertlehnerben, den Herzog Albrecht von München und deſſen Bruder Wolfgang fallen ſollten. Ueberdieß war noch in der Einung, welche die drey Söhne des Herzogs Stephans des Aeltern im Jahre 1392 errichtet hatten, ausdrücklich verſehen, es ſollten bloß die männlichen Zweige des Geſchlechtes einander erben, die Töchter aber ſonſt berathen werden. Dagegen bewieſen ihm ſeine Gelehrten, nach römiſchen Rechten folgen die Töchter den Vätern ſelbſt in Land und Leuten nach, und die vielen Herrſchaften und Beſitzungen, die er und ſeine Väter von ſelbſterworbenen Vermögen als Eigenthum erkauft haben, könnten ohnehin als Stammgut nie in Anſpruch genommen werden. Dabey ſträubte ſich ſein Herz dagegen, daß ſeine Lande in die Hände der münchner Vettern gelangen ſollten, gegen die er lange ſchon mit Haß und Grimm erfüllt war. Auch war es nicht in ſeinem Sinne, ſein Erbe dem Stamme von Wittelsbach zu entfremden; er wollte daß einer von den Söhnen ſeines geliebten Schwagers, des Kurfürſten Philipp von der Pfalz, ſich mit ſeiner Tochter Eliſabeth vermähle, und dann in demſelben regiere. Der Widerſpruch, der bey dem Vorhaben zu erwarten ſtand, ſchien ihm nicht furchtbar; er hatte, um ihm zu begegnen, im Ueberfluſſe Gold und

Waffen. So nahm er ſeinen Entſchluß, und machte im Jahre 1496 am 14ten September, als er im Begriffe war mit dem Könige Maximilian nach Italien zu gehen, ſein Teſtament, worin er verordnete: ſein Leichnam ſollte, an der Seite ſeiner Väter, in dem Kloſter Seeligenthal ruhen; — 2000 Gulden werden zu einem Jahrtage, 32,000 zu andern frommen Zwecken gewidmet; — ſeine Tochter Margaretha erhalte 8000 Gulden; — Land und Leute und alles Vermögen erben auf Eliſabeth und ihren Gemahl, einen von Philipps Söhnen; — Philipp und Otto von Neumarkt, Wolfgang von Ortenburg und viele Ritter des Landes waren zu Vollziehern des Teſtaments eingeſetzt. Dieſe Verordnung blieb den Vettern zu München nicht verborgen. Sie erſchienen vor dem Könige mit groſſer Beſchwerde, wie durch dieſelbe die Hausgeſetze verletzt, und ihr Recht gekränkt werde. Da gab ihnen Maximilian, der ein Bruder der Kunigunda, der Gemahlin des Herzogs Albrecht war, einen Verſicherungsbrief, (23. May 1497.) daß es ihnen an ihren Rechten nicht nachtheilig ſeyn ſollte, woferne ihr Vetter, Herzog Georg, ſein Fürſtenthum oder einen Theil davon jemanden anders zuwenden oder vermachen würde.

Dieſer ließ ſich hierdurch in ſeinem Beginnen nicht hindern. Er erkohr Ruprechten, den dritten Sohn ſeines Schwagers, der bereits zum Adminiſtrator und künftigen Biſchof in Freyſingen poſtulirt worden war, und die päbſtliche Bewilligung zum Zurücktritt in den weltlichen Stand erhalten hatte, zu ſeinem Eidam, und ließ ihm im Jahre 1500 ſeine Tochter Eliſabeth antrauen. Seine Abſichten nicht mehr verheimlichend, ernannte er den Pfalzgrafen zu ſeinem Statthalter und räumte ihm die Städte Landshut und Neuburg ſammt andern Herrſchaften ein, auf daß er Gelegenheit hätte, ſich in der Verwaltung des künftigen Erbes zu üben, und die Liebe der Stände und des Volks zu erwerben. Da wiederholten die Herzoge von München ihre Beſchwerden an dem königlichen Hofe, (24. Oktober 1503.) und in geſchärftem Tone entbot Maximilian dem ſo eigenmächtig zufahrenden Georg, daß jede von ihm über ſein Fürſtenthum, Land und Leute, zum Nachtheile ſeiner nächſten und rechtmäßigen Lehnsfolger gemachte Verordnung nichtig und ungültig ſeyn ſollte. Königliche Briefe von demſelben Inhalte wurden auch an die Landſtände erlaſſen. Zugleich geſchahen von Seiten des Königs dringende Anträge an die Partheyen, um güt-

liche Unterhandlungen einzuleiten. Aber Georg beſtand unerſchütterlich auf der erſten Forderung, daß ſein geſammtes Erbe unverkümmert an ſeine Tochter übergehen müſſe, und ſo ward trotzig jeder andere Vorſchlag von ihm abgewieſen. Indeß erinnerte ihn ſeine dahinſinkende Geſundheit, daß es endlich Zeit ſey, entſcheidende Fortſchritte zu machen. Zu dieſem Ende ließ er Schreiben an die Stände ergehen, worin er ſie auf den nächſten Sonntag nach Nikolai (10. Dez. 1503.) zu einem Landtage nach Landshut berief, „auf daß das Succeſſionswerk zum „Beſten ſeiner Tochter und ſeines Eidams voll„ends in Ordnung gebracht werde.“ Dabey ward noch ausdrücklich bemerkt, daß die Verſammlung auch in dem Falle ſtatt haben ſollte, wenn der Herzog unterdeſſen mit Tode abgehen würde. Dieſer Zuſatz war nicht überflüſſig. Denn ſchon am erſten Dezember endete Georg auf dem Schloſſe Ingolſtadt das troiſche Leben. Nachdem er noch ſterbend den Pfalzgrafen ermahnt hatte, gegen ſein Teſtament nicht thun zu laſſen. Fünf Tage ward ſein Tod geheim gehalten. Dann brachte man ſeinen Leichnam in das Kloſter Seeligenthal, wo „der manns„hafte und friedſame Fürſt,“ *) wie er verord-

*) So wird er auf ſeinem Todtenſchilde charakteriſirt.

net hatte, an der Seite seiner Väter beygesetzt wurde. Trotz der Verheimlichung des Todfalls scheint doch die Kunde von demselben frühe genug nach München gekommen zu seyn. Denn schon am 5ten Dezember ertheilte der König Maximilian den Herzogen Albrecht und Wolfgang die Belehnung über Georgs hinterlassene Lande. Ruprecht dagegen nahm sogleich von den Schlössern zu Landshut und Burghausen, so wie von andern Bestandtheilen des Fürstenthums Besitz, und bemächtigte sich des von seinem Schwiegervater hinterlassenen Schatzes, der so beträchtlich war, daß man 70 sechspännige Wägen nöthig hatte, um ihn von Burghausen nach Neuburg an der Donau zu bringen. Die Augen von ganz Teutschland waren zu dieser Zeit auf Baiern gerichtet. Denn der Streit, um den es sich hier handelte, bot sehr große und mannigfaltige Interessen dar, und bey der Beharrlichkeit und Erbitterung der Partheyen stand zu erwarten, daß er nicht anders als mit den Waffen dürfte geschlichtet werden.

Unterdessen versammelten sich die Stände, wie von dem verblichenen Fürsten verordnet worden war, auf dem Tage zu Landshut,

Ruprecht und ſeine Gemahlin erſchienen in ihrer Mitte, und verlangten die Huldigung. Daſſelbe Anſinnen machten die Geſandten, welche von den Herzogen von München waren abgeordnet worden. Ueberdieß traten Bevollmächtigte von dem Könige, von dem ſchwäbiſchen Bunde, und von dem Herzoge Ulrich von Wirtenberg, desgleichen vom Kurfürſten Philipp von der Pfalz auf, um für die eine oder die andere Parthie zu ſprechen. Die Stände entriſſen ſich ihrer Verlegenheit durch einen weiſen und männlichen Entſchluß. „Es ſollte aus gemeiner Landſchaft ein Regiment, und zwar acht aus der Ritterſchaft, vier aus den Prälaten und vier aus den Städten gewählt werden, um Herzog Georgs hinterlaſſene Länder bis zu gütlicher oder rechtlicher Entſcheidung des Streits zu verwalten. Indeſſen ſollte ſich der Pfalzgraf Ruprecht keiner fürſtlichen Obrigkeit im Lande anmaßen, keine Städte, Schlöſſer und Flecken in ſeine Gewalt nehmen, kein fremdes Volk in das Land führen, die Landſchaft in ihrem Regiment nicht iren, und alles bis zum Austrage der Sache in ſeinem itzigen Stande laſſen. Uebrigens ſollte dieſe Anordnung den Rechten und Gerechtigkeiten beyder Partheyen unnachtheilig ſeyn.“

Nach einigem Sträuben ließ sich der Pfalzgraf den gefaßten Beschluß gefallen, nachdem ihm die Landschaft den fernern Besitz der Schlösser zu Landshut und Burghausen noch bewilligt, und ihm die nöthigen Lieferungen zu seinem Hofstaate zugesichert hatte. Darauf erließen die Stände Briefe an den König, worin sie ihn baten, daß er als der Sache ordentlicher Richter die Partheyen auf einen gewissen Tag vorladen, und in Entstehung der Güte einen rechtlichen Ausspruch thun, zugleich aber sie bescheiden möchte, sich bis dahin aller Gewaltthätigkeit zu enthalten, damit nicht Land und Leuten Schaden und Nachtheil zugezogen würde.

Maximilian berief die streitenden Fürsten auf den Tag der heiligen Agatha (5. Februar 1504.) in seine ihm so liebe Stadt Augsburg, wo er am 30. Januar mit einem ansehnlichen Gefolge selbst anlangte. Er sah sich hier von einer glänzenden Versammlung von Kurfürsten, Fürsten und Gesandten umgeben, welche herbeygekommen waren, theils sich für ihre Freunde zu verwenden, theils ihrer eigenen Interessen, in welche dieser wichtige Handel eingriff, zu verwahren. Die Herzoge Albrecht und Wolfgang, so wie der Pfalzgraf Ruprecht waren

in Perſon erſchienen. Jene hatten den wirtembergiſchen Kanzler Gregor Lamparter, dieſer den würzburgiſchen Domherrn Leonhard von Egloffſtein als Anwald mitgebracht. Am 5. Februar wurden die Verhandlungen, unter dem Vorſitze des königlichen Hofmeiſters Eitel Friedrich von Zollern, eröffnet. Es hatten mehrere Sitzungen ſtatt, in welchen die Wortführer der Partheyen ihre Anſprüche und die Gründe derſelben entwickelten, während ihre Darſtellungen ſogleich zu Papier gebracht wurden. Am 14. Februar erklärten endlich beyde Theile, daß ſie die Handlungen für geſchloſſen anſehen, und ſich dem königlichen Ausſpruche unterwerfen. Zugleich gaben die zu Aicha verſammelten Landſtände zu erkennen, daß ſie die gütliche oder rechtliche Entſcheidung des Königs abwarten und vollziehen helfen wollten, bey welcher Erklärung ſie auch, trotz der Aufforderungen, die von den ſtreitenden Partheyen an ſie ergiengen, ſtandhaft verharrten. Umſonſt wurden die Bemühungen, eine Verſöhnung zu Stande zu bringen, wiederholt. Es konnte nur das richterliche Wort den ſtarren Sinn der Entzweyten brechen. Alles ward zu deſſen Ausſpruch vorbereitet. Der königliche Kammerrichter und die Beyſitzer des Gerichts erhuben ſich in Re-

gensburg und erschienen an dem Hoflager des Königes.

Der letztere hatte indessen nicht versäumt, diese wichtige Angelegenheit auch auf dem politischen Standpunkte zu fassen und für den Vortheil seines Hauses zu nützen. Nicht nur hoffte er das große Kapital, das ihm der Herzog Georg angelehnt hatte, ausstreichen, sondern auch die von dem Tyrol abgerissenen zur Erbschaft gehörigen Stücke wieder herbey bringen zu können. In allen bisherigen Verhandlungen verwahrte er deßhalb die Ansprüche des königlichen Fiscus, ohne jedoch dieselben zu bestimmen. Die Herzoge von München aber stellten ihm (2ten April.) einen Verzichtbrief aus, worin sie nicht nur den genannten Bestandtheilen des Tyrols, sondern auch andern von dem Erblasser besessenen Herrschaften, Gütern und Rechten, so wie dem an die Masse schuldigen Kapital feyerlich entsagten. Diese Vortheile konnten aber bey einer richterlichen Entscheidung nicht ohne einen auffallenden Schein von Gehäßigkeit erworben werden. Der König machte deßhalb noch einen Versuch zur Güte, indem er, am 9ten April einen umständlichen Plan zur Schlichtung des langen Haders vorlegte.

Der Herzog Ruprecht und seine Gemahlin, — so verordnete der königliche Vorschlag — erhalte alle von Herzog Georgen hinterlassene Baarschaft, Kleinodien, Edelgesteine, Silbergeschirr, Perlen und ausstehende Schulden, ausgenommen die Schuld Sr. Majestät, die sich dieselbe mit anderm vorbehalte. Es werden ihnen zuerkannt alle Schlösser, Städte, Flecken, Land, Leute, Renten und Gülten, so jenseits der Donau, auf der linken Seite liegen, und die Herzog Georg inne gehabt, und Herzog Albrecht itzt zum Theil inne hat, Schloß und Stadt Ingolstadt jedoch ausgenommen. Ferner werde ihnen ein Drittel des von Herzog Georgen verlassenen Geschützes, der halbe Theil alles Getraids und aller fürstliche Hausrath; nur der kleine Hausrath bleibe jedem Theile in den Schlössern und Flecken, die er einnehmen wird. Dagegen werden den Herzogen von München eingeräumt, Schloß und Stadt Landshut und Burghausen, sammt allen Schlössern, Städten, Land, Leuten, Renten, Nutzungen und Gülten, welche Herzog Georg auf der rechten Seite der Donau besessen, ausgenommen Neuburg an der Donau und Reichenhofen mit ihren Zugehörden. Auch gelangen zwey Drittel des Geschützes und die Hälfte von allem Getraide

an die Herzoge. Ingolstadt, Neuburg und Reichenzhofen bleiben unter königlichem Sequester, bis zu gänzlichem Austrage der Sache. Beyde Partheyen können und sollen die ihnen zugeschiedenen Landestheile zwischen jetzt und dem Sonntage Jubilate (28. April.) einnehmen, besitzen, regieren, und was lehnbar ist, von seiner Majestät empfangen. Das von der Landschaft gesetzte Regiment werde aufgelöst; der landschaftliche Ausschuß aber bleibe in seiner Gewalt bis zu Vollführung des Entscheids. Jedem Theile bleibe sein Recht vorbehalten; dagegen befehle königliche Majestät beyden Partheyen ernstlich, alle Rüstung abzuschaffen, den Vertrag bis zu der Sache Erledigung anzunehmen und zu halten, und inzwischen mit der That und in Ungüte nichts gegen einander zu handeln, bey Vermeidung schwerer königlicher Ungnade, auch bey Verlust aller und jeder Lehnschaft und Gerechtigkeit, darum sie itzo streitig sind, oder die sie sonst haben und besitzen. Der Rechtstag, so beyden Theilen angesetzt wird, soll auf den Montag nach Trinitatis (3. Juny.) vor seiner Majestät statt haben.

In diesem Erkenntnisse war ein löblicher Geist der Billigkeit ersichtlich, indem es mit Beachtung

der Rechte, welche die Grundsätze der teutschen Erbfolge und die Hausverträge für die Herzoge von München begründeten, die Ansprüche nicht vernachläßigte, zu denen Ruprecht und seine Gemahlin in Beziehung auf das Allodialvermögen des Erblassers befugt waren. Demungeachtet that es keiner von den Partheyen Genüge, weil der Sinn einer jeden auf den Erwerb der ganzen Erbschaft stand, und beyde erwiesen sich, so sehr ihnen auch die Fürsten zuredeten, unzufrieden. Der Herzog Albrecht ritt sogar im Verdrusse von Augsburg hinweg; Ruprecht aber erklärte, daß er ohne erst mit seinem Vater und mit seiner Gemahlin Rücksprache genommen zu haben, sich nicht äußern könne. Die letztere, als sie vernahm was ihrem Gemahle angesonnen worden, gerieth in noch größere Entrüstung. Sie glaubte, daß es nun Zeit sey, mit Gewalt zu nehmen, was ihr der langsame Gang gerichtlicher Verhandlungen so lange vorenthielt. Unversehens überfiel sie die Städte Landshut und Burghausen (17. April.) aus den dortigen Schlössern mit wehrhafter Mannschaft, empfieng von den Bürgern die Huldigung, und vertrieb das landschaftliche Regiment. Denselben Streich suchte sie zu Ingolstadt auszuführen; aber die Bürgerschaft, durch die königli-

chen Abmahnungsſchreiben gewarnet, verweigerten ihr den Gehorſam.

Dieſe gewaltthätigen Schritte erregten den Zorn des Königs. Um ſeine Würde nicht länger auf gleiche Weiſe verhöhnt zu ſehen, beſchloß er der Gerechtigkeit ihren Lauf zu laſſen, und endlich als Richter entſcheidend zu erkennen. Sein Ausſpruch erfolgte am Dienſtag vor St. Georgentag (22. April.) in Gegenwart des Herzogs Wolfgang, des landſchaftlichen Ausſchuſſes und der anweſenden Fürſten und Stände dahin: „da Herzog Georg von Baiern keinen nachgeſippten Schwertlehnserben von männlichem Geſchlechte hinterlaſſen, als die Herzoge Albrecht und Wolfgang, auch er, der König, denſelben das Fürſtenthum des Herzogs Georgen bereits geliehen, und Lehnpflicht von ihnen genommen, ſo werde andurch erkannt, daß die benannten Herzoge in gemeldten Herzogs Georgen Fürſtenthum in Nieder- und Oberbaiern gelaſſen, und in die Gewähr deſſelben, mit allen Grafſchaften und Herrſchaften in und außer Landes gelegen, eingeſetzt werden ſollen.“ Dieſes Urtheil ſchickte der in Augsburg anweſende landſchaftliche Ausſchuß ſogleich an die Städte, und ſchrieb einen Landtag nach Ingol-

ſtadt aus, um die Regierung an die Herzoge von München zu übergeben. Zugleich verkündigte das Regiment, das ſich von Landshut nach Schärding zurückgezogen hatte, das königliche Urtheil im Lande, und ermahnte die Unterthanen, beſagte Herzoge als ihre Landesfürſten zu erkennen. Die letztern erſchienen ſelbſt in Ingolſtadt und empfiengen daſelbſt die Huldigung. Auch in allen andern Orten, die noch nicht von dem Volke des Pfalzgrafen beſetzt waren, wurde ihnen angelobt.

Ruprecht und Eliſabeth ſahen ſich durch das königliche Erkenntniß, und durch die Begebenheiten, welche daſſelbe zur Folge hatte, nur noch mehr erregt, der Gewalt, die ſie zu leiden glaubten, mit Gewalt zu begegnen. Im Beſitze des väterlichen Schatzes und der Vorräthe, welche die Zeughäuſer und Magazine zu Landshut und Burghauſen enthielten, konnten ſie ja wohl etwas wagen. Auch ſtanden ſie nicht allein. Der Kurfürſt Philipp, der Biſchof von Freyſingen, der Landgraf Johann von Leuchtenberg, der Graf Wilhelm von Henneberg und viele Edle rüſteten ſich für ſie. Mehrere böhmiſche Ritter kamen mit einem Heere von 2400 Mann herbey.

Selbſt der König Ludwig XII. von Frankreich verhieß ihnen Hülfe, die er jedoch nicht leiſtete. Ueberdieß waren beyde voll Muths und voll Zuverſicht auf ihre Sache, und ſo verachtete Ruprecht was über ihn beſchloſſen war und was ſeine Feinde begannen, erhub ſich mit ſeinen Schaaren, nahm die Städte Dingolfingen, Oetting, Mosburg und Neuburg an der Donau hinweg, und zwang allenthalben die Unterthanen ihm die Huldigung zu leiſten. Darüber ward der König im höchſten Grade erbittert, und indem er achtete, daß nun das Aeuſſerſte verfügt werden müſſe, erklärte er (4. May.) den Pfalzgrafen, ſeine Gemahlin Eliſabeth und alle ihre Helfer in des Reichs Acht und Aberacht. Umſonſt ſchrieb der Kurfürſt Philipp, der noch immer ein friedliches Ende der Sache wünſchte, an den zürnenden Monarchen. Aber ſein Wort fand kein Gehör. Auch über ihn wurde die Acht ausgeſprochen. Dieß alles erſchütterte jedoch das feſte Gemüth des Pfalzgrafen nicht. Unaufhaltſam ſetzte er ſeine kriegeriſchen Unternehmungen fort, und unterwarf ſich den größten Theil der ſtreitigen Lande. Ganz in ſeinem Sinne hatte ein Dichter jener Zeit geſungen:

Ich will bleiben Pfalzgraf am Rhein,
Und widerſtehn allen Feinden mein.

Der ganze Bund ſteht wider mich,
Dagegen ſtreit ich ritterlich.

Unterdeſſen hatte aber auch der Herzog Albrecht nicht geſäumt, ſich in Bereitſchaft zu ſetzen und ſeine eigene Macht durch Bundesgenoſſen zu verſtärken. Schon früher hatte er Verträge mit ſeinem Schwiegerſohn, dem Herzoge Ulrich von Wirtemberg, dem Landgrafen Wilhelm von Heſſen, dem Markgrafen Friedrich von Brandenburg und der Stadt Nürnberg geſchloſſen, worin ihm gegen Zahlung beträchtlicher Geldſummen Hülfe an Mannſchaft und Geſchütz verheißen ward. Ueberdieß ſtanden auf ſeiner Seite der König Maximilian, der ſchwäbiſche Bund, der Pfalzgraf Alexander von Zweybrücken, die Herzoge Heinrich und Erich von Braunſchweig, und die Grafen von Leiningen und Hohenlohe, ſo daß ſich die Ueberlegenheit der Macht bey weitem für ihn entſchieden hatte. Allenthalben rüſteten und bewegten ſich die Heere. Die Feindſeligkeiten brachen mit dem beginnenden Monate May aus. Im Innern von Baiern lagen Albrecht und der Pfalzgraf gegen einander zu Felde. Vom Tyrol her brach Maximilian in das Land ein. Der Markgraf von

Brandenburg und die Nürnberger erhuben ſich gegen die obere Pfalz. Die Rheinpfalz ward dieſſeits des Neckars von dem Herzoge von Würtemberg, jenſeits von dem Landgrafen von Heſſen, und im Weſten von dem Pfalzgrafen von Zweybrücken angefallen. Ein öſterreichiſches Heer zog an den Oberrhein, um ſich der pfälziſchen Beſitzungen im Elſaße, Sundgau und Breisgau zu bemächtigen. So glich der ganze teutſche Süden einem Lager. Ein von den geiſtlichen Kurfürſten gemachter Vermittlungsverſuch ſcheiterte an der Erbitterung und an der Eroberungsſucht der Partheyen.

Es liegt nicht in dem Plane dieſer Erzählung, dieſen wilden Kampf in ſeinen einzelnen Ereigniſſen zu verfolgen, zumal da derſelbe keine groſſen und kühnen Operationen darſtellt, ſondern ſich beynahe immer nur in der beſchränktern Sphäre des zerſtörenden Partheygangs bewegt. Dagegen kann es aber zur Kenntniß des Kriegsſyſtems, ſo wie des Geiſtes jener Zeit überhaupt dienlich ſeyn, wenn wenigſtens eine Parthie des Ganzen ausgehoben wird, und dazu dürfte beſonders der Zug ſich eignen, den der Herzog Ulrich von Wirtemberg gegen die ſein Herzogthum berührenden pfälziſchen Lande unternahm.

Dieſer junge Fürſt, der damals noch nicht das achtzehnte Lebensjahr erreicht hatte, und bey dieſer Gelegenheit das erſtemal den Harniſch nahm, begann nach redlicher Ritterweiſe damit, daß er am Samſtage nach dem Auffahrtstage (18. May.) dem Kurfürſten Philipp die Fehde ankündigte, welche Ankündigung von dieſem durch einen Absagbrief erwidert wurde, wobey zugleich 93 pfälziſche Herren von Adel ſich als Feinde von Wirtemberg erklärten. Es ergieng hierauf das Aufgebot ins Land, *) und nachdem ſich

*) Ein Zeuge der Ereigniſſe Johann Bebius Tethinger in ſeinem Comentar de Wirtemqergiae rebus gestis Huldrico principe, apud Schardium II. S. 911. macht uber das Conſcriptionsweſen jener Zeit eine intereſſante Bemerkung. „Extemplo conscribit Dux exercitum, habito pro ritu patriae delectu. Nam Suevi praesertim Wirtembergenses, mercenario milite raro uti consuevere, vel si libet perpaucis utuntur. Sed obulentissimus quisque cum nobilibus, deinde qui re mediocri valent, oppidatim vicatimque conscribuntur, aestimantes illum pro focis et aris in acie magis impigre

theils vom Landvolke, theils von fremden Kriegsleuten ein Heer von 20,000 Mann zu Roß und zu Fuß versammelt hatte, rückte die gesammte Macht in der Richtung gegen das Kloster Maulbronn vor. Das erste Lager wurde auf dem Felde bey Itlingen geschlagen, ein Theil des Volks überfiel von hier aus die klösterlichen Dörfer, welche man theils brandschatzte, theils mit Feuer verwüstete. Das Kloster befand sich aber in einem guten wehrhaften Stande; nicht nur daß es mit starken Thürmen und Mauern umgeben war; der Kurfürst hatte noch auf einem benachbarten Hügel ein festes Bollwerk erbauen lassen; eine Schaar von 300 Mann vertheidigte die Stätte; auch war man im Ueberfluß mit Mitteln versehen, um eine lange Belagerung auszuhalten. Zuerst griff der Herzog das Bollwerk mit dem Geschütze an. Nach kurzem Widerstande nahmen die Männer, die es vertheidigen sollten, die Flucht. Mit großer Heftigkeit wurde darauf das Kloster beschossen. Bald entfiel einem Theil

---

pugnaturum, cui domi sit, quod perdat, quam illum qui non habeat, ubi pedem ponat; cum saepenumero paupertas malarum artium repertrix esse videatur."

der Besatzung der Muth. „Maulbronn, bemerkten treuherzig die Feigen, sey ein Gotteshaus, darin man billiger beten und singen, als Krieg führen sollte. Weßwegen man sich bey einem solchen Kriege wenigen Glückes zu versehen hätte. So wäre auch ihr Schirmherr, der Pfalzgraf, an allen Orten mit Feinden umgeben und dergestalt bedrängt, daß kein Entsatz von ihm zu hoffen stünde. Deßhalb müßte man es ihnen, wenn das Gotteshaus also fort zerschossen würde, mehr für einen Frevel, als für redliche Tapferkeit deuten." So ergab sich das Kloster am siebenden Tage, unter der Bedingung, daß die Besatzung mit ihren Wehren abziehen dürfe. Ein großer Vorrath von Lebens- und Kriegsbedürfnissen fiel dem Herzog in die Hände. Der Abt, der sich mit seinen meisten Kapitularen nach Speyer geflüchtet hatte, kam wieder zurück und unterwarf sich dem wirtembergischen Schirm.

Von hier erhub sich das Heer, und nachdem es auf dem Zuge Knittlingen hinweggenommen hatte, bezog es ein Lager vor Bretten, und begann am 12ten Juny mit Anbruch des Tags das grobe Geschütz auf die Mauern und Thürme spielen zu lassen. Außer vielem Landvolke lagen 30 Fähnlein Knechte in der

Stadt, welche unter Mitwirkung der Bürgerschaft, der feindlichen Macht den muthigsten Widerstand entgegensetzten. Ein kühner und glücklicher Streich gelang ihnen in der Nacht vor dem 28ten Juny, da sie einen Ausfall in die Schanzen machten, die Leute vom schorndorfer Fähnlein, die in Sicherheit bey dem Geschütze schliefen, überraschten, viele erstachen, eine Karthaune und eine Schlange erbeuteten, einige Gefangene hinwegführten und mehrere Stücke vernagelten. Das Fähnlein von Stuttgard eilte denen in der Schanze zu Hülfe. Es kam zu einem hitzigen Gefechte, in dem 200 der Streitenden blieben. Die von Bretten nahmen ihre Erschlagenen mit in die Stadt, wo sie ihnen ein feyerliches Leichenbegängniß bereiteten. Die getödteten Wirtemberger aber wurden auf der Wahlstatt verscharrt. Man heißt die Stätte noch bis auf diesen Tag „die Schelmengrube."

An dem Tage nach diesem Streit erschien der Pfalzgraf Ludwig, der ältere Sohn des Kurfürsten, in dem feindlichen Lager. Der Herzog empfieng ihn mit großen Ehren und wandelte mit ihm Arm in Arm unter den Gezelten herum. Die Feindseligkeiten wurden eingestellt. Es kam zu Unterhandlungen, die folgenden, am

2ten July unterzeichneten Vertrag zur Folge hatten: „der Herzog zieht von Bretten ab, und stellt Stadt und Amt zu Pfalzgraf Ludwigs Handen, wogegen aber Maulbronn sammt Zugehörden in seinem Besitze bleibt. Der Herzog kann die Pfalz nicht aus Maulbronn, der Pfalzgraf Wirtemberg nicht aus Bretten anfallen. Die Büchsen, so gen Bretten hinein gekommen, werden zurückgestellt, so auch die Gefangenen, jedoch diese um eine leidliche Schatzung, die nach eines jeden Vermögen bestimmt wird. An andern Orten jedoch mögen beyde Parthien den Krieg treiben, nach ihrem Willen und Gefallen; Meckmühl und Neuenstadt aber, als der Wittum der Gemahlin des Pfalzgrafen, sollen die Zeit dieses Krieges gesichert und gefreyt bleiben, wogegen auch dem Herzoge so viele Städte und Dörfer, als des Wittums ist, gefreyt werden." Welchen Vertrag der Kurfürst Philipp am folgenden Tage mit eigenen Briefen unter seinem Sigill bestätigt hat.

So zog nun Herzog Ulrich ab von
— Bretten der werthen Stadt,
Die ihrem Herrn groß Treue that.

Als der Pfalz Löw den Hirsch der Schwaben
Mit Forcht macht ihn die Flucht wegtraben, *)

und bewegte sich gegen die alte am Neckar liegende, von schönen Weinbergen umgebene Stadt Bessigheim. Schon im Anzuge ward ihre Warte hinweggenommen; 200 Knechte giengen aus, um das Korn auf den Feldern abzuschneiden; Klein Ingersheim, das sich widersetzte, wurde zur Hälfte abgebrannt. Drey Lager umgaben die Stadt. Man ängstigte sie mit heftigem Feuer und mit Stürmen; muthig erwährten sich die Bürger der anstringenden Macht. Aber als 1800 Schüsse geschehen, viele Häuser verwüstet, und viele von den Inwohnern getöd-

*) Diese Reime las man an dem alten Rathhause zu Bretten. Auch war an demselben eine spöttische Anekdote aus der Geschichte dieser Belagerung in einem Gemählde dargestellt. In dem bemerkten nächtlichen Ueberfalle hielt ein des Kriegshandwerks unkundiger Wirtemberger den Finger vor die Mündung eines Stücks, als es losgebrannt wurde. Die Kugel nahm ihm den Finger hinweg. Dann rief er in seinem Schmerze aus:

Au way! Au way!
Auf Bretta glaubets nau,
Komm i jo nimme may!

S. S. F. Gehres kleine Chronik von Bretten. S. 40.

ter waren, erbot man ſich zur Uebergabe. Der Herzog beſetzte die Stadt, (23. July.) und zog dann ohne Verweilen mit dem Heere vor Löwenſtein.

Dieſe Burg hatte der Graf Ludwig, ein natürlicher Sohn des Pfalzgrafen Friederich des Siegreichen und der Klara Dettlen von Augsburg als ein pfälziſches Lehn inne. Sowohl das Schloß als die Stadt wurde Tag und Nacht heftig beſchoſſen; Mauern und Thürme fielen; die Beſatzung, die ſich ohne Hülfe ſah, ergab ſich. In dem Schloſſe fand man einiges Geſchütz mit dem hohenlohiſchen Wappen. Darüber gerieth der Herzog in Entrüſtung. Er beſchloß dieſe Treuloſigkeit an den Grafen von Hohenlohe zu rächen, und ſie, wie die von Löwenſtein, ſeinem Erbſchirm zu unterwerfen. Doch ward er durch die Vorſtellung ſeiner Räthe, daß daß es nicht löblich ſey, ſo nahe Verwandte zu verderben, wieder beſänftigt.

Dieſer glückliche Fortgang der wirtembergiſchen Waffen gereichte dem Könige Maximilian, der unterdeſſen in Schwaben angekommen war zu großem Wohlgefallen. Er bezeugte daſſelbe, in einem offenen Briefe, den er am 1ſten Auguſt zu Rottenburg am Neckar erließ.

In demſelben erklärte er: „das Gotteshaus Maulbronn ſammt den eroberten Dörfern, mit dem Schirm und der weltlichen Obrigkeit, dazu die Stadt Beſſigheim, auch Stadt und Schloß Löwenſtein und die dazu gehörigen Dörfer und Flecken, mit allen Rechten und Gerechtigkeiten, ſo wie alles was der Herzog dem Pfalzgrafen Philipp und ſeinen Anhängern abgenommen oder noch abnehmen würde, ſollte ihm, ſeinen Erben und dem Fürſtenthum Wirtemberg zu eigen bleiben auf ewige Zeiten. Auch ſoll der Herzog wegen der Stadt und dem Schloß Marbach ſammt etlichen Dörfern, welche Wirtemberg von Pfalz zu Lehn getragen, für ſich und ſeine Nachkommen aller Pflicht entbunden, und ſolche Lehnſchaft gänzlich todt und nichtig ſeyn. Ueberdieß ſoll dieſe aus kaiſerlicher Machtvollkommenheit ertheilte Bewilligung unter allen Umſtänden unwiderruflich bleiben, ſelbſt wenn auch der Pfalzgraf Philipp, ſein Sohn und ſeine Helfer von der Acht entbunden, und wieder zu Gnaden angenommen würden."

Während ſich dieß an der öſtlichen Gränze der Rheinpfalz begab, loderte auch in andern Gegenden des deutſchen Südens der Krieg in hellen Flammen. In Baiern und in der obern

Pfalz bekämpften sich Albrecht und Ruprecht mit heftiger Erbitterung, zum grosen Verderben von Land und Leuten; auch war die Macht des erstern durch die brandenburgischen Völker verstärkt worden, welcher der Markgraf Friederich und sein Sohn Casimir herbeygeführt hatten. Die Nürnberger waren am Freytage nach St. Veitstag (22. Juny.) mit 3500 Mann zu Roß und Fuß, unter ihren Hauptleuten Andreas Tucher und Sebald Schürstab ausgezogen, und hatten die Städtlein Altdorf, Lauf, Herschbruck, Petzenstein und Velden, die Schlösser Reicheneck, Stierberg, Grünsperg, Deinschwang, Helmburg, Hamsburg und Henfenfeld, und die Klöster Weissenau, Engelthal und Gnadenberg erobert, und sich alle diese Eroberungen von dem Könige bestätigen lassen. lassen. Der Landgraf Wilhelm von Hessen aber hatte grose Verheerungen in der Rheinpfalz angerichtet, Umstadt hinweggenommen, und Kaub 39 Tage lang vergeblich belagert.

Unerwartet schienen die Ereignisse einen neuen Umschwung zu erhalten, als der Pfalzgraf Ruprecht in den ersten Tagen des Augusts auf seinem Schlosse zu Landshut plötzlich

ſtarb. Sogleich erließ ſeine Gemahlin ein Schreiben an den König Maximilian, worin ſie ihn demüthig bat, ſie und ihre Kinder in Gnaden aufzunehmen, und dem verderblichen Kriege ein Ende zu machen. Dabey verſäumte ſie aber auch nicht, mit Eifer und Thätigkeit die Rüſtungen zu betreiben, und den Ihrigen ein großes Beyſpiel von Muth und Zuverſicht zu geben; wie ſie denn, ob ſie gleich hoch ſchwanger geweſen, geſtiefelt und geſpornt, mit einem Streitkolben im Lager umherritt, alles ſelbſt anordnete, und Ritter und Knechte zur Treue ermahnte. Bey dieſer kriegeriſchen Haltung ſchien ihr Antrag an den König nicht aus einem gebeugten Herzen hervorzugehen, zumal da man zur nämlichen Zeit in Landshut Bewegungen ſah, die auf einen Anſchlag auf Ingolſtadt hindeuteten, und friſche Schaaren aus Böhmen heranrückten, um die Pfalzgräflichen zu verſtärken. Um der Gefahr vorzubeugen, brach Maximilian und der Herzog Albrecht mit 800 Reutern und 4000 Fußknechten von Donauwörth auf. Zugleich wurden die Völker des Markgrafen von Brandenburg, des Herzogs Erich von Braunſchweig, der Stadt Nürnberg, und einiger Glieder des ſchwäbiſchen Bundes herbeygerufen. Das ganze Heer zog dann die Donau

hinunter bis Regensburg. Bey dem Schloſſe Schönberg ſtieß es auf die feindliche Macht, und nachdem man lange heftig geſtritten hatte, (12. September) wurden die Böhmen in die Flucht geſchlagen, und ſiegreich der Wahlplatz behauptet. Am Tage nach der Schlacht folgte auch die Pfalzgräfin Eliſabeth ihrem Gemahle im Tode nach. Die öffentliche Kunde ſagte, ſie ſeyen beyde an der Ruhr geſtorben; aber es gieng zugleich das Geſchrey, ein pfälziſcher Leibarzt habe ſie vergiftet. *) Sie hinterließen zwey minderjährige Söhne, Otto Heinrich und Philipp, wovon jener im dritten und dieſer im erſten Jahre ſeines Lebens ſtand. Der Krieg galt von nun an dem Intereſſe dieſer beyden Kinder. **) Nichts deſtoweniger ward er nach dem

*) S. G. A. Wills Geſchichte und Beſchreibung der Stadt Altdorf. S. 67.

**) Es charakteriſirt die Gemüthlichkeit des Alterthums, wie das Bild dieſer beyden Knaben in das Wappen der Stadt Neuburg an der Donau kam. So ſagt ein Extract aus den alten Urkunden gemeiner Stadt Neuburg, der ſich im neuburger Taſchenbuch für 1807 findet; „Anno 1506 hat Herzog Friedrich in Beyern, als Vormunder Ottheinrichs und Philipſen der Pfalzgrawen hieſiger Statt das Wappen ertheilt. 1) Die zween Thurn, die Weil die Statt Neuburg heißt. 2) Die zween

Siege bey Schönberg von dem Könige thätig fortgesetzt. Er begab sich mit seinen Bundsgenossen ins Tyrol. Es fiel die starke Feste Kufstein, und mit ihr das Haupt ihres Befehlshabers Hans Pinzinauer, weil er die Belagerer durch Hohn beschimpft hatte. Auch ergaben sich Reichenhall, Trauenstein, Kützbühl. Früher schon war Kirchberg und Weissenhorn in Schwaben, so wie die Landvogtey im Elsaß und die Ortenau genommen worden. Es waren gerade diese Besitzungen, durch deren Erwerb der König das Interesse seiner Krone geltend machen wollte, das er in allen Verhandlungen immer verwahrt hatte.

Knaben uñ stecken reuthent, weilen die zween obgemeldte Pfalzgraven noch unmündlich und sub tutela waren. 3) Den Lewen, nach welchen die zween pupillen, als nach ihrem Vormunder, dan der Lew in dem in den Wappen den herzog Friedrich bedeutet, greiffen thun: und diß aus sonderbaren gnaden, Weilen sich die Statt Neuburg in dem damaligen bayrischen Krieg so wohl verhalten: und diese zween Junge Herrn vor ihre rechte Landts Furſten und Erbherrn erkannt: auch sie vor andere Stetten in dem Krieg eingelassen hat. N. B. stehet austrickentlich, welches alles unserm Brueder seligen und seinen lieben Kindern, den obgenanten Unsern Jungen Vettern zue guetem kommen."

Der Kurfürſt hatte indeſſen, wie er denn ein Herr von ſanftem Gemüthe und friedlichem Sinne war, der immer das Lob eines väterlichen Regiments dem Ruhm der Waffen vorzog, mit Betrübniß dieſe Zerrüttungen in ſeiner Familie und dieß Unglück der Länder geſehen, und ſchon vor dem Hintritte ſeines Sohnes Schritte zur gütlichen Ausgleichung des Streits gemacht. Er bediente ſich dazu der Verwendung des Markgrafen Chriſtoph von Baden, der trotz der an ihn ergangenen königlichen Aufforderungen keinen Antheil an dem Kriege genommen, vielmehr die ſtrengſte Unparthenlichkeit beobachtet hatte. Dieſer begab ſich im Sommer des Jahr perſönlich zu dem Könige, erklärte ihm die Bereitwilligkeit des Kurfürſten, ſich dem königlichen Spruche zu unterwerfen, und bewies, daß es endlich Zeit ſey einem Kriege ein Ende zu machen, in dem die nächſten Verwandten einander zu Grunde richten, und die ſchuldloſen Unterthanen dem äuſerſten Elende hingegeben würden. Dieſe Vorſtellungen giengen an dem guten Herzen des Königs nicht verloren. Er bewilligte dem Kurfürſten einen Waffenſtillſtand bis auf den Georgentag des folgendes Jahrs; dieſer aber verſprach, auf dem zu haltenden Reichstage in Perſon zu erſcheinen, und anzunehmen, was der

König gütlich oder rechtlich erkennen würde. Zugleich setzte er die Bischöfe von Bamberg und Würzburg als seine Bürgen ein, und übernahm die Verbindlichkeit, seine eigenen Truppen abzudanken und seine Hülfsvölker zu entlassen. Da während diesen Verhandlungen die beyden pfalzgräflichen Eheleute mit Tod abgiengen, so schien der Erfolg derselben um so sicherer zu seyn.

Unterdessen hatten auch die wirtembergischen Waffen nicht geruht. Trotz dem, was in dem Vertrage von Bretten, wegen des Wittums der Gemahlin des Pfalzgrafen Ludwig versehen war, zog der Herzog vor Neuenstadt, und zwang sie durch starkes Schiessen in wenigen Tagen zur Uebergabe. Während der Belagerung machten einige Knechte einen Streifzug gegen Weinsberg, trieben daselbst 263 Stücke Hornvieh und einige Pferde hinweg, und erstachen und fingen 40 Bürger, welche ihnen die Beute wieder hatten abjagen wollen. Das ganze Heer rückte nun vor ihre Stadt. Der erste Angriff geschah auf das dortige Schloß. Das Geschütz that eine fürchterliche Wirkung. Ein Thurm ward zertrümmert, die Mauer bis auf den Graben abgeschossen, und das Ritterhaus verbrannt. *)

*) Johann Glaser von Urach, Büchsenmeister un-

Dann ängstigte man die Stadt von allen Seiten, schnitt ihr das Wasser ab, und beschoß sie mit Büchsen und Schlangen. Umsonst war es,

---

ter den Völkern des Herzogs Ulrich, hat den Zug des letztern, in treuherziger Manier in teutschen Reimen beschrieben. Sein Gemählde von der Beschießung von Weinsberg, worin er die gebrauchten Kanonen mit ihren Namen aufführt, ist sehr anschaulich und charakteristisch.

Darnach man weiter gerückt hat
Gen Weinsberg für die hohe Vest
Selzsam waren i'n solche gäst
Den Berg belegert man überal
Zu baiden seyten bis in das thal
Die Mutter ist da uff die Kirchweyhe kommen
Hat Schwester und Bruder mit ihr gnommen
Die habend da ein Hofrecht gmacht
Und sechs von Ulm mit in gebracht
Auch den Trachen von Hall
Und aine haißt die Nachtegall
Vier Karthonen richt man dazu
Und aine haißt die Unruh
Der Narr wollt auch sein im Spiel
Derselb der gab der Wurff so viel
Hat dir von Weinsberg übel verdrossen
Vier die habend Eisen gschossen
Die Schlangen habends auch übel gebissen
Das ist manchem Mann wol zu wissen
Ain Thurn den schoß man oben ab
Und auch die Maur bis uff den Grab

daß die von Meckmühl durch einen nächtlichen Ueberfall ihr zu Hülfe kamen. Sie stießen auf die Schaarwache, welche eben von den Urachern und Roſenfeldern gehalten ward, und wurden theils getödtet, theils verjagt. In der dritten Woche ergaben ſich die Belagerten auf Gnade. Widdern kaufte dann um tauſend Gulden die Plünderung ab. Meckmühl ſetzte ſich zur Wehre, aber am ſechsten Tage öffnete auch ſie die Thore. Zuletzt ward Gochsheim erobert, und der Beſitzer Graf Bernhard von Eberſtein zu Gnaden angenommen, nachdem er geſchworen, Schloß und Stadt fürder von Würtemberg, ſo wie bisher von der Pfalz, zu Lehn zu tragen.

Als man vor Weinsberg in dem Lager gelegen, erſchien der Graf Wolfgang von Fürſtenberg als königlicher Abgeordneter bey dem Herzoge Ulrich, und meldete ihm, was

---

Man zerſchoß den Mantel und das Ritterhaus
Die Staun die weichten hinten hinaus
Das Schloß ward bichoſſen nach aller Not
Darnach ſchanzt man für die Statt
Zue aller nächſt für die Porten
Man hat ſie geengst an allen Orten
Man nam in den Brunnen mit Abenteuer
Und warf hinein mit brennendem Fewr.

ſich mit dem Kurfürſten Philipp verloſſen, und wie ſeine Majeſtät nun begehren, daß der Herzog von Stund an alle Fehde und feindliche Handlungen einſtelle, und Geſandte mit vollkommener Gewalt nach Heilbronn ſchicke, wohin ſich auch beſagter Graf Wolfgang und die andern königlichen Beauftragten, Georg von Montfort und Leo von Staufen ſogleich verfügten. Auf dieſem Tage wurde das Anſinnen wegen des Waffenſtillſtands mit dem Kurfürſten an Wirtemberg und Heſſen wiederholt, zugleich aber verlangt, daß, da die Hauptleute und Räthe des verſtorbenen Pfalzgrafen alle Handlung und Werbung ſtracks abgeſchlagen haben, der Herzog Ulrich dem Herzoge Albrecht in Baiern die Anzahl Volks, die ihm im Bunde zu Schwaben zu halten gebühre, ſogleich zuſchicke, damit der König mit demſelben und anderm Kriegsvolke die pfalzgräflichen Räthe von ihrem Muthwillen zur Billigkeit bringen könnte. Der Antrag wegen Einſtellung der Feindſeligkeiten gegen den Kurfürſten wurde hierauf von dem Herzoge und dem Landgrafen angenommen; wegen Abſendung ihrer Mannſchaft nach Baiern aber bemerkten ſie, daß ihre Länder durch die Kriegskoſten ſo erſchöpft ſeyen, daß ſie anders wohin keine Hülfe thun können, zumal

ſie ihre Städte und Schlöſſer noch immer wohl verwahren müßten, um eines feindlichen Überfalls überhoben zu ſeyn. „Wenn es je gekriegt ſeyn müßte, erbot ſich der Herzog Ulrich, und es in ſeinem Vermögen nicht wäre droben im Lande zu kriegen, ſo wolle er mit ſeinem Vetter, dem Landgrafen und ſeiner treuen, frommen Landſchaft das Beſte hier unten im Lande thun, in der Hoffnung, der König werde ſolches in Gnaden erkennen, und verſchaffen, daß ſie ihres Koſtens und Schadens wieder ergötzt werden.“ So ward die Waffenruhe am Rhein und am Neckar hergeſtellt; aber in Baiern, wo die Friedensverſuche bald an der Bedenklichkeit des Herzogs Albrecht, bald an der Kriegsluſt der pfalzgräflichen Diener ſcheiterte, dauerten die Feindſeligkeiten noch immer fort. Erſt im Februar (1505.) gelang es dem Könige, einen Waffenſtillſtand zu vermitteln, den er auch immer wieder zu verlängern wußte. Mittlerweile lief das pfalzgräfliche Kriegsvolk größtentheils auseinander. Einige ſeiner Oberſten waren gefangen worden. Es kam der vierte Prinz des Kurfürſten Philipp, der Pfalzgraf Friedrich, nach Baiern, um die Vormundſchaft über die beyden Söhne Ruprechts zu übernehmen, nachdem er zuvor die Entſcheidung des Streits

in die Hände des Königs gestellt hatte. Eine gleiche Erklärung gab endlich auch der Herzog von Baiern, und nun erließ Maximilian ein Ausschreiben in das Reich, (13. April 1505.) worin er bekannt machte, daß, da beyde Theile die Entscheidung ihres Streits auf seinen Ausspruch gestellt hatten, der Stillstand fortdauern, die ergangene Reichsacht aufgehoben seyn, und der endliche Austrag der Sache auf dem am Montage nach Trinitatis zu Köln zu haltenden Reichstage gegeben werden sollte.

So gelangten die Länder wieder zur Ruhe, der sie so sehr bedurften. Denn mit unbeschreiblicher Erbitterung und unter den grausamsten Zerstörungen war der Krieg geführt worden, und die unschätzbarsten Opfer hatten die armen Leute in Städten und auf dem Lande für einen Zwist gebracht, dessen Entscheidung für ihr Wohl im Grunde gleichgültig war. Ströme von Blut waren geflossen; in die äußerste Verarmung war durch Feuer und Plünderung der gemeine Mann versunken; mehr als 600 Flecken, Dörfer und Burgen waren in den Flammen aufgelodert; man hatte bey den Heeren eigene Brandmeister, *)

*) Magna fuit, sagt ein Zeitgenoss, indem er von den Schaaren des Landgrafen von

welche die Kunſt verſtanden, ein Ort ſo ſchnell als möglich anzuſtecken. Auch erſchienen hier Mauren und Thürme als eine ſchwache Wehr, indem in dieſer Fehde das ſchwere Geſchütz zum erſtenmale planmäßig und kraftvoll gegen ſie gebraucht wurde. — Die verwüſteten Felder, die rauchenden Ruinen und die jammernden Familien waren laute Zeugen von dem wilden Geiſte der damaligen Krieger, ſo wie von dem Stolze der Regenten und der Geduld der Völker!

Der Reichstag wurde etwas ſpäter eröffnet, als in den königlichen Briefen beſtimmt worden war. Erſt am 15ten July hielt Maximilian ſeinen Einzug zu Köln in großer Pracht. Eine glänze Verſammlung umgab den König. Sämmt-

---

Heſſen ſpricht, in excreita ejus quorundam impriorum crudelitas, eorum maxime, quos incendio praefectos, vulgo Brandmeiſter nuncuparant; qui ecclesias non solum villagiis contiguas, sed etiam aliquantum remotas, cum servari potuissent, ex industria proprio igne supposito, una cum vieulis et villis in cenderunt et destruxerunt. S. Joann. Trithemii Chronicon Hirsaug. ad ann. 504.

liche Kurfürsten, bis auf den von Mainz, viele geistliche und weltliche Fürsten, mehrere Grafen und Herren und städtische Abgeordnete erschienen auf dem Tage. Desgleichen hatten die Könige von Frankreich, Spanien, Castilien und England, so wie der Pabst ihn durch Gesandte beschickt. Es waren auch große Interessen, die hier ausgemittelt werden sollten. Denn es handelte sich nicht nur um die Erledigung des baierischen Erbfolgestreits, sondern zugleich um die Wiederherstellung des Reichsregiments und des Kammergerichts, die Handhabung des Landfriedens, die Reichshülfe zum Türkenkriege, die Abstellung des gemeinen Pfennigs, so wie um den Zug, den der König nach Rom vornehmen wollte, um daselbst die Kaiserkrone zu empfangen.

Indessen waren vieler Augen auf die Entscheidung des baierischen Handels gerichtet, nicht nur weil er an sich schon jedes vaterländisch gesinnte Gemüth anzog, sondern auch weil er so tief in das Wohl und Wehe unzähliger Individuen eingriff. Die Herzoge von Baiern hatten einige von ihren Räthen und von der Landschaft als Bevollmächtigte geschickt; der Kurfürst von der Pfalz dagegen, so wie der Pfalzgraf Frie-

drich, als Vormünder ſeiner Neffen, waren in Perſon erſchienen. Um ſeiner Entſcheidung allen Anſchein eines Machtſpruchs zu benehmen, verſäumte der König keine rechtliche Form. Nachdem die Partheyen ihre Unterwerfung wiederholt hatten, legte er die Sache denjenigen Ständen und Geſandten, welche als ganz unpartheyiſch gelten konnten, vor. Deßgleichen hörte er ſeine Räthe, und vernahm das Gutachten der herbeygerufenen Mitglieder des Kammergerichts. Erſt nach dieſen Vorbereitungen erfolgte am 30. July das von dem Publikum mit Ungeduld erwartete Erkenntniß.

Von Herzogs Georgs hinterlaſſenen Ländern, ſprach der König, werde ſeinen beyden Enkeln Otto Heinrich und Philipp alles was auf der linken Seite der Donau liegt, jedoch mit Ausnahme von Ingolſtadt, bis auf den jährlichen Ertrag von 20000 Gulden zugeſchieden. Wird dadurch dieſe Summe nicht vollſtändig, ſo erhalten ſie das Weitere von Niederbaiern und andern Ländern, welche die Herzoge Albrecht und Wolfgang auf dem Nordgau und vor dem böhmer Walde beſitzen. Ueberdieß werde ihnen eine weitere Rente von 4000 Gulden aus Land und Leuten angewieſen.

Alles übrige von Georgs Beſitzungen falle an die Herzoge. Was in den Schlöſſern zu Landshut und Burghauſen noch an Baarſchaft und fahrender Haabe vorhanden, werde, mit Ausnahme des Kirchenzierraths und gemeinen Hausraths, den Pfalzgrafen zu Theil. Die Geräthſchaften und Vorräthe in andern Orten empfange der Erwerber. Geſchütz und Proviant theilen die Partheyen. Jede hafte für die Schulden, die ſie ſeit Herzog Georgs Tod gemacht. Die aktiven und paſſiven Briefſchulden des letztern bleiben den Pfalzgrafen, die Pfandſchulden den Herzogen. Urkunden und Briefſchaften werden überantwortet. Dienern und Unterthanen werde alles Vergangene verziehen und ihre Privilegien beſtätigt. Der Pfalzgraf Friedrich empfange, im Namen ſeiner Mündel, vom Könige die Lehn. Zwiſchen itzt und dem nächſten Michaelistage werde ihm Neuburg, Reichenzhofen, Lauingen, Höchſtädt, Gundelfingen, Hondeck, Sulzbach, Burg Lengenfeld, Velldorf, Hemau, Kalmünz und Wenden, der Reſt der Lande aber den Herzogen übergeben. Bis auf den nächſten Georgentag werde die Schätzung der Einkünfte, durch drey Kommiſſarien von jedem Theile erledigt; mittlerweile aber beſitze der Pfalz-

graf Waſſerburg, Trauenſtein, Wald mit dem ötting er Forſt, Dorsberg, Mermoos, Marquartſtein und Kling unterpfändlich. Die Erklärung ſämmtlicher Artikel und ſein Intereſſe behält ſich der König vor; auch bleibt gültig, was er vor dieſem Spruche über Herzog Georgs Güter und Schulden verfügt. Die Acht, über den Pfalzgrafen Ruprecht, ſeine Gemahlin und ſeine Anhänger erkannt, werde aufgehoben; aber noch beſtehe ſie über den Helfern des Kurfürſten. Welcher Theil dieſem Spruche ungehorſam iſt, werde der königlichen Kammer mit einer Million Mark löthigen Goldes ſtraffällig.

So ward der große Streit unter den Söhnen des Hauſes Wittelsbach entſchieden; aber noch vor der Vollzug der Entſcheidung eine nichts weniger als leichte Arbeit dar. Der König ſchickte zu dieſem Ende den Johann Truchſeß von Waldburg und Bernharden von Scherſenberg als ſeine Kommiſſarien nach Freyſingen, welche die Partheyen dahin vorluden. Da ſtieß man aber auf eine Menge Schwierigkeiten. Erſt erregte der Legitimationspunkt der pfalzgräflichen Geſandten Anſtände; dann ſtritt man ſich über die Art der Vollzie-

hung; am wenigſten aber konnte man ſich über die Taration der abzutretenden Ortſchaften vereinigen. Die Kommiſſarien gaben immer neue Termine; der König ließ Aufforderungen und Entſcheidungen an die Partheyen ergehen; die Abtretungen wurden wirklich vorgenommen; aber immer ſtieß man ſich wieder an der Taxation, und ſtandhaft weigerte ſich der Pfalzgraf, vor gänzlichem Austrage der Sache, die ihm durch den königlichen Spruch zum Unterpfande eingeräumten Städte und Schlöſſer zurückzugeben. So wurde das ganze Jahr (1506.) hindurch getagt und unterhandelt, ohne daß man mit dem Geſchäfte zu Ende kam.

Während dieſer Zeit war zwiſchen den Herzogen Albrecht und Wolfgang zu München, unter Vermittlung ihrer Landſtände, ein Vertrag zu Stande gekommen, der in der Geſchichte des Hauſes Wittelsbach Epoche macht, und unter den Folgen dieſes ſo verderblichen Erbfolgeſtreits vielleicht die einzige wohlthätige iſt. Man war endlich zur Erkenntniß gekommen, wie nachtheilig die bisherigen Theilungen des alten Erbes für die regierende Familie und für das Land geweſen, wie viel Haß, Zerrüttungen und Kriege daraus entſtanden, und wie am Ende im-

mer die Fremden davon den Nutzen gezogen. So vielem Uebel konnte durch die Einführung des Erstgeburtsrechts, von der bereits mehrere fürstliche Häuser das Beyspiel gegeben hatten, vorgebeugt werden. Zu derselben wußte Albrecht seinen Bruder Wolfgang, nach Beylegung ihrer sonstigen Irrungen zu vermögen, und so ward ein pragmatisches Hausgesetz gefertigt, (8. July 1506.) des Inhalts: Nach Albrechts Tod herrsche sein ältester, und dessen ältester Sohn nach ihm, wie es der Erstgeburt Rechte erheischen, und immer ein einziger regierender Fürst in den Landen zu Baiern. Er allein führt das Herzogenamt und den Titel. Die Nachgebornen heißen nur Grafen; 4000 Gulden sey ihre Abfindung im vogtbaren Alter. Wolfgang allein besitze Zeitlebens Aichach, Friedberg, Möring, Landsberg, Tauben Lechsberg, Schongau, Weilheim und Pfäl mit Gerichten und Wildbann, und 12000 Gulden jährlichen Renten dazu. Er verkümmere nichts, besetze sein Hofgericht wohl, führe keinen Krieg, und gebe Albrechten im nöthigen Falle Oeffnung und Wiederlösung. Zur Stunde von Wolfgangs Tode falle alles an Albrecht oder seine regierenden Erben; und bleibe Baiern unzertheilt für immer." Also ward

zwiſchen beyden vertragen, und der Brief von 64 aus den Ständen verſiegelt. *)

Während in Freyſingen über den baieriſchen Erbfall getagt wurde, erregten größere Angelegenheiten die Aufmerkſamkeit des Königs und der teutſchen Nation. Der König Ludwig von Frankreich, eiferſüchtig auf den Anwachs der öſterreichiſchen Macht, die ihm die Ausſicht auf das ſpaniſche Erbe verhieß, hatte, mit Verletzung der zwiſchen ihm und Maximilian beſtehenden Verträge bedenkliche und kränkende Schritte gegen die Sicherheit und die Würde des letztern gemacht, ein großes Kriegsheer nach Italien geſchickt, und ſogar den Verdacht erregt, er wolle ſich dieſes Land unterwerfen, und die römiſche Krone mit der Seinigen vereinigen. In dieſen Gefahren ſchrieb Maximilian einen Reichstag nach Konſtanz aus, um ſich mit den Ständen darüber zu berathſchlagen, wie die Rechte des Reichs jenſeits der Alpen bewahrt, und dem Beginnen des ſtolzen Nachbars geſteuert werden könne. Die Verſammlung ward in den erſten Tagen des Brachmonats (1507.) eröffnet. Es konnte die Kraft der Nation nicht mit Sicherheit im Auslande beſchäftigt werden, wenn nicht

*) Feßmaier a. a. O. S. 625.

erſt Friede und Ruhe im Innern hergeſtellt war. Deſshalb beſchloß der König auf dieſem Tage die baieriſche Sache gänzlich beyzulegen, und für alle bey derſelben intereſſirte Partheyen alles Zwiſtige vollends zu ſchlichten. Der Herzog Albrecht und der Pfalzgraf Friedrich waren in Perſon zugegen, „einen endlichen Vertrag und Landestheilung" erwartend. Es wurden neue Kommiſſarien ernannt, die Schätzung beſtimmt, alles Zweifelhafte entſchieden, und die Zurückgabe der dem Pfalzgrafen unterpfändlich eingeſetzten Städte und Schlöſſer verfügt. Hierauf erfolgte das königliche Endurtheil.

„Gehoben, ſprach derſelbe, ſey aller Streit. Ruprechts Söhne erhalten Neuburg an der Donau mit dem wehringer Forſte, Burgheim, Lauingen, Höchſtädt, Gundelfingen, Manheim, Hippoltſtein, Heydeck, Graisbach, Reichenzhofen, Laber, Heinsberg, Allersberg, Weiden, Parkſtein und Floſſenburg mit allen Zugehörungen. Ferner aus Alberts Ländern: Sulzbach, Lengenfeld, Regenſtauf, Velburg, Kalmünz, Schwandorf, Schmidmühlen und Hemmau. Endlich aus Georgs Beſitzthum im Walde: Hen-

gersberg mit Niederaltaich, Bernstein, Schönberg, Hofkirchen, Hilgersberg, Eck, Dieissenstein und Ranfels. Dem Herzoge Albert fallen zu: Landshut und Burghausen mit 14 andern Städten, 33 Märkten und Gerichten im Lande zu Baiern. Dem Könige verbleiben: in Oberösterreich Spitz und Schwalenbach, Mordsee, Waldenk und Schardenberg; dann die Schirmvogteyen über Salzburg und Passau, Neuburg am Inn, mit der Vogtey über Barnbach; im Tyrol Kitzbühl, Kufstein, Rattenberg mit dem Zillerthale; und in Schwaben Burgau mit allen Ortschaften und Rechten, Kirchberg, Mauerstetten, Schmiehen, Weissenhorn, Oberhausen, Pfaffenhofen; die wörther und weissenburger Forste; das Magazin zu Lauingen; dann alle Schulden, der König selbst gehaftet, nebst Subsidien und andern Geldern; auch den Judenzoll zu Regensburg, den Getraidezoll zu Wasserburg und die Zollfreyheit in Baiern. Dem Markgrafen werde Freystadt zu Theil; Heidenheim mit Hellenstein und der Vogtey im Brenzthale verbleibe dem Herzoge von Wirtemberg; er und Hessen und Zweybrücken, so wie die

Leiningen erhalten, was Friedrich der Siegreiche ihnen abgenommen. Der Bischof von Freysingen erhalte den Vortheil zu Massenhausen, der Doktor Croar die Feste Konstein, Langenmantel in Augsburg, Wolfsberg und Iglingen. Baldern sey an Oettingen verfallen, Eilenkofen dem Lankofer, Bannenberg dem Winzerer. Der Kastelhofer habe Marquartstein, und die Stadt Braunau besitze die Hofmark Vorstern. Der von Ehrenfels sey Herr von Schönberg, der Pfaffenhauser von Ebersperunt, und Christoph der Ortenburger empfange Mattikofen. Die Reichsstadt Nürnberg behalte Herrsbruck, Lauf, Altdorf, Hohenstein, Reicheneck, Petzenstein, Stierberg, Heimburg, Grünsberg, Deinschwang, Velden, Henfenfeld und die Vogtey über Gnadenberg, Weissenohe und Engelthal."

So ward der Streit durch Zertrümmerung des streitigen Gutes geschlichtet; nur fehlte noch viel, daß der Kurfürst Philipp zufrieden gestellt gewesen wäre. Er konnte es sich nicht abgewinnen, auf die Städte, Schlösser und Flecken, welche ihm von Wirtemberg, Hessen und

einigen andern Ständen in dieſem Kriege entriſſen worden waren, Verzicht zu leiſten, obgleich der König den Eroberern feyerliche Verſicherungsbriefe über den Beſitz des Erworbenen ausgeſtellt hatte. Er wurde deshalb auch von der über ihn ausgeſprochenen Acht nicht entbunden. Mehrere Fürſten redeten vor dem Könige zu ſeinem Beſten; aber da Philipp feſt auf ſeinem Sinne beſtand, bewirkten ſie einen nur ſchwache Hoffnungen gebenden Beſcheid. Es gelang ihm auch nicht, die Erfüllung dieſer Hoffnungen zu erleben, wie er denn ein Jahr nach dieſen Verhandlungen als ein Geächteter ſeine Tage endete. Indeß blieben ſeine Feinde im Beſitz der ihm abgedrungenen Lande, und ſpätere Verträge verſchafften ihnen auch noch das Anerkenntniß ſeiner Erben.

Was den unmündigen Söhnen Ruprechts von der großväterlichen Erbſchaft zugetheilt war, wurde, obwohl den Theilen der Vorzug der Cohärenz fehlte, in einen Staat verbunden, der den Namen des Herzogthums Neuburg, oder zum Unterſchied von der obern und rheiniſchen Pfalz, der jungen Pfalz erhielt. Die beyden Brüder regierten, als ſie zur Mündigkeit gelangt waren, das Land gemeinſchaftlich. Otto

Heinrich machte sich demselben unvergeßlich, indem er in edelm Sinne seine Verfassung bildete und den Ständen große Freyheiten verlieh. Nach dem Tode seines Oheims Friedrichs II. erlangte er die pfälzische Kur und die damit verbundenen Lande, und behauptete so wie zuvor, auch in diesem größern Kreise den Ruhm eines edeln, biedern, und in der Wissenschaft seiner Zeit tief eingeweihten Fürsten. Philipp aber erwarb sich in den Kriegen des sechszehnten Jahrhunderts den Beynamen des Streitbaren, und bestätigte durch sein ganzes Leben, daß er aus innerm Triebe des Gemüths den Wahlspruch erwählt hatte: „nichts unversucht!“ Mit Otto Heinrich erlosch sein Stamm; und das Herzogthum Neuburg gelangte, wie es schon früher vertragen, an den Pfalzgrafen Wolfgang von Zweybrücken.

So ward der lange, bittre Streit beygelegt „Zerfleischender hat nie ein Krieg im Erbe Wittelsbach gewüthet, und trauriger nie einer geendet. Abneigung zwischen Baiern und Pfälzern war die Geburt jener Tage, und nur die Ausländer frohlockten dieser Geschichten.“ *)

*) Feßmaier ꝛc. S. 624.

Teutſchlands Grenzen, Einheit und Zertrümmerung.

(Hiſtoriſche Bemerkungen.)

Es iſt nicht daran zu zweifeln, daß die Natur auch die bürgerliche Vereinigung derjenigen Menſchen wolle, welche ſie durch die Begränzung ihrer Wohnorte ſo wie durch gemeinſame Abſtammung, Organiſation, Sprache und Sitte bereits zu einer Familie gemacht. Denn leichter iſt die Bildung und vollkommener die Entwickelung eines Ganzen, das aus gleichartigen Theilen beſteht; ſo wie dagegen die Theile, wenn ſie von dieſem Ganzen abgeriſſen und dem Fremden angefügt werden, unmöglich gedeihen können. Aber dieſen Willen der Natur haben die Menſchen in allen Zeiten verhöhnt; wie es denn nach dem Zeugniſſe der Geſchichte nur wenigen Völkern gelungen iſt, unvermiſcht mit andern ihre bürgerliche

Selbſtſtändigkeit zu bewahren, oder bey ſteigender Macht dem über ihre natürliche Grenze hinaus ſtrebenden Ehrgeize zu widerſtehen. Mit ſo viel Lob und Preis pflegen wir die Eroberer zu überhäufen; aber wir bedenken nicht, daß ſie es ſind, die ohne Mäßigung im Gefühle ihrer Kraft und ungenügſam in ihrem Glücke eine ſchöne Ordnung zerrüttet haben, deren Erhaltung für die Nationen eine ewige Bürgſchaft für das ſtete Fortblühen ihres innern und äußern Wohlſtands geweſen ſeyn würde, während dagegen ihre Zerſtörung die Quelle der meiſten Umkehrungen und Kriege geworden iſt, die in den Jahrbüchern der Menſchheit mit Blut angezeichnet ſind.

So wie jede andere Nation, ſo war auch die teutſche zur bürgerlichen Einheit berufen, und recht beſtimmt und kräftig war in ihren natürlichen Anlagen der Ruf an ſie ergangen. Scharfe Gränzen ſcheiden das Land von den Nachbarn. Sein Boden bringt alle Bedürfniſſe des Lebens hervor, ſo daß die ſämmtlichen Produkte des Auslands entbehrlich ſind. Viele ſchiffreiche Ströme erleichtern das Verkehr im Innern. Auf der ganzen großen Fläche wird, mit wenigen kaum bemerkenswerthen Ausnahmen, dieſelbe Sprache geſprochen, und, wenn ſchon in den Dialekten

modificirt, doch auf gleiche Weise geschrieben. Es ist in dem Volke dieselbe Gestalt der äußern Form, und recht eigenthümlich und unterscheidend tritt der Charakter seiner intellektuellen Cultur so wie sein sittlicher Sinn hervor. Man sieht in ihm die gleichgearteten Sprossen desselben Stammes und einen durch innige Bande in sich verknüpften natürlichen Verein. Und doch bildete dieses Volk wie einen festen, durch einen Willen gelenkten, selbstständig und kraftvoll sich bewegenden politischen Körper. Wer die Geschichte kennt, wird hiergegen schwerlich das Bestehen des alten römischen Reiches teutscher Nation anführen. Denn dasselbe war zu allen Zeiten ein kümmerlich zusammengesetzter und mühesam lebender Organismus, nicht so wohl ein Staat, als eine Genossenschaft von Staaten; und in seinen Jahrbüchern stellt sich uns unaufhörlich als herrschender Charakter des Ganzen, eine stete, am Ende mit dem vollständigsten Siege gekrönte Rebellion der Stände gegen das Oberhaupt des Staates dar.

Indessen beweist aber auch die Geschichte anderer Länder wohl durch noch auffallendere Züge, daß natürliche Abmarkung und die in der Sprache und im Charakter der Bewohner statt findende

Gemeinſamkeit nicht hinreichen, um vor einem ſolchen Schickſale zu ſchützen. Wenige Länder des Continents haben ſo beſtimmte Gränzen als Italien; denn auf drey Seiten iſt es vom Meere umgeben, und auf der vierten ſondern es hohe Gebürge von den Nachbarn; auch iſt bey dem Volke, das auf ſeinem Boden lebt, alles unterſcheidend und charakteriſtiſch. Und doch gelang dieſem Volke, ſeit dem ſechsten Jahrhundert, da die Longobarden über die Alpen giengen, keine bürgerliche Einheit mehr. In mehrere größere und kleinere Staaten aufgelöſt, blieb das Land Jahrhunderte hindurch der Schauplatz innerer Kämpfe, unaufhörlich reizte die Schwäche ſeiner Beſtandtheile die Begehrlichkeit der Fremden, und ſelten entbrannte ein Krieg in Europa, ohne daß ſeine Schrecken ſich auch in dieſe ſchönen Gefilde verbreitet hätten.

Doch blieben in allen Zeiten die Gränzen von Italien feſter, als die von Teutſchland, eben weil ſie durch die Natur beſtimmter gezogen ſind. Unſre Markſteine ſtanden bald an der Raab bald an der Ens, bald an der Donau, bald in den ſüdlichen Thälern der Alpen, bald am Rhein, bald an der Rhone, bald an der Elbe, bald an der Oſtſee. Wenn nämlich

den Vätern das Glück der Waffen günstig war, so dehnten sie sich aus, so lange diese Gunst dauerte, ohne auf das zu achten, was die Natur und ihr eigenes Interesse ihnen gebot; welches Gebot denn auch von den Nachbarn verschmäht wurde, wenn sie siegreiche Waffen gegen die Teutschen führten. Am längsten ist im Norden die Eyder unsre Gränze geblieben; denn schon Karl der Große hat sie, in seinem Vertrage mit Hemming, dem Könige der Dänen, festgesetzt. Hier konnte die Abmarkung um so mehr unverrückt bestehen, da wir den hinter ihr wohnenden Völkern immer überlegen blieben, und unsre Alten, wenn sie auszogen um Eroberungen zu machen oder zu behaupten, nach der Weise anderer Helden, ihre Richtung immer lieber nach Süden, als nach Norden nahmen.

Am häufigsten hat sich unsre Gränze auf unsrer Westseite verändert. Allerdings waren einst die Provence, Burgund, Franche Comte, Lothringen, Belgien, gegen den Willen der Natur, Bestandtheile des teutschen Reichs. Aber es war ein eben so großer Mißgriff, wenn man unsre Gränze bis an den Rhein zurück schob. Denn Ströme sind keine natürliche Abmarkungen; statt die Menschen

zu trennen, vereinigen ſie dieſelben vielmehr. Jeder Fluß hat zu ſeinen beyden Seiten ein bald mehr, bald weniger ausgebreitetes Thal. Er iſt für alle Bewohner deſſelben die Vereinigungslinie, wo ſie ſich täglich zuſammen finden, um Fiſcherey und Schiffahrt zu treiben, um ihre Produkte und Artefakte in das Ausland zu bringen, und um diejenigen Bedürfniſſe, die ihnen das Ausland liefert, zu empfangen. Deßwegen ſind ſich immer die Bewohner beyder Ufer durch Sprache, Sitte und phyſiſchen Charakter verwandt und immer machen ſie ein Volk, wo die Willkühr der Natur nicht Gewalt angethan hat. Man nehme die Karte von Europa zur Hand, und man wird ſehen, daß die großen Ströme dieſes Erdtheils nirgends die Völker trennen. Zu beyden Seiten des Rheins wird teutſch, zu beyden Seiten der Donau ungariſch, zu beyden Seiten des Po italieniſch geſprochen, und überall ſind die Uferbewohner dieſelben. Die wahren Naturgränzen auf dem feſten Lande ſind die Gebürge, und die höchſten Gipfel derſelben die eigentlichen Scheidungslinien der Völker. Sie erſchweren das Verkehr der Anwohner, ſo wie die Flüſſe daſſelbe erleichtern. Auf ihren Rücken finden ſich keine Gegenſtände, welche die Anwohner auf ihnen vereinigen könnten; der

Transport der Waaren ist mühsam und kostbar; an den entgegengesetzten Abhängen ist das Klima verschieden; die Kommunikationen richten sich immer nach der leichtesten Direktion. Die Erfahrung bestätigt diese Bemerkungen ohne Ausnahme. Ueberall schneiden die hohen Gebürge in Europa die Sprachen ab, und ihre Gipfel sind die Trennungspunkte der Charaktere und Physiognomien der Völker. So scheiden die Alpen den Teutschen von dem Italiener, die Pyrennäen den Franzosen von dem Spanier, die Karpathen den Ungarn von dem Polen. Ueberall verliert sich die Sprache auf den Gebürgen. Auf den Höhen des Böhmer Waldes hört das Teutsche, auf dem Vogesus und Jura das Französische, auf den Alpen das Italienische auf. Indessen haben die Eroberer den Völkern von jeher einzubilden gesucht, es seyen die Flüsse die Naturgränzen der Länder. Das war ihrer Lust, sich ins Unendliche auszudehnen, gemäß. Denn die Flüsse boten den Vortheil dar, daß sie, wenn der erste nicht anstand, man zu dem andern fortrücken und zum Beyspiel, wenn man an der Maas nicht genug hatte, den Rhein nehmen, und wenn auch dieser noch nicht genügte, bis an die Weser oder gar an die Elbe emporsteigen konnte.

In der That ist auch der Rhein nie eine bestehende Gränze Teutschlands gewesen. Durch ihn bezeichneten Cäsar und Tacitus wohl eher das Ende der römischen Eroberungen, als eine feste Abmarkung des alten Germaniens; auch bezeugen diese Schriftsteller selbst, daß sich schon vor und zu ihrer Zeit im belgischen Gallien teutsche Stämme niedergelassen haben, und daß dies Land deßwegen das „cisrhenanische Germanien" genannt worden sey. Das fränkische Reich unter den Merowingen sahe den Strom durch seine Mitte fließen. Zwar bestimmte der Vertrag von Verdun (843.) ihn als die Gränze zwischen Ost- und Westfranken; aber in demselben Vertrage wurden die Städte Maynz, Worms und Speyer, sammt ihren Gauen, ausdrücklich dem erstern Reiche, oder dem eigentlichen Teutschlande zugetheilt, und noch der erste Erwerber Ludwig der Teutsche vereinigte das östliche Lothringen mit seinem Staate, dem Ludwig der jüngere auch noch West-Lothringen (880.) beyfügte. Seit jener Zeit ist, einige nur augenblickliche Erschütterungen abgerechnet, der Rhein unverrückt ein teutscher Strom geblieben, bis endlich in den neuern Tagen die steigende Uebermacht des französischen Staates die Begierde erregte, sich ihm allmäh-

lig anzunähern, und die ſinkende teutſche Selbſtſtändigkeit die Möglichkeit herbey führte, ihn vollkommen zu erreichen.

Die Germanen, welche uns die römiſchen Geſchichtſchreiber kennen lehren, waren zwar alle Verwandte und Glieder deſſelben Stammes; aber ſie ſtanden noch auf einem zu tiefen Grade von Kultur, als daß ſie hätten in ein Ganzes zuſammen fließen und daſſelbe planmäßig ausbilden können. Die nächſten Nachbarn thaten ſich in Vereine zuſammen, gaben ſich ihr Wort zum Schutz und Trutz, das ihnen bey der Einfachheit ihrer Verhältniſſe genügte, und ſtellten ſo eine Art von politiſchen Verhältniſſe unter ſich her; welche Vereine von den römiſchen Schriftſtellern Völkerſchaften genannt wurden. Das Bedürfniß, bald durch innere Entzweyungen, bald durch die Angriffe der Römer herbeygeführt, bewirkte, daß die einzelnen Stämme ſich in größere Körper vereinigten, und alſo eine föderative Verfaſſung entſtand. Es erwuchs der Bund der Gambrivier, der Cherusker, der Katten, der Chaucer, und noch mächtiger treten nach dieſen die Genoſſenſchaften der Franken, Saxen, Alemannen und Markomannen hervor. Aber nie umſchlang ein Band die Geſamtheit

der Nation. So wie zuvor die einzelnen Völkerschaften so bekämpften sich nun die größern Vereine, und nicht selten verband sich der eine mit dem auswärtigen Feinde, um den andern, der für die Unabhängigkeit des vaterländischen Bodens stritt, zu unterdrücken.

Die Zeit der Völkerwanderung löste alle bisher bestehenden innern Verhältnisse auf; und als der Sturm sich zu legen begann, erschien zwar die Nation in größern Massen, aber die Trennungen unter ihnen waren schärfer und die Interessen unvereinbarer als zuvor. Mit überwiegender Gewalt und kraftvoller Thätigkeit erhub sich unter ihnen das Volk der Franken, und gründete unter seinem Könige Chlodwig ein mächtiges Reich zu beyden Seiten des Rheins. Dieser tapfere und listige Eroberer hatte in Teutschland sich die Alemannen unterworfen und die Thüringer zinsbar gemacht, und seine Nachfolger dehnten die fränkische Hoheit auch noch über die Saxen, die Bojarier und die Friesen aus. Aber auch diese Eroberungen bewirkten keine Vereinigung unter den germanischen Stämmen. Denn nur Alemannien machte einen eigentlichen Bestendtheil des fränkischen Reiches aus; die andern besiegten Völ-

ker aber reichten, mit Beybehaltung ihrer Verfaſſungen, dem Ueberwinder höchſtens Tribute, und unaufhörliche Reaktionen und Empörungen erhielten in ihnen ſtets das Gefühl der alten Selbſtſtändigkeit und Freyheit. Die auf teutſchem Boden ſeit dem fünften Jahrhundert hinter der Elbe ſitzenden Völker von ſlaviſchem Stamme wurden ohnehin nie von dem Arme der Merowingen erreicht.

Auch Karl der Große fand in dem langen Laufe ſeiner thatenvollen Regierung über ſeinen ſonſtigen Eroberungen nicht mehr Zeit, ſich dieſe Völker zu unterwerfen, ſo wie er auch deren Stammsgenoſſen, den Böhmen, mehr nicht als eine jährliche Steuer von 120 fetten Ochſen und 50 Mark Silbers abzuzwingen vermochte. Dagegen war das geſammte übrige Germanien ihm unterthan, und er hatte die Grenze deſſelben im Oſten bis an die Raab und im Norden bis an die Eyder erweitert. So wie ſeine andern Beſitzungen beherrſchte er auch dieſe mit der unbeſchränkten Kraft des eigenen Willens. Die alten erblichen Herzogthümer verſchwanden, dagegen kam alles Land unmittelbar unter die Gewalt des Regenten, deſſen Geſetze in den einzelnen Gauen von den Grafen gehand-

habt und vollzogen wurden. Mit den Grafen theilten ſich die Biſchöfe in manche Geſchäfte; beyde ſtanden unter der Beachtung der königlichen Commiſſarien. Auf den Reichsverſammlungen vertraten die Beamten des Hofs und die großen Gutsbeſitzer die Stelle der Nation; aber ſie erſchienen immer nur, um den Willen des Königs zu vernehmen, nicht um in die Angelegenheiten einzugreifen. Die Geiſtlichkeit nahm, wie die Politik jener Zeit es wollte, an Anſehen und Reichthum zu, aber ſie blieb der weltlichen Macht untergeordnet. Krieg und Frieden waren in der Hand des Königs; in dieſelbe Hand fiel, beym Angriffe und bey der Vertheidigung, die geſammte Kraft der Nation durch den eingeführten Heerbann. Mit groſſer Schonung wurden die alten Formen, die herrſchenden Begriffe und die Gewohnheiten behandelt; aber indem man dieſe ſtehen ließ, ward mit unwiderſtehlicher Energie die Sache realiſirt, die man wollte, nämlich das reine Syſtem der Einherrſchaft. In dieſem Syſteme haben alle die kräftigen Naturen gewirkt, welche die Geſchichte als die Gründer und Erweiterer gewaltiger Reiche aufführt; in ihm gelangen auch Karln ſeine groſſe Thaten. Aber ob er wohl ſeine Oſtfranken unbeſchränkt regierte, und alſo Meiſter aller ſeiner

Kräfte war, so kann man doch nicht sagen, daß der Glanz dieses Landes in seine Zeit fiel. Da es nur ein Theil des von Karln gegründeten großen Frankenreiche war, so verschwand es in dem Schimmer des ungeheuern Ganzen, dessen Masse zerstörend genug auf die benachbarten Staaten drückte, ohne daß seine Bewohner verdienter, um des Glückes willen beneidet zu werden, das sie unter dem Schutze des heldenmüthigen Kaisers genossen.

Diese kolossale Masse löste sich auf, indem die drey Söhne Ludwigs des Frommen, durch den Vertrag von Verdun (843.), sie unter sich vertheilten. Von dieser Zeit an bildete sich Teutschland in einen selbstständigen durch eigene Kraft sich bewegenden Staat. Hätte doch der Geist Karls in den Regenten dieses Staates fortgelebt, und so wie in ihm durch festen Sinn, unabhängige Wirksamkeit und standhafte Behauptung der Würde und Rechte der Krone sich erwiesen! Aber das Schicksal war den Teutschen nicht so hold, um einen solchen Wunsch zu erfüllen. Im Gegentheile erlahmten von dem Augenblicke an, in welchem Karls Auge erlosch, alle Bande, welche die Bestandtheile des Ganzen zusammen gehalten hatten, und die ge-

ſammte Geſchichte des Reichs ſeit dem Verdüner Vertrage ſtellt uns nichts anders als den allmähligen Auflöſungsprozeß eines politiſchen Körpers dar, deſſen gänzliches Erſterben nur durch die ihm inne wohnende Fülle von Kraft gehindert wurde. Schon unter Karls Nachkömmlingen erſchienen in drohender Geſtalt die Symptome des Verderbens. Geiſtlos, ſchwach und feig, wie ſie waren, und zugleich bald in heftigen Familienkriegen ſich bekämpfend, bald von äußern Feinden angegriffen, warfen ſie ſich in die Arme ihrer Großen, und verſicherten ſich ihrer Gunſt, indem ſie ihnen alles bewilligten, was ſie wollten. Während die Optimaten ihre Beſitzungen hier vom königlichen Gute, dort von dem Eigenthume der Unterthanen vermehrten, wuchs ihr Anſehen und ihre Macht; der Reichſte herrſchte gewöhnlich in ſeinem Gau; das Volk wurde in ſtrenger Abhängigkeit von ihm erhalten; der König vermochte alles nur durch ihn; auch war es dem Laufe der Dinge gemäß, daß er das Amt, das er bekleidete, auf ſeinen Sohn vererbte; mit der ſteigenden Macht kamen auch neue Namen auf; bereits nannten ſich die anſehnlichſten unter den großen Landherren „Fürſten.“ Aber auch die „Herzoge“ traten wieder hervor, als die Häupter der Pro-

vinzen, beauftragt im Namen des Königs die militairischen Bewegungen in ihrem Bezirke zu leiten, und den Angriffen der Nachbarn zu widerstehen. Bald fanden sich Herzoge an der Spitze der Thüringer und der Sachsen; später erscheinen sie in Baiern und Alemannien. In großen Kreisen wirkend und wie es in der Natur ihres Auftrages lag, mit großer Macht umgeben, galten sie als die Ersten und als die Beschützer der Nation. Zu immer größerer Unabhängigkeit von dem Könige erschwang sich der geistliche Stand; auch bemächtigten sich seine Häupter bald eines entscheidenden Einflusses auf die öffentlichen Geschäfte. So bildete sich in Teutschland ein System von Aristokratie, das auf der einen Seite das Volk in unwürdige Knechtschaft niederdrückte, auf der andern aber die Selbstständigkeit und Kraft der höchsten Staatsgewalt lähmte, indem es auf dem Grundsatze beruhte, daß der Regent in allen wichtigen Unternehmungen an die Einwilligung der Optimaten gebunden sey. Ja dieser Grundsatz ward auf den Tagen zu Mersen an der Maas (851.) und zu Koblenz (860.) schon bestimmt ausgesprochen, da die Könige die Versicherung gaben, „sie wollen den gemeinschaftlichen Rath ihrer Getreuen, die ihre wahre Mithelfer und

Beywirker seyen, zur Wiederherstellung der Kirche und des Staats, zustimmend aufnehmen."

Es erschienen, nachdem der Karolingische Stamm erloschen war, einige vortreffliche Regenten auf dem teutschen Throne, welche die Vorzüge, die die Optimaten sich angemaßt hatten, in ihre Schranken zurückzuweisen und zum Theil mit großer Klugheit und Kraft das alte Recht der Krone wieder herzustellen suchten. Es gelang ihnen auch vieles zu erhalten, was die spätere Zeit ausgelöscht hat. Sie führten die entscheidende Stimme auf den Reichstagen. Die Bischöfe wurden von ihnen ernannt und abgesetzt. Die Herzoge und Grafen hatten noch kein erbliches Recht auf ihre Aemter. Der Geist der Verfassung war noch rein monarchisch; alle Abweichungen von diesem System erschienen als Mißbräuche, durch keine Art von gesetzlicher Begründung befestigt. Aber um deßwillen hörte das Streben der Aristokraten, sich zur Selbstständigkeit zu erheben, nicht auf; es verband sich mit ihnen der päbstliche Hof, der die von ihm bezielte neue Art von Weltherrschaft nicht zu erreichen vermochte, wenn nicht die Schranken der kaiserlichen Macht verengt wurden; die

Regierung Heinrichs IV. (1056. — 1106.) führte eine Menge Umſtände herbey, welche die Abſichten beyder Partheyen über die Maßen begünſtigten; und ſchnell folgten Ereigniſſe und Schritte auf einander, welche die Verfaſſung in ihren Grundfeſten erſchütterten und die Entzweyung zwiſchen dem Haupte und den Gliedern verewigten. Das Reich war bisher immer im Beſitze der Familie geblieben, die es einmal inne gehabt, nur forderte das Herkommen, daß der neue Thronfolger nach alter fränkiſcher Sitte von der Nation anerkannt ward; nun aber ergieng nach allmähliger Vorbereitung der geſetzliche Ausſpruch, daß der Thron in keinem Hauſe erblich ſeyn, ſondern immer nach der freyen Wahl der Stände wieder beſetzt werden ſollte. So wurde der König das Geſchöpf ſeiner Vaſallen. Die Vaſallen aber erhuben ſich, in ein ſolches Verhältniß zu dem Könige geſetzt, deſto leichter zu höherer Freyheit und Macht. Was der Graf zuvor im Namen des Königes verwaltet oder als Beſoldung an Gütern beſeſſen hatte, übte er nun in eigenem Namen aus, und maßte es ſich als Eigenthum oder als erbliches Lehn an, wobey er den Grafentitel auf ſeine Güter verlegte, und ihn auf ſeine Nachkommen vererbte, welche von dieſen Gütern einen ge-

meinſchaftlichen Geſchlechtsnamen führten. In noch größern Kreiſen erwarben ſich die Herzoge dieſelben Vorzüge. Auch ihnen wurde die Erblichkeit, nachdem ſie durch das Herkommen ſchon empfohlen war, geſetzlich zuerkannt; und je größer ihr Anſehen und ihr Beſitzthum war, deſto mehr ſtieg auch die politiſche Macht. So ſchickte ſich alles an, um ein Syſtem ſtändiſcher Territorialhoheit zu begründen. Der alte Begriff von königlichen Beamten, den man ſonſt mit den Namen der Grafen und Herzoge zu verbinden pflegte, kam in Vergeſſenheit. Als regierende Herren walteten die großen und kleinen Vaſallen auf ihren Gütern. An ihrer Gunſt mußte wohl dem Könige gelegen ſeyn, da er durch ſie beſtand, und da ſie im Beſitze der Kräfte der Nation waren. Auch konnte er ohne ihre Zuſtimmung nichts Erhebliches unternehmen. Ueberdieß waren manche unter ihnen ſo mächtig, daß es ſchwer hielt, ihren Gehorſam zu erzwingen, ſo bald ſie ihn verweigerten. Der Regent herſchte nur in ſo fern mit Anſehen und Gewalt, als er ſeine Würde durch ausgezeichnete perſönliche Eigenſchaften zu behaupten verſtand.

Dieſer Zuſtand der Dinge entwickelte ſich noch

vollkommener im Laufe des zwölften und drey-zehnten Jahrhunderts, da die Prinzen aus dem Hause Staufen den Thron inne hatten. Einige von ihnen verfolgten zwar mit Ernst den Gedanken, durch Unterdrückung der ständischen Anmaßungen den alten Glanz der Krone wieder herzustellen; und es fehlte diesen auch nicht an Geist und Muth, um ein solches Vorhaben unter günstigen Aussichten zu beginnen. Aber der Aristokratismus war schon zu tief gewurzelt, und es lag in der Hand der Aristokraten eine zu grosse Fülle von Macht, als daß das Unternehmen leicht hätte gelingen können, zumal da die Päbste, unter den vortheilhaftesten Umständen und mit dem glücklichsten Erfolge zu gleicher Zeit unermüdet an der Herabsetzung des kaiserlichen Ansehens arbeiteten. Ueberdieß war der Sinn der besagten Prinzen unaufhörlich auf Italien gerichtet; an den Erwerb dieses Landes wandten sie alle ihre Sorgen und alle ihre Kräfte. Darum ward Teutschland von ihnen vernachläßigt. So oft waren sie abwesend jenseits der Alpen, und da konnte die gesetzlose Gewalt diesseits sich immer mehr befestigen in ihren Anmaßungen. So oft bedurften sie zu ihren italienischen Feldzügen die Hülfe der Stände, und da mußte man wohl denen Alles bewilligen, die man nicht selten in

der größten Noth anflehte. Und wie hätte die Achtung gegen das Staatsoberhaupt bestehen können, während wiederholt das Oberhaupt der Kirche zur Rebellion gegen dasselbe aufrief? — So neigte sich in dieser Zeit alles mit unwiderstehlicher Gewalt zum entscheidenden Triumphe der Stände über ihren König. Friedrich der Zweyte gab den geistlichen und weltlichen Reichsständen Brief und Siegel darüber, jenen, (1220.) „daß in ihren Städten kein kaiserlicher Beamter irgend ein Recht ausüben, sondern sie als Fürsten und Herren sich der völligen Gewalt zu erfreuen haben," diesen (1232.) aber, „daß sie alle Freyheiten und Gerichtbarkeiten, nach Gewohnheit ihres Landes ruhig inne haben sollen, sie mögen damit belehnt seyn, oder sie als Eigenthum besitzen." Diese Zusicherungen erhielten die größte Ausdehnung. Die Anarchie, welche in der letzten Zeit der Herren von Staufen eintrat, unterstützte die Bestrebungen der Anmaßer. Die alten Landesherzogthümer waren zwar untergegangen, dagegen erhuben sich desto kühner die Herren, welche die Erzwürden des Reichs trugen; und an sie schlossen sich mit gleichen Ansprüchen auf Regierungsgewalt nicht nur die Pfalzgrafen, Markgrafen, Landgrafen und Burggrafen, sondern auch die Bischöfe und Aebte

und die Ritterſchaft an. Jeder dehnte ſein Gebiet und ſein Recht aus, ſo weit er konnte. Der königlichen Würde war alle Kraft entwichen. Die meiſten Güter und Einkünfte der Krone waren verloren gegangen. Alles hatte ſich verändert. Die alten Reichsbeamten waren Landbeſitzer und regierende Herren, der König aber ein bloßer Beamter geworden. Die Monarchie war im Zuge, ſich in einen bloßen Föderativſtaat zu verwandeln.

Was in der folgenden Zeit geſchah, befeſtigte immer mehr die Ueberlegenheit der Stände über den Kaiſer, und jedes Beſtreben, dieſes Verhältniß umzukehren, endigte mit neuen Siegen der erſtern. Beſonders huben ſich die Kurfürſten mächtig empor. Schon Rudolph von Habsburg anerkannte es feyerlich, daß ohne ihre Einwilligung in wichtigen Reichsgeſchäften nichts gültiges verfügt werden könne. Unter Ludwig dem Baier ſchloſſen ſie einen Verein, (15. Jul. 1338.) worin ſie ſich verbanden, „daß ſie ihre „fürſtliche Ehr' an der Kur des Reichs, ihre „Rechte, Gewohnheiten und Freyheiten handha„ben und beſchirmen wollen nach all' ihrer Macht „und Kraft, wider männiglich, niemanden aus-

„genommen.“ Und ſechszehn Jahre ſpäter wurden die Vorrechte und Würden „dieſer feſten „Grundlagen und unbeweglichen Säulen des „Reichs“ in der goldenen Bulle geſetzlich ausgeſprochen, und in den weltlichen Kurfürſtenthümern das Recht der Erſtgeburt eingeführt, welche Einrichtung von den übrigen Fürſten, zur groſſen Befeſtigung ihrer Macht und Selbſtſtändigkeit, bald auch nachgeahmt wurde. Unter Regenten wie Wenzel, Sigmund und Friedrich III. konnte die Krone unmöglich an Glanz gewinnen; im Gegentheile waren dieß recht günſtige Zeiten für alle die, deren Heil in der Trennung vom Oberhaupte ſtand, und es wußten beſonders die Städte die Gunſt der Umſtände für ſich zu benützen, und den kaiſerlichen Einfluß auf ihre innere Verwaltung immer mehr zu beſchränken. Maximilian I. hat viel Löbliches gethan, „um Frieden und Einigkeit in teutſchen Landen herzuſtellen,“ und Polizey und Geſetze zu gründen; aber wie hätte er ſich an der Macht der Stände verſuchen können, da er ihrer Hülfe ſo oft in ſeinen eigenen Angelegenheiten bedurfte? Sein Haus erregte durch die groſſen Erwerbungen, die er demſelben bereitete, das Mißtrauen der Stände. Auch fehlte es Karln V. nicht an Luſt, der kaiſerlichen Würde ihre

alte Bedeutung wieder zu geben. Aber der Ariſtokratiſmus war zu ſehr erſtarkt und in den Begriffen und Geſetzen zu feſt begründet, als daß eine auch noch ſo große Macht ihn hätte beugen können, zumal in jener Zeit, wo der religiöſe Enthuſiasmus die Gemüther zu ungewöhnlicher Kraft erhöht hatte, und wo die politiſche Selbſtſtändigkeit als die ſicherſte Bürgſchaft für die Freyheit der Gewiſſen galt. Wer möchte es läugnen, daß die Kirchenreformation eine unvermeidliche Kriſis war, welche aus der Lage der Dinge gerade zu dieſer Zeit als nothwendig hervorgieng, und daß ſie vielen Uebeln ſteuerte, deren weitere Entwicklung für die höhern Intereſſen der Völker ſehr verderblich hätte werden müſſen? Aber der teutſche Patrio muß es beklagen, daß die Bewegung bis zum vollendeten Schisma fortgeführt wurde; denn dadurch ward das Band, das den Körper des Reichs zuſammenhielt, noch loſer, indem nun auch die Glieder, in unverſöhnlicher Entzweyung, ſich in zwo Partheyen trennten. Welch ein trauriges Bild von Mißtrauen, Widerſtreben, Rache, Zerrüttung, Elend und Blutvergießen ſtellt die folgende Zeit dar! Und nachdem die Aergerniſſe und die Zerſtörung länger als ein Jahrhundert fortgedauert hatten, erfolgte, unter langer und müh-

ſamer Anſtrengung, der weſtphäliſche Friede, der die äußerſte Schmach über die Teutſchen brachte, indem er, von fremden Mächten ihnen diktirt und alle Hoffnung zur Wiedervereinigung der Nationalkraft vernichtend, die bisherige confusio divinitus conservata *) feyerlich verbriefte und garantirte. Damit ward vollendet, worauf der Gang der Ereigniſſe ſeit Jahrhunderten hingeſtrebt hatte. Die Einheit war ihrem Weſen nach erloſchen; an die Stelle der reinen Monarchie war eine civitas composita getreten; aus Beamten und Gutsbeſitzern waren Landesherren mit allen Attributen der Regentengewalt geworden; Teutſchland erſchien als eine „Pantokratie der Repräſentanten vieler einzelnen vereinigten Staaten, unter der geſetzmäßigen Autorität des Veto eines aus ihrer Mitte ſelbſt gewählten Einzigen“ **).

Es iſt zu verwundern, daß ein ſo vielfach komponirter, unbehülflicher und in ſich ſo zerſplitterter Organismus, wie das teutſche Reich es war,

*) So definirte der große Samuel von Puffendorf, bald nach dem weſtphäliſchen Frieden, die teutſche Staatsverfaſſung.

**) S. Kritik der teutſchen Reichsverfaſſung. (S. 796.) Th. 1. S. 60.

sein Daseyn von der Epoche des westphälischen Friedens an doch noch über anderthalbhundert Jahre fortsetzen konnte, zumal da während dieser Zeit seine Schwächen immer unheilbarer und die Zeichen seines innern Verderbens immer drohender wurden. Seine gänzliche Auflösung konnte, wenn nicht etwa ein fremder Eroberer sich des wehrlosen Ganzen bemächtigte, entweder dadurch erfolgen, daß der Kaiser die Stände unterjochte, oder daß die Stände sich vom Kaiser gänzlich unabhängig machten, und dadurch den Verein trennten. Die Gefahr der Eroberung ward verschiedentlich von Schweden, von Frankreich, einmal sogar von Konstantinopel her gedroht, und jedesmal weniger durch die Maasregeln der Teutschen als durch das Glück abgewandt. Auch hatten einige energische Kaiser aus dem Hause Oesterreich Anschläge gefaßt, welche darauf abzielten, die Verfassung, die unter Karl dem Großen geblüht, wieder herzustellen. Aber auch diese Anschläge scheiterten bald an den Umständen, bald an der Eifersucht der andern großen Mächte, bald an der Vorsicht der Stände. Die letztere dagegen begünstigte und förderte alles in ihrem Widerstreben gegen die höchste Reichsgewalt, bis es endlich so weit kam, daß sie sich förmlich von ihrem Haupte losrissen,

und nachdem ſie ihre ſchwächern Mitſtände und deren Lande als ihre Beute mit dahingenommen, den Verſuch machten, in Unabhänglgkeit zu beſtehen. Damit hatte die teutſche Nation ihren Cyklus im Laufe der Zeit vollendet; ſie ſtand wieder auf demſelben Punkte, auf dem die Väter vor und unmittelbar nach der Völkerwanderung ſich befunden hatten; ihre Geſammtheit hatte keine politiſche Verbindung mehr; jeder ihrer einzelnen Stämme bildete wieder einen beſondern Staat. Indeſſen hatte dieſe Trennung den Fürſten die reine Selbſtſtändigkeit nicht gegeben, die ſie zu erlangen wünſchten, die aber nur thörichter Weiſe zu hoffen war. Sie verwechſelten ein Verhältniß der Unterordnung, das auf geſetzlichen Beſtimmungen beruhte, und indem ihnen das Gleichgewicht der Mächte zu ſtatten kam, mit der Unabhänglgkeit von einer Univerſalmonarchie, die ſich ihrer Natur nach an keine Geſetze bindet, und gegen die es, ſo bald ſie willkührlich oder ungerecht handeln will, keine Hülfe giebt.

Das Dahinſinken der Einheit in dem alten teutſchen Reiche, die Zerſplitterung deſſelben in ungefähr 300 kleinere und größere Staaten, und die aus der Beſchränkung der kaiſerlichen Macht

hervorgehende Unmöglichkeit einer ſchnellen und durchgreifenden Anwendung der geſammten Nationalkraft, mußten nothwendig frühe oder ſpat die Kataſtrophe herbeyführen, welche in unſern Tagen dieſem ſiechen politiſchen Körper ein Ende gemacht hat. Denn ein auf ſolche Weiſe konſtruirter Staat oder Staatenverein, wo zu viele Köpfe ſtimmen, als das man alle unter einen Hut bringen könnte, wo der Individualitätsgeiſt keinen Sinn für das Ganze aufkommen läßt, und wo die Zuſammenordnung der Theile ſo elend iſt, daß nimmermehr eine Concentration ihrer Kraft gelingen kann, iſt zu kriegeriſcher Thätigkeit, ſie beziele nun die Vertheidigung oder den Angriff, ſo gut als gänzlich untüchtig, und zwingen ihm die Umſtände dieſelbe ab, ſo wird er in den Reſultaten für die Fehler ſeiner Verfaſſung büßen müſſen, wie denn auch Teutſchland in allen Friedensverträgen ſeit 1648 dafür gebüßt hat. Dabey iſt aber nicht zu verkennen, daß unſre bisherige Verfaſſung ſowohl für die geiſtige Bildung als für den Wohlſtand der Nation Vortheile gewährt hat, die das Syſtem der reinen Einheit auf gleiche Weiſe nicht hätte gewähren können. Denn die Menge der einzelnen Gebiete machte das Leben vielſeitiger und die Formen und Erſcheinungen deſſelben man-

nigfaltiger, ſie vermehrte die Mittel und Antriebe der Bildung, ſie vervielfältigte die Verſuche zur Realiſirung guter Ideen, und nie konnte bey ihr die verfolgte Tugend um eine Freyſtätte, oder die unterdrückte Wahrheit um Hülfe verlegen ſeyn. Ueberdieß iſt es eine bekannte Erfahrung, daß groſſe Regierungen, auch bey dem beſten Willen, nie im Stande ſind, das Wohl des Individuums in demſelben Verhältniſſe zu ſchützen und zu befördern als kleine. Weßwegen es ſehr zu bezweifeln iſt, daß Teutſchlands Bewohner aufgeklärter, tugendhafter und reicher ſeyn dürften, wenn es einem ihrer frühern Kaiſer gelungen wäre, ſie ſich ſammt und ſonders unmittelbar zu unterwerfen. Unterdeſſen iſt Sicherheit die erſte Bedingung aller Würde, aller Bildung und alles Wohlſtands der Völker, und welche Verfaſſung ſie ſich auch geben wollen, ſo muß dieſelbe vor allem darauf berechnet ſeyn, daß die zur Erhaltung der Unabhängigkeit erforderlichen Kräfte unaufhörlich geſtärkt, geübt und gemehrt werden. Man weiß, daß auch in föderativen Syſtemen durch die Waffen groſſe Dinge geſchehen ſind; jedoch nur wenn die ſämmtlichen Glieder des Vereins von einem kräftigen und edeln Gemeingeiſt bewegt waren, — von welchem Geiſte aber in den letzten Zeiten des teut-

ſchen Reichs auch nicht einmal der leiſeſte Hauch bemerkt worden iſt.

Denkwürdig iſt es, daß der franzöſiſche Staat, wie der teutſche eine Trümmer des großen karolingiſchen Reiches und aus demſelben urſprünglichen Zuſtande ſich entwickelnd, gerade den entgegengeſetzten Weg einſchlug, und allmählig den König zum vollſtändigſten Siege über die Stände führte. Dieß Reſultat erſcheint um ſo unerwarteter, da die Optimaten in Frankreich ſich dem Throne gegen über weit früher in eine impoſante Haltung zu ſetzen, und ihre Ueberlegenheit weit beſſer zu benützen ſuchten, als die in Teutſchland. Denn ſchon Karl der Kahle, alſo der Enkel des Stifters der Monarchie, ſahe ſich in der Nothwendigkeit, ſeinen Großen erſt zu verſprechen, (851.) daß ohne ihre Einwilligung in Reichsſachen nichts verordnet werden ſollte; dann ihnen zu erklären, (854.) daß ſie das Recht haben, dem Könige, falls er etwas Unzuläßiges von ihnen verlangen würde, gemeinſchaftlich mit den Waffen in der Hand ſich zu widerſetzen; und endlich ihnen die Zuſicherung zu geben, (876.) daß die großen Amtsſtellen der Herzoge und Grafen von den Vätern auf die Söhne vererbt, und die Lehn als Erbſtücke derer, die ſie

inne haben, betrachtet werden ſollten. Die Thronbeſteigung des Hugo Capet mußte dieß Verhältniß noch mehr befeſtigen; denn wie konnte der neue Regent ſeiner Krone ſicherer ſeyn, als wenn er die Gunſt derer ſich erhielt, die ja ſo wohl als er hätten darnach greifen können? Indeſſen verſtand Hugo, durch zweckmäßige Maaßregeln das königliche Anſehen, ſelbſt in Beziehung auf die Großen, zu behaupten und zu mehren; ſeine Nachfolger wirkten in ſeinem Sinne fort; und Ludwig der Dicke (1108 — 1137.) handelte für denſelben Behuf durch den Schrecken, indem er die gegen ihn anſtrebenden Vaſallen in ſiegreichen Kriegen demüthigte. Da zu gleicher Zeit durch den Einfluß der Kreuzzüge das Volk ſich aus ſeiner Sklaverey zu erheben, und ſich in Gemeinheiten zu bilden begann, erlangte der König einen mächtigen Gehülfen zur Schwächung des Ariſtokratismus, welcher Gehülfe dergeſtalt erſtarkte, daß ſchon im Jahr 1301 unter dem Könige Philipp dem Schönen die Städte als der dritte Stand auf dem Reichstage erſchienen. Auch wußte dieſer König die Würde ſeiner Krone in dem Grade geltend zu machen, daß er die bisherigen Anſprüche und Rechte der Vaſallen in mehrern weſentlichen Punkten beſchränkte und die Verordnung durchſetzte, daß die

großen Kronlehn, welche sonst sich auch auf die Weiber forterbten, nur auf die männlichen Nachkommen der Inhaber gelangen sollten. Noch mehr gelang in diesem Sinne Karln VII. Denn während des 25jährigen Krieges, den er mit dem glülichsten Erfolge gegen die Engländer führte, sanken die Vorrechte der Reichsstände immer tiefer, und viele ihrer Ansprüche kamen in gänzliche Vergessenheit, so daß der eigentliche Anfang der absoluten königlichen Gewalt in die Zeit dieser Regierung zu setzen ist, wie denn nach Karls Tod (1461.) keine gemeinsame Unternehmung von Seiten der Stände zur Wiederherstellung ihrer alten Freyheit mehr gewagt worden ist. Diese Resultate waren hauptsächlich die Wirkung des Umstandes, daß in Frankreich die Erblichkeit des Thrones frühe schon, wo nicht gesetzlich, doch im herrschenden Begriffe hergestellt, und bey dem ununterbrochenen Bestande der regierenden Familie nie gestört wurde. In Teutschland war dieß umgekehrt, weßwegen auch die entgegengesetzten Wirkungen erfolgten. Denn es liegt in der Natur der Sache, daß der Monarch, dem das Reich als ein Erbtheil seiner Väter geworden, unumschränkter herrscht, als derjenige, der es der Wahl seines Volks oder seiner Optimaten verdankt.

Das Syſtem der unumſchränkten Alleinherrſchaft erlangte im Hinlaufe der Zeit in Frankreich ſeine höchſte Stufe, auf der es als der vollendete Deſpotismus erſcheint. Alle Staatsgewalten waren vereinigt in der Perſon des Königs; kein Geſetz beſchränkte deſſen Willen; die Nation hatte keine Repräſentation; in den ſtändiſchen Formen, die da und dort ſich aus dem Alterthum erhalten hatten, war kein Leben mehr; für die heiligſten Rechte der Menſchheit gab es keine Bürgſchaft. Ein ſolches Syſtem kann ſich lange erhalten, zumal unter einem ungebildeten Volke, und wenn es von der Regierung mit Conſequenz gehandhabt wird. Aber in Frankreich, wo dieſe Conſequenz fehlte, und wo neben dem Deſpotismus ein öffentlicher Geiſt aufkam, der ſich mit ihm durchaus nicht vertrug, fiel es, geſtürzt durch die Empörung der Nation, und ſein Fall iſt das Unglück von ganz Europa geworden, indem er alle alte Verfaſſungen erſchütterte, oder mit ſich dahinriß, und den Völkern durchaus nichts gewährte, womit ſie ſich über den Verluſt der frühern wohl bewährten Einrichtungen und Geſetze hätten tröſten können.

Ohne eine Erſchütterung dieſer Art hätte auch das teutſche Reich trotz des monſtröſen Charak-

ters, der ihm eigenthümlich war, sich noch lange erhalten können. Aus seinem Innern war nämlich keine seinem Bestehen gefährliche Erregung zu erwarten; denn seine mächtigsten Glieder strebten entweder aus Eifersucht, oder ihr wahres Interesse begreifend, auf gleiche Weise auf seine Erhaltung, und ein Aufstand des Volks konnte sich in einer Verfassung, in der ein allgemeiner Druck unmöglich war, nie weit verbreiten. Dagegen vermochten wir nicht, einen heftigen Anstoß von außen zu ertragen. Wie er erfolgte, und was er bewirkte, ist in den Jahrbüchern unserer Zeit angemerkt; aber die Geschichte dieser Zeit taugt nicht dazu, den alten Ruhm unsers Volkes zu vermehren, indem eine Nation nie erleidet, was von uns erlitten worden, es sey denn, daß sie es durch Ersterben des Gemeinsinnes, durch Feigheit und durch träge Unthätigkeit verschuldet habe. Aber in dem Unglücke selbst blüht uns eine neue Hoffnung auf. Denn seitdem dasselbe geschehen ist, haben wir den Werth dessen, was verloren gegangen, schätzen gelernt, und Vaterland, Nationalität und Selbstständigkeit sind uns wieder theuere Namen geworden, nachdem es ihnen eher oft kaum gelang, dem Spotte des entarteten Geschlechtes auszuweichen. Es könnte sogar die Schmach

vergessen werden, die wir auf uns geladen haben, wenn wir nun durch Gesinnung und That recht kräftig bewährten, daß die Lehre des Unglücks für uns nicht vergeblich gewesen, und wenn die Folgezeit uns bezeugte, daß wir zwar für einen Augenblick unsere Unabhängigkeit, nie aber die Kraft und den Muth verloren haben, um sie wieder zu erwerben, und nach den gemachten Erfahrungen nur noch standhafter zu behaupten.

Wilhelm von Grumbach.

Die Uebung des Fauſtrechts, welche Jahrhunderte hindurch in Teutſchland im Gange war, und der nicht ſowohl durch die dagegen gemachten Geſetze, als durch den veränderten Geiſt der Verfaſſungen und des Kriegsweſens geſteuert wurde, iſt eine der großen Schattenpartien in der vaterländiſchen Geſchichte, auf der das Auge des moraliſch urtheilenden Leſers mit Mißbehagen weilet. Denn wo der Einzelne befugt iſt, ſeine Anſprüche an den andern mit den Waffen geltend zu machen, da iſt die bürgerliche Ordnung, deren Weſen in der allgemeinen Herrſchaft der Geſetze beſteht, noch nicht realiſirt, und die reinſte Unſchuld, ſo wie das gegründeteſte Recht haben keine Bürgſchaft gegen Ungerechtigkeit, Unterdrückung und Gewalt; wie wir denn auch in den Annalen jener Zeit auf Züge von

Tyranney, Grauſamkeit, Raubſucht und wildem Trotze ſtoßen, welche das edlere Gemüth empören oder mit inniger Betrübniß erfüllen. Aber ſo wie das Böſe, ſo entwickelt ſich in freyen Aeußerungen der Kraft auch das Gute, was in dem Menſchen iſt, und ſo ſtellt uns die Geſchichte der Befehdungen und Plackereyen, neben mancher ſchändlichen That, erhebende Beyſpiele von Edelmuth, Tapferkeit, Klugheit, Ausharrung und Rechtlichkeit, und neben manchem verächtlichen Räuber Charaktere von ungewöhnlicher Kraft, Treue und Wahrheit dar, in welchem recht klar erſichtlich wird, wie viel der Geiſt der Ritterſchaft dazu beygetragen habe, die Ausbrüche der Gewalt zu mildern und den rohen Sinn zu veredeln. Um deßwillen ſehen wir aber doch mit Wohlgefallen, ſeit den Tagen Maximilians I. die Geſetze über die Gewalt der Einzelnen ſiegen, und den Landfrieden, der die Bedingung aller Kultur und alles Wohlſtandes iſt, ſich immer mehr befeſtigen; und es erſcheint uns als eine willkommene Geſtalt Wilhelm von Grumbach, weil er unter den teutſchen Rittern der letzte war, der es auf ſeine eigene Fauſt unternahm, jenen Frieden zu ſtören. Schon um deßwillen gilt ſein Beginnen als eine Art von Epoche in der vaterländiſchen Geſchichte;

es ist aber auch noch aus andern Gründen der besondern Beachtung werth, und es offenbart der handelnde Held eine Stärke des Gemüths und eine Festigkeit, bey denen wir oft bedauern müssen, daß wir ihn nicht für edlere Zwecke, und in Uebereinstimmung mit dem Gesetze solche Kraft aufwenden sehen.

Die Grumbache gehören unter die ältesten fränkischen Geschlechter. Ihre Stammburg gleiches Namens lag unweit Arnstein, über dem linken Ufer der Werre. Alte Verzeichnisse nennen sie schon im Jahre 942 unter den Thurniergenossen zu Rothenburg an der Tauber. Lange bekleideten sie das Erbschenkenamt im Hochstifte Würzburg. Johann von Grumbach erlangte im Jahre 1455 die bischöfliche Würde daselbst. Mehrere Schlösser und Güter trug die Familie von dem Stifte zu Lehn.

Wilhelm von Grumbach, im Jahr 1503 geboren, war an dem Hofe des Markgrafen Casimir von Brandenburg-Kulmbach erzogen worden, und hatte sich in seiner Jugend in den Kriegen seiner Zeit unter den Heeren des Kaisers wohl versucht, zugleich aber jede Gelegenheit benützt, um sich für die Künste des Fric-

dens zu bilden. Seine Bestrebungen belohnte der beste Erfolg. Er galt in seinen Kreisen nicht nur für einen tapfern Ritter, sondern auch für einen Geschäftsmann von ungewöhnlicher Tüchtigkeit; und da er mit diesen Eigenschaften eine unermüdbare Thätigkeit, einen nach hohen Dingen trachtenden Sinn, und einen die Menschen und die Umstände richtig beurtheilenden Blick verband, so konnte es ihm an Einfluß nicht fehlen. Er bewährte sein Ansehen, als im Jahre 1540 der Bischof Konrad III. aus dem Geschlechte der von Thüngen starb. Der Domdechant Melchior Zobel von Gutenberg bemühte sich aus allen Kräften, den erledigten Stuhl zu besteigen, und es thaten sich die besten Hoffnungen für ihn auf. Aber Grumbach wußte durch seinen Einfluß die Gesinnungen der Domkapitularen zu leiten, und als der Tag der Wahl erschien, (im July 1540.) fielen sämmtliche Stimmen auf seinen Freund, den Probst zu Neumünster, Konrad von Bibra. Der Gewählte erwies sich nicht undankbar gegen seinen Beschützer. Nicht nur daß er ihm für seine in dem Hochstifte gelegenen Güter ansehnliche Vortheile verlieh, und ihm einen Schuldbrief des Landgrafen von Hessen auf 10.000 Goldgulden zum Geschenke machte; er ernannte ihn auch zu

seinem Hofmarschall, und ertheilte ihm die Vollmacht, alle öffentlichen Angelegenheiten zu lenken. Von nun an war Grumbach der gewaltigste Mann am Hofe zu Würzburg. Während der Bischof sich seinem Hange zu sinnlichen Freuden überließ, waltete er unbeschränkt in den Geschäften der Regierung, und versäumte dabey auch nicht, was sein Vortheil gebot. Er schien um so fester im Besitze seiner Macht zu seyn, da, wie die Eingeweihten wissen wollten, seine schöne Gemahlin den Fürsten durch ihre Reize gefesselt hatte.

Aber es war in dieser Herrlichkeit keine Dauer. Kaum hatte Konrad von Bibra vier Jahre regiert, als ein unerwarteter Tod sein Daseyn endete. (8. August 1544.) Unter den Bewerbern um die Inful trat abermals der Domdechant Zobel auf. Neue Schwierigkeiten, die sich ihm entgegen setzten, und die Verbindungen, in denen der Hofmarschall stand, vermochten ihn, dessen Verwendung nachzusuchen. Wobey er versprach, er werde sich dankbar bezeugen, und nicht allein die alten mit Konrad von Bibra geschlossenen Verträge halten, sondern noch neue und günstigere schließen. Auf das ließ Grumbach seine Maschinen spielen, und der Krumm-

ſtaab fiel in Melchiors Hände. Aber das Glück, deſſen der neue Biſchof durch den Hofmarſchall theilhaftig geworden, hatte den Groll über die frühere Beleidigung nicht ausgelöſcht. Ueberdieß wollte er, der die Kraft in ſich fühlte, die Geſchäfte ſelbſt zu verwalten, nicht nach der Weiſe ſeines Vorgängers, unter der Vormundſchaft eines Mannes ſtehen, der eher ſeine Gewalt ſo oft gemißbraucht, und ſich bey Dienern und Unterthanen ſo ſehr verhaßt gemacht hatte. Deßhalb erfüllte er nicht nur nichts von dem, was er Grumbachen verheißen hatte, ſondern er zwang ihn auch, die in dem Schuldbriefe des Landgrafen von Heſſen verſicherte Summe wieder zurückzugeben, und behielt das Vermächtniß Inne, das von Konrad von Bibra der Frau von Grumbach teſtamentlich ausgeſetzt worden war. Tief gekränkt durch dieß Verfahren, legte der Hofmarſchall ſeine Würde nieder, und ſann auf Mittel, um die erlittene Beleidigung zu rächen und ſeine Anſprüche geltend zu machen. Seine frühern Verbindungen führten ihn an den Hof nach Kulmbach, wo damals der Markgraf Albrecht von Brandenburg regierte, der nachher durch kühne Kriegsthaten, durch grauſame Zerſtörungen *) und durch ein höchſt

*) Er erhielt den Beynamen „Alcibiades,“ weil man

unglückliches Schicksal der Gegenstand der Bewunderung und des Schreckens seiner Zeitgenossen geworden ist. Mit großer Gunst nahm der junge Fürst Grumbachen auf, der ihm mit seiner Klugheit und mit seinen Erfahrungen so nützlich seyn konnte, ernannte ihn zu seinem Statthalter, und machte ihn zum Genossen seiner Unternehmungen im dem schmalkaldischen Kriege, in welchem er die Parthie des Kaisers ergriffen hatte. Dieß Verhältniß benützte der Bischof, um Grumbachen aller seiner Dienste gänzlich zu entlassen, indem er anführte, daß der Ritter nicht zugleich beyder Herren Diener seyn könne. Da dem letztern zugleich in Hinsicht auf den Besitz seiner Güter neue Unannehmlichkeiten erwiesen wurden, so übergab er alles, was er von dem Hochstifte zu Lehn trug, seinem Sohne Konrad. Aber auch diesem wurden gegen die Belehnung Schwierigkeiten gemacht.

Unterdessen geschah es im Jahr 1552, daß der Kurfürst Moritz von Sachsen, in Verbindung mit einigen andern Fürsten und unter Mitwirkung des Königs von Frankreich, den

auf ihn anwenden zu können glaubte, was Nepos von den Griechen sagt: nihil eo fuit excellentius, vel in vitiis, vel in virtutibus.

Kaiſer Karl V. unverſehens mit Krieg überzog, um, wie die öffentlichen Kundmachungen verſicherten, die Rechte der teutſchen Stände und die Gewiſſensfreyheit der Evangeliſchen gegen die Eingriffe des Monarchen zu ſichern. Unter Moritzens Genoſſen befand ſich auch der Markgraf Albrecht mit ſeinem Volke, und gleich dem Kurfürſten ließ er Briefe in das Reich ausgehen, worin er in heftigem Tone die von Karl'n verſuchten Einwirkungen der kaiſerlichen Gewalt anklagte. Um ſo erwünſchter waren ihm dieſe Unruhen, da ſie ihm Gelegenheit gaben, an den Nürnbergern und an den Biſchöfen in Franken die Feindſeligkeiten auszuüben, die er ihnen ſchon lange gedrohet hatte. Nachdem er erſt das Land des Teutſchmeiſters verheeret und Brandſchatzung von ihnen empfangen hatte, eroberte er die nürnbergiſche Feſtung Lichtenau, und lagerte ſich dann mit ſeinem Heere vor der Stadt. Es erfolgten Unterhandlungen; der Kurfürſt Moritz verwendete ſich ſelbſt für die Belagerten; aber unerbittlich blieb der Markgraf, und grauſam wüthete er gegen den Feind. Während er die Stadt mit ſeinem Geſchütze ängſtete, breiteten ſich ſeine Schaaren auf dem Gebiete aus und erfüllten alles weit umher mit Jammer und Verzweiflung. Viele wehrloſe Lan-

desbewohner würgte das Schwert; alles Eigenthum ward die Beute der Kriegsknechte; die meisten Glocken auf den Thürmen wurden hinweggenommen, die Teiche und Weiher abgegraben und über 3000 Morgen Waldes verbrannt. Ueberdieß lagen nach dem Kriege in der nürnberger Landschaft 3 Klöster, 2 Städtlein, 19 Schlösser, 75 Herrensitze, 17 Kirchen, 28 Mühlen, 23 Hammerwerke und 170 Dörfer und Weiler in der Asche. Noch mußte der Rath 200,000 Gulden und 6 große Büchsen zum Opfer bringen, um diesen wilden Feind zum Abzuge zu bewegen.

Während der Markgraf vor Nürnberg lag, entbot er den Bischöfen von Bamberg und Würzburg, daß sie Gesandte in sein Lager schicken und mit ihm handeln sollten; widrigenfalls werde er vor ihre Hauptstädte ziehen, und ihr Land mit Feuer und Schwert verheeren. Mit Schrecken ward diese Botschaft vernommen. Da man sich nicht bereit sah, der Macht des drohenden Feindes zu widerstehen, blieb blos der Weg der Unterwerfung offen. Es beschwur auch der Bischof von Bamberg seinen Zorn, indem er sich verbindlich machte, ihm zwanzig Städte und Aemter abzutreten. Aber kein Opfer schien Würz-

burg retten zu können; denn Grumbach, zu dem man sich so viel Böses zu versehen hatte, stand an der Seite des Markgrafen, und es gieng sogar die Sage, daß er, um endlich seine Rache zu befriedigen, dieß Wetter auf das Hochstift geleitet habe. Niemand wollte sich unter solchen Aussichten zum Unterhändler gebrauchen lassen, und nur wenigen war zuzutrauen, daß sie etwas Ersprießliches werden wirken können. In dieser Noth beschloß der Bischof auf das Zureden seines Domkapitels, Grumbachen selbst aufzufordern, daß er der Vermittler zwischen seinem Heere und dem Stifte seyn möchte. Die Aufforderung wurde mit ansehnlichen Geschenken und Zusagen begleitet. Der Eigennutz siegte über den Haß. Man vertrug sich dahin, daß der Markgraf von aller Feindseligkeit gegen das Stift ablasse, wogegen ihm binnen Monatsfrist 220,000 Gulden bezahlt, und außerdem 350,000 Gulden markgräflicher Schulden übernommen werden. Bischof und Kapitel versprachen alles getreulich zu erfüllen, und weder bey dem Kaiser noch bey dem Pabste um Vernichtung des Vertrags einzukommen. Zugleich wurde Grumbachen die Verschreibung auf die hessische Schuld wieder zugestellt, und ihm eine feyerliche Urkunde ertheilt, vermöge deren man ihm einige Güter

abtrat, und seine lehnbaren Besitzungen in Eigenthum verwandelte. Der Kaiser, der sich der Hülfe des Markgrafen in seinem Kriege gegen Frankreich versichern wollte, bestätigte die mit Bamberg und Würzburg geschlossenen Verträge, und der rüstige Albrecht zog mit seinem Heere in die westlichen Gegenden Teutschlands, um die Franzosen seinen kraftvollen Arm empfinden zu lassen.

Die geistlichen Herren zu Würzburg und Bamberg gedachten aber nicht zu erfüllen, was sie in der Angst dem Markgrafen versprochen hatten. Auch gelang es ihnen bey dem Kammergerichte zu bewirken, daß es den letztern nicht nur gebot, von allen gewaltthätigen Schritten abzustehn, sondern auch verschiedene Stände aufrief, den Bischöfen zu Hülfe zu ziehen. Umsonst versuchte der Kaiser den Streit auf dem Weg der Güte zu vermitteln. Albrecht überzog die Lande seiner Feinde, brachte den größten Theil derselben in seine Gewalt, und richtete nach seiner Weise die gräßlichsten Verheerungen an. Da sprach das Kammergericht die Acht über ihn und seine Helfer aus. „Sein Leib und Leben, erklärte das Erkenntniß, sey vogelfrey, und all sein Gut dem Reiche und den Lehnhöfen heimge-

fallen.“ Aber der gerichtliche Spruch konnte den muthigen Fürſten nicht irren. Er ſetzte ſeine Zerſtörungen fort. Die Parthie ſeiner Feinde vermehrte ſich. Alles ſchickte ſich zu einem großen Kriege an. Der Schauplatz deſſelben ward nach Nieder-Sachſen verlegt. Es erfolgte die Schlacht bey Sieversshauſen, (9. July 1553.) in der der Held Moritz von Sachſen tödtlich verwundet fiel. Demungeachtet ward den Feinden des Markgrafen der Sieg; ihm aber blieb Kraft und Muth zu neuen Unternehmungen.

Grumbach hatte in dieſen Händeln gleiches Intereſſe mit dem Herrn getheilt, dem er diente. Denn als das Kammergericht den mit Albrechten geſchloſſenen Vertrag für ungültig erklärte, dehnte der Biſchof Melchior den Spruch auch auf den ehemaligen Hofmarſchall aus, zog die Güter, die ihm abgetreten worden waren, wieder ein, und zwang ihn, über ſeine ältern Beſitzungen aufs Neue die Lehnspflicht zu leiſten. Als aber der Markgraf die beyden Hochſtifte mit ſeinem Kriegsvolke in Beſitz nahm, erſchien die biſchöfliche Anordnung als ungültig. Doch nur kurze Zeit! Der Sturm richtete ſich nach Sachſen, Albrechts Feinde waren wieder Meiſter im Lande, und nun hinderte nichts weiter die

Rache, die man an dem Manne zu nehmen entſchloſſen war, der, wie das Geſchrey gieng, dieſen heftigen Zorn des Markgrafen gegen die Stifte erregt hatte, und als der Geſelle eines Geächteten ohnehin keine Schonung verdiente. Alle ſeine Güter wurden eingezogen, das Vieh, die Geräthſchaften und die Vorräthe an Wein und Getraide hinweggenommen, die Waldungen ausgehauen, und ſogar ſeine kranke Gemahlin aus ihrem Wittumſitze verſtoßen. Durch welches Verfahren er ein jährliches Einkommen von 17000 Gulden verloren, ſo wie ihm durch die Plünderung und Verwüſtung ein Schaden von 39,000 Gulden zugefügt worden. Er flehte das Kammergericht um Hülfe an; aber umſonſt gebot daſſelbe dem Biſchofe, den Kläger wieder in den vorigen Stand zu ſetzen. Er appellirte in gedruckten Schriften an das Publikum; der Biſchof erklärte dieſelben für leichtfertige Schandbücher. Der Kaiſer Ferdinand ſchrieb ſelbſt nach Würzburg, daß man ſich mit ihm vergleichen möchte; aber man machte keinen Schritt, um den Willen des Monarchen zu erfüllen.

(Der Schluß folgt.)

Die Insel Meinau. *)

Die Meinau liegt in dem Arm, den der Bodensee von seiner Mitte in der Richtung gegen Nordwesten hinstreckt. Ihr Umfang beträgt kaum eine halbe Stunde; auch hängt sie auf der einen Seite vermittelst einer Brücke mit dem festen Lande zusammen. Die Geschichte nennt ihren Namen zuerst, indem sie die Zugehörten der Abtey Reichenau aufzählt. Aber schon sehr frühe trugen die Edeln von Langenstein sie von den Aebten zu Lehn, und bewohnten auf ihr ein festes Schloß. Arnold von Langenstein ließ im Jahre 1282 zwey seiner Söhne in den teutschen Orden aufnehmen, und gab ihnen,

*) Ein kleiner Kommentar zu dem voranstehendem Titelkupfer.

mit Bewilligung des Abts Albert, die Insel zur Ausstattung. Von dort an blieb sie Jahrhunderte hindurch ein Eigenthum des Ordens, und war der Sitz eines Kommenthurs. Als aber der unglückliche Krieg im Jahr 1805 das teutsche Reich zertrümmerte, wurde sie den Domainen des Hauses Baden beygefügt.

Die Insel ist eine der reizendsten und üppigsten Punkte des an Naturschönheiten so reichen südlichen Teutschlands. Ihre ganze Oberfläche gleicht einem wohlunterhaltenen, mit hoher Fruchtbarkeit gesegneten Garten. Lachende Wiesen, herrliche Aecker, freudig sich erhebende Weinberge, schöne Gemüsanlagen, reizende Gruppen von Obstbäumen, mannigfaltige Schöpfungen der schönen Gartenkunst — wechseln mit einander ab, und ergötzen und erheben das von solchem Ueberflusse und solcher Schönheit bewegte Gemüth des Anschauers. Unter den Gebäuden zeichnet sich der in dem vorigen Jahrhunderte in modernem Geschmack erbaute Pallast des Kommenthurs, sowohl durch seine Außenseite als durch seine innere Einrichtung aus.

Die herrliche Aussicht, welche die Insel auf ihren erhabenern Punkten darbietet, überrascht am meisten, durch Schönheit, Größe und Pracht.

auf dem Balkon dieſes Pallaſtes. „Auf dieſem unbeſchreiblich ſchönen Standpunkte, ſagt ein fein beobachtender Reiſende von frühern Datum, *) liegt das ganze Füllhorn der Natur ausgegoſſen da. Ein See, den ſelbſt Neptun, ohne zu erröthen, als Witwenſitz ſeiner Gemahlin ſchenken dürfte; — Weinberge, die Bacchus auf ſeinem Zuge nach Indien, kaum beſſer mag zurückgelaſſen haben; — unabſehbare Obſtgärten, in deren Schatten geſunde Kinder ſpielen, und den entnervten Fremdling an altteutſche Liebe und Treue erinnern; — zur Rechten die Ausſicht nach Bregenz, wo die Wiege der Angelica Kaufmann auf Silberfluthen ſchwebt, und am Gängelbande des Rheins Teutſchlands Ehre verkündigt; — ſeitwärts unter Bregenz die auf Inſeln erbaute Stadt Lindau, wohin einſt, wie an den Quell der Pierinnen, eine Frau von la Roche kam, bey ihrem erſten Austritte aus dem väterlichen Hauſe das Land zu überſchauen, deſſen Perle ſie künftig werden ſollte; — gerade gegen über Mersburg, die Reſidenz des Fürſtbiſchofs von Konſtanz,

*) Vgl. M. Mercy in der Reiſe einer franzöſiſchen Emigrantin durch die Rheingegenden. Herausgegeben von E. J. Koch. 8. Berlin. 1793.

eine künſtliche Krippe auf Felſen erbaut, wo Dalberg dem verlangenden Seefahrer den Leuchtthurm der Aufklärung errichten wird; — die Reichsſtadt Ueberlingen, der alte Sitz der Herzoge von Schwaben; — die zahlreichen, ſchwer beladenen Schiffe, die wöchentlich von dem Getraidemarkt daher mit vollen Segeln nach allen Ufern des Sees zurückgehen. Wie iſt es möglich, daß dieſe durchaus ſchöne Gegend noch keinen Dichter erzeugt hat, der ihre Reize beſang? Aus dem Schaume dieſes kleinen Meers iſt doch gewiß, an einem ſchönen Frühlingsmorgen, eine Venus hervorgetreten, deren treues Gemählde ein einheimiſcher Dichter hätte bewahren ſollen. Der Genfer- und Bielerſee begeiſterte einen Rouſſeau, Zürich einen Geßner; aber Konſtanz —? Oder hat Wieland ſeinen Pinſel in dieſen Ocean getaucht? Oder die ſchwäbiſchen Minneſänger? Oder hat dieſe Gegend ihre Theokrit ſpäter zu erwarten?“ —

Inhalt.

Seite.

1. Heinrich der Vogelſteller und ſeine Zeit. 1
2. Die Ungarnſchlacht auf dem Lechfelde, im Jahre 955. 29
3. Antiquariſche Reiſe im öſtlichen Schwaben. 45
4. Geſchichte des Bauernkriegs in den obern Gegenden des Kochers und der Rems. 131
5. Ueber Johann Brenz, ſeinen Charakter und ſeine Verdienſte. 163
6. Der Streit über die Erbſchaft des Herzogs Georgs des Reichen von Baiern. 200
7. Teutſchlands Gränzen, Einheit und Zertrümmerung. 253
8. Wilhelm von Grumbach. 287
9. Die Inſel Meinau. 300

Hertha,

Erzählungen und Gemählde

aus der

teutſchen Vorzeit

für

Freunde der vaterländiſchen Geſchichte.

Constanz

Von

J. G. Pahl.

Vierter Band.

Freyburg,
in der Herderſchen Buchhandlung.
1815.

Sr. Excellenz

dem

Freyherrn

Joseph Christoph von Laßberg,

Seiner

Kaiserlichen Majestät des Kaisers von Oesterreich, so wie auch Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs von Baden wirklicher Kämmerer, des Maltheser-Ordens Ritter, Sr. Durchlaucht des Fürsten von Fürstenberg Geheimen-Rathe und Landes-Ober-Jägermeister, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften

aus

tiefster Verehrung

gewidmet von

der Verlagshandlung.

Wilhelm von Grumbach.

(Beſchluß.)

Der Markgraf hatte unterdeſſen, unter abwechſelndem Glücke, den Krieg in Sachſen und Franken fortgeſetzt. Aber die Schlacht bey Schwarzach zertrümmerte ſeine Macht, und nachdem alle Hoffnung ihm entfallen war, ergriff er, von einer wiederholten Achtserklärung verfolgt, die Flucht, und entwich über den Rhein, um ſich in die Arme des Königs von Frankreich zu werfen. Er war durch ſeine grauſame Art, den Krieg zu führen, überall zu verhaßt geworden, als daß ſeine ſchriftlichen Werbungen bey dem Kaiſer und bey den Ständen etwas Erſprießliches zu ſeiner Wiederherſtellung hätten bewirken können. Ohne Land, ohne Geld und von aller Welt verlaſſen, nahm er ſeine Zuflucht zu ſeinem

Schwager, dem Markgrafen Karl von Baden, nach Pforzheim, um da zu erwarten, was die Stände des teutschen Reiches über ihn beschließen würden. Aber hier überraschte ihn in seinem 33ten Lebensjahre der Tod. (8 Jan. 1557.) Der tübingische Theologe, Doktor Jakob Heerbrand, tröstete ihn in seinen letzten Stunden. „Er sterbe — bezeugte er von sich selbst — als ein verjagter Fürst, aber als ein frommer Christ.“

Damit war Grumbachen der letzte Strahl der Hoffnung, die er noch immer auf die Hülfe des Markgrafen gesetzt hatte, untergegangen. Um so heftiger kochte in seinem Herzen Haß und Rache gegen den Bischof. Diese Empfindungen brachten ihn zu einem schrecklichen Entschlusse. Sein Feind sollte das Unrecht, das er ihm erwiesen, mit seinem Leben büßen. Er verheimlichte auch nicht, was in seinem Innern vorging. „Könnte ich, äußerte er öffentlich, dem Pfaffen das Herz aus dem Leibe klauben, ich würde es mit Freuden thun.“ Wiederholt wurde der Bischof vor dem entrüsteten, kühnen Manne gewarnt, ohne daß derselbe jedoch Maaßregeln zu seiner Sicherheit getroffen hätte.

In dieser Stille bereitete Grumbach das Verbrechen. Sein vertrauter Diener Chri-

ſtoph Kräher unternahm deſſen Ausführung, zu der eine Rotte von vierzehn Reutern und vier Fußknechten gedungen wurde. Eine Summe von 2000 Gulden war der Lohn des Bubenſtücks. Einige Bürger in Würzburg, in das Geheimniß eingeweiht, benachrichtigten die Verſchwornen, wie das Opfer am ſicherſten zu erhaſchen ſey. Man beſchloß den Biſchof zu überfallen, wenn er, wie er gewohnt war, aus dem Schloße Marienberg in die Kanzley nach der Stadt ritt; auch ward abſichtlich die Zeit der frankfurter Meſſe gewählt, weil in dieſen Tagen die biſchöflichen Reuter auf dem Geleite abweſend waren. Der 15te April des Jahrs 1558 wurde zur That beſtimmt.

Die Mörder hatten ſich ſchon früher in die Stadt begeben, um alles wohl zu erkunden. Da ſie ſich als Kaufleute ankündigten, und in verſchiedenen Gaſthöfen einkehrten, erregte ihre Erſcheinung keine Aufmerkſamkeit. Auch die Wache unter einem Thore ward von ihnen gewonnen. Alles ſchickte ſich an, daß das Verbrechen gelang. Der Biſchof war an dem beſagten Tage in die Kanzley herunter gekommen. Jenſeits der Mayenbrücke verſammelten ſich die Verſchwornen, um auf ihn zu lauern. Auch

hier verbargen sie listig ihren Anschlag, indem sie sich aus einem Wirthshause Wein herausgeben ließen, und auf den Pferden sitzend, in Fröhlichkeit zechten. Zwischen neun und zehn Uhr Vormittags kam der Bischof, langsam einherreitend, und von einem kleinen Gefolge begleitet, die Brücke herüber. Er schien beym Anblick der fremden, lermenden Reuter betroffen, doch setzte er seinen Weg fort. Nun springt Christoph Krätzer dicht an ihm vorüber, zieht eine Büchse unter seinem Mantel hervor, setzt sie dem Bischofe auf die Brust, und unter dem Gebrülle: „Pfaff! du mußt sterben!“ dringt die Kugel in seine Brust. Noch hielt der Mörder sein Werk nicht für vollendet. Er giebt dem Verwundeten mit dem Gewehre einige Schläge auf den Kopf, und ruft seinen Gesellen zu: „Mordet, mordet alle!“ diese fallen über die Begleiter des Bischofs her. Mehrere von ihnen werden verwundet, die andern ergreifen die Flucht. Ungehindert entwichen die Mörder aus der von Schrecken und Bestürzung erfüllten Stadt.

Sein Pferd war mit dem Bischofe, in der Richtung gegen die Burg, fortgeeilt. Aber an den Weinbergen sank er zur Erde, und gab seinen Geist auf. Vier Stunden nach der That

ſtarb der Kämmerer Jakob Fuchs an ſeinen Wunden. Am folgenden Tage verſchied auch noch der Amtmann von Ippehofen, Wolf Karl von Wenkheim. Noch drey adeliche Jünglinge hatten Schüſſe erhalten, die aber nicht tödtlich waren. Auf den erſten Lermen kam der biſchöfliche Rath, Johann Zobel von Gibelſtadt, mit einigen bewaffneten Knechten herbey, und jagte den Mördern nach. Es glückte ihm auch ſie zu ereilen. Aber von ihnen überwannt, warfen ſie ihn nieder, beraubten ihn ſeiner Pferde, ſeiner Waffen und ſeines Geſchmeides, und da ſie ihn, wegen ſeiner ſchweren Verwundung, nicht mit fort bringen konnten, zwangen ſie ihn zu ſchwören, daß er ihnen, wo ſie es verlangen würden, gewärtig ſeyn wolle.

Die Kunde von dieſem Verbrechen lief ſchnell durch ganz Teutſchland, und überall verbreitete ſich mit ihr der Verdacht, daß Grumbach der Anſtifter deſſelben ſeyn dürfte. Die Thäter aber zerſtreuten ſich, und niemand vermochte eine Spur von ihnen zu entdecken. Doch bald fiel der Argwohn, unter Umſtänden, die alle Zweifel zu entfernen ſchienen, auf Chriſtoph Krätzern, und man war auch nach langem Nachforſchen ſo glücklich, ihn auf einem Schaumburgiſchen

Schloſſe *) zu verhaften. Als er aber von da nach Würzburg geführt werden ſollte, endigte er auf der Reiſe, während ſeine Wächter ſchliefen, in der Verzweiflung ſein Leben, indem er ſich erhieng. Zuvor noch hatte er die Namen ſeiner Spießgeſellen angegeben.

Sogleich nach des Biſchofs Ermordung begab ſich Grumbach nach Frankreich und warb daſelbſt Kriegsvolk, um ſein Recht gegen das Stift Würzburg geltend zu machen. Schon war er mit den Seinen bis nach Lothringen heran gezogen, als die Kurfürſten am Rhein ihn ermahnten: „er möchte Reuter und Knechte auseinander gehen laſſen; ſie wollten bey Friedrichen von Wirsberg, dem neuen Biſchofe, ihn vertreten.“ Das ließ ſich Grumbach gefallen. Auch erſchien er im folgenden Jahre, nachdem er ſicheres Geleit erhalten, auf dem Reichstage zu Augſpurg, um gütlich oder rechtlich ſeine Sache zu erledigen. Kein Beweis für ſeinen Antheil an Melchiors Er-

*) „In arce Schaumburgica“ ſagt, ohne nähere Beſtimmung, Lundorp in ſeiner Fortſetzung von Sleidans Kommentarien, I. Bd. S. 40. Auch giebt er die Lage des „Kugelsbach“ nicht an, wo ſich, wie er bemerkt, Kräyer lange verborgen gehalten hatte.

worbung lag am Tage, und manche Stände glaubten die Ruhe des Reichs zu sichern, indem sie zum Frieden riethen. Daher drangen nicht nur die Bevollmächtigten vieler Fürsten und Städte, sondern selbst auch die Kommissarien des Kaisers darauf, man sollte diesem Handel endlich ein Ende machen. Aber die würzburger Gesandten blieben unerbittlich. „Mit einem Mann wie Grumbach, sind keine Uebereinkunft statt. Es sey ein Beweis der schlechten Reichspolizey, daß man ihn, den Fürstenmörder, nur irgend in Teutschland dulde.“ Auch die Verwendung des Königs von Frankreich, und wiederholte Ermahnungen des Kaisers und der Kurfürsten bewirkten nichts ersprießliches. Deßgleichen wurde Grumbachs Anerbieten, die Sache durch rechtlichen Ausspruch zu entscheiden, in Würzburg standhaft abgewiesen.

Da Grumbach auf solche Weise alle Versuche, um auf dem Wege der Unterhandlung zu dem Seinen zu gelangen, vereitelt sah, so beschloß er, nach alter teutscher Ritterweise das Mittel der Selbsthülfe zu ergreifen, und mit den Waffen zu erkämpfen, was ihm die Fürsprache so vieler Fürsten, und das Ansehen der

Gesetze nicht zu verschaffen vermochte. Er war in dem Dienste des Markgrafen Albrecht mit vielen Abentheuern in Verbindung gekommen, die, gewöhnt sich vom Stegreif zu nähren, ihren Arm jedem darboten, der ihnen Sold und Beute verhieß. Er eröffnete unter diesen in aller Stille seine Werbung, und es fanden sich der rüstigen Gesellen genug zu seinem Dienste bereit. Zugleich wandte er sich an die Herren von der Ritterschaft in Franken und in den angränzenden Ländern, bewies ihnen, daß seine Sache die ihrige sey, und jeden Edeln auffordere, auf die Behauptung seines Rechts und seines Besitzthums zu achten, und ermahnte sie, sich mit ihm zu verbinden. Auch hier war seine Werbung nicht vergeblich; mehrere der Ritter versprachen ihm, daß sie auf seinen Ruf ihm mit Pferden und Knechten zuziehen werden; namentlich erboten sich Wilhelm von Stein, Albrecht von Rosenberg, Ernst von Mandelslohe und Jobst von Zedwitz alles für ihn und mit ihm zu wagen. So verschaffte er sich einen Haufen von 600 Reisigen und eben so viel Fußknechten, und nachdem er sie auf dem Koburgischen Gebiete um sich versammelt hatte, brach er plötzlich mit ihnen auf, und erschien frühe vor Tagesanbruch vor

den Mauern von Würzburg. Das Fischerthor wird mit Gewalt erbrochen; der Haufen ſtürmt in die Stadt und beſetzt die Hauptplätze; die Bürger werden durch einen Herold gewarnt, ihre Häuſer nicht zu verlaſſen; zwölfe von ihnen, die dem ungeachtet auf den Straßen erſchienen, büßten ihren Vorwitz mit dem Tode; die ſämmtlichen Thore der Stadt werden mit Wachen verwahrt; im allgemeinen Schrecken gedenkt niemand an Gegenwehr; die bekannten Widerſacher Grumbachs verbergen ſich oder ergreifen die Flucht.

Der Ritter forderte hierauf den Bürgermeiſter Eck und die übrigen Vorſteher der Stadt vor ſich. „Seit eilf Jahren, erklärte er ihnen, ſey er, wider Gott, Ehre und Billigkeit von ſeinem väterlichen Gütern vertrieben, weil er dem frommen Markgrafen Albrecht gedient. Täglich trachte man ihm und den Seinen nach Leben, Ehre, Gut und Blut; wie man ſich denn nicht geſcheut, ehrliche Leute zu viertheilen, und ſogar mit Gift zu verfolgen. Gott und das Glück habe ihm die Stadt in ſeine Gewalt gegeben. Es ergehe deßhalb ſein ernſtlicher Befehl, daß ihm die Schlüſſel der Thore überantwortet, und alle Waffen ausgeliefert würden. Auch ſoll-

ten sie ihm schwören, daß sie getreulich die Personen anzeigen wollten, die sich auf dem Schlosse befinden. Im Falle der Weigerung werde die Stadt geplündert und verbrannt, auch Jung und Alt ermordet werden.“ Man bediente sich verschiedener Ausflüchte, machte dringende Vorstellungen, und gab besonders zu bedenken, daß man den Eid nicht brechen könne, mit dem man dem Bischofe verpflichtet wäre. Aber rund und entscheidend erklärte sich Grumbach. „Acht und zwanzig Stunden sitzen nun meine Reisige zu Pferde. Werden sie absteigen, so ist es nicht mehr in meiner Macht, euerm Untergange zu wehren.“ Darauf willigten die Stellvertreter der Stadt, in ihrer Angst, in das Verlangen des Ritters. Der Eid wurde geleistet und die Waffen abgegeben, mit welchen sich die Grumbachischen, die zum Theile ohne Wehr angekommen waren, versahen.

Die Horde vertheilte sich nun in die Quartiere der Stadt, und entschädigte sich im Saus und Braus für die Anstrengungen des mühsamen Zuges. Die Bürger wurden gezwungen, das kostbarste aufzutischen, was sie hatten; und trotz der feyerlichen Zusage war kein Eigenthum sicher. Die Zimmer des fürstlichen Hofes wurden

erbrochen, die Gelder hinweg genommen und die Briefschaften zerstreut. Die Anführer raubten in den Häusern der Vornehmen, was ihnen gefiel, und erklärten alles, was die Entflohenen hinterlassen hatten, für ihre Beute. Am wildesten wurde in den Klöstern und in den Häusern der Geistlichen gewirthschaftet; man marterte sogar die Haushälterinnen der letztern, um ihnen Geständnisse von den Ausschweifungen ihrer Herren abzuzwingen. So ward viel Unfug getrieben; doch steuerte der Ritter demselben wenigstens zum Theil, indem er einen Galgen vor seiner Wohnung aufrichten liess an den er jeden, der künftig Räubereyen begehen würde, zu hängen drohte.

Mittlerweile hörte er nicht auf, auf den Abschluß eines verbindlichen Vertrages zu dringen, durch den ihm und seinen Genossen vollkommene Genugthuung verschafft werden sollte. „Kaiser und Reich, sagte er dem versammelten Rathe und den anwesenden Domherren, achten nicht auf seine gerechten Klagen, und leisten ihm zum Wiedererwerb des Seinigen keine Hülfe. Deßhalb sey er ausgezogen, sich selbst Recht zu verschaffen. Mit Feuer und Schwerdt werde er alles verheeren, wenn man seinem billigen Be-

gehren nicht Genüge leiſte. Er liebe ſein Vaterland und ſey ein Chriſt, auch bediene er ſich ungerne der Gewalt gegen ſeine Feinde. Aber wenn man ſich nicht mit ihm vergleiche, dann müße er ſeine Drohungen erfüllen.“ Die Herren von Würzburg beriefen ſich darauf, daß ſie keine Beinguiß haben, im Namen des Biſchofs zu handeln, der ohnehin abweſend war, und ſeine Zuflucht zu den Nürnbergern genommen hatte. Auch ſein Statthalter und ſeine Räthe, die ſich auf das Schloß gerettet hatten, ließen herunter ſagen, ſie müßten alle Anträge erſt an ihren Herrn gelangen laſſen, deſſen Aufenthalt ihnen noch dazu unbekannt wäre. Aber Grumbachen war mit Zögerungen nicht gedient. Die Stadt fieng an, ſich von dem erſten Schrecken zu erholen; die Bürger bemerkten die Schwäche des Feindes, in deſſen Gewalt ſie ſich durch bloſe Ueberraſchung ergeben hatten; zugleich vermehrte ſich in jeder Nacht die Beſatzung auf dem Schloſſe, durch das Landvolk, das man herbey zog. Es war keine Zeit mehr zu verlieren, ſollte der ſo glücklich erlangte Vortheil nicht wieder vereitelt werden. Darum beſtand Grumbach auf der ſchleunigen Vollziehung ſeines Willens. „Ich ſchwöre, ſprach er, bey dem Allmächtigen, daß ich kein Gefallen habe

an dieſem Unfuge; aber wir, ich und meine Kriegsgeſellen, ſind Beraubte und Bettler, die nichts mehr haben, als eine Hand voll Blutes im Buſen, und auch das wollen wir noch an den Wiedererwerb unſres Eigenthums ſetzen.“ Zugleich wiederholte er die alte Drohung, daß er die Stadt und das Hochſtift in eine Wüſte verwandeln werde. Auch zog er ein Buch hervor. „In demſelben, verſicherte er, ſeyen die Schandthaten des Biſchofs und ſeiner Geiſtlichkeit aufgezeichnet, und das wolle er im Drucke der Welt vorlegen.“ Das Kriegsvolk lief zuſammen. Man brachte Brandzeug herbey. Der Untergang der Stadt und ihrer Bewohner ſchien unvermeidlich. Da kam, von der geängſteten Bürgerſchaft herbey gerufen, nachdem er ſicheres Geleit erhalten hatte, der Statthalter von dem Schloſſe herunter, und empfing, am fünften Tage nach dem Ueberfalle, in der Form eines durch gegenſeitige Uebereinkunft gefaßten Vertrags, das Geſetz des ſtolzen Eroberers. „Es „ſollten dieſem ſeine väterlichen und angeerbten „Güter zurück gegeben werden. Ueber ſeine „ſonſtigen Anſprüche an das Hochſtift mögen, „als unpartheyiſche Richter, der Kurfürſt Da„niel von Maynz, der Herzog Johann „Friedrich von Sachſen, und der Land-

„graf Philipp von Heſſen erkennen. Ernſt „von Mandelslohe und Wilhelm von „Stein werden jener mit 6000 dieſer mit „10.000 Thaler für den Schaden, der ihnen „im markgräflichen Kriege von den Würzburgern „zugefügt worden, befriedigt; auch erhalte der „letztre zur Wiederherſtellung ſeiner Burg Breit„bach das erforderliche Bauholz. Der Einmi„dung des Biſchofs Melchior ſoll nicht mehr „gedacht, und keine weitere Unterſuchung über „die Mitſchuldigen der That angeſtellt werden. „Die am Kammergerichte und an dem Lehnhofe „gegen Grumbachen anhängigen Rechtsſachen „werden niedergeſchlagen. Richard von „Keeren, — der auf dem Zuge nach Würz„burg gefangen worden — komme auf freyen „Fuß, jedoch nach bezahlter Ranzion an Juſt „von Ludwig, der Biſchof vertrete Grum„bachen und ſeine Genoſſen vor dem Kaiſer, „dem Kammergericht und ſonſt überall, auf daß „dieſe Uebereinkunft in ihrer Kraft und Gültig„keit erhalten werde.“ Acht Ritter ſiegelten im Namen des Biſchofs die Artikel; im Namen Grumbachs that daſſelbe Ernſt von Man„delslohe und Wilhelm von Stein. Ungern ſah das Kriegsvolk dieß baldige Ende des freyen Lebens in Würzburg. Auch mehrere

der edeln Gesellen Grumbachs waren mit dem Innhalte des Vertrags unzufrieden. „Laßt, riefen sie bey der Auswechslung der Akte, laßt den Pfaffen ihre Briefe! Es ist doch nichts als Betrug. Wir wollen die Sache ausmachen!“ Das war ein prophetisches Wort; aber Grumbach blieb auf seinem Sinne. Der Rath und die Bürgerschaft wurden des geleisteten Eides entlassen, die Thorschlüssel, so wie die ausgelieferten Waffen zurück gegeben, und die Stadt geräumt. Das Kriegsvolk erhielt, nachdem ihm von der erhobenen Brandschatzung sein Sold bezahlt worden, seinen Abschied. Grumbach zog sich auf seine Burg Hellingen zurück, und genoß hier seines Sieges in Sicherheit. Denn auch der Bischof hatte dem Würzburger Vertrage seine Bestätigung noch ertheilt.

Unterdessen lief das Geschrey von dem, was sich in Franken begeben hatte, durch ganz Teutschland, und allenthalben erregte die Sache das größte Aufsehen. Es fehlte nicht an Menschen, welche Grumbachs Kühnheit und ritterlichen Sinn bewundernd priesen, und den geistlichen Herrn zu Würzburg die Schmach und den Verlust, die er ihnen zugefügt, herzlich gönnten. Die Mehrheit dagegen sah mit Ent-

setzen und Abscheu diese kecke Störung der öffentlichen Ruhe, und hatte nicht geringe Besorgnisse für Teutschlands Wohl, wenn man dieselbe ungerächt lassen wollte. Auch ward am Hofe des Kaisers Ferdinand wohl begriffen, was aus dem Ansehen des Reichsoberhaupts und der Verfassung werden müßte, wenn dem Einzelnen ein solcher Trotz gegen die Gesetze überseben würde. Ueberdieß erhuben sich die Würzburger in dem Augenblicke wieder, in dem ihnen ihr Feind, nach Beurlaubung seiner Knechte, nicht mehr gefährlich schien, und dringend rief der Bischof das Kammergericht auf, daß es über diesen Landfriedensstörer, Fürstenmörder und Mordbrenner, der bey Ueberrumplung der Stadt Würzburg viele unschuldige Bürger getödtet, Kirchen und Klöster geplündert, Brandschatzungen erzwungen, und unsäglichen Unfug getrieben, erkennen möchte. Diese Beschwerden bewirkten auch sogleich einen kaiserlichen Spruch, vermöge dessen Grambach und seine Helfer in des Reichs Acht und Aberacht erklärt, und der Würzburger Vertrag, als durch Gewalt erzwungen, gänzlich vernichtet wurde. Zugleich ward eine Kommission niedergesetzt, um die erkannte Acht zu vollziehen.

Grumbach ließ eine Rechtfertigung seiner Sache und seines Verfahrens an diese Behörde

gelangen. Ganz Teutschland, versicherte er, wisse, wie viel Mühe er sich gegeben habe, auf dem friedlichen Wege zu seinem Rechte zu gelangen; aber seine Feinde haben alle seine Anträge zurück gewiesen, wie sich denn die würzburger Geistlichkeit eidlich verpflichtet habe, nie eine Versöhnung mit ihm einzugehen. So sey er denn durch die äußerste Noth und durch die Verkehrtheit seiner Widersacher gezwungen worden, zur Wiedererlangung seines Eigenthums gerechte Waffen zu ergreifen. Ohnehin sey es nach dem natürlichen Rechte erlaubt, Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Die über ihn ergangene Acht habe keine gesetzliche Kraft, da sie der Kaiser, außer den Gränzen des Reichs, in Ungarn unterzeichnet, und ohne Rücksprache mit den Kurfürsten erkannt habe. Er bitte deßhalb inständig, daß die Kommission die Achtserklärung vernichten, den würzburger Vertrag aber in seinem ganzen Umfange bestätigen möchte. — Dagegen erhub der Bischof seine alten Vorwürfe. „Der Vertrag sey gewaltsam erzwungen, also seiner Natur nach unverbindlich. Man habe Grumbachen seine Güter mit Recht entzogen, weil er einer von den vornehmsten Verwüstern von Franken gewesen.

Seine frühern Verbrechen habe er durch neue und größere gehäuft. Auf dem Tage zu Augspurg sey ihm die Wiederherstellung in den vorigen Stand unter der Bedingung zugesichert worden, daß er sich wegen des ihm zur Last gelegten Antheils an Melchiors Ermordung reinige, diese Bedingung habe er aber nie erfüllt. Die Vorenthaltung seiner Güter sey deßhalb in Gemäßheit eines Reichsgesetzes geschehen, so wie die Waffen gerecht seyen, die man gegen einen Störer der öffentlichen Ruhe führe. Was Grumbach gegen die gesetzliche Form seiner Achtserklärung einwende, sey thöricht. Ob denn ein Regent — der das lebendige Gesetz sey — um einen Mörder und Räuber zu bestrafen, erst der Zustimmung seiner Stände bedürfe? Man bitte und hoffe deßhalb dieser Verletzer des Landfriedens werde, sammt seinen Helfern, nach Verdienst bestraft, und damit der Ruhestand in den teutschen Gauen wieder hergestellt und gesichert werden." — Die bischöfliche Vorstellung that die erwartete Wirkung. Nicht nur blieb es bey der kaiserlichen Entscheidung; es wurde zugleich verfügt, daß zur Erhaltung der Ordnung und Sicherheit 1500 Reisige geworben, und auf gemeine Kosten des Reichs erhalten werden sollten.

Nie ſtunden die Angelegenheiten Grumbachs bedenklicher, als in dieſem Augenblicke. Aber indem er aller Hülfe entblößt ſchien, fand er einen Beſchützer an dem Herzoge Johann Friedrich von Sachſen-Gotha, um deſſen Gunſt er lange zuvor ſchon, mit immer mehr gelingendem Erfolge, geworben hatte. Dieſer junge Fürſt war ein Sohn des Kurfürſten Johann Friedrich, dem ſein Zeitalter den Beynamen des Großmüthigen gegeben, der aber durch ſein Unglück nicht minder berühmt geworden iſt, als durch ſeine Tugenden. Er hatte es in Verbindung mit den übrigen Genoſſen des ſchmalkaldiſchen Bundes unternommen, die Rechte der teutſchen Stände und die Freyheit der Gewiſſen gegen die Macht Karls V. zu verfechten; aber er büßte ſeinen Trotz gegen den Kaiſer mit dem Verluſte ſeiner Freyheit, ſeiner Würde und ſeiner Länder. Zwar wurden ihm durch die wittenberger Kapitulation (1547.) anſehnliche Beſitzungen im ſüdlichen Thüringen wieder zurück gegeben, denen der naumburger Vertrag (1554.) noch Altenburg und einige andere Aemter hinzu fügte; aber die Kur kam nicht mehr wieder; es blieb im Gegentheile der treuloſe Vetter Moritz in ihrem Beſitze, ſo wie er auch die alten

Stammlande behauptete, die ihr anhiengen. Dieſen Verluſt konnte der jüngere Johann Friedrich nicht verſchmerzen; mit Entrüſtung ſah er die verhaßten Meißner im Genuſſe des Glücks und der Würde, die ſeinem Vater gewaltthätiger und verrätheriſcher Weiſe waren entriſſen worden; Tag und Nacht brütete ſein eitles Gemüth über Entwürfen, wie das Verlohrne wieder zu gewinnen, und die erlittenen Unbilden zu rächen ſeyen; und da er eines über die maaßen beſchränkten Geiſtes war, ſo nahm er alle Plane, die ihm zur Verwirklichung ſeiner fixen Idee vorgelegt wurden, mit der hoffnungsvollſten Zuverſicht auf. Es konnte Grumbachen, bey ſeiner Beredtſamkeit, bey ſeiner Gewandtheit in Unterhandlungen, und bey der von ſeiner Klugheit herrſchenden Meynung nicht ſchwer werden, den Herzog in ſein Intereſſe zu ziehen; zumal da der letztre in dem Ritter einen Genoſſen ſeines Unglücks ſah, der eben ſo wie er, durch ungerechte Gewalt litte, und umſonſt ſeine Stimme erhub, um den Richter an ſeine Pflicht gegen die unterdrückte Unſchuld zu erinnern. Und wie hätte der argloſe Fürſt ihm widerſtehen können, indem er ihn verſicherte: „ganz Teutſchland ſey empört durch das Unrecht, „das dem Hauſe des Herzogs durch den Ver-

„luſt der Kur und ſo mancher ſchöner altväter-
„lichen Beſitzungen erwieſen worden. Ihm wie-
„der zu dem Entfremdeten zu verhelfen, dazu
„ſeyen alle proteſtantiſchen Stände bereit. Auch
„der König von Frankreich werde nicht ſäumen,
„ihn zu unterſtützen. Und die geſammte Reichs-
„ritterſchaft warte nur auf einen Wink, um für
„die gerechte Sache ihr Schwerdt zu ziehen.
„Mit der Entſchloſſenheit und der Ausdauer
„ſeines glorreichen Vaters könne Johann
„Friedrich ſeinen Triumph über ſeine Feinde
„noch mehr verherrlichen. Denn bereits ſey
„die Mehrzahl der proteſtantiſchen Fürſten und
„Stände darüber mit einander übereins, daß ſie
„ihn in dem Augenblicke, in dem er das Kur-
„fürſtenthum wieder eingenommen haben würde,
„auf freyem Felde zum Kaiſer ausrufen wollten.“
Wie das alles dem leidenſchaftlichen Gemüthe des Herzogs einleuchtete! Auch fand ſein Aberglauben die Beſtätigung der Reden des Ritters in den Sternen. Dazu gefielen dieſe Träume ſeinem vertrauten Rathe, dem Kanzler Brück, dem in der Erhöhung ſeines Herrn treffliche Ausſichten für ſeinen unerſättlichen Ehrgeiz aufgiengen. Der Herzog verlieh dem geächteten Ritter öffentlich ſeinen Schutz, und ſchickte Geſandte an den kaiſerlichen Hof und auf die

Reichsversammlung nach Augspurg, um für ihn zu sprechen und zu handeln.

Dem Kurfürsten August von Sachsen blieben die Anschläge, mit denen man sich in Gotha beschäftigte, nicht verborgen. Es gieng sogar das Gerücht, daß Grumbach Meuchelmörder gedungen habe, um ihm dasselbe Schicksal zu bereiten, das er früher dem Bischof Melchior bereitet hatte. Aber es lag nicht in dem Charakter des Kurfürsten, der durch edle Bestrebungen und weise Landesverwaltung unter den Regenten seines Jahrhunderts herrlich hervor glänzt, seinem irre geleiteten Vetter durch gewaltsame Maaßregeln entgegen zu wirken. Er beschränkte sich deßhalb darauf, die erforderlichen Vorsichtsanstalten zu treffen, und zugleich das Oberhaupt und die Glieder des teutschen Reiches zu erinnern, wie dringend die Umstände zur sorgsamen Verwahrung der innern Ruhe des Vaterlands auffordern. Indessen war die gothaer Sache ein Gegenstand lebhafter Berathschlagungen auf dem Reichstage zu Augspurg geworden. Erst warnte der Kaiser den Herzog vor der Gefahr, in die er sich zu stürzen im Begriffe war, und machte ihn auf die Folgen aufmerksam, die aus seiner Hingebung an

Grumbachen hervor gehen konnten. Es ordnete dann der Reichstag eine Gesandtschaft an ihn ab, die ihn, bey Strafe der Acht, aufforderte, sich des Ritters und seiner Gesellen zu entschlagen, und sie ihrem Richter auszuliefern. Eben so dringende Ermahnungen ließ sein Schwiegervater, der Kurfürst von der Pfalz, so wie mehrere andere Fürsten, an ihn gelangen. Auch der Kurfürst August that ihm in freundlichen Worten dar, was zu seinem Frieden diente. Wiederholte geschärfte Befehle des Kaisers erinnerten ihn an seine Pflicht.

Aber jemehr der Eifer für die Erhaltung des teutschen Ruhestandes und das Wohlwollen für den Herzog und sein Haus sich anstrengten, den letztern von seiner Verirrung zurück zu führen, desto auffallender erwies sich seine Thorheit und sein Trotz. Statt durch die Hinwegschaffung der Aechter den kaiserlichen Verordnungen Folge zu leisten, ernannte er Grumbachen zu seinem Minister, und erklärte öffentlich, daß er ihm seinen Schutz gegen seine Feinde und gegen seine ungerechten Richter angedeihen lasse. Es zogen sich in Gotha, aus allen teutschen Ländern, Abentheurer von edelm und gemeinem Stande und flüchtige Verbrecher zusammen, um

in der Fehde, zu der man sich bereitete, ihr Glück zu machen. Auf der über der Stadt liegenden Burg Grimmenstein, der Residenz des Herzogs, sah man Versammlungen und Anstalten, welche nichts weniger als friedliche Absichten andeuteten. Dem Kurfürsten August wurden durch Wort und That die gröbsten Beleidigungen bewiesen. Es streiften sogar bewaffnete Parthieen, die von Gotha ausgegangen waren, in seinen Landen. Der Herzog nannte sich in öffentlichen Schriften einen „gebornen Kurfürsten von Sachsen.“ — Bis zu einem so hohen Grad von Ungelehrigkeit konnte aber nur ein Mann von Johann Friedrichs Schwäche bethört werden. Seine Umgebungen hörten auch nicht auf, ihn mit Hoffnungen zu täuschen, die seiner Eitelkeit schmeichelten, und ihm Träume einzubilden, die seinen Wünschen zusagten. Sie benützten besonders auch seinen Glauben an geheime Künste, um seine Verblindung immer unheilbarer zu machen. Das Werkzeug, dessen sich Grumbach hierzu bediente, war ein Betrüger Namens Tausendschön, der die Gabe besaß, in die Zukunft zu sehen, und mit den Geistern zu sprechen. Derselbe zeigte einst dem Herzoge in einem Kristall nicht nur den verlohrnen Kurhut, sondern auch die Symbole der kai-

ſerlichen Würde, mit der Verſicherung, daß das Schickſal dieſe Kleinode ihm zugedacht habe. Wie konnte er, nach einem ſolchen Blick in das Dunkel der Zukunft noch an dem Gelingen ſeiner Anſchläge zweifeln?

Der Kaiſer machte noch einen Verſuch, den ſtarren Willen des Herzogs zu brechen. Er erließ ein Reſkript nach Gotha, worin er im ernſthafteſten Tone und unter den höchſten Bedrohungen ihn aufforderte, den Verordnungen des Reichs Folge zu leiſten, und ihm bezeugte, wie nun ſeine Geduld erſchöpft ſey. Aber es gienaen vier Monate dahin, ohne daß der Bedrohte einen Schritt gemacht hätte, um das gegen ihn heran ziehende Gewitter zu beſchwören. Im Gegentheile ſetzte er thätiger und öffentlicher ſeine Rüſtungen fort, vermehrte ſeine Kriegsmacht, befeſtigte den Grimmenſtein und die Stadt, und handelte mit der fränkiſchen Ritterſchaft, um ſich ihrer Hülfe zu verſichern. Da erſchien am 23. Dezember des Jahrs fünfzehn hundert ſechs und ſechzig ein kaiſerlicher Herold in Gotha, der dem Herzoge die Erklärung überbrachte, daß er, ſammt ſeinem ganzen Anhange in des Reichs Acht und Aberacht erklärt ſey. Dieſem Herolde folgte ein Bote

des Kurfürſten Auguſt nach, mit der Verkündigung, daß dem letzten die Vollziehung der erkannten Acht aufgetragen ſey. Noch konnte Johann Friedrich, wenn er ſich der Gnade des Kaiſers ergab, ſich und ſeine Lande retten. Aber er vernahm mit kalter Gleichgültigkeit und den Worten ſeiner Verführer trauend, die Stimme der Entſcheidung, und erwiederte dieſelbe mit Berufung auf ſeine gute Sache, und mit bittern Bemerkungen über den Kurfürſten. Auch beſchenkte er die Herolde, wie es die Sitte ſeiner Zeit wollte, den kaiſerlichen mit fünfzig und den ſächſiſchen mit zwanzig neu gemünzten Gulden.

Der Kurfürſt ſäumte nicht, nach den an ihn ergangenen reichsoberhauptlichen Befehlen, zur Vollziehung der Acht zu ſchreiten. Schon den folgenden Tag, nachdem ſein Absagebrief übergeben war, erſchien eine Schwadron Reuter und eine Fahne Fußknechte in der Nähe von Gotha. Dieß war aber nur der Vortrab ſeiner Hauptmacht, die ſich in der Mitte des Januars bis auf 18000 Mann vermehrte. Mit nicht geringerer Thätigkeit wurden die Anſtalten zur Gegenwehr betrieben. Grumbach, trotz ſeines hohen Alters rüſtig und kühn, wie ein Jüngling, war mit Rath und That überall zugegen, wo-

den der Obriſt v. Brandenſtein mit Muth und Eifer ihn unterſtützte. Es wurde die Gothaiſche Ritterſchaft ſo wie das Landvolk aufgerufen, wehlgerüſtet zu erſcheinen. Es zogen auch von dem letztern dreytauſend Mann der Stadt zu Hülfe; von den Rittern aber fanden ſich etwa nur zwanzig Individuen ein; der Sache mißtrauend, für die ſie ſtreiten ſollten, hatten ſie von ihrem Ungehorſam um ſo weniger zu beſorgen, da die ſämmtlichen gothaiſchen Unterthanen durch den Reichsherold ihrer Pflichten gegen den geächteten Herzog entlaſſen worden waren. Auch die Bürger mußten ſich bequemen, die Waffen zur Vertheidigung der Stadt zu ergreifen. Zugleich traf man die ſonſtigen Anſtalten zu einer ſtandhaften Vertheidigung. Man brachte alle Vorräthe von Lebensmitteln und eine Menge Vieh von den benachbarten Dörfern herbey. Das Getraide, das Geld und das Silberwerk der Bürgerſchaft wurde in Requiſition geſetzt. Sämmtliche Inwohner arbeiteten Tag und Nacht an der Verſtärkung der Feſtungswerke. Aber es fand ſich unter der Beſatzung wenig guter Wille. Das Volk mußte begreifen, daß es blos für das Intereſſe der Verbrecher aufgeopfert werde, die das Herz ſeines Regenten in der Hand hatten. Zwar verſäumte man nicht,

es durch die Verſpieglungen zu bearbeiten, daß der Kurfürſt der angreifende Theil ſey, und daß er das Land in der Abſicht mit Krieg überzogen habe, um den Herzog von dem Seinen zu verjagen, und dann die katholiſche Religion gewaltſam einzuführen. Man bewirkte auch durch dieſe Künſte ſo viel, daß ſich die Landleute endlich zu einem zwey monatlichen Dienſte verpflichten ließen. Um deßwillen hörte aber das Murren nicht auf, zumal da die Opfer ſo groß waren, die man von den Vertheidigern der Stadt für eine ſo verdächtige Sache forderte. Da die Belagerung mitten im Winter begonnen hatte, ſo fand das kurfürſtliche Volk in ſeinen Operationen viele Schwierigkeiten, und es giengen acht Wochen dahin, ehe ernſthafte Angriffe auf die Belagerten gemacht werden konnten. Während dieſer Zeit ermüdeten aber auch die letztern immer mehr unter ihren Anſtrengungen und Drangſalen. Die Stimme des Mißvergnügens wurde täglich lauter und drohender. Man begriff, daß Grumbach und ſeine Genoſſen ſich nur noch hielten, um den Tag der Rache, die über ſie beſchloſſen war, hinaus zu ſchieben. Es erfolgten wiederholte Aufforderungen von Seiten des Kurfürſten, worinn die Beſatzung ermahnt wurde, die ſchlechte Sache zu verlaſſen, der

man ſie dienſtbar machte. Der geſammte Adel flehte den Herzog an, itzt, wo es noch Zeit ſey, ſeinem gänzlichen Verderben, ſo wie dem Verderben des Landes zuvor zu kommen. Auch mehrere von ſeinen Räthen machten ihm die dringendſten Vorſtellungen. Die Bürgerſchaft ſeufzte. Das Landvolk drohte die Waffen hinweg zu werfen. Aber der ſchwache Fürſt hatte keinen Sinn für die Stimme der Vernunft. „Man müße, verſicherte Grumbach, den Krieg nur thätig fortſetzen, den Kurfürſten ſchlagen, und ſich ſeiner Perſon bemächtigen; und das werde ein feſter, unerſchütterlicher Wille alles vermögen.“ Dadurch erhuben ſich die Hoffnungen des Bethörten aufs Neue. In der Gewißheit, daß der Kurhut nun nächſtens ſein Haupt ſchmücken werde, ließ er falſche Münzen ſchlagen, auf denen er ſeinem Wappen die Kurſchwerdter und ſeinem Namen den kurfürſtlichen Titel beylegte.

So verzog ſich die Belagerung bis in die ſechszehnte Woche. Immer drückender wurden die Entbehrungen und ermüdender die Anſtrengungen. Man machte verſchiedene Ausfälle; aber alle endigten für die Belagerten mit größern oder geringern Niederlagen, wie denn einſt ein

200 Mann ſtarker Haufen Fußvolk von dem überlegenen Feinde gänzlich zuſammen gehauen wurde. Das gſammte Kriegsvolk in der Stadt ward überzeugt, daß nun an keine Hülfe von außen mehr zu denken ſey; auch glaubte niemand mehr an die lügenhaften Verſicherungen der Geächteten, daß man für die Freyheit der Gewiſſen ſtreite. Dieſe Geſinnung beſtärkten die Belagerer, indem ſie den Belagerten aus den Schanzen zuriefen: „ihr Thoren! warum wollt ihr euer Leben und euer Gut für einige vogelfreye Verbrecher wagen? Gebt uns Brumbachen und ſeine Anhänger heraus, und wir ziehen ab.“ — Der Unwillen wurde allgemein. Bürger und Landleute drangen flehend in den Herzog, er möchte endlich ſich der Nothwendigkeit fügen, und retten, was noch zu retten ſtehe. Viele Bewaffnete verweigerten den Dienſt; andere liefen in das feindliche Lager; die Geduld des ſo lange gemißhandelten Volkes ſchien endlich zu reißen. Da machte der Kanzler Brück den Vorſchlag, daß man ſich durch eine neue Eidesleiſtung der Treue der Bürger verſichern ſollte. Der Herzog ertheilte hierzu den Befehl. Das war die Loſung zum Ausbruche eines allgemeinen Aufſtandes. Mit wilddem Trotze ward der Eid verweigert, und das

gegen ungeſtüm die Auslieferung Grumbachs gefordert, in dem das entrüſtete Volk den Urheber von all' ſeinem Unglück ſah. Aber der Herzog ſchlug ſtandhaft dieß Verlangen ab, und wiederholte das frühere Auſnehmen wegen des Schwurs. Darüber gerieth alles in die heftigſte Empörung. Das Volk drang in die Häuſer, um die Stifter ſeiner Leiden aufzuſuchen. Es wurden da und dort groſſe Ausſchweifungen begangen. Es floß Blut. Endlich fand man Grumbachen, der an einer Krankheit darniederlag, in einer der Kammern des Grimmenſtein. Im Triumphe trugen ſie ihn auf das Rathhaus der Stadt herunter. „Hier, rief der „Pöbel, bringen wir die Braut um die wir bis„her getanzt haben!“ Mit kaltem Lächeln ertrug der Gefangene ſein Schickſal. Bald wurde auch Brandenſtein, dann der Kanzler Brück, Wilhelm von Stein und Baumgärtner herbey geſchleppt. Dem verlaſſenen und zagenden Herzoge aber thaten die Bürger zu wiſſen, daß er mit den Verhafteten in das Lager abgeführt werden würde, wenn er nicht ſogleich die erforderlichen Schritte zur Beendigung der Fehde machen würde. Ungeſäumt gieng eine Geſandtſchaft ab, um die Gnade des Kurfürſten und eine billige Kapitulation zu erbitten.

Die Abgeordneten wurden freundlich aufgenommen; aber hart waren die Bedingungen, unter welchen man dem Herzoge den Frieden anbot. „Er ſollte ſich und die Feſtung ohne Vorbehalt der Gnade des Kaiſers übergeben; die Geächteten ſollten dem Kurfürſten ausgeliefert werden; die Bürgerſchaft der Stadt ſollte dem Bruder des Herzogs, Johann Wilhelm, an den die gothaiſchen Unterthanen ſchon im Achtsbriefe verwieſen worden waren, die Huldigung leiſten.“ In dieſen Forderungen ſah der arme Johann Friedrich die Enthüllung ſeines Schickſals. Zu ſpät waren nun ſeine Thränen und ſein Jammer. Es lag in der Hand ſeiner Feinde, über ihn zu verfügen; und was durfte er von ihnen, die er ſo oft und ſo bitter beleidigt hatte, erwarten? Am 14. April nahm der Kurfürſt von der Stadt und Feſtung Beſitz. Die Gefangenen und unter dieſen der Herzog ſelbſt, wurden in Sicherheit gebracht. Die Eroberer fanden unermeßliche Vorräthe von Lebensmitteln und Kriegsbedürfniſſen, mit denen der Platz noch lange hätte behauptet werden können, wenn nicht der Aufſtand der Bürger ſeinen Fall herbey geführt hätte. Zur Entſchädigung für die aufgewendeten Kriegskoſten wurden dem Kurfürſten die thüringiſchen Aemter

Arns-Haag, Weyda, Sachſenburg und Ziegenrück überlaſſen. Der Grimmenſtein muſte geſchleift werden. Herzog Ernſt der Fromme ſtellte ihn jedoch nachher wieder her, und gab ihm den Namen Friedenſtein.

Sogleich nach Einnahme der Stadt ſetzte der Kurfürſt ein Gericht nieder, welches unter dem Vorſitze des Grafen Günther von Schwarzburg die Verbrechen der Gefangenen unterſuchen, und über ſie erkennen ſollte. Grumbach, ob er wohl das Schickſal leicht vorher ſehen konnte, das er von der Rache ſeiner Feinde zu erwarten hatte, benahm ſich mit einer Ruhe, Beſonnenheit und Unerſchrockenheit, wodurch er ſelbſt die Bewunderung ſeiner Richter erregte. Er führte ſeine Vertheidigung mit Würde, und in Hinſicht auf manche Punkte mit einleuchtender Wahrheit, ſprach viel von dem Bewuſtſeyn ſeiner gerechten Sache, berief ſich auf die Zeugniſſe und Urtheile vieler teutſchen Fürſten und Ritter, und bewies, daß der Biſchof von Würzburg, der treulos den mit ihm geſchloſſenen feyerlichen Vertrag gebrochen, der Urheber ſeines klaglichen Schickſals ſey. Auch auf den Kanzler Brück wälzte er einen Theil ſeiner Verſchul-

dung ab, indem er ihm ins Angeſicht behaupte: „der Handel von Gotha falle blos auf des Kanzlers Verantwortung; er Grumbach habe ſich mit ſeinen Freunden bereits von dem herzoglichen Hofe entfernt, und den Weg nach Frankreich eingeſchlagen; aber Brück habe ihn wieder zur Rückkehr vermocht, durch die Zuſicherung, daß er ſeine Sache vor dem ganzen Reiche hinaus führen werde.“ Der Kanzler wußte auch nichts triftiges zu ſeiner Rechtfertigung vorzubringen. Er benahm ſich mit der feigſten Zaghaftigkeit, und bat und flehte, daß man ihn doch mit der peinlichen Frage, und wenn der Tod über ihn beſchloſſen ſeyn ſollte, mit der Strafe des Rades verſchonen möchte. Indeſſen achteten ſeine Richter nicht auf ſeine Bitten. Es lag in der Weiſe des Kriminalverfahrens jener Zeit, daß er ſowohl als Grumbach die Qualen der Folter duldeten.

Lächelnd ergab ſich der letztre in die Hände ſeiner Peiniger. Da er wußte, daß keine Milderung ſeines Schickſals mehr möglich war, ſo geſtand er alles, was ſeine Richter wollten. „Er habe die Mörder des Biſchofs von Würzburg gedungen. Auf den Kopf des Kurfürſten von Sachſen habe er einen Preis geſetzt. Um

dem Herzog Johann Friedrich zum Kurhut und zur Kaiserkrone zu verhelfen, habe er den Plan zu einem allgemeinen Aufstande des teutschen Adels entworfen. Ueberdieß habe er, um seine Absichten zu erreichen, magische Mittel gebraucht, und dem Herzoge sowohl, als seiner Gemahlin einen Zaubertrunk beygebracht, wodurch sie gänzlich in seine Macht gekommen seyen." So gab sich auch Brück grosser Verbrechen schuldig. „Er sey der Verfasser mehrerer Schmähschriften auf den Kaiser, den Kurfürsten und den Herzog Johann Wilhelm. Zu dem Zutrauen seines Fürsten habe er Grumbachen den Weg gebahnt. Er habe zu allen seinen Anschlägen mit seinem Rathe geholfen, und dadurch am meisten dazu beygetragen, daß dieß grosse Unglück über seinen Herrn und über das Land gekommen sey." Diesem peinlichen Verhöre hatten der Kurfürst, der Herzog Johann Wilhelm, und der Herzog von Hollstein hinter einem Vorhange beygewohnt. Aber die Aussagen der Gefolterten gaben über den Gang der Ereignisse keine sichern Aufschlüsse. Um ihre Marter zu verkürzen, gestanden sie vielleicht mehr, als sie begangen hatten.

Ein sehr strenges Urtheil wurde über Grumbachen und den Kanzler gefällt. „Sie hätten,

ſprach daſſelbe, für ihr rebelliſches Unternehmen eine ſchwere Strafe verdient; aber der Kurfürſt wolle aus angeſtammter Güte den Richterſpruch dahin mildern, daß ſie lebendig gevierttheilt würden.“ Dieſes Urtheil wurde am achtzehnten May auf dem Richtplatze zu Gotha, unter einem ungeheuern Zulaufe von Menſchen, vollzogen. Die Verkündigung deſſelben hatte Grumbach mit ſeinem gewöhnlichen gleichgültigen Lächeln aufgenommen. Man bemerkte auch an ihm keine Furcht vor dem Tode, keine Angſt des Gewiſſens und keine Bangigkeit vor der gräßlichen Art der Hinrichtung. „Möchten, ſprach er, meine Feinde eben ſo ruhig auf dem Sterbebette ſeyn, als ich es auf dem Blutgerüſte ſeyn werde.“ Aber man vernahm kein hartes Wort gegen ſeine Widerſacher; im Gegentheile verſicherte er, daß er ihnen allen verzeihe. „Möchte ihnen, ſprach er, ein beſſeres Schickſal zu Theil werden, als mir geworden iſt, und möchte Gott allen Edeln und Unedlen redlichere Richter geben, als er mir gegeben hat.“ In dieſen Geſinnungen blieb er ſich auch in dem Augenblicke des Todes gleich. Mit unbeſchreiblicher Ruhe beſtieg er, gebunden und von Schergen umgeben, das Blutgerüſte. Der Anblick ſeines grauen Kopfes, und dieſe den höchſten innern

Frieden ankündigende Haltung, rührte [viele] Zuſchauer bis zu Thränen. Als ihm der Scharfrichter befahl, ſich zur Erde nieder zulegen, ſprach er zu ihm: „du ſchindeſt einen alten, dürren Beer!“ Kein Seufzer entging ſeinen Lippen, während er die Qualen des Todes litt. Der Henker ſchnitt ihm den Leib auf, riß ihm das Herz heraus, und ſchlug es ihm mit den Worten ins Geſicht: „Siehe da, Grumbach! dein falſches Herz!“ Er wurde dann von unten auf geviertheilt, und ſein Körper auf das Rad geflochten. Deſſelben Todes ſtarb nach ihm der Kanzler Brück; aber er benahm ſich nicht ſo ſtandhaft als Grumbach, und fand auch weniger Theilnahme, weil er ſich als Rathgeber des Herzogs durch ſeinen Stolz und durch ſeine Härte längſt den allgemeinen Haß zugezogen hatte. Mit dieſen beyden wurden noch achtzehn andere Theilhaber ihrer Verbrechen abgethan. Unter ihnen duldete David Baumgartner und der Obriſt von Brandenſtein die Strafe des Schwerdts. Wilhelm von Stain aber wurde, wie die Anführer, geviertheilt, jedoch erſt nachdem er zuvor enthauptet worden war.

Man kann ſich bey der Bemerkung von Grumbachs ausgezeichneten Geiſtesanlagen,

von der eiſernen Feſtigkeit ſeines Willens, und von der Stärke, womit er Pein und Tod verachtete, der Ueberzeugung nicht erwehren, daß er eines beſſern Schickſals würdig geweſen wäre. So ſehr ſich auch die Blutrichter zu Gotha bemühten, ihn als den verdammlichſten Verbrecher darzuſtellen, ſo fehlte es doch unter ſeinen Zeitgenoſſen nicht an Menſchen, die ſeine Parthie nahmen, und ihn als ein Opfer der Gewalt und der Ungerechtigkeit beklagten; wie ſich denn bis in unſre Tage Flugſchriften und Volkslieder erhalten haben, in denen ſeine Feinde auf das heftigſte geſchmäht, dagegen aber ſeine Unſchuld und ſein tapferer Muth hoch erhoben wurden. Dieſe Zuſtimmung einer groſſen Mehrheit konnte ihm um ſo weniger entgehen, da es nach den Begriffen jener Zeit noch immer für recht galt, einen Beſitz durch Selbſthülfe zu erwerben, den die gerichtlichen Behörden verweigerten, und da er in ſeinem Unglücke ſo viel Standhaftigkeit und männlichen Sinn erwieſen hatte. War aber auch das günſtige Urtheil, das ein Theil ſeiner Zeitgenoſſen über ihn fällte, unrichtig, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß er durch manchen ausgezeichneten Zug ſeines Charakters verdient hätte, glücklicher zu leben und edler zu ſterben.

Es ward dem Herzoge vergönnt, ſein Unglück zu überleben; aber grauſam und unerbittlich drückte ihn der harte Sinn und die Rachſucht ſeiner Feinde. Sogleich nach der Uebergabe der Stadt wurde er nach Dresden, und dann um dem Kaiſer zur Verhaft übergeben zu werden, nach Wien geführt. Nicht zufrieden, ihn ſeiner Freyheit beraubt zu ſehen, häufte der Muthwille noch unerträgliche Beſchimpfungen auf ihn. Er mußte die Reiſe auf einem Leiterwagen machen, der mit ſchwarzem Tuche behangen war, und als der Zug vor den Thoren von Wien angekommen war, ſetzte man ihm einen Strohkranz aufs Haupt, und führte ihn ſo, dem Pöbel zum Spotte, in den Straßen der Stadt umher, worauf er nach Neuſtadt gebracht wurde, um in den dortigen Kerkern ſeine Thorheit und ſein Unglück zu beweinen. Viele Stimmen erhuben ſich, um ein erträglicheres Schickſal für ihn zu erbitten. Mehrere Fürſten machten die dringendſten Vorſtellungen für ihren ſo ſtreng und unwürdig behandelten ehemaligen Mitſtand. Das Volk in den proteſtantiſchen Ländern murrte. Aber der Kaiſer hörte nicht auf zu zürnen über einen Fürſten, der die Hand nach ſeiner Krone ausgeſtreckt hatte; und auch der Kurfürſt von Sachſen war zu voll von Haß und Beſorgniſſen, als daß er

mildere Maaßregeln gegen seinen gefangenen Vetter gut zu heissen hätte. Zwar erbot man sich einigemal ihn seines Verhafts zu entlassen; aber man knüpfte seine Befreyung an Bedingungen, gegen die sich das Ehrgefühl des armen Fürsten sträubte. Er wollte lieber das Leben in seinem Kerker vertrauern, als es mit Schmach und Verachtung in der Freyheit genießen. Die einsamen Stunden der Gefangenschaft benützte er zur Bildung seines Geistes, zum Nachdenken über die höhern Angelegenheiten der Menschheit, und zu seiner moralischen Veredlung. Diese Bestrebungen gelangen ihm auch so sehr, daß er oft versicherte, die Weisheit, die er im Kerker gelernt, hätte er im Geräusche der Welt nie erlangen können, und es seyen ihm, in seiner Abgeschiedenheit, geistige Genüsse zu Theil geworden, die ihn unendlich mehr beglückten, als alle zeitliche Ehre und alle irdische Lust.

Diesen Gewinn seines innern Menschen verdankte er vorzüglich seiner Gemahlin Elisabeth, einer Tochter des Kurfürsten Friedrichs III. von der Pfalz. Diese edle Frau bewährte, in dem Unglücke ihres Gemahls, wie viel weibliche Treue zu ertragen und aufzuopfern vermöge, und welche Tröstungen sie denen gewähre, die

vom Schickſale verfolgt ſind. Erſt bewegte ſie Himmel und Erde, um die Befreyung des Herzogs zu bewirken. Als ſie ihre Bemühungen an der Unerbittlichkeit des Kaiſers ſcheitern ſah, ſo hörte ſie nicht auf zu flehen, daß dem geliebten Gefangenen mehr Bequemlichkeit in ſeinem Kerker verſchaft werden möchte. Aber damit glaubte ſie ihre Pflicht noch nicht erfüllt zu haben. Sie bat daß es ihr erlaubt werden möchte, das Unglück ihres Gemahls mit ihm zu theilen. Nachdem ſie Jahre lang fortgefahren hatte, auf die Erfüllung dieſes edeln Wunſches zu dringen, ward er ihr endlich gewährt. Im Jahre 1572 erſchien ſie bey dem Geliebten im Kerker, entſchloſſen, für ihn zu leben, und dann mit ihm zu ſterben. Mit innigſter Freude war ſie von dem Herzoge empfangen; denn unter allen ſeinen Leiden war ihm die mit zweckloſer Grauſamkeit verfügte Trennung von ſeiner Gemahlin gerade das ſchmerzhafteſte. Um ſo mehr fühlte er das Glück der Wiedervereinigung, das für ihn einen deſto höhern Werth haben mußte, da in ihm die erhabene Geſinnung ſeiner Eliſabeth ſich auf eine ſo herrliche Weiſe erprobte. Von aller Welt geſchieden, waren ſich nun die treuen Gatten genug, und leichter trug der Herzog ſein Mißgeſchick, da die ſanfte und fromme Eliſabeth

ihm sorgsam und freundlich zur Seite stand. Mit zärtlichem Eifer pflegte sie seiner; in den Tagen trüber Erinnerungen tröstete und erheiterte sie ihn; religiöse Betrachtungen und Uebungen stärkten ihren Glauben und ihre Hoffnungen.

Aber das ungünstige Verhängniß hatte über den Herzog beschlossen, daß er auch die Trennung dieses edeln und schönen Bandes erleben sollte. Zwey und zwanzig Jahre lang hatte die treffliche Fürstin die Entbehrungen und Beschwerden der Gefangenschaft mit ihm getheilt, als sie der Tod ihm aus den Armen riß. Das war das Aergste, was ihm wiederfahren konnte. Ihre Pflege, ihre Tröstungen, ihre Liebe waren für ihn verlohren, und er stand nun wieder allein und verlassen, mit seinem Kummer und mit seiner Sehnsucht. Da wandte er sich mit der wehmüthigen Bitte an den Kaiser, daß ihm erlaubt werden möchte, daß er den Leichnam seiner Gemahlin nach Koburg begleiten, und den Rest seiner Tage auf dem heimathlichen Boden und im Schooße der Seinen vollbringen dürfte. Aber so großes Unglück und so lange Leiden hatten das Herz seiner Feinde noch nicht erweicht. Ja bis in seine Grube fuhr das zürnende Schicksal fort, ihn zu verfolgen. Ein Angriff der Türken auf die

Oeſterreichiſchen Lande vertrieb ihn aus ſeinem bisherigen Gefängniſſe, das ihm durch die lange Gewohnheit und durch ſo viele Erinnerungen an ſeine unvergeßliche Gemahlin lieb geworden war. Er wurde in das Land ob der Ens hinaufgeführt, wo man ihm in dem Städchen Steyer ſeinen neuen Kerker bereitet hatte. Aber der viel geprüfte Greis duldete hier ſein Elend nicht mehr lange. Im Mai des Jahrs 1595 verhalf ihm ein willkommener Tod zur erſehnten Freyheit. Er hatte ein Alter von 65 Jahren erreicht. 28 Jahre hindurch hatte er für die Thorheit ſeines frühern Lebens in der Gefangenſchaft gebüßt.

Ueber
Johann Arndt
und
ſeinen religiöſen Geiſt.

Es iſt eine Probe unſres Eigendünkels und unſrer Selbſtgenügſamkeit, — die uns um ſo mächtiger ergriffen zu haben ſcheinen, je ſchwächer an geiſtiger Kraft und je unbemittelter wir geworden ſind, daß wir die theologiſchen Schriftſteller der Vorzeit, beſonders des ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts, und die Produkte ihres Nachdenkens und ihres frommen Eifers ſo undankbar vergeſſen, und ihre Geſchichte und ihre Werke, als einem unmündigern Geſchlechte angehörend, über das wir uns mit Kühnheit und Glück ſo unendlich weit empor geſchwungen haben, ſo vornehm verachten. Es mag ſeyn, daß wir in Anſehung der Form und des Buchſtabens, worein ſich die Lehre kleidet, nur wenig von ih-

nen lernen können, aber wir werden immerhin von einer armseligen Einseitigkeit befangen bleiben, wenn wir uns lediglich auf die Ansicht und die Weise, die in unserm Zeitalter die herrschenden sind, beschränken, ohne dem Vorrathe von Materialien, in dessen Besitz wir uns sehen, keinen Zuwachs aus den reichen Schätzen des Alterthums beyfügen lassen wollen; und da der Geist der Religion, trotz des steten Wandels seiner Gestaltung, immer derselbe bleibt, so können und müssen uns alle gelungenen und verunglückten Versuche, ihn ins Leben einzuführen, interessant und lehrreich seyn. Wenn auch die Wissenschaft nichts absolutes ist, und den Kreis der menschlichen Bildung nicht schließt, wenn im Gegentheile die Lektüre ihre Vollendung im Herzen des Menschen findet, so dürfen wir einen noch höhern Gewinn erwarten, indem wir zu den Denkmalen zurückkehren, die uns von dem Genie und dem Fleiße der Alten übrig geblieben sind. Die trefflichsten unter ihnen erscheinen denjenigen, deren Lebensaufgabe gleichfalls die Darstellung des Ewigen und Himmlischen im Gegensatze gegen das Zeitliche und Irdische geworden ist, als die würdigsten Vorbilder, durch ihren männlichen Ernst, durch ihren Heldenmuth für die Wahrheit, durch ihre ängstliche Gewissenhaftig-

keit im Entscheiden über das Zweifelhafte, durch ihr kindliches Gemüth, durch ihr edles Verschmähen aller künstlichen Behelfe im Vortrage ihrer Lehre, und durch die Wärme für das Heilige und dessen Symbole, von den sie durchdrungen waren. Freylich kann der erste Anblick dieser Symbole nicht anders als beschämend und warnend auf uns wirken, itzt wo der tiefe Verfall der Menschheit uns unaufhörlich daran erinnert, daß auch durch unsre einseitige Verstandeskultur, durch unser Versinken im Irdischen, und durch unsre kalte Herzlosigkeit, diese tägliche Noth und Angst in ihrem Theile verschuldet seyen.

Wenn wir dieser moralischen Würde und Gediegenheit unserer alten Theologen gedenken, und des apostolischen Muths und Eifers, womit manche unter ihnen für die Wahrheit wirkten und duldeten, wie könnte dann Johann Arndt unserer Bemerkung entgehen? Freylich glänzt er nicht durch Genie und Gelehrsamkeit, wie Melanchthon und Kalvin, oder durch alles wagenden und alles unfehlbar besiegenden Heroismus wie Luther, oder durch ausgebreitete Geschäftsthätigkeit, wie seine Zeitgenossen Johann Brenz und Jakob Andreä. Aber auch abgesehen von dem, was er durch seine Religiosität ward,

und was er, unterſtützt durch ihre Hülfe, ausführte und ertrug, muß uns durch die Reſultate ſeines Lebens und durch die ſo lange fortwirkenden Erfolge ſeines ſtillen Fleißes, eine Naturkraft als groß und ungewöhnlich erſcheinen, die, in ihrer Veredlung, ſo viel vermochte. Man ſucht vielleicht in der Literatur der proteſtantiſchen Theologie vergeblig ein ſchriftſtelleriſches Produkt, das in dem Augenblicke ſeines Erſcheinens ſo große Senſation gemacht, und nachher ſo weit verbreitet wurde, als ſeine Bücher vom wahren Chriſtenthum. Sie wurden durch immer wiederholte Abdrücke ins Unendliche vervielfältigt, galten über ein Jahrhundert hindurch für die geiſtreichſte und tiefſinnigſte aller chriſtlichen Erbauungsbücher, und fanden und finden ſich noch immer in den meiſten proteſtantiſchen Familien, als alter, geliebter Hausrath. Es waren 150 Jahre nach der erſten Herausgabe derſelben verfloſſen, als das Publikum noch immer neue Auflagen ihres Textes, oder mit Hinſicht auf den veränderten Geſchmack vorgenommene Bearbeitungen ihres Innhalts wünſchte und empfieng. Sie wurden nicht nur in die meiſten lebenden europäiſchen Sprachen überſetzt, und von denen, welchen in den Diſſonanzen der Bekenntniſſe die Harmonie des Geiſtes nicht untergeht, in allen

Kirchen und in allen Ländern geleſen und benützt; was übertrug ſie auch, um ihren Gebrauch ſo viel möglich zu generaliſiren, ins Lateiniſche, und der fromme Eifer für die Erleuchtung der Heiden gab ſie den Malabaren in ihrer Mutterſprache. Mit ihnen gieng beynahe immer das Paradiesgärtlein denſelben Weg der Verbreitung; was durch Unterricht und Darſtellung dort die Herzen ergriffen hatte, ſtieg hier als Flamme der Andacht zu Gott hinauf. Aber auch in vielen tauſenden von Abdrücken zog das Büchlein allein durch die Welt, und das Gefühl der ihm inne wohnenden Kraft legte ihm eine höhere Weihe bey, durch die es in Gefahren erhalten ward, in deren oft wiederholter Erzählung mit gerechtem Mißfallen das Wiederaufleben eines dem Geiſte des Proteſtantismus laut widerſprechenden Wunderglaubens bemerkt worden iſt. Einen ſolchen Wirkungskreis und eine ſo lange Dauer finden Werke eines Meiſters von mittelmäßiger Kraft ſicher nicht. Nur wer verkannte Ideen vom hohem Intereſſe aufs Neue ins Licht zu ſtellen, und Verhältniſſe von dringender Art für alle zu befriedigen verſteht, darf hoffen, daß die Erzeugniſſe ſeines Geiſtes ihn eine ſo lange Zeit hindurch überleben, und das der Sphäre ſeiner Thätigkeit Ziel und Ende ſo ferne geſteckt ſey.

Arndt, durchdrungen von dem hohen Berufe, für die geistigen Anlagen und Hoffnungen der Menschen zu sprechen und zu handeln, begriff mit Klarheit und fühlte mit Innigkeit, was seiner Zeit noth war. Kräftiger, und mit größerem Segen, als sonst irgend einer seiner Zeitgenossen, unternahm er es, diesen zur Befriedigung ihres höhern Bedürfnisses zu verhelfen; und dadurch gelang es ihm, in der Geschichte der religiösen Kultur, obwohl von vielen verkannt, doch in dem würdigsten und edelsten Sinne, der nur gedacht werden kann, Epoche zu machen. Als er seine Laufbahn betrat, befand sich die protestantische Kirche noch in ihrem Jugendalter. Zwar war ihr Lehrbegriff schon durch wiederholte öffentliche Erklärungen bestimmt ausgesprochen, und die Konstruktion ihrer äußern Form konnte, wenigstens in Hinsicht auf die wesentlichen Bestandtheile, für vollendet gelten. Aber noch immer war alles Nachdenken und aller Fleiß auf die feste und treue Bewahrung der Theorie gerichtet, in deren Wiederherstellung der eigentliche Zweck der Reformation und ihrer Stifter kund geworden war. Wenn nur das Dogma gerettet und immer mehr befestigt ward, so konnte ja seine Frucht in den Herzen nicht außen bleiben; und dieses Dogma

mußte den Sinn der Lehrer um so fester fesseln, da man es theils in dem Innern der Kirche selbst so oft mißverstanden sah, theils die große Parthie, von der man sich getrennt hatte, mit einem unerschöpflichen Aufwande von Scharfsinn und Gelehrsamkeit, und mit eben so viel Eifer und Gewandtheit fortfuhr, die Lehren und die Verfassung der Abtrünnigen anzufechten. Dadurch geschah es, daß der größere Haufen der protestantischen Theologen sich gewöhnte, die Religion blos als wissenschaftliches Objekt zu behandeln, daß der höhere Sinn der Offenbarung vor ihrem Buchstaben in ein trauriges Dunkel zurück trat, und daß alle Bemühungen nur auf die Form des Lehrbegriffs gerichtet waren, während man sorglos seinen Geist verschwinden ließ. Die protestantische Kirche glich in ihrem damaligen Zustande den neugegründeten Staaten glücklicher Eroberer, in denen gewöhnlich für die höchsten und edelsten Staatszwecke nichts geschehen kann, weil man alle Kräfte zur Erweiterung und Befestigung ihrer Territorialmassen, so wie zur Ausbildung ihres Organismus bedarf.

Was in diesem Streben heilsam, zweckmäßig und zeitgemäß war, konnte von einem lichten Kopfe, wie Arndt, nicht übersehen werden; aber ein frommes Gemüth, wie das seinige,

mußte mit Schmerzen fühlen, daß dieß unabläſſige Brüten über dem Buchſtaben, dieſer ſtete ritterliche Kampf im Worte und Begriffe, und dieſe anerkannte Diktatur des Verſtandes, in Sachen, die für ſein Forum nicht gehören, uns endlich die reinſte und wahrhafteſte Frucht der Reformation entziehen, und den glücklich beſiegten Wahn durch nichts als eine leere und kraftloſe Wiſſenſchaft erſetzen müßte. „Es bleibt ja billig dabey, ſagt „er, daß man wider die Ketzer und Rotten ſchreiben, predigen und diſputiren muß, zur Erhaltung der reinen Lehre und wahren Religion, „wie Paulus (Tit. 1, 9.) befiehlt, daß man „ſtrafen und überwinden ſoll die Widerſprecher. „Allein daſſelbe iſt zu unſrer Zeit gar in einen „Mißbrauch gerathen, alſo daß über dem vielen „heftigen Diſputiren, Streitpredigen, Schreiben „und Wiederſchreiben, des chriſtlichen Lebens, „der wahren Buſſe, der Gottſeligkeit und chriſtlichen Liebe gar vergeſſen iſt; gleich als beſtünde „das Chriſtenthum nur im Diſputiren und Vermehrung der Streitbücher, und nicht vielmehr „darinn, daß das heilige Evangelium „und die Lehre Chriſti in ein heiliges „Leben verwandelt werde.“ *)

*) S. Wahres Chriſtenthum ꝛc. (Stuttg. 7[illegible].) Seite 277.

Diese Richtung seines Geistes auf den letzten und höchsten Zweck aller theologischen Erkenntniß, dieß rege und unverrückte Streben auf die Herstellung lebendiger Religiosität in und außer sich, und das dadurch realisirte selbstständige Emporschwingen über den Genius seines Jahrhunderts ward zum Theile veranlaßt und begünstigt durch den Gang seiner Schicksale, den die Vorsehung ausdrücklich darauf angelegt zu haben schien, daß ihm immer das Bewußtseyn gegenwärtig erhalten würde, es finde der Mensch nirgends Sicherheit und Ruhe, und seine Seele nirgends eine Genüge, als in der von seinem Gefühle ergriffenen Idee von der durch das Christenthum geoffenbarten übersinnlichen Welt. Ein frommer Vater hatte schon in dem zarten Knaben die glückliche Naturanlage für das vorherrschende Leben des Geistes, durch Lehre und Exempel gebildet; und seine Bemühungen konnten um so weniger mißlingen, da ihnen die vortheilhafteste Umgebung zu statten kam. Denn Arndt brachte seine Kindheit am Hofe des Fürsten Wolfgang von Anhalt zu, der den Seinen durch die edelste Religiosität vorleuchtete, und sogar manchmal in ihrer Mitte das Amt eines Predigers versah. Der frühe Verlust des Vaters, manche bittere Erfahrung des Waisenstandes, große körperliche Leiden,

und die Bemerkung der schützenden Hand Gottes in drohenden Gefahren erhielten in dem heranreifenden Jüngling stets das Bewußtseyn von dem hohen Werthe und von dem unvermeidlichen Bedürfnisse der früher gewonnenen Ueberzeugungen, und erhuben dasselbe zu der Kraft und Klarheit, daß er das zuvor gewählte Studium der Arzneywissenschaft aufgab, und den Beruf des Religionslehrers zur Aufgabe seines Lebens machte. In den Prüfungen, durch welche er bisher gegangen war, konnten ihm die kalten Systemslehren und die unfruchtbare Scholastik nicht genügen; dagegen fand er einen desto tiefern Sinn und einen lebendigern Anhauch der Wahrheit in den Schriften des heil. Bernhards, des Johann Taulerus, des Thomas à Kempis und in der teutschen Theologia. In ihnen „gieng ihm das Licht der Besserung, „der Andacht, der Heiligkeit, und der „geistlichen Weisheit auf," und in seiner Ansicht und in seinem Gefühle, so nahe verwandt mit ihren Verfassern, blieben diese Bücher seine steten Lebensgefährten, und sein Gedanke und sein Ausdruck wurden der Wiederschein ihres Innhalts und ihrer Form. Sein männliches Alter war ein steter Kampf mit dem Neide, der Unduldsamkeit und der blinden Wuth der Sy-

stemstheologen. So oft wechselte er, von ihnen verläumdet, verketzert und verfolgt, seine Aemter; aber nirgends fand er Ruhe vor ihren öffentlichen Angriffen und vor ihren geheimen Ränken. Da konnte unaufhörlich die Wahrheit, die er ergriffen hatte, sich bewähren, und sie mußte seinem reinen Herzen um so lieber werden, je mehr er täglich für sie duldete. Er drückte den Sinn seiner gesammten Lebensthätigkeit durch seine letzten Worte aus, indem er sterbend sprach: „Nun habe ich überwunden!“

Ein Mann, in dem die innere Anlage für das höhere Leben durch solche Erfahrungen und Vorbilder entwickelt wird, bildet sich kein religiöses System durch Spekulation, und man sucht umsonst in der Anordnung und Darstellung der Thatsachen, an denen sein Glaube hält, das Gepräge der Schule, oder wissenschaftliche Schärfe. Seine Religion keimt aus dem Innersten seines Gemüthes hervor; was zum Bewußtseyn seiner Vernunft gekommen ist, ergreift, befruchtet und belebt das Gefühl; seine Hoffnungen bedürfen nicht der wankenden Stütze der Demonstration, da sie in dem Wesen seiner geistigen Natur gegründet sind; die höhere Weltordnung, der er angehört, wird von ihm unmittelbar geschaut,

und alles Materielle und Sichtbare erscheint ihm nur als die Hülle, oder der Spiegel des Unsichtbaren. Die religiöse Idee tritt deshalb in seinen Aeusserungen mit grosser Macht und Zuversicht hervor, ohne die Besorgniß, daß sie bezweifelt, oder mißverstanden werde. Da ihm Gott allgegenwärtig, und Gottes Offenbarung überall in höchster Klarheit vernehmlich ist, so vermag kein Andrang der Widerwärtigkeit oder der Lust, und kein Mißton in der Erscheinungswelt die Bilder seiner geistigen Anschauung zu verdunkeln. Diese Erscheinungswelt kann dem, der sein Ziel in die Sinnlichkeit setzt, keine schöne Form und keinen Genuß gewähren, den jener nicht zehnfach in der himmlischen Schöpfung seiner Idealität fände. Freylich, wenn die Natur ihn mit einem leicht erregbaren Gefühle, was gewöhnlich mit reicher und üppiger Phantasie verbunden ist, ausgestattet hat, so ist er in Gefahr, auf diesem Wege in die Labyrinthe der Schwärmerey zu verirren; aber er vermeidet sie, wenn er des Lichtes sorgsam pflegt, das die Vernunft über die Thatsachen verbreitet, welche die Religion begründen, und über die Resultate, welche aus ihr hervor gehen.

Dieß Gefühl für das Heilige und Göttliche bestand in Arndt in regsamer Lebendigkeit; aber

über dem, was aus demſelben hervor quoll, gieng der leuchtende und leitende Stern der Vernunft nicht unter. Die Phantaſie hatte unter ſeinen Seelenkräften keine Art von Vorherrſchaft. Sein kindlicher, einfacher, ruhig dahin fließender Vortrag gab die Idee meiſtens mehr wie ſie gedacht, als wie ſie empfunden ward; und die Konſequenz und Schriftmäßigkeit ſeiner Lehre verkündigen nicht minder den nach Licht und Selbſtverſtändigung ringenden Kopf, als ihre durchaus praktiſche Beziehung das fromme, und warme Gemüth. Auf ſeinem Standpunkt erſchien ihm der Sinn und Zweck alles religiöſen Denkens und Strebens in der Wiederherſtellung der durch die Sünde verlohrnen Verwandſchaft des Menſchen mit Gott. Aus einem göttlichen, geiſtlichen und himmliſchen Bilde iſt, nach ſeiner Anſicht, der Menſch irdiſch, fleiſchlich und thieriſch geworden, und in ſeinem Eigenwillen ſchlägt der Same aus, den Satan in ihn gelegt hat. Zwar iſt ihm noch ein Funken des natürlichen Lichts und des freyen Willens geblieben; aber er hat nicht die Kraft wieder umzukehren, aus ſeiner Verdorbenheit und ſeinem Elende, zur Heiligung und Seligkeit. Er empfängt jedoch dieſe Kraft, indem der Geiſt Chriſti ihn

zu einer neuen Kreatur macht, und Gottes Bild in ihm wieder herstelle. In Christo fließt ihm die Quelle des Heils, gegen das Gift der angebohrnen Sünde, und es schöpft aus ihr der Glaube, aus dem, ohne Zuthun der Werke, die Gerechtigkeit kommt. Dieser Glaube aber muß lebendige Früchte bringen; durch tägliche Busse und Ertödtung des alten Menschen muß der neue hervor kommen, dessen Spiegel das Leben Christi ist. Durch Gebet, Liebe und Demuth steigt er dann von der Menschheit Christi in seine Gottheit auf, und geht, indem er in Gott die höchste Güte, Macht, Weisheit, Schönheit und Seligkeit sieht, in das beschauliche Leben ein. So wird das Reich Gottes in ihm hergestellt, indem er den Verstand und den Willen Gott und Christo ergiebt, und dieß Reich Gottes ist sein höchster Schatz, und ein göttliches, innerliches Licht in seiner Seele. Er sucht nichts mehr auswendig in der Welt, denn er hat ja alles in sich. Und ob wohl Gott, durch seine allgemeine Gegenwart in allen Dingen ist, so hat er doch eigentlich und sonderlich seine Wohnung und Sitz in des Menschen er-

leuchteter Seele. Da wirket er Werke, wie er selbst ist und antwortet im Herzen auf unsre Seufzer. Wie die Sonne von ihr selbst scheint, der Tag von ihm selbst leuchtet und der Brunnen von ihm selbst quillt, so geußt sich der heilige Geist in eine Seele, die, los von den Stricken und Banden der Welt, sich zu Gott erhebet.

Diese Ideen, in denen der Geist des Christenthums in seiner Reinheit und Kraft, so wie in seiner mysteriösen Majestät webet, ausgesprochen mit so viel edler Einfalt, stiller Würde und frommer Zuversicht mußten kräftige Eindrücke auf diejenigen machen, die von jenem Geiste ergriffen waren, oder auch in einem unbefangenen Gemüthe sein Daseyn nur ahneten. Auch war für solche, denen buchstäbliche Bestimmungen des Lehrbegriffs Bedürfniß sind, ihre Konformität mit dem Systeme der Protestanten unverkennbar, wenn sie nämlich dieselbe nicht gerade im Klange der Worte suchten; wie denn Arndt selbst, mit ängstlicher Sorgfalt, auf die in unsern Bekenntnißbüchern gegebene Norm achtete, und noch in seinem Testamente heilig versicherte,

daß er bey der unveränderten augsburgischen Konfession und bey der Konkordienformel bis an sein Ende verbleiben werde. *) Bey solchem Gehalte und solcher Saldung im Vortrage konnte ihm aber auch der Beyfall derjenigen nicht entgehen, in denen mit der moralischen Empfänglichkeit auch noch der wissenschaftliche Blick vereinigt war, und es hieß eine dem edelsten Verdienste dargebrachte Huldigung, indem die trefflichsten Theologen seines Jahrhunderts, Joh. Gerhard, Scherzer, Hülsemann, Danhauer, Johann Valentin Andreä und Spenner — der fortsetzte, was Arndt begonnen hatte — mit Enthusiasmus seine Schriften priesen und vertheidigten, und in ihnen das Wehen eines apostolischen Geistes ankündigten. Dagegen bildete sich unter den Buchstabenmenschen jener Zeit ein zahlreicher, von ungestümer Leidenschaft bewegter Bund gegen ihn, wie denn auf Erden keine köstliche Frucht aufgeht, ohne daß Stürme und Ungewitter ihre Entfaltung und Zeitigung fördern müssen. Freylich konnte das lebendige Gefühl und der geistige Schwung des seligen Mann-

*) S. J. G. Walchs religiöse Streitigkeiten in der evangelischen lutherischen Kirche. III. Seite 211.

nes solchen nicht zusagen, die in ihrer fürchterlichen Gelehrsamkeit und in ihrem Stumpfsinn alle zarte Empfindung des Höhern verloren hatten; sein Dringen auf Heiligung und Erneuerung, auf Selbstverläugnung und Kreuzigung des Fleisches mußte solchen ärgerlich seyn, die auf dem bequemeren Wege des historischen Glaubens bey demselben Ziele anzulangen wähnten; und wie hätte der tiefe Sinn der alten Mystik von denen erfaßt werden können, die, an scholastischen Formen und Worten klebend, die Hülle der Wahrheit nicht zu durchdringen vermochten? Selbst der heftigste unter ihnen, Lukas Osiander der Jüngere, erwarb sich mit seinem wilden Ketzergeifern nichts als züchtigenden Widerspruch und Verachtung; und als die blinden Eiferer, im Jahr 1633., um gemeinsame Maßregeln gegen den Mann Gottes zu verabreden, zu Wolfenbüttel im Braunschweigischen, zusammentraten, so ließen es die Spötter jener Zeit nicht unbemerkt, daß in diesem Städtchen Till Eulenspiegel begraben liege. *)

Wie sich der „theologische Haß" auch gegen Arndt versuchen und gebärden mochte, so war es doch unmöglich, daß er den in seiner Lehre

*) S. Walch a. a. O. Seite 189.

und in seinen Schriften lebenden Geist vertrieb, weil derselbe da, wo er einmal hindurch gebrochen ist, sein Gebiet immer in dem Maaße erweitert, und sich um so mehr in den Gemüthern befestigt, je mehr ihm Widerspruch oder Gewalt und Verfolgung entgegen gesetzt werden. Es ist derselbe Geist, der einst in den ersten Offenbarungen des Christenthums sich aussprach, der von jeher alle diejenigen erfüllte, in denen diese Offenbarungen zur Kraft gekommen sind, und der nach allem Wechsel der Meynungen, und nach allen Aufklärungen, die uns das Licht der Wissenschaft gegeben hat, immer noch als der Kern und als das Wesentliche aller christlichen Ueberzeugung und Uebung geblieben ist. Was das sechszehnte Jahrhundert von der Vereinigung der Naturen in Christo, und von dem Geheimnisse der Abendmahlslehre disputirt und festgestellt hat, das konnte wohl nie ein allgemeines und bleibendes Interesse gewinnen, weil dasselbe dem Objekte dieser Untersuchungen fehlte, das, in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt, seiner Natur nach, sich jedem so darstellt, wie sein Organ es sich bildet. Aber die große Aufgabe der Religion, wie der in Sündhaftigkeit verfallene Mensch zur Versöhnung mit Gott gelange, behält ewig dieselbe hohe Bedeutung, indem unser Selbstgefühl

nicht aufhört, uns an sie zu erinnern, und es ist keine Art von Lösung dieser Aufgabe möglich, ohne daß man nicht immer wieder auf die Erneuerung des innern Menschen, auf die Anregung seines geistigen Lebens, und auf die Wiederherstellung des Bildes Gottes in ihm, im Gegensatze gegen unfruchtbaren Glauben und willkührlichen äußern Dienst zurück komme. Der Streit um den Buchstaben und das Versinken in den todten Begriff hatte das Zeitalter Arnds von diesem letzten Ziele aller Religion abgeführt; es war sein Verdienst, es wieder nachgewiesen und ins Licht gestellt, und die Empfänglichen unter seinen Zeitgenossen aufs Neue für dasselbe begeistert zu haben.

Es vermindert dieses Verdienst nicht, wenn wir den weisen und frommen Mann neben demselben, in Hinsicht auf die Vorstellung und Darstellung des von ihm ergriffenen reinen Gedanken, noch immer in dem Geschmacke und in dem Gesichtskreise seines Jahrhunderts befangen sehen. Denn in unaufhörlicher Wandelbarkeit fließen die Formen und Meynungen dahin, weil sie in dem unsäten Strome des Bedingten und Zufälligen sich bewegen, während die Idee ewig bleibt, weil sie im Unbedingten und Nothwendigen besteht. Zwar hat Arndt auch in der Gestaltung

seiner Lehre, über sein Zeitalter sich erhebend, seine Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit bewährt, indem er der herrschenden Weise zuwider, alle Spitzfindigkeiten der Schule und alle unfruchtbaren Theorien hinweg warf, auf allen Prunk aus der reichen Vorrathskammer damaliger Zunftgelehrsamkeit verzichtete, keine der Trophäen suchte, auf welche der polemische Sinn seiner theologischen Zeitgenossen, selbst in Erbauungsschriften, ausgieng, und in Predigten, die auf das Herz wirken sollten, auch an das Herz sprach. Wenn aber dabey von ihm der Scharfsinn nicht mit der Bestimmtheit und Unbefangenheit abgefaßt wird, wozu die neuern Forschungen uns verholfen haben, wenn er manchen dogmatischen Begriff ängstlich verficht, der auf Mißverstand oder auf Vorurtheil beruht, wenn er als Realität festhält, was bloß Schöpfung des poetischen Geistes ist, was ihm, über dem Streben auf das Gefühl zu wirken, Schärfe und Klarheit verloren gehen, wenn er manchmal mit Bildern tändelt, wo es um Begriffe zu thun wäre, wenn er in der Darstellung und in der Sprache jede Regel der Kunst und des Geschmacks verschmäht, so bestätigt auch er die gemeine Erfahrung, daß keinem gegeben sey, in allem vollkommen zu seyn, so wie daß der Mensch

seine Kraft nicht mit Festigkeit und Eifer auf ein Ziel richten könne, ohne daß sich die Umgebungen dieses Ziels in seinem Organ mehr oder weniger verdunkeln. Um der beiagten Unvollkommenheiten willen räumen wir es auch gerne ein, daß Arndts Schriften für unser Zeitalter keinen allgemeinen praktischen Werth mehr haben. Aber sein religiöser Geist hört um deßwillen doch nicht auf, in seiner Wahrheit und Macht zu bestehen, und alle, die reinen Herzens sind, anzusprechen, wenn gleich der Buchstabe, in dem er erscheint, auf andere Menschen und andere Umstände berechnet war. Einkleidung und Behandlung der Lehre modificiren sich ins Unendliche, aber was in ihr „Wort Gottes“ ist, bleibet in Ewigkeit. Darum unterlassen wir nicht, aus den Schriften des Evangelisten Johannes und aus Pauli Briefen Licht, Trost und Erbauung zu schöpfen, ob es gleich keine unmittelbare Beziehung auf uns hat, wenn jener auf die Cerynthianer und Johannesjünger anspielt, und dieser die Vorurtheile der Judenchristen bestreitet.

Möchte das, was in Arndts Lehre und Schriften uns als sein religiöser Geist erscheint, in unsern Tagen, in einer ähnlichen Lage der höhern Kultur, nach einer vorhergegangenen lau-

gen Hemmung und Unterdrückung, in der christlichen Kirche wieder mächtig und siegend werden! Das in der zweyten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts über Teutschland sich verbreitende Licht der Erkenntniß hatte manche Blösen der bisherigen kirchlichen Systeme bemerkbar gemacht, und es waren besonders die Protestanten, denen es ziemte, in diesem Lichte nieder zu reißen und zu bauen, hinweg zu werfen und hinzu zu setzen, da das Recht der Prüfung und der fortschreitenden Nachbesserung von den Reformatoren nicht nur für ihre Person, sondern auch für alle ihre Nachfolger im Lehramte vindicirt worden war. Wie im sechszehnten Jahrhundert alle Kräfte nur für die Schriftmäßigkeit der dogmatischen Sätze geschäftig waren, so waren sie es jetzt für ihre Vernunftmäßigkeit, und wie damals, so wurde auch itzt wieder die Religion ausschließend Objekt wissenschaftlicher Behandlung, wobey der in ihr glimmende Lebensfunke um so mehr erlöschen mußte, da es dem Verstande gelang, das Uebersinnliche unter seinen Gehorsam zu zwingen, welcher doch, seiner Natur nach nur in der Erscheinungswelt herrschend, nicht begreifen kann, was des Geistes Gottes ist. Man beredete sich, der Mensch könne durch die

Kultur ſeines Erkenntnißvermögens gut und ſelig werden, und man verfuhr in Gemäßheit dieſer Vorausſetzung, indem man die Bildung der übrigen Seelenkräfte jener Kultur unterordnete, oder ſie nur durch dieſelbe betrieb. Auf dieſe Weiſe wurden wir unausſprechlich aufgeklärt, und unſer Wiſſen dehnte ſich immer mehr in die Breite; aber in den Herzen erſtarb die Kraft, welche die Anſchauung des höhern Lebens ihnen giebt. Es ſcheint aber nun, daß wir zur Kenntniß unſrer Einſeitigkeit und Verirrung gekommen ſind, indem diejenigen Reſultate, welche von den neuern Bemühungen des teutſchen philoſophiſchen Geiſtes als reine und beſtehende Ausbeute übrig blieben, die menſchliche Kultur in Regionen fortführen, die wir mit unſrer Aufklärung und Gelehrſamkeit nicht erreichen konnten, und ſichtbar darauf ſtreben, die Geiſteskräfte des Menſchen harmoniſch zu bilden, ihn aus der Sinnenwelt in die Kreiſe eines höhern Daſeyns zu erheben, das Leben da anzufachen, wo es eigentlich beſteht, nämlich im Gefühle und im Willen, und in unſerm Innern das dritte zu Stande bringen, was aus dem Zuſammenfließen des Patriotismus mit dem Stoicismus hervorgeht. Es iſt von den ſcharfſinnigſten und edelſten Denkern anerkannt, daß der Thron der religiöſen Wahrheit in dem

Heiligthume des Gemüthes stehe, daß sie, zwar von dem Lichte der Vernunft erklärt, aber nur in der Gesinnung lebendig sey, daß ihre Kraft nicht in dem vernünftigen Bewußtseyn, sondern in dem Gefühle liege und sich offenbare, und daß Heiligkeit und Seligkeit nur durch Anregung dieses Gefühls — das der Sitz der Andacht, der Liebe und der Hoffnung ist — hervorgebracht werden können. Haben wir auch hiervon im Allgemeinen nach nicht mehr als das Anerkenntniß gewonnen, so sehen wir doch in ihm schon einen Fortschritt zum geistigern Daseyn; wenigstens konnte der religiöse Geist nicht zurückkehren, so lange wir nicht im Besitze seiner Ideen waren. Es ist unsre größte Angelegenheit, daß nun auch seine Kraft in uns mächtig werde. Nur von ihr können wir hoffen, was der Menschheit frommt; nur sie kann uns die Ketten abnehmen, die sinnliche Selbstsucht, Engherzigkeit und sklavisches Haften an den Interessen des thierischen Lebens, zu unsrer Schmach, uns angelegt haben. Nur sie kann uns erheben über die drückenden Lasten der Zeitlichkeit, und die jämmerliche Gegenwart versüßen, durch die Offenbarung einer alles ausgleichenden, herrlichen Zukunft. **Durch sie kommt das Reich Gottes zu uns.**

Der
Sieg bey Höchſtädt
am 13ten Auguſt 1704.

Der Kurfürſt Maximilian Emanuel von Baiern, der im Jahre 1679 den Thron ſeiner Väter beſtieg, war ein Regent von ausgezeichneter Geiſteskraft, und tapferm, in kühnen Beſtrebungen ſich ankündigendem Muthe. Die Achtung und der Dank, die ſich die Großen der Welt durch weiſe und pflichtmäßige Verwaltung der Länder und durch ſtille Abwerung des allgemeinen Wohls erwerben, hatten für ihn keinen Reiz; dagegen fühlte er ſich unwiderſtehlich angezogen und erregt, durch den Ruhm, der den Namen des Helden und des Eroberers verherrlicht, die unruhige Kraft, die in ihm war, fand keine Roſt in irgend einer beſtimmten Gränze, und Land und Leute ſchienen ihm nur gegeben, um ſich ihrer als Mittel zur Befriedigung ſeines Ehrgeizes

und zur Ausführung ſeiner ſtolzen Anſchläge bedienen zu können. Es gewährten ihm, in der Jugend ſeines Lebens, die Kriege, welche damals der Kaiſer Leopold gegen die Türken führte, einen ſchönen Spielraum, um ſich in groſſen Kämpfen zu verſuchen, und es melden die Annalen jener Zeit, nicht nur mit welcher Macht er zu wiederholten malen gegen den Feind des chriſtlichen Namens ausgezogen ſey, ſondern auch, wie er durch verſtändige Anſchläge und tapfere Thaten unter den Fürſten der Heere geglänzt habe. Aber dieſe Anſtrengungen waren kein Segen für ſein Volk. Sie verzehrten in Kurzem den reichen Schatz, der unter der löblichen Regierung ſeines Vaters Ferdinand Maria war geſammelt worden; 30.000 Baiern fanden in den Gefilden von Ungarn ihr Grab; die Waffen entzogen dem Ackerbau und den Gewerben viele fleiſſige Hände; ſchwere Abgaben drückten das Land.

Für einen Fürſten von dieſem Sinne wuſte wohl die Ausſicht auf die herrlichſte Erbſchaft, die irgend einen Sterblichen anfallen konnte, einen gedoppelten Werth haben. Er war nämlich mit der Prinzeſſin Marie Antonie von Oeſterreich vermählt, einer Nichte des Königes Karl II. von Spanien, mit dem ſein Stamm ſich zum

Erlöſchen neigte, und der Prinz Joſeph war die Frucht dieſer Ehe. Nichts ſchien mehr das Gelingen dieſer großen Hoffnung hindern zu können. Der Erblaſſer welkte dahin; jedermann ſchien die Rechte des Kurprinzen anzuerkennen; durch ein feyerliches Teſtament ſetzte ihn der König (1698.) zu ſeinem Thronfolger ein. Es werde, ſo hatte es das Anſehen, die Macht des Hauſes Wittelsbach, künftig von der Donau bis an die Säulen des Herkules, auf die Spitze des Aetna und in die Tiefen der ſüdamerikaniſchen Gold- und Silberminen reichen. Aber unerwartet zerſtörte die Vorſehung, was die Politik ſo mühſam und mit ſo großem Aufwande unfehlbar eingeleitet zu haben glaubte. In dem Augenblicke, in dem der Prinz Joſeph im Begriffe war, dem Wunſche der Reichsſtände gemäß, nach Spanien abzureiſen, um dort nach den Sitten der Nation erzogen zu werden, die er einſt beherrſchen ſollte, machte ein plötzlicher Tod ſeinem jugendlichen Leben ein Ende. (1699.) Es ward dem Kurfürſten ſchwer, dieſe Tücke des Schickſals zu ertragen. Um zu erlangen, was es ihm entriſſen hatte, waren ſo große Aufopferungen von ihm gemacht worden. Er hatte ſogar Jahre lang ſeine Erblande verlaſſen, um die Niederlande als ſpaniſcher Statthalter zu

regieren, wo er durch unermeßlichen Aufwand der Nation darthat, was ſie einſt von einem Regenten ſeines Stammes erwarten dörfte. Dieſer Aufwand wurde von den Kräften des ohnehin ſchon erſchöpften Baierns beſtritten. Man erhöhte die Steuern, und erfand eine Menge neuer Gaben, unter denen damals ſchon die Stempeltaxe war. Dazu machte man Schulden ſo viel man konnte, und verkaufte ſogar kurfürſtliche Unterthanen und Güter an die Stände. Es kam das Sprichwort in Lauf: „der Kurfürſt habe Baiern in die Niederlande eingebrockt.“

Der König Ludwig XIV. von Frankreich, in ſeinem unaufhörlichen Streben durch ſtete Erweiterung ſeiner Macht alle übrigen Staaten von Europa zu unterjochen, hatte ſeine Augen auf die ſpaniſche Monarchie geworfen, und indem er zu ſeinen Zwecken jedes Mittel ſich erlaubte, den ſchwachen König Karl dahin vermocht, daß derſelbe den Herzog Philipp von Anjou, Ludwigs zweyten Enkel, zum Erben aller ſeiner Lande einſetzte, welcher Verfügung aber der Kaiſer Leopold, in Beziehung auf ein älteres Erbrecht widerſprach. Als nun Karl geſtorben war, (1. Nov. 700.) ſtritten ſich Frankreich und Oeſterreich über ſeine Hinterlaſſenſchaft, und es

begann der Morgen des achtzehnten Jahrhunderts mit einem blutigen und langwährigen Kriege, deſſen Schrecken, zu Waſſer und zu Lande ſich verbreitend, die meiſten Nationen von Europa ergriffen haben. Auf der einen Seite ſtand Frankreich, dem die ſpaniſche Nation, um dem Unglücke einer Zertrümmerung der Monarchie zu entgehen, ſich ergeben hatte, auf der andern Oeſterreich, mit dem Groß-Britannien, die vereinigten Niederlande, das teutſche Reich, Portugall und Savoyen ſich verbanden, um der Gefahr einer neuen Weltherrſchaft vorzubeugen, mit welcher die Vereinigung der franzöſiſchen und ſpaniſchen Macht die Völker bedrohte.

In Paris war man indeß ſehr thätig, um den Kurfürſten von Baiern in das franzöſiſche Intereſſe zu ziehen. Man begriff, wie wichtig ein Bundesgenoſſe von dieſem kriegeriſchen Charakter, und der im Beſitze ſo anſehnlicher Hülfsmittel, werden konnte, zumal ſeine Stellung gegen den Feind, in der Mitte von Teutſchland, beſondere Vortheile darbot. Zugleich ſtand zu erwarten, daß ſein Bruder Joſeph Clemens ſeine Parthie nehmen werde, welcher, da er nicht nur den Kurhut von Köln, ſondern auch die Inſeln von

Lüttich und Hildesheim erung, der gemeinen Sache eine bedeutende Aussöhnung gewähren konnte. Der Sieg der französischen Politik war auch in diesem Falle nicht schwer. Erst hatte man das väterliche Herz des Kurfürsten mit unversöhnlicher Entrüstung gegen den Kaiser erfüllt, indem man den Verdacht in ihm erregte, daß der Tod seines Prinzen eine Veranstaltung des Oesterreichischen Hofes sey; und dann bot man seinem Ehrgeize Hoffnungen dar, deren Erfüllung ihn für den Verlust der spanischen Monarchie zum Theil entschädigen konnte. Ein Vertrag, den sein Gesandter, der Marquis von Bedmar, wenige Tage nach dem Tode des Königs Karl, in Paris, abschloß, ertheilte ihm die Versicherung, daß die Kronen Frankreich und Spanien nicht nur alle Kosten des Krieges tragen, und ihm lebenslänglich ansehnliche Subsidien an Geld reichen, sondern auch, daß die Statthalterschaft in den Niederlanden ihm und seiner Nachkommenschaft auf ewige Zeiten verbürgt, und er auf den teutschen Kaiserthron erhoben werden sollte, in dem Falle, daß das Glück der Waffen eine Erledigung begünstigen würde. Diese Verheißungen waren hinreichend, um den Kurfürsten in Frankreichs Fesseln zu verstricken. Die Kaiserkrone war eine unwiderstehliche Lockung für

seine exaltirte Phantasie, und die Zusage großer Geldhülfen mußte ihm in seiner Noth über die Maaßen willkommen seyn. Denn das kostbare Leben in den Niederlanden hatte die Zerrüttung seiner Finanzen auf einen so hohen Grad gebracht, daß er genöthiget war, seine Kleinode und selbst seinen Kurhut an die Holländer zu versetzen. So bald er den Vertrag, den der Herr von Bedmar geschlossen, erhalten hatte, reiste er in der Verkleidung eines Jägers nach Versailles, um seine Zustimmung zu der getroffenen Uebereinkunft persönlich auszudrücken. Nach seiner Zurückkunft nach Brüssel ließ er den Herzog von Anjou als Herzog von Brabant ausrufen. Zugleich gab er Befehl, dem heranziehenden französischen Heere alle Städte und Festungen zu öffnen. Er selbst verließ die Niederlande, (22. März 701) und gieng nach München zurück, um hier die erforderlichen Vorbereitungen zur Ausführung seiner Plane zu treffen. Das baierische Volk empfieng ihn, nachdem es ihn so lange entbehrt hatte, mit unaussprechlicher Freude. Es beredete sich in seinem frommen Sinne, es bedürfe zur Wiederkunft besserer Zeiten nichts als der Anwesenheit eines Regenten, den es wegen seiner angenehmen Manieren und wegen seiner freundlichen Herablassung noch immer liebte.

Aber Max Emanuel war nicht gekommen, um den Frieden zu bringen, sondern das Schwerdt. Es wurde durch Vermehrung der alten und durch Errichtung neuer Regimenter der Stand des regelmäßigen Militärs auf 20000 Mann gebracht; man verstärkte die Festungen, schaffte Kriegsgeräthe und Lebensmittel herbey, und bereitete alles dergestalt, daß man täglich losschlagen konnte. Zwar wollte der Kurfürst, daß der eigentliche Zweck seiner Rüstungen zur Zeit noch dem Kaiser und seinen Verbündeten verborgen bleiben sollte; aber er verrieth sich in den Unterhandlungen, die mit ihm angeknüpft wurden, zu deutlich, als daß man über seine Absichten hätte in Zweifel seyn können. Er gestattete dem Kaiser den Durchzug Oesterreichischer Truppen durch seine Lande nur unter lästigen Bedingungen. Er weigerte sich, der Association der vordern Reichskreise, so wie dem großen Bunde gegen Frankreich beyzutreten, und als der Kaiser (17. Juny 702) den Ständen das Ansinnen machte, daß der allgemeine Reichskrieg förmlich erklärt werden möchte, protestirte er auf das eifrigste dagegen, mit der Versicherung, „daß bisher nicht zu vernehmen gewesen, wie die Kronen Spanien und Frankreich dem Reiche oder dessen Ständen, das geringste Leid zuzufügen oder et-

was zu ertziehen begehrt haben.“ Der Kurfürſt von Köln hatte früher ſchon die Hülle fallen laſſen, indem er in die Stadt Lüttich, ſo wie in die Städte und feſten Plätze des Erzſtifts unter wichtigem Vorwande franzöſiſche Truppen aufnahm, und die von Seiten des Kaiſers an ihn ergangenen Abmahnungen und Drohungen auf eine Weiſe erwiederte, welche die Abſicht einer gänzlichen Aufhebung aller friedlichen Verhältniſſe zu erkennen gab.

Während der Krieg bereits mit großer Thätigkeit am Ober- und Niederrhein geführt wurde, und aller Augen auf Landau gerichtet waren, welches der junge römiſche König Joſeph mit Thätigkeit und Erfolg belagerte, zog der Kurfürſt ſeine geſammte Heeresmacht an dem Ufer des Lechs, zwiſchen Ingolſtadt und Augsburg, zuſammen. Seine Verſicherung, daß er dieſe kriegeriſche Stellung blos in der Abſicht nehme, um ſeinen Ländern ihren Ruheſtand zu ſichern, war nicht hinreichend, die Beſorgniſſe niederzuſchlagen, die aller Herzen erfüllten. Er ſäumte auch nicht, das Geheimniß ſeines Anſchlags zu offenbaren. Er hatte beſchloſſen, ſich durch Ueberraſchung der Stadt Ulm zu bemächtigen, die durch ihre Lage Schwaben und Baiern

beherrſcht, und zur Vereinigung mit der franzöſiſchen Hülfe, der man entgegen ſah, große Vortheile darbot. Das Unternehmen wurde (8. September 702) von dem Obriſtlieutenant Pechmann mit Verſtand und Kühnheit ausgeführt. In wenigen Stunden waren die Baiern Meiſter der Stadt. Die Eroberung koſtete beynah kein Blut. Das geſammte Heer, das am Lechrain ſich verſammelt hatte, rückte die Donau herauf. Angſt und Schrecken erfüllte die Gauen von Franken und Schwaben. Der Kurfürſt ſandte Eilboten an die ausſchreibenden Stände der beyden letztern Kreiſe, und erklärte ihnen, daß er ſich der Stadt Ulm bemächtigt habe, um die Neutralität ſeiner Lande zu ſichern, daß das höchſte Intereſſe der Kreiſe es fordere, auf demſelben Grundſatze zu beſtehen, da die ſpaniſchen Händel für Teutſchland gleichgültig ſeyen, und daß er in jedem Falle ſolche Maßregeln ergreifen werde, die der Wohlfarth ſeiner Staaten und ſeiner Unterthanen zuſagen. Niemand ließ ſich durch Vorſpiegelungen dieſer Art über ſeine Abſichten täuſchen. Die drey Reichskollegien faßten die Entſchließung, daß der Kaiſer erſucht werden ſollte, die ausgeübte Gewaltthat durch alle reichsverfaſſungsmäßige Mittel zu hintertreiben, und Kurbaiern anzuhalten, „eine ſo vornehme Reichs-

ſtadt“ nicht nur wieder in den vorigen Stand herzuſtellen, ſondern auch in Zukunft ſich ähnlicher Gewaltthätigkeiten zu enthalten. Der Kaiſer erließ auch (18. September) ein eigenhändiges Schreiben an den Kurfürſten, worin er erklärte, wie unerwartet ihm der Angriff auf die Stadt Ulm „von einem Eidam und ſo nahen „Verwandten“ gekommen ſey, und zugleich ihn „freund- vetter- und gnädigſtlich, auch väterlich“ ermahnte, alles wieder in den vorigen Stand zu ſtellen, und mit den den ſchwäbiſchen und fränkiſchen Ständen angedrohten Thätigkeiten inne zu halten, indem widrigenfalls gegen „ſolche unverantwortliche Gewalt“ alle verfaſſungsmäßigen Mittel, mit Nachdruck, vorgekehrt werden würden. Der Kurfürſt blieb aber unerſchütterlich auf ſeinem Sinne. Er zog mit einem Theile ſeines Heers vor Memmingen, welche Stadt ſich ihm (1. Oktober) nach einer kurzen Beſchießung ergab, machte einen Anſchlag auf Augsburg, der jedoch mißlang, und ſchrieb ſtarke Kontributionen in die ſchwäbiſchen Kreislande aus. Solcher Trotz verdiente keine Schonung weiter. Ein Reichsſchluß vom 12. Oktober erklärte Maximilian Emanuel für einen Feind des Vaterlands. Der Kaiſer erließ die Abrufungsbriefe an ſeine ſämmtlichen Dienſtleute,

Soldaten und Unterthanen. Der baierische Resident zu Wien, v. Norman, erhielt Befehl, die Oesterreichische Lande plötzlich zu verlassen. Unterdessen gieng der General Villars bey Hüningen über den Rhein, um mit dem ansehnlichen Heere, das er anführte, die baierische Macht zu verstärken. Das Treffen bey Friedlingen (13. Oktober) vereitelte aber diesen Plan. Der Kurfürst legte seine Truppen in die Winterquartiere, und benützte die Ruhe, um sich zu verstärken, und seine Feinde durch täuschende Unterhandlungen hinzuhalten. Aber unversehens erschien er wieder als Eroberer; erst indem er das Schloß Ortenburg und das Städchen Wolden in der obern Pfalz besetzte, und dann indem er die wichtige Stadt Neuburg an der Donau (1. Februar) zwang, sich ihm zu unterwerfen.

Mit dem Anfange des Monats März eröffneten endlich die Oesterreicher die Feindseligkeiten gegen Baiern. Sie rückten in zween Heerhaufen in das Land ein. Der erstere, beschligt von dem Generale Styrum, nahm seinen Weg durch die obere Pfalz, und drang, nach einem glücklichen Gefechte, bis an die Altmühl und die Donau vor. Der andere aber, den der Gene-

ral Schlik kommandirte, bewegte sich gegen den Inn, und berennte das Städtchen Scharding. Es erfolgte hier ein hitziges Treffen, in dem der Kurfürst, durch die Klugheit seiner Anstalten, und die Tapferkeit seiner Truppen, den rühmlichsten Sieg davon trug, so daß er nun mit dem Kern seiner Macht auf den General Styrum fallen konnte. Dieser schickte ihm den Markgrafen von Anspach entgegen, welcher gleichfalls geschlagen wurde, ohne daß jedoch das kaiserliche Hauptkorps, in seinem festen Lager zwischen Neumark und Amberg, angegriffen werden konnte. Hierauf wandte sich der Kurfürst wieder gegen die Donau, wo Schlik neue Kräfte gesammelt hatte, und belagerte hier, um das weitere Vordringen des Feindes zu hindern, erst die Donaubrücke bey Regenspurg (8. April) und dann die Stadt selbst.

Um diese Zeit gewannen seine Angelegenheiten mit jedem Tage ein glänzenderes Ansehen. Der Marschall von Villars, nachdem er nach einer kurzen Belagerung die vernachläßigte Reichsfestung Kehl erobert hatte, gieng in der Mitte des April mit einem zahlreichen Heere, auf dreyen Punkten über den Rhein, drang durch den Schwarzwald vor, vollzog bey Tutt-

llingen seine Vereinigung mit dem Kurfürsten. (12. May) nahm eine Stellung an der Donau zwischen Dillingen und Lauingen, und zog schwere Contributionen aus dem Lande. Da das baierische Heer zugleich größtentheils in der Gegend von Augsburg lag, so waren die Stände des schwäbischen Kreises in der Unmöglichkeit, sich mit der kaiserlichen Armee in Verbindung zu setzen. Die vereinte französische und baierische Macht dagegen konnte irgend eine große offensive Unternehmung wagen, ohne daß sie die Vortheile verlor, die sie bereits errungen hatte.

Man beschloß einen Angriff auf das Tyrol. Wenn derselbe gelang, war man nicht nur Meister von dem Vorwerke der österreichischen Monarchie, sondern man setzte sich auch in Verbindung mit dem General Vencome, der an der Spitze von 12,000 Mann längst der Etsch heraufzog, und schnitt die kaiserliche Armee in Italien von allen ihren Hülfsquellen ab. Die Ausführung des Anschlags unternahm der Kurfürst an der Spitze eines Heeres von 16,000 Mann. Unvermuthet erschien er vor den Schluchten, die in das Innere von Tyrol führen.

Nirgends waren Sicherheitsanstalten getroffen. Alles begünstigte die Unternehmung. Ein Zufall schloß (20. Juny) die stolze Bergfeste Kufstein den Ankömmlingen auf. Darüber gerieth das ganze Land in Schrecken. Es öffneten Wergel und Rattenberg die wohlverwahrten Thore. Auch die Hauptstadt übergab dem Sieger ihre Schlüssel, und er nahm in ihr die Huldigung ein. Die Scharnitz und die ehrenberger Klause fielen beynahe ohne Widerstand. Der Kurfürst tritt seinen Zug über den Brenner an, um Vendome die Hand zu reichen, der schon bis Trient vorgedrungen war. Aber nun erwacht der Volksgeist der Tyroler, erregt durch die Härte, womit die Feinde das Recht des Eroberers mißbrauchen. Allenthalben greifen Bauern und Jäger zu den Waffen; Verstärkungen von österreichischen Militär heben den Muth der treuen, tapfern Nation. Von allen Seiten angegriffen und bedrängt, sehen die Baiern zu einem schleunigen Rückzuge sich genöthigt. In wenigen Tagen geht das ganze Land wieder verloren, bis auf Kufstein. Beynahe die Hälfte des Heers ist aufgerieben. Selbst der Kurfürst rettet nur dadurch sein Leben, daß der Graf von Arco, mit seltenem Edelmuth, sich für ihn aufopfert. Die Tyroler

verfolgen die Fliehenden tief in ihre Heimath und vergelten ihnen siebenfältig, was sie ihnen Böses erwiesen hatten. So war diese Unternehmung gänzlich mißlungen!

Dem ungeachtet behauptete die vereinigte französische und baierische Macht noch immer die Ueberlegenheit im südlichen Teutschlande. Nicht nur schlug sie die wiederholten auf sie gemachten Angriffe siegreich zurück, sondern bemächtigte sich auch der Städte Augsburg und Passau. Zur nämlichen Zeit ward von den Franzosen Breisach erobert, der Sieg vor den Linien von Neustadt erfochten, Landau wieder genommen, und das zur Hülfe herbey eilende Heer der Verbündeten bey Speyerbach geschlagen. Der Schauplatz des Krieges schien nun in die Mitte von Teutschland verlegt zu werden. Die französische Eitelkeit sprach in hohem Tone von den Vortheilen, die ihr gelungen waren. Der Kurfürst sah seine stolzen Hoffnungen in ihrer schönsten Blüthe.

Diese sollten in dem folgenden Feldzuge (1704) aufgehen. Es hatte der Marschall von Tallard ein Korps von 24,000 Mann versammelt, um es dem vereinigten Heere in Teutschland zuzuführen. Der Kurfürst brach von Ulm auf, und des

wegte sich gegen den Schwarzwald, um die heranziehende Verstärkung aufzunehmen. Die kaiserliche und Reichsarmee versammelte sich bey Nördlingen, und folgte ihm auf seiner rechten Flanke nach. Der General von Thüngen stellte sich vor dem Schwarzwalde auf. Man schlug sich täglich mit dem Feinde, und setzte ihn, indem man ihm seine Unterhaltungsmittel entzog, in große Verlegenheit. Dem ungeachtet gelang es dem Marschall, nachdem er bey Freyburg im Breisgau vorüber gegangen war, die Pässe des Schwarzwaldes, „der hohle Graben" und „die kalte Herberge" genannt, zu durchbrechen, und sich (17. May) bey Villingen an den Kurfürsten anzuschließen. Die vereinigte Armee wandte sich nun, in starken Märschen, über Donaueschingen und Pfullendorf gegen Ulm, und nahm, nachdem sie auf diesem Zuge nicht geringen Verlust erlitten hatte, eine Stellung an der Iller. Das kaiserliche Heer, unter dem Markgrafen Ludwig von Baden, folgte dem Feinde längst der Donau nach, und lagerte sich um Elchingen, unweit Ulm.

Zur nämlichen Zeit kam aber auch für die Sache Teutschlands eine große Hülfe herbey. Es

hatte sich nämlich ein 30 000 Mann starkes Heer englischer und holländischer Truppen am Niederrhein zusammen gezogen. An der Spitze desselben stand der Herzog von Marlborough, einer der größten Feldherrn aller Zeiten, von dem die Geschichte bezeugt, daß er nie eine Schlacht geliefert, ohne sie zu gewinnen, und nie eine Stadt belagert, ohne sie erobert zu haben. Um dem Feinde seine Absicht zu verbergen, ließ er eine Menge Proviant, Munition und Kriegsgeräthe nach Köln und Koblenz bringen, und nahm selbst seinen Weg nach der letztern Stadt, so daß es das Ansehen hatte, als wollte er eine Unternehmung an den Ufern der Mosel ausführen. Aber unversehens wandte er sich links, gieng bey Ladenburg über den Neckar, und rückte in drey Heersäulen in das Herzogthum Wirtemberg ein. Am 9. Juny sah man zu Groß-Heppach, einem Dorfe im Remsthale unweit Waiblingen, die Helden Marlborough, Ludwig von Baden und Eugen von Savoyen, wie sie in dem dortigen Gasthofe zum Lamm zusammen traten, und den Plan zu den weitern Operationen verabredeten. Von hier nahm das Heer seine Richtung über Göppingen, in die Gegend von Ulm, und vereinigte sich zum Theil mit der kaiserli-

chen Armee bey Elchingen, (22. Juny) worauf dann die verbündete Macht in die Herrschaft Heidenheim einrückte, und ihr Hauptquartier zu Herbrechtingen aufschlug. Der Prinz Eugen hatte sich von Heppach wieder an den Oberrhein in die Linien von Bühl zurück begeben, um den Rücken des an der Donau operirenden Heers gegen die dort stehende feindliche Macht zu sichern.

Die Befehlshaber der alliirten Armee, entschlossen den Schauplatz des Krieges so schnell als möglich in das Innere von Baiern zu spielen, durften nicht säumen, den Feind anzugreifen, und den Uebergang über die Donau zu erzwingen. Er hatte seine Stellung längst dieses Flusses stark befestigt; nur der Schellenberg bey Donauwärth schien eine verwundbare Seite darzubieten, weil die dortigen Werke noch nicht vollendet, und mit keiner hinlänglichen Besatzung versehen waren. Man beschloß auf diesem Punkte die feindlichen Linien zu durchbrechen. Am zweyten des Heumonats, Nachmittags um 4 Uhr, erschien Marlborough vor demselben. Abends um 6 Uhr begann, unter dem Widerspruche der meisten übrigen Befehlshaber, der Angriff. Und zwey Stunden später war die

Schanze überstiegen, der Feind geschlagen, und der vollkommenste Sieg erfochten. Die Annalen der Kriege nennen wenige Gefechte, in denen mit solcher Erbitterung gefochten worden, wo in so kurzer Zeit so viel Blut geflossen, und wo von beyden Seiten so viele Offiziere vom ersten Range gefallen wären. Mit Frohlocken vernahm Teutschland die Kunde von dieser Niederlage des gehaßten Feindes; es verkündigten die Dichter der Nation den Ruhm der Sieger *); und da der Sieg am Tage der Heimsuchung Mariens erfochten war, so bemerkten die Frommen, Baiern habe nun keine Hoffnung mehr, da es von seiner Landespatroninn so sichtbar verlassen worden sey. Eiligst hub der Kurfürst sein verschanztes Lager zwischen Lauingen und Dillingen auf, und zog sich gegen Augsburg. Die Verbündeten aber bemächtigten sich der Städte Do-

*) Z. B. Haud Secus ac largo qui Semine conserit arva,
Laetius ut vireant impre rigata cupit.
Sanguine sic Nostros, Angli Batavique rigastis,
Major ut hinc Vobis gloria Surgat agros.

nauwörth, Dillingen, Rain und Neuburg, nahmen eine Stellung bey Friedberg am Lech und schikten von hier Parthien nach Baiern aus, welche bis vor die Thore von München streiften, und das Land dergestalt verheerten, daß in wenigen Tagen gegen 300 Ortschaften in die Asche gelegt worden seyn sollen.

Diese Grausamkeit war nicht zwecklos; sie sollte zur Beförderung der Friedensunterhandlungen dienen, welche man mit dem Kurfürsten angeknüpft hatte. Das Heer, welches ihm gegenüber stand, und dessen Stärke gegen 80,000 Mann betrug, war seiner Macht bey weitem überlegen, und hatte seine Operationen mit einem glänzenden Siege begonnen. Von seinen Staaten abgeschnitten, entbehrte er die Hülfsmittel, die sie ihm darboten. Seine Armee litt Mangel an allen Bedürfnissen. Baiern wurde in eine Wüste verwandelt. Die Hülfe, die ihm verheißen worden, war noch so ferne. — Diese Umstände konnten seinen starren Sinn brechen. Es wurden Konferenzen eröffnet, in denen der Minister Graf von Wratislau, im Namen des Kaisers, das Wort führte. Zwar fehlte es nicht an Punkten, welche das Geschäft erschweren konnten. Besonders war die geforderte ganz-

liche Wiederherstellung des Kurfürsten von Köln ein Gegenstand, worüber die Ansichten sehr von einander abwichen. Auch waren die Franzosen unermüdet, um sich ihren Bundesgenossen, und damit zugleich ihre in Schwaben stehende Armee, zu erhalten. Dem ungeachtet führten die Unterhandlungen so weit, daß bereits die Akte des Vertrags gefaßt werden konnte. Schon hatte der Kurfürst die Feder in der Hand, um zu unterzeichnen. Aber in diesem Augenblicke trat ein Eilbote herein, und brachte ihm die Nachricht, daß der Marschall von Tallard bis auf den 24. des Monats mit einem neuen Heere zu ihm stoßen werde. Da buhen sich mit einem male seine Hoffnungen wieder; ohnehin hatte sein kühner Sinn sich gesträubt, durch Unterwerfung zu endigen, was er mit dem Schwerde begonnen hatte. Er warf die Feder hinweg, und sprach: „So will ich denn mein Heil noch einmal versuchen.„ Damit schritt er in sein Verderben.

Tallard war, nachdem er dem Kurfürsten den ersten Succurs zugeführt hatte, wieder an den Oberrhein zurück gegangen, und hatte daselbst das Kommando übernommen. Der Prinz Eugen, der ihm gegenüber stand, beobachtete seine Bewegungen, die bald einen Angriff auf die Li-

nien von Stollhofen, bald auf die Festung Philippsburg anzudeuten schienen. Aber die Niederlage am Schellenberg, und die dringenden Aufforderungen des Kurfürsten, daß er ihm zu Hülfe kommen möchte, gaben seinen Bewegungen ihre Richtung gegen die Donau. So erhub er sich mit einem 35,000 Mann starken Heere und rückte in den Schwarzwald ein, während der Marschall von Villeroi ihm mit 20,000 Mann nachfolgte, der General Coigny aber mit 8,000 Mann das Elsaß deckte. Erst belagerte er Villingen und ängstete es drey Tage lang mit dem Feuer seines Geschützes. Als ihm aber der Kurfürst entbot, daß er genöthigt sey, sich mit den Verbündeten zu vereinigen, wenn die Hülfe nicht schleunigst herbey komme, so hub er die Belagerung auf, und zog — während der Prinz Eugen, das Herzogthum Wirtemberg verheerend, ihm immer auf seiner linken Flanke begleitete — über Donaueschingen und Ulm nach Augsburg, wo er sich am 4. August mit dem baierisch-französischen Heere vereinigte. Mit hoher Freude wurden von dem letztern die Ankommenden aufgenommen. Denn durch sie war man nun dem Feinde an Zahl überlegen, und es fehlte nicht mehr an Mitteln, um den Entbehrungen und dem Mangel zu steuern, die bisher so viel

Mißmuth erregt hatten. Auch war von diesen Truppen nichts Gemeines zu erwarten, da sie, indem sie größten Theils zu dem Hause des Königs gehörten, den Kern der französischen Kriegsmacht ausmachten. So schilderte sie der Marschall selbst. Als er nach seiner Ankunft, umgeben von mehr als 800 Offizieren, zu Augsburg, dem Kurfürsten vorgestellt wurde, sprach er zu ihm: „Sehen Sie hier, gnädigster Herr, diese unüberwindliche Armee, welche Landau genommen, die Feinde bey Speyerbach geschlagen, und die Linien trotz alles Widerstandes gebrochen hat, die Sie in den Stand setzen wird, Ihren Zweck zu erreichen, und die durch ihre Tapferkeit alle Schwierigkeiten überwinden wird.“ *) Zugleich übernahm Tallard das Kommando über die sämmtlichen französischen Truppen, da Villars, mit dem sich der Kurfürst nicht vertragen konnte, früher schon abgegangen war.

*) „Monseigneur! je vous presente içi cette armée invincible, qui a pris Landau, battu les ennemis à Speyerbach, passé les lignes malgré tout l'effort de le garder: et qui vous mettra en état de pousser votre dessein à bout, en surmontant tous les difficultés par la valeur de nos trouppes.“

So bald die Vereinigung geschehen war, brach das Heer (6. August) im Gefühle seiner verstärkten Kraft, in dem Lager bey Augsburg auf, und bewegte sich gegen die Donau, in der Absicht, den Prinzen Eugen, der mit seinem Korps in der Herrschaft Heidenheim stand, zu überfallen, und vereinzelt aufzureiben. Dieses Vorhaben entgieng dem Herzoge von Marlborough nicht. Nachdem er zuvor schon die Stellung bey Friedberg verlassen hatte, zog er auf dem rechten Ufer des Lechs herunter, sandte den Markgrafen Ludwig von Baden ab, um Ingolstadt zu belagern, und gieng am 11. August bey Donauwörth über die Donau, da denn in der folgenden Nacht der Prinz Eugen sich an ihn anschloß. An demselben Tage war die feindliche Macht bey Lauingen über die Donau gezogen. Beyde Heere standen einander gegenüber. Allenthalben bemerkte man die Vorzeichen einer großen Schlacht.

Die Franzosen und Baiern hatten indessen ihren wichtigsten Vortheil schon verlohren, indem es ihnen mißlungen war, den Prinzen Eugen vor seiner Vereinigung mit Marlborough anzufallen. Auch forderte sie kein Interesse auf, jetzt, wo die ganze feindliche Macht vereinigt war, sich

gegen dieſelbe zu verſuchen, und damit das Schickſal von Teutſchland von den Reſultaten eines Tages abhängig zu machen. Die Verbündeten dagegen durften nicht ſäumen den Feind anzugreifen, weil zu beſorgen war, daß der Marſchall Villeroi ſich vom Oberrhein her mit Tallard vereinigte, in welchem Falle ein ſolches Mißverhältniß der gegenſeitigen Kräfte entſtand, daß für jene alle Hoffnung, in offener Schlacht zu ſiegen, unterging. Waren ſie aber auf ſolche Weiſe auf die bloße Vertheidigung zurück gebracht, ſo hieng es von dem Feinde ab, ſich zum Meiſter von ganz Schwaben zu machen, und alle Hülfsmittel, die dieſes reiche Land darbietet, für ſich zu benützen; zugleich marſchirte er dem Feldmarſchall Grafen von Naſſau-Weilburg, der mit einem ſchwachen kaiſerlichen Korps am Oberrhein ſtand, in den Rücken, und ſchnitt die Verbindungen von Philippsburg und Mayntz mit der Armee an der Donau ab. Die Betrachtung dieſer Umſtände konnte die Befehlshaber der alliirten Macht um ſo mehr zum ungeſäumten Angriff beſtimmen, da der frohe Muth zum Streiten das ganze Heer erfüllte, und Offiziere und Gemeine mit Ungeduld den Augenblick erwarten, in dem ſie dem verhaßten Feinde unter das Geſicht treten ſollten.

Indessen bot die Stellung des letztern einem Angriffe nicht geringe Schwierigkeiten dar. Der rechte Flügel lehnte sich nämlich bey Blindheim an die Donau. Von diesem Dorfe, das sehr stark besetzt und mit Pallisaden umzäunt war, und in dem der Marschall Tallard sein Hauptquartier hatte, zog sich das Lager gegen Norden, wo es, im emporsteigenden Gelände an einen Wald anschloß. Hier stand der linke Flügel, und an seiner Spitze, in dem Dorfe Sondern, der Kurfürst. Vor der Fronte zog sich ein Bach hin, der wegen seiner sumpfigten Ufer nicht leicht zu überschreiten war. Ueberdieß bildete das Terrain, auf dem sich das Lager befand, eine ansehnliche Erhöhung, so daß der Feind, der es angreifen wollte, aus der Tiefe operiren mußte. Die französische-baierische Armee bestand aus 82 Bataillons und 136 Eskadrons, mit 90 Kanonen. Die Macht der Verbündeten aber, die beträchtlich schwächer war, betrug 66 Bataillons und 178 Eskadrons, mit 50 Kanonen.

Am 12. August nahmen die beyden Oberbefehlshaber des verbündeten Heeres, das sich zwischen Münster und Appenhofen gelagert hatte, an der Spitze von 28 Eskadrons, eine

Rekognoscirung der feindlichen Stellung vor; zugleich wurden an mehreren Orten Brücken über den kleinen Fluß Kessel geschlagen, und die Wege ausgebessert, weil man die Absicht hatte, an diesem Tage mit der Armee näher gegen den Feind anzurücken. Dieses Vorhaben konnte aber nicht ausgeführt werden, indem auch der letztere in voller Bewegung war, um den Anrückenden zu widerstehen. Man beschränkte sich deßhalb darauf, die Arbeiten vor der Fronte der Stellung fortzusetzen, und dem Heere den Weg zu allgemeinen Angriffe zu bahnen, der an dem folgenden Tage ausgeführt werden sollte. Das Gepäcke der Armee wurde nach Mietlingen, bey Donauwörth, zurückgeschickt.

Eine Stunde nach Mitternacht ertönte der Schall der Trommeln durch das ganze Lager der Verbündeten. Um 3 Uhr setzte sich das Heer in Bewegung. Dasselbe war in 8 Colonnen eingetheilt; jeder Flügel bestand aus zwey Infanterie- und eben so viel Cavalleriecolonnen. Den linken Flügel bildeten, unter dem Herzoge von Marlborough, die Engländer, Holländer und Hessen, in 48 Bataillons und 86 Eskadrons, den rechten, unter dem Prinzen Eugen, die österreichischen, preußischen, dänischen

und Reichstruppen, in 18 Bataillons und 92 Eskadrons. Nachdem die Armee über den Kessel gegangen, und Dapfheim erreicht hatte, formirte der General Wilkes, der in diesem Dorfe gestanden war, mit den von ihm befehligten 2 Bataillons Hessen und 15 Eskadrons die neunte Colonne; die vorangeschickten Avantgarden aber rückten wieder in ihre Regimenter ein. Alles bewegte sich in der Richtung gegen Schwenningen. Zwischen diesem Dorfe und dem Walde wurde Halt gemacht. Auf einer Höhe versammelten die beyden Oberbefehlshaber die Generale um sich, und ertheilten ihnen die Dispositionen zum Angriffe. Es war Morgens 6 Uhr. In dem feindlichen Lager gerieth alles in Bewegung. Es fielen zween Kanonenschüsse, um die Fourageurs einzurufen. Die ganze Armee stellte sich unter das Gewehr. Die Anrückenden waren mittler Weile bis in die Ebene gekommen, die sich längst dem Bach hinzog, der die feindliche Stellung deckte.

Während der General Wilkes auf dem äussern Saum des linken Flügels vorrückte, um gegen Mühlen bey Blindheim, die der Feind stark besetzt hatte, anzugreifen, nahmen die Spitzen der Colonnen ihren Weg gegen den Bach. Der

Uebergang über denſelben bot groſſe Schwierigkeiten dar. Das Waſſer war überall ausgetreten; an mehrern Stellen des Ufers zogen ſich groſſe Moräſte hin. Man war genöthigt, im Angeſichte des Feindes fünf Brücken zu ſchlagen, und durch Faſchinen einige ſumpfigte Punkte trocken zu legen. Dieß Geſchäfte ſuchte der Feind zu hindern, indem er eine lebhafte Canonade begann, die jedoch wenig Schaden verurſachte, und von den Verbündeten mit gutem Erfolge erwiedert wurde. Es dauerte bis 1 Uhr Nachmittags, bis alle Zubereitungen vollendet, und ſämmtliche Beſtandtheile des Heeres in Schlachtordnung angereiht waren, und nun gaben die Befehlshaber das Zeichen zum allgemeinen Angriffe.

Der General Wilkes fiel mit 6 engliſchen Bataillons und 4 Bataillons Heſſen zuerſt auf den Feind, griff die beyden Mühlen bey Vlinde heim muthig an, und nahm ſie in Beſitz. Sogleich wird ſtürmend auf das Dorf ſelbſt vorgerückt. Man kommt bis an die Palliſaden und ſchlägt ſich mit den Säbeln. Aber das Feuer der Franzoſen treibt die Angreifenden zurück; ihre Reuterey, die mit Ungeſtüm die Weichenden ver-

folgt, bringt Angſt und Verderben in ihre Reihen. Doch die Heſſen wenden wieder um, ſtellen ſich in Schlachtordnung, und empfangen ihre Verfolger mit einem heftigen Feuer. Der Feind ergreift die Flucht. Fünf engliſche Escadrons verfolgen ihn, und ſetzen über den Bach. Friſche franzöſiſche Brigaden eilen herbey, und drängen die Engländer über den Bach zurück. Da ſtehen abermals die Heſſen unerſchütterlich wie die Felſen. An ihnen bricht das Ungeſtüm des Feindes. Er weicht in Unordnung. Zwey engliſche Brigaden vereinigen ſich mit den Heſſen, und greifen Blindheim auf der linken Seite an. Viermal wird geſtürmt, aber die höchſte Tapferkeit vermag nichts gegen die Vortheile der feindlichen Stellung. Dieß wiederholte Vorrücken und Zurückweichen hatte beyde Theile eine Menge braver Krieger gekoſtet. Das Schlachtfeld war mit Todten und Verwundten bedeckt.

Nun gab Marlborough Befehl, daß die Reuterey anrücken ſollte. Sie bricht durch die Reihen des Fußvolkes hervor. So bald die franzöſiſche Cavallerie ſie erblickt, fällt ſie von ihren Anhöhen herab und macht einen ungeſtümen Angriff auf ſie. Zugleich wirkt das Feuer des franzöſiſchen Fußvolkes zerſtöhrend auf ihre

Flanke. Sie kommt in Unordnung, und ihre erste Linie zieht sich wieder über den Bach zurück. Zweifelhaft schwankt in diesem Augenblicke das Schicksal des Tags. Aber wie ein rettender Gott eilt der lüneburgische General von Bülow, an der Spitze von drey Dragonerregimentern, herbey, stürzt auf die feindliche Reuterey, wirft sie mit großem Verlüste über den Bach zurück, und treibt sie bis an die Gärten von Blindheim. Der Anblick dieser muthigen That giebt der übrigen Reuteren neue Zuversicht. Sie bilet sich wieder in Schlachtordnung, greift die feindliche Cavallerie abermals an, und bringt sie, nach hartnäckigem Widerstande, zum Weichen. Das ganze Heer der Verbündeten rückt vor; der Sieg scheint sich auf ihre Seite zu neigen. Tallard, unerschrocken in der Gefahr, und durch sie nur zur größern Anstrengung erregt, führt zehn Bataillons zur Unterstützung seiner Cavallerie herbey. Ihr Feuer bringt den Feind abermals zum Weichen. Da tritt Marlborough an die Spitze von sechs hanoveranischen und hessischen Bataillons, und greift mit großer Kühnheit die feindliche Infanterie an. Aber die Tapferkeit dieser Kerntruppen und ihre Ueberzahl machen seine Anstrengungen unnütz. Das Glück lächelt aufs Neue dem Feinde. In

dieſem verhängnißvollen Moment ſprengt der teutſche Held, Friedrich, Erbprinz von Heſſen-Kaſſel, mit der Cavallerie heran. Das Feuer des feindlichen Fußvolkes hält ihn einige Augenblicke auf. Aber mit edler Todesverachtung ſtürmt er vorwärts auf die franzöſiſche Reuterey, trennt ihre Escadrons und treibt ſie in eine wilde Flucht. Während dieſe flieht, ſtürzt er auf die beſagten zehn Bataillons. Der größte Theil von ihnen wird niedergehauen. Indeß ſammelt die fliehende Reuterey ſich wieder. Abermals fällt der Erbprinz von Heſſen-Kaſſel über ſie her. Sie giebt den Tag verloren. Alles eilt der Brücke zu, die zwiſchen Blindheim und Höchſtädt über die Donau geſchlagen war, um ſich auf das jenſeitige Ufer zu retten. Unaufhaltſam dringen die Sieger auf die Geſchlagenen ein. Die Brücke faßt die Menge der Fliehenden nicht. Viele von ihnen, beſonders von dem ſchönen Corps der Gensdarmes werden in den Strom geſprengt, und von den Fluthen verſchlungen.

Tallard, indem er die Reuterey weichen ſieht, ſtrengt alle ſeine Kräfte an, ſie wieder zu ſammeln und zum Stehn zu bringen. Aber darüber verliert er die Zeit zu ſeiner Rettung.

Er wird verwundet, und bey einer Mühle, unweit Sondern, von dem nacheilenden Feinde eingeholt. Der hessische Obristlieutenant von Boyneburg stößt auf ihn, und ob er gleich schlecht gekleidet war, erkennt er ihn an seiner Decoration. Er fordert ihm den Degen ab. Umsonst biethet Tallard dem braven Krieger seine Goldbörse, sein Ordenszeichen und sein Pferd an. „Nicht um Ihr Gold, erwiederte derselbe, ist es mir zu thun, sondern um Ihre Person.“ Man bringt den Gefangenen zu dem Erbprinzen Friedrich. Dieser empfängt ihn auf eine edle Art. „Ich beklage Ihr Unglück, Herr Marschall! sprach er, aber haben Sie Geduld, und gedenken Sie, daß hier die Niederlage bey Speyerbach gerächt worden.“

Während diese blutigen Kämpfe die Umgebung von Blindheim mit Grauen erfüllten, stritt der General Prinz von Hollstein-Beck gegen den Mittelpunkt der feindlichen Stellung, welchen der Marschall von Marsin befehligte. Der Angriff des Prinzen war gegen das Dorf Oberklau gerichtet. Er gieng an der Spitze von zehn Bataillons ohne Schwierigkeit über den Bach. Aber sobald er jenseits war, rückte die feindliche Uebermacht ihm entgegen, warf

seine Brigade über den Haufen, und trieb sie wieder über den Bach zurück. Das goorische Regiment wurde fast ganz zusammen gehauen; der Prinz aber hatte das Unglück, verwundet und gefangen zu werden. Einige Eskadrons dänischer und hanoverantischer Reuter flogen herbey, um die Bedrängten zu unterstützen; aber sie theilten mit ihnen gleiches Schicksal. Unterdessen ward die Niederlage des Feindes auf seinem rechten Flügel vollendet. Marlborough eilte sogleich dem Mittelpunkte zu, sammelte die Geschlagenen, verstärkte sie mit einigen Escadrons Reuterey, und führte sie wieder über den Bach der feindlichen Stellung entgegen. Man machte eine einzige Abfeuerung, und schritt dann mit gefälltem Bajonet vorwärts. Die Franzosen, vom Schicksale ihrer Kameraden unterrichtet, räumten das Feld. Aber ihr Rückzug glich keiner Flucht. Geschlossen und mit fester Haltung verließen sie die Stätte, die sie so ruhmvoll vertheidigt hatten.

Gegen den linken Flügel des Feindes, auf dem der Kurfürst mit seinen tapfern und kraftvollen Baiern stand, hatte unterdessen der Prinz Eugen gekämpft. Seine beyden Infanteriecolonnen, die aus 7 Bataillons Dänen und 11 Ba-

taillons Preußen bestanden, führte der berühmte teutsche Held, Fürst Leopold von Anhalt-Dessau an, die Reuterey aber, die gleichfalls in zwey Heersäulen marschirte, und 92 Escadrons stark war, befehligte der Prinz Georg August von Hanover und der Herzog Eberhard Ludwig von Wirtemberg. In zwey Linien rückte diese ganze Macht, rechts die Infanterie und links die Cavallerie, über den Bach, und dann durch einen lichten Wald, in der Richtung gegen Lutzingen, vor. Diese Bewegung war, wegen des durchschnittenen und unebenen Bodens sehr mühsam; auch wurden die Anrückenden von den feindlichen Kanonen lebhaft beschossen. Demungeachtet schritt man zum Angriffe, nachdem das Gefecht auf dem rechten Flügel begonnen hatte. Der Fürst Leopold mit seinen Preußen, und der General von Scholten, an der Spitze der Dänen, rücken in kühner Haltung vor, formiren sich, nachdem sie über einen breiten und tiefen Graben gegangen waren, auf einer Wiese im Angesicht der ersten Linie des Feindes, stürzen nach einigen lebhaften Rencontren auf sie los, und werfen sie zurück. Aber in demselben Augenblicke unterliegt die Cavallerie der Heftigkeit des feindlichen Feuers, und wendet um. Dadurch

wird die Flanke des Fußvolks entblößt; diesen Umstand meisterhaft benützend, stürmt die Garde des Kurfürsten, unterstützt von einigen andern Regimentern, herbey, macht einen ungestümen Angriff, bringt zwey Bataillons in gänzliche Unordnung, und treibt die übrigen wieder bis an den Wald zurück. Unterdessen hatte sich die Reuterey abermals angereiht. Sie stellt sich den Feinden entgegen. Dadurch gewinnen die fliehenden Bataillons Zeit, sich zu sammeln. Der Fürst Leopold ergreift selbst eine Fahne, und stellt sich an ihre Spitze. Mit neuer Zuversicht erfüllt, folgen ihm seine Preußen nach. Man dringt wieder über den Graben bis auf die Wiese vor, und schlägt überall den Feind zurück. Zwar wird die Reuterey abermals zu einer retrograden Bewegung genöthigt. Demungeachtet behauptet der Fürst Leopold das Feld, und stellt das Heer auf demselben in Schlachtordnung.

Der Feind hatte sich in seine alte Stellung zurückgezogen. Ein fürchterliches Kanonenfeuer sprühte von der Höhe von Lutzingen herab. Da befahl der Prinz Eugen, daß ein allgemeiner Angriff gemacht, und das Dorf und die Batterien um jeden Preis genommen werden

sollten. Festen Schrittes und mit gefälltem Bajonnete rückten die Preußen gegen Lutzingen heran. Der Feind war ihnen bey weitem an Zahl überlegen; eine Stellung schien unangreifbar, demungeachtet widerstand er der kühnen Tapferkeit des Volkes nicht, das der Fürst Leopold anführte. Die Höhe und das Dorf wurde genommen, während das letztere, von den weichenden Baiern angezündet, in Flammen stand. Mehrere Kanonen fielen den Siegern in die Hände. Zu gleicher Zeit waren die Dänen rechts von dem Dorfe vorgerückt, und hatten sich des dortigen Waldes bemächtigt. Der Feind zog sich gegen Mörschlingen zurück, ohne daß die Sieger, da es ihnen an Cavallerie fehlte, ihn lebhaft verfolgen konnten. Bald kam aber die letztre, von dem Prinz Eugen angeführt, herbey, und vollendete die Niederlage. Die Geschlagenen nahmen ihren Weg gegen Dillingen und Lauingen. Sie wurden bis jenseits Mörschlingen verfolgt, wo das siegende Heer, durch enge Wege und Sümpfe in seinem Zuge gehemmt, die Nacht über stehen blieb. Indessen war der Triumph auf dieser Seite nicht so glänzend, als auf dem linken Flügel. Denn die Baiern hatten mit bewundernswürdiger Tapferkeit gefochten; das Verspiel und die zweck-

mäßigen Anordnungen des Kurfürſten erhielten auf allen Punkten Muth und Ordnung; auch der Rückzug wurde mit Feſtigkeit und ohne ſehr großen Verluſt gemacht. Um gegen ein ſo treues und tapferes Heer den Sieg zu erringen, bedurfte es eines Anführers von Eugens Geiſt und Beſonnenheit. Dieſer große Feldherr legte ſelbſt das Geſtändniß ab: „Der Widerſtand des Feindes und des Kurfürſten ſey über alle Erwartung geweſen, und ohne die groben Fehler des Tallard würde dieſer Tag für Teutſchland, für die öſterreichiſche Monarchie, vielleicht für ganz Europa entſcheidend geweſen ſeyn.“

So waren denn beyde Flügel der feindlichen Armee geſchlagen; aber noch ſtanden 27 Bataillons Infanterie und 13 Eskadrons Dragoner hinter den Palliſaden und Wehren von Blindheim. Der General von Clerambault, der auf dieſem Punkte befehligte, bemerkte, als er die Reuterey des rechten Flügels fliehen ſah, die Gefahr ſeiner Stellung, ſuchte eine Fuhrt durch die Donau, und fand in dem Strome ſeinen Tod. Bald ſah der General Blanſac, der nun an die Spitze dieſes Heerhaufens trat, ſich von allen Seiten abgeſchnitten. Die Infanterie der Verbündeten rückte herbey; die fran-

zösischen Verwachen waren genöthigt, sich in das Dorf zurück zu ziehen. Da sammelte der Herr von Sivière die Regimenter Provence und Artois und mehrere Freywillige um sich, jagte die Andringenden, mit dem Degen in der Hand, bis zu ihrer Cavallerie zurück und marschirte dann wieder Schritt vor Schritt in das Dorf. Die beiden beyden Regimenter, dann Navarra und Languedoc erwiesen einen unerschütterlichen Muth, und erklärten, daß sie an die Spitze des gesammten Corps treten, und sich den Feind durchhauen wollten. Indessen schickte Marlborough einen gefangenen Officier, den Herrn Desnovilles, um die Eingeschlossenen zur Ergebung aufzufordern. Von Blanfac nahm das Anerbiethen an. Umsonst zürnten und murrten die alten Soldaten über solchen Schimpf. Die vom Regiment Navarra zerschlugen ihre Gewehre und zerrissen ihre Fahnen. Sivière und Jouvy ließen sich lieber entwaffnen, als daß sie die Artikel der Uebergabe unterschrieben hätten. Das gesammte Corps fiel in Kriegsgefangenschaft. Von Blanfac ging das Gerücht, daß an seinem Betragen Verrätherey noch mehr Antheil gehabt habe, als Feigheit.

So war denn diese „unüberwindliche Armee“ nicht mehr. Achtzehn Tausend todte und verwundete Feinde fanden die Sieger auf dem Schlachtfelde. Unter den erstern waren die Generallieutenants v. Surlauben und v. Sarsfield, die Generalmajors v. Clerambault, v. Blaiville und v. Vertilly, die Brigadiers v. la Baume, v. Maisoncelle und v. Marillac, die Obristen v. Brandeville, v. Crabrilant, v. Broc, v. Albaret und noch viele andere Officiere. Die Zahl der Gefangenen belief sich auf 20.800 Mann. Unter diesen befand sich der Marschall v. Tallard und sein Sohn, der Generallieutenant v. Marivaux, die Generalmajore Marquis v. Valseme und v. Blansac, die Brigadiers v. Montperoux, la Valliere, v. Croissy, Ameny, la Mezelieu und v. Septville, die Obristen v. Jolly, v. Sully, v. St. Second, v. Signey, v. Ligendez, v. Vasse, v. St. Pouange, v. Montfort, v. Lionne, v. Tavannes, v. Jouy, v. Sauvebœuf und v. Orival, im Ganzen 818 Officiere. Dieser Verlust vermehrte sich noch sehr auf der Flucht der Geschlagenen, indem viele Verwundete in den Spitälern verlassen werden mußten, oder durch Hitze und Man-

gel auf dem Wege umkamen, von den Baiern aber die meiſten, nach Hinwegwerfung ihrer Waffen, in ihr Vaterland zurückkehrten, ſo daß von der anfänglich über 60 000 Mann ſtarken vereinigten Armee kaum 17 000 Mann über den Rhein zurück kamen.

Eine unermeßliche Beute fiel den Siegern in die Hände. 40 Kanonen, 24 Mörſer, 129 Fahnen, 171 Standarten, 17 Paar Pauken, ſämmtliche Kriegskaſſen, 3600 Zelte, 15 Schiffbrücken, 5400 Munitions- und Proviantwagen, 34 Kutſchen, (in welchen lauter franzöſiſche Damen ſaßen,) und 334 mit zum Theil koſtbaren Geräthe beladene Maulthiere — waren der Preis dieſes ruhmvollen Tages.

Bey dem hartnäckigen Widerſtande, den die Franzoſen und die Baiern in der Schlacht geleiſtet haben, und bey den wiederholten Angriffen, die von den Verbündeten auf die mit Kanonen umgürtete Fronte der feindlichen Stellung gemacht worden waren, mußte nothwendig auch der Verluſt der Sieger ſehr beträchtlich ſeyn, wie ſie denn auf beyden Flügeln 4485 Todte, 7323 Verwundete und 273 Vermißte eingebüßt haben. Unter den erſtern befanden ſich die Generale Wilkes und v. Bielke und die Obri-

ſten v. Kaiſer, Graf v. Blumenthal, v. Thaler und v. Dedelichwing. Unter den Verwundeten aber waren der Herzog von Wirtemberg, der Prinz von Holſtein-Plön und der Obriſt v. Bretow. Die letztern, die Verwundeten, wurden theils nach Nördlingen, theils nach Donauwörth gebracht, und daſelbſt verbunden; aber auch von ihnen wurden ſpäter noch ſehr viele Opfer des Todes.

In die Gefangenen theilten ſich die Oeſterreicher, und die Engländer und Holländer zu gleichen Theilen, und ſo wurden ſie auch in die Heimath dieſer Nationen abgeführt. Tallard nahm, unter einer ſtarken Bedeckung ſeinen Weg über Nördlingen und Hanau nach Holland, von wo er nach England übergeſchifft wurde. Er verweilte daſelbſt bis in das Jahr 1711 und genoß nicht nur unbeſchränkte perſönliche Freyheit, ſondern wußte ſich auch einen bedeutenden Einfluß am Hofe und auf die Königinn Anna zu verſchaffen, wodurch es ihm gelang, Marlborough und ſeine Parthie zu ſtürzen und England dahin zu bewegen, daß es einen Separatfrieden mit Frankreich ſchloß, wodurch der allgemeine Friede vorbereitet wurde.

Sein Vaterland belohnte dieſes Verdienſt, indem es ihm, nach ſeiner Zurückkunft, die herzogliche Würde verlieh.

Auf dem Schlachtfelde von Höchſtädt hatte er ſich deſto weniger Anſprüche auf Dank und Belohnung erworben; denn das Unglück dieſes Tages und die Vernichtung der ſchönen Armee, die er befehligte, fällt beynahe ausſchließend der Zweckwidrigkeit ſeiner Maaßregeln zur Laſt. Schon dadurch legte er den Grund zu der folgenden verheerenden Niederlage, daß er die Vereinigung des Prinzen Eugen mit dem General Marlborough, die er durch Wachſamkeit und rasche Thätigkeit hindern konnte, geſchehen ließ. Denn dadurch wurden die Kräfte des Feindes concentrirt, und er kam in die Nothwendigkeit das Schickſal ſeiner geſammten Macht an die Entſcheidung eines Tages zu knüpfen. Gelang es ihm aber, das ſchwache Korps des Prinzen Eugen vereinzelt anzugreifen, und wie ſeine Ueberlegenheit hoffen ließ zu ſchlagen, ſo war Marlborough genöthigt, ſich vor ihm zurück zu ziehen, und Teutſchland vom Rhein bis an den Inn war ſeine Eroberung. Indeſſen ſchienen, auch nachdem die Vereinigung geſchehen war, die Vortheile ſeiner Stellung, der Charakter ſeiner

Truppen, und sein Ueberfluß an physischen Mitteln, ihm noch immer den Sieg zu verbürgen; aber er versäumte beynahe alles, was nöthig war, um sich desselben zu versichern. Statt die Verbündeten mit Kühnheit anzugreifen, während sie sich zur Schlacht rüsteten, ergriff er die Parthie der bloßen Vertheidigung. Die Zugänge zu seiner Stellung waren nur auf einzelnen Punkten künstlich verwahrt; auch wurde der Feind, als er sich die Wege über die Moräste und Gräben bahnte, nicht thätig genug in seinem Beginnen gehindert. Der Kern des Heers wurde in die Dörfer Blindheim und Oberklau gelegt, und dadurch die in der Schlachtordnung gegen den Feind wirkende Macht unnützer Weise geschwächt. Ueberdieß hatte man versäumt, auf dem ersten Posten Kanonen aufzupflanzen, durch deren seitwärts streichendes Feuer den Verbündeten großen Schaden zugefügt worden seyn würde. Auch blieb die Cavallerie auf der Höhe zu lange unthätig, wodurch der Feind Zeit gewann, sich fest zu setzen und zu verstärken. Deßgleichen gereichte es dem Marschall Martin zum Vorwurfe, daß er, als Tallard ins Gedränge kam keine Bewegung machte, um ihn zu unterstützen, was er um so eher thun konnte, da der linke Flügel lange dem Feinde überlegen blieb.

Ohne dieſe unverzeihlichen Fehler wäre das Reſultat des Tages unfehlbar ein anderes geworden; wenigſtens würde ohne ſie keine ſo große und ſchimpfliche Niederlage erfolgt ſeyn. Indeſſen fällt auch nicht der mindeſte Vorwurf auf den Kurfürſten. Alle ſeine Anſtalten waren zweckmäßig; überall zeigte er die Vorſicht, die Klugheit und die Tapferkeit eines erprobten Generals; mit Löwenmuth focht ſein Heer; lange war der Sieg zweifelhaft. Aber als Tallard in die Flucht geſchlagen war, konnte er ſich nicht mehr halten. Doch erwarb er ſich da noch den Ruhm eines geordneten und mit geringem Verluſt verbundenen Rückzugs.

Jubel und Freude erfüllte das Lager der Sieger an dem Abend dieſes ſiegreichen Tages. Auf allen Seiten flogen die Eilboten aus, um den verbündeten Königen und Fürſten zu verkünden, wie wunderſam Gott ihre Waffen geſegnet. Am vierten Tage nach der Schlacht feierte die Armee auf der Wahlſtadt ein feyerliches Dankfeſt; *)

*) Auch vor und während der Schlacht hatte der religiöſe Geiſt jener Zeit ſich auf eine rührende Weiſe geoffenbart. Der holländiſche General v. Dompeſch meldete den Generalſtaaten in einem Schreiben vom 17.

am Schluſſe deſſelben wurden alle Kanonen gelöſt. Ganz Teutſchland ertönte von dem frohen Triumphgeſchrey. In Wien, London, Berlin, Haag und Kopenhagen begieng man den Sieg mit glänzenden Feyerlichkeiten. In ganz England und Holland wurden Feſte angeordnet. Die Helden, unter deren Leitung der ſtolze Feind dieſe Demüthigung erlitten, empfiengen von ihren Regenten die gröſten Auszeichnungen. Vor allen aber war, wie es ſich auch gebührte, Marlboroughs Name gefeyert. Der Kaiſer ertheilte ihm die reichsfürſtliche Würde, ernannte ihn zu ſeinem Feldmarſchall, und ließ ihm durch ſeinen Prinzen, den römiſchen König Joſeph, einen koſtbaren Degen und einen mit vielen Diamanten beſetzten Marſchallsſtab einhändigen.

Augsburg, ehe man ausgerückt „habe die ganze Armee ein „ernſtliches Gebet zu Gott verrichtet“ — „welches, ſetzet er hinzu, auch erhört worden.“ (S. der mit Blut vermiſchte Donaustrom. IV. Fortſetzung. Leipzig 704. S. 118.) deßgleichen verſichern landſchaftliche Nachrichten, daß man, als der von Hochſtädt herſchallende Kanonendonner dem umliegenden Lande eine große Schlacht verkündigt, in Städten und Dörfern die Kirchen eröffnet, und dann das Volk bis auf den Abend, vor den Altären knieend, Gott um Sieg für die Sache des Vaterlands angefleht habe.

In Paris hatte der dortige lothringische Resident die erste Zeitung von der Niederlage bey Höchstädt empfangen. Aber die französische Eitelkeit hielt die Sache für unmöglich, und erklärte ihn für einen Rasenden. Doch frühe genug erfolgte die Bestätigung, und man konnte es sich nicht mehr verhehlen, daß das Unglück noch größer sey, als die ersten Nachrichten angegeben hatten. Schrecken und Trauer erfüllten die Hauptstadt und die Provinzen. Es gab wenige vornehme Familien, die nicht den Verlust eines Todten oder Gefangenen zu beklagen hatten. Man schlug die Jahrbücher des Reichs nach, und bemerkte, daß seit dem unglücklichen Tage bey St. Quintin (10. August 1557) da der Connetable von Montmorency von dem Herzoge von Savoyen besiegt worden, kein ähnlicher verheerender Schlag die französische Macht getroffen. Umsonst suchte die Regierung die Nation zu beruhigen, indem sie bekannt machte, daß die ersten Gerüchte von der Niederlage übertrieben gewesen seyen. Der König war äußerst entrüstet über die, welche er für die Ursache des Unglücks hielt. Der alte Marschall Catinat aber fiel in Ungnade, weil er dem Monarchen ins Gesicht sagte: „man hätte dem Gutachten der Kriegsräthe folgen, und diese Blüthe der französischen Macht

„nicht auf die Schlach-bank nach Baiern liefern „ſollen.“ Um die auf ſolche Weiſe entſtandene Lücke in der Armee zu ergänzen, und den Oſten des Reichs gegen das Andringen des Feindes ſicher zu ſtellen, wurde die Aushebung von 60 neuen Infanterieregimentern, mit der Verhältnißmäßigen Reuterey, und die Aufſtellung einer Landwehre verfügt. Auch erhielt der Herzog von Feuillade, der in Savoyen ſtand, Befehl, mit ſeinem Korps das königliche Heer am Oberrhein zu verſtärken.

Die Trümmer der franzöſiſchen und baierſchen Armee nahmen, von dem Schlachtfelde, das durch ihre Niederlage ſo denkwürdig geworden, ihren Marſch längſt der Donau hinauf nach Ulm, zogen hier die Beſatzung von Augsburg, Memmingen, Kaufbeuern und andern Orten an ſich, und ſchlugen dann über Tuttlingen den Weg nach dem Schwarzwalde ein. Ueberall ſahen ſie ſich von dem entrüſteten Landvolke angegriffen, deſſen Zorn durch die von ihnen angerichteten Verwüſtungen nur noch vermehrt wurde. Um ihren Rückzug zu ſichern, gieng ihnen der Marſchall v. Villeroy über Hornberg und St. Georgen entgegen, vereinigte ſich mit ihnen bey Donaueſchingen

(25. August) und führte dann, was sich noch aus dem verderblichen Sturm gerettet hatte, über den Rhein hinüber. Bey dem Anblicke des Stroms erklärten die wenigen Soldaten, die noch von dem baierischen Heere übrig waren, daß sie sich außer den Gränzen Teutschlands durchaus zu keinem Dienste verpflichtet halten; worauf der Kurfürst den Befehl ertheilte, daß sie entwaffnet, und als Gefangene der Armee nachgeführt werden sollten.

Das Heer der Verbündeten gieng, nachdem es einige Tage auf dem Schlachtfelde gerastet und sich zu neuen Unternehmungen vorbereitet hatte, über Gundelfingen und Ober-Elchingen an der Donau hinauf, und lagerte sich in den Umgebungen von Ulm. Hier vereinigte sich der Markgraf Ludwig von Baden, nachdem er die Einschließung von Ingolstadt den Generalen von Herbeville und von Aufsäß überlassen hatte, mit demselben. Am 27. August brach die gesammte Macht in 3 Colonnen auf, und bewegte sich, auf den durch Wirtemberg führenden Straßen gegen Bruchsal. Der General v. Thüngen blieb mit 12000 Mann vor Ulm zurück, welche Stadt sich ihm am 10. September ergab. Die Armee aber gieng

über den Rhein, belagerte Landau, und wurde am 26. November Meister dieses wichtige Platzes. An der Donau hatten unterdessen Regenspurg, Straubing, Passau, und Kelheim den Verbündeten die Thore geöffnet; Marlborough aber breitete sich jenseits des Rheins bis an die Mosel aus, und hielt am 29 November seinen Einzug in Trier. Wenige Tage später ergab sich Trarbach an den Erbprinzen von Hessen-Kassel.

Das Schicksal der baierischen Lande konnte, da sie im Rücken der siegenden Armee lagen, und nur durch eine sehr schwache Kriegsmacht gedeckt waren, nicht mehr zweifelhaft seyn. Indessen suchte der Kurfürst wenigstens vor der Hand für seine Familie zu retten, was ihm selbst das Unglück so grausam entrissen hatte. Er schickte seine Gemahlin Theresia Kunigunde, eine Tochter Königes Johann Sobiesky von Polen, die ihm auf seiner Flucht bis in den Schwarzwald gefolgt war, wieder zurück, nachdem er ihr „unbeschränkte Vollmacht" ertheilt hatte, „während seiner Abwesenheit die Regierung zu führen, und alles zu handeln und zu schließen, was sie ihr und dem Lande für das Beste erachten würde." Es wurden sowohl von ihr, als

auch von den baierischen Landständen verschiedene Schritte gemacht, um den zürnenden Sieger zu besänftigen, aber sie mußte sich endlich doch gefallen lassen, den Tractat von Ilbersheim zu unterzeichnen, den ihr der römische König Joseph, der eben damals Landau einschloß, dictirte. Vermöge desselben sollten alle feste Plätze in und außer Baiern, die von kurfürstlichen Truppen besetzt waren, mit ihren sämmtlichen Vorräthen, dem Kaiser eingeräumt, und alles Kriegsvolk, bis auf eine Leibwache von 400 Mann abgedankt werden. Das Rentamt München, mit Ausnahme von Ingolstadt, Rain, Wemdingen und Donauwörth, sollte der Kurfürstinn bleiben, alles übrige Land aber zur Disposition des Kaisers seyn. — Mit Strenge wurde der Vertrag vollzogen. Es erschien der Graf von Löwenstein-Wertheim als kaiserlicher Statthalter in Baiern, und empfing die Huldigung von den Unterthanen. Der Gesandte des Kurfürsten am Reichstage war, so wie der kurkölnische, zuvor schon verwiesen worden. Zahlreiche kaiserliche Heerabtheilungen zogen in das Land, und nahmen in demselben die Winterquartiere. Die Kurfürstinn begab sich zu ihrer Mutter, der verwittibten Königinn von Polen, nach Venedig.

Die kaiſerliche Landesverwaltung übte die Rechte des Eroberers in ihrer ganzen Strenge gegen die Baiern aus, ſteckte ihre Jünglinge unter ihre Regimenter, und forderte unerſchwingliche Abgaben von ihnen, die ſie um ſo weniger zu leiſten im Stande waren, da das Land ſchon ſeit mehrern Jahren den Launen des Regenten und dem Unglück der Zeit ſo große Opfer gebracht hatte. Dadurch wurde die Erbitterung allgemein, und auch der Kurfürſt ſäumte nicht durch geheime Einflüſſe ſie immer mehr zu erregen. Die Verzweifelten, einige tapfere und entſchloſſene Männer an ihrer Spitze, entwarfen Plane, wie das Joch der verhaßten Fremdlinge abzuwerfen ſey; aber da es ihnen nicht gelang, die Verſchwörung hinreichend zu verbergen; ſo ertheilten ſie ſelbſt dem Eroberer die Berechtigung, noch härter zu verfahren. Schon der erſte Verdacht war hinreichend geweſen, der Kurfürſtinn die Rückkehr in das Land zu verwehren. Nun gieng man aber noch weiter. Die ganze baieriſche Nation wurde entwaffnet, die Verdächtigen verhaftet, München beſetzt, die dortigen Feſtungswerke niedergeriſſen, die kaiſerliche Kriegsmacht im Lande verſtärkt, und der Druck der Unterthanen verdoppelt. Aber in demſelben Verhältniſſe ſtieg auch die Erbitterung der Gemüther. Im November (1705.) brach

die Empörung in einigen Gemeinden der obern Pfalz aus. Bald mehrte sich der erste kleine Haufe, indem das Landvolk allenthalben sich erhob, und viele verabschiedete baierische Offiziere und Soldaten seinen Muth anfeuerten und seine Bewegungen leiteten. Es fiel Burghausen, Braunau, Schardina und alles Land zwischen dem Inn und der Isar in die Hände der Empörer. Von da breitete sich das Feuer an die Donau und dann auch nach Ober-Baiern aus, ohne daß die Vortheile, welche die Kaiserlichen über einzelne Haufen erfochten, und die Grausamkeit, womit sie die Gefangenen behandelten, es zu dämpfen vermocht hätten. Aber die blutige Niederlage, welche die Bauern vor den Thoren von München erlitten, und dann der noch härtere Schlag, der sie bey Wilkhofen getroffen, zertrümmerte ihre Macht und vernichtete ihre Hoffnungen, wie denn in diesen beyden Treffen ihrer gegen 9,000 unter dem feindlichen Schwerdte gefallen sind. Ueberall flohen die Ueberbliebenen in ihre Wohnungen zurück, und alle Städte und Dörfer unterwarfen sich den Siegern. Aber es war in diesem Aufstand viel Blut umsonst vergossen worden, und schrecklich hatten die Oesterreicher durch Brand, Plünderung und Verheerung die Schuldigen und Unschuldigen verfolgt.

Viele, zum Theile Leute von Rang und Ansehen, die sich des Aufruhrs theilhaftig gemacht, starben, nach Unterdrückung desselben, unter der Hand des Henkers; andere wurden zu ewiger Gefangenschaft abgeführt. Die Oesterreichische Regierung aber glaubte sich alles gegen ein Volk erlauben zu dürfen, das ihre Rache so sehr gereizt hatte.

Joseph I. der unterdessen nach dem Tode seines Vaters Leopold den Kaiserthron bestiegen hatte, verfolgte mit Eifer den schon früher entworfenen Plan, vermöge dessen die gegenwärtige Gunst der Umstände benützt werden sollte, um einen Theil von Baiern mit den Staaten des Hauses Oesterreich zu vereinigen. In dieser Absicht sprach er, jedoch ohne strenge Beobachtung der reichsverfassungsmäßigen Formen, am 29. April 1706. über die Kurfürsten von Baiern und Cölln die Acht aus, und zwar dergestalt, „es sey Maximilian Emanuel aller „Reichslehen, Regalien, Ehren, Würden, Anwartschaften, und Privilegien zu berauben, aus „dem Schutz und Schirm des Reichs zu verstossen, und aus dem Frieden in den Unfrieden zu „versetzen; auch soll sein unglückseliger Leib jedermänniglich preis gegeben seyn, so daß an

„ihm niemand freveln, oder sich vergreifen möge.„ Da durch dieß Urtheil alles Besitzthum des Geächteten herrnlos wurde, so hieng es von dem Kaiser ab, darüber zu schalten, und er benützte diese Befugniß, indem er die Eroberung theils mit seinen Erblanden vereinigte, theils an seine Bundsgenossen und an die treuen Diener seines Hauses verschenkte. So erlangte Donauwörth die verlohrne Reichsunmittelbarkeit, und der Kurfürst von der Pfalz die verlohrne alte pfälzische Kur, sammt der obern Pfalz wieder. Der Herzog von Marlborough erhielt die Herrschaft Mindelheim, die Stadt Nürnberg die festen Schlösser Rothenberg und Hartenstein, der Herzog von Wirtemberg Wiesensteig, und das Hochstift Augsburg, Schwabeck, Schwangau und den Lechrain. Dem Grafen von Lamberg ward die Grafschaft Leuchtenberg gegeben, dem Grafen von Sinzendorf, die Grafschaft Hals, dem Grafen von Schönborn Dietfurth und Riedenburg, dem Grafen von Löwenstein Mauerkirchen sammt dem burghausischen Kastenamte, dem Grafen von Traun die Stadt Abensperg, mit ihrem Gerichte. Verschiedene andere Parcellen erlangten andere Stände und Herren. Die Stadt Braunau aber, sammt dem

ganten Gerichte, Scharding, Altenheim und Ried, mit ihren Gerichten und Kastenämtern trennte der Kaiser von Baiern und vereinigte sie mit dem Lande ob der Ens. Ueber die noch übrig gebliebene Trümmer des Ganzen sollte der Friede entscheiden. Mit tiefem Schmerze sahen die baierischen Patrioten diese Zersplitterung des geliebten Vaterlandes. Flehend suchte die Kurfürstinn vor dem kaiserlichen Throne die Rechte ihrer schuldlosen Kinder auf das altväterliche Erbe geltend zu machen. Auch die Landschaft erwies in triftigen Vorstellungen, es werde hier nicht nach den Ordnungen des Reichs und den Gesetzen verfahren. Aber selten haben Eroberer ein Ohr für die um Gerechtigkeit flehende Stimme der Ueberwundenen.

Während sich dieß alles in Baiern begab, war der Kurfürst ferne von dem bedrükten, zertrümmerten Lande, und er, der einst so glücklich in dem stolzen Traume gewesen war, mehrere Kronen auf seinem Haupte vereinigt zu sehen, hatte nun nicht, wo er sein Haupt hinlegte. Nach dem unglücklichen Tage bey Hochstädt stand für ihn, auf dem Wege der Unterhandlung, bey den Verbündeten nichts mehr zu erwarten; sein ganzes Heil lag nun in der Treue des franzöſi-

schen Hofes, und in einem neuen Umschwunge des Waffenglücks. Während er — seinen festen Sinn und sein stolzes Streben nie verläugnend — dem Lehtern, in den Niederlanden, wo er nun seine Statthalterschaft wieder angetreten, entgegen sah, und er als Oberbefehlshaber der in jenen Gegenden stehenden Kriegsmacht sich selbst wieder ein besseres Schicksal zu erkämpfen hoffte, hörte zwar Ludwig XIV. nicht auf, seine Standhaftigkeit und seine Großmuth in hohen Phrasen zu preisen, und ihm zu betheuern, daß seine Sache von der von Frankreich nie getrennt werden sollte. Aber nur zu bald wurde er inne, wie leicht die Menschen die frühern Verdienste der Unglücklichen vergessen, und wie schnöde die Politik diejenigen vernachlässigt, deren Freundschaft ihr keinen Vortheil mehr verheißt. Durch eine so lange Gewohnheit war ihm ein übermeßlicher Aufwand zum Bedürfnisse geworden; und nun hatte er weder Geld noch Credit. Unaufhörlich drangen seine Geschäftsleute in Paris auf Unterstützungen; aber bald wurden sie mit Hohn abgewiesen, bald mit Summen abgefertigt, die wegen ihrer Geringfügigkeit oft beleidigender waren, als eine abschlägige Antwort. Wiederholt forderte er, daß man ihm, wie die Verträge es wollten, endlich die Souverainetät

über die Niederlande abtreten möchte; aber auch damit bewirkte er nichts, als eitle Vertröstungen. Oft ward sein reizbares Gemüth durch den Stolz, oft durch die Treulosigkeit der Franzosen tief gekränkt. Erschien er selbst an Ludwigs Hofe, um durch seinen Anblick an die Opfer zu erinnern, die er dem französischen Interesse gebracht, so übertäubte man ihn mit Zerstreuungen, Jagden und Festen, auf daß der Zweck seiner Ankunft nicht zur Sprache kommen konnte, verweigerte ihm dabey die Auszeichnungen, die sein Ehrgeiz zu fordern sich berechtigt hielt, und ließ ihn oft auf eine recht demüthigende Weise fühlen, wie bald der Unglückliche in den Kreisen der Glücklichen überlästig wird. Die Ereignisse des Krieg gaben ihm auch keine Hoffnung mehr zur Verbesserung seines Schicksals. Denn seit dem Tage bey Höchstädt blieb das Glück von den Fahnen der Franzosen ferne; es trafen die Kriegsmacht des Königes Schläge, die wohl einen Regenten von zuversichtlich m Sinne in Verzweiflung stürzen konnten; namentlich gieng in den Niederlanden eine Festung nach der andern verlohren, es wurde von den Verbündeten eine Schlacht nach der andern gewonnen, so daß es schien es dürfe dem Kurfürsten von seiner Statthalterschaft bald so wenig übrig bleiben, als ihm

von seinen Erbstaaten übrig geblieben war. Er hatte endlich nur noch das Herzogthum Luxemburg und die Grafschaft Namur, dann die Festungen Charleroi und Nieuport inne, als der König Philipp von Spanien seinen so oft wiederholten Wunsch erfüllte, und die gesammte Niederlande, mit allen Regierungsrechten an ihn abtrat. Ob nun gleich diese Abtretung nur zum kleinsten Theile realisirt werden konnte, so hatte sich doch ihren Werth, weil der Kurfürst dadurch die Möglichkeit erlangte, seiner Zeit gegen die Zurückgabe seiner alten Lande einen Ersatz darzubieten.

Der Tod des Kaisers Joseph I. und das durch Marlboroughs Sturz bewirkte veränderte System am englischen Hofe retteten Frankreich aus seinen Verlegenheiten. Es versöhnte sich in dem Vertrage von Utrecht mit seinen Feinden; nur Oesterreich sah noch nicht erfüllt, was es hoffen zu dürfen glaubte. Aber bald ließ Villars seine Heere fühlen, daß nun die Ueberlegenheit wieder auf französischer Seite sey, und so reichte man endlich auch die Hand zum Frieden dar. Erst wurden die Präliminarien zu Rastadt (6. März 714.) und dann der definitive Tractat zu Baden (7. September 714.) unterzeichnet, und darin ausdrücklich versehen,

daß die beyden Kurfürsten von Baiern und Cölln wieder in alle ihre Länder, Regalien, Rechte und Würden, wie sie solche vor dem Kriege inne gehabt, eingesetzt werden sollten. Damit war das kurze Glück vorüber, dessen sich diejenigen erfreuten, die der Kaiser durch die baierische Beute bereichert hatte, und alle räumten eiligst den zum Theil recht verderblich benutzten Besitz; der Kurfürst aber gieng wieder in seine Staaten zurück, nachdem er, als vogelfreyer Flüchtling, zehn Jahre lang von denselben abwesend war.

Der Anblick einer verarmten Nation und eines bis auf seine letzten Kräfte ausgesogenen Landes, dann die Klagen so vieler verwaisten Familien, die Trümmer so vieler Städte und Dörfer, der Verfall aller öffentlichen Anstalten und die Auflösung aller polizeylichen Ordnung konnten ihn lehren, wie geräuschlich der Ruhm ist, den die Regenten im Getümmel der Waffen und im Glanze grosser Macht suchen. Er regierte noch etwas über eilf Jahre; aber die Zeit war zu kurz, um die Wunden zu heilen, die er seinem Volke durch seinen Ehrgeiz geschlagen hatte. Er konnte mit seiner Geistesstraft der Segen dieses Volkes werden; aber, indem er von seiner eigentlichen Bestimmung abirrte, ward er demselben zum Fluche!

Der Untergang des Hauses Hohen-Staufen.

Die Geschichte des Hauses Hohen-Staufen erfüllt, von Friedrichen von Büren an bis auf Konradins erschütternden Tod, kaum einen Zeitraum von 200 Jahren. Aber sie stellt in dieser vergleichungsweisen kurzen Periode einen großen Wandel der Dinge dar, erregt und getrieben durch Menschen von ungewöhnlicher Kraft des Geistes und des Gemüths, und giebt einen recht anschaulichen Commentar über die alte Lehre, daß in den menschlichen Dingen eine Nothwendigkeit herrsche, welche die höchste Stärke des Geistes und der beharrlichste Wille nicht zu brechen vermögen.

„Friedrich, von dem Bergschlosse Staufen, das er erbaut hatte, seinen Namen führend,

zeichnete sich unter den schwäbischen Dynasten seiner Zeit durch ansehnlichen Güterbesitz und durch löbliche Eigenschaften aus. Der König Heinrich IV. lohnte die Treue dieses seines wackern Waffengenossen, indem er ihm seine einzige Tochter Agnes zur Ehe gab, und ihm zugleich das Herzogthum Schwaben verlieh. (1079.) Aber es erhub sich gegen diese Verleihung, in Beziehung auf die ihm früher ertheilte erbliche Anwartschaft, der Herzog Rudolph, Heinrichs Gegenkönig, den der Herzog Welf von Baiern, und Bertold von Zäringen zur Seite standen. Siebenzehn Jahre mußte Friedrich mit ihnen um die Behauptung des schönen Erwerbes kämpfen, und ob ihm wohl die Feinde meistens überlegen waren, so gelang es ihm doch denselben zu erhalten. So ward er der Stifter der folgenden Größe seines Hauses.

Der Ruhm und das Gut des Vaters ward von seinen beyden Söhnen Friedrich und Konrad stattlich verherrlicht und vermehrt. Jener verfocht, mit tapferm Arm, das Herzogthum gegen jedermänniglich, vergrößerte und verstärkte dasselbe, und zwang die mächtigen Innsaßen zum Gehorsam. Konrad aber erhielt erst die fränkischen Besitzungen, die der Vater schon verwal-

tet hatte, und bald verlieh ihm Heinrich V. auch noch das ganze Herzogthum Franken. Eine reiche Erbschaft an Land und Leuten ward überdieß den beyden Brüdern, als der königliche Oheim starb. Auch wäre Friedrichen die Krone unfehlbar geworden, hätten nicht einige der Fürsten seinen hochstrebenden Sinn und seine überlegene Macht gefürchtet. Dagegen wurde sie (1125.) dem Herzoge Lothar von Sachsen zu Theil. Die Gebrüder von Staufen, verfügte der neue Regent, sollten von ihrem Besitzthume alles dem Reiche zurückgegeben, was ehemals Königsgut gewesen. Das war die Losung zu einem langen verheerenden Kriege, in dem die Macht von Staufen in vielen tapfern und glücklichen Thaten sichtbar ward. Sogar wagte es Konrad, daß er über die Alpen zog, und sich als König der Lombardey ausrufen ließ. Aber als es Lotharen gelang, den Herzog Heinrich den Stolzen von Baiern in sein Interesse zu ziehen, da kam die Ueberlegenheit der Kräfte auf seine Seite. Man vertrug sich auf dem Tage zu Mühlhausen (1135.) dahin, daß Konrad den angemaßten Königstitel ablegte, und sich so wie sein Bruder Lotharen unterwarf. Dagegen verblieb beyden alles Gut, was als Erbe des salischen Hauses von

ihnen war behauptet worden, nur daß sie es als Lehn aus der Hand des Königs empfiengen. Als aber Lothar starb, ward Konrad auf den erledigten Thron erhoben. (1138.) Zwar zeichnete sich seine vierzehnjährige Regierung nicht durch ungewöhnliche Thaten aus; aber seine Erhebung verherrlichte sein Haus durch einen neuen Glanz, und befestigte es in dem Besitze der ansehnlichen Güter, deren Erwerb ihm bisher gelungen war.

Auf ihn folgte in der Regierung des Reichs, durch die einmüthige Wahl der Fürsten, Friedrich der Rothbart, durch den die Macht und der Ruhm seines Hauses, so wie das Ansehen der Krone, die er trug, auf die höchste Stufe erhoben wurden. Die Geschichte des Vaterlandes kennt in der Reihe seiner Regenten wenige Charaktere von solcher Kraft, Würde und Beharrlichkeit. Mit durchdringendem Verstande beurtheilte er die Verhältnisse der Dinge; mit seltener Klugheit bestimmte er im Handeln seine Maßregeln; in den Geschäften des Kriegs und des Friedens sah keiner seiner Zeitgenossen weiter und tiefer als er. Mit festem Willen, und in gänzlicher Unabhängigkeit von den Umständen, verfolgte er seine Entwürfe; nie machte ihn das

Glück übermüthig, nie zagte er im Unglücke, keine Leidenschaft machte ihn in seinen kühnen Bestrebungen irre. Er war von Natur aus unaussprechlich sanftmüthig und milde; aber wenn seine Zwecke es forderten, konnte er hart seyn, bis zur Grausamkeit. Dem Feinde gegenüber erwies er immer kalte Besonnenheit und ritterlichen Muth. Sonst blieb er in allem der väterlichen Sitte getreu, und pflegte des täglichen Gottesdienstes in frommer Andacht. Sein Aeußeres verkündigte edle Einfalt und männliche Würde. Peter von Blois, obwohl ein Genosse seiner Gegenparthey, sagte von ihm: „er „sey der Morgenstern, der alle übrigen Sterne „an Größe übertreffe.“

Die Geschichte Friedrichs führt auf eine anschauliche und erhebende Art den Beweis, was ein kraftvoller Mann durch Verstand, Muth und festen Willen vermag, selbst wenn auch das Glück ihm oft in den entscheidensten Augenblicken seine Hülfe versagt. Indem er immer sich mit Klarheit gedachte, was er wollte, und mit unerschütterlicher Beharrlichkeit und weiser Auswahl der Mittel seine Zwecke verfolgte, überwand er die größten Schwierigkeiten, die seinen Bestrebungen entgegen standen, und sah in seinem Al-

ter ſich im Beſitze einer Macht und eines Anſehens, wie ſie dem Monarchen gebühten, der den Namen eines Königes von Teutſchland und Italien trug, und deſſen Haupt noch überdieß die römiſche Kaiſerkrone ſchmückte. Es vermochten nicht die reichen und gewaltigen Städte der Lombardey ſeinem Andrange zu widerſtehen; durch ihn ward die furchtbare Macht Heinrichs des Löwen gebrochen; an ſeinem ſtandhaften Sinne ſcheiterten die geheimen und öffentlichen Angriffe des römiſchen Hofes. Nie ſtrahlte, ſeit den Tagen Karls des Großen die Krone des Reichs in herrlicherm Glanze. In Demuth vernahmen die teutſchen Fürſten die Befehle ihres Königes; die Geſandten der italieniſchen Republiken legten die goldnen Schlüſſel ihrer Städte vor ſeinem Throne nieder; die Könige von Dänemark und Polen kamen herbey, und empfiengen ihre Kronen aus ſeinen Händen. Aber wie den Glanz und die Macht des Reichs, ſo erhub und mehrte auch Friedrich den Beſitzthum ſeines Hauſes. Durch ſeine Vermählung mit der Gräfinn Beatrix erwarb er Burgund und Arelat, und durch die zwiſchen der Tante des Königs Wilhelm und ſeinem Sohne Heinrich geſtiftete Ehe Apulien und Capua und die Ausſicht auf das Erbe von Sicilien. Ueberdieß waren

die Herzogthümer Schwaben und Franken, mit vielen Lehen und Erbgütern vermehrt, seines Hauses Eigenthum, und noch vereinigte er mit ihnen die reiche Verlassenschaft seines Vetters Friedrich von Rottenburg. So geschah es denn, daß dieses Geschlecht, das 100 Jahre früher von den Zinnen seiner Stammburg aus, vielleicht den ganzen Umfang seiner Besitzungen überschaute, nicht nur die schönsten Länder des alten Alemanniens zu beyden Seiten des Rheins und der Donau, bis an den Mayn und den Fichtelberg inne hatte, sondern auch einen großen Theil des südlichen Italiens und die um die südwestlichen Alpen und das Juragebirge her liegenden Gauen beherrschte.

Aber auch Friedrich bestätigte durch sein Beyspiel die in der Geschichte unsres Geschlechts so oft wieder kehrende Bemerkung, daß Menschen von ungewöhnlicher Kraft selten im Stande sind, ihrer Begierde das Ziel zu stecken, und daß der Ehrgeiz, so wie das Streben nach Macht nie ruhen, so lange sich ihnen noch neuer Erwerb darbietet. Es hatte Friedrich, getrieben von dem ihm inne wohnenden Muth, und erregt durch das Gelingen so mancher schweren Unternehmung, den heroischen Entwurf zur Aufgabe seines Lebens ge-

macht, erſt die frühern Rechte des Reichs über Italien wieder herzuſtellen, dann die großen Dynaſten in Teutſchland in ihre alte Abhängigkeit von dem Reichsoberhaupte zu ſetzen, hierauf die ſchrankenloſe kaiſerliche Herrſchaft dieſſeits und jenſeits der Alpen aufs Neue zu begründen, und endlich dieß koloſſale Geſchöpf ſeiner Politik als ein Erbe auf ſeine Nachkommenſchaft zu bringen. Die Hauptſache zur Ausführung dieſes ſtolzen Vorhabens war, nach großen Mühen, bereits geſchehen. Denn ſchon hatten die Völker dem Kaiſer die Namen und Zeichen der unbedingten Gewalt zugeſtanden; und unter allen denen, von welchen noch ein Widerſtand gegen ſein Streben zu erwarten geweſen, war die Meynung herrſchend geworden, daß es umſonſt ſey, ſich ſeinem alles überwindenden Willen und ſeiner Macht entgegen zu ſetzen. Doch ehe geſchehen konnte, was nach ſolchen Vorbereitungen nicht mehr vermeidlich war, riß der unwiderſtehliche Geiſt ſeiner Zeit den Kaiſer zu dem bedenklichen Abentheuer eines Kreuzzugs hin. Mit Weisheit und Vorſicht ward für die Sicherheit des Reichs geſorgt, und alles, was die Unternehmung erforderte, angeordnet. Aber es war in ihr kein Heil. Unter unſäglichem Ungemach und Verluſt gelangte zwar das Heer bis in die freundlichen Gefilde

von Seleucien. Aber hier ward sein Unglück vollendet. Der edle und große Friedrich fand unerwartet seinen Tod (1190.) in den Fluthen eines kleinen Flusses. In Antiochien ward sein Leichnam begraben. Mit ihm erstarben jedoch seine kühnen Plane auf die Begründung einer neuen Weltherrschaft nicht. Er hatte sie, mit seinen Kronen und Ländern, auf seine Nachkommen vererbt.

Heinrich VI., Friedrichs ältester Sohn, bestieg den Thron, nachdem er als Knabe von den Ständen zum Könige gewählt worden war, und der Pabst Cölestin III. setzte ihm die Kaiserkrone auf. Er hatte nicht seines Vaters Geist und Sinn; wohl aber lebte in ihm der Wille, die Macht, die jene gegründet hatte, zu befestigen und zu mehren. Auch war ihm das Glück dazu über die Maaßen hold. Er sicherte die Ruhe Teutschlands durch seine Aussöhnung mit Heinrich dem Löwen. Durch den Tod Welfs VI. kamen dessen ansehnliche Stammgüter an das Haus des Kaisers. Die Gefangennehmung des Königs Richard von England gewährte seinen Kassen große Zuflüsse. Und als der König Wilhelm von Sicilien gestorben war, machte er, die Rechte seiner Gemahlinn Con-

Manuela auf deſſen hinterlaſſene Lande geltend, indem er, nachdem der erſte Verſuch gegen Tancred mißlungen war, den das Volk, gegen die Herrſchaft der Teutſchen ſich ſträubend, auf den Thron erhoben hatte, das ganze ſüdliche Italien eroberte, auf die Inſel überſetzte, zu Palermo die Krone empfing, die geſammte königliche Familie gefangen nahm, und ſich aller ihrer Schätze bemächtigte. Was ſein Vater Friedrich über das künftige Schickſal der Länder dieſſeits und jenſeits der Gebürge gedacht und vorbereitet hatte, ſchien ſeiner Erfüllung nahe.

Aber Heinrich, von ſeinem harten und übermüthigen Sinne bethört, verſtand es nicht die Gunſt des Glücks zu benützen; im Gegentheile ſtieß er ſeine Gaben von ſich, hier indem er durch unwürdige und grauſame Handlungen die Völker gegen ſich entrüſtete, und dort indem er in ſeiner Unbeſonnenheit zu frühe die Anſchläge verrieth, die gegen dieſer Völker Freyheit von ihm waren gemacht worden. Die Bewohner der Stadt Tusculum, alte, treue Anhänger und Verfechter ſeines Hauſes, hatte er, um dem römiſchen Hofe zu gefallen, der Rache des Pabſtes aufgeopfert. Den edeln und tapfern Richard Löwenherz, nachdem er auf eine unwürdige Weiſe

seiner Person Meister geworden war, hielt er in engem Verhaft, bis er durch große Geldsummen sich löste. Durch Blindung und Einthürmung verfolgte er die schuldlose Familie des Königes von Sicilien. Mit ausgesuchten Martern vergalt er den Großen des Landes, die es gewagt hatten, sich ihm zu widersetzen. Mit tyrannischer Willkühr drückte er das Volk. Seine Zeitgenossen fürchteten und haßten ihn, wegen seiner Unredlichkeit, seiner Härte, seines Uebermuths und wegen der Unreinigkeit seiner Sitten.

Indem Heinrich so gewaltig und so glücklich herrschte, versuchte er die Erblichkeit des Reichs, auf die Friedrich durch allmählige Vorbereitungen und ohne Troz gegen die öffentliche Meynung angetragen hatte, zu Stande zu bringen, und dadurch das Gebäude seines Despotismus zu vollenden. Die Schätze Italiens gaben ihm die Mittel, die Widerspänstigen im Zaum zu halten, und die Eigennüzigen zu gewinnen. Ueberdieß versprach er, daß er, um die Macht und den Glanz des Reichs zu erhöhen, Sicilien für immer damit vereinigen werde. Den Fürsten wurde verheißen, daß sie alle ihre Lehn in Zukunft auch auf die Töchter sollten vererben können. Mehr als 50 Stände hatten den

Antrag bereits angenommen. Aber ſtandhaft widerſetzten ſich demſelben der Erzbiſchof Konrad von Mayntz und die ſächſiſchen Fürſten; noch nachdrücklicher erhub ſich dagegen der Geſandte des Pabſtes. So ſcheiterte der zu voreilig geoffenbarte Entwurf. Kaum erlangte der Kaiſer noch, daß ſeinem dreyjährigen Sohne Friedrich die Thronfolge zugeſichert wurde. Er begab ſich dann nach Italien, um die Empörung zu dämpfen, die in Apulien und Sicilien entbrannt war. Dieß gelang ihm; aber bald endigte ein unerwarteter Tod ſein raſtloſes Leben; (28 September 1197.) und es gieng das Geſchrey, daß er am Gift geſtorben ſey, das ihm durch ſeine eigene Gemahlinn beygebracht worden.

Damals ſtand das Haus Hohen-Stawfen auf zweyen Häuptern, dem Herzoge Philipp von Schwaben und dem jungen Prinzen des Kaiſers, Friedrich; aber ſein ganzer Glanz ſchien zu erbleichen, als die Kunde von Heinrichs Abſterben erſcholl. Die Völker zu beyden Seiten der Alpen hatten mit Unwillen im Strome der anwachſenden Macht den Untergang ihrer Selbſtſtändigkeit und ihrer alten Freyheiten, die Geiſtlichkeit und die Fürſten mit Neid und Furcht dieß gewaltige Emporſteigen

eines Geschlechts gesehen, daß sie alle zu unterjochen drohte. Zudem hatte Heinrich dieß Streben auf Unterjochung unverholen ausgesprochen, und durch seine Regierungsweise bewiesen, wessen man sich zu einem Regenten zu versehen habe, vor dessen überwiegender Macht die Gesetze schweigen. So gerieth Italien und Teutschland in Aufruhr, und was Friedrich der Rothbart, weise und tapfer gegründet hatte, schien nicht auf den dritten Erben zu kommen. Durch ganz Italien erscholl das Geschrey, daß von nun an das Joch der Teutschen nicht mehr zu ertragen sey. Der Pabst Innozenz III. empfieng den Huldigungseid von der Stadt Rom, und unterwarf seinem Stuhle die Mark Ancona, das Herzogthum Spoleto und die Grafschaft Assis, welche Länder ihre Besitzer bisher von dem Reiche zu Lehn getragen hatten. Auch mehrere Städte in Toscana fielen mit ihren Gebieten von der teutschen Herrschaft ab, und unterwarfen sich dem Pabste, oder errichteten Bündnisse mit ihm, zur Erhaltung ihrer Selbstständigkeit. Kaum ward noch Sicilien für den jungen Prinzen Friedrich erhalten. Dagegen erhob sich wieder diesen eine mächtige Parthie in Teutschland, als es darauf ankam, ihn in der ihm früher zugesi-

herten Thronfolge zu beſtätigen. „Es ſey Fried„rich, ſagten die Fürſten, von ihnen gewählt „worden, weil ſie dem mächtigen Willen ſeines „Vaters nicht hätten widerſtehen können. Auch „ſey ihr damals gegebenes Wort unverbindlich, „weil er noch nicht getauft geweſen, als ſie ihm „die Thronfolge zugeſichert. Ueberdies habe er „noch nicht das Alter erreicht, um die Regierung „übernehmen zu können.“ Da Philipp ſah, daß die Sachen ſeines Neffen ſo ſchlecht ſtanden, ſtreckte er ſelbſt die Hand nach der Krone aus. Er verſammelte die Stände, die er ſich mit den Schätzen und Gütern ſeines Hauſes zu Freunden gemacht hatte, zu Mühlhauſen, und ließ ſich von ihnen als König begrüßen. Umſonſt trugen ſeine Gegner zu Köln dem Herzog Berthold von Zähringen die Krone an; derſelbe nahm von Philippen 11,000 Mark Silber, und entſagte der Ehre. Es fiel dann, unter dem Einfluſſe des Königs Richard von England, die Wahl auf ſeinen Enkel, den Grafen Otto von Poitou, einen Sohn Heinrichs des Löwen, der ſogleich muthig und freudig herbeyeilte, um durch tapfere Thaten die Krone zu verdienen, die ihm durch die Fürſten angeboten war, und nun an dem Hauſe Hohen-Staufen alles Böſe zu rächen, was daſſelbe ſeinem Vater erwieſen hatte.

Unter den Widerſachern Philipps hatte ſich in dieſen Händeln keiner thätiger gezeigt, als der Pabſt Innozenz III., der mit aller Klugheit und Kraft, die ihm inne wohnte, das Anſehen und die Sicherheit des römiſchen Stuhls gegen jede Gefahr vor weltlicher Uebermacht zu ſchützen ſich befließ. Es entgieng ihm nicht, daß dieſer Stuhl lediglich von der Gnade der Hohenſtaufen allein abhieng, wenn es ihnen je gelang, Teutſchland und Italien unter ihrer Herrſchaft zu vereinigen. Eben ſo wenig hatte er vergeſſen, was die Könige aus dieſem Hauſe zur Unterdrückung der päbſtlichen Macht unternommen, und welche frevelhafte Schritte ſie gegen die Stellvertreter Chriſti ſich erlaubt hatten. Er ermahnte deshalb die Fürſten: „ſie ſollten das Heiligthum der Krone dieſen „Verfolgern der Kirche“ nicht mehr anvertrauen. Bey ihnen ſtehe die freye Wahl; wenn aber Philipp die königliche Würde erlange, ſo werde niemand mehr daran zweifeln, daß dieſelbe erblich ſey. Ueberdieß ſey dieſer Bewerber einſt unter dem päbſtlichen Banne gelegen; ſeine Losſprechung aber habe er trügeriſch erſchlichen. Auch ſey er ein Meyneidiger, indem er dem ſeinem Neffen geleiſteten Schwure zuwider, ſelbſt nach der Krone griffe. Es ſtehe nun zu den Fürſten, zu einer

neuen Wahl zu ſchreiten, oder auch die Sache dem Urtheile des Pabſtes anheim zu ſtellen. In dem letztern Falle fande freylich der Sinn des Schiedsrichters auf Otto, da nicht nur er ſelbſt, ſondern auch das ganze Geſchlecht der Welfen ſich der römiſchen Kirche jederzeit getreu und ergeben erwieſen. Ueberhaupt, ſetzte der Pabſt hinzu, hätte man ſich ſchon im erſten Anfange in dieſer Angelegenheit an ihn wenden ſollen, indem in derſelben ihm eine entſcheidende Erkenntniß zukomme; denn es ſeyen ſeine Vorfahren auf dem heiligen Stuhle, welche das Reich vom Orient auf den Occident übergetragen, und deswegen allen ihren Nachfolgern das Recht vorbehalten haben, die gewählten Kaiſer zu krönen."

Philipp beharrte, ſo ſehr auch die Zahl ſeiner Feinde ſich mehren mochte, unerſchütterlich auf ſeinem Sinne, und griff, nach ſeiner Väter Weiſe, zu dem Schwerdte, um ſeine Anſprüche gegen jedermännigiich zu verfechten. Es entbrannte zwiſchen ihm und ſeinem Gegner ein heftiger Krieg, in welchem vier Jahre hindurch mehrere Gegenden Teutſchlands grauſam verheeret wurden. Zwar war ihm das Glück nicht immer hold. Aber durch ſeine Tapferkeit und durch die weiſen politiſchen Operationen, die er mit

dem Gebrauche der Waffen verband, erwarb er ſich endlich das entſcheidende Uebergewicht. Es fielen von Otto ſeine mächtigen Genoſſen und ſeine nächſten Verwandten ab, führten Philippen nach Aachen, und ſetzten ihm daſelbſt die Krone auf. Auch der Pabſt verſöhnte ſich mit ihm, ſprach ihn vom Banne los, und erklärte ſich öffentlich für ſeine Parthie. Otto war gezwungen, den teutſchen Boden zu verlaſſen und floh nach England. Alles ſchien Philippen den ruhigen Beſitz der Krone zu verſichern. Aber die Hand eines Meuchelmörders machte unverſehens mit ſeinem Leben auch den edeln Beſtrebungen deſſelben ein Ende. (1208.)

Mit ſeinem Tode ſchien alle Macht des Hauſes Hohen-Stauſen in Teutſchland zu erlöſchen. Da Philipp, um die königliche Würde zu behaupten, jenes Opfer darbrachte, ſo waren nicht nur die Reichthümer, die der Vater und Bruder in Italien geſammelt hatten, gänzlich erſchöpft, ſondern auch viele Lehn- und Familiengüter vergabt oder ſonſt veräußert. Deßgleichen hatte man die beyden königlichen Töchter, davon die eine an den König Wenzel von Böhmen und die andere an den Herzog Hein-

rich von Lothringen vermählt war, mit Land und Leuten von dem alten Stammgute ausgestattet. Das Kriegsheer zerstreute sich, sobald das geliebte Haupt gefallen war, und jeder der Lehnsleute nahm von dem herrenlosen Besitze, was er konnte, oder was ihm am bequemsten lag. Zugleich erhub sich Otto wieder. Die meisten Stände traten auf seine Seite. Auch die Freunde des Hauses Hohen-Staufen wurden mit ihm versöhnt, da er Beatrix, einer der jüngern Töchter Philipps, seine Hand gab. Was noch von den Lehen des Herzogthums Schwaben übrig war, wurde von ihm genommen. So war der Stamm des großen Friedrichs diesseits der Alpen gänzlich vertilgt!

Aber noch blühte jenseits der Gebürge ein edler Zweig desselben, den Kaiser Heinrich mit seiner Gemahlinn Constantia erzeugt hatte, und der würdig, und als Vorzeichen glänzender Thaten, den Namen seines Großvaters führte. Durch die Sorge des Pabstes ward ihm, unter vielen Kämpfen und Gefahren, das sicilianische Reich erhalten, während in Teutschland alles für ihn verlohren gieng; auch erhielt er eine gute Erziehung, wie nicht nur seine Bestimmung, sondern auch seine ausgezeichneten Geistesanlagen

es verdienten. Schon in seinem vierzehnten Lebensjahre erklärte ihn der Pabst für volljährig; darauf gab er ihm die Constatia von Arragonien, Wittwe des Königs von Ungarn, zur Gemahlinn; in den Bestrebungen und Unternehmungen des Jünglings ward ersichtlich, daß in ihm ächtes Blut von Hohen-Staufen walle. Später hat er durch Geist und Kraft dargethan, daß er, erhaben über sein Zeitalter, bey weitem der größte Mann desselben war.

Als Otto die Ruhe in Teutschland hergestellt sah, zog er mit einem großen Heere nach Italien, (1209.) und empfieng von dem Pabste die römische Krone, nachdem er auf eine unwürdige Weise, in einer feyerlichen Capitulation alles bewilligt hatte, was priesterlicher Stolz und Eigennutz ihm ansinnen mochten. Er hatte aber bey seinem Zuge einen noch höhern Zweck; er wollte Sicilien dem jungen Könige entreißen, und wieder mit dem Reiche vereinigen. Zu diesem Ende rückte er mit überlegener Macht in Apulien ein, bemächtigte sich des größten Theils des Landes, und nahm sogar von der Hauptstadt Neapel Besitz. Dieß Beginnen mißfiel dem Pabste; denn wenn Teutschland und Italien von einem Haupte beherrscht war, mochte nun dasselbe

ein Welfe oder ein Ghibellier seyn, so mußte der Glanz der päbstlichen Krone allmählig erlöschen, und das geistliche Haupt der Christenheit ein Sclave der Weltmonarchen werden. Otto verheimlichte auch nicht, wie weit seine Anschläge giengen, indem er öffentlich erklärte, wie er Willens sey, seinen Eide nachzuleben, in welchem er sich verbindlich gemacht, die verlohrnen Rechte des Reichs wieder herbeizubringen, und in Gemäßheit dieses Entschlusses forderte er mehrere Städte zurück, die der römische Stuhl dem Reiche entrissen hatte. Darüber gerieth der Pabst in die äußerste Entrüstung. Er ergriff, mit Anwendung aller Mittel, die ihm zu Gebote standen, die Parthie des Königs Friedrich, von dem er, da ihm derselbe so viel verdankte, doch weniger, als von jedem andern zu besorgen hatte, wenn er die Kronen von Teutschland und Sicilien auf seinem Haupte vereinigte; den wortbrüchigen Otto aber that er in den Bann.

Da berief der Erzbischof Siegfried von Mainz die teutschen Fürsten auf einen Tag nach Bamberg, that ihnen den Fluch, den der Pabst über den Kaiser ausgesprochen, kund, bewies ihnen, wie sich der letztre unwürdig gemacht, länger König der Teutschen und das weltliche

Haupt der Christenheit zu seyn, und erinnerte sie an den Eid, mit dem sie einst Friedrichen die Thronfolge zugesichert. Ferdinand der König von Frankreich sie ermahnen, daß sie Otto den Gehorsam aufkündigen sollten, denn der letztere war des ersten Feind, weil jener dem Oheim des Kaisers, dem Könige von England, die Normandie entrissen hatte. Dahin waren die meisten Fürsten geneigt, Friedrichen zu huldigen, weil die Anhänglichkeit an Hohen-Staufen noch immer in den Gemüthern lebte. So wurde denn von der Versammlung beschlossen, Gesandte an ihn abzuordnen, und ihn einzuladen, daß er nach Teutschland kommen, und die ihm längst zugesicherte Krone empfangen möchte. Heinrich von Neuffen und Anselm von Justingen, längst durch Lehnspflicht Friedrichs Hause zugethan, erhielten Briefe und Vollmacht, um sich nach Sicilien zu begeben. Um die Kosten der Sendung zu bestreiten, wurden ihnen 1500 Mark Silbers aus des Reichs Schatzkammer vorgeschossen. Täglich mehrten sich die Freunde des jungen Königes. Um ihn mit all' ihrer Macht zu vertheidigen, setzte sich der König Ottokar von Böhmen, der Landgraf Herrmann von Thüringen, und noch viele andere der geistlichen und weltlichen Stände in eine wehrhafte Haltung.

Als Otto von dieſen bedenklichen Bewegungen Nachricht erhielt, räumte er ſeine Eroberungen in Apulien, und gieng über die Alpen nach Teutſchland zurück, um hier die Ruhe wieder herzuſtellen. Zu Nürnberg verſammelte er die Fürſten, die ihm treu geblieben waren, um ſich, und ſtärkte ſie in ihrem Sinne. Dann begab er ſich nach Nordhauſen, und vollzog ſeinen Eheverſpruch mit Beatrix, um ſich die Gunſt der Freunde ihres Hauſes zu erhalten. Aber es war bey ſeinem Beginnen wenig Glück; die Parthie, die ihm entſagt hatte, erſchien überall als die ſtärkere. Dazu kam noch der ſchnelle Tod ſeiner jungen Gemahlinn, wobey das Gerücht verſichert, daß ſie von einer ſeiner Beyſchläferinnen vergiftet worden ſey. Was von ſchwäbiſchen und baieriſchen Herren ihm noch zugethan geblieben war, verließ nun auch ſeine Fahnen.

Indeſſen vollzogen die Geſandten, die von dem Tage zu Bamberg nach Italien abgeordnet worden waren, ihre Aufträge. Heinrich von Neuffen blieb in der Lombardie zurück, wo er mit gutem Erfolge die dortigen Städte in ihrer Abneigung gegen Otto zu beſtärken ſuchte; Anſelm von Juſtingen aber gelangte über Rom glücklich nach Sicilien, und überreichte

daſelbſt Friedrichen den Brief, worin die Fürſten ihm erklärten: „Wir richten unſre Augen „auf dich, der du der Ehre unſer König zu ſeyn, „am würdigſten biſt, zwar ein Jüngling an Jahren, aber ein Greis an Einſicht und Erfahrung, den die Natur mit allen edlen Gaben „mehr als irgend einen ausgeſtattet hat, den „edelſten Sproſſen der erhabenſten Kaiſer, die „weder ihre Schätze, noch ihr Leben geſchont haben, das Reich zu mehren, und alle ihre Unterthanen zu beglücken. Erhebe dich nun in deinem Erbreiche, und komme zu uns nach Teutſchland, auf daß du die Krone dieſes Reiches gegen deines Hauſes Feind behaupteſt.“

Nachdrücklich widerſetzten ſich die Optimaten Siciliens dieſem Anſinnen, indem ſie wohl erwogen, daß für ihr Vaterland in den Gauen Germaniens kein Glück und kein Friede blühe. Auch drang ſeine junge Gemahlinn Conſtantia in Friedrichen, daß er ſie, und ihren erſt gebohrnen Sohn nicht verlaſſen möchte. Aber das lebendige Gefühl ſeiner Kraft, die Reize, die ſolch' ein kühnes Unternehmen für ſeinen hochſtrebenden Sinn hatte, und dann das inſtändige Anhalten des Pabſtes machten ihn taub gegen die Stimmen der bedenklichen Politik und der ſorgſamen

Liebe, — und ſo erhub er ſich, um in dem Lande ſeiner Väter ſein altes Recht geltend zu machen, und die Huldigung zu empfangen, die ihm dargeboten ward. In Rom erhielt er den Segen des Pabſtes zu ſeinem Zuge. Die Städte in der Lombardie gaben ihm Geleit und Hülfe. Die von Cremona und der Markgraf Azo von Eſte umgaben ihn mit ihrer ganzen Macht, und führten ihn durch das Gebürge. Die Abbte von St. Gallen und Chur geleiteten ihn bis Conſtanz. Hier erblickte er jenſeits des See's die Banner des Kaiſers, der mit ſeiner Macht an dieſe obern Gränzen herauf gezogen war, um dem feindlichen Ankömmling den Eintritt in das Land zu verwehren. Aber umſonſt war all' ſein Widerſtand. Denn ſo bald in Schwaben bekannt wurde, daß dieſer Sohn des edeln Stammes, auf den das ganze Volk ſtolz war, herbey gekommen ſey, ſo machten ſich die Vaſallen des Hauſes Staufen auf allen Burgen auf, um ſich mit ihm zu vereinigen. Die, welche ſich in dem kaiſerlichen Lager bey Ueberlingen befanden, zogen von dannen, und giengen zu ihrem Erbherrn über. Auch der Graf von Kyburg, einer der mächtigſten unter ihnen, ſchlug ſich auf ſeine Seite. Baſel öffnete ihm die Thore. Der Biſchof von Straßburg, Heinrich von

Röhringen, führte ihm daselbst 500 Helme zu. Otto sah, daß er seinem Feinde nicht mehr gewachsen war. Da warf er sich in die Veste Breisach, welche seinem Genossen Bertolden von Zähringen gehörte. Als aber die Bürger, gleichfalls ergriffen von der allgemeinen Stimmung, sich gegen ihn empörten, ergriff er die Flucht, und zog sich auf seine Güter nach Sachsen zurück. Damit war ganz Ober-Teutschland Friedrichen offen. Alles kam ihm froh entgegen, um sich ihm zu unterwerfen. Durch Gold und Freyheiten gewann er auch die Zögernden. Er vereinigte sich zu Toul um dem Könige Philipp von Frankreich zum Schutz und Trutz gegen den Kaiser Otto und den König Johann von England. Als er dann am Tage des heiligen Andreas nach Maynz kam. (1212) schwuren ihm die Fürsten den Eid der Treue, und empfiengen von ihm die Lehn. Alle seine Erbgüter hatte er nun wieder im Besitz; aufs Neue strahlte der erloschene Glanz seines Geschlechts diesseits der Alpen.

Während Friedrich in den obern teutschen Landen beschäftigt war, sich in den Vortheilen zu befestigen, die ihm das Glück gewährt hatte, bemühte sich Otto die niederländischen Stände

in der Treue gegen sich zu erhalten, verfolgte mit Feuer und Schwerdt diejenigen, welche von ihm abgefallen waren, vertheidigte seine Erblande tapfer und glücklich gegen Friedrichen und seine Genossen, und versicherte sich der Hülfe des Herzogs Heinrich von Brabant, indem er sich mit seiner Tochter Maria verlobte. Als aber ein neuer Krieg zwischen Frankreich und England ausbrach, gedachte er, daß er alle seine Macht anwenden müßte, um den König Philipp zu demüthigen, der unter den Bundesgenossen Friedrichs der furchtbarste war. Zu diesem Ende zog er mit seinen Völkern über den Rhein. Sein Bruder, der Pfalzgraf Heinrich, die Herzoge von Brabant und Limburg, die Grafen von Holland, Flandern, Namur und Boulogne, und noch viele andere niederländische Herren, desgleichen einige englische Schaaren, vereinigten sich mit ihm, so daß ein mächtiges Heer sich bildete, über das er den Oberbefehl übernahm. Voll getrosten Muthes rückte er dem Feinde entgegen. Es erfolgte bey Bovines in Flandern (27. July 1214.) eine große Schlacht. Der Kaiser und seine Ritter stritten mit bewunderungswürdiger Tapferkeit. Dem ungeachtet endigte er den Tag mit einer furchtbaren Niederlage. Viele achtenswerthe

Männer vom niederländischen Adel starben auf dem Schlachtfelde. Mehrere wurden gefangen. Das ganze Heer war zerstäubt, die Macht des Kaisers vernichtet, kaum entrann er selbst der Schmach, in die Hand des Siegers zu fallen. Da nahm er erst seine Zuflucht nach Cöln, welche Stadt ihm noch immer treu verblieben war; aber die Bürger, bange vor Friedrichs überall siegender Macht, drangen in ihn, daß er sie verlassen möchte, und statteten ihn mit dem erforderlichen Reisegelde aus, da er sich dann in sein Erbland, nach Braunschweig begab. Von hier aus trieb er sich, mit dem kleinen Heere, das ihm noch geblieben war, in Fehden mit dem Königen Waldemar von Dänemark, und mit den angränzenden Ständen, die von ihm abgefallen waren, herum, ohne daß er im Stande gewesen wäre, noch etwas nachdrückliches gegen Friedrichen zu unternehmen, dessen glänzendes Emporsteigen er aus der Einsamkeit seiner Burgen beobachtete. Gram und Kummer nagten an seinem Leben, das er, nach der Niederlage bey Bovines, noch vier Jahre fortschleppte. Er starb auf seiner Veste Harzburg, nachdem ihn der Bischof von Hildesheim, auf bezeigte Reue, noch von dem päbstlichen Bannfluche entbunden hatte; sein Leichnam aber

wurde in der Stiftskirche des heiligen Blasius zu Braunschweig, zur Seite seiner ersten Gemahlinn Beatrix, beerdigt.

Der Tag bey Bovines hatte die glücklichen Unternehmungen Friedrichs gekrönt. Was am Rhein, an der Maas und an der Mosel seinem Feinde noch anhänglich gewesen war, ergab sich nun in seinen Gehorsam. Zu Trifels eroberte er die Kleinodien des Reichs. Zu Aachen setzte ihm der päbstliche Legat, Erzbischof Siegfried von Maynz, die Krone auf. (25. July 1215) Nach Otros Tod erschienen, auf dem Tage zu Hervorden, noch die letzten, die sich bisher nicht für ihn erklärt hatten, und brachten ihm ihre Huldigung dar. Ja auf der Versammlung zu Frankfurt (1220.) erwählten die Stände sogar seinen neunjährigen Sohn Heinrich zu seinem Reichsnachfolger. So ward er denn einmüthig anerkannt, als das Haupt der Nation. In ganz Teutschland herrschte Friede und Freude. Der König genoß, wegen seinen löblichen Eigenschaften, die Liebe aller. Von dem Enkel Friedrichs des Rothbarts erwartete jedermänniglich neue Zeiten des Ruhms und des Wohlstands. Sein Haus, dessen Untergang unvermeidlich geschienen, schickte sich, durch die Hülfe

des Pabſtes, durch ſeine eigene über die Maßen zweckmäßige Politik, durch ſeine Freygebigkeit gegen die Fürſten, und durch die Gunſt der Umſtände, zu neuer, herrlicher Blüthe an.

Was Friedrichs Vorfahren nur verſucht hatten, das mußte, wie es ſchien, der ſeltnen Macht ſeines Geiſtes und Gemüths gelingen. „Denn er war an Heldenſinn den alten großen Cäſaren gleich, an Aufklärung den weiſten überlegen. An der provenzaliſchen Dichtkunſt fand er den Geſchmack, welchen ſein Vater und ſein Sohn Konrad, mit vielen andern damaligen Fürſten und Herrn, an der teutſchen beliebten; es herrſcht in ſeinen und ihren Arbeiten Empfindung, Leben und Wohlklang. Tugend und Liebe war nicht ihr einiges Lied; auch die Verderbniß der Zeit wurde geſtraft, Saladin und Richard beſungen; kühn war öfters der Schwung ihrer Muſe; ſie benützten den Reichthum der Sprache; von Gott, Geſtirnen, Natur und Romanen ertönte die Leyer. Friedrich war allen überlegen, durch den kühnen Blick, mit welchem er die herrſchenden Thorheiten und weſentlichen Wahrheiten faßte. Bey ſeiner Erhabenheit war er voll Gnade und Anmuth; äußerſt einnehmend, weil er in jedem, wer, woher, welches Glaubens er

war, den Menſchen ſah. Die Liebe des Ver
gnügens trug bey, ihn gefällig zu machen. Er
war von unerſchütterlicher Feſtigkeit, und hatte
eine perſönliche Größe, deren Eindruck lang nach
ſeinem Tode blieb." *)

Aber es war die Regierung dieſes großen
Mannes für ihn und für die Lande, die er be
herrſchte, eine Zeit ſchwerer Trübſale, weil theils
die Macht von Rom, theils der Freyheitsſinn der
Fürſten ſeinen Planen unaufhörlich widerſtrebten
und dadurch Teutſchland und Italien in einen
traurigen Zuſtand unheilbarer Zwietracht und Zer
rüttung ſtürzten. Er hatte Innocenz III. die
feyerliche Verſicherung gegeben, daß er nie
eine Vereinigung von Teutſchland und Si
cilien einwilligen werde, und um dieß Wor
zu bekräftigen, hatte er das letztre Reich an ſei
nen Sohn Heinrich abgetreten. Aber indem
er eben dieſen Heinrich durch die Fürſten zum
römiſchen König wählen ließ, vernichtete er, was
die Intereſſen von Rom forderten, und nicht mit
Unrecht beklagte ſich Honorius III. der unter
deſſen den päbſtlichen Thron beſtiegen hatte, über
die Verletzung der Verträge. Der König ſuchte
den zürnenden Prieſter zu beruhigen, indem

*) Joh. v. Müller allg. Geſchichte. II. S. 25

die frühere Abtretung des mathildischen Erbes aufs Neue bestätigte, und demselben noch andere Reichsgüter beyfügte, auch das Gelübde eines Kreuzzuges wiederholte. Dadurch bewirkte er, daß ihm der Pabst i. J. 1220. die Kaiserkrone aufsetzte. Aber um deßwillen hatte man das Mißtrauen in Rom nicht abgelegt, das durch seine frühern Schritte und durch die sich immer mehr entwickelnde Kühnheit seiner Bestrebungen erregt worden war. Friedrich fuhr auch in seinen Erblanden fort, seine Regentenrechte gegen die Anmaßungen des römischen Hofes zu behaupten, er traf verschiedene Verfügungen in Beziehung auf die Geistlichkeit, welche dem päbstlichen Systeme widersprachen; er machte Anstalten, um die dem Reiche entzogenen Güter wieder an dasselbe zurück zu bringen; er suchte die ehemalige kaiserliche Hoheit über die lombardischen Städte mit gewaffneter Hand geltend zu machen; und da er nicht des Sinnes war, seine Waffen über das Meer zu tragen, ehe er seine Macht in Europa hinreichend befestigt hatte, so schob er die Erfüllung seines wegen eines Kreuzzugs gegebenen Versprechens von einer Zeit zur andern auf. Darüber brach endlich dem Pabst: Gregor IX. die Geduld, und er sprach den Bann über den Kaiser aus. Umsonst rechtfertigte sich dieser mit

Gründen, denen es nicht an Gewicht fehlte, umsonst trat er den Kreuzzug wirklich an; es folgte ihm vielmehr ein zweyter Bannfluch nach, weil er sich nicht entblödete, ob er gleich von der Kirche ausgestoßen war, den Boden des heiligen Landes zu betreten. In Palästina fand er allenthalben Schwierigkeiten, erregt durch die aufrührischen Briefe, welche von Rom aus dahin erlassen worden; in Italien entbrannten die Kämpfe der Guelfen und der Gibellinen aufs Neue; im Einverständnisse mit den Mailändern, versammelte der Pabst zwey Heere, welche heran zogen, um die kaiserlichen Erblande in Besitz zu nehmen. In diesen Gefahren entwich Friedrichen sein Muth nicht. Er schloß einen Waffenstillstand mit dem Sultan Malahadi auf zehn Jahre, der noch immer günstig genug war, da es ihm gelang, Jerusalem und die Umgebung dieser Stadt zu retten, und sich die königliche Krone im Tempel aufzusetzen. Nachdem dieß geschehen war, eilte er nach Apulien zurück. Muthlos flohen die feindlichen Heere bey seinem Anblick. Er drang in das römische Gebiet ein. Umsonst erhub sich die drohende und ermahnende Stimme des Pabstes. Ueberall war der Kaiser siegreich und gesürchtet. Ein Vertrag, der i. J. 1230. zu Sagermano beschlossen

worden, endigte den heftigen Zwist. Gregor entband Friedrichen von dem auf ihm ruhenden Banne; dieser aber verhieß allen seinen Feinden Verzeihung. Doch blieb der gegenseitige Haß in den Gemüthern; auch verharrten die lombardischen Städte in ihrer Widersetzlichkeit.

Während Friedrich nach diesen Begebenheiten damit beschäftigt war, seine Feinde im nördlichen Italien zu bekämpfen, und überall Ruhe und Ordnung herzustellen, kam das Gerücht zu ihm über die Alpen herüber, daß sein Sohn Heinrich darauf umgehe, sich des Reichs zu bemächtigen. Der Vater hatte durch seine Vorliebe für seinen jüngern Sohn Konrad Heinrichs Eifersucht erregt, um so mehr wirkten die Einflüsse der Priester und der Mißvergnügten in Italien auf den letztern, um ihn zum Aufstand zu reizen. An Anhang konnte es ihm auch nicht fehlen, da er als Reichsverweser sich die Fürsten durch die Zusicherung großer Freyheiten und Rechte geneigt gemacht hatte. So ward auf einer Versammlung zu Boppard beschlossen, daß Heinrich das Reich und die Lombardey seinem Vater entreissen, und in beyden Ländern allein regieren sollte. Aber un-

versehens eilte Friedrich herbey. Der treulose Sohn vermochte nicht seiner Macht zu widerstehen, und flehte die Gnade des Vaters an, die ihm auch verheißen ward. Doch da er zögerte, seine Burgen zu öffnen, und die Reichsinsignien auszuliefern, nahm ihn Friedrich gefangen, ließ ihn auf dem Reichstage zu Maynz der Thronfolge entsetzen, und führte ihn, sammt seiner Familie, nach Italien ab, wo er wenige Jahre später (1242.) im Kerker starb; Konrad aber erlangte durch die Wahl der Stände die Würde eines römischen Königs. (1237.)

So hatte Friedrich diesseits des Gebirgs seine Sachen wieder trefflich hergestellt. Ganz Teutschland war ihm in Treue ergeben, und bewunderte seine Weisheit und seinen Muth. Ein mächtiges Heer folgte ihm über die Alpen. Die meisten lombardischen Städte unterwerfen sich seinen siegreichen Waffen. Selbst die stolze Mailand wollte ihre Thore öffnen, wäre nicht der Kaiser auf unbedingter Ergebung bestanden. Sein standhaft verfolgter Plan, Teutschland und Italien zu vereinigen, und mit reiner Machtvollkommenheit zu beherrschen, entfaltete sich immer glücklicher. Da gedachte Gregor IX., daß es Zeit sey, Himmel und Erde gegen die Gefahr zu

bewegen, welche seine Herrschaft so nahe bedrohte. Er sprach deßhalb den Bann abermals über den Kaiser aus, (1239.) und erklärte seinen Thron für erledigt; ja, als Friedrich solchen Trotz durch einen Einfall in das päbstliche Gebiet erwiederte, rief er die Christenheit sogar zu einem Kreuzzuge gegen ihn auf, und schrieb eine Kirchenversammlung nach Rom aus, um alles zu vollziehen, was er gegen diesen mächtigen Feind des heiligen Stuhls beschlossen hatte. Aber alle diese Maaßregeln scheiterten an Friedrichs Standhaftigkeit, und an dem Ansehen, das er sich erworben hatte. Die teutschen Fürsten lachten des Bannstrahls, und zogen mit ansehnlichen Heeren ihrem Kaiser zu Hülfe. Die Flotte des letztern eroberte die Schiffe, welche die Bischöfe zur Kirchenversammlung nach Rom bringen sollten, und machte sämmtliche geistliche Heere gefangen. Sogar der päbstliche Feldmarschall Cardinal Johann Coloma gieng zum Kaiser über. Darüber grämte sich Gregor zu Tode. Friedrich aber sah seine Sachen wieder im besten Gedeihen.

Das war jedoch nur ein kurzes Lächeln des Glücks. Innocenz IV. bestieg den päbstlichen Thron. Er war nicht weniger entschlossen und

eifrig für die Erhaltung und Erweiterung der geiſtlichen Macht als Gregor; aber er legte ſeine Plane feiner und ſcharfſichtiger an, und betrieb ſie mit größerer Kühnheit und Energie. Nachdem er aus Italien entwichen war, verſammelte er die Väter der Kirche zu Lyon um ſich, (1245.) ſprach abermal den Bannfluch über den Kaiſer aus, entband ſeine Unterthanen vom Eide der Treue, und erklärte alle die für Feinde der Kirche, welche ihn noch als Kaiſer oder König anerkennen würden. Bald gelang es ihm, den Biſchof Konrad von Köln und den Biſchof Siegfried von Mayntz auf ſeine Seite zu ziehen. Dieſen ſtellte er große Geldſummen zu, um die Fürſten zu beſtechen; die Bettelmönche bearbeiteten das Volk. Ueberall mehrte ſich die Parthie des Pabſtes; die geiſtlichen Stände in Teutſchland erklärten ſich beynahe einſtimmig für ihn. So geſchah es, daß der Landgraf Heinrich von Thüringen zum Könige erwählt ward; (1246.) der Pabſt, die Biſchöfe, und bald manche von den Gränden, die an ſeiner Wahl keinen Antheil gehabt hatten, gewährten ihm Hülfe und Unterſtützung. Indoch genoß er der Ehre nicht ein Jahr, während welcher Zeit der König Konrad die Rechte ſeines Vaters tapfer gegen ihn vertheidigte. Nach ſeinem

Tode empfieng der Graf Wilhelm von Holland die Krone. Auch diesem, so wie seinem Anhange, widersetzte sich Konrad ritterlich; wie es denn dem Hause Staufen noch immer nicht an Freunden unter den weltlichen Ständen, zumal unter den Städten, fehlte. Aber es glückte dem unablässigen Eifer des Pabstes und dem Bemühen der Geistlichkeit, die Zahl dieser Getreuen immer mehr zu vermindern. Die Verwirrung nahm in Teutschland überhand. Recht und Ordnung verfielen. Das reichsoberhauptliche Ansehen war dahin. Alles strebte auf Unabhängigkeit. Jeder Streit ward mit den Waffen geschlichtet. Zugleich erhub sich die ganze Lombardey in wilder Empörung. Es war kein Glück mehr bey den Unternehmungen des Kaisers. Aber, wie immer, blieb er auch in diesen Gefahren standhaft und unerschrocken, und er würde sich vielleicht abermals über seine Feinde erhoben haben, hätte nicht ein schneller Tod seinem unruhigen Leben ein Ende gemacht. Er starb (1250.) auf dem Schlosse Fiorentie. Da der Fluch der Kirche auf ihm lag, wurde er heimlich, und mit Vermeidung der Ceremonien, mit denen man die zu ehren pflegt, die im Glauben sterben, zu Messina begraben.

Das Erbe und die Rechte des Hauses Stau-

ſen giengen nun auf den König Konrad über; deßgleichen gebührte nach geſetzlicher Ordnung ihm die teutſche Krone, da ihm die Stände vierzehn Jahre früher ſchon, durch einhellige Wahl, die Nachfolge im Reiche verſichert hatten. Auch fehlte es ihm nicht an Muth und Kraft um ſeine Anſprüche zu vertheidigen. Er war an Verſtand, Vorſicht, Tapferkeit und feſten Willen ſeinem Vater ähnlich; und in ſeinen Kämpfen gegen Heinrich von Thüringen und Wilhelm von Holland hatte er ſich, ein aufblühender Jüngling, ſchon großen Kriegsruhm erworben. Aber auch ihn verfolgte, mit unverſöhnlicher Strenge, der zürnende Pabſt. Kaum hatte der Kaiſer die Augen geſchloſſen, als Innocenz an die Fürſten und Herren in Schwaben ſchrieb, „daß „nach ſeinem Willen Friedrichs Herrſchergeſchlecht „weder zur teutſchen Krone, noch zum Herzog„thum mehr gelangen ſollte.“ Hierauf fuhr er fort, und that Konraden und ſeine Anhänger auf das Neue in den Bann, bot denjenigen, die ihm zugethan waren, die Losſprechung an, wenn ſie von ihm abfielen, und erließ Briefe an die Fürſten, worinn er ſie aufforderte, die Waffen gegen ihn zu ergreifen. Zugleich erklärte ihn Wilhelm von Holland aller Reichslehn und ſeiner übrigen Beſitzungen dieſſeits der Alpen ver-

lustig, welcher Spruch von dem Pabste bestätigt wurde.

Mittlerweile erwog Konrad, was er zu thun hätte, um sein väterliches Erbe und sein Recht gegen die Macht und den Grimm seiner Feinde zu erhalten. Aber da er sah, daß sich die Parthie seines Gegenkönigs täglich mehrte, und ein Treffen, das er dem letztern in der Gegend von Oppenheim lieferte, zu seinem Nachtheil ausgieng, so ward es ihm begreiflich, daß er, indem er alles zu behaupten strebte, in die Gefahr kam, alles zu verliehren. Er beschloß deßhalb vor der Hand Teutschland seinem Schicksale zu überlassen, dagegen aber alle seine Kräfte auf die Erhaltung seines sicilianischen Erbreiches zu verwenden. Um sich die Mittel zu dieser Unternehmung zu verschaffen, verpfändete und verkaufte er die meisten Erbgüter seines Hauses, die er noch in Baiern, Schwaben und auf dem Nordgau hatte, und ward ein ansehnliches Kriegsheer, mit dem er im Herbste des Jahrs 1251. nach Italien aufbrach. Seine Gemahlinn Elisabeth, die damals mit dem unglücklichen Konraden schwanger gieng, ließ er bey seinem Schwiegervater, dem Herzoge Otto von Baiern, in Landshut, zurück. Dem letztern übertrug er auch während seiner Abwesenheit die Reichsverweſung.

Der König zog mit seinem Heere über die Tyroler Gebürge nach Verona hinunter, wo ihn Ecelin von Romano, ein alter Waffengenosse der Herren von Staufen, der an Volk und Land in dieser Gegend mächtig war, mit großen Ehrenbezeugungen empfing. Die Fahnen von Verona, Padua und Vicenza schloßen sich an ihn an. Als er über den Mincio gegangen war, kamen die von Cremona, Pavia, Piacenza und aus andern Städten der Lombardey, um ihm ihre Treue zuzusichern, und seine Macht zu verstärken. Er wurde allenthalben mit so viel Freude und Jubel aufgenommen, daß er seinen Getreuen in Teutschland schrieb, er hoffe sein Werk bald aufzurichten, und dann siegreich zu ihnen zurück zu kommen. Zu Porto Navone schiffte er sich mit seinem Heere auf den Fahrzeugen ein, welche ihm seine Freunde aus dem südlichen Italien entgegen geschickt hatten, durchsegelte das adriatische Meer, und kam gegen das Ende des Jahrs glücklich in Apulien an. Manfred, ein natürlicher Sohn des Kaisers Friedrich hatte unterdessen, vermöge der väterlichen Verordnung, die Verwaltung von Sicilien, mit Thätigkeit und Treue geführt. Er gieng dem Könige entgegen, und übergab ihm das Land. Die Stände und Unterthanen, die dem Hause Stau-

fen anhänglich geblieben waren, leisteten die Huldigung.

Konrad war durch sein Glück nicht übermüthig geworden. Er bot deßhalb dem Pabste die Hand abermals zur Versöhnung, und entschloß sich Bedingungen anzunehmen, die für sehr demüthigend gelten konnten. Zu diesem Ende ordnete er den Markgraven Berthold von Hochberg, den Erzbischof von Trani und seinen Kanzler Wilhelm von Ocra an das päbstliche Heerlager ab, mit dem Auftrage, um Frieden und Freundschaft zu werben, und um die Belehnung mit dem Königreiche Sicilien, so wie um die Thronfolge im Reiche nachzusuchen. „Ihr Herr, sprachen die Gesandten, sey bereit, sich allem zu unterwerfen, was der Pabst verordnen würde.“ Aber kalt und stolz erklärte Innocenz, „daß das Königreich Sicilien, wegen der Verbrechen des Kaisers Friedrich, der römischen Kirche unwiderruflich heim gefallen sey.“ So griff denn Konrad zu seinem Schwerdte, um durch Gewalt zu erhalten, was er auf dem Wege der Unterhandlung nicht bewirken konnte. Er verstärkte seine Macht, griff die Städte und die Großen des Landes, die sich ihm noch nicht ergeben hatten, an, und zwang alles, seine Herrschaft zu aner-

kennen. Nur die Hauptstadt Neapel, auf ihre ſtarke Mauern, die Menge ihrer wehrhaften Mannſchaft und den Beyſtand des Pabſtes trotzend, verweigerte ihm beharrlich den Gehorſam. Die Stadt wurde zu Lande und zu Waſſer eingeſchloſſen. Die Belagerung dauerte mehrere Monate. Erſt als alle Vertheidigungsmittel erſchöpft waren, und der Hunger den höchſten Grad erreicht hatte, eröffnete ſie ihre Thore. (Oktober 1253.) Der Ueberwinder brach die Mauern und Thürme der eroberten Stadt, und beſtrafte die, welche ſich ihm widerſetzt hatten, mit einer an Grauſamkeit gränzenden Härte; welches Verfahren nicht dazu beytrug, weder ſeine Feinde zu verſöhnen, noch ihm die Herzen ſeiner Unterthanen zu gewinnen. Nachdem auf ſolche Weiſe das Land gänzlich beruhigt war, begab er ſich nach Melfi, feyerte daſelbſt das Weihnachtsfeſt, und ordnete in einer Verſammlung der ſicilianiſchen Stände die öffentlichen Angelegenheiten.

Der König fertigte eine abermalige Geſandtſchaft an den Pabſt ab, um ihm den Frieden anzubieten, und die Belehnung über ſeine Lande nachzuſuchen. Aber Innocenz blieb unerbittlich. Er hatte ſogar ernſthafte Schritte gemacht, Sicilien einen andern Herrſcher zu geben, und

dadurch Konraden deſto ſicherer aus Italien zu verdrängen. Erſt war ſein Vertrauter, Albrecht von Parma, nach England gegangen, um den Grafen Richard von Kornwall, deſſen Reichthümer große Hülfsmittel zur Förderung der päbſtlichen Entwürfe erwarten ließen, das Land anzubieten. Als aber dieſer, eher ein inniger Freund und Schwager des Kaiſers Friedrich, Bedenken trug, ein Werkzeug zur Unterdrückung des Hauſes Stanſen abzugeben, wandte ſich der Pabſt an den König Heinrich von England, und trug dieſem die Krone für ſeinen zweyten Sohn Edmund von Lancaſter an. Hier ward das Erbieten bereitwillig angenommen; doch zerſchlug ſich das Geſchäft wieder, als der Pabſt über denſelben Gegenſtand zugleich mit Karl von Anjou, einem Bruder des Königs Ludwig? des Heiligen von Frankreich in Unterhandlung trat.

Während der Pabſt über Sicilien, als ein ihm angefallenes Eigenthum waltete, behauptete zwar Konrad das Land, aber es entfremdeten ſich ihm immer mehr die Herzen ſeiner Unterthanen. Die Rache, die er an Neapel genommen, hatte viele Familien mit unverſöhnlicher Erbitterung gegen ihn erfüllt, und ihn in

das Geſchren gebracht, daß Grauſamkeit ein herrſchender Zug ſeines Charakters ſey. Um ſein zahlreiches Heer zu erhalten, drückte er das Volk mit ſchweren Abgaben, welche mit unerbittlicher Strenge eingetrieben wurden. Dadurch verbreitete ſich gährende Unzufriedenheit über das Land. Ohnehin ſträubte ſich der Nationalſinn der Italiener gegen die Herrſchaft der Fremdlinge. Die herrſchende Meynung von ſeinem böſen Sinn erhielt eine neue Beſtätigung, als ſein jüngerer Bruder Heinrich, der zu ihm nach Melfi gekommen war, eines ſchnellen Todes ſtarb; denn ſeine Feinde behaupteten nun laut und zuverſichtlich, er habe den edeln Jüngling vergiftet. Dazu trat ein geſpanntes Verhältniß zwiſchen ihm und Manfreden ein. Dieſer mißbilligte die Weiſe, mit der der König herrſchte; der König aber konnte es Manfreden nicht vergeben, daß das Volk voll Liebe und Achtung an ihm hieng, während es ihn ſelbſt haßte. So wurde ihm der Mann gefährlich, der ſein treueſter Rath und ſeine Stütze hätte ſeyn ſollen. Indeſſen gieng er muthig ſeinen Weg, ſchlug das päbſtliche Heer aufs Haupt, lachte des Bannfluchs, mit dem der erfochtene Sieg gerächt werden ſollte, und machte ſich auf, um in die Lombardey vorzudringen. Aber ein ſchneller

Tod machte hier seinen Unternehmungen ein Ende. Er erkrankte in dem Lager Lavello. In der Himmelfahrtsnacht des Jahrs 1254 verschied er. Er hatte sein Leben nur auf 26 Jahre gebracht. Daß er durch die Hand eines Giftmischers gestorben sey, versichern alle Zeugen; aber es ist zweifelhaft, ob die Schuld seines Todes auf Manfreden oder auf den römischen Hof falle. Das Haus Staufen stand nun noch auf dem einzigen Konradin, den Elisabeth, die Gemahlinn des Königes nicht gar zwey Jahre früher zu Landshut gebohren hatte.

Der König hatte in seinem letzten Willen den Markgrafen Berthold von Hochberg zum Vormund seines Sohnes und zum Statthalter des Reichs bestellt. Dieser schickte sogleich Gesandte an den Pabst ab, um die Interessen des schuldlosen Thronerben zu verwahren, und Vorschläge zur gütlichen Beylegung des langen Zwistes zu machen. Aber Innocenz erklärte, daß er erst in den Besitz des Königreichs gesetzt werden müsse, sey dieß geschehen, so werde er über Konradins Ansprüche erkennen. Doch lud er Manfreden und mehrere von dem Adel des Landes vor sich nach Anagin, um an einem Vergleiche zu arbeiten. Aber man gelangte

zu keinem Resultate, und beyde Theile nahmen wieder eine kriegerische Stellung an. Berthold entschlug sich der Sache, wogegen Manfred die Statthalterschaft übernahm. Indessen war der Stand der Angelegenheiten nichts weniger als günstig für den Thronerben. Die Mittel, deren man bedurfte, um eine dem Feinde furchtbare Macht aufzustellen und zu erhalten, waren größtentheils erschöpft. Das Volk murrte laut über die harte Herrschaft der Teutschen, und wünschte eine Veränderung der Regierung. Unter den Großen des Reichs hatte der römische Hof viele Anhänger, die mit verrätherischen Entwürfen umgiengen. So glaubte Manfred der Nothwendigkeit nachgeben zu müssen. Er erschien auf einer zweyten Tagfahrt zu Anagni, unterwarf sich dem Pabste, und willigte in die Besetzung des Reiches ein, wobey er sich jedoch verwahrte, daß seines Vetters, des Königs, und seine eigene Rechte ungekränkt bleiben sollten. Auf gleiche Weise erklärten sich auch die Großen. Der Pabst betrat dann ungesäumt die Gränze von Apulien. Der Kardinal Wilhelm von Fieschi zog mit dem Heere ihm voran. Alle Städte öffneten ihre Thore, und schwuren der römischen Kirche den Eid der Treue. So sah Innocenz seinen langen Kampf gegen das Haus Stau-

sen mit dem herrlichsten Triumphe beendigt. Doch genoß er seines Sieges nicht lange. Er starb am 7. December des Jahrs 1254. Die Kardinäle erhuben Rainalden von Anagni auf den erledigten Thron, der den Namen Alexander IV. annahm. Er stand an Geist und Kraft tief unter seinem Vorfahrer; dagegen beharrte er fest bey dem alten Grundsatze des päbstlichen Hofes, daß die Zwiste mit dem schwäbischen Kaiserhause nicht anders, als mit der gänzlichen Vertilgung desselben zu endigen seyen.

Indessen giengen die Vortheile, welche Innocenz durch Beharrlichkeit und energische Maaßregeln in dem sicilianischen Reiche erlangt hatte, schnell wieder verlohren. Borell von Anglar, ein vornehmer päbstlicher Höfling, war unweit Teano von Manfreds Leuten erschlagen worden. Man beschuldigte den letztern, daß er der Urheber des Mords sey; und die Klage war nicht ohne Schein, da er mit Borellen, wegen des Besitzes einiger Güter im Streit lebte. Manfred wurde nach Capua vorgeladen, um sich vor dem päbstlichen Marschall zu verantworten. Aber er traute der Treue seiner Richter nicht, ergriff die Flucht, wandte sich zu den Saracenen, die damals

einen Theil des ſüdlichen Italien inne hatten, und rüſtete ſich, um mit gewehrter Hand wieder zukehren. Er brachte auch bald mit Hülfe der Fremdlinge, die ihn ſo gaſtfreundlich aufgenommen hatten, eine nicht unbedeutende Macht zuſammen, überfiel mit der elben bey Foggia eine Abtheilung des päbſtlichen Volks, warf dieſelbe über den Haufen, und verbreitete durch dieſe glückliche That ſo viel Schrecken, daß das große bey Troja ſtehende feindliche Heer die Flucht ergriff, und ſich nach Neapel rettete, wo damals der Pabſt Hof hielt. Manfred ſäumte nicht, dieſe Vortheile zu benützen. Er verſtärkte ſeine Macht, ſammelte ſeine Freunde aus dem Lande um ſich her, befeſtigte ſich in ſeinen Eroberungen, und knüpfte neue Unterhandlungen mit dem Pabſte an, die ſich aber bald wieder zerſchlugen. Das Volk, dem die päbſtliche Regierung mißfiel, ſehnte ſich überall nach dem jungen Helden, der ſo lange der Gegenſtand ſeiner Liebe geweſen war. Es erfolgten unruhige Bewegungen. Der Pabſt ſah ſich in der Hauptſtadt nicht mehr ſicher, und entwich mit den Seinen nach Rom. Darauf ergaben ſich Neapel, Capua, Averſa an Manfreden. Bald war er Meiſter des ganzen Landes. Dem Beyſpiele von Apulien folgte Sicilien nach. Meſſina

und Palermo verjagten die päbſtlichen Befehlshaber, und unterwarfen ſich. Was nicht freywilligen Gehorſam anbot, ward mit den Waffen bezwungen.

Manfred glaubte, daß es ihm gebühre, das Land, das er durch Tapferkeit und Glück erobert hatte, auch aus eigener Macht zu beherrſchen. Er legte deßhalb den Namen eines Statthalters und Vormunds nieder, gieng nach Sicilien hinüber, ſetzte ſich in Palermo die Krone auf, und ließ ſich von den Ständen den Eid der Treue ſchwören. (1258.) Um der Sache den Schein der Gehäſſigkeit zu nehmen, verbreitete er das Gerüchte, daß Konradin in Teutſchland geſtorben ſey. Zwar erſchienen Geſandte von der Königinn Elisabeth und dem Herzoge von Baiern, um Manfreden an das Recht ſeines jungen Vetters zu erinnern, und ihm zu bezeugen, daß er lebe; aber der Anmaſſer ließ die Königinn wiſſen: „das Reich ſey ihrem Wa„ſen verlohren geweſen; er habe es mit gewaffe„neter Hand eingenommen. Nach ſeinem Tode „möge es dem Konradin werden. Doch dazu „müßte er in Italien erzogen ſeyn; denn die „Einwohner würden keinem Teutſchen mehr ge-

„horchen.“ Auch der Pabſt ſchien eine günſtigere Geſinnung gegen Manfreden anzunehmen, indem er ihm das Anerbieten machte, daß er ihn als König anerkennen, und ihm die Lehn ertheilen werde, wenn er die Verbindlichkeit übernehmen wollte, die Saracenen aus Italien zu vertreiben. Manfred war aber weit entfernt, dieſe Bedingung anzunehmen, weil er durch die Erfüllung derſelben die Hülfe treuer und tapferer Bundesgenoſſen verlohren hätte, deren er ſich immer ſowohl gegen auswärtige Feinde, als auch gegen ſeine eigenen Unterthanen bedienen konnte.

Unterdeſſen herrſchte Manfred mit groſſer Macht und Anſehen, und erweiterte durch glückliche Waffenthaten die Gränzen ſeiner Herrſchaft, ſo daß es ſchien, als würde einſt ſein Scepter über ganz Italien reichen. Es riefen ihn die Ghibellinen in der Lombardey und in den umliegenden Landen zu Hülfe, daß er ihr Beſchützer gegen die Bedrückungen der Welfen ſeyn möchte. Unverzagt ſandte er ſeine Heere, und nach kurzem Kampfe unterwarf ſich die Mark Ancona, ſo wie Florenz ſeinen Feldherrn. Bald nahm auch Lucca einen Statthalter von ihm an. Deßgleichen anerkannten Cremona,

Pavia, Placenza und Brescia, und viele andere Städte jenſeits und dieſſeits des Po ſeine Herrſchaft. Mit Schrecken ſah der Pabſt dieß Glück ſeines Feindes. Er lud ihn vor ſeinen Thron, und da er nicht erſchien, that er ihn abermals in den Bann. Aber Manfred gieng unerſchrocken ſeines Weges, und man begriff in Rom, daß man ohne fremde Hülfe nicht mehr im Stande ſey, ſich ſeiner zu erwehren. Man knüpfte deßhalb die Unterhandlungen mit Karl von Anjou aufs N. an, um ihm die Krone von Sicilien zu überlaſſen, und man ward über die Bedingungen einig. Ein ſolcher Feind konnte Manfreds Aufmerkſamkeit erregen; denn Karl war einer der verſtändigſten und tapferſten unter den Fürſten ſeiner Zeit; auch fehlte es ihm nicht an Mitteln, um ſeine Anſprüche mit Nachdruck geltend zu machen. Manfred rüſtete ſich alſo zu mannhafter Gegenwehr, und begann damit, daß er in den Kirchenſtaat einfiel, worüber der zürnende Pabſt das Kreuz gegen ihn predigen ließ. Mittlerweile langte Karl zu Rom an. Ein zahlreiches Heer, das ihm durch das nördliche Italien nachgefolgt war, vereinigte ſich daſelbſt mit ihm. Er ſchwur den Lehnseid in die Hände des Pabſtes ab; fünf Cardinäle verrichteten die Ceremonie der Krönung; und ſogleich machte er ſich

auf, um das ihm zuerkannte Reich in Beſitz zu nehmen. Schon die erſten Erfolge des Kriegs gaben für Manfreden keine günſtige Vorzeichen. Treuloſer Weiſe verließ der Graf von Caſerta ſeine Stellung an Garigliano, und eröffnete damit dem Feinde den Einzug über die Grenze. Das wohlverwahrte St. Germano ward von Karln mit ſtürmender Hand genommen. Verrätherey unter dem Heere, und Mißvergnügen im Lande zerrütteten Manfreds beſte Entwürfe. Am zwanzigſten Februar (1266.) kam es auf den Gefilden von Benevent zu einer entſcheidenden Schlacht. Der Tag endete mit einer gänzlichen Zerſtreuung des ſicilianiſchen Heers. Manfred überlebte ſein Unglück nicht, indem er tapfer ſtreitend neben ſeinen Getreuen ſtarb. Sogleich durchzog Karl das Land. Alles dieß und jenſeits der Meerenge ward mit Freuden ihm unterthan. So glänzende Sicilien für das Haus Staufen verloren!

Während ſich alles dieſes in Italien begab, war auch in Teutſchland eine Zeit großer Verwirrung. Nach dem Tode Konrads IV. hatte zwar Wilhelm von Holland keinen König mehr gegen ſich, und er war das allgemein anerkannte geſetzmäßige Oberhaupt des Reichs. Aber

ohne Geld und ohne Macht, so wie ohne ausgezeichnete persönliche Vorzüge, vermochte er die Würde und den Einfluß nicht zu behaupten, wozu die Krone ihn berechtigte, zumal da der herrschende Sinn der geistlichen und weltlichen Herren auf gesetzloser Eigenmacht stand. So tief war das Ansehen dieses Königes gesunken, daß ein gemeiner Edelmann seine Gemahlin auf öffentlicher Straße niederwarf und ausplünderte, und daß die Kölner sich nicht entblödeten, in seiner Herberge Feuer einzulegen, um ihn, sammt den päbstlichen Legaten, die er bey sich hatte, zu verbrennen. Es war deßhalb kein Wunder, wenn er nichts vermochte, um die alten Ordnungen des Reichs und den Landfrieden wieder herzustellen, wenn die Befehdungen und die öffentliche Unsicherheit immer mehr überhand nahm, und wenn ihn niemand vermißte, als er auf einem Zuge gegen die Friesen erschlagen wurde. (1256.)

Unter diesen Umständen fand die Krone, deren Glanz man so traurig erloschen sah, und in deren Besitz kein Glück und kein Ruhm zu erwarten stand, kaum einen Bewerber. Wie hätte auch einer der teutschen Fürsten nach der königlichen Würde verlangen können, da sich jeder in seinem Kreise bestrebte, sie so tief als möglich

herab zu ſetzen? Indeſſen erwachte in dem Pabſte die Beſorgniß, daß die Wähler ihre Augen auf den jungen Konradin werfen möchten, der, ein Knabe von drey Jahren, an dem Hofe ſeiner Oheime, der Herzoge in Baiern erzogen wurde. Der Sinn von Rom ſtand aber feſt darauf, daß das Haus der Herren von Staufen, die die Rechte des Reichs ſo kühn gegen die Anmaſſungen der Kirche verfochten hatten, auch in Teutſchland nicht mehr zu Ehren kommen ſollte. Alexander IV. erließ deßhalb Briefe an den Erzbiſchof Gerhard von Maynz, worin er ihm und den übrigen Wahlfürſten bey Strafe des Bannes verbot, den Konradin in Vorſchlag zu bringen, mit dem Anhange, daß das, was irgend zu Gunſten dieſes Knaben unternommen werden ſollte, an ſich ſchon ungültig und nichtig ſey; dagegen ermahnte er die Fürſten, unter dem Beyſtande Gottes einen ſolchen zu wählen, der gläubig und andächtig wäre, und aus einer Familie abſtamme, die den Ruf der Frömmigkeit habe. Das Wahlgeſchäfte zog ſich in die Länge, indem ſich zwo Parthien bildeten, wovon die eine, welche die Mehrheit der Stimmen hatte, von Konrad von Hohenſtaden, Erzbiſchofen in Köln, und die andere von dem Erzbiſchofe Arnold von Trier geleitet wurde. Jene erklärte ſich

für den Grafen Richard von Kornwall, diese aber für den König Alfons von Castilien; doch in einem Punkte kamen beyde Partheyen überein, daß sie nämlich — zum Zeichen, wie tief zu dieser Zeit der Nationalsinn der Teutschen gesunken war — die Krone zu einem Gegenstande schnöden Wuchers machten, und sich für ihre Stimmen bestimmte Preise ansetzten. Alfons, von einer zu schwachen Parthie gewählt, begnügte sich mit dem Titel, die ihm dieselbe zugedacht hatte, ohne je den teutschen Boden zu betreten. Richard dagegen langte in Teutschland an, wurde mit Freude und Ehre von allem Volke aufgenommen, und empfieng zu Aachen, unter großem Gepränge die Krone. Aber auch er konnte nichts ersprießliches zur Wiederherstellung der Ordnung im Reiche thun, da die Streitigkeiten seines Bruders des Königs Heinrichs III. mit seinen Ständen ihn zwangen, die meiste Zeit in England zuzubringen, wo er sogar das Unglück hatte, in der Schlacht bey Lewes, (1264.) in die Gefangenschaft der Aufrührer zu fallen. So erhielt auch durch ihn das Ansehen und die Kraft der reichsoberhauptlichen Würde keinen Zuwachs, und es mehrte sich die Zerrüttung und die Anarchie, als Alfons sich an den päbstlichen Hof wandte, um durch dessen Einfluß seine Rechte auf die teutsche Krone geltend zu machen.

Mittlerweile befand ſich Konradin bis in ſein eilftes Jahr bey ſeinen Vettern den Herzogen von Baiern. In ſeinem Gefolge befanden ſich einige Lehnsleute ſeines Hauſes, die herzoglichen Erbbeamten, ſeine Räthe und Schreiber. Aber er hatte kaum, um die Koſten dieſes Hofſtaats zu beſtreiten, und da ſeine Oheime das Beſte für ihn thaten, verſchrieb er dem einen von ihnen, dem Herzoge Ludwig, all' ſein Eigenthum, auf den Fall, daß er ohne Erben ſterben ſollte, und ſchenkte ihm einige Güter, die von Friedrich II. in Baiern erkauft worden waren. Er führte zwar noch den Titel eines Herzogs von Schwaben, aber mit ſo wenig Bedeutung, als der eines Königes von Sicilien und Jeruſalem. Denn es hatte der König Richard nicht nur viele ſeiner Vaſallen von ihm abgezogen, ſondern auch das ganze Herzogthum dem Reiche einverleibt. „Dieſes ſchöne Land, ſprachen die königlichen Briefe, ſey von jeher ein Eigenthum des Reichs geweſen, und weil Konradin nie mit demſelben belehnt worden, ſo ſey es von Rechtswegen verwirkt.“ So verlebte denn Konradin ſeine Jugend in einer kümmerlichen Lage. Man ſah in ihm ein trauriges Beyſpiel von der Wandelbarkeit menſchlicher Größe. „Das Volk ſang Lieder von dem Unglück ſeines Hauſes.

Doch ſchien ihm ein neuer Stern der Hoffnung aufzugehen, als der König Richard ſich nach England begab, und dort in die Hände ſeiner Feinde fiel. Er gelangte wieder zum Beſitze einiger Beſtandtheile des väterlichen Herzogthums. Die Freunde und die alten Diener des Hauſes Stauſen erhuben ſich über die Widerſacher deſſelben. Der Biſchof von Conſtanz übernahm die Vormundſchaft über den königlichen Jüngling, während derſelbe in Ravenſpurg und in andern kleinen Städten des ſüdlichen Schwabens Hof hielt. Ja es gewann ſogar das Anſehen, daß ihm die teutſche Krone, die ſeine Väter ſo lange und ſo würdevoll getragen, zu Theil werden ſollte. Nach dem Unglücke, daß Richarden betroffen, hielt nämlich der König Alfons die Zeit für günſtig, um ſeine Anſprüche auf das Reich endlich mit Nachdruck zu erheben. Er wandte ſich an den Pabſt Urban IV. und rief ihn auf, daß er den Streit zwiſchen ihm und ſeinem Gegner ſchlichten ſollte. Ein ſolcher Antrag mußte dem elben willkommen ſeyn, indem in demſelben der ſo oft und ſo lebhaft beſtrittene Grundſatz anerkannt wurde, daß dem Pabſt das ſchiedsrichterliche Erkenntniß in den über die römiſche Kaiſerkrone entſtehenden Zwiſtigkeiten gebühre. Man ſäumte daher zu Rom nicht, das Geſchäfte durch Vor-

ladung der Partheyen zu eröffnen; und als daſſelbe Schwierigkeiten fand, ſetzte es Urbans Nachfolger Clemens IV. mit noch gröſſerem Eifer fort. Dadurch wurde der Beſitz, in dem ſich Richard und Alfons zu befinden ſchienen, aufs Neue zweifelhaft, und die Stände begriffen mit Unwillen, wie ſehr durch die päbſtliche Anmaſſung ihr Wahlrecht und die Selbſtſtändigkeit der teutſchen Nation gefährdet ward. Sie glaubten deßwegen ihre Freyheit zu retten, und zugleich der bisherigen Verwirrung ein Ende zu machen, wenn ſie die Krone auf das Haupt eines dritten ſetzten. Die meiſten von ihnen richteten ihre Augen auf den jungen Konradin. Nur war der König Ottokar von Böhmen nicht ihres Sinnes. Dem Könige Richard, dem er die Belehnung mit dem Herzogthum Oeſterreich verdankte, durch Pflichtgefühl und Freundſchaft ergeben, und bey einer Thronveränderung für ſo manchen von ihm unrechtmäßig angemaßten Beſitz beſorgt, meldete in der Stille nach Rom, mit welchen Anſchlägen die teutſchen Fürſten umgiengen. Sogleich erließ der Pabſt ein heftiges Schreiben an den Erzbiſchof Werner von Maynz, worinn er ſich, unter den ſchärfſten Drohungen gegen diejenigen erklärte, welche die Abſicht haben mochten, Konradin auf den

Thron zu erheben. Darüber erſchracken die Fürſten; andere überließen ſich der Furcht, daß die Zerrüttungen des Vaterlandes noch mehr überhand nehmen würden, wenn ſie ihrem Sinne folgten. So blieb Richard im Beſitze ſeines Titels, den er jedoch immer weniger geltend zu machen im Stande war.

Um dieſe Zeit kamen Geſandte aus Italien nach Schwaben, und brachten dem Konrad in Briefe von den Gibellinen, worinn ſie ihn ermahnten, ſich aufzumachen, und ſein väterliches Reich wieder einzunehmen. Karl von Anjou hatte ſich nämlich, als ſeine Herrſchaft über beyde Sicilien hergeſtellt war, angeſchickt, die beſagte Parthey in Toscana und in dem nördlichen Italien zu bekriegen, und auszurotten. Er erfüllte damit nicht nur den Wunſch der Welfen, die ihn mit Geld und Mannſchaft unterſtützten; ſondern er förderte damit auch das höchſte Intereſſe des Pabſtes, das auf der gänzlichen Vertilgung aller derer ſtand, die es ehemals mit dem ſchwäbiſchen Hauſe gehalten. Die Feindſeligkeiten wurden eröffnet. Der Vortheil entſchied ſich überall für Karl'n. Die Gibellinen ſahen ſich allenthalben bedrückt. Da wandten ſie ſich an den Enkel der Helden, unter deren

Anführung einſt ihre Sachen ſo herrlich geſtanden waren, und ihre Väter ſo große Thaten gethan hatten. Mit Freude empfing Konradin die Geſandten, die dem hochſtrebenden Sinne des Jünglings, der ſein bisheriges Leben unter dem ſteten Anblick der Ruine ſeines Hauſes kummervoll zugebracht hatte, die Ausſicht auf eine glänzende und ruhmvolle Laufbahn und auf den Wiedererwerb des herrlichen Erbes ſeiner Väter eröffneten. Auch ſeine Oheime, die Herzoge von Baiern, und andere Freunde ſeines Hauſes waren der Meynung, daß dieſer Ruf eines freundlichen Schickſals nicht zu verſchmähen ſey, und verſprachen Mitwirkung und Beyſtand. Dazu ſteuerten die Geſandten der erſten Verlegenheit, in die man bey dieſer Unternehmung gerathen konnte, indem ſie eine Gabe von 100,000. Goldgulden darbrachten. Nur Eliſabeth, Konradins Mutter, die damals mit dem Grafen Meinhard von Görz und Tyrol vermählt war, mißrieth, warnend und flehend, ihrem Sohne das Abentheuer. Es ſchien in ihrem Gemüthe eine Ahnung des Unglücks zu ſeyn, dem er entgegen gieng.

Konradin begab ſich nach Augsburg, und ſammelte die alten Vaſallen und Freunde ſeines

Hauses um sich. Den beyden Herzogen von Baiern, die sich bisher so väterlich seiner Erziehung angenommen, und so nachdrücklich für die Erhaltung seiner Rechte und seines Eigenthums gehandelt hatten, stellte er Briefe aus, vermöge deren alle seine Erbgüter und Lehn ihnen zufallen sollten, wenn er ohne Kinder sterben würde. Der Herzog Ludwig, deßgleichen der Graf Meinhard von Tyrol erboten sich, die Gefahren und die Ehre des Zugs mit ihm zu theilen. Es sammelte sich ein Heer, das über 10.000 Ritter und Dienstleute zählte. Am Ende des Sommers (1267.) setzte sich die ganze Macht in Bewegung, und zog durch das Tyrol nach Verona hinab, wo man den Winter über verweilte, um den Gibellinen Zeit zur Vollendung ihrer Rüstungen zu geben. Konradin stand damals in dem sechszehnten Jahre seines Alters.

Indessen waren die Mittel, die er aus Teutschland mit gebracht hatte, erschöpft; Italien gewährte noch keine Zuflüsse; er konnte den seinen nicht einmal mehr den ihnen gebührenden Sold bezahlen. Dadurch entstand großer Mißmuth bey dem Heere und seinen Anführern. Zwar suchte er den Grafen Meinhard, der 1500 Mark Silber aufgewendet hatte, zufrieden zu stellen,

indem er zu ſeiner Sicherheit dem Herzoge von Baiern Schongau und ſeine Güter in Moringen, ſammt dem ganzen Heidiſch verpfändete; und dem Herzoge ſelbſt, der noch größere Summen forderte, gab er die Schutzvogtey von Augsburg, die Burg Schwabeck, die Stiftsvogtey an der Straße, die Vogtey des Kloſters Füſſen und den Berghof zum Verſatze. Dieſe Herren nahmen die Verſchreibungen an; aber zugleich entſagten ſie ihrem Antheile an der Unternehmung jenſeits des Gebirges, und giengen mit ihren Rittern und Knechten wieder nach Teutſchland zurück. So ſchmolz das Herr Konradins bis auf 3000 Reiſige zuſammen, die jedoch aus auserleſener Mannſchaft beſtanden. Von den Fürſten war ihm auch Friedrich von Oeſterreich, ein Sohn des Markgrafen Hermann von Baden getreu geblieben, bereit Glück und Unglück mit ihm zu theilen. Beyde Jünglinge waren durch dieſelbe edle Geſinnung mit einander verwandt; in dem nämlichen Hauſe erzogen hatte von Kindheit an ein feſtes Band der Freundſchaft ſie umſchlungen; überdieß verfolgte beyde das Schickſal mit gleicher Ungunſt. Denn ſo wie dem Konradin ſeine väterlichen Lande, ſo wurde Friedrichen durch Ottokars Gewalt, das Herzogthum Oeſterreich

vorenthalten, das ihm als ein Erbgut von seiner Mutter Gertraud gebührte.

Während sich Konradin von dem größten Theile seines teutschen Heers verlassen sah, gewannen seine Sachen in Italien ein desto glänzenderes Ansehen. Das meiste verdankte er dem Prinzen Heinrich von Castilien. Derselbe war aus Tunis, wo er mehrere Jahre dem Könige der Saracenen gedient hatte, nach Italien herüber gekommen, um seinem hochstrebenden und abentheuerlichen Sinne eine neue Laufbahn an der Seite seines Vetters Karl von Anjou zu eröffnen, der ihn auch freundlich aufnahm und mit Ehren und Geschenken überhäufte. Aber bald erregte er, durch den Einfluß, den er auf das römische Volk gewann, und durch seine Hinneigung zu der Parthie der Gibellinen, Karls Mißtrauen, und er sah sich von diesem unversöhnlich beleidigt, als derselbe das Königreich Sardinien, das früher ihm verheißen war, selbst ansprach, und ihm zugleich die Summen vorenthielt, die er ihm schuldig war. Als er nun vernahm, daß Konradin heran ziehe, um seiner Väter Thron wieder zu erobern, warf er die Hülle ab. Seine Würde, als römischer Senator, gab ihm einen großen Glanz. Dreyhun-

dert saracenische Reiter, die in seinem Solde stan-den, hielten seine Widersacher im Schrecken. Das Volk bewunderte ihn, und hieng ihm an. Deßhalb ward es ihm auch nicht schwer, den Meister in Rom zu spielen. Er stürzte die Parthey der Welfen, hielt die Geistlichkeit im Zaume, bemächtigte sich ihrer Schätze, und er-klärte sich öffentlich für Konradin. Der Pabst Clemens IV. und seine Cardinäle ergriffen die Flucht, und retteten sich nach Viterbo.

Während dieß in Rom geschah, kam der an-dere Prinz von Castilien Friedrich, ein Bruder des römischen Senators, gleichfalls von Tunis her, auf den Küsten von Sicilien an, bemächtigte sich einiger Oerter, und erklärte sich für einen Bundsgenossen Konradins. Mit ihm wirkte Konrad Capeze, dessen Vater ein natürlicher Sohn des Kaisers Friedrich II. ge-wesen war. Bald fiel beynahe die ganze Insel ihnen zu, nur daß Messina dem König ge-treu verblieb. Auch in Apulien erfolgten unter dem Adel und dem Volke aufrührische Bewegun-gen. Konrad regierte als der Statthalter sei-nes Vetters, in den Ländern, die sich ihm erge-ben hatten. Der Erfolg seines Unternehmens schien für den Erben von Staufen nicht mehr zweifelhaft.

Dieſer brach am Anfange des Jahrs, (1268) mit ſeinen teutſchen Rittern zu Verona auf, und zog über Cremona und Lodi nach Pavia. Während er daſelbſt verweilte, lieſſen ihm die Piſaner wiſſen, daß ſie einige Schiffe ausgerüſtet haben, um ſeinen Zug zu fördern. Er gieng dann durch die Länder des Markgrafen von Caretto, in den Hafen Vada, und ſegelte von dort nach Piſa hinüber, (7. April.) während Friedrich von Baden, mit dem Heere, über Lunigiana anrückte. Nirgends hatte ſich ein Widerſtand gezeigt; im Gegentheil ſah Konradin ſeine Macht täglich verſtärkt, wie denn auch ſpaniſche und italieniſche Söldner herbey kamen, um unter ſeinen Fahnen zu ſtreiten. Von Piſa wandte er ſich nach Siena, nachdem er erſt die Bürger von Lucca, durch Verheerung ihres Gebiets, für ihre Unhänglichkeit an ſeine Feinde gezüchtiget hatte. Am Arno ſtellten ſich ihm einige Haufen von Karls Völkern entgegen; aber leicht und ſchnell waren ſie zerſtäubt, und unaufhaltſam wälzte ſich nun der Zug gegen Rom. Von den Thürmen von Viterbo ſah der Pabſt das Heer, die beyden fürſtlichen Jünglinge an ſeiner Spitze, vorüber ziehen. Es regte ſich in ihm ein Vorgefühl ihres Schickſals. „Dieſe

„Jünglinge, sprach er, gehen gleich Schaafen zur „Schlachtbank, und gleich dem Rauche wird ihr „Werk verwehen.“

In Rom zog Konradin im Triumpfe ein, wie die alten Imperatoren. „Der Senator Heinrich von Castilien gieng ihm entgegen, mit einem Heere festlich gerüsteter Krieger, in so großer Menge, daß es eher schien, er rücke feindlich aus gegen die Ankommenden, als daß er sie freudig und freundlich empfangen wolle. Aber der Jubel, der von allen Lippen erscholl, die freudigen Stimmen des Preises und Dankes gegen den muthigen Jüngling, den Retter aus großem Drange, die mit Blumen und Kränzen geschmückten Helme der Krieger, die kostbaren Gewande von reichen Stoffen und glänzenden Farben, die über ihre Panzer die Kriegsmänner angethan hatten, und auf den Wiesen St. Peters unterm Montemall, wo das Volk in geordneten Reihen versammelt stand, die Reigentänze, die Volk und Kriegsleute nun anstellten, als singend und springend sie Konradin in die Thore der Stadt hinein geleiteten, offenbarte auf das Unzweydeutigste das Schauspiel des freyesten Opfers der Huldigung. Zwischen den Mauern der Stadt selbst angekommen, wurde der junge Held em-

pfangen von Schaaren auserlesener, schön gekleideter Frauenzimmer, die mit Cymbeln, Pauken, Hörnern, Geigen und anderm lustigen Saitenspiel frolockend ihn begrüßten. Ja, was seltener schien, in den Straßen, durch die er zog, waren oben an den gegen über stehenden Häusern, den Bogen oder Brücken gleich, Seile ausgespannt. An diesen hatten die Damen, ihn zu ehren, und in eigenem Glanze sich ihm zu zeigen, das Kostbarste ihres Schmuckes aufgehängt. Stirnbinden, Gürtel, Halskrausen, Handschuhe, Bänder von Manchetten, Farben und Stoff, Kniebänder, Armspangen, Halsgehänge vom schönsten Edelgestein, seidene Beutel, Messer mit atlasnen Futteralen, Stickwerk, Tapeten, seidene, purpurne und andere Tücher und Vorhänge, mit Seide und Gold durchwirkte Leinwand, und goldgewobene Mäntel flatterten im schimmerndsten Farbenspiele, gleich Segeltüchern und Zeichen frohen Willkomms und glücklicher Vorbedeutung, herunter auf die vorüberziehenden Schaaren. Ja die Straßen selbst waren nicht nur nach gewöhnlicher Sitte mit Lorbeeren oder sonstigen Baumzweigen geschmückt, sondern selbst diese mit Gewanden und reichen Pelzwerken überdeckt. So glänzend auch wenige Jahre vorher Karl von den Römern war empfangen worden, solche Ehren-

bezeugungen waren ihm nicht wiederfahren. Weit überſtrahlte Konradins Bewillkommung an Pracht und Herrlichkeit, ſo wie an Herzlichkeit, jene.“ *)

Karl hatte mittler Weile ſeine Macht geſammelt, um ſeinen Thron und ſein Reich gegen die Gefahr zu ſchützen, die über ihn heranzog. Im Auguſt aber erhub ſich Konradin mit ſeinem Heere von Rom; in ſtolzer Zuverſicht, durch ſo ungewöhnliche Gunſt der Umſtände und der Erfolge erregt, gieng er, mit ſeinen Helden, dem Feinde entgegen; ohne Widerſtand überſchritt er die Gränze des väterlichen Königreichs. Er nahm ſeinen Weg über Tivoli und Tagliacozzo gegen den Celaner See. Hier vernahm er, daß der Feind nicht mehr ferne ſey; er rückte deßhalb in Schlachtordnung vorwärts; in der vallutiſchen Ebene, an dem Flüßchen Alba, ſtellten ſich die Vorwachen des feindlichen Heeres dar. Dieſer Anblick erhöhte den Muth und die Streitluſt in Konradins Kriegern, und mit Ungeſtüm forderten ſie, daß unverzüglich angegriffen werden ſollte. Beyde Theile rüſteten ſich zur Schlacht.

*) So beſchreibt den Einzug Konradins ein neuerer Schriftſteller genau nach dem Berichte des gleichzeitigen Saba Malaspina.

Da Karl von Anjou einen Theil seiner Völker zur Vertheidigung von Messina und zur Besatzung der Küsten verwenden mußte, und auch in dem Treffen am Arno einen nicht unbedeutenden Verlust erlitten hatte, so stand das gegenseitige Verhältniß der Macht sehr zu seinem Nachtheile. Er mußte deßhalb, was ihm an Zahl abgieng, durch die Zweckmäßigkeit der Stellung zu ersetzen suchen. Zu diesem Ende kam ihm ein alter französischer Ritter, Alard, der, von einer Wallfarth zu dem heiligen Grabe zurückkehrend, so eben an dem italienischen Ufer gelandet war, mit seinem Rathe zu Hülfe. Nach dessen Vorschlag schickte er zwo Abtheilungen seines Heers, wovon die eine die Provencalen, die andere die französischen Söldner enthielt, in die valentinische Ebene voraus, und stellte an die Spitze derselben seinen Marschall Heinrich von Konianz, der, um seinem Volke und dem Feinde Achtung zu gebieten, die königliche Rüstung und Kleinode trug. Karl selbst aber legte sich mit dem dritten Haufen, der aus achthundert auserlesenen Rittern bestand, in eine an der Ebene sich hinziehende Vertiefung. Alard beobachtete auf einem Hügel, der das ganze Schlachtfeld beherrschte, den Gang der Ereignisse. — Konradin theilte sein Heer in zween Haufen; der eine,

befehligt von den Grafen Galvani und Gerhard von Piſa, beſtand aus dem italieniſchen Volke, der andere, den Heinrich von Caſtilien anführte, aus den ſpaniſchen Söldnern. Er ſelbſt und Friedrich von Baden ihm zur Seite, hielt mit ſeinen dreytauſend Geharniſchten auf einer Höhe, von welcher er das Gefilde überſchauen konnte. Es war am Morgen des drey und zwanzigſten Auguſts, als in Konradins Reihen der Schall der Heerpauken und Trompeten, als Zeichen zum Angriffe ertönte,

Mit wildem Geſchrey und reiſſendem Ungeſtüm ſtürzten die Italiener und Spanier auf die Provenzalen los, warfen ſie über den Haufen, und richteten ein großes Blutbad unter ihnen an. Da kam Heinrich von Conſanz herbey, ſammelte die Geſchlagenen, und führte ſie wieder gegen den Feind. Der Kampf entbrannte heftiger; es wankte zweifelhaft der Erfolg. Als aber Konradins Völker in dichtem Haufen einen neuen Angriff machten, traten ſie alles vor ſich zu Boden, und ſelbſt der Marſchall ward vom Pferde geriſſen und erſchlagen. Da er die königliche Rüſtung trug, lief ſogleich das Gerüchte durch alle Reihen des von ihm angeführten Heeres, daß der König gefallen ſey, und von Schrecken ergriffen,

überließ sich alles einer eiligen Flucht. Unter frohem Jauchzen und Siegesgeschrey jagten Konradins Völker hinter dem fliehenden Feinde her; bald lösten sich die Schaaren auf, um von den Geschlagenen zu erbeuten, was sie am Leibe trugen, oder in ihrem Lager hinterlassen hatten; auch die Ritter, welche die Fahnen umgeben hatten, ließen sich von der allgemeinen Plünderungsluft hinreissen, und folgten größten Theils dem Feinde nach. Als Alard diese Auflösung und Unordnung in dem siegenden Heere sah, glaubte er, daß der Augenblick günstig sey, um die Schlacht wieder herzustellen. Auf sein Geheiß rückte Karl an, mit seinen Rittern, aus seinem Hinterhalte, auf die Ebne hervor, fiel über die Zerstreuten her, hieb nieder, was sein Arm erreichen konnte, und erfüllte alles mit Schrecken. Seine geschlagenen Schaaren fiengen an sich wieder zu sammeln; der Feind dagegen fand keine Zeit mehr seine Reihen zu bilden. Zwar widerstand Konradin, als der König auf seine Fahne loszustürmen begann, einige Augenblicke. Da aber seine Freunde sahen, daß in das zertrennte Heer keine Kraft und kein Muth mehr zu bringen war, und daß alles sich dem Schrecken und der Flucht überließ, ermahnten sie ihn, sich und die Seinen nicht umsonst aufzuopfern. So

räumte auch er fliehend das Schlachtfeld. Seine ganze Macht war vernichtet. Man zählte der Erschlagenen mehrere tausende von den Seinen. Selbst von den Gefangenen wurden noch viele einem grausamen Tode geopfert.

Konradin, mit Friedrichen von Baden und noch einigen seiner Vertrauten, wandten sich gegen die Küste des mittelländischen Meers, um einen Weg nach Pisa zu finden, in welcher treuen Stadt es ihnen an Zuflucht und Hülfe nicht fehlen konnte. Ihren Charakter verläugnend, und in schlechte Kleider vermummt, drangen sie auch bis zu dem in dem päbstlichen Gebiete liegenden Städtchen Astura durch, und waren so glücklich, daselbst ein Schiff zu finden, auf dem sie ungesäumt abfegelten. Kaum aber hatten sie das Ufer verlassen, als dem Befehlshaber des Platzes, Johann von Frangipani, angezeigt wurde, es seyen auf diesem Fahrzeuge einige Jünglinge von edler Gestalt eingeschifft worden, und sie haben mit ängstlicher Eile, und ungewöhnliche Belohnungen darbietend, auf die Beschleunigung ihrer Reise gedrungen. Diese Meldung erregte den Verdacht des Italieners, zumal das Geschrey von dem Erfolge des Streits bey Tagliacozzo schon vor seine Ohren ge-

kommen war. Er ließ durch ein schnell segelndes Schiff die Reisenden zurückholen. Furchtlos folgte Konradin seinem Befehle, weil er sich erinnerte, daß Frangipani einst ein treuer Diener seines Großvaters, des Kaisers Friedrich gewesen war. Derselbe schien auch zu überlegen, ob es ihm nicht nützlicher seyn dürfte, wenn er die Gefangenen in Sicherheit brachte, als wenn er sie ihren Feinden übergab. Während er aber mit sich zu Rathe gieng, erschien eine neapolitanische Flotte vor dem Hafen, und ein päbstliches Heer umringte die Stadt. Es blieb Frangipani keine Wahl mehr. Er überantwortete die Gefangenen dem Könige, welcher Konradin und Friedrichen nach Neapel abführen ließ; Lancea von Calvano und dessen Sohn Galeotto aber, welche mit den beyden Prinzen verhaftet worden waren, wurden auf seinen Befehl zu Signatiano enthauptet. Auch der Senator Heinrich von Castilien und der Graf Gerhard von Pisa hatten das Unglück, in die Hände des Königes zu fallen; jener hatte seine Zuflucht in einem Kloster zu Reate genommen, und wurde von dem Abte verrathen; dieser aber war in Rom, wo er sich verborgen hatte, entdeckt werden.

Während Karl seinen Sieg benutzte, um sich alle Plätze in beyden Sicilien wieder zu unterwerfen, an den Abtrünnigen Rache auszuüben, und überall ein strenges Regiment anzuordnen, saßen die Gefangenen in den Kerkern von Neapel, ihres Schicksals ungewiß. Da versammelte der König die Stände und die berühmtesten Rechtsgelehrten seines Reiches, um von ihnen zu vernehmen, was für eine Strafe Konradin und seine Gehülfen verdient hätten. Auf solche Weise wollte er dem Blutbade, das von ihm beschlossen war, einen Anschein von Gesetzmäßigkeit geben. Der Ankläger erhub schwere Beschuldigungen gegen Konradin. Er habe, sprach er, nicht nur gegen Karl, den rechtmäßigen König von Sicilien, die Waffen ergriffen, um ihm Krone und Reich abzudringen, sondern auch die Kirche angefallen, und Gotteshäuser und Klöster verheert; und durch diese Verbrechen sey er des Todes schuldig geworden. Zwar nahm der Graf Rupert von Flandern, der Eidam des Königes, das Wort für die Sache der Unschuld, und zeigte, in heftigem Eifer sprechend, welch' ein Frevel es seyn würde, das Blut eines Prinzen von so edelm Geschlechte, des Enkels so vieler Kaiser und Könige, zu vergießen. In gleichem Sinne erklärte sich der große Rechtslehrer

Guido von Sucaria, indem er aus den Geſetzen den Beweis führte, daß Konradin nicht verdammt werden könne, da er ausgezogen ſey, nicht um fremdes Gut, ſondern um ſein väterliches Erbe zu erobern, und da er nicht mit den Waffen in der Hand, ſondern durch treuloſen Verrath gefangen worden. Auch die meiſten von den franzöſiſchen Rittern erhuben, freymüthig und kräftig, ihre Stimme für den jungen Helden. Aber die Herren von Neapel, Capua und Salerno, und überhaupt alle die, welche Unterthanen des Königes waren, wollten lieber die Unſchuld aufopfern, als ihrem Tyrannen mißfallen, und erkannten über Konradin und ſeine Genoſſen den Tod. Ihnen ſtimmte der König Ottokar von Böhmen bey, weil er des Beſitzes von Oeſterreich erſt ſicher zu ſeyn glaubte, wenn er die aus dem Wege geräumt ſah, die nie aufgehört hatten, den ungerechten Erwerb von ihm zurückzufordern. Und Karl ſelbſt verheimlichte ſeinen Blutdurſt ſo wenig, daß er laut erklärte, es ſey ja ſchon Gnade genug, daß er die Gefangenen nicht, wie es Rebellen gebühre, an den Galgen aufhängen laſſe. So ſiegte in dieſer Verſammlung die Grauſamkeit und die Menſchenfurcht über die Wahrheit und das Recht, und es erfolgte das Erkenntniß, daß Konradin,

Friedrich von Baden, Hermann von Hirnheim, ein Ritter aus Schwaben, Gerhard Graf von Piſa, die Grafen Galvani, Vater und Sohn, und noch einige andere italieniſche Herren enthauptet werden ſollten. Heinrich von Caſtilien dagegen wurde zu lebenslänglichem Verhafte verdammt, weil der Abt, durch den er verrathen worden war, bey ſeiner Auslieferung die Bedingung gemacht hatte, daß er mit der Todesſtrafe verſchont werden möchte.

Konradin und Friedrich ſpielten eben im Schach, als die Schöppen in ihren Kerker traten, um ihnen zu verkünden, was das Gericht über ſie beſchloſſen hatte. Die Jünglinge, die ein ſo grauſames Urtheil nicht erwartet haben mochten, vernahmen das Wort der Todesboten mit ſichtbarem Entſetzen. Man bewilligte ihnen eine kurze Friſt, um für das Heil ihrer Seelen zu ſorgen. Konradin beichtete, und entwarf ſeinen letzten Willen. Der 26. Oktober ward zur Vollziehung des Urtheils beſtimmt.

Man errichtete auf dem Markte zu Neapel ein Gerüſte, und bedeckte es mit rothen ſeidenen Teppichen. Auf daſſelbe wurde Konradin und ſeine Freunde geführt. Eine unermeßliche Volks-

menge, die zum Theil aus den benachbarten Städten herbeygeſtrömt war, umgab das Blutgerüſte. Karl ſah der ſchauerlichen Handlung von der Zinne eines Thurmes zu.

Als die Gefangenen angekommen waren, betrat der königliche Geheimſchreiber Robert eine erhöhte Stelle, und las ihnen von derſelben mit lauter Stimme ihr Urtheil vor, worin er in Beziehung auf Konradin beſonders anführte, er habe den Frieden der Kirche geſtöhrt, ſich unbefugter Weiſe den königlichen Titel angemaßt, und dem Könige Karl nach dem Leben getrachtet. Die Beſchuldigungen erregten das Gemüth des Prinzen, und im lebendigen Gefühle des Unrechts, das ihm erwieſen ward, ſprach er: „Verächtlicher Sklave! ſollteſt du es wagen, über „den Sohn eines Königes das Todesurtheil aus„zuſprechen? Weißt du nicht, daß keiner über „einen Herr ſey, der ihm gleich iſt?“ — Er wandte ſich dann zu dem Volke, und bezeugte demſelben, daß er nie die Kirche beſchädigen, ſondern nur das Erbe ſeiner Väter wieder habe erobern wollen, das ihm durch ungerechte Gewalt entriſſen worden; er hoffe auch, daß die Familie ſeiner Mutter, die Herzoge von Baiern, und die ſämmtliche teutſche Nation ſeinen Tod nicht

ungerochen lassen werden. — Als er den Truchseß Heinrich von Waldburg unter den Umstehenden erblickte, zog er seinen Siegelring vom Finger, steckte ihn in seinen Handschuh, und warf diesen dem Ritter mit den Worten zu: „Bringe „diesen Ring meinem Vetter, dem Könige Pe„ter von Aragonien, und melde ihm, daß „ich ihn hiermit zum Erben meiner Reiche Nea„pel und Sicilien einsetze.“ Er legte dann sein Oberkleid ab, und hub seine weißen Arme gen Himmel. „O Mutter! rief er aus, welche „schreckliche Botschaft wirst du von mir hören!“ Das war sein letztes Wort. Es fiel sein Haupt. In diesem Augenblicke schrie Friedrich von Baden laut auf, und rief Gott zum Zeugen seiner Unschuld an. Dann kam die Reihe an ihn. Der alte Graf Galvani beschloß dieselbe, nachdem er seinen Sohn vor seinen Augen hatte sterben sehen. Die Leichname der Hingerichteten wurden, wie die, welche vom Meere ausgeworfen werden, an der Küste beerdigt. Noch bezeichnet eine Kapelle die Stätte, auf der Konradin begraben liegt. Seine Mutter suchte ihr leidendes Gemüth zu beruhigen, indem sie der Seele des geliebten Sohnes zum Troste das Kloster Stamms, in Tyrol, stiftete.

Das Volk, welches das Blutgerüst umgab, da es so viele Opfer von edelm Geschlechte und Sinn auf demselben fallen sah, zerfloß in Thränen; andere fluchten laut der Grausamkeit des Königes. Robert von Flandern gerieth in so heftige Entrüstung, daß er, wie alte Zeugnisse versichern, den Geheimschreiber tödtete, der den Hingerichteten das Todesurtheil vorgelesen hatte. Der König Peter von Aragonien schrieb einen Brief voll bitterer Vorwürfe an Karln, und sagte ihm ins Angesicht: er sey ärger als Nero, und grausamer als die Saracenen. Auch die Herzoge von Baiern erhuben aller Orten ihre Klage über das himmelschreyende Unrecht, das ihren Vettern erwiesen worden. Ganz Teutschland ward ergriffen von Entsetzen ob der schändlichen That. Ueberall ward Konradins Name genannt, wie der Name eines Heiligen. Aber nirgends erhub sich ein kräftiger Arm, das edle Blut zu rächen. Was ihm von den Stammgütern seines Hauses in Teutschland noch übrig geblieben war, zogen die Herzoge von Baiern, seine Oheime, vermöge ihrer Pfandschafts- und Erbrechte, an sich. die früher fast fremdherrischen Lande der Herren von Staufen wurden von nun an von den neuen Erwerbern als unbestrittenes Eigenthum besessen. Das Herzogthum Schwaben blieb zertrümmert.

Von den teutschen Völkern, welche Konradin mit sich in Italien geführt hatte, starben viele tapfere Männer auf dem Schlachtfelde, andere unter dem Schwerdte des Henkers, viele kamen in dem Elende der Gefangenschaft um. Doch sammelte sich ihrer ein ansehnlicher Haufen, der, angeführt von einem Manne gemeinen Standes, der sich Stock von Würzburg nannte, mit den Waffen in der Hand, durch das Land voll Feinde und Verrathes hindurch drang, nach vielen Mühen und Gefahren die Gebürge erreichte, und endlich glücklich in der Heimath ankam. Aber ein höchst unglückliches Schicksal traf die drey Brüder Konrad, Martin und Jakob Capece, Söhne des Friedrichs von Antiochien, den der Kaiser Friedrich II. außer der Ehe erzeugt hatte. Lange hielt sich der tapfere Konrad mit seinen teutschen und toscanischen Kriegern in der unüberwindlichen Feste Conturbia, das Wilhelm der Banner, Karls grausamer Gehülfe, belagerte. Endlich aber ward die Mannschaft ihrer Entbehrungen und Gefahren müde, und da keine Hoffnung des Ersatzes zu fassen war, beschloß sie ihren Befehlshaber dem Feinde zu überantworten. Als Konrad den Verrath bemerkte, hielt er für gerathen, sich selbst auszu-

liefern. Aber kaum war er, umgeben von den Häuptern der Verschwörung, im Lager angekommen, als Wilhelm befahl, daß ihm die Augen ausgerissen, und er dann an den Galgen aufgehängt werden sollte. Sogleich wurde auch das Urtheil vollzogen. Desselben schmählichen Todes waren seine Brüder Martin und Jakob, in der Nähe von Neapel, gestorben. Noch lebte der alte tapfere Entius, auch ein Sohn Friedrichs II., in seinem Gefängnisse zu Bologna, in dem er schon seit dem Jahr 1247., da er den Bürgern dieser Stadt in die Hände fiel, verhaftet war. Erst im Jahre 1272. endete er sein kümmerliches Leben. Mit ihm erlosch auch noch der letzte unächte Zweig von dem Stamme der Herren von Staufen.

Auf so große Verbrechen und auf so viel Blut baute Karl von Anjou seine Herrschaft über beyde Sicilien. Aber sein unersättlicher Ehrgeiz und sein unruhiges Streben auf kühne politische Zwecke ließen ihn seinen Besitz nicht in Frieden genießen, und durch die Härte, mit der er über seine Sclaven herrschte, beschleunigte er selbst die Stunde der Rache, die nach solchem Frevel nicht außen bleiben konnte. Indem er

den stolzen Plan verfolgte, sich erst zum unumschränkten Herrn von ganz Italien zu machen, dann das morgenländische Kaiserreich sich zu unterwerfen, und damit die Krone, welche die alten römischen Imperatoren getragen, auf seinem Haupte wieder herzustellen, entzog er seinen Ländern die letzten Kräfte, um sich die Hülfsmittel zu solchen abentheuerlichen Unternehmungen zu verschaffen, und da er, in seinem übermüthigen und grausamen Sinne die Menschen nur als Werkzeuge seines Willens betrachtete, war er taub gegen die Stimme des Rechts und gegen die Klagen der Unterdrückten. So wurden die schönen Gefilde von Sicilien und Apulien ein scheußlicher Schauplatz von Tyranney, Gewaltthätigkeit und Elend; das Volk ward ein Opfer der Raubsucht und des Muthwillens der französischen Miethlinge, die des Königs Befehle ausrichteten; auch das bescheidenste Flehen um Schonung und Hülfe wurde als Hochverrath bestraft. Darüber gieng den Gemißhandelten die Geduld aus, und in tiefer Stille bereitete sich die Verschwörung zur Rettung des Vaterlandes. Während Johann von Procida in den König Peter von Aragonien drang, sein Recht auf Sicilien, das ihm durch Konradins letzten Willen geworden, geltend zu machen, und zu-

gleich den Hof von Konſtantinopel und den Pabſt gegen Karl von Anjou erregte, brachen auf der Inſel die letzten Bande der Ergebung, und es bedurfte nur noch der Gegenwart des edeln Patrioten, um die Gemüther zur entſcheidenden That zu erheben. Am Oſtermontage des Jahres 1282. entbrannte der Aufruhr in Palermo. Unaufhaltſam wälzte er ſich durch alle Städte und Flecken der Inſel fort. Alle Franzoſen, ohne Unterſchied des Alters und Geſchlechts, wurden nieder gemacht. Es wurde ſogar, im buchſtäblichen Sinne, von der rächenden Hand der Empörten, das Kind im Mutterleibe nicht verſchont. Man zählte der Erſchlagenen in Palermo 4000, in Catanea 8000, in Meſſina 3000, unter welchen letztern ſich auch der Vicekönig befand. Bald erſchien, unter dem Jubel des Volks, Peter von Aragonien auf der Inſel, und empfing Krone und Scepter aus den Händen ſeiner Getreuen. Umſonſt hatte Karl ſeine Seemacht verſammelt, um die Aufrührer wieder zu unterwerfen. Es kam der treffliche Seemann Ruggiero de Loria mit einer anſehnlichen Flotte herbey, und als er in der Meerenge von Meſſina erſchienen war, nahm er erſt 29 franzöſiſche Galeeren, die ſich ihm ohne Widerſtand ergaben, dann aber ſegelte

er gegen Catona und Reggio, wo er sämmtliche auf den Werften liegende Schiffe verbrannte. Damit sah sich Karl aller seiner Hülfsmittel beraubt, um Rache an Sicilien zu nehmen. Als er seine Flotte in hellen Flammen auflodern sah, rief er in tiefem Gefühle seines Unglücks aus: „Gott du hast mich hoch erhoben! Sey mir gnädig, daß ich allmählich wieder herab steigen werde.“ Von nun an waren alle seine Bestrebungen vergeblich. Kummer und Reue nagten an seinem Leben. Er starb im dritten Jahre nach dem Verluste von Sicilien. Peter von Aragonien vererbte die Insel auf seine Nachkommen, die sie bis an das Ende des vierzehnten Jahrhunderts beherrschten.

Ueber
Martin Crusius
und
seine schwäbischen Annalen.

Martin Crusius*) gewuß, durch Gelehrsamkeit und rastlose Thätigkeit, in seinem Zeital-

*) Sein eigentlicher Name war Kraus, den er, nach der Sitte jener Zeit, latinisirte. Er wurde am 19. Sep. 1526. zu Grübern, einem abgegangenen Dorfe in dem ehemaligen Fürstenthum Bamberg gebohren. Von 1545. an studierte er in Straßburg, wo er mehrere Jahre zubrachte; 1554. kam er als Rector nach Memmingen, 1559. aber als Professor der griechischen und lateinischen Sprache nach Tübingen, wo er am 15. Februar 1607. als ein Greis von 81 Jahren starb. Nachrichten von seinem Leben und seinen Schriften finden sich im I. Bande von B. Roscoe's teutscher Ausgabe der schwäbi-

ter eines hohen Ruhmes, und als Annaliſt der ſchwäbiſchen Nation kann er nie gänzlich vergeſſen werden, ſo lange unter den Teutſchen diejenigen nicht ausſterben, die in den Gefahren und in den Täuſchungen der Gegenwart Belehrung, Troſt und Ermuthigung in den alten Geſchichten ſuchen. Zwar iſt er nicht der im ſechszehnten Jahrhundert hervortretenden Reihe glänzender Genies beizuzählen, welche, mit einem ſeltenen Maaße productiver Kraft ausgerüſtet, dem Blicke des menſchlichen Geiſtes neue Ausſichten in dem Gebiete des Erkennbaren eröffnet, und das, was von ihnen geſchaffen war, mit ſcharfem Sinn und feinem Sicherheitsgefühle ausgebildet haben. Dagegen war in ihm eine Kraft anderer Art, nämlich die zu forſchen, zu ſammeln, zu ordnen, und mit treuem Fleiße das Erſammelte wieder mitzutheilen; und zeichnete ſich dieſe Kraft durch ungewöhnliche Fülle und Anſtrengung aus, ſo bleibt ſie ſchon als Naturanlage unſrer Beachtung

---

ſchen Chronik, — in A. Meyermanns Nachrichten von ulmiſchen Gelehrten ꝛc. S. 125 — 136. in A. F. Böckh Geſchichte der Univerſität Tübingen ꝛc. S. 93. — und — woraus die genannten alle geſchöpft haben, — in D. Viti Mylleri oratio de vita et obitu Mart. Crusii 4. Tüb. 1608.

werth, ſo wie wir es auch alle anerkennen, daß durch ihre Anwendung ehr groſſe und ſehr dankenswerthe Verdienſte um die intelectuelle Cultur der Menſchheit erworben werden konnten. Auch iſt es gut, daß uns, zumal unſrer Jugend, Beyſpiele von unermüdbarer Arbeitſamkeit und Emſigkeit vorgehalten werden. Denn es ſcheint, daß die itzige Generation mehr als jede andere, Ermunterungen dieſer Art bedürfte; ohnehin iſt es nie räthlich, von ihnen abzulaſſen, weil nichts groſſes und treffliches anders geſchehen kann, als durch Anſtrengung und Ausdauer.

Cruſius hatte das Studium der griechiſchen Sprache zur Hauptaufgabe ſeines Lebens gemacht, und es fand ſich unter ſeinen teutſchen Zeitgenoſſen vielleicht keiner, der ſich mit ihm an Kenntniß dieſer Sprache, an Herrſchaft über ihren Wortreichthum, an Uebung in ihrem Ausdrucke, und an Beleſenheit in den griechiſchen Schriftſtellern hätte meſſen dürfen. Mit raſtloſer Thätigkeit bemühte er ſich durch mündlichen Unterricht dieſe Kenntniß zu verbreiten, und Liebhaber für ſie zu gewinnen. Beynahe ein halbes Jahrhundert hindurch erklärte er in Tübingen, in täglichen Stunden, griechiſche Proſaiker und Poeten, und erläuterte in grammatiſchen Werke-

ſungen den Mechanismus und den Geiſt der Sprache. Er hat über 20.000 Lectionen verzeichnet, die er, dieſe Periode hindurch, gehalten. Seinen Enthuſiasmus für dieſes Studium wußte er auch andern mitzutheilen. Aus allen Gegenden Teutſchlands, und auch aus benachbarten Ländern, kamen Jünglinge herbey, um ihn zu hören. Als er die Vorleſungen über den Homer eröffnete, mußte ſein Hörſaal vergröſſert werden. An drey Tiſchen ſpeiſten ſeine Schüler in ſeinem Hauſe, um auch im geſellſchaftlichen Umgange von dem kenntnißreichen Manne zu lernen. Die griechiſche Literatur ward durch ihn in Tübingen eine Art von Modeſtudium, das man nicht vernachläſſigen durfte, ohne allen Anſpruch auf wiſſenſchaftlichen Sinn und Bildung aufzugeben. Mit groſſem Fleiſſe ſtudierte er zugleich die neugriechiſche Sprache, und ſuchte ihre Kenntniß in ſeinen Kreiſen weiter zu verbreiten.

Dieſelbe Thätigkeit, die er im mündlichen Unterricht für dieſen Zweig der Literatur bewährte, erwies er auch als Schriftſteller. Seine griechiſche Grammatik, ein mehr als 1500 Seiten ſtarkes Werk, die um das Jahr 1568. an das Licht kam, wurde öfters wieder aufgelegt, und in vielen Schulen eingeführt. Ueberdieß ände-

ſetzte er Herbrands theologiſches Lehrbuch, den lutheriſchen Katechismus und viele Kirchenlieder ins Griechiſche, verfaßte ein neugriechiſches Wörterbuch und mehrere griechiſche Gedichte, und lieferte eine Menge kleiner Abhandlungen über griechiſche Sprache und Literatur. Uiberdieß hatte der fromme Mann, der ein fleißiger Kirchengänger war, — was nicht alle Univerſitätslehrer unſerer Zeit ſind — im Jahre 1563. angefangen, alle von ihm angehörten Predigten lateiniſch, ſeit dem 15. Juny 1564. aber griechiſch nachzuſchreiben, indem er das Papier auf ſeinem Knie auflegte. Er brachte auf ſolche Art eine Sammlung von 7000 griechiſchen Predigten zuſammen. Im Jahre 1603. gab er eine Auswahl derſelben, mit gegenüberſtehender lateiniſcher Ueberſetzung, in einem tüchtigen Folianten, unter dem Titel Corona anni heraus. Er hielt dieſes Werk, in ſeinem religiöſen Sinne, für die Verdienſtlichſte unter allen ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, und fand die Erfüllung eines ſeiner liebſten Wünſche darinn, daß er es, nach vielen überwundenen Schwierigkeiten vor ſeinem Ende noch gedruckt ſehen konnte. Seine meiſten griechiſchen Reden und Gedichte ſind, gleichfalls mit gegenüberſtehender lateiniſcher Verſion, in ſeiner Germano — Graecia geſammelt, welche 1585. zu Baſel, in Folio, erſchien.

Mit dieſen Arbeiten verband Cruſius einen weitläufigen Briefwechſel, der ſich über die meiſten Länder von Europa, und ſelbſt bis nach Aſien und Afrika erſtreckte. Einer beſondern Bemerkung iſt hierbey ſein Verkehr mit vielen gelehrten Griechen, in den dem türkiſchen Scepter unterworfenen Ländern, dieſſeits und jenſeits des Helleſponts werth. Derſelbe wurde i. J. 1573 angeknüpft, als der Kaiſer Maximilian II. in der Perſon des Freyherrn von Ungnad, einen Geſandten an den Sultan Selim II. abſchickte. Stephan Gerlach, der nachher unter den Tübingiſchen Theologen eine ausgezeichnete Stelle einnahm, begleitete die Geſandſchaft, als Prediger, und dieſe Gelegenheit benützte Cruſius, um, im Namen der Univerſität, ein Schreiben an den Patriarchen Jeremias in Konſtantinopel gelangen zu laſſen, und ihm zugleich eine griechiſche Ueberſetzung der augsburgiſchen Confeſſion zu übermachen. Die freundliche Gegenäuſſerung des Patriarchen veranlaßte einen lebhaften Briefwechſel, bey dem die tübinger Theologen den Zweck hatten, den Griechen richtige Begriffe von dem Syſteme der Proteſtanten beyzubringen, und eine Annäherung beyder Kirchen zu veranlaſſen. Indeſſen wurde dieſer Zweck nicht erreicht. Jeremias fand eine

schreckliche Ketzerey darinn, daß die Tübinger den Ausſprüchen der Väter und den Dekreten der Kirchenverſammlungen nicht gleiches Anſehen mit der Schrift einräumten; und die Jeſuiten, welche dieſen Verſuch ihrer Gegenpartey, ſich zu verſtärken, mit Schrecken wahrnahmen, wußten den Kaiſer zu beſtimmen, daß er ſeinem Geſandten verbot, dieſe Sache weiter zu begünſtigen. So hörte das Verkehr i. J. 1581. auf.*) Um deßwillen brach aber Cruſius die Verbindungen nicht ab, die er bey dieſer Gelegenheit angeknüpft hatte; im Gegentheile erweiterte er ſie immer mehr, und ſetzte ſie bis an ſeinen Tod fort. Er erhielt einſt auf einmal 54 Briefe von ſeinen orientaliſchen Freunden. Einige derſelben reiſten ſogar ihm zu Liebe in den Occident. Ohnehin kam ſelten ein Grieche nach Teutſchland, der ihn nicht beſucht, oder Aufträge an ihn gehabt hätte. Auf dieſe Art erwarb er ſich eine Menge unbekannter Notizen von dem Zuſtande des alten

*) Die ſämmtlichen in dieſer Angelegenheit verhandelten Aktenſtücke enthält die Schrift: wirtembergensium Theologorum et Patriarche Constantinopolitani D. Ieremiae acta et scripta quae utrique ab anno 1575. usque ad annum 1581. inter se miserunt. Graece et Latine. Fol. Wittelberg 1584.

und neuen Griechenlandes, und befeſtigte und erweiterte immer mehr ſeine Kenntniß des vulgargriechiſchen, das vor ihm auf teutſchem Boden gänzlich fremd geweſen war. Das Wichtigſte, was auf dieſem Wege zu ihm gelangte, brachte er in eine Sammlung, die er unter dem Titel Turco-Graecia *) herausgab, und die, in Beziehung auf das Neue und Seltene, was in ihr geliefert wird, für die gehaltvollſte und verdienſtlichſte aller ſeiner Schriften gelten kann. Außer einer Menge an ihn geſchriebener griechiſcher Briefe, voll intereſſanter Bemerkungen, enthält ſie eine Staatsgeſchichte von Konſtantinopel von 1391. bis 1578., und eine Beſchreibung der Einnahme von Konſtantinopel und dem damaligen Zuſtande Griechenlands von Theodos Zygomalus, — die Geſchichte der konſtantinopolitaniſchen Patriarchen vom Untergange des orientaliſchen Kaiſerthums an, — und eine Ueberſetzung der Batrachomiomachie in vulgargriechiſche Reime, von Demetrius Zenus.

*) Turco-Graeciae Libri VIII. quibus Graecorum status sub imperio Turcico, in politia et ecclesia, oeconomia et scholis, jam inde ab amissa Constantinopoli ad haec usque tempora luculenter describitur. Fol. Basil. 1584.

Indem Cruſius auf ſolche Weiſe in dem alten und neuen Griechenlande einheimiſch wurde, war ſein Herz dem Vaterlande nicht entfremdet. Er vereinigte im Gegentheile mit dem beſagten philologiſchen Fleiße, durch ſein patriotiſch geſinntes Gemüthe getrieben, eine ſtete Achtſamkeit auf die Alterthümer und Geſchichte der ihm zunächſt umgebenden ſchwäbiſchen Lande, in denen er Heimath, Brod und Ruhm gefunden, und brachte durch die Betrachtung deſſen, was in der Vorzeit in dieſem Kreiſe ſich begeben, und das Beſtehende vorbereitet und gebildet, Abwechslung in ſeine Studien. Aber auch dieſes Fach ward von ihm nicht als einem bloſſen Dilettanden getrieben, der nur bey dem verharret, was ungeſucht ſich darbietet, und keinen höhern Zweck erſtrebt, als den des Genuſſes; überall an das Forſchen gewöhnt, und auf Gründlichkeit der Erkenntniß ausgehend, wurde auch die vaterländiſche Geſchichte für ihn der Gegenſtand tiefer und unermüdeter Unterſuchungen. Was die ältern Hiſtoriker geſammelt und verzeichnet, wurde von ihm für ſeinen Behuf angemerkt und ausgezogen, eine Menge handſchriftlicher Chroniken und Urkunden in Archiven, Klöſtern und bey einzelnen Familien zuſammen geſucht, durchgegangen und excerpirt, und was ſich ſonſt im Lande von alten

Denkmalen an Gebäuden, Grabsteinen, Innschriften ꝛc. fand, auf das sorgfältigste erforscht. Um seinen Vorrath von geschichtlichem Stoffe zu vermehren und zu bereichern, zog er allenthalben Erkundigungen ein, liess von seinen entfernten Freunden Untersuchungen in ihren Beobachtungskreisen anstellen, und machte selbst viele Reisen, um die Überbleibsel aus der Vorzeit an Ort und Stelle zu erkunden. Nach vierjährigen Vorbereitungen dieser Art legte er denn im 62. Jahre seines Alters Hand an, um die gesammelten Materialien zu ordnen, und so kamen seine schwäbischen Annalen *) zu Stande. Das Werk wurde von ihm innerhalb dreyer Jahre vollendet. Er bediente sich — wie er selbst anmerkt, — zur Ausarbeitung desselben nur einer einzigen Feder. Auch hat er das Ganze nicht sitzend, sondern stehend geschrieben.

---

*) Annales Suevici, sive Chronica rerum gestarum antiquissimae et inclytae Suevicae gentis. T. I. II. Fol. Francof. 1595. T. III. cum libro Paralipomenon. 1596. Die von N. Nak. Moser veranstaltete teutsche Uibersetzung erschien zu Frankfurt 1733. in zween starken Folianten.

Uber wenige Bücher sind indessen so viele böse Gerüchte ergangen, als über dieses. Bald ist sein Plan, bald seine Ausführung, bald sein Innhalt, bald seine Form, bald die Beurtheilungskraft, bald der Geschmack seines Verfassers in Anspruch genommen worden. Unmittelbar nach seiner Erscheinung waren es besonders katholische Schriftsteller, die das Verdammungsurtheil dagegen aussprachen, weil Cruſius, voll Eifers für das Interesse und die Grundsätze der protestantischen Kirche, sich, wenn er vom Pabste, vom Mönchthum und von der Reformation sprach, partheyischer erwiesen hatte, als es dem Historiker ziemt; später aber, als das Zeitalter zu reinern und edlern Begriffen von dem Geiste der Historiographie, und zu einer freyern Ansicht der Welt und des Lebens gelangt war, konnte sein Ton und seine Manier ohnehin nicht mehr gefallen. Am härtesten aber hat Sattler über den wackern Annalisten abgesprochen: „er hätte bey seiner griechischen Grammatik bleiben sollen.“ *)

Allerdings scheint es sonderbar, daſs ein Mann, der mit seinen Schülern den Thucydi-

*) S. Sattlers historische Beschreibung des Herzogthums Wirtemberg, in der Vorrede.

des ſo oft durchgegangen, und den griechiſchen und römiſchen Hiſtorikern ſo vertraut war, daß er ſie zum Theile auswendig wußte, dem überdieß das ſchöne Muſter, das Johann von Gleida aufgeſtellt, unmittelbar vorleuchtete, ſich nicht einer höhern Idee von hiſtoriſcher Anordnung und Kunſt bemächtigt hat. Aber der herrſchende Geſchmack eines Zeitalters iſt nothwendiger Weiſe mächtiger über ſeine Genoſſen, als einzelne über denſelben ſich erhebende Beyſpiele; und das Studium der Alten ward von Cruſius recht beſtimmt nur auf dem grammatiſchen Standpunkte und zu dem Zwecke der bloßen Sprachkenntniß getrieben, wobey der Geiſt jener Alten von ihm ganz unbeachtet bleiben konnte, wie es bey vielen ſehr gründlichen Philologen, bis tief in unſer Zeitalter herein, der Fall war. Freylich fällt auf dieſe Art, ſein Studium zu betreiben, und durch die gedachte Herrſchaft des Genius Seculi über ſeinen Geiſt der nur zu gegründete Verdacht der Einſeitigkeit und Beſchränkung auf ihn, der nicht dazu beyträgt, ſeinen Ruhm zu vermehren. Aber es würde ſehr ungerecht ſeyn, wenn man ihm um dieſer Fehler willen die Verdienſte abſprechen wollte, die neben denſelben noch immer erworben werden können.

Mag es dahin gestellt bleiben, ob der Unterschied zwischen dem Geschichtschreiber und dem historischen Sammler in Cruslus zu einem recht klaren und lebendigen Bewußtseyn gekommen! So viel ist gewiß, daß seine schwäbischen Annalen kein höheres, als nur das Verdienst des letztern ansprechen, und ausdrücklich darauf angelegt sind, bloß einen reichen Materialienvorrath für die Geschichte zu sammeln, oder ein Magazin zu Stande zu bringen, worinn alles, was von den Alterthümern der schwäbischen Nation zur Kenntniß des Verfassers gekommen, aufgehäuft werden sollte. Dieser Zweck geht aus der ganzen Einrichtung des Werks, und aus der Behandlung seines Innhalts hervor. Die Notizen werden, wie sie sich finden, gewöhnlich mit Beybehaltung der Worte, deren die Quelle sich bedient, verzeichnet. Es wird nicht das Wichtige vom minder Wichtigen, das Allgemeine von dem Besondern unterschieden; alles findet seine Stelle. Selbst das Unbedeutendste wird nicht verschmäht; es kommt Waizen und Unkraut in eine Scheuer. Der Geist, der in den Ereignissen lebt, und das innere Getriebe der handelnden Menschen wird nicht berücksichtigt; es erscheint alles nur in seiner äußern Gestalt. Der Zusammenhang der

des so oft durchgegangen, und den griechischen und römischen Historikern so vertraut war, daß er sie zum Theile auswendig wußte, dem überdieß das schöne Muster, das Johann von Sleidan aufgestellt, unmittelbar vorleuchtete, sich nicht einer höhern Idee von historischer Anordnung und Kunst bemächtigt hat. Aber der herrschende Geschmack eines Zeitalters ist nothwendiger Weise mächtiger über seine Genossen, als einzelne über denselben sich erhebende Beyspiele; und das Studium der Alten ward von Crusius recht bestimmt nur auf dem grammatischen Standpunkte und zu dem Zwecke der bloßen Sprachkenntniß getrieben, wobey der Geist jener Alten von ihm ganz unbeachtet bleiben konnte, wie es bey vielen sehr gründlichen Philologen, bis tief in unser Zeitalter herein, der Fall war. Freylich fällt auf diese Art, sein Studium zu betreiben, und durch die gedachte Herrschaft des Genius Seculi über seinen Geist der nur zu gegründete Verdacht der Einseitigkeit und Beschränkung auf ihn, der nicht dazu beyträgt, seinen Ruhm zu vermehren. Aber es würde sehr ungerecht seyn, wenn man ihm um dieser Fehler willen die Verdienste absprechen wollte, die neben denselben noch immer erworben werden können.

Mag es dahin gestellt bleiben, ob der Unterschied zwischen dem Geschichtschreiber und dem historischen Sammler in Crusius zu einem recht klaren und lebendigen Bewußtseyn gekommen! So viel ist gewiß, daß seine schwäbischen Annalen kein höheres, als nur das Verdienst des letztern ansprechen, und ausdrücklich darauf angelegt sind, bloß einen reichen Materialienvorrath für die Geschichte zu sammeln, oder ein Magazin zu Stande zu bringen, worinn alles, was von den Alterthümern der schwäbischen Nation zur Kenntniß des Verfassers gekommen, aufgehäuft werden sollte. Dieser Zweck geht aus der ganzen Einrichtung des Werks, und aus der Behandlung seines Innhalts hervor. Die Notizen werden, wie sie sich finden, gewöhnlich mit Beybehaltung der Worte, deren die Quelle sich bedient, verzeichnet. Es wird nicht das Wichtige vom minder Wichtigen, das Allgemeine von dem Besondern unterschieden; alles findet seine Stelle. Selbst das Unbedeutendste wird nicht verschmäht; es kommt Walzen und Unkraut in eine Scheuer. Der Geist, der in den Ereignissen lebt, und das innere Getriebe der handelnden Menschen wird nicht berücksichtigt; es erscheint alles nur in seiner äußern Gestalt. Der Zusammenhang der

Thatſachen, ſo wie ihr Wirken auf das Hervorbringen letzter Reſultate, überhaupt der Pragmatismus in der Geſchichte, ſind einer ſolchen Compilation fremde. Es iſt bloß die Chronologie, die, als der durch das Ganze ſich hindurch ziehende Faden eine Art von Einheit in dem Mannigfaltigen hervor bringt. Aber dieſe Einheit iſt nur ſcheinbar; denn der Charakter der Ereigniſſe liegt in ihnen ſelbſt, nicht aber in der Zeit, in der ſie ſich begeben.

Solche Vorarbeiten und Zurüſtungen müſſen immer voraus gehen, wenn das Kunſtwerk entſtehen ſoll, deſſen Hervorbringung die Aufgabe des Hiſtorikers iſt; und man ſieht, daß die Arbeit derer, die ſich damit befaſſen, nichts weniger als umſonſt ſey, und daß ihr ſo gut Dank und Lohn gebühre, als dem Fleiße der wackern Leute, die dem kunſtreichen Baumeiſter ſeine Materialien zu Tage fördern, oder im Groben bearbeiten. Deßhalb ſoll auch dem emſigen und redlichen Cruſius ſein Dank nicht entzogen werden, ihm, der im Geringen treu war, während er das Größere zu leiſten entweder nicht Luſt hatte, oder nicht vermochte. Es mag der Unverſtand ſeine Schlichtheit, ſeine rohe Manier, ſein Iſolieren der Thatſachen, ſein gänzliches Verzichten

auf alle pragmatische Anordnung, sein oft sklavisches Verharren bey dem Buchstaben der Urkunde — verachten. Er wird immerhin gerechtfertiget durch seinen Zweck, und ein großer Geschichtschreiber unserer Zeit *) hat ihm das Zeugniß gegeben: „gerade das, daß er ein bloßer Chronikant und „Compilator gewesen, gebe seinem Werke eine „recht glückliche Brauchbarkeit.“

Es ist auch nicht zu läugnen, daß die Erndte, welche Crusius auf diesem Felde gesammelt hat, recht ergiebig ausgefallen sey. Wir haben gehört, mit welcher Liebe und mit welchem Fleiße er alles zusammen zu bringen suchte, was irgend dazu dienen konnte, die alte Geschichte der schwäbischen Lande aufzuklären, und aus wie vielen Quellen er geschöpft, die keinem seiner Vorgänger geflossen. Auch schien er für Forschungen dieser Art ein besonders scharfes Auge zu haben, das viele Spuren des Alterthums fixirte, die von andern kaum bemerkt worden wären; wie ihm denn selbst die gemahlten Glasscheiben in den Kirchen, mit den darauf befindlichen Namen, Wappen, Inschriften und Darstellungen nicht entgiengen. Dadurch geschah es, daß er eine un-

*) Spittler in seiner neuen Ausgabe von J. J. Mosers wirtembergischer Bibliothek. S. 32.

glaubliche Menge von Urkunden, Notizen, und Thatsachen verzeichnete, die vor ihm unbekannt gewesen waren, und die ohne ihn wohl großen Theils für die Nachwelt verlohren gegangen seyn würden. Was kurz vor ihm, oder zu gleicher Zeit Johann von Trittenheim, Johann Naucler, Johann Aventin, Caspar Brusch, Sebastian Münster u. a. mit gleichem Fleiße für die vaterländische Geschichte gesammelt haben, ist ja wohl des Danks der Nachwelt werth; aber es wäre sehr undankbar, wenn man den reichen Zuwachs vergessen wollte, den der von diesen Männern gelieferte historische Vorrath durch die Bemühungen unsres Annalisten erhalten hat.

Es würde umsonst seyn, wenn wir es uns verbergen wollten, daß jener Zuwachs nicht immer mit der erforderlichen Vorsicht und Achtsamkeit gesammelt worden, und daß sich deßwegen in ihm viel unnützes Material, viel Schutt und viel Tand befinde. Des kritischen Geistes, der dem klassischen Vorarbeiter des Historikers eigen ist, war Crusius gänzlich entblößt. Er nahm alles, wie es kam, ohne genaue Prüfung der Aechtheit der Thatsachen, und ohne Rücksicht auf ihren Zusammenhang mit seinem Zwecke. Daher

ſtößt uns ſo viel Fremdes in ſeinem Buche auf, das mit den Geſchichten der ſchwäbiſchen Nation auch nicht in der entfernteſten Verbindung ſteht, welchem Fremden noch eine Menge ganz unbedeutender Notizen beygemiſcht ſind, von denen ſich nicht abſehen läßt, wozu ſie dem Leſer frommen ſollen. Dieſer Geiſt des Umherſchweifens und der Mikrologie bemächtigt ſich des Annaliſten am meiſten, wenn er auf die von ihm ſelbſt erlebte Geſchichte ſeines Volkes kommt, alſo gerade da, wo er am fruchtbarſten ſeyn ſollte. Da bemerkte er jede Kunde, die auch aus den fernſten Landen, während ſeiner Arbeit in Tübingen, ankam, und vergißt auch nicht, fleißig anzumerken, was ihm zur nämlichen Zeit ſelbſt begegnete, welche Briefe er erhalten, und durch welche Beſuche er erfreut worden, ſo daß es oft das Anſehen gewinnt, man leſe nicht eine Chronik, ſondern das Tagebuch ihres Verfaſſers. Ueberdieß beweiſt es beſonders, mit welchem gänzlichen Mangel alles philoſophiſchen Geiſtes der gute Annaliſte zu Werke gegangen, indem er ſeinen Gewährsmännern alles Fabelhafte, was ſich in ihnen findet, namentlich teufliſche Erſcheinungen, Geſpenſtermährchen, Hexereyen, Wunder in der Natur, Himmelszeichen und Legendenkram getreulich nacherzählt, und dabey eine eben ſo ernſte oder gar fromme Miene

macht, als sie selbst. Diese Schattenseiten eines sonst unbilliger Weise verachteten Werks, haben schon ältere Kritiker, jedoch meistens unter Anerkenntniß seines sonstigen Werths, bemerkt, und nach Verdienst verurtheilt. Neckermann nennt es eine praepostera historia, multis miris digressionibus deformata, und Böckler versichert: multae ibi nugae, et judicio pleraque parum accurato scripta sunt, Diese nugae entgiengen auch der Beobachtung des gelehrten Struve nicht, der aber dabey das Zeugniß ablegt: maximum in suevica historia monumentum praebere Crusii Annales. *)

Unterdessen hatte Crusius zu viel Verstand, um nicht einzusehen, daß von dem Besagten dieses und jenes manchen Lesern mißfallen müßte, und er fand es deßhalb gerathen, seinen Annalen eine Apologie vorauszuschicken, und darinn zu versuchen, ob seine Blößen nicht bedeckt werden könnten. Einige seiner Vertheidigungsgründe sind in der That nicht hinwegzuwerfen; manches hätte sogar noch triftiger gerechtfertigt

*) Diese und mehrere Urtheile findet man versammelt in Mosers Leben des Crusius, das vor dem 1sten Band der teutschen Uebersetzung der Annalen steht.

werden können. So ist z. B. dem historischen Compilator nicht zuzumuthen, nur genau berichtigte und streng erwiesene Thatsachen in seine Hefte einzutragen; er mag auch das Zweifelhafte, oder nicht hinreichend beleuchtete aufnehmen, weil ja mit seiner Arbeit die kritische Behandlung nicht für immer geschlossen ist. Auch begründet die Verzeichnung des Unwichtigen eben keinen so gar großen Vorwurf. Man kann in der Geschichte nicht sagen, wo das Wichtige anfängt und aufhört. Es ist möglich, daß ein Factum auf dem einen Standpunkte ganz unbedeutend erscheint, während es auf dem andern dazu dient, die interessantesten Aufklärungen zu geben, und sehr erhebliche Bedürfnisse zu befriedigen. Und was die Wundergeschichten anbelangt, dergleichen man auch in den trefflichsten Historikern der alten Welt findet, so sind sie der Chronik nicht fremde, weil sie dazu dienen, die Begriffe und den Charakter der Zeiten darzustellen, und weil sie dem, der die Geschichte im höhern Style bearbeitet, zu mancher interessanten Ansicht oder Betrachtung Veranlassung geben können. Unterdessen reichen diese Bemerkungen nicht zu, den guten Cruslus vollkommen zu rechtfertigen, weil er von den Licenzen, die in ihnen dem historischen Compilator vindicirt werden, offenbar alle Gränzen überschrit-

ten hat. Er ſcheint dieß ſelbſt gefühlt zu haben, indem er auch noch dazu zu ſeiner Entſchuldigung anführt, daß es unmöglich ſey, bey der Bearbeitung eines ſo weitläufigen Werks, immer dieſelbe Munterkeit und Spannung des Gemüths zu behaupten. Ueberdieß meynt er, bilde ſich das billige Urtheil durch den Anblick des Ganzen, nicht aber durch ängſtliche Beachtung des Details „Betrachtet, ſagt er, die Königinn Eſther „in ihrer ganzen Perſon, und ihre Schönheit „wird euch entzücken; aber ſobald ihr eines ih„rer Glieder nach dem andern unterſucht, ſo „werden ihre Reize gröſtentheils verſchwinden."

Man wird aber geneigt, dieſe Blöſen zu überſehen, bey der Bemerkung ſo manches ſchönen moraliſchen Zugs, den der Verfaſſer mit der äuſſerſten Unbefangenheit aus dieſem ſeinem Werke hervorblicken läßt. Altteutſche Redlichkeit und ſchwäbiſche Treuherzigkeit, ein alle Menſchen in Liebe umfaſſender Sinn, ein kindliches Gemüthe, eine lebendige, bey der leiſeſten Erregung warm und herzlich ſich äußernde Religioſität, vaterländiſcher Geiſt und Muth, und eine heitere jovialiſche Laune ſprechen uns auf allen Blättern an, und gewinnen dem freundlichen, frommen, muntern, geſchwätzigen Alten das Herz des

Leſens. Zugleich ſieht man aber auch, wie eben dieſe Züge ſeines Charakters in ihrer natürlichen Kraft und Unbefangenheit in ihm lebend, dazu beytragen konnten, diejenigen Eigenſchaften, die wir von dem genauen hiſtoriſchen Forſcher fordern, in ihm zu unterdrücken, oder ihm wenigſtens dem Erwerb derſelben zu erſchweren.

Aber es iſt nicht mit Unrecht bemerkt worden, daß ſein Benehmen gegen den unglücklichen Nicodemus Friſchlin, einen ſeinem Ruhme nicht günſtigen Schatten auf ſeinen Charakter werfe. Mochte Cruſius demſelben an eigentlicher Gelehrſamkeit überlegen ſeyn; Friſchlin glänzte dagegen durch Genie, Witz, Darſtellungsgabe und Gewandtheit des Geiſtes. Sein Beyfall erregte die Eiferſucht des alten Collegen, man kränkte und neckte ſich gegenſeitig; man begann eine literariſche Fehde, in der es jeder Theil darauf angelegt zu haben ſchien, den andern an Heftigkeit und Bitterkeit zu übertreffen; Friſchlin war endlich genöthigt, Tübingen zu verlaſſen. Seine Unbeſonnenheit und die Blöſen, die er in ſeinem Wandel gab, verſchafften ſeinen Feinden den Sieg. Seit ſeiner Entfernung von der Univerſität fand er keine bleibende Stätte mehr. Der „grammatiſche Krieg“

entbrannte nun noch heftiger. Cruſius' läſterte und ſchimpfte; Friſchlin rächte ſich durch Sarcasmen, Epigramme und Dialogen. Der Streit gewährte den Zuſchauern eine luſtige Unterhaltung; aber er erwarb den Kämpfern die Achtung derſelben nicht. Friſchlin endete das Schauſpiel durch ſeinen traurigen Tod. Bisher hatte die Mehrheit ſeine Parthie genommen, weil ſie auf ſeiner Seite das Uebergewicht an Geiſt bemerkte; nun that das Mitleiden zu der Zahl ſeiner Freunde viele neue hinzu, Cruſius aber verlohr in der öffentlichen Meynung unausſprechlich viel, weil man ihn als denjenigen betrachtete, der wenigſtens mittelbar dazu beygetragen, daß ein ſo talentreicher Mann ſo einem grauſamen Schickſal unterlag. Schwerlich löſchte er auch dieſen Eindruck durch den Zug ſeiner natürlichen Gutmüthigkeit aus, der in ſeiner Nachricht *) von Friſchlins jämmerlichem Sturze über die Felſen von Hohen-Urach hervortritt. „Wollte Gott, ſagte er, ich hätte ihn mit ausgeſtreckten Armen auffangen können.“ **)

*) Annal. Suev. III. 12. 37.

**) Doch ſchien auch Friſchlins Tod nicht allen Groll in dem alten gereizten Grammatiker ausgelöſcht zu haben. Der ſeel. Profeſſor Senbold in Tübingen war im Beſitze eines ſolchen Exemplars von

Als nun Crusius alt und lebenssatt war, versammelte er den akademischen Senat um sich, gab demselben einen fröhlichen Abschiedsschmaus, und schenkte ihm, um sein Andenken auch bey seinen Nachfolgern im Lehramte zu erhalten, einen goldenen Becher. Bald darauf stieg der 81jährige Greis zu seinen Vätern hinab. Durch seinen treuen Fleiß im Unterrichte der Jugend, durch seinen Eifer in Förderung des Studiums der griechischen Sprache, und durch die Emsig-

---

Crusii poemat. graec. 4. Basil. 1566., worinn der Verfasser zu S. 97. folgende Randglosse eigenhändig geschrieben hatte: „Frischlinus in me Crusium diris scriptis maledicus et mendax. Adulter fuit, perjurus, calumniator, in quos vis, in civitates et principes. Captus tandem a principe nostro in arce Hohenauracensi servabatur. Inde lodicibus conscissis effugere nisus, his mox fractis — interiit, enuribus; costis, brochio dextro, illo scriptivo, fractis. Ita cum sua superbia et ingratitudo perdidit. Horribile exemplum! Gott hats than! Der erbarm sich seiner!" S. Seybolds vaterländisches Historienbüchlein (b. Tübingen 801.) S. 1 f.

keit, womit er die Geſchichten ſeines Volkes erforſchte, hat er ſich die dankenswertheſten Verdienſte erworben; ſo wie ſein Bild für alle diejenigen ermunternd iſt, welche den Werth uneigennütziger und raſtloſer Arbeitſamkeit, warmer Vaterlandsliebe und kindlicher Religioſität erkennen. Steht dabey ſeine intellectuelle Bildung unter unſerm Ideal, und ſehen wir ihn im Handeln von mancher Menſchlichkeit beſchlichen, ſo mag uns das um ſo weniger irren, weil die Nachwelt einſt auch an uns manches tadeln dürfte, was uns unſer Zeitalter angebildet hat, und weil die Redlichen uns oft am lehrreichſten werden durch ihre Fehler.

Wie

die Stadt Conſtanz

ihre

Reichsfreyheit verlohren hat. *)

Es gehörte in der zweyten Hälfte des achtzehn-
n Jahrhunderts zum herrſchenden Tone unter
en teutſchen Schriftſtellern, mit Verachtung und
ſpott von den Reichsſtädten, von dem Geiſte ih-
r Verfaſſungen und von dem Charakter ihrer
ewohner zu ſprechen, dagegen aber die fürſtli-
en Gebiete als die Wohnſtätte aller Bildung
d alles Wohlſtandes zu preiſen. Es iſt nicht
läugnen, daß von den beſagten Republiken
anche, durch die in ihnen realiſirte Ueberlegen-
it der Beſchränkung über das Verdienſt, hinter
em Zeitalter, in Hinſicht auf Sitte und öffent-
he Einrichtungen, zurücke geblieben, ſo wie daß

*) Hiezu das Titelkupfer.

andere, durch den in ihnen gelungenen Sieg des Aristokratismus in tiefen moralischen und politischen Verfall versunken sind. Aber es war gewiß sehr ungerecht, um einiger ausgearteten Subjecten willen, ein ganzes Geschlecht zu verdammen, zumal doch unwidersprechlich in demselben, eine so große Fülle von edler Anlage, Kraft und Bildsamkeit vorhanden war, und die Geschichte von diesem Geschlechte so viel Löbliches und Ausgezeichnetes bezeugte.

Es scheint, daß wir in unserm Urtheile über die Reichsstädte gerechter geworden sind, seitdem die Stürme unserer Zeit auch ihre politische Vernichtung bewirkt haben; wie denn oft das anspruchlose Verdienst nicht erkannt wird, als bis man es vermißt. Es ist nicht nur die Stimme der Verachtung und der Satyre, die sich so oft gegen den teutschen Reichsstädter, und gegen das System erhob, dem er angehörte, verstummt, sondern es sind entgegengesetzte Aeusserungen, unter beynahe allgemeiner Zustimmung, laut geworden, mit schmerzhafter Sehnsucht haben die Bürger, welche wohl eher an ihren Consuln und Senatoren unaussprechlich viel auszusetzen und zu tadeln hatten, die alten geliebten Verfassungen zurück gefordert, und viele Parentationen haben

am Grabe dieser kleinen und großen Republiken das Zeugniß abgelegt, daß mit ihnen die letzten Trümmer teutscher Freyheit, teutscher Treue und teutschen Muthes verscharrt worden seyen. Ein solch' einstimmiges Lob, nach gänzlich vollendetem Lebenslaufe, wo Liebe und Haß durch kein Interesse mehr erregt werden, läßt kaum einen Zweifel mehr über, daß der Gepriesene es verdiene; so wie dagegen der Tadel, der über den Lebenden ausgesprochen wird, immer noch die Untersuchung zuläßt, ob nicht der beschränkte, befangene Blick, oder der beleidigte Eigennutz das Urtheil des Richters bestimmen.

Gleichheit der Rechte vor dem Gesetze, Unabhängigkeit von der Willkühr des Einzelnen, Mitwirkung des Bürgers bey Bestimmung der Ordnungen und der Abgaben, milde Regierungs- und Policey-Verwaltung, und Unterordnung des Magistrats und der Bürgerschaft unter denselben Richter. — das waren die wesentlichen und gemeinsamen Züge der Reichsstädtischen Verfassungen, woraus sich dann in einer natürlichen Folge ergab, daß der Reichsstädtische Bürger auf seinen politischen Charakter, vermöge dessen er niemanden als Unterthan angehörte, stolz war, daß er, der Väter Sitte getreu, von der Fremde kein

Geſetz annahm, daß er das Alte ſorgſam bewahrte, und mißtrauiſch das Neue ablehnte, und daß bey ihm in Handel und Wandel, mehr als bey ſeinem durch Knechtſchaft und Hofton entarteten Nachbarn, altteutſche Offenheit, Redlichkeit und Kraft hervortrat, ſo wie, daß er im Genuſſe ſeiner Freyheit und ſeines Wohlſtandes ſich glücklicher und würdiger fühlte, als die Landſaſſen um ihn her es waren. Der Sinn und das Gemüth, ſogar die Sprache und das Coſtüme der Väter erhielt ſich am längſten unter dieſen wackern Spießbürgern, und ſelbſt in der traurigen Zeit, in der die Teutſchheit überall unterging und zertreten ward, lebte ſie unter ihnen fort. Sie waren beynahe noch die einzigen, die ein Gefühl hatten für die Geſammtheit des Vaterlands, für ſeine Verfaſſung, für ſeinen Ruhm und für ſeinen Kaiſer. Handel und Gewerbe wurden nirgends ſo thätig betrieben, als von ihnen; und ſo wenig kleine Republiken für Wiſſenſchaft und Kunſt zu thun vermögen, ſo erſtanden doch in ihnen die gründlichſten Gelehrten und die genievollſten Künſtler. Sie waren die Aſyle verfolgter Wahrheitszeugen, und die Beutel ihrer Bürger oft die Zuflucht verarmter Fürſtenländer. Und fand man in ihnen nichts von dem Pedante, dem Luxus und dem täuſchen-

den Schimmer, den die neuere Welt als Bedingungen des Lebensgenusses erdacht hat, so ward auch das reine Auge nicht geärgert durch den Anblick von militärischer Sclaverey, von herabwürdigenden Frohndienste, und von schmählicher Zwingherrschaft. Wir läugnen damit nicht, daß durch das Licht, das über ihm strahlte, sich mehr und minder starke Schattenstriche zogen; aber wir meynen, daß nur diejenigen, denen in menschlichen Dingen das Vollkommenere gelungen ist, berechtigt seyen, das minder Vollkommene zu verdammen. *)

*) Möge es dem Verfasser erlaubt seyn, hier zu wiederholen, was er schon vor dreyzehn Jahren über diese Thema gesagt hat, als man eben damit beschäftigt war, die Reichsstädte als Entschädigungen für die jenseits des Rheins verlohrnen Länder unter die Erbfürsten zu vertheilen: „Wir sahen in unsern Tagen so manche ehemals reiche und geachtete teutsche Republik durch aristokratische Tyrannen, Nepotismus, schlechte Finanzverwaltung, thörichtes Sträuben gegen den Geist der Zeit, innere Zwiste und äußere Bedrückungen in den jämmerlichsten Zustand von Bedrückung, Noth und Armuth herab sinken. Wir sahen das einst so prächtige Nürnberg, wie es in der Verzweiflung die Bürde seiner Unabhängigkeit ablegte, und bange und zagend unter die Fittichen des preußischen Adlers kroch; — Augspurg, wie

Eine im rein historischen Geiste gedachte und ausgeführte Geschichte der Reichsstädte müßte ein

---

es, ein Schatten, gegen die Zeiten der Fugger und der Welser, durch die feindlichen Uiberschwemmungen erschöpft, den letzten Heller darreicht, und trostlos um Hulfe umher blickt; — Ulm, wie ihr, im Besitze eines Fürstenthums, schwer bedrückt von der Last ihrer Schulden, und im Kampfe mit sich selbst, vor dem Schicksale ihrer grauen Schweiter an der Pegnitz graut; — Regenspurg, wie sie, um den Sohneschilling fur den liegenden Feind auszumitteln, die Nothpfenninge ihrer Burger fordert, und die Hand an die Heiligthümer der Kirche legt; — Eßlingen, wie ihre Bürger den Magistrat durch Schmähschriften verfolgen, und Schutz an den Stufen des Thrones suchen, den einst die derbe Kraft ihrer Väter wankend gemacht, — und noch so manche andere, die mit schnellem Schritte ihrem gänzlichen Verfalle entgegen eilt. Aber liegen denn die Ursachen dieses Verfalls in der reichsstädtischen Constitution? — Gewiß nicht. Zwar ist die aristokratische Verfassung, die in einigen von diesen kleinen Republiken gesetzmäßig, in andern aber nur abusiv besteht, ein Schnitzer gegen die ersten Elemente der gesunden Staatsphilosophie; denn so bald eine Zahl von Familien die Regierung erblich besitzt, so werden die Burger Unterthanen, die Staatsämter Pfründen, und die öffentlichen Einnahmen Privatgefälle. Aber man weiß, daß nicht alle Reichsstädte Aristokratinen sind, und daß sich sogar auch die

zur Vermehrung des teutschen Nationalruhms sehr schätzbares Werk seyn, und es müßten in

---

letztern ehemals im blühendsten Zustande befanden. Es kann also nicht ihre Verfassung seyn, die ihren Verfall herbey führte. Ihre Verbindung mit dem teutschen Reiche, ihre unverhältnißmäßigen drückenden Beyträge zu den allgemeinen Lasten desselben; das Wachsthum der immer feindselig gegen sie agirenden fürstlichen Macht, die vielen Reichskriege der letzten Jahrhunderte, und vor allen der französische Revolutionskrieg, dieß sind die Pfeile, die ihnen so tiefe, unheilbare Wunden eindruckten; und sie müßten sich an denselben zu tode bluten, wenn sie ihre Constitutionen auch aus dem Himmel erhalten hätten. Im Gegentheile sind diese Städte noch immer die Erstgebohrnen der teutschen Freyheit. Mögen ihre Verfassungen hier und da ausgeartet, mögen ihre Administrationen, unter den Händen schlechter Menschen, schlecht geworden seyn! Man findet in ihnen doch seltner die gesetzlose Willkühr, die ohne Urtheil und Recht verdammt, — das absolute Machtwort, das ohne Rücksicht auf gegenseitige Pflicht ausgesprochen und geltend gemacht wird, — und die feige, weibische, wetterwendische Sitte, die sich so fest auf das Beyspiel der Höfe stützt. Jede Rathswahl ist eine feyerliche Verkündigung des bürgerlichen Vertrags, und niemand kann dem Bürger sagen: „du bist mein!“ Die Gebräuche der Väter rein bewahren, alte Derbheit und Kraft fest erhalten, mit freyem Muthe urtheilen, wachtes Interesse an den öf-

ihr Züge von patriotiſchem Sinn, von edler Aufopferung, von Tapferkeit und Ausdauer hervortreten, wie wir ſie nur in den Annalen der griechiſchen Freyſtaaten und der italieniſchen Republiken des Mittelalters wieder finden. Indeſſen ſcheint es, daß wir auf eine ſolche Geſchichte, nach dem uns vorſchwebenden Ideale, verzichten müſſen. Denn gerade in dem Heldenzeitalter der teutſchen Städte, da ihre Bürger die kühnſten innern und äußern Kämpfe erſtanden, und die höchſte Stufe von Macht, Reichthum und Anſehen erſtiegen hatten, fließen die hiſtoriſchen Quellen am dürftigſten, Theils weil viele alte Denkmale verlohren gegangen ſind, Theils weil das Meiſte Große und Herrliche, was ſich begeben, aufzuzeichnen verſäumt worden iſt. Doch bliebe

---

ſentlichen Angelegenheiten nehmen, den Stolz der Unabhängigkeit fühlen, und eiferſüchtig über ſeinen Rechten wachen, — das ſind lauter Züge, die der Reichsſtädter im Durchſchnitte noch überall behauptet. Darum läutert ſeine Verfaſſungen, wo ſie fehlerhaft ſind, mit dem Feuer des Zeitgeiſtes, aber zerſtöhrt ſie nicht, ehrt die Gerechtigkeit, auch wenn ſie keine Macht hat. Hütet euch, diejenigen anzutaſten, die wenigſtens, wenn es der Werth gilt, die Erhaltung eben ſo wohl verdienen, als ihr ſelbſt.“ National-Chronik der Teutſchen. 1801. S. 33. ff.

für einen teutschen Sismondi noch immer eine treffliche Ernte übrig, die ihm die Krone eines edeln Verdienstes, seinen Lesern aber einen über die Massen stärkenden und erhebenden geistigen Genuß gewähren müßte.

Der Charakter der reichsstädtischen Bürger ist besonders in den Streitigkeiten und Fehden offenbar geworden, welche sie mit den Fürsten geführt haben; denn es bestand zwischen den einen und den andern, die ganze Zeit ihrer Coexistenz hindurch, eine unversöhnliche Eifersucht und Entzweyung, dergestalt, daß in den Jahrhunderten, wo in Teutschland die Gesetze noch erlaubten, daß man zur Entscheidung rechtlicher Fragen das Schwerdt zur Hülfe nahm, viel Blut von beyden Theilen in ihren Kämpfen vergossen worden ist. In dem Laufe des Mittelalters waren die Städte durch ihren Gemeingeist, ihren Reichthum und ihre Bündnisse meistens die überlegene Parthey; aber der Vortheil neigte sich auf die Seite der Fürsten, als seit dem Anbruche der neuern Zeit, Handel und Gewerbe sich auch in ihre Gebiete verbreiteten, die veränderte Militärverfassung die Kraft des Nährstandes zähmte und tödtete, und die Einführung des Erstgeburtsrecht die Macht der fürstlichen Häuser verstärkte. Seit

dieſer Zeit war der Gang in dem Leben der Städte retrograd. Ihre Tendenz durfte nicht mehr auf Verſtärkung und Vergrößerung gehen; ſie hatten mit ihrer Erhaltung zu thun. Da kam ihnen der Landfriede und die Reichsjuſtiz zu ſtatten; ihr rechtlicher Beſtand ſicherte ſie gegen die Begehrlichkeit ihrer Feinde. Doch geſchah es, daß, durch kluge Benützung der Umſtände und durch Trotz, einige dieſer alten Republiken von den Fürſten unterjocht wurden. Unter denen, welche dieſem Schickſale erlegen ſind, iſt beſonders Conſtanz denkwürdig geworden.

Dieſe Stadt gehört durch ihre ſchöne Lage an den freundlichen und ſegensvollen Ufern des Bodenſees, und durch die Erinnerungen an ſo manchen ſchönen Zug aus dem hohen Alterthum, die ihr Anblick erweckt, unter die intereſſantern Städte von Ober-Teutſchland. Sie war einſt eine Gränzfeſte der Römer gegen die unaufhörlich für ihre Freyheit kämpfenden allemanniſchen Horden. In ihr ſteht einer der älteſten unter den teutſchen Biſchofsſitzen. Ihre Domkirche iſt ein ehrwürdiges Denkmal der Baukunſt aus dem eilften Jahrhundert. Im mittlern Zeitalter glich ſie an Reichthum, Gewerbſamkeit, Gemeingeiſt und weiſen Ordnungen ihren blühend-

ſten Schweſtern. Oft verſammelten die teutſchen Könige in ihren Mauern die Stände des Reichs um ſich. Eine große Kirchenverſammlung machte ihren Namen in den Annalen des Chriſtenthums, und die Scheiterhaufen der böhmiſchen Reformatoren in den Annalen der geiſtlichen Tyranney unvergeßlich. In ihrer Erde liegt der Leichnam eines verdienſtvollen Beförderers der wiſſenſchaftlichen Cultur in Teutſchland Immanuel Chryſoloras begraben. Und dann ſtellt die Geſchichte ihrer Verfaſſung eines der empörendſten Beyſpiele von gewaltſamer Unterdrückung reichsſtändiſcher Unabhängigkeit dar, die durch das Reichsoberhaupt ſelbſt ausgeführt wurde.

Das goldne Zeitalter dieſer Stadt iſt aber längſt vorüber. Sie zählt in 800 Häuſern nicht mehr als 4000 Einwohner, während ihre Bevölkerung im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts auf 20,000 Seelen ſtieg. Mitten in der reichſten und fruchtbarſten Gegend, an einem großen, mit einem ſchiffbaren Strome in Verbindung ſtehenden See, und von einer Schwaben und Helvetien verbindenden Hauptſtraße durchſchnitten, iſt die Stadt eine der ödeſten in Teutſchland, ihre Gebäude ſind menſchenleer, und ihre Plätze mit Gras bewachſen. Die von dem Kai-

ſer Joſeph angelegte Genfercolonie ausgenommen, die indeß bey weitem nicht leiſtete, was man ſich von ihr verſprach, war in neuern Zeiten Kunſtfleiß und Handel von keiner Bedeutung, und tiefe Armuth drückte einen groſſen Theil der Bewohner. Man hat dieſen Verfall der Stadt der Kirchenverſammlung zur Laſt gelegt; *) aber er iſt erklärbar, ohne daß man nöthig hätte, eine Begebenheit zu Hülfe zu nehmen, die im Gegentheile durch die Menge von Fremdlingen, welche ſie in Conſtanz zuſammen zog, den Wohlſtand ihrer Bewohner befördern mußte. Man weiß, daß die Blüthezeit aller ſüdteutſchen Städte in das fünfzehnte Jahrhundert fällt, und man kennt die Urſachen, die von dort an zuſammen wirkten, um ihren Verfall zu beſchleunigen. Dieſe Urſachen ſtellten in Conſtanz ihre Reſultate um ſo ſchneller und vollkommener dar, da die Stadt im Laufe des folgenden Jahrhunderts den Verluſt ihrer Reichsfreyheit erlitt, wodurch viele Bürger veranlaßt wurden, den Wanderſtab zu ergreifen, während in den Zurückgebliebenen der Geiſt des Emporſtrebens und der Thätigkeit erloſch, deſſen Element die Freyheit iſt. In dieſem Elemente lebten die benachbarten Schweizer; um ſo

*) S. C. Meiners Briefe über die Schweiz. 1. Bd. S. 26. f.

leichter war es ihnen, die Goldströme, die sonst in Constanz zusammenflossen, in ihre Städte abzuleiten.

Als Luther, im ersten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts, die Macht des Pabstes zu erschüttern begann, und seinem Zeitalter die Wiederherstellung des Christenthums in seiner ursprünglichen Reinigkeit verhieß, fand seine Lehre besonders in den Reichsstädten Beyfall, weil hier der Sinn des Volkes auf die Befreyung von jeder Art von Knechtschaft gerichtet war. So kamen auch die Prediger des Evangeliums frühe schon nach Constanz, und mit Aufmerksamkeit und Beyfall ward vernommen, was sie verkündigten. Umsonst wehrten sich einige Geistliche ihres Rechts und ihrer Lehre, und umsonst setzte der Bischof den Neuerern seine Gewalt und sein Ansehen entgegen. Die Parthie der letztern wurde bald die überlegene bey der Bürgerschaft und die herrschende im Magistrate. Am thätigsten wirkte für die Sache des Evangeliums Ambrosius Blaurer, der, in Constanz gebohren, die Mönchskutte in dem wirtembergischen Kloster Alpirspach getragen hatte; aber von dem Geiste der Reformation ergriffen, in seine Vaterstadt zurückkehrte, und daselbst mit der Macht, welche

groſſe Gelehrſamkeit und ungewöhnliche Talente gewähren, ſeine Mitbürger unterrichtete und ermahnte. Immer mehr vergröſſerte ſich die neu gebildete Gemeinde; man traf bereits einige Veränderungen in der Einrichtung des öffentlichen Gottesdienſtes; und nachdem im Anfange des Jahrs 1528 mehrere ſchweizeriſche und oberteutſche Städte, auf dem Tage zu Bern, die Hauptgrundſätze des evangeliſchen Lehrbegriffs anerkannt hatten, glaubten die Conſtanzer, daß es nun Zeit zu entſcheidenden Schritten ſey; ſie ſchafften die Meſſe und die Bilder ab, ſagten ſich förmlich von der römiſchen Kirche los, und zwangen diejenigen, welche nicht in dieſe Reformen einſtimmten, ihre Stadt zu verlaſſen.

Auf dem groſſen Reichstage zu Augsburg im Jahre 1530., auf welchem die proteſtantiſchen Stände dem Kaiſer und Reiche die von Melanchton gefertigte Darſtellung ihrer chriſtlichen Ueberzeugungen vorlegten, erſchienen auch in der Perſon des Konrad Zwick, des Peter Ludhard und des Stadtſchreibers Joachim Mahler Abgeordnete von Burgermeiſter und Rath der Stadt Conſtanz. Aber bey der Hinneigung, die Blaurer immer zur zwingliſchen Abendmalstheorie erwieſen hatte, konnten dieſe Bevoll-

mächtigte nicht zur Unterschrift der sächsischen Bekenntnißformel vermocht werden, mit deren Inhalt sie übrigens, den besagten streitigen Punkt ausgenommen, vollkommen einverstanden waren. Dagegen schlossen sie sich, im Einverständnisse mit Memmingen und Lindau, an die Stadt Straßburg an, welche von ihrem Theologen Martin Bucerus eine besondere Confession hatte verfassen lassen, worinn zwar der wahrhafte Genuß des Leibs und Blutes Christi im Abendmahle behauptet wurde, ohne jedoch Luthers harte Lehre von einer physischen Gegenwart auch bey den Unwürdigen ausdrücklich zu wiederholen. Diese Bekenntnißschrift wurde im Namen der vier Städte, die sie unterzeichnet hatten, von Kaspar Hedio dem Kaiser übergeben, ohne daß ihnen gestattet worden wäre, sie öffentlich vorzulesen. Dagegen fertigten die katholischen Theologen Faber und Eck eine Widerlegung derselben, welche am 17. Oktober den Abgeordneten vorgelesen, und ihnen zugleich auf kaiserlichen Befehl erklärt wurde, daß die Städte, da sie von dem Abendmahl einen verdammlichen Irrthum hegen, die Bilder aus den Kirchen gestürmt, die Messen abgeschaft, die Klöster zerstöhrt, Secten in ihren Schutz genommen, und den gebührenden Gehorsam verweigert haben, un-

geſäumt wieder zur alten Religion zurückkehren ſollen. Umſonſt erbaten ſich die Geſandten eine Abſchrift der Widerlegung, um ſie ihren Magiſtraten mitzutheilen, und das Nöthige darauf erwiedern zu können. Es erfolgte im Gegentheile der bekannte augsburgiſche Reichsabſchied, vermöge deſſen den Proteſtanten eine peremtoriſche Friſt zur Wiederkehr zu der katholiſchen Kirche anberaumt, die Zwingliſchen Darſtellungen der Religionslehren ſtreng verboten, und dem Fiſcale des Kammergerichts aufgetragen wurde, wegen der eingezogenen Klöſter die Spollenklage anhängig zu machen.

Dieſer Beſchluß bewies den proteſtantiſchen Ständen, wie nothwendig es für ſie ſey, ſich treu und feſt unter einander zu verbinden, wenn ſie anders das Kleinod der Gewiſſensfreyheit gegen die Macht des Kaiſers und ihrer übrigen Widerſacher behaupten wollten. Sie hielten zu dieſem Ende (22 December 1530. und 29. Februar 1531.) Zuſammenkünfte zu Schmalkalden, und kamen mit einander überein: „daß, „wenn jemand von ihnen um des göttlichen „Worts, der evangeliſchen Lehre und des Glau„bens oder auch ſonſt um Sachen willen, die „daher folgen, befehdet, vergewaltigt und über-

„zogen würde, die andern sich seiner annehmen,
„und wie es am füglichsten und fruchtbarlich-
„sten geschehen könne, retten und helfen sollen,
„als ob es ihre eigene Sache und sie selbst wären
„angegriffen worden. Kein Theil sollte sich ohne
„die andern in Handlung oder Vergleich einlas-
„sen, diese Vereinigung aber weder dem Kaiser,
„noch einem Stande des Reichs, noch sonst
„jemanden zuwider, sondern einig und allein zu
„Erhaltung christlicher Wahrheit und Friedens
„und Entschüttung unbilliger Gewalt, in Gegen-
„wehr und Rettungsweise vorgenommen und ge-
„meint seyn.“ Der Tag zu Schmalkalden war auch von den vier Städten beschickt worden. Ihre Aufnahme in den Bund fand aber einige Schwierigkeiten, weil sie die augsburgische Bekenntnisformel nicht als die ihrige anerkannten, und die Bundesglieder darauf bestanden, daß mit den Anhängern der zwinglischen Lehre keine Gemeinschaft zu haben sey. Jene Schwierigkeiten wurden aber durch die Erklärung der Gesandten beygelegt, daß sie in der Lehre von dem Abendmahle mit den sächsischen Theologen vollkommen übereinstimmen, worauf denn auch die Aufnahme in den Bund erfolgte. Die Städte bekräftigten die von ihren Bevollmächtigten gegebenen Erklärungen, indem sie die augsburgische

Confession unterschrieben, und sich von nun an in allen Reichsversammlungen und öffentlichen Handlungen dazu bekannten.

Mitlerweile nahm die Spannung zwischen dem Kaiser und den protestantischen Ständen immer mehr überhand. Der schmalkaldische Bund verstärkte sich durch neuen Zuwachs an Genossen und durch Verbesserung seines Organismus. Aber in demselben Verhältnisse, in dem das Gefühl seiner Kraft zunahm, widersirebte er muthiger den Verfügungen des Kaisers. So geschah es, daß seine Häupter im Jahre 1546. in die Acht erklärt wurden. Man griff auf beyden Seiten zu den Waffen. Alles stand im Anfange zum Vortheile des Bundes. Aber Mangel an Energie und Gemeinsinn zerstöhrten die schönen Hoffnungen. Die Stände des teutschen Südens, im Schrecken vor der andringenden Macht des Kaisers, und verlassen von den Heeren der Bundesobersten, unterwarfen sich dem zürnenden Monarchen. Der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen ward bey Mühlberg geschlagen, gefangen, und der Kur und seiner Länder verlustig erklärt. Philipp von Hessen ergab sich freywillig der Gnade des Siegers und ward als ein Gefangener nach Antwerpen abgeführt.

Ganz Teutschland lag dem Kaiser zu den Füßen. Es stand, wie es schien, in seiner Macht, die Religionsstreitigkeiten mit einem Male zu endigen. Er versammelte auf dem Tage zu Augsburg die Stände des Reichs um sich, (1547.) und hier ertheilte er den Protestanten das sogenannte Interim, eine Vorschrift, wie es in Hinsicht auf den Glauben und die Ceremonien gehalten werden sollte, bis durch die Kirchenversammlung alles Zwistige entschieden seyn würde. Es war in derselben zwar die Priesterehe und der Abendmalsgenuß unter beyderley Gestalten zugestanden; dagegen fand sich in allen ihren übrigen Bestimmungen und Anordnungen der Geist und der Buchstabe des Katholicismus so unverkennbar, daß die meisten Protestanten dieses Buch, ohne Verläugnung ihrer heiligsten Ueberzeugungen, nicht annehmen zu können glaubten, und in ihr den ersten Schritt zur gänzlichen Vertilgung ihres Glaubens und ihrer Kirche wahrnahmen.

Die sämmtlichen protestantischen Städte von Oberteutschland hatten schon im Anfange des Kriegs, als das Heer des Kaisers noch in Schwaben stand, durch ihre Gesandten die Gnade des Monarchen erflehet, dem schmalkaldischen Vereine entsagt, und größere und geringere Summen als

Sühneschilling bezahlt. Nur Konstanz blieb dem Bunde getreu, bis er durch die Gefangennehmung seiner Häupter gänzlich vernichtet war. Erst als der Kaiser auf dem Reichstage zu Augsburg angekommen war, schickte die Stadt, nach zuvor erlangtem sichern Geleite, Abgeordnete dahin, um dem Sieger die Huldigung zu bringen, welche die Noth gebot. Eine so späte Unterwerfung konnte in den Augen des letztern von keinem Werth mehr seyn. Es wurde deshalb die Begnadigung an sehr harte Bedingungen geknüpft, und besonders auf der Annahme des Interims, mit allen seinen Modifikationen, bestanden. Die Gesandten machten die dringendsten Vorstellungen; aber der beleidigte Stolz des Kaisers blieb unerbittlich. Da wandte sich der Magistrat selbst (13. July 1548.) in einem demüthigen Schreiben an den Monarchen. „In Sachen, was darinn gesagt, die das Gewissen und das Heil der Seele betreffen, möchte „Se. Majestät keine Gewalt gegen sie gebrauchen. Sie sehen wohl, in wie grosser Gefahr „sie schweben, und sie seyen äusserst geängstiget. „verweigerten sie dem Kaiser den Gehorsam, so „stehe ihnen bevor, Leib und Leben und alles zu „verlieren, gehorchten sie aber, so werden „sie in das Urtheil Gottes fallen, und

„seine Strafen auf sich laden. Kaiserliche „Majestät möchte also bey ihren elenden und „kummervollen Umständen nicht zu hart mit „ihnen verfahren, und bedenken, wie sie im „vorigen Zeiten dem Hause Oesterreich, oft „mit ihrem größten Schaden, immer getreulich „gedient, auch ferner zu allem bereit wäre, was „in ihren Kräften stehe. Obwohl ihre Einkünfte „sehr gering seyen, so wollten sie doch 8000 „Goldgulden und vier Stück Geschütz geben. „Dabey beten sie aber noch einmal, sie bey ihrer „nun schon 20 Jahre gehabten Religionsübung „zu lassen, bis auf ein rechtmäßiges Concilium, „und ihnen nichts Unmögliches zuzumuthen.“ Diese Vorstellung blieb lange unbeantwortet. Erst am 5. August gab der Bischof von Arras die Erklärung: „Weil der Kaiser sehe, daß den Con„stanzern um den Frieden nicht zu thun sey, „so werde er auf andere Mittel Bedacht nehmen.“

Diese Mittel waren in dem Augenblicke, in dem diese Erklärung erfolgte, bereits angewendet worden. Man hatte nämlich an dem kaiserlichen Hofe beschlossen, sich der Stadt durch hinterlistige Gewalt zu bemächtigen, und dann an ihrer Bürgerschaft eine recht empfindliche Rache zu

nehmen. Zu dieſem Ende waren in der Nacht vor dem beſagten Tage 3000 Mann ſpaniſchen Fußvolks, unter den Befehlen des kaiſerlichen Kriegsoberſten Alfonſus Vives, in Ueberlingen aufgebrochen, um Conſtanz unverſehens zu überfallen. Ein Theil des Heeres rückte durch den Wald vor, um die Stadt zu einer Stunde anzugreifen, wo der gröſste Theil der Innwohner in den Kirchen des Gottesdienſtes pflegte, der andere Theil aber blieb in dem Walde zurück, um ſich nach den Umſtänden zu bewegen. Drey bürgerliche Wächter hatten das Geräuſch im Walde vernommen. Sie liefen hinzu, um zu ſehen, was ſich begebe. Aber ſie wurden von den Spaniern ergriffen, und mit dem Tode bedroht, wenn ſie den geringſten Lärmen machen würden. So rückte der Vortrab des Heers in tiefer Stille gegen die ſorgloſe Stadt hervor. Mittlerweile hatte auch die Wache in der Vorſtadt Petershauſen, jenſeits des Rheins, auf welche der erſte Angriff gerichtet war, Verdacht geſchöpft. Sie machte davon ihrem Befehlshaber die Anzeige. Dieſer eilt zu dem Bürgermeiſter mit der Meldung, man wittere einen Ueberfall. Es iſt früh 2 Uhr. Der Rath verſammelt ſich. Die Bürgerſchaft wird zu den Waffen gerufen. Mit dem grauenden Tage zeigen ſich die Vorpoſten der

Spanier. Zweyhundert Bürger beſetzen die Zugänge der Vorſtadt. Bald ſtürzt der Feind, der durch durch den beynahe trockenen Graben herbey geſchlichen war, auf die Wachen los. Auch ſein Hinterhalt ſtürmt aus den Walde heran, und erbricht mit Ungeſtüm ein Thor. Die Bürger leiſten den tapferſten Widerſtand. Sie feuern mit grobem Geſchütze unter die Andringenden. Gleich im Anfange des Gefechts fällt Alfonſus Vives. Demungeachtet wird der Feind Meiſter der Vorſtadt. Lange und hartnäckig ſtreiten die Bürger auf der Rheinbrücke. Sie ziehen ſich allmählig nach der Stadt zurück. Mit Heftigkeit beſtürmen die Spanier das Thor. Das ſchwere Geſchütz wirkt fürchterlich zerſtöhrend von den Mauern und Thürmen unter ſie. Viele werden getödtet, mehrere verwundet. Des vergeblichen Strebens müde, weichen ſie wieder in die Vorſtadt hinüber, und zünden die Brücke hinter ſich an. Nach vielen begangenen Ausſchweifungen brachten ſie die Leichname ihrer Erſchlagenen auf einen Haufen, und übergaben ſie ſammt der Vorſtadt den Flammen. Von der Bürgerſchaft waren 111 Mann geblieben; der Verluſt der Spanier dagegen wurde auf 500 Mann geſchätzt. Die Ausgezeichneteſten unter den erſtern waren Jakob Mendlishöfer,

ein gelehrter Arzt, und der ansehnliche Patricier Dominicus Hochreitner.

So tapfer und mannhaft hatten die Constanzer für ihre Selbstständigkeit und für die Freyheit des Gewissens gegen die Macht des Kaisers gekämpft, vor der damals ganz Teutschland zitterte! Ein Zug von Todesverachtung, der den schönsten Thaten des Alterthums gleicht, darf auch hier nicht vergessen werden. Am heissesten war, wie wir bemerkt haben, der Kampf auf der Brücke, weil hier der Feind mit reissender Kraft gegen das Stadtthor andrang, dessen Fallgitter durch Verrätherey unbrauchbar gemacht worden war. Lange hatte hier unter den vordersten Bürgern ein Metzger gestritten, dessen Namen die Zeitbücher leider verschwiegen. Nachdem er mehrere Feinde getödtet und die Angriffe der andern oft zurück geschlagen hatte, stürzten endlich in demselben Augenblicke zwey Spanier auf ihn los, unterliefen sein Schwerdt, und suchten ihn zu Boden zu werfen. Bald sah er, daß er vergeblich der überlegenen Kraft widerstehe. Da umfaßte er die beyden Feinde, drang gegen den Rand der Brücke, und begrub sich sammt ihnen in den Fluthen des Rheins.

Der Kaiser gerieth in die äußerste Entrüstung, als ihm die Kunde von den Ereignissen gebracht wurde, die sich zu Constanz begeben hatten. Wie kränkend mußte es für seinen Stolz seyn, eine einzelne, vergleichungsweise unbedeutende Stadt gegen sich im Aufstande zu sehen, während so viele mächtige Fürsten in zahmer Unterwürfigkeit seinem Gebote harrten? Und wie leicht war es, bey der damaligen Erregbarkeit der Gemüther, daß ein solches Beyspiel andere Unterdrückte zur Nachahmung ermunterte? — Er sprach deßhalb die Acht über den Rath und die Bürgerschaft der treulosen Stadt aus, und beschloß an den Ungehorsamen die empfindlichste Rache.

Als die erste Freude über die so glücklich gelungene Rettung der geliebten Heimath vorüber war, fiengen die Constanzer an, die Folgen dieses blutiges Tages zu bedenken. Es war leicht zu berechnen, wie der Zorn des Kaisers ihnen vergelten werde; auch hatte man wohl einen Ueberfall abschlagen können, aber man hatte keine Mittel, um sich gegen einen regelmäßigen Angriff zu vertheidigen. Ueberdies beruhte alle Hoffnung der Stadt auf ihrer eigenen Kraft; wer hätte es wagen dürfen, ihr Hülfe gegen den Kaiser zu schicken? Es entstanden Mißhelligkeiten und Par-

theyungen. Die Bürger, deren Sinn noch immer auf der alten Lehre ſtand, erhuben ihre Stimme, und forderten, daß man durch Flehen und Unterwerfung gröſſerm Unglücke vorbeugen müſſe. Die Furchtſamen traten auf ihre Seite. Die Verſtändigen begriffen, daß mit ſo kleiner Macht nichts gethan ſey. So wandte ſich denn der Rath an etliche Fürſten, und beſonders an die benachbarten Eidgenoſſen, mit dem Geſuche, daß ſie den Handel bey kayſerlicher Majeſtät vermitteln möchten. Die letztern verſammelten ſich zu Baden, und verſprachen den Bedrängten ihre Verwendung, jedoch nur unter dem Vorbehalt, daß ſie erſt das bey ihnen ſich befindliche ſchweizeriſche Volk beurlauben, den Biſchof und das Domcapitel wieder einſetzen, und das Interim annehmen ſollten. Die Bürgerſchaft wurde über dieſe Vorſchläge vernommen. Man beſchloß in der Noth ihre Annahme. Die Geſandten der Eidgenoſſen erſchienen vor dem Throne, und baten um Schonung für ihre Nachbarn. Aber kalt und trocken antwortete ihnen der Kaiſer: „es nehme ihn Wunder, daß ſie für Leute „bitten mögen, die von ihm in die Acht erklärt „worden.“ — „Der erſte Punkt aller weitern Unterhandlung, ward hinzugeſetzt, ſey unbedingte Unterwerfung.“

Diese Erklärung vernichtete vollends die letzten Hoffnungen der Constanzer. Ambrosius Blaurer und acht Prediger, so wie mehrere von den evangelisch gesinnten Bürgern, an dem Siege ihrer Sache verzweifelnd, flohen aus der Stadt. Alles war mit der äußersten Bestürzung erfüllt. Zudem durfte man nicht säumen, eine Entschließung zu nehmen, da das kaiserliche Volk noch immer auf dem Lande umher lag, den Eingeschlossenen alle Zufuhr abschnitt, und sie täglich mit einem neuen Uiberfall bedrohte. Aber allen Parthien graute vor der unbedingten Unterwerfung. Denn wer bürgte dafür, daß der Kaiser in diesem Falle nicht alle Strafen an Schuldigen und Unschuldigen vollzog, welche die Gesetze denen zuerkannten, über welche das Urtheil der Acht ausgesprochen war? In dieser Noth glaubte man sich das Aeußerste erlauben zu dürfen, und selbst die Unabhängigkeit der Stadt hielt man für kein zu großes Opfer, wenn dadurch der gänzliche Untergang, und die Greuel der Plünderung und der Hinrichtung vermieden wurden. Man eröffnete Unterhandlungen mit dem damaligen römischen Könige, dem Erzherzoge Ferdinand von Oesterreich, Bruder des Kaisers, und erbot ihm, daß sich die Stadt an das Erzhaus zu ergeben bereit sey, unter der Be-

dingung, daß er die Ungnade des Kaisers abwende. Es versteht sich, daß dieß Ansinnen mit vollkommener Zufriedenheit aufgenommen wurde. Nicolaus von Pollweiler erschien als österreichischer Bevollmächtigter in der Stadt, und versicherte sie des Schutzes des Königes und seines Herrn. Am 13. Oct. machte er den Einwohnern die Bedingungen bekannt, unter welchen der letztre bereit war, ihnen Verzeihung des Vergangenen zu bewirken. „Sie sollten den König und „seine Erben als ihre rechtmäßige Herren in Zu„kunft anerkennen, ihnen Treue und Gehorsam „leisten, nie von ihnen abfallen, und sich mit „sonst niemand in Bündnisse einlassen. Was der „König und seine Beamten der Religion halber „verordnen würden, dem sollte nachgelebt werden. „In Kriegen und andern öffentlichen Geschäften „sollten sie dem Könige und seinen Erben gewär„tig seyn, und alles Befohlne ausrichten, gleich „den übrigen Unterthanen.“ Diese Punkte wurden beschworen. Es verordnete dann der österreichische Bevollmächtigte, daß die Kasse der Stadt, ihr Geschütz und ihre Archive ausgeliefert werden sollten. Die Güter der Entflohenen wurden in Verzeichnisse gebracht, die anwesenden Einwohner aber entwaffnet. Die noch übrigen evangelischen Prediger mußten innerhalb acht Ta-

gen die Stadt verlaſſen; das Beſuchen der Predigten in der Nachbarſchaft ward ſtreng verboten. Den Kloſterfrauen ließ man die Wahl, entweder wieder in ihre Orden zu treten, oder auszuwandern. Der Reichsvogt Blaurer und die meiſten übrigen Glieder des Raths ergriffen den Wanderſtab, und ließen alles ihrige im Stiche. Den ſämmtlichen Zünften wurde ein kaiſerlicher Brief vorgeleſen, des Inhalts, daß die über die Stadt Conſtanz ausgeſprochene Reichsacht von nun an aufgehoben ſey.

Am Samſtage nach Pauli Bekehrungstage (26. Jan.) 1549. ſchwuren die Bürgermeiſter, der große und kleine Rath und die gemeine Bürgerſchaft den förmlichen Huldigungseid in die Hände des Niclaſen von Pollweiler ab, wobey ſie ſich verbindlich machten, „der römiſch „königlichen Majeſtät, als regierenden Fürſten „und Herren des löblichen Hauſes Oeſterreich, „dero geliebten Söhnen und all derſelben Erben „und Nachkommen, Fürſten von Oeſterreich, itzt „und hinfüro in ewige Zeit getreu, gehorſam, „dienſtlich und gewärtig zu ſeyn, Se. Majeſtät „und ihre Erben für ihre rechte natürliche Erb„herrn und Landesfürſten zu halten und zu er„kennen, und ſich von denſelben itzt und in künf-

„tiger Zeit keines Wegs abzuwerfen, — was der „König und derselben verordnete Gewalt und Be„fehlshaber zur Erhaltung der wahren, alten, „christlichen Religion und andern guten Policey, „für Regiment, Ordnungen und Satzungen auf„richten und fürnehmen werden, darwider keines „Wegs zu handeln, noch fürzunehmen, — und „sich jederzeit als fromme, getreue und gehor„same Unterthanen der königlichen Majestät und „des löblichen Hauses Oesterreich zu halten und „zu erzeigen.“

So war denn die so lange treu und mannhaft behauptete Freyheit von Constanz erloschen und vernichtet, und die alte achtbare Reichsstadt in eine fürstliche Landstadt verwandelt. Zugleich wurde in Hinsicht auf die Religion wieder alles auf den alten Fuß gesetzt, überall der evangelische Sauerteig ausgefegt, Kirchen und Klöster ihren vorigen Besitzern eingeräumt, und jede Abweichung von dem kathol. Bekenntnisse mit den strengsten Strafen bedroht. Am 11. May 1551. nahm auch der Bischof, in Person, von seiner Kathedrale wieder Besitz, nachdem er einen prächtigen Einzug, mit 80 Pferden, in die Stadt gehalten. Er hatte von der letztern eine Schadloshaltung von einer Million Gulden gefordert, welche Summe

aber von dem Kaiser auf 20,000 Gulden herabgesetzt worden.

Unterdessen erregte das Schicksal der guten Stadt Constanz in ganz Teutschland das größte Aufsehen. Die Protestanten erhuben, zumal nachdem sich ihre Sachen durch die glücklichen Unternehmungen des Kurfürsten Moriz von Sachsen wieder gehoben hatten, ein lautes Klagegeschrey über diese gewaltthätige Mißhandlung ihrer Glaubensgenossen, und forderten trotzig, daß das Evangelium in einer Stadt wieder eingeführt werde, der es so unbefugt entrissen worden sey. Aber auch von den Religionsverhältnissen abgesehen, erschien diese von dem Kaiser einseitig verfügte Vertilgung eines Reichsstandes anmassend und höchst bedenklich, und besonders die Reichsstädte glaubten, daß nach einem solchem Vorgange keine aus ihrer Mitte ihrer Unabhängigkeit sicher sey. Es erfolgten deßhalb Klagen und Beschwerden von allen Seiten an dem kaiserlichen Hofe, und auf jedem folgenden Reichstage kam die Wiederherstellung von Constanz zur Sprache. Es war der gemeine Sinn der Stände, „diese Stadt aus ihrem Mittel niemals abreissen „zu lassen.“ Besonders verwandte sich der schwäbische Kreis mit Eifer für die Wiederherstellung dieses seines Mitstandes, und forderte wiederholt,

„es sollte die Stadt für sich frey verbleiben, bey „ihrem alten, des Reichs und der schwäbischen „Stände Herkommen geschützt, und die Sachen „dahin geordnet werden, daß der Magistrat zu „Constanz fürhin, für sich in seinem und der „Stadt Namen, seine Gesandte, wie bis dahin „beobachtet worden, auf die ausgeschriebenen „Kreistäge auswählen und abschicken sollte.“ Worauf der König Ferdinand (22. Apr. 557.) entgegnete: „Die Stadt Constanz habe in ihren bedränglichen Umständen seinen Schutz und Beystand angesucht, und sich freywillig an ihn und an sein Haus ergeben. Er werde auch jederzeit bereit seyn, die Rechte dieser Stadt zu schützen, und sie auf den Reichstagen zu vertreten, so daß das Reich niemals Ursache haben sollte sich zu beschweren, als wenn durch den Verlust dieser Stadt dasselbe an seinem Ansehen etwas verlohren hätte. Noch werde er nicht gestatten, daß von den Beyträgen, welche die Stadt dem Reiche zu entrichten habe, dasselbe im mindesten benachtheiligt werden soll. Bey allen Vorfallenheiten werde er den Reichsbeytrag für Constanz entrichten.“ Man säumte nicht, die Unzulässigkeit dieser Gründe und Zusagen darzuthun. Aber was in den Händeln der Schwächern mit den Gewaltigen so oft der Fall ist, geschah auch

hier, daß nämlich die Macht den Sieg davon trug über das Recht.

Drittehalb hundert Jahre blieb das Haus Oesterreich im Besitze dieser schönen Erwerbung. Da begann in unsern Tagen die Stürme im Westen, und drohten allem Bestehenden, ohne Rücksicht auf Recht und Würde, den Untergang. Große Unglücksfälle trafen die Heere Oesterreichs. Nach denselben schien es nicht mehr behaupten zu können, was es früher in Schwaben erworben hatte. Doch ließen ihm die Verträge von Campo Formido und Lüneville den Besitz von Constanz noch immer ungestöhrt, ob man gleich den Grundsatz, aus dem die Abtretung des linken Rheinufers hervor gieng, so leicht auch auf sie anwenden konnte, zumal da sie sich sehr schicklich zu einer Entschädigung für die Schweitz eignete. Die Constanzer segneten diesen Gang des Schicksals. Denn sie waren ihrem Regentenhause mit herzlicher Treue ergeben, und erkannten und schätzten die Milde, die in der österreichischen Administrationsweise den hervorstechendsten Zug bildet. Diese Gesinnung erprobten sie besonders während des für ihre Stadt äußerst verderblichen Feldzugs von 1799. Der General Oudinot hatte nämlich in Verbindung mit dem helvetischen Generale Keller wiederholte Versuche

gemacht, um die Bürgerschaft zu bewegen, daß sie die Einverleibung ihrer Stadt in die schweizerische Republik verlangen sollte. Man unterstützte die Aufforderung mit Versprechungen und Drohungen, und erneuerte sie immer ernstlicher. Aber die Constanzer erklärten ihre patriotische Gesinnung fest und bestimmt, indem sie an Dubinot schrieben: „Seit Jahrhunderten ist unsre Stadt der österreichischen Gerichtsbarkeit zugethan. Die Regierung ist gegen uns gelinde. Wir zahlen der Abgaben wenige, genießen hingegen der bürgerlichen Freyheiten so viele, als man sonst schwerlich in einer Monarchie genießen wird. Die siegreichen französischen Waffen haben unsern dem Hause Oesterreich geleisteten Eid der Treue nicht aufgelöst; sie haben nur die Wirkung desselben suspendirt. Unsre gegenwärtige Lage, und die Unmacht, in der wir uns befinden, legen uns die Verbindlichkeit auf, uns jeder Gewalt zu unterwerfen. Aber die gleichen Ursachen, so wie die Grundsätze der Rechtschaffenheit, gebieten uns auch, jene Bande nicht eigenmächtig zu zerbrechen, welche uns mittelst des Eides der Treue an das Haus Oesterreich knüpfen. *)

*) S. meine Denkwürdigkeiten zur Geschichte von Schwaben, während der beyden Feldzüge 1799. und 1800. S. 111. ff.

Aber der unglückliche Friede von Preßburg hat diese Bande gebrochen! Doch ist das Loos der Stadt Constanz aufs Liebliche gefallen, indem sie der weisen und humanen Regierung des Kurfürsten von Baden überlassen ward, dessen Bevollmächtigte sie am 12. Jan. 806. in Besitz nahmen.

Inhalt.

Seite

1. Wilhelm von Grumbach. (Beſchluß.) 1

2. Ueber Johann Arndt und ſeinen religiöſen Geiſt. 44

3. Der Sieg bey Höchſtädt am 13. Auguſt 1704. 68

4. Der Untergang des Hauſes Hohenſtaufen. 129

5. Ueber Martin Cruſius und ſeine ſchwäbiſchen Annalen. 213

6. Wie die Stadt Conſtanz ihre Reichsfreyheit verlohren hat. 237

Wohlgemeyntes,
in Vernunft und Schrift beſtgegründetes,
jedoch unmaßgebliches

Gutachten,

über die
Wahlfähigkeit eines Landtagsdeputirten
in
Wirtemberg;

auf ausdrükliches Verlangen
der ehrſamen Amtsverſammlung zu Ypſilon,
ſalvo meliori, geſtellt,
aus Liebe zur Wahrheit an den Tag gegeben,
und
den ſämtlichen wirtembergiſchen Ortsmagiſtraten
devoteſt dedicirt

von

Sebaſtian Käsbohrer,
p. t. Schulmeiſter in Gansloſen.

Gedrukt am erſten April
1797.

Auch ein Text
zu einer Landtagspredigt.

Βλεπετε ουν πως ακριβως περιπατειτε μη ως ασοφοι, αλλ' ως σοφοι· εξαγοραζομενοι τον καιρον, ὁτι — αι ἡμεραι πονηραι εισι. —

Paulus.

Wenn die Katze einmal Schmeer gefressen hat, so frißt sie es öfter! — so wirst du, mein liebes, ehrenwerthes vaterländisches Publikum! bey dir selbst denken, wenn du mich abermal in der Mitte deiner politisch-literarischen Sprecher und respective Schreyer auftretten, und mich, ein neues Opusculum in der Hand, mit einem langen Kratzfusse, ganz freundlich und demüthiglich vor deinen Schranken erscheinen siehst. Erst, werden vielleicht die hochweisen Herrn und Frauen auf der vordern Bank, so gut als die extraklugen Sanskuloten in der Ofenecke, einander in die Ohren raunen, — erst hat uns dieser naseweise Schulmonarche mit seiner abgeschmakten Adelsapologie gebrandschatzt, und ob er gleich von seinem Nachbar Jeremies gar weidlich darob gezüchtiget worden, so läßt er doch das Brandschatzen nicht bleiben, und stümpert nun gar in eine neue Materie hinein, die

doch von dem Herrn Magiſter Märklin von Stuttgardt, von dem Herrn Hofrathe Heßler von Vaihingen, dem Herrn Kanzleyadvokat Rümmelin zu Ludwigsburg, dem Herrn Landſchaftsconſulent Kerner, dem Herrn Amtsſchreiber Volley zu Waiblingen, und andern nicht minder gewichtigen Anonymis und Pſeudonymis, ſo gründlich behandelt, und ſo ganz abgethan iſt, daß man überall nicht abſehen kann, was ein ärmlicher Dorfſchulmeiſter noch zu den Diskuſſionen dieſer hochgelehrten Herrn ſollte hinzuzuſetzen wiſſen; — fährt der alte Sünder in dieſem Verhältniſſe fort zu ſchriftſtellern, ſo wird er bald ein ſo gewaltiger Autor vor dem Herrn, als unſer ſeelige Herr Etatsrath von Moſer; und wenn dann am Schluſſe des Jahrhunderts eine neue Ausgabe von dem gelehrten Wirtemberg erſcheint, ſo wird ſein Artikel in demſelben eben ſo viel Raum einnehmen, als in der anizt kurſirenden Ausgabe der Artikel Balthaſar Haug.

Doch

Doch richtet nicht vor der Zeit, meine lieben Leser! — Freylich iſt es noch nicht gar lange, daß ich den feſten Entſchluß gefaßt habe, nicht mehr öffentlich zu ſprechen, und eher die Alb und den Schwarzwald einſtürzen zu laſſen, als meine Feder wieder zu ergreifen. Die Urſache dieſes Entſchluſſes iſt euch allen bekannt, und mein Hans Willibald Panzhaaf hat euch von dem jämmerlichen Zuſtande, in den ich durch die Thränen des wirtembergiſchen Jeremias verſezt worden bin, ein ſo rührendes Gemählde inſinuirt, daß euch nichts begreiflicher ſeyn kann, als die Entſtehung jenes Entſchluſſes. Allein die Umſtände haben ſich unterdeſſen geändert, und ich komme in meiner philoſophiſchen Bekehrung dem Durchbruche immer näher, ſo daß ich anfange, an den Punkt zu gelangen, auf dem man im Stande iſt, alle Urthelle der Welt zu verachten. Hierinn beſtärkt mich nichts mehr, als die vielen Beyſpiele von demſelben Sinne, die ſelbſt unſre vaterländiſche hiſtoria litteraria ſuppeditirt. Wer nicht gegen Real-

und

und Verbal-Injurien eine eherne Stirne hat, der darf nichts schreiben, sagt ein Schriftsteller von Profession, und hätte z. E. unser Herr Prälat Roos zu Anhausen auf das Geschwäze der Leute zu Berlin und Jena achten wollen, so wäre er nicht über die Fußstapfen des Glaubens Abrahâ hinausgekommen.

Indessen mögen dieser und andere Herrn zur Fortsezung des schriftstellerischen Gewerbes Gründe haben, welche sie wollen; derjenige der mich bestimmt, ist wenigstens so rein, so ächt, und so uneigennüzig, daß mir, mein Werk falle auch aus, wie es wolle, doch der Beifall der strengsten moralischen Rigoristen nicht entgehen kann, in dem bekanntlich, nach ihrem Urtheile unsre Handlungen nicht durch ihre Materie, sondern immer nur durch ihre Form geheiliget werden. Mag der eine aus Ruhmsucht, der andere aus Hunger, der dritte aus langer Weile, der vierte aus Glaubenseifer, der fünfte aus Geniedrang schreiben, — ich schreibe aus Patriotismus, und aus herzlicher, redlicher Anhänglichkeit an mein liebes

liebes Vaterland, und an die durch das löbliche Herkommen in demselben bestätigte Verfassung. Freilich begreift der gröste Theil unsrer Landsleute eine solche Gesinnung nicht; am wenigsten aber unsre alten und jungen demokratischen Springinsfelde, welche alles tadeln, alles verachten, alles umkehren, alle Kirchthürmer auf die Spize stellen, alle Ströme die Berge hinaufleiten, und ihre Uhren nicht mehr nach der Sonne, sondern die Sonne nach ihren Uhren richten wollen. Mögen sie's so ferner machen! Unser einer lachet ihrer und ihrer Thorheit, und Sebastian Käsbohrer blikt freudig und kühn umher, auf alle grossen und kleinen Staaten in Deutschland und Europa, sucht ein Wirtemberg und findet keines, sieht überall Zerrüttung und Unordnung und nur in seiner Gränze Friede, steigt hinauf in das Dachfenster seines Hauses, und vergnügt in seinem Herz, singt er sein fröhliches ipse fecit ins Thal hinab:

Kommt, Buben! kommt mit mir, und preißt,
Das Land, wo Milch und Honig fleußt,
Das Wirtemberger Land! — ꝛc. ꝛc.

In

In dieſen römiſch-chriſtlichen Patriotismus werde ich mich aber auch, gleich als in einen ſteifen, fingerdicken, wohl ins Waſſer geſchlagenen, und auf den Naaten mit Wachstuch beſetzten Reutmantel, einhüllen, wenn dieſer mein zweyter ſchriftſtelleriſcher Verſuch daſſelbe Schikſal, wie der erſte haben, und von Leuten, die ſeinen Sinn nicht faſſen, wüthend beſchnarcht, oder von irgend einem armen Teufel beweint werden ſollte. Ich ſehe auch wirklich dieſes Schikſal ſchon wieder im Geiſte voraus, ohne eben den Wahrſager-Geiſt des Mädchens von Philippi empfangen zu haben, weil ich auch hier aus meinem Syſteme argumentiren, und ſo wie immer, auf mein primum principium bauen werde, daß in Staatsſachen der Vernunft ſo wenig eine Stimme zukomme, als in Sachen des Glaubens, und daß hier alles, theils durch das wohlhergebrachte Herkommen, theils durch die Willkühr des Regenten beſtimmt werden müſſe. Mag denn Alt und Jung wider mich ſchreyen, mag die ganze Brut, die in Cotta's Schule gezü-

gezügelt worden, sich wider mich empören, ich werde in meiner redlichen Einfalt schweigen, und mich herzlich an ihren grimmigen Gesichtern ergötzen. Machen sie es aber zu arg, dann soll sich mein Willibald, mit seiner Peitsche, gegen sie erheben, und sie so lange geiseln, bis ihr Geiferfluß versiegt, wie mein Weinfaß, nach dem Besuche der blauen Herrn aus der Bande des Monsieur Laroche.

Doch es ist Zeit, daß ich zur Sache komme, ob ich gleich unserm feinen Weltreformatoren noch manches ernstliche Wort in generali an das Herz zu legen hätte. Aber ich breche ab, indem ich die langen Vorreden nicht liebe, und dabey besorge, ich möchte, wenn ich den Strom meines Eifers nicht hemmte, in den Fehler meines hochwürdigen Ehrenpastors fallen, der sich nicht selten in dem Eingange seiner Predigten so sehr vertieft, daß er das Thema und die Abtheilungen oft, nach seinem eigenen Ausdrucke, unter der Zunge erstiken muß. Also ohne weitere Prolegomena ad rem!

Wenn

Wenn man von der Festung Hohen-Neuffen eine gerade Linie heraufzieht, bis auf die Spitze des Obelieks, der zwischen dem Kloster Lorch, und jener dikkatholischen Reichsstadt, welche längst als die Stappelstadt der falschen Münzer berüchtigt ist, auf der linken Seite der Landstrasse errichtet steht, und dann diese Linie längst der Rems hinunter verlängert, bis an ihre Mündung, so entsteht ein ziemlich gleichseitiges Dreyeck, dessen Basis der Neckar beschreibt. Ungefähr in der Mitte dieser Fläche, unter gleichem Meridian mit dem Wohnsitze der Hummelsbegraber, liegt ein kleines Landstädtchen, angefüllt von einem derben Schlage braver, guter, altdeutscher Wirtemberger, die sich, schlecht und recht, von ihren Weinbergen, Bohnenländern, und Welschkornäkern nähren, und bey der gewissenhaften Wachsamkeit ihres Herrn Specials, von dem versuchten Gifte der Aufklärung so wenig wissen, als die Esquimaux von Tobias Maiers Mondstafeln, oder mancher unsrer hochnasigen Kanzley-

leyherrn von den Abentheuern Eberhards des Greiners; — und der Name des Städtchens heißt Ypsilon. „Ypsilon? der Schulmeister von Gansloſen iſt ein Narr und ein Lügner!“ — höre ich hier meine höchſt- und hochzuverehrenden Leſer ausrufen, indem ſie ein wirtembergiſches Ypsilon weder in Abders Geographie, noch auf der Maieriſchen Charte finden, noch bey ihrem landeskundigen Stadtboten erfragen können. Doch, Geduld! meine Herrn, ich geſtehe meine kleine Nothlüge. Ypsilon iſt ein nomen fictitium, — und der Erfolg wird euch lehren, warum ich zu dieſem kleinen ſchriftſtelleriſchen Handwerksvortheile meine Zuflucht genommen habe. Nur ſo viel einſtweilen provisoriſch, daß es nicht aus Furcht vor unſrer Cenſur geſchah. Denn thäte dieſe ihre Schuldigkeit, ſo ließ man unſre wirtembergiſchen Paine's, Briſſots, und Condorcets ihr Weſen nicht ſo ungehindert treiben, und machte ſie nicht noch oben drein — was Gott geklagt ſey — zu Geheimenräthen!

In diesem Städtchen lebt ohne Amt und Titel, von dem Ertrage seiner Güter und Kapitalien, ein gewisser Herr Theophil Gmelin, der ehemals im theologischen Stifte zu Tübingen die Gottesgelahrtheit studirt, und wie es bey uns die löbliche Gewohnheit ist, die Meisterschaft erlangt, aber auf seinen Vikariaten ein Loch durch den Kirchenrok gebohrt, zur wohlverdienten Strafe seiner Fleischeslust die priesterliche Weihe und das Magisterium verloren, und sich dann nolens volens wieder in den Pfuhl der Profanen zurücke geworfen hat. Dieser Herr Gmelin ist ein Mann von einer erschröklich grossen Gelehrsamkeit, aber eben so verkehrt als gelehrt, — ein Socinianer, ein Atheist, ein Semlerianer, ein Kantianer, ein Neologe in allen Stücken, und in Absicht auf seine politische Meinungen, dem aufrührischen Adolph von Knigge, und dem gebrandmarkten Schildwächter Rebmann so ähnlich, als — ein Dreckkäfer dem andern.

Gegen

Gegen über von seinem Hause wohnt der erste Bürgermeister des Orts, Herr Sigmund Wurstsak, ein alter ehrlicher Graukopf, von Metier ein Bauer und Brandweinbrenner, der sich seiner Tage nie viel um den Schaden Josephs gekümmert, sein Wesen stille und friedlich getrieben, sich in allem an den Herrn Oberamtmann submissest angeschlossen, und auf dem Rathhause nie sonderliche Wunder gethan hat; übrigens ein guter, braver Mann, und so sanft und mitleidig, daß er es nie über sein Herz bringen konnte, auch nur eine Floh zu knicken, hätte sie gleich noch so unverschämt auf der Kehrseite seiner glänzenden Hosen gegrubelt.

Theophil Gmelin und Sigmund Wurstsak waren immer gute und einträchtigliche Nachbarsleute, und dienten und halfen einander bey jeder Gelegenheit. Aber seit ungefähr 3 Jahren, ward dies gottgefällige friedliche Benehmen plözlich unterbrochen. Der Burgermeister wurde Wittwer, und — da die Alten, wie man weiß, oft noch einen viel lüsternern

Gau-

Gaumen haben, als die Jünglinge. — so heirathete er eine derbe, rasche Predigerstochter aus der Reichsstadt Reutlingen, und brachte auf diese Weise eine französische Haube weiter in die kleine Stadt. So gleich gab es Spahe und Irrungen über die Maaßen, zwischen der neuen Madame Wurstsak, und der Frau Ermagister inn, und da die Weiber die Herzen der Männer leiten, wie die Wasserbäche, so hatte auch die Eintracht der beyden Herrn ein balziges Ende.

Eine jede von diesen beyden Frauen wollte mehr seyn, und mehr gelten, als die andere, und da erhub sich zwischen ihnen eine Eifersucht, die oft bis zu den unanständigsten Thätlichkeiten ausbrach. Jede wollte die artigste und die geschmakvollste, jede die schönste und die liebenswürdigste seyn; und doch waren sie beede so häßlich, daß man sich bey ihrem Anblicke der Vermuthung nicht erwehren konnte, ob nicht hier die Natur ein Paar Fratzengesichter aus Hausleutners Gallerie der Nationen haben kopiren wollen? — „Sie ist" sprach die

Wurst-

Wurstsakinn bey sich selbst, eine elende Exmagisterinne, vor der kein Knabe die Kappe lüpft, und noch oben drein eine verächtliche Hure, die vor der Kopulazion Hochzeit gemacht hat; und ich, ob ich mir wohl auch ehemals manchen lustigen Tag, und manches lustigere Nächtchen, mit den Herren von Tübingen gemacht habe, ich will den sehen, der mich mit ihr vergleiche." Die Madame Theophil aber erwiederte: „Das Weib eines studirten Mannes steht lange noch neben keine armselige Bürgermeisterinn, die, sie mag sich auch parfumiren, wie sie will, noch immer nach dem Brandweinhafen stinkt, oder nach dem Stallkorbe, den sie von den Schuhen ihres Herrn Gemahls gewaschen hat." — Es war keine Hochzeit, keine Leiche, kein Kindbettschmaus, wo nicht die beyden Weiber einander neften, oder an einander aufstanden, wie die erzürnten Hähne; und manche Supre wurde verbrannt, manches flächsene Hembd wurde von dem glühenden Vegelstable braun, weil die Köpfe immer entweder von der ver-

vertrakten Exmagisterinn, oder von der fatalen Brandweinbrennerin voll waren.

Es hätte für die leztre kaum ein gröſſerer Triumf bereitet werden können, als die Ankündigung des allgemeinen Landtages. Denn nun lag ſie ihrem Alten Tag und Nacht in den Ohren, daß er alles anwenden ſollte um zum Deputirten erwählt zu werden; und ihr Sieg über die Madame Gmelin ſchien ihr auf ewig entſchieden, wenn es ihr gelänge, als Volksrepräſentantin, wie die Neuern zu ſprechen beliehen, aufzutreten. Es zeigte ſich auch ſogleich ein ſehr günſtiger Umſtand für ihre Hoffnungen. Sie hatte ehemals mit dem Oberamtmann, als dieſer noch zu Tübingen zu Hofackers Füſſen ſaß, Bekanntſchaft gemacht, und da dieſe Herrn alle Wahlen der Amtsverſammlungen leiten, wie der Müllerpurſche ſeinen Eſel, ſo knüpfte ſie die alte Bekanntſchaft aufs Neue an, machte dem geſtrengen Herrn öftere nikodemiſche Beſuche, körnte ihn mit dem gewöhnlichen Kö-

der

der des weiblichen Geschlechtes an, und erhielt — præstita taxa — sein Wort. Aber das Schlimmste — dem alten, ehrenfesten Sigmund graute vor dem Landtage. „Laß mich, liebes Weib! sprach er, ich tauge nicht unter die Herren in Stuttgardt hinein. Welthändel kümmern mich überhaupt nicht mehr; und dann mag ich wohl ein guter Bürgermeister zu Ypsilon seyn; aber zum Landtage bin ich der Mann, wahrlich! nicht. Da giebt es wohl viel zu schreiben, und du weißt, wie mir die Hand zittert, wenn ich die Feder ergreife!" — „Du alter Narr, erwiderte das Weib, daß du deine Ehre so mit Füßen von der Straßen willst! Auf dem Landtage schreibt man nicht, da spricht man nur. Und wenn du auch nichts zu sprechen wissen solltest, so ist die Ehre doch dieselbe. Was aber das Weitere an dich, so darfst du zu Hause nur sagen: ich halte es mit meinem Vermann, oder mit dem Herrn Hofrath Stockmaier, oder mit dem Herrn Prälaten von Murrhard, und dann ist die Sache richtig. Kurz und

gut, ich ruhe nicht, du mußt" — und der Alte mußte.

Aber wie die Frau Sigmundinn aufschaute, nicht anders als hätte ihr ihr earum caput eine süsse Schäferstunde mit dem Herrn Oberamtmann verdorben, — als das Gericht die Neuigkeit vor ihre Ohren brachte, daß der Vetter Gmelin jeden Stein bewege, um von Stadt und Amt in den Landtag gewählt zu werden. Sie sprühte Feuer und Flammen, sie schimpfte zum Fenster hinaus, daß die Leute auf der Gasse stehen blieben, so oft sie an der Frau Exmagisterinn vorübergieng, rüttelte sie gar undelikat das Hintertheil ihres Rockes, sie lief von Haus zu Hause, um quovis modo Stimmen zu erkaufen, zu erbetteln, und zu erliebeln, sie bestürmte den Oberamtmann unaufhörlich, und war spröde und gefällig, je nachdem es die Umstände erheischten, sie studirte Tag und Nacht im Gesetze, um selbst zu sehen, was in causa quæstionis Rechtens sey, sie pro-

proteſtirte und exzipirte überall gegen den verhaßten Nebenbuhler, und — ſie konnte es mit alle dem nicht hindern, daß er ſich nicht eine Parthey gemacht hätte, die bedeutend genug war, um ihre Hoffnung durch Furcht zu temperiren.

Gmelin hatte beſonders die Stimme des groſſen Haufens, die ihn freylich nicht unmittelbar zu ſeinem Zweck führen konnte, aber doch ſo laut ertönte, daß die Wähler nicht alle Rükſicht auf dieſelbe vernachläſſigen durften. „Der Wurſtſack iſt ein Pinſel, — das ganze Amt wird durch ihn lächerlich, — aber Gmelin hat Gelehrſamkeit und Verſtand, — er wird uns Ehre machen, — er iſt der einzige Mann für dieſe Stelle!" — ſolche und noch viel verfänglichere Reden fielen in den Straſſen, in den Schenken, auf dem Rathhauſe, und ſo gar in des Bürgermeiſters Brandweinſtube. Aber in dieſem Falle war die Stimme des Volkes nicht Gottes Stimme, ſondern ein albernes Traum- und Rauſchgeſchwätze. Denn das iſt überall die Weiſe der Aufklärer und Demokraten. Sie ſchmei-

chein dem Pöbel, spielen ihm zu Gefallen jede Rolle so meisterhaft als Haller und Weberling, betrügen ihn durch die Tugendlarve, mit der sie umher wandeln, thun ihm freundlich und gefällig, und machen ihn dadurch zum Werkzeuge ihres Stolzes und ihres Eigennutzes, oder zu einem Hebel, womit sie alles Gute, was da besteht, lüpfen und über den Haufen werfen.

Endlich trat die Amtsversammlung zusammen. Die Ypsilaner sahen dem Resultate ihrer Berathschlagungen mit derselben ungeduldigen Erwartung entgegen, mit der izt das ganze lesende Wirtembergische Publikum auf die dramatisirte Geschichte des Herzogs Ulrich gespannt ist, welche der Herr Hofschauspieler Aresto, sonst Burchardi genannt, angekündiget hat. Man wählte, und siehe! Gmelin und Wurstsack erhielten — paria, und jede Parthey verharrte so eigensinnig bey ihrer Meynung, daß der ganze Handel stockstille stehen blieb, wie zween Wägen in einer Hohlgasse, wo die Are des einen, der Are des andern entgegen strebt. Man wur-

de

de hitzig, man ſchimpfte, man griff nach den Stöcken, und es fehlte nicht viel, man hätte eine Scene aus dem Nationalkonvent, aus der Periode der Girondiſten- und Jakobiner-kämpfe wiederholt. Der Oberamtmann ſchlug hundert Auskunftsmittel vor. Es war alles vergeblich. Wurſtſack bat ſeine nächſten Nachbarn mit Thränen, um ihre Stimme. „Ihr verdient ſie nicht! Ihr ſolltet euch ſchämen, ſo gierig nach einem Amte zu ringen, dem ihr nicht gewachſen ſeyd!“ erwiederten ſie grimmigen Blickes. Die Narren! Sie wußten nicht, daß dem guten Graukopfe ſein böſes Weib, frühe, als ſie ihm den Mantel anzog, rotunde erklärt hatte: Kommſt du nicht als Landtagsdeputirter zurück, ſo ſollſt du von nun an nicht mehr wiſſen, daß du ein Weib haſt!

In dem die Herrn auf dieſe Weiſe von den Wogen der Zwietracht hin und her getrieben wurden, erhub ſich aus der Mitte der Amtsdeputirten ein Dorfſchulze, und brachte durch einen glüklichen Vorſchlag mit einem male Frieden

den unter sie. „Ihr habt alle, sprach er, das schöne Büchlein des Schulmeisters von Gansloſen geleſen, und ihr seyd auch wohl alle, so wie ich der Meynung, daß wenige Wirtemberger so treuherzig, und so handgreiflich wahr, von Staats- und Landesſachen zu raisonniren wiſſen, als er. Ich ſetze alles Vertrauen in ſeine Weisheit, und iſts euch wie mir, so laſſen wir ihn holen, legen ihm unſern Streit vor, und unterwerfen uns ſeiner Entſcheidung. Ohne ein Auskunftsmittel dieſer Art werden wir nimmermehr eins. Drum hielt ich für's Beſte, wir laſſen den Knoten zerhauen!" — Dieſer Vorſchlag, den ich übrigens nur um der hiſtoriſchen Treue willen und nicht um meinen Schulmeiſterſtolze, von dem meine Appel immer ſo viel renommirt, ein Kompliment zu machen, wörtlich angegeben habe, fand allgemeinen, rauſchenden Beyfall; es ward ſogleich ein gar freundliches, von Oberamtmann und Gericht ſubſignirtes, Einladungsſchreiben an mich verfaßt, und ein Reutender abgefertiget, um mich abzuholen.

Abends

Abends um 4 Uhr ſtand ſein Roß vor meiner Thüre.

Lächelt oder lächelt nicht, meine Herrn und Damen! wenn ich euch mit alle der Offenherzigkeit, die mir ſo natürlich iſt, als den Adelichen ein edler Sinn, und den Stuttgardter Jungfern die Züchtigkeit, unverholen zugeſtehe, daß ich mich durch das Miſſio der ehrſamen Amtsverſammlung zu Ypſilon, nicht weniger gekitzelt fühlte, als ſo mancher Ober- und Unteramtmann im Lande, dem von Sereniſſimo ein gnädigſtes Belobungsdekret zugefertiget worden. Es iſt auch in der That keine Unehre, für einen Mann, auf meiner Stuffe des Glückes, von einem ganzen Magiſtrate zu einem Schiedsrichter erkieſet zu werden. Oder erklärt ihm damit ein ſolcher Magiſtrat nicht vernehmlich genug: Komm' hilf uns zurechte; denn du biſt geſcheuter, als wir alle mit einander!

Auch meine Appel that ganz behaglich, und ſtrich ſich mit groſſer Selbſtgefälligkeit den Bart.

Doch

Doch erregte ſie die Bedenklichkeit, weil ſie einmal gegen alles in der Welt Bedenklichkeiten erregen muß, ob die Herren in Ypſilon nicht ihren gnädigen Spaß mit mir zu treiben belieben. — Ja! ſpaſſen läßt ſich Sebaſtian Käsbohrer von niemand, er ſey auch, wer er wolle. Es kam einſt unſer Herzog Karl mit dem Herrn Oberforſtmeiſter von Kirchheim, dem alten Gaisberg, welche beyde Herrn Gott ſelig haben wolle, in meine Schulſtube herein. „Iſt dieſer Backel für eure Frau da, Schulmeiſter?“ fragte mich der Herzog mit einem ſchalkhaften Blicke. „Nein, Ihro Durchlaucht! für die böſen Buben!“ erwiederte ich, in dem ich ihm den Stock drohend, mit ſtraffem Arm, unter die Naſe hielt.

Ein bischen bang war es mir indeſſen bey dem Handel doch, wie ſo manchem jungen Magiſter, wenn er vor dem Konſiſtorium in Stuttgardt erſcheinen, und aus ſeinem Sartorius, oder aus ſeiner hebräiſchen Bibel Rede und Antwort geben ſoll. Denn es däuchte mich, als wäre

wäre ich in dem Kapitel von der Wahlfähigkeit der Landtags-Deputirten, so ziemlich fremde, und ich konnte den Punkt, auf dem hier eigentlich das objectum litis sizt, nicht gleich so recht ausfindig machen. „Wie greifen wir den Handel an, Willibald?" sprach ich zu meinem Provisor, in einiger Verlegenheit. — „Hm! entgegnete dieser, lassen wir das Corpus completum unsrer Landtagsschriften von dem Pfarrhause herüber kommen, lesen diejenigen durch, die das dogma de electione betreffen, bringen die verschiedenen Meynungen unter das Vergrösserungsglas unsres Systems, und dann muß sich's gleich zeigen, ob Wurstsak oder Gmelin springen soll." — „Hast recht, Willibald!" sagte ich, gieng sogleich ins Pfarrhaus hinüber, und erzählte dem alten und dem jungen Herrn, den wunderlichen Casus, der mir aufgestossen war.

Da fielen die Meinungen ganz verschieden aus. Der Herr Pfarrer behauptete, nur ein Mit-

Mitglied des Magiſtrats könne Landtags-Deputirter werden, und der Ausſpruch ſeines Herrn Collegen, ſey nach den Geſezen und nach der Obſervanz nichtig. Der Herr Vikarius gab ihm das leztere zu, behauptete aber, die Geſeze und die Obſervanz ſeyen hierinn unvollkommen, und dem Beſten des Landes nicht gemäs, und die Vernunft verwerfe den Bürgermeiſter. Durch dieſes pro und contra der beyden Herrn gieng mir ſchnell ein gewaltiges Licht auf, und ſobald ich in demſelben die Sache nur einmal auf dem rechten Fleke hatte, ſo ſahe ich auch ſchon die Stelle, in dem Fachwerke meines Syſtems, in die ſie hinein gehört.

Auf dem Rükwege erinnerte ich mich, daß ich, um des andern Tags frühe genug abreiſen zu können, erſt meinem Barte ſein Recht anthun laſſen müßte. Ich gieng deshalb zu dem Bader hinein, und traf allda den Schulzen und den Förſter, beym Becher. Ich konnte mich nicht erwehren, auch dieſen Ehrenmännern das Heil zu verkünden, das meinem Hauſe wiederfah-

fahren war. Der Bader trat auf die Seite der Indiferintisten, ein System über das unser Landsmann der Herr Professer Niethammer in Jena erst kürzlich eine schöne Abhandlung in sein philosophisches Journal eingerükt, und dem Herrn Stadtschreiber Krais zu Beilstein dedicirt hat. „Ist ein ewiges Gelerm mit dem Landtage, murrte er vor sich hin, indem er das Messer auf der Lederfeile strich, und ist's doch nicht der Mühe werth, daß man nur ein Wort darüber verliert. Was wird mit dem Landtagen herauskommen? Nichts weiter als neue Steuern und Abgaben, und wir werden, nach wie vor, die Lastthiere der Forstmeister, der Jäger, der Amtleute, der Schreiber, und der Schreibers-Schreiber bleiben!" Die beyden andern Kameraden lachten über den patriotischen Eifer des Meisters Putzeweg; in Ansehung des Hauptpunkts aber bedaurte der Schulze, daß die Gerichtsverwandten in der Stadt bey der Wahl der Landtagsmänner denen auf dem Amte immer den Rang ablaufen, ob sie wohl gleiche Rechte hät-

hätten, — und der Herr im grünen Rok, daß die ganze ehrwürdige Nachkommenschaft des Herrn Barons von Nimrod, gar von den Landtagen ausgeschlossen sey, indem ein so grosser Theil des öffentlichen Wehes in ihren Händen liege. Dieses Reden bin und wieder gab mir immer einen neuen Lichtblik auf meine Materie, nach dem andern. Ich begab mich nach Hause, sezte mich mit Willibalden in die Schulstube, und da studirten wir in denjenigen opusculis, die mein Kapitel betrafen, bis der Morgen graute, und wir hättens wohl noch länger getrieben, wäre nicht der Bote mit der Meldung erschienen, daß das Pferd vor dem Hause stehe. Und durch dieses Studium kamen wir der Sache gar bald auf den Grund, und sie lag so deutlich vor uns da, wie das Facit einer Multiplikation.

Die Schriftsteller, welche diesen Gegenstand abgehandelt haben, theilen sich in zwo einander kontradiktorisch entgegengesezte Sekten. Die eine sagt: jeder Staatsbürger kann zum Landta-

ge

ge gewählt werden, er sey so reich als der Blezinger von Königsbronn, oder so arm, als der elendeste Waisenknabe zu Stuttgardt; die andere aber behauptet, die Wahlfähigkeit komme nur den Magistratspersonen zu, und bauet ihre Behauptung auf den ausdrüklichen Buchstaben des Gesetzes. Bey dem ersten Blike springt es schon in die Augen, wenn man anders schwarz und weiß in diesen Händeln zu unterscheiden weiß, daß die erste Sekte aus der Horde der politischen Heteredoxen und Novaturienten bestehet; die zweyte aber zählt alle Orthodoxen, alle Revoluzionsfeinde, und alle die braven Männer, welche kühn und tapfer dem Gifte der Aufklärung entgegenwirken, in ihren Reihen, und folglich auch den Schulmeister von Gansloſen, seinen Provisor Willibald Panzhaaf, und den wirtembergischen Jeremias.

Unter den erstern haben sich besonders der Herr Magister Märklin zu Stuttgardt, und der Herr Amtsschreiber Volley zu Waiblin-

lingen, als erklärte demokratische Weltumkehrer ausgezeichnet. Wäre es nicht für jenen weit geziemender gewesen, wenn er Staatshändel den weltlichen Herrn überlassen, und sich dafür desto inniger mit dem studio biblico, dogmatico und besonders polemico, nach der Vorschrift unsrer weislich entworfenen Cynosura ecclesiastica, vermählt hätte? — Aber der immer mehr überhandnehmende Weltsinn führt die Herrn von diesem Gelichter stets weiter von der Bahn ihres Berufs ab, und wir hören dann junge Leute mit dem Magisterkäppchen, und mit Meyns Tafeln auf der Brust, von Staatsverfassung und Menschenrechten sprechen, was doch alles mit der Heiligen Schrift und mit den symbolischen Büchern so unvereinbar ist, als die ensis mit der stola des Bischofs von Würzburg. Dieser Herr Magister kann sich so gar vor lauter Reformations- und Deformationseifer nicht erwehren, unsre Gesetze ins Angesicht zu schmähen, und geradezu zu behaupten, die Landtagsdeputirten sollten von dem Volke, Mann für Mann

ge-

gewählt werden, so wie z. B. manche Gemeinden ihre Hirten und ihre Nachtwächter wählen. Wie er da mit seinem ganzen Geheimnisse herausplatzt? — Oder verräth er damit nicht deutlich, daß er mit einer französischen Revolution, und mit einer französischen Nationalversammlung schwanger gehet? — Denn was war die Losung zum Ausbruche des Feuers zwischen dem Rhein und den Pyrenäen? Nichts anders als die stürmischen Wahlen der Volksvertreter in Masse.

Desselben Sinnes ist auch sein sauberer Spießgeselle der Herr Amtsschreiber Bollay in Waiblingen. Er verräth seinen ganzen Kram schon durch seine Motto's, welche nichts weniger und nichts mehr besagen, als daß ein jeder die Freyheit haben soll, zu thun und zu schreiben, was er will; und da er diese Motto's aus den Schriften des famosen Immanuel Kant genommen hat, der so frech ist, sogar die Offenbarung zu kritisiren, und die Religion mit aller Gewalt in die Gränzen der bloßen Vernunft hineinzwin-

gen

gen will, aber von unſerm Herrn D. Storr in Tübingen dergeſtalt abgefertiget worden, daß er ſeitdem auch nicht einen Laut mehr von ſich gegeben hat, — ſo iſt's am Tage, daß er unter die Hauptzöglinge der gefährlichſten Aufklärungsſchule gehört, welche ihre Myſteria in einen ſolchen unverſtändlichen Galimathias von Worten einhüllt, daß ich oft ſchon Tage lang über ihren Schriften ſaß, und am Ende doch nicht wußte, ob es gehauen oder geſtochen iſt. Man möchte Blut weinen, wenn man lieſt, wie ſich dieſer freche Mann nicht entblödet, das Heiligthum unſrer Geſetze anzutaſten, wie er ſich dreht und wendet, um ſeine ſataniſchen Grundſätze recht lieblich und annehmlich darzuſtellen, und wie er ein ſo hohes Maaß von Gaben und Kenntniſſen verſchwendet, um in unſerm lieben Wirtembergerlande einen babyloniſchen Thurmbau vorzubereiten.

Doch dieſe Herrn und ihre ganze Genoſſenſchaft iſt mit Schimpf und Schande in die Pfanne gebauen, von zween feſten, tapfern Kämpen

pen, die, durch die Bande des Geistes und der Verwandtschaft an einander gekettet, gegen sie zur Fehde ausgezogen sind, und einen vollständigen Sieg über sie erfochten haben. An dem Faden des Gesetzes durchwandeln die Herrn Kerner und Rümmelin das Labyrinth der Sophistereyen ihrer Gegner, und beweisen gründlich und augenscheinlich, „daß nach den Landes„kompaktaten, nach herrschaftlichen Reskripten, „und nach der Observanz" seit den grauen Vorzeiten des Alterthums „nur magistratische Mäns„ner in den Landtag gewählt werden können, „daß die Bürgermeister gewöhnlich die tauglich„sten dazu seyen, daß ein Deputirter kein Ge„lehrter zu seyn brauche, indem ihnen die Se„kretairs und Konsulenten schon die nöthigen „Fingerzeige geben (oder ihnen, wenn es seyn „muß, mit dem Holzschlegel winken,) können, „daß salomonische Weisheit und Beredsamkeit „mit Engelszungen, ohne die magistratische „Würde, nichts helfen, und daß die erste Fra„ge an einen jeden Deputirten, bey seinem Ein-

„tritte in den Landschaftssaal, die seyn soll: „Freund! hast du ein hochzeitliches Kleid an?" — Und alle diese Sätze sind so bündig bewiesen, und dem Ludimagister von Gauslosen so ganz aus der Seele geschrieben, daß das Schikſal des Vetter Gmelins in demſelben Augenblicke unabänderlich bestimmt war, in dem die Kerner-Rümmelinischen Hebemaſchinen auf das Käsbohrerische Ideenmagazin zu wirken anfiengen.

Wir ſaſſen, wie geſagt, noch über dem Corpore unſrer Landtagsſchriften, als mir der Bote meldete, das Pferd ſtehe vor der Thüre. Ich machte mich eiligſt fertig, nahm von meinen Leuten Abſchied, beſtieg in Gottes Namen das laſtbare Thier, faßte mit der rechten Hand den Zaum und die Mähne, ſtäuperte mich mit der linken wohlweislich auf den Sattelknopf, klemmte die Kniee tüchtig ein, gab meiner Roſinante einen Stich, —

Und Hurre, Hurre, Hop, Hop, Hop!
Giengs fort im ſauſenden Galopp,

Daß

Daß Kies und Funken ſtoben
Und Pferd und Reuter ſchnoben!

Ein recht ärgerlicher Streich begegnete mir aber unterwegs. Die Roſinante lief wie wüthend in einem Takte fort, und ein heftiger Sturmwind packte mich bald a priori, bald a posteriori, bald a latere. Da meine Hände ſchon genugſam engagirt waren, ſo mußte ich das Oberthell meines Leibes ſeinem Schikſale überlaſſen. Gerade auf der Remsbrücke vor Schorndorf kam ein neuer, gar unverſchämter Windſtoß, nahm mir Hut und Peruke hinweg, trieb beyde in das Waſſer, und ſo verſchwanden ſie vor meinen Augen. Da das Pferd durchaus nicht über ſich diſponiren ließ, und auch den verfluchten Freyheits- und Aufklärungsteufel im Leibe zu haben ſchien, ſo trabte es unaufhaltſam durch Stadt und Dörfer fort, ohne daß es ſich anhalten ließ, und ich mußte mir es gefallen laſſen, daß mir überall die Buben nachfolgten, wie ehemals dem gottſeeligen Eliſa,

mit dem wilden Geschrey: „Seht! seht! da reitet einer ohne Hut!"

Zum Glük fieng das Thier endlich an müde zu werden, und als ich das Städtchen Ypsilon vor mir liegen sah, wurde es um sehr viel traktabler, und begann in einen ordentlichen Schritt einzulenken. Indem ich mich wegen meines bekannten Anliegens nach einer menschlichen Wohnung umsah, trat eine sehr vornehme Frau aus einem Gartenhause an der Strasse hervor, machte einen tiefen Kniks, und erkundigte sich gar holdseeliglich: ob ich nicht der Schulmeister von Ganslosen sey? Auf mein „Zu dienen, Madame!" bat sie mich, daß ich absteigen, und ein Frühstük mit ihr geniessen möchte. „Ja, liebe Frau! erwiederte ich, da müssen Sie sich an mein Pferd addressiren." Sogleich rief sie ihren Taglöhner herbey, der das ungeschlachtige Thier mores zu lehren wußte. Ich ward in das Gartenhaus geführt, und vernahm hier, daß ich die Madame Wurstsack vor mir habe. Sie empfahl mir die Sache ihres Gat-

ten

ten aufs dringendste, und ließ mitunter auch ein paar Worte von reeller Erkenntlichkeit fallen. „Das ist alles nicht nöthig, liebe Frau! sagte ich, Gmelin muß springen, und damit punktum!" Sie bewirthete mich aufs köstlichste, ließ einen Hut, und die Perücke des Herrn Spezials für mich herbeyholen, und so gieng ich dann durch die Hinterthüre, vollends in die Stadt, und trat im Waldhorn, linker Hand vom Thore, ab.

Am vordern Tische saßen etliche Amtsdeputirte, welche wegen des heute zu entscheidenden Haders, ex officio hereingekommen waren. Ich gab mich klüglich nicht zu kennen, nahm auf der Ofenbank vorlieb, ließ mir mein Schöpchen alten bringen, und lauschte neugierig, was die Herrn da unter einander handelten. Sie schienen alle von Gmelins Parthie zu seyn. Ein junger Substitut, ein süsser, feiner, hochfrisierter Herr, wie es noch vor 10. Jahren im ganzen Lande keinen Substituten gegeben hat, führte das præsidium unter ihnen, und orakelte gewal-

waltig, aus dem Syſteme der Demokraten, gegen mein Syſtem, von der Wahlfähigkeit, und mit aufgeſperrten Mäulern ſaſſen die Laffen da, damit ja von allem Unrath, den er fallen ließ, kein Gran verlohren gehe.

„Es iſt wahr, ſprach er, in hochweiſem, philoſophiſchem, ſelbſtgefälligem Tone, daß unſer älteſtes Geſetz die Wahlfähigkeit nur auf Perſonen von Gericht und Rath einzuſchränken ſcheint, und daß eine lange Obſervanz dieſes Geſetz beſtätiget hat. Aber da ſpätere Geſetze jene Beſchränkung ausdrüklich übergehen, und auch manchmal von jener Obſervanz abgewichen worden iſt, ſo bleibt uns zu unſerer Vorſchrift nichts Verbindliches über, als der Geiſt jenes Geſetzes, daß nämlich ein ehrlicher, frommer, tapfrer Mann, der in der Landſchaft Sachen und Händel erfahren und berichtet iſt, gewählt werden ſoll. Die Natur der Sache und die geſunde Vernunft erlauben es auch durchaus nicht, daß wir jene willkührliche Beſchränkung noch immer reſpektiren ſollten. Der Landtag ſtellt das ganze

ze Volk vor; er ist ein Ausschuß aus der ganzen Nation, um die Beschwerden derselben dem Gnädigsten Herrn vorzulegen, und die Erhebung der Staatsbedürfnisse von dem Bürger, zu regulieren. Was ist natürlicher, als daß alle Glieder des Körpers, der hier repräsentirt wird, dasselbe Recht haben, in das Corps der Repräsentanten aufgenommen zu werden, da auch ihr Interesse und ihre Pflichten vollkommen gleich sind? — Wäre bloß von einer **Repräsentation der Magistrate** die Rede, so wäre jene Meynung ganz vernünftig. Aber so, da eine **Repräsentation des ganzen Volkes** aufgestellt werden soll, so darf auch keinem aus dem Volke, wenn er nur ein ehrlicher Mann ist, der Zutritt in dieselbe verschlossen werden, ausgenommen denjenigen, welche in dem Brode des Landesherrn stehen, um deswillen die Vermuthung gegen sich haben, daß sie leichter als andere in die Versuchung kommen könnten, das Interesse des Volkes, zum Vortheil des Herrn zu vernachlässigen. Die Wahlfähigkeit liegt also beynahe einzig in

der

der innern Bedingung, die von dem Geſetze angegeben iſt, in der Einſicht, Geſchicklichkeit, und Rechtſchaffenheit der Kompetenten. Und findet man denn dieſe nur bey unſern Bürgermeiſtern und Senatoren? — oder bey ihnen auch nur in einem vorzüglichen Grade? Ich verneine beydes. Dieſe Herrn ſind entweder Handwerksleute oder Schreiber, und bey den erſtern, wie bey den leztern, wie ſelten iſt bey ihnen der philoſophiſche Geiſt, die vaterländiſche Geſchichts- und Geſetzkenntniß, die Gewandtheit in Geſchäften, die Beredtſamkeit und Dreiſtigkeit, und der geläuterte Patriotismus, ohne die unſre Landſchaft ein ewiges Jaherrnkollegium bleiben, und an dem Gängelbande eines oder einiger Uſurpatoren geleitet werden wird. Aber man laſſe die Wahl frey, man eröffne den Geiſtlichen, den Aerzten, den Profeſſoren, den Advokaten, den Kaufleuten, den Oekonomen, den Zutritt in den Landtag, und dann wird er bald ein, durch innere Kraft und Selbſtſtändigkeit ehrwürdiger Senat, die Grundſäule unſrer vortreflichen Verfaſſung,

ſung, und ein unfehlbares Mittel ſeyn, daß wir, in Abſicht auf unſre Geſetzgebung und Verwaltung, in dem Geiſte unſrer Konſtitution, mit der Entwiklung der philoſophirenden Vernunft gleichen Schritt halten, und die öffentliche Achtung und den blühenden Wohlſtand erſtreben, die bis izt nur eitler Wunſch des patriotiſchen Wirtembergers geblieben ſind. Deßhalb bin ich ganz für unſern wackern Gmelin, und ſtimmt der Schulmeiſter von Ganslosen, welches mir, vermöge ſeines albernen Trutzlibells, nur allzuwahrſcheinlich iſt, nicht für ihn, ſo ſoll er auf dem Rückwege Hals und Beine brechen!"

„Da wolle Gott vor ſeyn!" dachte ich, fand aber daneben doch mein Konzept ein wenig verrükt. Denn dieſer jakobiniſche Gorgias hatte mich durch den Strom ſeiner Beredtſamkeit, und durch den impoſanten Nimbus ſeiner Worte dergeſtalt betäubt, daß mein Syſtem vor meinen eigenen Augen zu wanken begann, wie ein Schifflein im Sturm, und ich würde in der That, hätt' ich ihm auf der Stelle obſtat halten ſol-

len

len, kein Wort haben antworten können. Zum Glük klingelte die Rathhausglocke, die Herrn begaben sich auf ihren Posten, und ich folgte ihnen nach.

Der Herr Oberamtmann machte brevissimis seine Propositionen. Ich nahm meinen Hut unter den linken Arm, zog die Perücke, die, da sie mir nicht kopfgerecht war, immer hinten hinunter wollte, einen halben Zoll tiefer in die Stirne herein, eröffnete zwey Knopflöcher in meiner Weste, schnitt eine gelehrte Miene, räusperte, und begann dann mit einem tiefen Bücklinq mein Gutachten, wie folgt:

„Qui cum lege navigat, tute navigat! mit diesen Worten, meine ehrsamen lieben Herrn! welche wir am besten also verdeutschen können: es reitet sich besser auf dem frommen Pferde der Gesetze, als auf dem Besenstiele der Vernunft, — mit diesen Worten bin ich heute früh von meinem Helmwesen abgereißt, indem ich in denselbigen die ratio decidendi ausgedrukt fand, auf die es bey der mir von euch vorgeleg-

ten

ten Frage eigentlich ankömmt. Soll Gmelin, oder soll der hier anwesende Herr Burgermeister Wurstsack zum Landtage deputirt werden? das ist der Zweifelsknoten, über den sich unter euch ein Zwiespalt entspannen hat. Ich hoffe, durch ein einleuchtend gerechtes, wahres und klares Urtheil diesen Spalt entweder zu verstopfen, oder eure Meynungen wieder in einander hineinzufügen, daß auch nicht die kleinste Ritze mehr zwischen ihnen sichtbar seyn soll."

„Wenn ich unsern Codex aufschlage, und unsre Gesetze, welche von der Beschickung des Landtages handeln, um Rath frage, so fällt mir gleich in die Augen, daß die älteste hierüber gegebene Verordnung ausdrücklich einen von Gericht und Rath fordere, und daß diese Bedingung nicht nur nie aufgehoben, sondern auch durch neuere Rescripte, und selbst durch das neueste Ausschreiben, worinn der itzige Landtag angesagt wird, bestätiget worden. Es ist auch seit dritthalb hundert Jahren, in Wirtemberg niemand eingefallen, von diesem Gesetze abzugehen,

hen, und bey allen unſern Landtagen hat man ſich in Praxi ſtreng nach dem gerichtet, was von den lieben Alten ſo weislich verordnet worden. Da folglich das Geſetz und die Obſervanz ſchlechterdings auf einem aus Gericht und Rathe beſtehen, ſo machten wir uns der ſträflichſten Uebertretung ſchuldig, wenn wir dieſe gedoppelte untrügliche Norm unſres bürgerlichen Betragens aus den Augen ſetzen wollten. Zwar führen die Neuerer eine Menge Gründe gegen dieſes Geſetz an, erklären es, wie Bahrdt und Kant die Bibel, das heißt, aus ihrem armſeligen Syſtem, berufen ſich auf neuere Geſetze, worinn jener Beſchränkung nicht gedacht iſt, und machen auch durch ein paar Beyſpiele vom Gegentheile die Obſervanz ſtreitig. Allein gegen das leztere bemerke ich, daß eine Schwalbe keinen Sommer mache, und gegen ihre willkührliche Exegeſe, berufe ich mich auf das Urtheil eines jeden Unpartheyiſchen, der zwey Augen hat, um das Vidimus des glorwürdigſt regierenden Herzogs Ulrich zu leſen, und einen

Ver-

Verſtand, um das Geleſene zu begreifen. Ja wenn auch unſere Geſetze hierinn, ut ajunt, eine wächſerne Naſe haben ſollten, ein Supplement, das jene Herrn von der demokratiſchen Parthey allen Dingen anzuhängen wiſſen, ſo genüget uns doch ſchon das löbliche Herkommen, und das ſpricht überlaut für die Herrn aus Gericht und Rath."

„Man muß in allem beym Alten bleiben — das iſt das Symbolum des Schulmeiſters von Ganslosen — und beſonders in dieſen lezten Zeiten unverrükt und feſt darauf verharren, da uns überall die traurigſten Beyſpiele lehren, wie erſchrekklich viel Unheil aus der itzigen Neurungsſucht der gottloſen böſen Welt entſpringe. Man klagt, um nur ein Beyſpiel anzuführen, in unſerm lieben Vaterlande über das gewaltige Einreiſſen freygeiſteriſcher Meynungen, ſelbſt unter unſer Kleriſey, und über einen überhandnehmenden Sittenverfall, dieſe Klagen ſind gegründet, aber man darf nicht weit gehen, um die Urſachen von dieſem ganzen Verderben auf-

zu-

zufinden. Wir haben neue biblische Summarien und ein neues Gesangbuch eingeführt; wir lassen unsre Professoren Kollegia über Kant lesen; wir haben das compendium classicum auf unsrer Universität reformirt; wir haben das Predigen während des Essens im theologischen Stift in Tübingen abgeschaft; wir haben das Format unsrer Kinderlehre geändert — und nach allen diesen Neuerungen verwundern wir uns noch über den obigen Verfall? Ein weiser Mann ist überall für's Alte. Der Gang der ganzen Natur verdammt alle Neuerungen. So wie die Sonne vor zwey tausend Jahren am Himmel wandelte, so wandelt sie noch, und der Farre in Ganslosen besprengt die Kühe noch immer nach demselben methodus, wie sein Urgroßvater in der Arche Noäh. — Und wir flatterhafte, unbeständige, weltverwendische Wirtemberger wollen alles umschaffen, alles verwandeln, alles metamorphosiren, und eben drein sind wir noch verblendet genug, in dieser unnatürlichen Thorheit den Charakter der Weisheit aufzusuchen."

„Die

„Die Anschläge, welche man bey Gelegenheit des neusten Landtages, oben und unten im Lande, gegen jenes Recht der Magistratspersonen gemacht hat, sind eine Folge des französischen Freyheitsschwendels, der seit einigen Jahren bey uns nicht weniger graſſirt, als im vorigen Herbste die wüthige Viehseuche. Man will den Landtag in eine Nationalversammlung, Stuttgardt in ein Paris, und Wirtemberg in ein Frankreich umschaffen. Das erklären unsre feinen Herrn deutlich genug, indem sie mit dürren Worten behaupten, der Herzog müsse von dem Landtage Gesetze annehmen, und die Deputirten seyen Volksrepräsentanten: da doch der Landtag lediglich kein anderes Ziel hat, als die Bestimmung der Art und Weise, wie die zur Rettung Land und Leut erforderlichen Summen von den Unterthanen zu erheben seyen. Nun aber sehen unsre Jakobinerassen ein, daß ihnen unsre Bürgermeister und Senatoren ihre Absichten in Ewigkeit vereiteln werden, machen deßhalb Anstalt sie aus ihren Rechten zu verdringen,

und

und sich dieselben dann selbst anzumassen, und fordern eine unumschränkte Wahlfähigkeit, damit sie ans Brett kommen, und ihre grosse Reform beginnen können. — Wer Ohren hat zu hören, der höre!"

Einen Beweis für meinen Satz, gibt uns selbst unsre heilige Geschichte. Als der Mann nach dem Herzen Gottes sich auf den Thron über Juda und Israel gesezt hatte, so veranstaltete er auch einen Landtag, zur Befestigung seiner Regierung, berief aber nur die Aeltesten, das heißt, die Herrn von Gericht und Rath, dazu, und es gieng alles gut. Hingegen sein Enkel Rhehabeam ließ in denselben Falle Krethi und Plethi zusammen laufen, und siehe! der Janhagel kündete dem König den Gehorsam auf, und Salomons Reich zerspaltete sich. — Wer das lieset, der merke darauf!"

„Ueberhaupt sehe ich nicht, wie ein Mann, der weiter nichts als purer, puter Unterthan ist, sich das Recht anmassen will, in irgend einer Staatsverhandlung zu stimmen, Die ganze Men-

Menſchenmaſſe in jedem Staate, beſteht aus zwo Klaſſen, aus der regierenden und der gehorchenden. Die erſtre, die regierende, hat ihre Macht von dem Fürſten, in deſſen Perſon alle Staatsgewalt koncentrirt iſt, und ob ſie gleich nur ſtellvertretend handelt, und nur ein von der Willkühr des höchſten Oberhauptes abhängiges Recht beſizt, ſo muß in ihr doch die Perſon des Fürſten reſpektirt werden: hingegen die leztre, die gehorchende Klaſſe, iſt im Staate eine bloſſe Null, ſie iſt in der Hand der erſtern eine Maſchine ohne Selbſtſtändigkeit und Perſönlichkeit, ſie hat keinen eigenen Willen, und muß ſich in allen Fällen nur paſſiv verhalten. Dieſe Grundſäze ſind ganz unbedingt wahr, und weicht man manchesmal in praxi von ihnen ab, ſo geſchiehet es blos aus allerhöchſter Milde, die aber meiſtens viel Böſes erzeugt, ſo wie überhaupt die milden Regierungen weit mehr Tadel verdienen als die ſtrengen. Wenn nun aber ein Fürſt einen Landtag ausſchreibt, um ſich mit ſeinen Unterthanen über irgend eine

Finanzoperation zu berathen, verſteht es ſich da nicht von ſelbſt, daß blos Leute aus der regierenden Klaſſe gemeynt ſeyn können, indem ja die andern durchaus weiter nichts als Maſchinen ſind? Ruft ſie der Fürſt zu ſeinem Dienſte auf, dann verändert ſich die Sache; erkühnen ſie ſich aber, ſich ſelbſt in Bewegung zu ſezen, dann ſind ſie in dem Zuſtande des Aufruhrs, und es iſt Zeit, mit Kanonen und Bajoneten zu kommen.“

Zwar wollen unſre Welt- und Landesumkehrer, die eben ſo, wie der literariſche Exdiktator Friedrich Nikolai in Berlin, nach Kozebues Ausdruk, alles allein wiſſen, und alles beſſer wiſſen, und alles am beſten wiſſen, — in ihrem ſtolzen Weisheitsdünkel behaupten, unſre Senatoren und Bürgermeiſter ſeyen gröſtentheils die Leute nicht, welche philoſophiſchen Geiſt und Landeskenntniß genug haben, um auf unſern Landtagen mit Ehren ſprechen zu können. Was die Landeskenntniß anbelangt, ſo fehlt es freylich

freylich besonders bey den meisten Herrn von der Feder gewaltig, und es sind bis izt in ihrem ehrenwerthen Kollegium nur wenige Männer wie ein Weisser erschienen, — und sie wissen grösstentheils so wenig gründliches von unsrer Geschichte und Verfassung, als von der Geschichte und Verfassung des hochberühmten Kaiserthums Monomotapa. Doch das hat nichts zu bedeuten. Denn für was hätten wir unsre Advokaten, und Konsulenten, und Sekretairs in der Landschaft, wenn die Assessoren selbst Kenntnisse und Gelehrsamkeit besässen? Jene Herrn sind eigentlich die Informatoren der Deputirten, welche ihnen sagen sollen, was nach der Geschichte und den Gesetzen Rechtens ist, und diesen bleibt es dann vorbehalten, ihnen, so bald sich ihr Gutachten mit ihrem natürlichen Sensus communis konjungirt hat, das Amen nachzurufen. Zu diesem Nachruf gehört aber weder Genie noch Erudition! — Hingegen philosophischen Geist, den unsre Demokraten so eifrig anempfehlen, brauchen wir gar nicht. Denn dieser

ser saubere Genius macht das Gerade krumm, das Schlechte heckerecht, das Herkommliche zur Thorheit, und das Gesezlichautorisirte zum Gespötte. — Vor ihm behüte uns lieber Herre Gott!"

„Ja ich möchte erst sehen, was wir für Leute in unsre Landschaft hinein bekämen, wenn die Wahlen, wie man es izt haben will, nach französischer Art und Kunst organisirt würden. Unser Landtag würde dann so bunt und kraus, als die Nationalkonvention in dem neuen Babel. Mein Gott! da sässen Pfaffen, und Komödianten, und Schulmeister, und Friseurs, und Salpetersieder, und Abdeker, und Exmagister, und weiß der Himmel, wer sonst noch, unter und neben einander, und die Weisheit stünde zur Seite, und deutete, mit trübem Blicke, in das confusum chaos hinein, und spräche: siehe, Israel! das sind deine Götter!"

„Wollen wir also, meine lieben Herrn! beym Alten bleiben, und um kein Jota abweichen

von

von dem Buchstaben des Gesezes, und von dem Wegzeiger der Observanz. Und wiche auch jedermann davon ab, so wird doch der Schulmeister von Gauslosen dabey verharren, und immer und ewig behaupten, und darauf leben und sterben, daß die Landtagsstelle von Ypsilon, von Gott und Rechts wegen niemand gebühre, als dem ehrnhaften Herrn Bürgermeister Sigmund Wurstsak!"

Ein lauter Jubel schallte durch den ganzen Saal. Die Macht meiner Rede hatte beyde Partheyen vereiniget. Jedermann drang sich hinzu, dem Alten Glük zu wünschen. Todesbleich stand er da, der gute Graukopf. Dumm und ehrlich gletzte er mich an, ergrief mit thränenden Augen meine Hand, und stammelte sein: Schönen Dank, Herr Käsbohrer!

Die Versammlung zerstreute sich, und auch ich gieng, fröhlich über den glüklichen Streich, den ich unsern Deutschfranzosen gespielt hatte, meine Strasse. — Plözlich fühlte ich mich im Nacken

Nacken gepakt, und eine derbe Maulschelle plazte auf mein Angesicht.

„Wehrt euch, Schulmeister! das ist die vertrackte Exmagisterinn!" rief die Madame Sigmund aus dem nächsten Fenster.

Ich hielt das rasende Weib mit straffem Arm fest. Aber unversehens hatte sie sich losgeschnellt, riß mir die Perücke vom Kopfe, und fieng an sie zu zerfetzen.

„Um Gottes willen nicht, liebe Frau! rief ich in jämmerlichem Tone, sie gehört dem Herrn Spezial!"

Ich schlug meine Augen auf, und siehe, meine Appel, im bloßen Hemd, hatte mich um den Hals gefaßt.

„Rette doch die Perücke, Appel!" schrye ich überlaut.

„Ums Himmels willen, Sebastian! bist du rasend?" sagte sie.

Ich

Ich rieb mir die Augen. Ich ſahe um mich her. Alles war verſchwunden. Ich lag im Bette. Ich hatte geſchlafen. Das Ganze war ein — Traum.

Was es einem doch nicht für wunderliche Sachen träumen kann! —